

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Fünfundvierzigster Jahrgang.

1851.

Januar.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Als eigentliches Unterhaltungsblatt bleibt ihm die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter des Blatts entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“ kostet fl. 14. oder Rthlr. 8.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 1. Mittwoch, 1. Januar 1851.

Du warst die Seltne, die gehorcht
Des Ruhmes lockender Sirene,
Und keine Tünche je geborgt,
Und keine süßen Taumeltöne.

Annette Droste-Hülshof.

Multorum mores hominum quae vidit. —

Horat:

Bilder aus dem Berlin von ehemals.

Die neue Zeit ist so schlimm, daß man sich freut, einen Blick in die alte Zeit Berlins zurückwerfen zu können. Einen solchen, und einen sehr interessanten, verschafft uns der Biograph einer ausgezeichneten Frau, die, einst hochberühmt, vor wenigen Jahren hochbetagt, eine Achtzigerin, gestorben ist. Es ist dieß die Hofräthin Herz, als schönste Frau ihrer Zeit gepriesen, tugendhaft, liebenswürdig, geistreich, der Mittelpunkt eines geistig geselligen Lebens, an der gleich wie am alten Nestor ganze Geschlechter vorübergegangen waren, und die ihr Biograph, Fürst, mit der berühmten Französin, Madame Recamier, vergleicht. Es kann uns nicht darauf ankommen, diese lange und nicht ohne Geist durchgeführte Parallele hier wieder zu geben, denn so viele Vergleichungsglieder sich finden, so viele Abweichungen ließen sich auch in der Regel entdecken, wenn es nicht eben die Aufgabe wäre sie unentdeckt zu lassen und da, wo sie zum Vorschein kommen, zu Gunsten des thema probandum zu verhüllen. *)

Die Herz war jedenfalls eine bedeutende Erscheinung ihrer Zeit, auch wenn sie nicht mit der schönen und liebenswürdigen Recamier so viele Eigenschaften gemein gehabt hätte. Sie griff nicht in die Zeit ein, aber sie empfing aufs lebhafteste alle Eindrücke derselben, und zog durch ihre Schönheit, Liebenswürdigkeit und ihre wohl angebrachten Kenntnisse alle bedeutenden Männer und Frauen in ihren Kreis. Da sie über 80 Jahre alt starb und von Jugend auf gefeiert, in ihrem hohen Alter noch geschätzt und anerkannt war, so konnte sich ein Zeitraum von über 60 Jahren in ihrem Leben spiegeln, und welcher Zeitraum, da sie als Jungfrau fast schon den Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erlebt, und lange nach der Thronbesteigung des gegenwärtigen Königs von Preußen noch gelebt hat! Die Gebrüder Humboldt waren ihre Jugendgespielen, und Alexander von Humboldt gedachte, als sie schon über 80 Jahre zählte, der alten Freundin, und daß die Tage des Alters für sie nicht so glücklich waren als die sie verlebt, und er verschaffte ihr vom König für diese lezten Tage eine verhältnißmäßig nicht unansehnliche Pension. Sie hatte Mirabeau gesehen und gekannt, lange vor seiner gewaltigen Thätigkeit, als er Gesandter in Berlin war, die Genlis, die Staël; Schleiermacher, lange er berühmt geworden, war ihres Hauses Freund gewesen; sie kannte die Schlegel, Jean Paul Friedrich Richter, Henrich Steffens, Chamisso. Eigentlich möchte man sagen, wen hat sie nicht gekannt? und jeder, der sie kannte, sagte nur Gutes von ihr. Sie war eine ebenso schöne und liebenswürdige als tugendhafte Frau.

Aber über sie selbst und das Buch als solches ist anderwärts schon viel gesagt, und wird auch wohl anderwärts noch viel gesagt werden. Wir nehmen es dießmal nur in die Hand, um einige der Spiegelbilder aus dem alten Berlin, dem noch nicht politischen, an uns vorübergleiten zu lassen. — Die Herz war die Gattin eines seiner Zeit sehr berühmten jüdischen Arztes, Marcus Herz, und die Tochter eines auch berühmten Arztes, De Lamos, von portugiesischer Abkunft.

*) Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. Berlin 1850. (Wilhelm Herz.)

Wer in jene Zeit zurückblickt, weiß, daß der Jude ein abgetrenntes Wesen von der andern Bevölkerung war. Man zog ihn nur hinein als Rarität, wenn er eine war, oder man besuchte seine Kreise, der Rarität wegen. Das aber thaten nur Männer, die so auf der Bildung Höhen standen, daß sie es wagen durften. Die Herz aber lebte hinüber in eine ganz andere Zeit, die der extravaganten Genialität, wo die Fesseln des Herkommens und der Sitte abzuwerfen dem, der es that, schon als Zeichen der innern Genialität galt, wo man einerseits in Paradoxien, andererseits in Lüderlichkeit sich erging, um sich nur von dem profanen Vulgus zu unterscheiden. Zu jener Zeit blühten die geistreichen Juden, die im Feuer der Romantik auch Sonette auf die Jungfrau Maria machten, und in jener Zeit konnten geistreiche Jüdinnen der Mittelpunkt des gesellschaftlichen und geistreichen Lebens seyn, wie es in Berlin sich später nicht wieder gestalten wollte. Aesthetik, Politik, Philosophie und Religion schwammen damals bunt durcheinander auf den Höhen, nicht gerade der Menschheit, aber der Gesellschaft.

In zwei verschiedenen Zeitpunkten also war es der ausgezeichneten Frau gegeben, tiefe Blicke in das Leben der Geister der Zeit zu werfen, in jener aus subjektiver Abgeschlossenheit auf das bunte Leben außer ihr, in dieser als Mitlebende und Mitspielende. Wenn sie selbst Memoiren geschrieben hätte, wäre es eine reiche Schatzgrube geworden; sie hat es nicht gethan. Sie blieb, die Gefeierte, in reiner Weiblichkeit die ruhig theilnehmende Beobachterin. Aber gern von ihren Erfahrungen jüngeren Freunden später mittheilend, fand sie einen, der nach den Gesprächen mit ihr deren Inhalt, meist ihre Worte niederschrieb. Die sie näher gekannt, wollen indessen behaupten, es seyen nicht ganz ihre Worte, und ihre Vorstellungen, selbst ihr Wesen sey in diesen Bildern nicht getreu wieder gegeben, vielmehr habe der Biograph von seinen eigenen Anschauungen vieles hinzugesezt, und lasse die anspruchslose Frau eine Sprache reden, gegen die sie protestirt haben würde, da sie nie gelehrt, kritisch, richtend aufgetreten. Wie dem nun sey — wer kann überhaupt entscheiden, wie eine Frau, die jezt bald neunzig Jahr alt wäre, zu den verschiedenen Zeiten ihres Lebens gesprochen, gedacht, geurtheilt hat! — uns kommt es darauf nicht an, wir haben es hier nur mit dem Objekt, den Personen zu thun, welche sie oder ihr Biograph uns vorführen, und die interessanten Züge, die sie uns von ihnen geben, sind nicht erfunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Bilderläden.

I.

Wer in Paris aus Gründen, die man niemanden auseinanderzusetzen, kaum jemanden anzudeuten braucht, sich die kostspieligeren Vergnügungen versagen muß, der findet zu seinem Zeitvertreib, wenn er anders Muße dazu hat und geistig und körperlich nicht völlig blind ist, reichen, unentgeltlichen Ersatz in den vielen Bilderläden, welche diese stets sich erneuende Werkstätte und Vorrathskammer aller erdenklichen Civilisationsphänomene in sich schließt.

An Gemälden ersten Rangs mögen andere Städte eine bedeutendere Auswahl bieten; an Kupferstichen, Steindrücken, getuschten Blättern hat wohl kein Ort in der Welt einen solchen Schatz wie Paris. Es besizt deren von jeder Sorte, aus Nord, Süd, Ost und West, die seltsamsten und die alltäglichsten, vom gemeinsten Schlage und von der ausgesuchtesten Vortrefflichkeit, in seinen vornehmsten und luxuriösesten Bezirken wie in seinen schmutzigsten und ärmsten Vierteln.

Einer der ersten Gänge des Vergnügungsreisenden, der in Paris ankommt, ist gewiß nach dem Palais Royal. Das Palais Royal oder Palais National, um gesinnungstüchtig zu reden, ist der Mittelpunkt von Paris, und in der Meinung eines patriotischen Franzosen das wahre Centrum der Kultur. Es liegt außerdem in der Nähe der von den Fremden am meisten besuchten Gasthöfe und gibt mit seinen Luxusbuden, seinen Cafés, seinen Buchhandlungen und seinem von gesprächigen Spaziergängern und spielenden Kindern bevölkerten Garten, Abends zumal, im Zauberstaate der Gasbeleuchtung einen ziemlich vollständigen Abriß der kontrastenreichen Hauptstadt, und selbst das Elend, selbst die alles aufzehrende Verderbniß, wenn sie auch in diesen wohlüberwachten Räumen nicht öffentlich und frech sich zeigen darf, sind hier so gut wie in den verrufensten Gegenden von Paris zu Hause.

Willst du aber in diesem umfangreichen Gebäude nicht bloß die Oberfläche von Paris in einem gedrängten Bilde überschauen, sondern eine Inhaltsanzeige der mannigfachen Triebe und Richtungen in dem sittlichen, politischen und geistigen Leben eines großen Theils der französischen Gesellschaft dir verschaffen, so mustere den Bilderladen, der vom Palais Royal auf die jezt die „Straße des 24. Februar“ geheißene Rue de Valois hinausgeht.

Du wirst dort im Ganzen nicht viel Werthvolles, wenig Stiche nach alten Meistern, keine seltenen Federzeichnungen, und was dir begegnet, wohl auch an-

derswo antreffen; aber schwerlich dürfte anderswo alles, was das gewöhnliche Publikum anzieht und beschäftigt, so auf Einem Punkte vereinigt seyn. Dieser Bilderladen, mit dem auch ein äußerst gemischter Buchhandel verbunden ist, stand lange in dem Rufe, daß sein Hauptgeschäft in dem Absatz unsittlicher Waare bestehe. Die Gerichte haben mehrmals unter dem gedruckten sowohl als lithographirten Zeug dieser Art schonungslos aufgeräumt und sehr fühlbare Geldstrafen haben die ganze Boutike dem Ruin nahe gebracht. Aber Unkraut verdirbt nicht; noch immer sieht man ziemlich freie Bilder dort aushängen, und die verwegensten Dinge mögen, der lieben Polizei wegen, dem bloß gaffenden und nicht kaufenden Straßenpublikum verborgen werden. — Wer jedoch mit einer nur einigermaßen ästhetischen Seele begabt ist, wird von diesen frechen Darstellungen eher angewidert als angezogen werden, und nur rohe, wenn auch äußerlich durch die wohleingehaltenen Verbindlichkeiten des Umgangs noch so bezähmte, doch immer rohe Lüsternheit kann an derlei Erzeugnissen sich laben.

In den ersten Zeiten der revolutionären Ausgelassenheit, nach dem Februar, gönnte sich diese Frechheit die üppigste Entfaltung, und dieses entfesselte Volk, das in den Tagen der vollständigsten Anarchie jeden Frevler an fremdem Eigenthum ohne langen Prozeß erschoß, ließ die ärgste Empörung gegen die Scham gleichmüthig hingehen. — Die Polizeipräfekten, die, als sich die Dinge wieder regelmäßiger gestalteten, aufeinanderfolgten, änderten an diesem System plebejischer Duldsamkeit nicht viel und sahen entweder nicht oder drückten die Augen zu. Einen Augenblick, es ist noch nicht lange her, schien es sogar, als wollte die Gedankenfreiheit in diesem Bereiche sich eher ausdehnen als verengen; aber ein Theil der Presse schlug Lärm, die der Provinz gab das Signal, die religiösen Zeitungen stimmten ein mit verstärktem Ton, die Polizei überhörte das nicht, und die anstößigsten Bilder verschwanden. — Noch immer ist aber, wenn auch das Gröbste weggeschafft wurde, zu Befriedigung plumper Augenlust mehr als genug vorhanden.

Dicht daneben hängen Steinabdrücke und Kupferstiche von heiligen Bildern, unter andern die nebst der Sixtinischen vielleicht keuscheste Madonna Rafaels, die sogenannte Jungfrau für das Haus Orleans. Sie steht nicht, wie jene, in den Wolken, hoch über aller irdischen Regung und Begierde, von einem paradiesischen Engelschwarm in duftigem Licht umwoben und gleichsam in die Sphäre der ewigen Mysterien gestellt; es ist eine mehr irdische Mutter, die aber an dem Säugling auf ihrem Schooße eine wahrhaft himmlische Freude hat. Nicht sowohl an dem Heiligenschein um das Haupt des Knaben erkennt man den göttlichen Bambino, sondern mehr noch an dem Ausdruck der Ehrfurcht in dem liebevoll betrachtenden Gesicht der Mutter, wie auf einem andern Bilde Rafaels die Gottheit des kleinen Jesus sich vielleicht weniger in dem Christuskinde selbst als in dem anbetenden Entgegenkommen des kleinen Johannes ausspricht. Neben dieser Madonna sah ich jüngst die Lithographie einer heiligen Therese in Ekstase, und neben der heiligen Therese ein frech geschmücktes Weltkind („vierzehn Jahre zählt es kaum"), das vor einem Spiegel stand, tänzelte, schmunzelte und sich allerlei koketten Verschränkungen des Körpers überließ.

Sehen wir da nicht so recht die ganze heutige Gesellschaft, wie sie leibt und lebt? Der Staat gibt viele Millionen aus für den Unterhalt der Kirche, er ist stolz darauf, daß Rom so und so viel Kardinälshüte ihm gewährt, und setzt den Papst mit Waffengewalt in seine weltliche Macht wieder ein. Derselbe Staat unterstützt mit einer bedeutenden Summe die große Oper, deren Ballet und Maskenbälle schwerlich eine Anstalt zur größeren Sicherung des Seelenheils sind. Er greift gleichfalls mächtig einem redenden Schauspiel unter die Arme, das wohl ursprünglich halb und halb das Ansehen einer Sittenschule hatte und auch noch heutzutage hie und da mit Erfolg gekrönte, größtentheils aber pedantische Versuche macht, diesen Namen zu verdienen, jedoch selbst unter der Scheere der Censur weder durch die Lehren, die es verbreitet, noch durch die Beispiele, die es aufstellt und belohnt, allzeit die Sache der Tugend fördert. Die kleineren Bühnen, wo es gar nicht selten höchst unheilig hergeht, bestehen nur mit Ermächtigung des Staats, und der Staat ist Wächter der Ordnung bei den Tanzunterhaltungen, wo sich die Bestialität alle Freiheiten nimmt, die nicht zu offen dem Befehlworte der Gensdarmerie widersprechen.

Aber wie sollte der Staat anders handeln, wenn er nichts anderes ist als die Gesammtheit der Bürger, die, sey es durch den Druck der öffentlichen Meinung, sey es durch offizielle Theilnahme an dem Gemeinwesen, die Regierung lenkt und durch sie wieder die Einzelnen regiert? Wie soll er daher anders handeln, wenn von diesen Bürgern mehr als Einer der einflußreichsten in allen diesen Widersprüchen ihm zu auferbaulichem Vorbild dient?

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Literatur.

Das verhängnißvolle Jahr Fünfzig naht seinem Ende, und ladet den Weisen wie den gemeinen Menschen zu einem nochmaligen Rückblick vor dem Thorschlusse ein, nach dem uns die Lösung so mancher socialen Probleme bevorsteht. Daß die Gesellschaft keine Augen für die Existenz derselben hat, versteht sich von selbst, und vergeblich möchte wohl ein Prophet erstehen und sein „wer Augen hat zu sehen, der sehe!“ ausrufen; nur das hohle Echo einer Wüste würde ihm Antwort geben. Die Furcht aber, die bleiche, mißgestaltete, wohnt daneben in allen Ecken und spinnt sich in Formen und Convenienzen ein, aus denen sie, zu ihrem großen Erstaunen, an einem neuen Frühlingstage der Welt einen Schmetterling in buntestem Farbenglanze hervorflattern sehen wird. Wer fest schläft, der erwacht nicht beim ersten Hahnenschrei. Es ist daher jezt von großem Interesse, den Fortschritt der Presse zu beobachten, und wie dieselbe mehr und mehr die Fragen des Tages in ihr Bereich zieht. Gemach und leise ist freilich ihr Tritt, sie fürchtet das schlafende Kind und wagt nicht in ihrem Wiegenliede abzubrechen; doch mischt sie in ihre Weisen hin und wieder andere Worte und andere Reime ein, die jenes dann wie gewohnte Töne an sich vorbeischallen läßt, und deren Sinn es erst zu deuten beginnt, wenn Zeit und Einsicht es mit dem Klange vertraut gemacht:

> Cosi al egro fanciul porgiamo asperso
> Di soave licor gli orli del vaso;
> Succhi amari ingannato in tanto ei beve,
> E dal inganno suo vità riceve.

Die englische Presse wird von der Respektabilität beherrscht, und darf sich die freie Diskussion nur da erlauben, wo jene ihr keine hemmende Linie entgegen zieht. Diese Rücksicht besticht und bestimmt die Tagesschriften. Einzelne Blätter hat es freilich zu allen Zeiten gegeben, die sich über die Meinung der Gesellschaft erhoben, oder, wie man es nehmen will, unter ihr geblieben, wie seit langen Jahren der „Standard,“ der „Satirist;“ dafür aber erfuhren sie auch eine Exkommunikation, die ihre Verbreitung auf die Kneipen reducirte und ihre Wirkung gänzlich hemmte. Mit einem Brandmal an der Stirne überzeugt man nicht mehr mit der Lippe. Vor zwei Jahren ungefähr wagte es ein Herr Robertson in Gemeinschaft mit William Howitt ein Blatt unter dem Titel: »the Standard of freedom,« zu gründen, das zunächst allgemeines Stimmrecht forderte und als furchtbar liberal verschrien wurde. Gesehen haben wir nur Eine Nummer desselben, die uns der Herausgeber übersandte, damit wir ihm einen fremden Korrespondenten für sein Blatt gewönnen, das besonders nach Nachrichten vom Frankfurter Parlamente dürstete. Sonst war es bei keinem unserer Bekannten anzutreffen, noch hörte man desselben in Privathäusern oder sonst erwähnen; wahrscheinlich also verstieg es sich nicht so hoch oder so weit, und fand seine Abnehmer in den Kreisen, die durch das ungeheure Plakat angezogen worden, das man zu seiner Verbreitung durch die Straßen Londons getragen. Als unsere deutschen Flüchtlinge sich in England nach einer liberalen Zeitschrift umsahen, die ihre Interessen vertreten und sie als Mitarbeiter anstellen könnte, wurde ihnen der »Standard of freedom« genannt. Sie fanden indessen die Principien desselben viel zu eng für sich; eine Freiheit, die sich an eine Constitution band, schien ihnen eine sehr bedingte, und von Socialismus und Communismus war auch nicht im Entferntesten die Rede. So kurz wollten sie ihre Flügel nicht beschneiden lassen. Am Ende aber half kein Sträuben, und als endlich unser Philosoph von Halle anlangte, entschloß derselbe sich kurzweg von der Partie zu seyn. Denn geschrieben muß ja doch werden, und nimmt uns die Polizei die eigene Druckerei, so ist es immer noch ein Glück zu nennen, wenn sich eine fremde erbietet, uns aus Gefälligkeit unsere Gedanken Schwarz auf Weiß herzustellen. In diesem Jahre ist nun abermals eine Wochenzeitung an das Licht getreten, die das in England so verrufene Prinzip freier Diskussion in ihrem Panier trägt, und daher gar häufig ein »unprincipled paper« betitelt wird: dieß ist der „Leader.“ Das Blatt wurde ursprünglich durch das Geld eines Geistlichen im Norden Englands begründet, der den Unternehmern die nöthige Summe verschoß, unter der Bedingung, daß das Journal unter der Hand der Träger seiner eigenen Gesinnungen werde. Diesen Zweck hat er auch erreicht. Kirchliche wie andere Interessen werden ohne Scheu besprochen und jeder, der eine Idee vorzubringen hat, durch welche die menschliche Gesellschaft in ihrem Fortschritte gewinnen kann, ist versichert ein Organ gefunden zu haben. Communismus, Socialismus, Pantheismus und Nationalismus, und was sonst noch für „mus“ im Gedankenkreis der menschlichen Seele spuken mögen, lassen nach einander ihre Stimme darin hören, selbst den Damen wird ein Platz für ihre Bestrebungen angewiesen; ein Exempel für das ungalant „deutsche Museum.“ Wir hören Mistreß Crowe von der unsichtbaren Welt reden, Miß Martineau von ihrem Acker Landes, der unter ihrer Hand in wunderbarer Cultur erblüht, und wie sie die kranke Kuh durch Magnetisiren dem Leben und ihrem Besitzer erhält. Und in diese Mischung des Schönen und Nützlichen hinein bringt uns Lewis seine jugendlichen Abenteuer und schildert uns die Möglichkeit eines liebefähigen Herzens in der Ehe. Daß der „Leader“ in solchen Händen und mit solchen Beiträgen ein weites Publikum gefunden hat, bedarf wohl nicht der Versicherung; indeß hat auch er die Strafe der Exkommunikation erlitten, und mit Recht. So viel Neues, und mit einem male! wen sollte das nicht schrecken? „Ideen sind gefährlich und fruchten uns nichts!“ rief die königliche Gesellschaft der Gelehrten aus Einem Munde, und verbannte das gespenstische Journal sogleich aus ihren Gesellschaften und Clubs, mit der kleinen Nebenbemerkung, daß kein respektables Mitglied des Kreises demselben den Eingang in seine Privatwohnung gestatten werde. Diese Bulle brachte ihre Wirkung auf die Bullen hervor, die ihrer Natur nach die Hörner nur an Objekten versuchen, und das Fechten mit der leeren Luft hassen. Die Kreuze vor den Thüren wurden bestellt; der Leader aber schüttelte den Staub von seinen Füßen und wanderte zu seinen Freunden, den Theoristen, die sich an seinen Blasen freuten.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 2. Donnerstag, 2. Januar 1851.

His nam plebecula gaudet. —

— Quid oportet
Nos facere a vulgo longe longeque remotos?
Horat:

Die Pariser Bilderläden.

(Fortsetzung.)

In unserem Bilderladen ist Confekt zu haben für die Rothen und für die Weißen, die Grünen und die Blauen. Wie in einem neutralen Salon sieht man hier Thiers und de Flotte, Molé und Eugene Sue zwei Schritte von einander; wie in der großen Oper zu London erblickt man hier Louis Blanc und den Herzog von Aumale, Ledru Rollin und den Prinzen von Joinville, dann Louis Bonaparte und Heinrich V. in friedlicher Nachbarschaft. Die Herzogin von Orleans mit ihren Söhnen ist nicht weit davon; die Angeklagten von Bourges und Versailles schauen trotzig auf eine abgeschmackte Darstellung des gewünschten Friedensschlusses zwischen den beiden Bourbonenlinien herab und eine gräuliche Abbildung der lezten Momente Louis Philipps hängt hart an einer Scene aus den Soldatenspielannalen des Prinzen-Präsidenten.

Die Episoden der Februarrevolution sind einstweilen völlig verschwunden; dagegen sind deren aus den Junitagen noch immer da, wenn sie auch nicht jeden Tag heraushängen, und das Porträt des Generals Cavaignac wird wie das Lamoricières und Changarniers fast jeden Morgen hervorgeholt. Schlachten des Kaiserreichs, so gesucht noch kurz vor der lezten Katastrophe, sind nachgerade ein untergeordneter Artikel geworden; der Sinn für solche Großthaten ist eingeschlafen, ich sage nicht erstorben. Dafür werden die geringsten Vortheile, womit die Franzosen, sey es auf Corsarenzügen, sey es in einzelnen Schiffsgefechten oder kleinen Geschwaderbegegnungen, für ihre kolossalen Unfälle zur See sich entschädigten, in sehr saubern Farbenlithographien dem Patriotismus des Publikums, das jedoch dieselben, wie es scheint, nicht sehr berücksichtigt, zur Verfügung gestellt. Der Franzose, der nicht sein Handwerk daraus macht, hat kein Herz für die Marine, und so stolz er bei sonst noch so friedlicher Gesinnung auf das Landheer ist, so naiv er manchmal seine freudige Bewunderung desselben zu erkennen gibt, so wenig kümmert er sich um die Seemacht. Es ist ein außerordentlicher Anstoß nöthig, damit er davon Notiz nehme, und kommt auch die Flotte alle vier oder fünf Jahre einmal in die Mode, so ist das eine unschuldige Epidemie, die nicht lange anhält.

Leipzig und Waterloo sind in den Augen der Franzosen harte Schläge des Verhängnisses; aber diese Unglückstage schaden keineswegs dem Feuerwerk von hundert Siegen, die vorhergegangen, und können somit den Glanz des französischen Waffenruhms nicht verdunkeln. Etwas ganz anderes ist es mit den Scharmützeln zur See, in denen die Franzosen die Oberhand behielten; sie beweisen nichts gegen die entscheidenden Triumphe der Engländer; die Kämpfe der Insel Rhé wetzen die Scharten von Trafalgar und Abukir nicht aus; ein Vaudeville ist kein Macbeth und der Froschmäusekrieg keine Ilias. Das Seeglück der Franzosen knüpft sich an keinen europäisch bekannten Namen und die Ueberlegenheit der französischen Matrosen hat sich in keinem Zusammentreffen bewiesen, das gleichsam ein Typus in den Blutregistern der Menschheit geworden wäre.

Wurden daher bis jezt die Bilder aus dem Buche des französischen Seeruhms nur sehr nachlässig ange-

sehen, so fand eine daneben hängende Scene aus Dumont d'Urvilles Reise um die Welt schon theilnehmendere Beschauer. Der französische Städter hat, mit Ausnahme des durch und durch gegen alles andere als sein Geschäft und die leidige Politik abgeschlossenen Budentyrannen, selbst in den untersten Schichten eine gewisse Neugierde für alles was in Naturkunde einschlägt, und obgleich die politische und statistische Erdbeschreibung im Durchschnitt böhmische Dörfer für ihn sind, so gilt, wer ihm von Quarz und Feldspat deklamirt, ihm doch etwas, und den verschiedenen Gebilden unseres Planeten widmet er gerne seine Aufmerksamkeit. Deßhalb sind auch die geschmückten und geschminkten Dirnen, die Asien, Europa, Amerika, Afrika, die Französin, die Spanierin, die Ungarin oder Circassierin u. s. w. vorstellen, seit Menschengedenken schon an allen Bilderläden anzutreffen.

In dem Laden, der uns beschäftigt, sind diese, das versteht sich von selbst, gleichfalls anwesend, üppig und unnatürlich, wie die meisten der übrigen noch nicht erwähnten Machwerke, die uns hier geboten werden, und die durch die manierirte, gefallsüchtige Behandlung für den Geschmack der kaufenden Masse charakteristisch sind. Und hiemit wäre unsere erste Station zu Ende.

Es gibt gewiß heutzutage selbst in kleineren Orten Deutschlands nur wenig Erwachsene, die nicht einmal in ihrem Leben den Namen des „Boulevard des Italiens“ an ihren Ohren vorbeihuschen gehört, oder an ihren Augen, und wenn es nur in ihrer Dorfzeitung gewesen wäre, vorübergleiten gesehen hätten. Daß die unermeßliche Mehrzahl derselben sich dabei etwas Bestimmtes gedacht, will ich keineswegs verbürgen, aber sehr viele mögen sich finden, denen dieser Name nicht ganz unbekannt klingt, und ich habe von der Bildung des deutschen Volks einen zu vortheilhaften Begriff, um nicht anzunehmen, daß die Zahl derjenigen nicht unbedeutend ist, die recht gut wissen, daß der erwähnte Boulevard der Italiener eine der Hauptadern in der reichsten und elegantesten Gegend von Paris ist. — Dieser Charakter eines vornehmen und üppigen Lebens findet sich nun auch in der Auswahl von Kunstgegenständen, die wir in dem Hauptbilderladen jenes glänzenden Stadtbezirks antreffen.

Drei Dinge, die mir bezeichnend schienen, habe ich an den Fenstern desselben häufig angetroffen: — Kupfer nach britischen Meistern und englische Stahlstiche, besonders Frauen Shakespeares, Byrons, Walter Scotts, Spazierritte der Königin von England mit großem Hofstaat, Familienscenen und Jagdstücke; dann beständig einen ganzen Marstall von edlen Hengsten und Stuten, zuweilen auch eine Kuppel Hunde, und endlich mehr als irgendwo anders neue Grabstichelkopien ausgedehnter und figurenreicher Werke, die natürlich hoch in's Geld gehen. Dieß alles deutet augenscheinlich auf eine vermögende und aristokratische Nachbarschaft, oder doch auf eine Kundschaft aus den höhern Ständen, auf einen Zuspruch von Personen, die zwar in entlegenen Theilen der Stadt wohnen mögen, aber durch Gewohnheit, Verbindung und Bedürfniß hieher auf den klassischen Boden geschmackvoller Pracht und lockender Novitäten geführt zu werden pflegen.

Auf dem neutralen Gebiete jener zweifelhaften Aristokratie, die aus dem Zusammenwirthschaften vergnügungssüchtiger Söhne des alten Adels, eitler, ausschweifender Sprößlinge der hohen Finanz, mit gespickter Börse ausgerüsteter Fremden, unter denen die Russen und Amerikaner obenan stehen, und unter den liebenswürdigen Erpressungen wohlgeübter Weiber sich gebildet hat, ist es schon seit lange sehr guter Ton, in Sitte und Unsitte sich nach englischem Muster zu richten. Das schöne Geschlecht, das in diesen Kreisen seinen Zauber übt, hat allerdings im wohlverstandenen Interesse seiner Koketterie sich von dieser Epidemie fast ganz zu bewahren bewußt, aber die Männer wurden um so allgemeiner und stärker davon angesteckt. Sie schwelgen gleichsam in dieser Krankheit, kleiden sich nach englischen Typen, hüpfen, um britisch zu reiten, abscheulich auf ausgedörrten Mähren, die von den fetten Weiden des grünen Albions nie einen Büschel Gras genossen, betrinken sich aus Anglomanie, bewundern im Vorbeigehen Shakespeare oder Byron, die sie nie gelesen haben, sprechen von Hydepark und Regentstreet, als wären sie dort auf die Welt gekommen, kennen Lady N., stehen mit Lady X. auf dem vertrautesten Fuß, rühmen in höchst freien Umrissen die Größe des englischen Gewerbfleißes wie die Vortrefflichkeit seiner Politik, und einige treiben die Verläugnung des französischen Genius so weit, daß sie die Plattheit ihres Verstandes und die Leere ihres Gemüths in gerädbrechtem Englisch beurkunden.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Berlin von ehemals.

(Fortsetzung.)

Die Herz hatte schon als junge Frau, als das Haus ihres Gatten eines der angenehmsten und gesuchtesten war, das Erscheinen des „Götz und Werther“ erlebt. Sie schildert uns die allgemeine

literarische Parteiung, die jene gewaltigen Erscheinungen hervorriefen. Ihr Gatte, ein reiner Verstandesmann und Anhänger und Freund Lessings, wies in der Literatur alles zurück, was nicht mit Lessingscher Klarheit und Durchsichtigkeit geschrieben war. Als David Friedländer ihn bat, ihm ein Goethesches Gedicht zu erklären, wies er ihn mit den Worten ab: „Gehen Sie zu meiner Frau, die versteht die Kunst, Unsinn zu erklären." Goethes Fischer war erschienen. Herz bat, es möchte ihm doch einer den Vers erklären: „Kühl bis an's Herz hinan!" — Philipp Moritz (Anton Reiser), der gegenwärtig war, legte den Zeigefinger an die Stirn und sprach: „Aber wer wird das Gedicht auch da verstehen wollen!"

Nun kam auch die romantische Schule auf. Hier war für Marcus Herz natürlich alles unwahr und unverständlich. Beide Gatten quälten sich eines Tags über das Verständniß einer Stelle in Novalis. Er lächelte: „Wie sollen wir das verstehen, da du doch nicht glaubst, daß er selbst es verstanden hat!" Wohin ist die Zeit, wo man sich um das Verständniß einer Stelle eines Dichters abmühte, und selbst die, welche der ganzen Dichtungsart entgegen waren! Man sprach es unbefangen aus: man habe das Bestreben sich zu bilden. Gelehrte trugen in geselligen und gemischten Kreisen vor, was heutige Gelehrte nur Studirten und Studirenden vorzutragen der Mühe werth erachten würden. Strenge Fachgelehrte erfreuten sich mit Frauen und Männern, die weit unter ihnen standen, an den neuen Erzeugnissen der schönen Literatur. So erfahren wir von einer Lesegesellschaft, welche 1785 gebildet, alle Produkte der schönen Literatur sich vorlas, Frauen und Männer abwechselnd, und wer waren die Theilnehmer? Engel, der stets etwas pedantische Ramler, Moritz, Teller, Zöllner, Dohm, der berühmte Jurist Klein, Herz und seine Gattin. Und dazu kamen die beiden sechzehn- bis achtzehnjährigen Jünglinge Wilhelm und Alexander v. Humboldt; damals schon von feiner Sitte, lebendig, geistreich, durchaus liebenswürdig und von umfassendem Wissen. Nach dem frugalen Abendbrod ward getanzt und Alexander v. Humboldt lehrte die junge Herz eine neue Menuet à la Reine. In diesen Kreisen sehen wir später auch Ancillon und Gentz. Feßler gründete noch später eine andere Lesegesellschaft, wo wir Hirt, Schadow, Fleck finden. Der große Mime, der auf der Bühne alles hinreißend sprach, las dafür desto schlechter, was oft vorzukommen pflegte. Der Dämmerschein weniger Talglichter mußte diese glänzende Gesellschaft erhellen.

Ein Schatzkästlein in dem Buche ist die Mittheilung über Dorothea v. Schlegel, die Tochter Moses Mendelssohns, einer innigen Jugendfreundin der Herz. In welche Kreise des Lebens, der Poesie, der religiösen Anschauung werden wir ganz gelegentlich geführt! Moses Mendelssohn wird uns als ein strenggläubiger Jude geschildert, der es blieb, trotz seines philosophischen und freigeistigen Umgangs, nicht aus Rücksichten, sondern aus Ueberzeugung. Seine geistig reich begabten Kinder theilten seinen Glauben nicht, ohne anfänglich im Umgang der Freigeister, die das Haus besuchten, einen andern zu finden. Zwei Töchter, Dorothea und Henriette (später Erzieherin der unglücklichen Herzogin von Praslin), versenkten sich dafür später mit fanatischer Inbrunst in den neuromantischen Katholicismus, der in ihnen zur Wahrheit ward. Die Herz war die bewußte und doch schuldlose Vermittlerin, daß Dorothea sich von ihrem Gatten Veit trennte und Friedrich Schlegel folgte. Sie fand in ihm das warme Herz nicht, nach dem sie sich gesehnt. In der Blüthe ihrer Liebeszeit, die von der Welt geächtet war, entstand Schlegels Lucinde, und Schleiermacher schrieb seine Briefe darüber, vielleicht mehr aus Opposition gegen das flache Urtheil der Welt als aus selbsteigenem Drang. Wir erfahren, daß mehrere Briefe im Buche nicht von Schleiermacher selbst, sondern von einer Freundin desselben herrühren.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Mittelrhein, December.

Die Traubenkur.

Ich möchte den Lesern etwas von meiner heurigen Traubenkur zu Dürkheim erzählen. Eine Traubenkur im Jahre 1850? Es lautet freilich etwas schauerlich, wenn man an das dießjährige Rebenprodukt und zugleich an das Herbstwetter denkt; dennoch bin ich zu Ende Septembers zum zweitenmal nach Dürkheim gegangen. Ein Aufenthalt von ein paar Wochen hatte mir im vorigen Jahre dort sehr wohl gethan; warum hätte ich in diesem die Kur nicht wiederholen sollen? War es doch heuer

weit weniger unlieblich in die liebliche Pfalz zu gehen, als vor einem Jahre. Damals sagte man der verunglückten Revolution wie dem glücklichen Kriegszustande, dem Wetter wie den Trauben nichts Gutes nach, dießmal schaute doch nur der Himmel etwas verdrießlich drein und nur die Trauben hatten einen sauern Beigeschmack. Das Beste dabei war, daß man nicht in eine frisch geschlagene Wunde hineinsehen mußte. Sicherlich hat dieser Umstand im lezten Herbste die Kurgäste in einer Zahl herbeigezogen, welche die im verwichenen Jahre weit überstieg, wiewohl es schwerer hielt, die genügende Quantität eßbarer und gesunder Trauben aufzubringen. Es ist aber auch nicht leicht ein Ort geeigneter zu einer Traubenkur mit obligatem dolce far niente, als eben dieses Städtchen Dürkheim am Fuße des Haardtgebirges. Er liegt so hübsch mitten inne zwischen den duftenden Weinblumen von Deidesheim, Forst, Wachenheim und Ungstein und hat selbst gar köstliche Rebenhügel in nächster Nähe um sich her. Zudem haben es die Salzquellen in jüngster Zeit zu einem förmlichen Badeort erhoben, und in dem Gasthofe zu den vier Jahreszeiten, dessen korpulente Wirthin unter dem Namen der „schönen Anna" weit und breit bekannt ist, findet man um diese Jahreszeit eine wahrhaft europäische Gesellschaft und allen Comfort, den ein Gentleman nur verlangen kann. Die Umgebung endlich gehört in der That zu den schönsten. Rebenhügel und Waldberge, die weite Rheinebene und ein enges grünes Thal, stille umfriedete Gründe und ungemessene Fernsichten, moderne Prachthäuser und zerfallene Burgen und Klöster — das alles findet sich hier in nächster Nähe beisammen, und alles gefaßt in einen Rahmen, welchen Sage und Geschichte mit ihren Randzeichnungen reich und bunt verzieren.

Einem, der schriftstellert, schießt es hier ordentlich prickelnd in die Fingerspitzen, selbst wenn er sich vorgenommen, Schreibtisch und Dintenfaß eine Zeit lang ganz zu vergessen und nur der schönen Welt umher zu leben. Hatte doch Fenimore Cooper in den dreißiger Jahren Dürkheim und seine Umgebung kaum gesehen, und schon hatten ihm Natur und Geschichte den Stoff zu seiner „Heidenmauer" zusammengetragen. Selbst Thiersch, der ernste Philolog und Philhellene, konnte vor ein paar Jahren seine Traubenkur in Dürkheim nicht vollenden, ohne über die Gegend zu schreiben. Es ist mir — si parva licet componere magnis — ähnlich ergangen. Ich habe mir mancherlei notirt über Natur, Geschichte und Menschen, und es sollte mir nicht schwer werden, ein Panorama aufzustellen, in dem Römer und Hunnen, deutsche Kaiser und leiningische Grafen, Mönche und Nonnen, Sansculotten und Freischärler, ja der leidige Satan selbst sich bewegen müßten. Ich gehe indessen nicht daran, eine Schilderei in solcher Weise zu componiren, ich will nur einige wenige Blätter aus meinen Notizen dem Leser vorlegen, unbekümmert um eine planmäßige Aufeinanderfolge.

(Fortsetzung folgt.)

London, December.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Das neue Wochenblatt, von Dickens (Boz) redigirt, »Household Word's« betitelt, geht ruhig seinen Gang fort, und findet, troz seines nicht immer unterhaltenden Stoffes, seine Abnehmer, wie es der Name des Redakteurs erwarten läßt. — Seit dem 7. December erscheint „Leigh Hunts Journal," das ein vielversprechendes ist und sogar Thomas Carlyle unter seine Mitarbeiter zählt. Schon in literarischer Hinsicht könnte es von Bedeutung seyn; denn das Athenäum, als durchaus parteiisch, fällt zu einseitige Urtheile, um als Autorität zu gelten und die „Literary Gazette" hat sich schon seit lange in ein bescheidenes Dunkel zurückgezogen. — Unter den neuen Büchern dieses Herbstes haben wir einen Roman von J. Middleton, »Marmaduke Lorrimer« betitelt, zu erwähnen. Die drei Bände, durch die sich die Erzählung nach englischer Leihbibliothekensitte fortspinnen muß, enthalten keine Längen, was unter solchen Umständen immer viel sagen will, und der Leser mag erwarten sein Licht herabgebrannt, seine Kohlen erloschen zu finden, ehe sein Auge das eine, seine Glieder das andere gewahr geworden. Die Scenen, die der Verfasser uns vorführt, liegen in der Gegenwart, die uns mit ihrem Licht und ihren Schatten lebendig vor das Auge tritt. Der Held der Geschichte ist ein reicher Gutsbesitzer im Norden Englands, der aus Geldrücksichten eine »mariage de convenance« eingeht, die ihm bittere Früchte trägt und im Laufe der Zeit zu einer Trennung führt. Der einzige Sohn, die Frucht dieser Ehe, wächst heran, und durch das Unglück der Eltern gewarnt, bietet er einem ganz armen Mädchen, der Tochter eines unbemittelten Predigers, seine Hand, wodurch ihm ein Schaz von Liebe und Glück und häuslichem Frieden gesichert wird, dessen Werth er mit jedem Lebensjahr höher erkennt. Außer der Moral, die der Contrast beider Ehen an die Hand gibt, hat der Verfasser noch darauf hingezielt die verderblichen Folgen des Spiels in seinen mannigfachen Formen zu schildern, und die moralische Willenskraft als die einzige Panacee dagegen zu empfehlen. Daß er in die Kategorie dieses Lasters auch die bei den Pferderennen üblichen Wetten rechnet, versteht sich von selbst. Neben diesen Haupttendenzen findet dann aber auch noch die große sociale Frage, die Lage des Proletariats, ihren Plaz und wird uns in einem anschaulichen Bilde vorgeführt. Der junge Marmaduke Lorrimer hat sein einundzwanzigstes Jahr erreicht und ist in den Besiz seines väterlichen Vermögens getreten, dessen Größe ihm keinen Wunsch, seinem Streben kein Ziel übrig läßt. Unglückliches Glück! seufzt er, und kann das Ende jedes langen Tages kaum erwarten. Da ergreift er eines Abends, sein »ennui« abzuschütteln, Hut und Stock und eilt in das Dorf, um bei seinem Pfarrer ein Stündchen zu verplaudern. Auf seinem Wege dahin kommt er an einer Hütte vorüber, durch deren unverschlossene Fenster er in das Innere des kleinen Unterstübchens sehen kann, in welchem um einen Tisch vor dem Kamine Vater und Mutter und sechs Kinder versammelt sind, um ihr bescheidenes Abendessen zu verzehren. Marmaduke hat häufig poetische Beschreibungen von den »cottage homes« des englischen Landvolks gelesen, und nährt im Stillen eine Vorliebe für »love in a cottage.« Er nimmt sich daher vor, der Familie bei ihrem Abendschmause zuzusehen. Eine große Schüssel wird so eben aufgetragen, nach der sich verlangend die kleinen Hände ausstrecken. Der Vater, ein großer blühender Mann von ungefähr vierzig Jahren, erhält zuerst, dann kommt die Jugend dem Alter nach an die Reihe. Es ist Milchbrei, was sie essen. Ehe sie indeß beginnen, wird feierlich der Abendsegen gesprochen, worauf gar schnell die Löffel in Bewegung kommen. Bald sind Teller und Schüssel geleert und das jüngste Kind ruft nach mehr, oder einem Stück Brod. Die Mutter schlägt beides ab. Vom erstern ist nichts mehr vorhanden und Brod gibt es heute nicht, Brod kann man nicht alle Tage essen, so lange nicht die rückständige Rechnung des Apothekers für des Vaters lezte Krankheit bezahlt ist. Das Kind weint; den Vater jammert's, er reicht ihm den noch auf seinem eigenen Teller befindlichen Brei und wendet seinen Stuhl trüben Blickes dem Feuer zu.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 3. Freitag, 3. Januar 1851.

Israel germinabit quasi lilium, et erumpet radix ejus ut Libani; ibunt rami ejus, et erit quasi oliva gloria ejus, et odor ejus ut Libani. Convertentur sedentes in umbra ejus

Osea, proph:

Bilder aus dem Berlin von ehemals.

(Fortsetzung.)

Mit Moses Mendelssohn war in den Juden Berlins das Streben erwacht, sich deutsche Bildung und Gesittung anzueignen. Die Männer wandten sich zum Theil der Philosophie, die Frauen mit dem Feuer lebhafter Naturen der schönen Literatur zu. Es gab manche häusliche Kämpfe deßhalb; die orthodoxen Familien fürchteten eine Bildung, die auf christlichem Boden ruhte. Schon 1773 ward in einer jüdischen Bankierfamilie vor Liebhabern aufgeführt, was? — eine Tragödie, und zwar Richard III. von Weisse. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts kostete es viele Kämpfe, ehe des großen Ludwig Devrient Wunsch in Erfüllung ging, Shakespeares Richard III. auf die Nationalbühne zu bringen. Man hielt das Publikum entweder nicht geeignet für das Stück, oder das Stück nicht für das Publikum. — Man lernte französisch voll Bewunderung für Voltaire und die Classiker, trotz dem daß Lessing und seine Kritik auch bewundert ward; man lernte englisch, um Shakespeare besser kennen zu lernen und für die Romane der Engländer zu schwärmen, auch schon italienisch. Dieses Einpfropfen so vielen Wissens auf einen ursprünglichen Boden erzeugte eine geistige Ueppigkeit, ein sich Hinaussetzen über hergebrachte Formen. „Die höchste Blüthe dieses Geistes offenbarte sich später in Rachel Levin," auch eine, doch etwas jüngere Freundin der Herz. — In dieser Bildung standen die christlichen Familien Berlins jener Zeit den jüdischen weit nach. Es gab gelehrte Männer, aber sie waren von Geschäften überlastet, sie hielten nicht zusammen, was auch jezt noch der Fall ist. Ihre Frauen, gute ehrsame Hausfrauen, hätten ihrem Berufe Eintrag zu thun geglaubt, wenn sie geistigen Interessen Raum gegönnt oder die gelehrten Gespräche ihrer Eheherren durch ihre Gegenwart profaniert hätten. Wir finden übrigens durch sogenannte „Kränzchen" jüdische und christliche Familien vereinigt. Unter den leztern waren die Nicolais, des schon erwähnten berühmten Criminalisten Klein, und eines zu jener Zeit berühmten Wundarztes, des Generalchirurgus Görcke. Ein eigentliches offenes Haus für Bekannte und Freunde machte unter den Gelehrten eigentlich nur Moses Mendelssohn, der nicht begütert war. Er war Disponent in einer Seidenwaarenhandlung.

Die Verstorbene erschließt uns durch den Mund ihres Biographen, wie, im Gegensatz zu den christlichbürgerlichen Kreisen, wo aus vielen Gründen Geist und Behaglichkeit nicht einkehren konnten, die jüdischen Kreise immer mehr gesucht wurden wegen des Geistes, der Unterhaltung, und zum Theil auch der schönen jungen Frauen wegen, die man dort fand. „Der Geist, welcher hier waltete, war der einer naiven Zeit." Die jungen Edelleute langweilten sich am Hofe, von den bürgerlichen Kreisen waren sie schroff getrennt; sie fanden Zerstreuung und Genuß in den jüdischen Familien und „der Geist ist ein gewaltiger Gleichmacher." Bald fand sich hier alles zusammen, was irgend bedeutendes von Jünglingen und jungen Männern in Berlin wohnte; auch geistesverwandte weibliche Angehörige und Freundinnen folgten ihnen, und freisinnige und reifere Männer, welche sich gleichfalls angezogen fühlten, bald auch die fremden

Diplomaten. Später, wie man weiß, bewegte sich in diesen Kreisen mit Behagen auch ein königlicher Prinz, Prinz Louis Ferdinand.

Es ist nicht in diesem Buche zum erstenmal ausgesprochen, sondern es ist ein unbestreitbares Factum, daß der in diesen jüdischen Kreisen geschaffene gesellige Ton und die literarische Bildung viel zur geselligen Bildung der Hauptstadt und zur Verfeinerung des Tons in den höhern Kreisen des Lebens beigetragen hat. Preußen, oder spezieller gesagt, Brandenburg verdankt einen Theil seiner Intelligenz und Bildung, durch welche sich das Land über das andere Deutschland und namentlich das weit früher gelehrt ausgebildete Sachsen, wenn nicht gerade hob, doch davon unterschied, sowohl der Einwanderung der französischen Refugiés als dem jüdischen Element. Der Esprit im Berliner Volkscharakter mag von jenen, die epigrammatischen Witzfunken, die selbst auf den Straßen knistern, mögen von diesen herstammen.

Unter den längst dahingegangenen Geistern, deren Erinnerung sogar für manchen jezt Lebenden schon erloschen ist, freuen wir uns den originellen Philipp Moritz von der Herz citirt zu sehen. Der Verfasser des psychologischen Romans Anton Reiser (der von der jetzigen Lesewelt immer wieder in die Hand genommen werden sollte), der Mann, dessen tiefpoetischen Werth Goethe zuerst erkannt hat, nachdem seine Mitwelt ihn, den Vorläufer des großen Dichters in warmer und sonniger Naturanschauung, nur als Räthsel und Original zu betrachten gewohnt war, gehörte zu den Hausfreunden der Herz. Ihr Mann, der Arzt, rettete einst Moritz durch eines der merkwürdigsten psychologischen Experimente vom Tode. Moritz ward wirklich gefährlich krank, weil seine Phantasie ihn mit Todesgedanken quälte, und Marcus Herz ergriff das gewagte Mittel, ihm zu erklären, daß er sterben müsse, sich also auf den Tod vorzubereiten habe. Der Schreck der Wirklichkeit verjagte in Moritz die Macht der Phantasie, er bereitete sich zum Tode vor und — genas in diesen Vorbereitungen. Der Fall ist von Moritz selbst in seine Erfahrungsseelenkunde aufgenommen worden.

Es ist zu bedauern, daß die Herz so wenig Erinnerung von Mirabeau behalten hatte, Erinnerungen an seine äußere Gestalt, denn er war von Gesicht der häßlichste Mensch, und daß, wenn er sprach, er alles mit sich fortriß; leider aber entsann sie sich nicht mehr, was er gesprochen. Doch wußte sie sehr wohl, daß er schon zu jener Zeit den Eindruck eines höchst bedeutenden Menschen gemacht, und daß, als er der Heros der französischen Revolution ward, sie sich ganz und gar nicht darüber verwunderte. Man hatte es ihm zugetraut. Mirabeau ward von Dr. Herz in sein Haus eingeführt; die Genlis suchte die Herz später auf, als sie in Berlin im Exil lebte, und nahm bei ihr französischen Unterricht. Das Bild, welches sie von ihr entwirft, ist keineswegs liebenswürdig.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Bilderläden.

(Schluß.)

Völlig in der Ordnung ist es also, daß diese Gesellschaft auch in den bildenden Künsten englischen Geschmack oder vielmehr Ungeschmack heuchelt und in ihren artistischen Ankäufen auf großbritannische Erzeugnisse Rücksicht nimmt. Aechte Leidenschaft für die Arbeiten dieser Schule dürfte in Frankreich etwas Seltenes, auf jeden Fall weit weniger anzutreffen seyn, als ein leidliches und selbst inniges Verständniß englischer Schriftwerke. Hie und da mag verzärtelter Sinn an den Milchgesichtern der englischen Stahlstichfrauen, die, wenn auch verschiedene Züge, doch alle denselben Grundzug haben, sich ergötzen; satyrische Blätter nach Hogarth mögen von einigen Kennern geschätzt werden, die englischen Lebensbilder von Wilkie den paar Liebhabern einer peinlichen Ausführung und treuen Statistik alltäglicher Einzelnheiten recht gut gefallen. Horace Vernet soll gesagt haben, er sey nur ein Tüncher gegen Wilkie, wahrscheinlich eine List der Eitelkeit, die so gern, wie jeder weiß, die Kapuze der Selbstverläugnung aufsezt und von niemanden lieber geübt wird als von Künstlern und Literaten. Auch läßt man den englischen Kupferstechern Gerechtigkeit widerfahren und weist mit Lob auf die Sorgfalt hin, womit viele englische Illustrirungen gearbeitet sind. Im Allgemeinen aber genießt bei den Franzosen die Plastik der insularischen Nachbarn keineswegs eines hohen Rufs, und die Majorität der Künstler scheint davon nicht mehr erbaut als das Publikum.

Von Reynolds wissen selbst die Gelehrtesten zu wenig; die eine Ahnung von ihm haben, gedenken seiner mit Ehrerbietung; auch Hogarth, dessen Name übrigens in ziemlich weiten Kreisen einen guten Klang hat, ist bis jezt weder durch Originalwerke noch durch Nachahmungen den Franzosen sehr nahe gebracht worden; Martins' babylonisch verworrene Phantasien, wo ungeheure Menschenmassen liliputischer Menschengestalten wie wimmelnde Ameisenhaufen vor dem Blick sich ausdehnen, können den Aesthetikern eines Volks nicht zusagen, das beständig von der Klarheit redet, wie von einem Monopole, das ihm die Natur verliehen, wenn auch seine Denkweise und sein Handeln häufig

auf einen sehr beschränkten Gebrauch dieses Privilegiums schließen lassen. Wilkie endlich, dessen Manier durch zahlreiche Abdrücke dem gesammten hiesigen Kunstpublikum seit langer Zeit schon enthüllt wurde, stößt die Franzosen ab durch ein gar zu sichtbares Streben nach Genauigkeit, wodurch seine Bilder wohl als gewissenhafte Studien des Lebens, aber nicht als unbefangenes lebendiges Leben uns erscheinen, wie durch das übertrieben englische Aussehen seiner Figuren.

Wenn also gerade in diesem durch seine topographische Lage der hohen Gesellschaft, die, wie gesagt, zum Theil etwas darein setzt recht englisch zu scheinen, sich empfehlenden Bilderladen so viel englisches Bilderwerk zu finden ist, so kann man wohl diese Erscheinung, ohne irgend jemand zu nahe zu treten, mehr aus dem Einflusse eines herrschenden Tons, als aus einer besondern Geschmacksrichtung, aus einer ästhetischen Idiosynkrasie herleiten. Von allen Einrichtungen und Gewohnheiten des englischen Lebens aber hat keine, nicht bloß in Paris, sondern in ganz Frankreich so breite Wurzeln geschlagen, ist keine so volksthümlich geworden, als die Pferderennen, die übrigens in Frankreich wohl nirgendwo, selbst in Paris nicht, eigentliche Wettrennen sind.

Ueberblickt man die Summe der geistigen, sittlichen und socialen Elemente, die Frankreich aus dem germanischen und halbgermanischen Europa herüberbekommen und genommen, so hat das Ausland in keiner Sphäre einen so vollständigen Sieg davongetragen, als auf der Rennbahn flinker Vollblutrosse. Ein aus der Fremde eingeführter Gebrauch, der ein wesentlicher Bestandtheil jährlicher Volksfeste in den Dorfgemeinden ganzer Provinzen wird, ist keine bloße Mode mehr, sondern hat so gut in Fleisch und Blut der Nation sich festgesetzt, wie eine von den Ahnen ererbte Sitte. Der, wenn nicht wichtigste, doch wegen seines Sitzes in Paris, wegen seines Alters und der gesellschaftlichen Stellung seiner meisten Mitglieder hervorragendste Verein, der mit dieser Landesangelegenheit freilich nicht sowohl zur Hebung der Pferdezucht, wie er behauptet, sondern mehr zum Zeitvertreib hochstehender Müßiggänger sich beschäftigt, ist der sogenannte Jockeyclub in der Rue Grange Batelière, nur wenige Minuten weit von dem Hauserschen Bilderladen, von dem hier zunächst die Rede ist. Ganz an ihrem Platze sind also an den Fenstern und in den Sammlungen desselben die adeligsten und berühmtesten Thiere der vorzüglichsten Stutereien Englands, Mauretaniens, Spaniens und Arabiens, so wie die stattlichsten Söhne, die aus so edlem Stamme in Frankreich geboren worden. Die Bildnisse dieser Thiere sehen größtentheils, ohne die Eigenschaften des Pinsels eines Carl oder Horace Vernet zu besitzen, sehr geleckt und sauber aus. Die nervigte Anmuth, welche die Vorbilder auszeichnet, ist in den Nachbildungen vollkommen wieder zu erkennen, und die stolze Koketterie, die ausgezeichneten Pferden natürlich ist, wird, wie das sich von selbst versteht, bei keinem derselben vergessen. Auch von den gefeiertsten „Winners" Pferden, welche auf den berühmtesten Walplätzen am häufigsten den ersten Preis errungen, sind meist aus englischer Fabrik Conterfeys vorhanden, und ziehen neben der Aristokratie der Windspiele, Doggen, Neufundländer u. s. w. die Aufmerksamkeit zweibeiniger Aristokraten und unbeschäftigter oder saumseliger Plebejer, unter andern auch neugieriger Gassenjungen auf sich. Außerdem haben wir es hier, wie allenthalben, mit Farbenlithographien aus dem Gebiete der Erdbeschreibung, der Völkerkunde, der Geschichte, kurz mit einer bunten Menge von nützlichen oder angenehmen Kenntnissen in kolorirten Steindrücken zu thun, nur ist das alles in besserer Toilette als anderswo; die vornehme Kundschaft zeigt sich auch in diesem Artikel.

Aber nicht bloß derlei verhältnißmäßig gemeine Waare macht den Reichthum des Hauserschen Bilderladens und Verlags aus. Werke von höchstem Werth und Ernst werden uns hier geboten. Die gelungensten Kupferstiche der neuern und neuesten Zeit treten uns hier entgegen. Von Forsters feiner und fester Hand namentlich erfreuen uns mehrere Platten. Petrarcas Laura zumal, nach Simon Memmi, fesselt durch einfache, strenge, unbewußte Schönheit, ein Ideal reizender Sittsamkeit. Von Rafael, Murillo, Titian und ihren großen Brüdern erblicken wir die umfangreichsten Schöpfungen. Blätter mit verschiedenen Mitteln ausgeführt, aber alle von religiösem Charakter und in einem Styl, der sich dem Mittelalter zuneigt, mahnen daran, daß in der hohen Gesellschaft die Frömmigkeit gern gesehen ist und häufig auch wirklich geübt wird. Die Abwesenheit cynischer und lüsterner Darstellungen weist auf ein Publikum, das bei aller Verderbtheit in seinen Tiefen doch den äußern Anstand nicht vergißt und zum Schein wenigstens der Tugend huldigt. Die Beseitigung aller politischen Köpfe und Scenen endlich, wenn nicht von Zeit zu Zeit das Porträt eines namhaften Staatsmannes wegen seines künstlerischen Gehalts hier paradirt, deutet darauf hin, daß die Klasse, die hier einspricht, die feindlichsten Elemente zu augenblicklichem Einverständniß in ihrem Schooß vereinigt, und scheint zu sagen, daß jedes Haus der Kunst ein Haus des Friedens ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Mittelrhein, December.

(Fortsetzung.)

Bahrdt mit der eisernen Stirne.

Unter den fast durchweg ordinären Häusern des Städtchens hat nur ein einziges mein Interesse kurze Zeit auf sich gezogen, weil die Erinnerung an eine merkwürdige Persönlichkeit sich an dasselbe knüpft. Es steht in der engen Hauptgasse, ist alt, düster und völlig unscheinbar. Es ist eines der Pfarrhäuser, ältere Leute nennen es noch die Superintendentur. Dürkheim war ja die Haupt- und Residenzstadt der Grafen und nachmaligen Fürsten von Leiningen-Hardenburg, und die Grafschaft, die, wie ihr Landesherr, lutherisch geworden, hatte auch einen Generalsuperintendenten. Und hier in diesem alten Hause wohnte in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als fürstlich leiningischer Superintendent einer der ruhelosesten Geister, der Mann, an dessen Namen seine Zeit den Zusatz „mit der eisernen Stirne" gehängt. Es ist der Dr. Karl Friedrich Bahrdt, der als berühmter Theolog von Leipzig ausging, und dreißig Jahre später als berüchtigter Schenkwirth in seinem bekannten Weinberge bei Halle starb. — Ich bin im vorigen Jahre hineingegangen in das alte Pfarrhaus und habe mir die Räume zeigen lassen, in denen der Mann mit der eisernen Stirne sein fast möcht' ich sagen unheimliches Wesen trieb. Eine dunkle Treppe führt in das obere Geschoß, in dem Bahrdt arbeitete und schlief. Die Geistlichen, die seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dieses Haus bewohnten, scheinen wenig oder nichts an seiner unfreundlichen Studirstube verändert zu haben. Da bekleiden noch die alten bis zur Decke reichenden Bücherschränke mit ihren verräucherten Wachstuchthüren beide Seitenwände, und die dritte, den Fenstern gegenüber, zeigt eine dunkle, alkovenartige Vertiefung, hinter deren Glasthüren der ruhelose Geist im Traume sich bewegte. Wenn etwas von diesem Geiste hier zurückgeblieben, es müßte einem orthodoxen Pfarrer in diesem Raume schwül werden, und schwerlich würde ein solcher hier seine Arbeits- und Ruhestätte aufschlagen. — Oft und lange weilte freilich Bahrdt hier nicht, immer trieb es den unstäten Mann, wieder etwas anderes zu beginnen. Wie ihn seine ewigen theologischen Streithändel, verbunden mit seinen sittlichen Schwächen, nacheinander von seinen Lehrstühlen und Kanzeln zu Leipzig, Erfurt und Gießen vertrieben hatten, so war er auch schon nach einjährigem Wirken an dem Salisschen Philanthropin zu Marschlins in Graubündten von dort im Unfrieden geschieden und 1776 nach Dürkheim gekommen. Ein solches Philanthropin zu gründen lag ihm nun mehr am Herzen, als das Predigen über ein altes Buch, an das er nicht mehr glaubte und dessen Ansehen er schon in mancher Schrift zu untergraben gesucht hatte. Die neuen Erziehungsideen eines Locke und Rousseau übten ihren Einfluß auf den so reizbaren Deisten oder Ketzer, wie ihn die theologische Fakultät zu Wittenberg nannte, und er dachte wohl bei dem ihm eigenen Selbstgefühl, er werde Basedow zu Dessau und v. Salis zu Marschlins in Bälde den Rang ablaufen. Er wußte den Grafen Karl Wilhelm Friedrich für die Idee zu gewinnen, und da dieser kurz vorher die Besitzungen seines Vetters von Leiningen-Heidesheim und Guntersblum geerbt hatte, so brachte Bahrdt es leicht dahin, daß ihm das leere Schloß zu Heidesheim bei Grünstadt überlassen wurde, um in demselben seine philanthropische Werkstätte aufzuschlagen. Die Ankündigung des Instituts war pomphaft, der Erfolg nichts weniger als derselben entsprechend.

(Fortsetzung folgt.)

London, December.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Die Mutter trocknet sich mit der Schürze die Augen und bittet den Vater dem Kinde nicht so zu willfahren, er werde sonst aus Mangel an hinreichender Nahrung unter seiner Arbeit erliegen, und was dann? Er hört ihr finster zu und sieht dann wehmüthig auf seine Kinder, die alle, er weiß es, nach einem Stück Brod lechzen. — Marmaduke seufzt und wendet der Scene den Rücken. Er eilt zu einem Bäcker und verlangt ein paar Brode, die augenblicklich in jene Hütte geschafft werden sollen; dann sezt er seine Abendwanderung fort, auf der er sich mit seinem Prediger beredet, welchen Wochenlohn er seinen Arbeitern aussetzen müsse, um ihnen nicht allein das tägliche Brod, sondern auch für die Tage der Noth einen Sparpfennig zu sichern. Freilich wird seine Einnahme dadurch um einige hundert Pfund vermindert; aber der Verlust ist ihm kaum merkbar, während er so viele Familien glücklich macht. — In diesem segensreichen Wirken, in welchem er durch eine treffliche Gattin unterstüzt und gefördert wird, fließen dann seine Tage dahin, und der Feind seiner Jugend, die Langeweile, sucht ihn nicht mehr heim. — Es erscheint ein Leben Southey's, das von großem Interesse zu werden verspricht. Bis jezt liegt freilich erst ein Theil dem Publikum vor, und dieser, der die Kinderjahre des Dichters umfaßt und seine väterliche und mütterliche Genealogie gibt, mag soweit für manchen Leser nur mittelmäßiges Interesse bieten; dann aber folgen sogleich die Briefe des Dichters an seine Freunde, und diese, von erläuternden Bemerkungen des Herausgebers, des eigenen Sohnes, begleitet, wird eine höchst interessante Lektüre bilden. Robert Southey theilte leider das Schicksal so mancher seiner talentvollen Brüder, daß Fortuna nicht Pathenstelle bei ihm vertreten wollte, wodurch seine Jugend ein kümmerliches Ringen von Sorge zu Sorge wurde. Die Kirche, dieser Hort unbemittelter Söhne, für die er Anfangs bestimmt war, konnte ihn nicht in ihrem Schooße aufnehmen, weil sein Selbstgefühl es verschmähte sich unter den weiten Falten ihres Mantels zu bergen, und die Jurisprudenz mit ihren steifen Formeln legte sich wie kalte Eisschollen um sein für das Schöne und Wahre glühendes Herz. Seine politischen Gesinnungen neigten sich zu sehr dem Republikanismus zu, als daß ein Toryministerium ihn hätte zu einer Staatsbedienung befördern können. Was blieb ihm also übrig, als die Feder zu einem Werkzeug zu machen, das ihm sein tägliches Brod verdiene, wozu die Musen denn freilich etwas sauer sahen, wie das bei diesen aristokratischen Damen gebräuchlich ist. Die Wünsche des Dichters waren dabei sehr bescheiden. Das kleinste Häuschen auf dem Lande und Bücher und frische Luft hätten ihm vollkommen genügt, aber wie schwer fand er es in den Besitz besagten Häuschens zu kommen! Diese Schwierigkeit zu vergrößern hatte er sich in seinem zwanzigsten Jahre mit einem armen jungen Mädchen verheirathet.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 4. Sonnabend, 4. Januar 1851.

— The high-born soul
Through all th'ascent of things enlarges her view,
Till every bound at length should disappear.
Akenside.

An die Phantasie.

1.

Nicht als der leichten,
Holdsel'gen Göttin,
Wie dich Proteus Apoll,
Der deutschen Muse Meister,
Mit tiefer Heiterkeit besungen,
Weih' ich mein Lied dir, Phantasie.

2.

Ich sah verweg'nen,
Erhab'nen Fluges
Dich im Aether verloren;
Du trägst zur höchsten Sonne
Die von der Neugier stets gequälte,
Doch forschungsmüde Wissenschaft.

3.

Schildkröten ähnlich
Schleppt an dem Boden
Unser Denken sich fort;
Schnell aber wie der Lichtstrahl
Durchfliegest du des Himmels Räume
Und bist im Nu wo dir's gefällt.

4.

Wenn von Gedanken
Du zu Gedanken
Ueber Welten hinweg
Mich unaufhaltsam reißest,
Bist du nicht dann die allgewalt'ge,
Allgegenwärtige Vernunft?

5.

Wenn du das Leben
Der fernsten Geister
Zu empfinden mir gönnst,
Als wär's mein eig'nes Leben,
Was bist du anders dann, Geliebte,
Als das unendliche Gefühl?

6.

Begibst hierauf du
Dich von den Sternen
Auf die Erde zurück,
Dann plauderst du gesellig,
Was auf der Reise dir begegnet,
In wunderbaren Mährchen aus.

7.

Fein und bezaubernd
Läßst du des Denkens
Unentwirrbaren Gang
Mit Traumgesichten wechseln,
Und in der Grazien Geheimniß
Weihst du die strenge Pallas ein.

8.

Drum hast du Plato
Dir auch zum Freunde,
Dir zum Priester erwählt,
Und siehst so gern an deinem Hof ihn,
Wie den erhab'nen Mäoniden
Und all die andern Lieblinge.

Bilder aus dem Berlin von ehemals.

(Fortsetzung.)

Noch später kam die Staël nach der preußischen Hauptstadt, gefeiert, im Glanz ihres Gefolges, ihres sprühenden Geistes, ihrer unendlichen Wißbegier, alles an sich reißend und in ihrer flüchtigen Art zerreißend. Man glaubt diese interessante Frau in der Schilderung der Herz vor sich sitzen, aufspringen, das Gespräch an sich reißen, es lenken und beendigen zu sehen. Haschend nach allem Ausgezeichneten, weiß sie hier August Wilhelm Schlegel für ihr Gefolge zu kapern.

Friedrich v. Gentz ist so vielfach besprochen worden und noch täglich der Gegenstand des Gesprächs, das auf politische Notabilitäten und Grundsätze sich bezieht, daß Notizen über ihn aus seinen Anfängen und der Urtheilsspruch einer unbefangenen, in die Politik nicht verwickelten Dame über seinen Charakter von doppeltem Werth sind, besonders seitdem der Scharfsinn sich abgemüht hat, einen Mann auch sittlich in ein helleres Licht zu stellen, von dessen Sitte man bis da nichts wußte, und dessen geistvolle Dienstfertigkeit für ein Prinzip und Männer, die Deutschland durch ein aufgedrungenes System der Revolution überliefert hatten, einen traurigen Fluch auf sein Andenken geladen haben. Die Herz kannte ihn von Jugend auf und reißt jeden Schleier, mit dem man seine Sittlichkeit verdeckt hat, schonungslos ab.

Sie protestirt dagegen, daß Gentz je in seinem Leben ein Mann von Gesinnung gewesen. Möge man die „ohne Scheu affichirten Ausschweifungen seiner alten Tage mild beurtheilen," und die unvertilgbare innere Jugendlichkeit des Mannes beloben, den sie schon vor der „bekannt gewordenen zärtlichen Liaison als einen Graukopf mit zitternden Händen" in Wien wieder gesehen; aber Niemand solle ihr das Umspringen aus einem Erzliberalen in einen Conservativen als eine achtungswerthe Folge geänderter innerer Ueberzeugung darstellen wollen.

Gentz war von den Anfängen der französischen Revolution hingerissen und selbst hinreißend. Er besaß eine Gewalt der Rede, gegen die selbst seine Schreibart zurückblieb. Daher seine großen Erfolge bei den Frauen. Hübsch war er nicht, und von Gemüth keine Rede; durch seine Leidenschaftlichkeit eroberte er im Sturme. Seine Genußsucht verleitete ihn zu „allbekannten Perfidien" und stürzte ihn in eben so bekannte Geldverlegenheiten. Bonvivant in jeder Beziehung, ohne Gewissen, war in solchen Augenblicken jedes Mittel, aus diesen Verlegenheiten sich loszureißen, ihm gleichgültig. „So zog er einmal einer Frau meiner Bekanntschaft (wir müssen hier buchstäblich die Worte wiederholen), auf deren Nachsicht er glauben mochte ein Recht zu haben, bei einem Besuche einen kostbaren Diamantring vom Finger. Vergebens stellte sie ihm vor, daß das Fehlen dieses Ringes ihr die empfindlichsten häuslichen Ungelegenheiten zuziehen würde." Nur nach langem Flehen, und man darf glauben durch pekuniäre Opfer, gelang es ihr, den Ring wieder zu erhalten.

Trotz der drückendsten Geldverlegenheit, blieb er der freisinnigste Mund. Auch nachdem seine Vorliebe für die französische Revolution schon erkaltet war, schwärmte er noch für Preßfreiheit, wie sein Memoire bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. beweist. Aber an einem schönen Morgen, sagt die Herz, war plötzlich seine sehr bekannte Geldnoth — wenn auch nicht ganz gehoben, doch sehr gemindert, und — seine Freisinnigkeit verschwunden. Eine österreichische Pension hatte beide Wunder bewirkt. Graf Stadion, der österreichische Gesandte, und das Wiener Cabinet, von diesem darauf aufmerksam gemacht, hatten seine Brauchbarkeit und was ihn bewegen könne, erkannt und rasch gehandelt, wie die österreichische Diplomatie darin so geschickt ist. Gentz schrieb von nun an, was das Wiener Cabinet forderte, als königlich preußischer Kriegsrath, angestellt beim Generaldirektorium. Und man wußte es, und entließ ihn nicht! Er selbst aber, als seine Stellung immer zweifelhafter wurde, hielt sich denn endlich doch selbst gedrungen, seinen Abschied zu nehmen und nach Wien überzusiedeln. Von Freisinnigkeit war damals keine Spur mehr in ihm und er verließ Berlin, wie man damals sagte, „als eingefleischter Aristokrat."

Ein anderer Gentz ist nicht wieder geboren, an Convertiten seiner Art fehlt es indessen nicht; aber das ist wohl zu merken, und ein erfreuliches Charakteristikum unserer Zeit, daß trotz der offenkundigen Thatsachen und Aktenstücke ein Gentz damals noch zu einem gewissen Ansehen, und wenn auch nicht zu Ehren, doch zu einer Autorität im Publikum kommen konnte. Wer sich heut wie Gentz erkaufen läßt, ist moralisch in Deutschland verloren, obgleich wir einen Ueberzeugungswechsel gelten lassen. In Frankreich ist es anders.

Man wird mit Befremden, aber mit Interesse die Nachrichten von dem **Tugendbund** lesen, den junge Frauen, Mädchen und Männer schlossen, rein mit dem Zweck, **sich gegenseitig zu veredeln.** Mitglieder waren u. a. Dorothea Veit, später Frau v. Schlegel, die schon erwähnte Henriette Mendelssohn (die Erzieherin der Herzogin v. Praslin), Caroline v. Wolzogen, Therese Heyne (später Georg Forsters, dann Hubers Gattin), Caroline v. Dacheröden, später Wilhelm v. Humboldts Gattin, und Wilhelm v. Humboldt selbst ward in den Tugendbund als Jüngling von der Herz aufgenommen, obgleich er ernsthaft sich dagegen sträubte, in der Meinung, daß er dessen nicht würdig sey. Vielen Lesern wird dieses ganze Treiben als kindisches Spiel erscheinen, und der Matrone, als sie diese Erinnerungen aus ihrer Jugend erzählte, mag es auch kaum anders vorgekommen seyn. Aber wir müßten ein ganzes Stadium unserer Bildungsgeschichte ausstreichen, wenn wir diese Bestrebungen edler Geister, in der Alltagswelt eine innigere Verbindung zu begründen, verwerfen wollten. Diese Bündnerei gehört zu unserer Erziehungsgeschichte, und wir finden sie wieder in den höchsten wie in den unbedeutendsten Kreisen, unter den edelsten, hochgebildetsten Menschen, und unter den Schulknaben. Gleims Tempel der Freundschaft, die Freimaurerei, die Illuminaten, die Rosenkreuzer und die Ritterorden der Gymnasiasten, alles waren nur Symbole eines innern Dranges der fortstrebenden Menschheit nach einem Vereinigungspunkte, den der Staat und die reale Gesellschaft nicht boten. Wie will man den Wilhelm Meister verstehen, ohne Notiz zu nehmen von diesem realen bündlerischen Bestreben der erweckten Geister! Aus dem Tugendbund der alten Herz ist übrigens auch ein reales Verhältniß hervorgegangen. Durch die Korrespondenz desselben lernte Wilhelm v. Humboldt seine nachmalige Gattin, Caroline v. Dacheröden, kennen.

Schleiermacher ist eine zu bedeutende Persönlichkeit, um in Genrestücken behandelt zu werden; auch ist wohl die Totalität seiner Erscheinung so bekannt, daß man alles das schon mit in den Kauf bekommen hat, was uns die Herz an Einzelzügen angeben kann. Dennoch ist es interessant, von ihr zu erfahren, wie ihre und ihres Gatten Bekanntschaft mit dem ganz jungen Manne und unbemittelten Frühprediger in Berlin angefangen, wie er ihr täglicher Besucher geworden und wie der kleine schwächliche Mann fast täglich aus einer der entferntesten, damals unwegsamen Vorstädte Berlins zu ihnen gewandert kam, um spät Abends diese Reise wieder zurück anzutreten. Wegen der Fährlichkeit des Wegs verehrten ihm die Gatten eine Laterne, die ihm wenigstens die Sümpfe und Abgründe der Oranienburger Vorstadt zeigte. Uebrigens war in dem kleinen, verwachsenen Manne neben einem Geist, der alle Erscheinungen des Lebens durchdrang und zerlegte, auch eine sehnenstarke Körperkraft, die ihn noch im späten Alter fähig machte, mit den rüstigsten Fußgängern beschwerliche Fußreisen im Gebirge zu unternehmen. Was er in angestrengten Arbeiten leistete, ohne je zu erliegen, ist bekannt. Zu seinen Predigten, deren Ideenfülle und scharf gegliederter Ausführung zu folgen selbst Meistern im Fache und Gelehrten Anstrengung kostete, verschloß er sich nicht am Sonnabend in seine Studirstube; er blieb in der Gesellschaft, und nur eine viertel, eine halbe Stunde sah man ihn am Ofen stehen, die Hände auf dem Rücken. Er meditirte die Predigt, die er erst auf der Kanzel selbst ausbildete.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Doch bereute Southey den Schritt nicht, fand nie eine hemmende Fessel in seiner Ehe, und sehnte sich immer nur nach einer kleinen behaglichen Häuslichkeit, allein mit seiner Edith und seinen Büchern. Das Leben hatte im Ganzen nur sehr ernste Seiten für ihn, und schon im Anfang seiner zwanziger Jahre hören wir aus den Briefen an seinen Freund Bedford, wie ihn das Drama des menschlichen Daseyns in seiner ganzen Tiefe durchschauert und den Werth aller Dinge erkennen lehrt, und wie er mit Wehmuth auf die schaalen Formen blickt, in denen die Menschheit ihre Spanne Zeit hinkriecht. „Diesen Morgen wanderte ich auf der Heide von Poole,“ sagt er; „es war wüste um

mich; in mir herrschte jene düstere Stimmung, die meine Nativitätssteller als den hervorstechenden Zug meines Charakters bezeichnen. — In welcher argen Zeit leben wir! Selbst dann, wenn es mit dieser schlechten Gesellschaft am besten bestellt ist, bleibt ihr gerader Weg immer ein abscheulich krummer.“ Seine Familie lebte um diese Zeit in sehr beschränkten Umständen. Dennoch war sein Mitgefühl für jeden Leidenden und Bedürftigen stets rege, und innig beklagte er, die helfende Hand nicht nach Wunsch reichen zu können. — Chatterton, der unglückliche Dichter, hatte um diese Zeit seinem traurigen Daseyn ein Ende gemacht und eine Schwester in den ärmlichsten Umständen zurückgelassen. Southey ließ es sich angelegen seyn für dieses Mädchen eine Summe Geldes zusammenzubringen, die ihr die nothwendigsten Mittel des Unterhalts sicherte. Unter den neuen Bekannten, die sich während seines Aufenthalts in London um die Freundschaft des jungen Dichters bemühten, nennt er uns auch Mary Wolstoncroft, verehelichte Godwin, die er als die interessanteste, liebenswürdigste und geistreichste Frau rühmt, die ihm je vorgekommen; und doch würde man Mary Godwin im Jahr 1850 ohne Bedenken in die Kategorie der emancipirten Frauen werfen. So wiederholt sich die Zeit wie die Menschen. Es gibt nichts Altes und nichts Neues, es ist das ewige Rad des Ixion, um das wir uns wie die Stäubchen im Sonnenlichte drehen. — Mit unserm Dichter bleiben wir in seinem sechsundzwanzigsten Jahre am Ende des ersten Theiles stehen, ein Zeitpunkt, wo er schon unendlich viel als Schriftsteller geleistet, sich an der Tagespresse betheiligt, eine Reise nach Portugal beschrieben, seine Johanna von Arc und viele Dichtungen herausgegeben, und sich daneben mit unendlicher Pein am Corpus juris abgequält hatte. Wir verlassen ihn auf diesem Punkte, bis Longmann uns durch die Herausgabe des zweiten Theiles in Stand sezt, dieses bedeutende Leben weiter zu verfolgen.

Eine andere Schilderung eines Dichterlebens ist uns durch den Prediger Milman geworden. Er führt uns den großen Tasso vor, nebst einer bedeutenden Anzahl seiner Briefe, wodurch wir einen höchst interessanten Einblick in das Seelenleben dieses unglücklichen Mannes erhalten. Auch hier müssen wir freilich erst durch einen Bildersaal von Vorfahren wandern, deren Existenz uns ein Nichts bleibt; indessen lernen wir doch so viel daraus, daß die gegenwärtige Fürstenfamilie von Taxis den Tassos entsprossen seyn soll, eine Ehre, die sich die Abkömmlinge, um Torquato's willen, gefallen lassen mögen. Milman gibt uns auch einen Abriß vom Leben Bernardo Tassos, wodurch wir einen richtigeren Ueberblick der Verhältnisse des Sohnes erhalten, wie dieselben ihn bei seinem Eintritt in die Welt begrüßt. Auch ist es wohl selten genug zwei Dichterleben sich folgen zu sehen, da der gewöhnlichen Meinung nach ein Talent sich höchstens im dritten Gliede wiederholt.

(Schluß folgt.)

Vom Mittelrhein, December.

(Fortsetzung.)

Bahrdt mit der eisernen Stirne.

Bahrdts Ruf hatte durch seinen mehr als ungeregelten Lebenswandel schon zu sehr gelitten, selbst in den Augen derer, die den Posaunenstößen antichristlicher Aufklärung mit Vergnügen lauschten. Dem Manne mit der eisernen Stirne mochten nur wenige ihre Söhne als Zöglinge anvertrauen, und selbst die kleine Zahl, die er sich in England und Holland geholt, hätten der schlecht eingerichteten und schlecht geleiteten Anstalt keinen langen Bestand sichern können, wenn Bahrdt auch nicht vom Reichshofrathe für unwürdig und unfähig erklärt worden wäre, ein geistliches Amt zu führen. Mit diesem Urtheile war nicht nur das Philanthropin zu Heidesheim wie ein Meteor verschwunden, sondern auch Bahrdts Wirksamkeit und Aufenthalt in dieser Gegend zu Ende. Bekannt ist, daß er im Preußischen endlich Zuflucht fand, von 1779 an sogar zu Halle wieder philosophische Collegien las, aber wegen neuer Händel mit der Geistlichkeit vor die Stadt hinauszog und eine Wirthschaft eröffnete, die sich nicht des besten Rufs erfreute, wenn seine Gegner vielleicht auch etwas stark aufgetragen haben mögen. — Wie war's doch möglich, daß ein Mann wie Bahrdt einen so tiefgehenden Einfluß auf die religiösen Ansichten seiner Zeit üben konnte, wie er ihn unläugbar geübt? Wohl war er ein Talent von einigem Glanze, aber alle seine Schriften zeigen den Mangel eines tiefer gehenden Geistes und gründlicher Gelehrsamkeit. Von titanischer Feuerkraft ist nichts an ihm zu spüren, wiewohl ihn eine gewisse dämonische Gewalt unstät durch's Leben und in tausend Händel hineintrieb; zudem ein Charakter von nicht geringer sittlicher Anrüchigkeit, die aller Welt so ziemlich nackt vor Augen lag — und doch solcher Einfluß! Abgesehen davon, daß der Boden längst von Frankreich aus bereitet war, erklärt er sich nur aus der natürlichen Neigung des Menschen zur Opposition, ja zur Negation, und da „der Geist, der stets verneint,“ sich immer auch als Lucifer darzustellen weiß, und die Worte Aufklärung und Fortschritt auf Tausende wie Zauberrunen wirken, so läßt es sich begreifen, wie wissenschaftliche und selbst sittliche Mängel an den Herolden der Opposition kaum als Splitter angesehen werden, während sie jedem andern für grobe Balken angerechnet würden. — Welche Menge von Analogen hat die jüngste Zeit dazu geliefert, so auf politischem wie auf kirchlichem Gebiete! Bahrdte genug mit mehr oder weniger Geist; aber die Zeit übt auch immer raschere Justiz, sie werden schneller erkannt und sind schneller gerichtet und abgethan. In der Pfalz sind merkwürdige Exemplare von „eisernen Stirnen“ aufgetreten, auch unter der Geistlichkeit. So hat sich in Dürkheim zur Zeit des Aufstandes der Pfarrer eines benachbarten Dorfes häufig herumgetrieben, um das Feuer gehörig im Brande zu erhalten. Zwei Tage vor Pfingsten ließ er nach Hause sagen, er habe keine Zeit, am Feste Gottesdienst zu halten, dagegen schnallte er den Säbel um die Blouse und ließ sich von der provisorischen Regierung als Executor gebrauchen. Von einem andern wird erzählt und verbürgt, er habe mit seiner Löwenstimme zuerst eine ganze Gegend mit Erfolg demokratisch bearbeitet, sey dann als Candidat bei einer Landtagswahl aufgetreten, in öffentlicher Wahlversammlung des Gesinnungswechsels bezichtigt, ja der Lüge überwiesen worden, und habe endlich, als er sich nicht mehr zu helfen wußte, ausgerufen: „Ich verlasse mich auf meine Republikaner!“ Und was thaten diese Republikaner? Sie wählten ihn dennoch, also nicht weil, sondern obgleich solcher Mackel an ihm haftete. Ja einzelne haben geäußert, sie würden ihn doch wählen, und wenn er selbst einen falschen Eid geschworen hätte. Schrumpft dagegen nicht die eiserne Stirne eines Dr. Bahrdt zusammen? — Dr. Bahrdt hat zu kurz in dieser Gegend gelebt, als daß er unmittelbar einen sehr großen Einfluß auf das Land hätte üben können. Im Volke ist er vergessen, von den Gebildeteren wissen wenige von ihm und seinen Schriften, aber von seinem Geiste scheint nicht wenig im Lande zu seyn. Das Merkwürdige dabei ist, daß die, welche seine Art religiöser Aufklärung kultiviren, das als Strahlen eines neuen Lichtes preisen, was vor achtzig Jahren schon seinen Schein verbreitete, und von dem der alte Rabbi zu manchem kleinen Uriel Acosta sagen könnte: Alles schon da gewesen!

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 5. Montag, 6. Januar 1851.

> Es fehlt dir nie an närrischen Legenden;
> Fängst wieder an dergleichen auszuspenden.
>
> Goethe.

Wien im Winter 1850.

I.

Wenn ich in eine fremde Stadt komme, so setze ich frischweg die Feder an, um euch von den empfangenen Eindrücken Rechenschaft zu geben. Da reiht sich von selber Stück an Stück, und am Ende gibt es eine bunte Mosaik, deren Niederschreiben mich so ergözte, daß ich mir unmöglich einbilden kann, euch damit zu langweilen. Wiederum ein anderes ist es, wenn ich von einem Ort berichte, wo mich bereits ein behagliches Gefühl des Spießbürgerthums durch längere Gewohnheit ganz gewonnen; von dort aus melde ich euch, was irgend Fremdes in den Kreis tritt und mir schon um seiner ungewohnten Neuheit willen in die Augen fällt. Die Erscheinung, welche dann geschildert wird, ist euch nicht immer unbekannt, doch vernehmt ihr gern, wie sie da oder dort sich ausgenommen, welchen Eindruck sie hinterlassen, und ihr vergleicht dann das Berichtete mit euern eigenen Wahrnehmungen. Wie ich es aber anfangen soll, aus Wien zu schreiben, darüber sinne ich seit vielen Wochen mit noch geringerem Erfolge nach, als mir überhaupt zu Theil zu werden pflegt, wenn ich anfange zu grübeln und zu disteln. Zu Wien fehlt mir die frische Unbefangenheit des Fremdlings, dem alles neu und bemerkenswerth erscheint, und zugleich geht mir die besonnene Sicherheit des ansäßigen Einwohners ab, der mit dem ersten Blick das Ungewohnte herauszufinden versteht. Ich bin in Wien zu Hause und doch ein Fremdling, ich kenne jede Straße, aber nicht die Häuser darin, und in den Häusern nicht die Menschen, denn beide, die Häuser wie ihre Einwohner, sind seit zwanzig Jahren großentheils ganz andere geworden. Nun fürchte ich, daß ich von so überscheinigem Standpunkt aus weder ganz unbefangen noch ganz sicher werde schildern können; aber versuchen muß ich dennoch einmal, was zu thun ich verheißen habe, und ich will dabei mich bemühen, Altes und Neues wenigstens nicht gar zu toll durcheinander zu werfen.

Das wird aber schon beim Einzug schwer genug. Wie hatte ich Wien verlassen? wie fand ich es wieder? Ein Eilwagen war es, der einst mit mir und einem Dutzend anderer Menschenkinder Abends um zehn Uhr von dannen rasselte. Mein Paß lautete nach Paris und war ausgestellt von einem Montmorency, »premier báron de la chrétienté.« im Namen Seiner Majestät Karls des Zehnten, von Gottes Gnaden König von Frankreich; vielleicht hat auch noch „und Navarra" dabei gestanden. Zu Mölk hielten wir Morgens an, um zu frühstücken, in Seitenstetten nahmen wir das Mittagsmahl ein, nach München gelangten wir erst am dritten Tag. Wie anders kam ich zurück! Ich war den Rhein hinabgefahren, um den „kürzesten" Weg zu suchen. Auf den Eisenschienen glitt ich von Deutz in weitem Bogen durch Norddeutschland, um desto schneller den heitern Süden wieder zu erreichen. Am Abend eines Mittwochs um die zehnte Stunde winkte ich von der Kölner Schiffbrücke dem Vater Rhein ein Lebewohl. Den nächsten Abend und die Nacht brachte ich in Leipzig zu, wohin eines pfiffigen Lohndieners Fürsorge mich mit meinem Koffer hatte einschreiben lassen, um mir den Umweg

über Berlin zu ersparen. Die zweite Nacht schlief ich zu Breslau, besah dann einen ganzen Vormittag lang die alte Slavenstadt mit ihrem halbsüdlichen natürlichen Gepräg und ihrem halb nördlichen Firniß aus Berlin. Am Sonntag Morgen schon hörte ich die Glocken von St. Stephan zum Hochamt läuten. Freilich war ich, obschon des Reisens gewohnt, doch etwas wirbelig im Kopf, vielleicht weniger vom Schütteln als von wunderlichen Betrachtungen. Am Donnerstag war mir die Welt gar zu närrisch vorgekommen. Aus Westphalen hervorschießend, hatte ich in eines Tages Frist ein halbes Dutzend Vaterländer gesehen, jedes ein abgehauenes Glied vom Vaterland; davon war mir zu Wien noch dumpf und schwindelig im Haupt.

Du lieber alter Stephansthurm, wie hat die Welt seit unserem Scheiden sich umgestaltet! Der lezte König von Frankreich ist auf deutscher Erde entschlafen. Er hat seinem Enkel statt des Thrones die Einbildungen hinterlassen, welche diesen Thron kosteten und nun doch dazu dienen sollen, denselben wieder aufzubauen. Zu Frohsdorf lebt Heinrich ein träumerisches Daseyn, von seiner Umgebung mit dem königlichen Titel begrüßt, in seiner Vorstellung jezt schon Selbstherrscher aller westfränkischen Landschaften. Und wo ist der König der Franzosen hingekommen, der Erbe Karl des Zehnten? Weder er noch seine Söhne haben den Platz behauptet, von welchem sie ihre Stammesvettern verdrängt. Der Neffe des Helden hat dort sich niedergelassen, und nachdem er daran zu verzweifeln begann, seine Franzosen vollends zu seinem Vortheil zu bethören, haben wir die Freundlichkeit, ihm Gelegenheit dazu zu bieten. Er braucht nur zuzulangen. *

Wie hat Wien sich verändert! Eine Braut, die bis zur Ankunft des Bräutigams der Obhut des Klosters übergeben wurde, ist sie, zur Zeit im Belagerungszustand, die Hauptstadt eines Verfassungsreiches. Hoffentlich wird dem fernen Bräutigam auf der Reise oder gar im Kriege nicht etwa ein Unglück begegnen. Diese Erwartung und sogar diese Besorgniß sind wundersame Fortschritte gegen damals, wo alles abgeschlossen und fertig lag, für Jahrhunderte zugerichtet.

Ihr kennt vom Hörensagen wenigstens das vormärzliche Wien. Das lebenslustige Volk war bei aller übersprudelnden Laune so gezähmt, daß man es hätte für Geld zeigen können. Keine Spur mehr von jenen kecken Männern, die mit dem grimmigen Albrecht blutigen Hader begannen, den schläfrigen Kaiser Friedrich sammt dessen aufgewecktem Söhnlein in der Burg berannten. Zu Anbeginn des achtzehnten Jahrhunderts noch hatte es geheißen, das Wiener Volk sey das unbändigste in Europa; jezt war es das am besten geführte, weich und fügsam zum Erstaunen, gleichgültig bis zur Unmöglichkeit. — Den allmähligen Uebergang aus diesem Zustand träumerischer Gleichgültigkeit habe ich freilich nicht miterlebt, und auch nicht den gefährlichen Sprung des plötzlichen Auffahrens, wobei bekanntlich der hülfreiche Heilige des Guten zu viel that, just wie bei jenem trunkenen Bauer, dem er nicht nur auf das Roß half, sondern auch gleich über die andere Seite wieder hinunter. Ueberhaupt mahnen bei dem jetzigen Rückschritt die Anstrengungen unserer Zeit an den wunderlichen Pilger, der auf seiner Romfahrt immer zwei Schritte vorwärts und einen wieder rückwärts machte; doch ist er zulezt ganz richtig zu Rom angelangt.

(Fortsetzung folgt.)

* Kaum niedergeschrieben, ist auch das nicht mehr wahr; wir gehen ja nach Dresden, um uns zu vertragen.

Bilder aus dem Berlin von ehemals.

(Fortsetzung.)

Wohl gab es jener Zeit vielfaches Gerede über Schleiermachers Verhältniß zur Familie Herz. Ein junger protestantischer Geistlicher, der seine Bildungsstudien im Hause einer jüdischen Familie machte, in dem sich alle Weltkinder versammelten, selbst die nicht ausgeschlossen, welcher aller Religion und Sittlichkeit den Krieg erklärt! Doch würde jener Vorwurf in unserer Zeit lebhafteren Anklang gefunden haben. Die ganze Berliner Bildung war ja dazumal in Opposition mit Kirchlichkeit und Pietismus, und Schleiermacher war einer der ersten, der die Kinder der Welt durch seine Schrift auf die Bedeutsamkeit der Religion und auf den Geist des Christenthums von einem erleuchteten Standpunkt aus aufmerksam machte. Dieß waren seine Studien im Hause der Herz. Sie sprachen über Plato, und die Herz war es, die in Schleiermacher am lebhaftesten drang, die Uebersetzung des Griechen zu unternehmen. Ihr Gatte, dem Religiösen sehr fremd oder entgegen, fand in der Verstandesschärfe und Klarheit des jungen Geistlichen eine Befriedigung, die ihn zur ächten Freundschaft für denselben hinzog.

Aber freilich kam vieles in jener Zeit hinzu, was in der lästerlustigen Welt Anstoß erregen konnte. Schleiermacher mit Friedrich Schlegel verbündet! Schlegel, der, wie man es nannte, Dorothea Veit ihrem Manne entführt hatte, der die Lucinde schrieb, und Schleiermacher, der sie vertheidigte! Der frivole Spott

machte sich in Zerrbildern Luft. Es existirt noch eines, wo die große schöne Herz den kleinen verwachsenen Schleiermacher als ihren Parasol am Arme führt. Die zu jener Zeit sehr triviale Opposition gegen die Romantiker, die Merckel, Kotzebue, Falk waren die eigentlichen Schmiede jener Opposition. Sie hat weder Schleiermacher noch der Herz geschadet. Diese geht verächtlich schweigend über das Gerede hinweg. Der große Sturm, welcher Preußen niederwarf, schwemmte in seiner Blutwäsche und seinen Erschütterungen die Kämpfe der Romantiker mit den sogenannten Vertretern des Klassischen, eigentlich der abgelebten Bildung, fort, und bei der Regeneration des Staates tauchte der Schmutz nicht wieder hervor, nur die wirklichen ernsten Geister, welche ihn in jener Wäsche längst abgespült hatten. Unter diesen war Schleiermacher, nicht als Romantiker und Bundesgenoß Friedrich Schlegels, als er selbst, der Mann des Lichtes, der dieses Licht in alle Gegenstände des bewegten Lebens übertrug, die ihm begegneten. Er war auch Politiker, klar und scharf blickend und die neuen Fehler erkennend, die falsche Fahrstraße, in welche der preußische Staat sich stoßen ließ. So führte er mit den ätzendsten Waffen eines niederschmetternden Witzes den Kampf gegen den Geheimerath Schmalz und las selbst an der Universität ein Collegium über Politik vor so gedrängt vollen Räumen, daß die Universität ihre Polizeigewalt brauchen mußte, um den Andrang abzuhalten. Bald darauf brauchte der Staat seine Gewalt, und wie den Streit gegen Schmalz, unterdrückte er auch Schleiermachers Vorlesungen über Politik.

Der alte Schmutz, den die Blutwäsche fortgespült, stieg endlich wieder auf. Wie viele Schmalz sind seitdem wieder geboren! Der große Schleiermacher stand lange auf derselben Liste, die man heut über die gefährlichsten Demokraten und Socialisten führt. Er ward überwacht. Nach der Julirevolution änderte sich das freilich. Endlich in seinem Alter hängte man ihm auch einen kleinen Orden um. Der bei allem Scharfsinn und Geist immer kindliche Mann soll sich darüber gefreut haben, nicht über den Orden, sondern daß man oben doch endlich zu einer bessern Ueberzeugung gekommen sey. Ach! war es denn nicht, daß diese ganze ideale Partei, welche eben während der Regeneration Preußens als eine sehr praktische sich gezeigt, von den ersten Schrecken der Julirevolution und ihren Folgen übermannt, in die Niebuhrkrankheit gefallen war und ihre Elasticität völlig eingebüßt hatte! Darum hing man Schleiermacher den Orden um, darum wurden später Eichhorn und Savigny Minister. Viele aufrichtige Verehrer Schleiermachers hätten gewünscht, er wäre ohne Orden in seine Gruft gesenkt worden. So späte Anerkennung so lange leuchtender Verdienste! Sein Begräbniß, das feierlichste, das Berlin bis da gesehen, wäre deßhalb nicht weniger feierlich gewesen. Die Anerkennung des Königs wirkte übrigens im Anfang noch nicht auf die Stimmung des verstockten Junkerthums. Als es wieder erlaubt war, sein Bildniß an den Schaufenstern auszuhängen, hörten wir zwei junge Offiziere ihre Verwunderung äußern: „daß der kleine — Kerl, der eigentlich an den Galgen gehört, noch so zu Ehren kommt!“ Schade, daß es zu jener Zeit noch keine Kreuzzeitung gab. Wir erinnern uns nicht, daß die heutige sich über ihn ausgesprochen hätte.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Mittelrhein, December.

(Fortsetzung.)

Limburg. — Hartenburg.

Man hat weder Mühe noch Geld gespart, um Dürkheim vordersamst auch ohne Kursaal und ohne grünen Tisch andern Badeorten mindern Ranges ebenbürtig zu machen. Was die Umgebung anlangt, so hat es damit keine Noth, man kann Geld und Mühe größtentheils sparen. Die Gegend ist so reich an natürlichem Schmucke, daß sie jedes künstlichen entrathen kann. Schon die nächsten und bequemsten Gänge, die auch dem ernstlich Leidenden nicht schwer fallen, bieten eine Fülle von Schönheiten, die auch ein sehr verwöhntes Auge befriedigen. Auf der sanft anlaufenden Straße nach dem ganz nah gelegenen Städtchen Wachenheim ergeht sich der Blick in weiten Fernen. Die Rheinebene bis hinüber zu den Höhen der Bergstraße breitet sich da aus, übersäet mit Dörfern und Städten, zu aller Zeit ein reiches, prachtvolles Bild, selbst im Mittagsduft und unter Wolkenschatten, am glänzendsten im Morgen- oder Abendlichte. Ein Gang in's Thal, dessen Mündung Dürkheim schließt, führt in kürzester Zeit an den Fuß des Berges, auf dem die hervorragendste Zierde der Gegend, die Ruine der alten Abtei Limburg

sich erhebt, oder etwas weiter in einen großen, wiesengrünen Kessel, in welchen außer dieser Ruine noch die kolossalen Trümmer der Hardenburg herniederschauen, und dem selbst der klare Spiegel eines großen Teiches, die zerstreuten Hütten eines Dörfchens und rauschende Mühlen nicht fehlen.

Die beiden Ruinen sind nicht nur an sich schön und bedeutende landschaftliche Zierden, sie sind auch historisch interessant. An der Stelle von Limburg erhob sich einst eine Pfalz der salischen Herzoge, die Konrad II. noch bewohnte, als er schon zum Kaiser gewählt war. Sein kleiner Sohn stürzte aus einem Fenster derselben, und seine Gemahlin Gisela bestimmte ihn nach diesem Unglücke, die Burg in ein Kloster umzuwandeln. Den Grundstein zur Kirche legte er an demselben Tage, an dem er auch den gewaltigen Dom zu Speyer gründete, am 12. Juli 1030. Die reiche Benediktinerabtei blühte bis in's Jahr 1504, in welchem ein Graf von Leiningen sie niederbrannte. Die wieder aufgebauten Mauern der Kirche stehen noch zum großen Theil, von den drei Thürmen der Stirnseite aber nur noch einer, ein schöner Rest des alten Baues, der im deutschen Styl des eilften Jahrhunderts ungewöhnlich reich ausgeführt war. Man hat der künftigen Kurgäste wegen vor einigen Jahren den verdeckenden Schutt beiseite geräumt und interessante Reste der Klostergebäude zugänglicher gemacht, auch den alten Brunnen wieder ausgegraben und ein Haus für die Restauration gebaut. Gartendirektor Metzger von Heidelberg hat die verschönernde Hand an die Ruine gelegt und mit dem ihm eigenen Geschick eine Anlage um und durch dieselbe gezogen, die man geschmackvoll nennen muß, auch wenn man, wie ich, dem wildverwachsenen chaotischen Getrümmer den Vorzug vor einer aufgeräumten und modern umkleideten Ruine gibt.

In dieser Hinsicht ist die nahe Hardenburg nach meinem Geschmack. Sie liegt im Hintergrunde des Thales, nicht so hoch und frei wie die Abtei, sie gewährt nicht wie diese die herrliche Fernsicht in die Ebene und in das schöne Thal zugleich, sie lehnt sich vielmehr an eine schroffe Felswand und mit dieser an eine grüne, waldige Berghöhe, und schaut mit ihrem rothen, massenhaften Gemäuer nur in das geschlossene, frische Thal hinab und hinauf zum Kloster auf seinem höheren kahlen Berge. Unter ihren Mauern murmelt das klare Bächlein Isenach, rauschen die Wasserräder und dröhnen die Hammerschläge der Waffenschmiede des Dorfes; in denselben aber ist es wahrhaft waldeinsam stille, und der Häher pickt laut an der Rinde der Föhren, die ihre Wurzeln tief in das verwitternde Gemäuer treiben. Da sind sie noch zu finden die gewölbten Thorhallen, die massiven Thürme und gesprengten Vorwerke, die weiten Kellerhallen und die mehrfach über einander gewölbten Verließe, Burghof und Lustgarten, Marstall und Schmiede, Wohnräume und Rittersaal, doch alles so, daß „des Himmels Wolken hoch hineinschauen.“ Was der dreißigjährige und der orleansche Krieg so ziemlich verschont hatten, das haben die Freiheitsmänner der neunziger Jahre rein ausgebrannt, und außer Fuchs und Käuzchen könnte höchstens noch eine wandernde Zigeunertruppe auf kurze Frist in diesen Gewölben rasten, vorausgesezt, daß diese romantische Staffage auf dem polizeilich wohl gesäuberten Bilde des pfälzischen Landes noch geduldet würde. Der schönste Plaz ist der weite Raum, beschattet von den uralten Linden, deren vor Zeiten je eine gepflanzt wurde, sobald ein Sproß des Leiningischen Geschlechts das Licht der Welt erblickte. Er bietet die schönste Aussicht und hat schon manchem älteren und neueren Feste zum Tummelplatze gedient. Es wundert mich indeß, daß unsere Engländer, die die Traubenkur nach Dürkheim geführt, nicht öfter hieher wallfahren, ja daß noch keiner in diese Ruine sich tiefer vernarrt und versessen hat, wo doch die mütterlichen Ahnen ihrer Königin ihr ritterliches Wesen und Unwesen getrieben haben, was jeden Verehrer der kleinen Lady billig für die Hardenburg begeistern sollte.

(Fortsezung folgt.)

London, December.

(Schluß.)

Literatur.

Bernardo Tasso gehörte seiner Zeit zu den bedeutendsten Sternen Italiens, und ist auch sein Name vor dem Ruhme seines Sohnes in den Schatten getreten, so waren ausgebreitete Kenntnisse und ein schönes poetisches Talent darum nicht minder sein Eigenthum. Hätte er nur neben diesem seinem Sohne mehr als confiscirte Güter hinterlassen! — So aber war das Talent genöthigt für seinen Unterhalt um Fürstengunst zu buhlen, und Torquato konnte nicht Fürstendiener seyn. Sein stolzes Herz sträubte sich gegen die Rolle eines Sycophanten an einem Hofe, das Bewußtseyn seiner Würde erlaubte ihm nicht vor denen in den Schatten zu treten, die es sich hätten zur Ehre rechnen sollen, ihm gleich zu stehen. Er konnte sich nicht beugen, wo die Natur ihm mit mächtiger Stimme zurief aufrecht zu wandeln. An diesem Zwiespalt des innern Menschen mit der äußern Welt ging er zu Grunde. Das Leben am Hofe Alphonsos wurde ihm zur Hölle; aber wie er auch floh, er theilte das Schicksal der Motte, die um die Flamme kreist. Er mußte dahin zurück, und immer wieder zurück, so lange Leonore von Este dort weilte; auch konnte ihn der stolze Herzog nicht aus seinen Schlingen lassen, so lange ein Wort, ein Blick der Verräther einer Neigung werden konnte, die, wie er meinte, sein Haus entehrte. In grellen Farben hat uns Milman das grauenvolle Loos des Dichters geschildert, der, um jedes seiner Worte, jede seiner Aussagen nichtig zu machen, vom arglistigen Herzog in den Ruf des Wahnsinns gebracht wird und mit gesunden Sinnen die schönsten Jahre des Mannesalters im Hospital von St. Anna unter Irrsinnigen zubringen muß. Neugierig blickt der Vorübergehende nach den Fenstern hinauf, wo der Dichter weilen soll, von dessen Ruhme ganz Italien widerhallt, und hinter dichtem Eisengitter erblickt er vor einem kleinen Fenster eine hohe Mannesgestalt, deren lockiges Haar weiß gebleicht über ein blasses, eingefallenes Antlitz hängt, in dem aus tiefen Höhlen ein paar glänzende Augen sehnsüchtig zum blauen Himmel aufschauen. Dieß war Tassos Jugend. Als endlich nach siebenjähriger Haft, nach dem Tode Leonore's von Este die Thüren seines Kerkers sich öffneten und das langersehnte Wort der Freiheit ihm, wenn auch noch bedingungsweise entgegentönte, da empfand er bei seinem Hinaustreten nur zu gut, daß er nicht mehr der alte Tasso sey, und daß, was die Jahre an ihm gethan, keine Freiheit wieder auslöschen könne. Der junge Mann war zum Greise geworden, in seiner Seele aller Lebensmuth erstorben; für ihn war bis zum Grabe nur noch ein Schritt, eine kurze Spanne Zeit, die eben hinreichte zu erkennen, um wie vieles er betrogen worden, wie wenig ihm sein großes Talent, wie wenig ihm der Ruhm fruchtete, der seinen Namen über die Welt trug. Was von seinen Arbeiten gedruckt wurde, entbehrte der Correktur; anderes war verstümmelt, oder gegen seinen Willen verbreitet, und an einen materiellen Lohn war vollends nicht zu denken gewesen, so lange der Verfasser, ein ohnmächtig Kranker, vor der Welt eine Narrenkappe trug, der seine Dichtungen vergeblich widersprachen. Alles dieß hat Milman sehr treffend dargestellt und durch Tassos eigene Worte erläutert. Die ganze Schilderung läßt in uns das wehmüthigste Gefühl zurück.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 6. Dienstag, 7. Januar 1851.

— Nimium patienter,
Ne dicam stulte, mirati
Horat:

Bilder aus dem Berlin von ehemals.

(Schluß.)

Die Herz scheint in den lezten Jahren von Schleiermachers Leben weniger Umgang mit ihm gehabt zu haben. Ihr Biograph hätte uns sonst mehr Einzelzüge mitgetheilt; was er gibt, sind mehr allgemeine Betrachtungen aus allgemein zugänglichen Quellen.

Gerade vor einem halben Jahrhundert kam Jean Paul Friedrich Richter zum erstenmal nach Berlin. Noch gibt es lebende Zeugen, welche sich des Enthusiasmus, der Apotheosen erinnern, die diesem Genius gebracht wurden. Es gehörte zur Mode, von ihm begeistert zu seyn; es war nicht die schlechteste Mode, die Berlin durchgemacht. Das Feuer des Enthusiasmus hat in der Spreestadt für weit, für unendlich geringere Gegenstände geflackert. Namentlich, wie sich von selbst versteht, war die weibliche Bevölkerung in einem Entzückungsfieber. Die Herz scheint von diesem Fieber nur in sehr mäßigem Grade geschüttelt worden zu seyn. Sie blieb, vermöge ihrer kälteren Natur, eine ruhige Beobachterin und wir verdanken dieser ihrer Beobachtung sehr interessante Nachrichten und Betrachtungen.

Jean Paul wohnte in Berlin zuerst in einer obscuren Kneipe, später in einem schlechten Hinterstübchen der neuen Friedrichsstraße. Das genirte ihn, den Unbefangenen, so wenig als die vornehmsten, ausgezeichnetsten Damen, die sich zum Besuch bei ihm drängten. Die Herz meint, es sey kaum zu beschreiben, welche Aufmerksamkeit ihm von den Frauen, namentlich denen aus den höchsten Ständen, erwiesen worden, und hier finden wir sie bei einer feinen psychologischen Entdeckung. Sie sagt: „Die Frauen wußten es ihm Dank, daß er sich so angelegentlichst gerade mit ihnen in seinen Werken beschäftigt und bis in die tiefsten Falten ihres Gemüthes zu dringen versucht hatte. Namentlich waren die vornehmen Damen entzückt, daß er sie so viel bedeutender und idealer dargestellt, als sie in der That waren." Als Jean Paul Frauen der höhern Stände schilderte, kannte er in Wirklichkeit noch keine. Er ließ seiner reichen und wohlwollenden Einbildungskraft freien Spielraum. Diejenigen, die er später kennen lernte, thaten nun alles mögliche, ihm so zu erscheinen, wie er sie ästhetisch und edel gebildet hatte. „So hat er die Frauen der höhern Stände, so viel er auch deren später sah, eigentlich niemals kennen gelernt, ja diejenigen, deren Bekanntschaft er machte, in gewisser Beziehung immer falsch beurtheilt." Denn keine gab sich ihm wie sie war, sondern sie wendeten ihm ihre glänzendsten Seiten zu, welche selten ihre eigentlich charakteristischen waren. Dadurch verwirrte sich sein Urtheil über die wenigen, welche vor ihm für nichts anderes gelten wollten, als was sie waren. Die Herz gehörte zu ihrer Zahl. In seinen Briefen erklärt er sie nur für eine große gelehrte Frau. Auf leztere Eigenschaft hatte sie niemals Anspruch gemacht. — Jean Paul gefiel die Mischung aller Stände, die er damals in Berlin fand, ungemein. Er hatte bis dahin nur die sächsische Gesellschaft kennen gelernt. Im heutigen Berlin würde er sich vielleicht nicht mehr wohl fühlen.

Die Herz machte Jean Paul mit Schleiermacher bekannt. Der Eindruck war nicht gegenseitig. Jean

Paul war entzückt von den „Reden über die Religion." Schleiermacher, dem Mann der classischen Form, konnte die Formlosigkeit Jean Pauls nicht behagen. Unbegreiflicherweise fand er auch eine schreckliche Armuth in dem Dichter, unter dessen Eigenschaften wir wenigstens die des Reichthums immerfort anerkennen werden. Möglich daß auf den großen und sonst so kindlich gemüthvollen Mann die übertriebene Anbetung einer Größe, deren sämmtliche und große Schwächen sein scharfer Blick überschaute, nicht ohne menschliche Wirkung geblieben, ohne daß wir deßhalb das Motiv Neid zu nennen brauchten.

Aehnliche Stimmungen mochten bei Friedrich Wilhelm III. obwalten. Von den für den edelsten modernen Frauenlob begeisterten Hofdamen, von der Königin Louise und ihrem Bruder Georg von Mecklenburg überredet, hatte er sich bestimmen lassen, in einem Kabinetsschreiben Jean Paul zur Uebersiedelung nach Preußen aufzufordern. Das war schon sehr viel für König Friedrich Wilhelm III. Aber Jean Paul ließ sich auch bewegen, um eine Präbende zu bitten. Lafontaine hatte der König eine solche auf Dringen der geliebten Gattin gewährt. Diese Bitte schlug er ab. Es war ihm zuletzt der Begeisterung für Jean Paul zu viel geworden. Frau v. Berg, die Lebensbeschreiberin Louisens, hat die Worte des Königs, die er bei der Gelegenheit äußerte, wieder erzählt, und sie sind charakteristisch: „Höre denn doch zu viel diesen Jean Paul herausstreichen. Mag ganz gute Romane geschrieben haben — für den Liebhaber, denn mir war das, was mir davon zu Händen gekommen, ein bischen gar zu kraus. Das ist doch ein Verdienst, das sich noch halten läßt. Wie will man erst von einem großen Staatsmann sprechen, oder von einem Helden, der das Vaterland gerettet hat? Die Damen verstehen immer das Maßhalten nicht."

Wenn der König das nicht gesprochen, so hätte er doch so sprechen müssen. Dreißig Jahr später hat er sogar noch einmal so in einem offiziellen Aktenstück gesprochen. Die Hegelianer hatten eine etwas breitspurige Geburtstagsfeier Goethes, die um einen Tag Unterschied mit der Geburtstagsfeier Hegels zusammenfiel, veranstaltet. Eigentlich war sie nur zu Ehren ihres Messias, dem Goethe als Unterlage dienen mußte. Weil eine eben so breitspurige, in die Trompete stoßende Beschreibung in den Zeitungen erschien, erließ der König eine Kabinetsordre, worin er sein Mißfallen ausdrückte, daß in den Zeitungen um zwei Privatpersonen, den Großherzoglich Weimarschen Geheimerath v. Goethe und den hiesigen Professor Hegel, so viel Lärm und Stimmenaufwand gemacht werde, mit der ziemlich unverdeckten Andeutung, was denn da noch an anderweitigen Auszeichnungen übrig bleibe für fürstliche Personen, Feldherrn und Minister! — Ein harmloses Aktenstück des gutgesinnten Absolutismus der Vergangenheit! — Aber auch das ist charakteristisch: ein Lafontaine erlangte, was einem Jean Paul versagt wurde.

Die Herz fand neunzehn Jahre später, bei ihrer Rückkehr aus Italien, Jean Paul sehr verändert. Das Spießbürgerthum und die Bierseligkeit einer kleinen Stadt hatten unglücklich auf seine Züge und sein Wesen eingewirkt. Es wäre vielleicht in mehr als einer Beziehung gut gewesen, wenn er in Berlin eine Präbende zu verzehren gehabt hätte. Jean Paul hätte vielleicht Werke hinterlassen, die nicht einer Schule und einer Mode angehören, die das Eigenthum der deutschen Nation geblieben wären.

Der Nachlaß enthält noch einen reichen Schatz von Charakteristiken; theils gehören aber die Personen nicht Berlin an, theils einer spätern Epoche. Dahin zählen wir die interessanten Begegnungen der Herz mit Steffens, Chamisso, Fr. Rückert, König Ludwig von Bayern (in Rom während der Kunstepoche des Deutschthums), mit Schiller, Goethe, August Wilhelm Schlegel und Börne. Letzterer war als junger Mensch in das Herzsche Haus in Berlin von seinem Vater in Pension gegeben. Als Marcus Herz starb, fand sich die junge Wittwe in doppelter Verlegenheit, die, wenn auch nur temporäre Aufsicht über einen faulen und eitlen jungen Burschen führen zu müssen, der obenein, wie jetzt herauskam, sterblich in sie verliebt war. Ja Ludwig Börne hatte schon den Versuch gemacht in der Raserei seiner unausgesprochenen Leidenschaft für die schöne Frau sich zu vergiften. Er ward so schnell es ging in andere Hände abgeliefert und die Herz bewahrte für ihn — keine Neigung, aber aufrichtige Theilnahme für sein Ergehen. Erst spät entwickelte sich in ihm der eigene Geist, der ihn zu einer politischen Bedeutung, dann in's Exil und zu einem frühen Tode an gebrochenen Hoffnungen führte.

Dagegen gehörte das Bild, welches uns von der Herzogin Dorothea von Kurland und ihrem Hause in Berlin entworfen wird, hierher. Dieses Haus umfaßte alle Notabilitäten ihrer Zeit, und in Elise v. d. Recke und deren Jugenderinnerungen führt das Bild uns weit zurück in die Mysterien des vorigen Jahrhunderts. Die Personen, darunter Prinz Louis Ferdinand, Johannes Müller u. aa., treten uns aber nicht mit derselben plastischen Klarheit entgegen, wie in andern Bildern, woran möglicherweise Rücksichten für noch Lebende bei den Mittheilungen der Herz oder denen ihres Biographen schuld sind.

Wien im Winter 1850.

(Fortsetzung.)

Das ursprüngliche Bild der Stadt hat namentlich im Grundriß sich nicht verändert. Umfangen von ihren alten Basteien, umhegt von dem lustigen, lustigen Glacis und den endlosen Vorstädten, schaart sich die innere Stadt wie ehemals um ihre Kirchen und Paläste, mit ihren gekrümmten, zum Theil sehr engen Gassen, mit ihren freundlichen Plätzen von heimelichem Aussehen. Sie kommt mir sogar kleiner vor wie ehedem, weil die unendlichen Vorstädte durch den Anschluß der Dörfer von außen noch gewachsen scheinen, so daß der Linienwall sie nicht mehr abgrenzt, sondern durchschneidet. Dennoch ist die innere Stadt von ganz anständiger Größe, und es erfordert ein gutes Stück Arbeit, auf den Basteien lustwandelnd sie zu umschreiten.

Lustwandelnd? Welch ein Ausdruck! Wer mag lustwandeln, wo unsern Weg Graben und Pfahlwerk durchschneiden, Feuerschlünde in Kriegsbereitschaft die Baumgänge angähnen, mit starrem Flintenspieß und steifem Schnurrbart ein Kriegsknecht, riesig von Gestalt, braun von Haut, fremdartig von Zügen, aus blinzelnden Augen uns mustert? Jezt bin ich Herr, sagt er, und ich bin da, um den Uebermuth des üppigen Städters zu dämpfen!

Scheu geht der Städter an dem schadenfrohen Grenadier vorbei über den Nothsteg durch die kriegerische Verzäunung, welche seinen Pfad so unliebsam kreuzt. Ist er vorüber, so sucht er etwa sich durch heimlichen Spott schadlos zu halten, und erzählt von des Barbaren heimathlichem Dorf, wohin jezt erst eine Wehmutter gesendet worden, seit es kein Silber mehr gibt. Früher brauchte man nur einen Silberzwanziger zum Vorschein zu bringen, um den hoffnungsvollen Sprößling aus dem Mutterschooß hervorzulocken. Wenn die Leute dort lesen könnten, würde freilich ein Münzschein dieselben Dienste thun, wie einst die Zwanziger seligen Angedenkens. Der Spott ist jedoch ein böser Trost im Ungemach, und hält gerade so vor wie Zuckerwerk gegen den Hunger.

Wenn indessen der Anblick des Kriegsvolks und seines reisigen Zeugs verdrießliche Vorstellungen in uns wachruft, so trägt er dennoch seinerseits auch zur lebendigen Verschönerung der „vielzungigen" Stadt bei. Der Offizier von ehedem, wenn er nicht etwa der leichten Reiterei zugehörte, war ein Mann von sehr langweiligem Aussehen. Er zeigte sich gewöhnlich nur in bürgerlicher Tracht, und kam er im Heergewand zum Vorschein, so sah er in dem Frack von altmodischem Zuschnitt, in den engen Hosen und den hohen Stiefeln höchst unbeholfen aus. Im Gesicht trug er kein Härlein, außer einem halbmondförmig gegen die Mundwinkel zulaufenden Backenbart. Hauptmann durfte er kaum werden, wenn er nicht einen Schmeerbauch führte. Wie anders jezt! Die Offiziere tragen immer das weiße Gewand, einen Waffenrock von kleidsamem Zuschnitt, der die hübschen flotten Jünglinge stattlich herausputzt und den gesezteren Männern wohl ansteht. Der philisterhafte Halbmond auf den Wangen ist verschwunden, und die Gesichter zeigen über der Oberlippe die kriegerische Zier, häufig sogar in abenteuerlicher Uebertreibung, gleichsam eine Kundgebung zu Ehren Haynaus. — Der tapfere Führer ist nämlich nicht volksthümlich, aber heerthümlich, troz seiner höchst verwunderlichen Ansichten über den Staat, troz der Nervenzuckungen, welche ihn zu befallen pflegen, wenn er nur vernimmt, daß Oesterreich eine Verfassung besitze. Der Soldat achtet den fähigen Feldherrn, liebt den sorgsamen Vorgesezten, und schäzt an Haynau das, worüber die Feinde desselben am meisten murren, die eiserne Unerbittlichkeit, welche zu Brescia die gemeuchelten Kameraden mit Feuer und Schwert rächte, in Ungarn für Lamberg, Latour und Eugen Zichy Hekatomben opferte. Alles das soll der überlange Schnauzbart ausdrücken.

Vor kurzem schien es, als sollte der Soldat wieder die Hauptperson werden, und auf's neue wie im Jahr 1848 nach Grillparzers vielbelobtem Ausdruck „das Volk nur im Heere seyn." Das war eine böse Zeit des bangen Harrens. Bekanntlich ist die Erwartung eines Uebels schlimmer, als das Uebel selbst, und ich kann dabei nur auf das Beispiel des armen Sünders zurückkommen, der während der Galgenfrist vorherrschend mit der Angst Langeweile empfindet. Auch vergeudet der Mensch, so lange er irgend noch hoffen darf, die Zeit mit Zweifeln, Zagen und in trübseliger Ungeduld, dem Schüler gleich, der fröstelnd am Gestade steht; einmal im Strome drinnen schwimmt er lustig fort. Unsere Väter lebten so sorglos inmitten aller Drangsale des Krieges, uns aber fiel vor dem Kriege das Herz unter den Gürtel, freilich mit dem Vorbehalt, alsbald nach dem Losbrennen des ersten Stückschusses wieder in die Höhe zu steigen.

Eines Sonntags hatten wir uns noch in leidlicher Zuversicht gewiegt. Wir glaubten an keinen Krieg, wir lachten so recht aus vollem Herzen, als Saphir, der Schalksnarr, mit ernster Miene schrieb: von Krieg könne keine Rede seyn, darüber sey er durch seine langjährigen Berichterstatter von Berlin vollkommen beruhigt. Doch über Nacht änderte sich urplötzlich die Gestalt der Dinge. Am Montag stieß die Reichszeitung in die Kriegsdrommete. Selbst für die lustigsten Vertröstungen fanden sich keine Hörer

mehr und die fröhliche Wienstadt war kaum wieder zu erkennen vor Mißmuth, Ernst und Kümmerniß. Ein banges Mißtrauen bemeisterte sich der Gemüther. Banknoten und Münzscheine hatten schon keinen Werth mehr. Wer eine kleine Summe vorräthig besaß, kaufte Cigarren, Zucker, Kaffee, und Gott weiß was noch, um nur etwas für die Wische zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Mittelrhein, December.

(Fortsetzung.)

Seebach. — Die Heidenmauer. — Drachenfels. — Aus der Revolution.

Zu den mittelalterlichen Herrlichkeiten der Umgebung Dürkheims gehört aber auch noch die Ruine des Nonnenklosters Seebach in einem stillen Thälchen nicht weit von der Stadt. Der ganze Rest besteht nur noch in dem schönen byzantinischen Chor und Thurm der alten Kirche und in einigem Mauerwerk des Klosters, um welches sich die Häuser eines Dörfchens schaaren, das um seiner friedlich stillen, wahrhaft idyllischen Lage willen nicht selten das Ziel der Spaziergänger abgibt. Wer aber höher hinauf will in's Alterthum, der besteige die Höhe jenseits des Thales, nördlich von der Stadt. Er findet dort nicht nur eine Aussicht, umfassender und schöner als die auf dem Kloster Limburg, sondern auch einen uralten bemoosten Wall von aufgehäuften Steinen, etwa eine halbe Stunde im Umfange. Es ist die Heidenmauer, der Coopers bekannter Roman seine Entstehung und seinen Namen verdankt. Ob urdeutsch, römisch oder hunnisch, das ist die Frage, wenn es sich um ihren Ursprung handelt. Daß die Römer sie gekannt und benüzt haben, scheint durch aufgefundene Münzen außer Zweifel, daß die Hunnen auf ihrem Zuge nach oder von dem catalaunischen Todtenfelde hier Geld verloren, hat meines Wissens noch Niemand durch einen Fund erhärtet. Die Archäologen und Historiker mögen übrigens diese Fragen entscheiden, wenn es möglich ist, für mich und wohl für hundert andere Kurgäste sind sie ohne sonderliche Bedeutung. Sie mögen nebenbei auch heraus klügeln, ob der höher gelegene große Felsblock, der Teufelsstein, der dem Satan zur butterweichen Masse geworden, als er ihn hinüber auf das Kloster Limburg schleudern wollte, wirklich ein Opferstein gewesen und ob galische Druiden oder römische Priester an demselben Dienst gethan.

Selbst in die Zeit des Königs Artus und der Nibelungen wird man versezt, wenn man sich an einem günstigen Tage etwas mehr in die Berge des Limburg-Dürkheimer Forstes vertieft. Der sogenannte Hoheberg hebt dort hoch über seine Umgebung eine kolossale Felsmasse empor, die der Drachenfels heißt. Sie bietet ein großes Rundgemälde, dem die prächtigen Wälder, welche alle Höhen rings bedecken und in die der Blick mit wahrer Lust sich versenkt, einen eigenthümlichen Reiz verleihen. Dazu die Drachenkammer, eine von der Natur gewölbte Felsenhalle, und man wundert sich nicht darüber, daß die Sage Siegmunds und Siegelindens Kind in diesen weiten Forst gerathen läßt, wo er dem Schmied den Ambos in die Erde schlägt und den scheußlichen Drachen tödtet, aus dessen Blut er als der „hurnin Sivrit" hervorgeht. Für dieses Abenteuer des Nibelungenhelden ist hier in der That der geeignetste Ort, zumal die nur wenige Meilen entfernte Burgundenstadt Worms so lebhaft an die Nibelungensage erinnert. Ob die Bewohner des Siebengebirges mit ihrem Drachenfels das gelten lassen, oder auf ihr Anrecht als ein besseres pochen, das hat für mich dieser großen vom Hauch der Sage durchwehten Waldeinsamkeit von ihrem Zauber nichts benommen.

Ich habe in Dürkheim im vorigen Jahre eine interessante Bekanntschaft gemacht an dem Grafen Joner, einem bayerischen Offizier, der mit einer Abtheilung Soldaten dort im Quartier lag. Der Mann war etwas übel auf die Demokraten zu sprechen. Kein Wunder, sie haben ihm übel mitgespielt. Er wurde nämlich von einer Schaar der Revolutionshelden im Mai angehalten und nach Neustadt gebracht, wo eben die provisorische Regierung ihren damals ambulanten Siz aufgeschlagen hatte. Er galt als Spion. Wofür anders sollten sie auch damals einen Offizier nehmen, der nicht der Fahne des Aufruhrs folgte und sich außerhalb der Festungsmauern von Germersheim und Landau betreten ließ? Unglücklicherweise war der Tag seiner Verhaftung gerade der, an welchem Blenker sich die Reichsfestung Landau wollte übergeben lassen, wenn nämlich die Besazung und die Bewohner gewollt hätten. Das bekannte Mißlingen jener Expedition war ungünstig für den Grafen. Das souveräne Volk hätte an jenem Tage doch etwas mögen gethan sehen, wäre es auch nur das Aufknüpfen eines Offiziers von den verthierten königlichen Söldlingen. Die Rotte, die sein Blut verlangte, war nicht leicht zu beschwichtigen. Doch ließ Graf Joner den Mitgliedern der provisorischen Regierung Gerechtigkeit widerfahren; er rühmte von ihnen, daß sie sich alle Mühe gegeben, das Volk zu beschwichtigen, indem sie strenge kriegsgerichtliche Untersuchung verhießen. Er sah sich in seiner Haft und wo er auf dem abenteuerlichen Zuge mitgeschleppt wurde, ziemlich leidlich, von einigen sogar recht artig und freundlich behandelt, aber froh war er dennoch, als er endlich aus solchen Händen war. Das läßt sich begreifen. Begreifen läßt sich aber auch, daß man einen zufällig aufgegriffenen Offizier der bayerischen Armee, die unter jenen Umständen natürlich als feindliche galt, nicht so leichthin frei gab. Weit weniger begreiflich ist ein anderes Verfahren der revolutionären Rottenführer, über das ich gerade in Dürkheim nähere und zuverlässige Details erfuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 7. Mittwoch, 8. Januar 1851.

Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
„Ich bin ein Narr auf eigne Hand."

Goethe.

— Pudor — te malus angit,
Insanos qui inter vereare insanus haberi.

Horaz.

Eine deutsche Familiengalerie.

Am ersten Januar 1851.

Ich bin ein Mann, der sich die öffentlichen Dinge in Deutschland niemals sehr zu Gemüth gezogen hat. Das heißt, das ist nicht wahr, aber als ein solcher mußte ich von jeher den Leuten erscheinen, welche die Gewalten, von denen im gegebenen Augenblick das Geschick der Nation abzuhängen scheint, Fürsten, Kabinette, Parlamente, auswärtige Mächte, auf's leidenschaftlichste und verständigste schulmeistern und in alle „brennenden" Fragen mit flacher Hand hineinklatschen, daß die Funken davonfliegen. Denn das ist richtig: weder hat vor dreißig Jahren die Mainzer Commission sich mit mir zu beschäftigen gehabt, noch habe ich auf das „sie sollen ihn nicht haben" eine Melodie gesezt, noch ist in der jüngsten Zeit auf irgend einer öffentlichen Musterrolle, sey es eines Landtags, oder eines Bürgervereins, eines Volksvereins, einer Sturmpetition, mein bescheidener Name zu lesen gewesen. Kaum daß ich hin und wieder im Casino mein Votum über den Jammer des Vaterlandes abgebe, und ich bin weder ein Märtyrer für die Freiheit, noch für die Ordnung ein Ordenskreuzträger geworden.

Auch die deutsche Revolution mit allem was sie brachte und nahm und wieder nahm und wieder brachte, störte mich nicht sonderlich in meinem geschichtlichen Quietismus. Daß weder die Aristokraten, noch die Girondisten, noch die Terroristen der Paulskirche, noch auch die deutschen Fürsten um die Köpfe gekommen, die sie verloren hatten, wunderte mich so wenig, als daß in keiner deutschen Kriegsschule ein Bonaparte vorräthig war. Der Kaiserritt des Königs von Preußen schien mir eine Consequenz davon, daß er hinterher die gebotene Krone nicht haben mochte, und vom Ballhaus des Vorparlaments bis zu der verjüngten und verzeichneten kurhessischen Copie des Verhältnisses des englischen Volks zu Jakob II. wußte ich mir alles erträglich zurecht zu legen.

Ich meinte wunder, wie klug ich sey, und wie gar nicht eitel, weil so frei vom Hochmuth, der am großen unsichtbar bewegten Webstuhl der Geschichte kritisch spult und zettelt. Aber die Eitelkeit hat ja in jedem Menschenherzen irgendwo ihr warmes Nest gebaut, über dem sie mit mütterlichem Eifer brütet. Ich wußte nicht, wie eitel ich war, und zwar eben auf meinen erhabenen geschichtlichen Standpunkt, oder wie man's nennen will, eitler als irgend ein Demagog oder Minister, der aus freier Hand Geschichte zu machen meint. Das wurde mir erst kürzlich klar, als ich spürte, daß ich durch die neuesten Verwirrungen seit der Bataille von Brunnzell das bisher bewahrte Gleichgewicht verlor. So viele, in denen sich durch die gewaltigen Eindrücke der lezten Jahre die Erregbarkeit erschöpft hat, haben es längst aufgegeben, das steuerlose deutsche Staatsschiff in Gedanken wieder zurecht zu bringen; sie liegen seekrank in dumpfer Willenlosigkeit und heben kaum den Kopf, wenn das Fahrzeug fast unbegreiflich an der drohendsten Klippe vorbei kommt. Ich im Gegentheil kam erst jezt eigentlich in Aufregung, und es juckte mir in den Händen, nach Tau und Pumpenstange zu greifen, das heißt publicistische Rettungsversuche zu machen. Diese bedenkliche

Anwandlung erschreckte mich, und als ich mich selber verhörte, zeigte es sich, daß ich unbewußt und unbefangen der Meinung war, die öffentlichen Dinge müßten äußerst trostlos seyn, weil sie nachgerade mich aus der Fassung brachten. Ich weiß nicht wie es mit mir geworden wäre, wenn mir nicht gestern in der Neujahrsnacht eine zufällige Anschauung mein Vertrauen auf die Geschicke der deutschen Nation zurückgegeben hätte, und damit die Befugniß, wieder so eitel zu seyn als ich wollte.

Einer meiner Bekannten, Mitglied einer alten ehrenwerthen bürgerlichen Familie, besitzt eine ansehnliche Sammlung von Bildnissen, Dutzende seiner Vorfahren vorstellend. Dieselbe ist von seinem Urgroßvater angelegt worden, der regierender Minister eines schwäbischen Reichsgrafen war. Der Umstand, daß ein wandernder tüchtiger Maler ihn und die Seinen sprechend konterfeit hatte, weckte im kunstsinnigen Manne die Lust zur Bildung einer Familiengalerie, und je schlimmer die Umstände des Grafen waren, desto eher konnte sein Rentmeister ein solches Steckenpferd reiten. Er trieb aus der vielverzweigten Sippschaft alle vorhandenen Ahnengesichter zusammen, auf Oel- und Aquarellbildern, auf Kupferstichen vor Leichensermonen, auf Dosen, Medaillons und Vorstecknadeln, und ließ sie sauber als Kniestücke ausführen. Die Pietät der Nachkommen hat die Sammlung, wenn auch lückenhafter, bis auf die Gegenwart fortgeführt. Der älteste der Reihe ist ein Stadtschreiber aus der Reformationszeit, im vollen Bart, den spanischen Mantel über dem geschlitzten Wams, den ihm vom Kaiser verliehenen Wappenbrief in der Hand; der neueste, wieder im vollen Bart, ist mein rechtsgelehrter Freund selbst, gemalt im Jahre des Heils 1848 als Scharfschütze der Bürgerwehr. Zwischen beiden bunt durcheinander Pfarrer, lateinische Schulmeister, Professoren, Aerzte, Förster, Soldaten, jeder in seiner Amtstracht und mit dem seiner Stellung in der Welt entsprechenden Gestus; die meisten aber, gleich dem Ahnherrn, Schreiber im weitesten Sinn, Ruderknechte auf den Dintenströmen und an den Streusandbänken, welche den Landschaften des deutschen öffentlichen Rechts so malerische Reize geben.

Ich hatte die Galerie schon oft betrachtet und davor eben nicht mehr gedacht und empfunden, als was einem zu Sinn zu kommen pflegt, wenn man in solcher Abstufung der Trachten und Amtsmienen den Ablauf der Zeitalter sich heiter spiegeln sieht. — Nun brachte ich aber die verflossene Neujahrsnacht in größerem Cirkel im Hause meines Freundes zu, im Saale, wo jene Herrn an den Wänden hängen, und da ergriff diese Gesellschaft ächt deutscher Gesichter die Gelegenheit, mich noch weit bedeutsamer als bisher anzublicken und mir allerlei wunderliche Dinge vorzusagen.

In unserem Kreise waren mit Ausnahme der alleräußersten Linken und der entsprechenden Rechten alle Parteien vertreten, in deren blasse Farben sich heute das zagende Licht der verdüsterten Sonne Deutschlands bricht. Man hatte sich gelobt, die fröhliche Nacht nicht durch Politik entweihen zu wollen; aber wie es zu gehen pflegt: ehe man es sich versah, war der Dämon dennoch mitten unter uns und übte seine gewöhnlichen Zauberwerke. Deutschland wurde nach drei, vier Methoden ohne wesentliche Schwierigkeiten gerettet und zu der gebührenden Macht und Größe erhoben, und als man auf dem Rückmarsch von den rettenden Feldzügen wieder nach Dresden kam, vereinigten sich alle Expeditionen in der trostlosen Ansicht, daß Deutschland am Rande eines Abgrundes stehe, in dem leicht die Nation selbst mit all ihrem Gepäck von Angst und Hoffnung, von Kraft und Schwäche, von Kunst, Wissenschaft und einem Rest Natur untergehen könnte. Die Gründe für diese fast unvermeidliche Katastrophe waren so sicher als die Mittel und Wege, auf denen Deutschland so eben zu seinen herrlichen Zielen geführt worden war. Auf beides brauche ich mich hier weiter nicht einzulassen, da ja wohl jeder Leser Beisitzer eines collegium medicum ist, in dem Deutschland abwechselnd gründlich kurirt und völlig aufgegeben wird.

(Fortsetzung folgt.)

Wien im Winter 1850.

(Fortsetzung.)

Die Waaren stiegen von Stunde zu Stunde im Preis, das Aufgeld für Silber und Gold erreichte die Höhe von 60 und 70 Procent, der bescheidene Kupferkreuzer sogar wurde zum Gegenstand des Börsenspiels. Die Spannung steigerte sich dadurch noch, daß die telegraphischen Meldungen ausblieben. Diese mehr kurzen als bündigen Mittheilungen, oft räthselhafter durch das was sie sagen, als durch das was sie verschweigen, hatten durch ihre Fassung uns oft genug zum Lächeln gereizt und brachten durch ihr Ausbleiben uns nun ernstlich aus der Fassung. Wir hatten Nachts sogar keine Ruhe. Huschten nicht durch unsere Träume, Gespenstern gleich, die unheimlichen Gestalten, welche wir am Tage in der Gegend der Grünangergasse erblickt hatten? (dort herum, müßt ihr wissen, sind die Börse und das Börsenkaffeehaus zu

finden, „Parquet“ und „Couliſſe,“ wie der Pariſer ſich ausdrückt). Das ſchwarze und rothe Volk mit den kleinen tiefliegenden Augen, mit den bleichen ſchmalen Wangen, mit den unſtäten haſtigen Gebärden war nur der Geierſchwarm, welcher immer zufliegt wo eine Beute liegt; aber unſern getäuſchten Sinnen ſchien es, als hätten die Raubvögel ſelber das Wild erlegt, von welchem ſie zu ſchmauſen kamen. In dieſem Gleichniß ſprach ſich die allgemeine Auffaſſung des waltenden Zuſtandes aus; und wenn das Gleichniß auch zweifelsohne hinkte, ſo erſchien es jedenfalls verletzend, öffentlich eine Geſchäftigkeit betreiben zu ſehen, welche gleichſam mit unſerem Herzblut ſpielte, um unſer Wohl und Weh wettete. Unſer Schifflein kämpfte mit der wilden Brandung, am Strande wurden für und gegen unſere Landung bedeutende Summen gehalten, und es fehlte etwa noch, den Arm zurückgehalten zu ſehen, der ſich erhöbe, um das rettende Tau zu werfen, und dabei den Ruf zu vernehmen: Halt! das iſt gegen unſere Wette! — Dem Aergerniß wurde, wie recht und billig, durch das Einſchreiten der Behörde ein Ende gemacht, die Börſe von unbefugten Mäklern geſäubert, eine Anzahl von Schwindlern aus der Stadt gewieſen, zum Theil wohl auch nützlich verwendet, nämlich in des Kaiſers weißes Röcklein geſteckt. Die Wegweiſung von der Börſe traf manchen armen Schelm mit unverdientem Mißgeſchick, und man vernahm mehr als einmal die verfängliche Redensart von den kleinen und großen Dieben. Im Ganzen jedoch hatte die Behörde vollkommen recht. Die Freiheit des Einzelnen muß immer da ihre Grenze finden, wo ſie der Geſammtheit ſchadet; und wenn der Schaden auch nur aus einem Vorurtheil entſpringt, ſo iſt es in Tagen banger Aufregung immerhin menſchlich milde, die gereizten Gemüther nach Möglichkeit zu beſänftigen.

Ein anderes Beſchwichtigungsmittel, das verſucht wurde, ſchlug bei weitem nicht ſo gut an. Der Belagerungszuſtand verbot unbedingt jede Mittheilung über Truppenbewegungen, es ſey denn aus amtlicher (oder ſogenannter offizieller) Quelle. Bekanntlich dauert der Ausnahmezuſtand hier ſchon zwei Jahre, wird aber milde gehandhabt, ſo daß man ihn kaum ſpürt, und ſo wurde denn das Verbot auf die leichte Achſel genommen. Saphir ließ auf dem Papier eine Compagnie eine kleine Strecke Weges marſchiren und mußte richtig hundert Gulden dafür erlegen. Da ſieht man, ſagte er dazu, wie theuer das Ausrücken ganzer Regimenter auf größere Entfernungen kommen muß! Auch andere Blätter wurden in Strafe genommen, weil ſie aus Berliner Zeitungen die Nachricht von einer Truppenbewegung genommen. Ich ſchrieb bei dieſem Anlaß folgende Zeilen in mein Gedenkbuch, ließ ſie aber nicht drucken, weil es unpaſſend ſchien, in der trübſeligen Zeit, umgeben von unbeſtimmten Gerüchten über Schlacht und Graus, noch Scherz zu treiben. Es heißt dort:

„Wandelbar iſt das Glück, launenhaft die Mode. Sie läßt Hüte, Röcke, Kleider zuſammenſchrumpfen wie Handſchuhe nach dem Regenwetter, oder dehnt dieſelben einmal wieder zu ungemeſſenen Verhältniſſen aus. Hier nimmt ſie dem ehrenfeſten Landbewohner ſeinen braungerauchten, wohlgepflegten Meerſchaumkopf vom Munde, um ihm etwa einen nichtsſagenden Papelito dafür zu reichen; dort hebt ſie die Bernſteinſpitze einer türkiſchen, aber doch immer einer Tabakspfeife zu den Roſenlippen der Knäſentochter. So hat die wunderliche Tagesgöttin jezt auch wieder einen ihrer verkehrteſten Einfälle — ſie bringt das Fußreiſen auf, zu dieſer Jahreszeit, bei ſolchem Wetter.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der Trave, December.

Die Fregatte Eckernförde. — Schleswig-holſteinſche Invaliden

Alle Freunde Deutſchlands und einer etwaigen beſſern Zukunft deſſelben ſind in lezter Zeit durch die Nachricht erfreut werden, daß die Fregatte Eckernförde nach fünfzehntägigem Umherirren doch endlich wohlbehalten auf der Weſer eingetroffen iſt. Wo das ſchickſalsreiche Schiff, das, will's Gott, einſt der Neſtor einer deutſchen Kriegsflotte werden ſoll, ſich ſo lange herumgetrieben hat, iſt noch nicht bekannt. Höchſt wahrſcheinlich nöthigte es anhaltender Südweſtwind, an der Küſte Norwe-

gens zu kreuzen, denn durch die Belte und das Kattegat peitschte es ein wüthender Sturm in den ersten zwei Tagen. Ohne Besorgniß sah man die Trophäe von Eckernförde hier nicht auslaufen, da man mit Recht besorgen durfte, daß sie nicht unbelästigt die schwierige Fahrt durch die dänischen Inseln machen würde. Aus Vorsicht miethete man deßhalb das dem hiesigen Nowgorodfahrer-Collegium gehörende Dampfschiff „Nowgorod," in dessen Begleitung die Fregatte am 23. November Morgens zwei Uhr die Rhede von Travemünde verließ. Anfangs hatte der Dampfer das Kriegsschiff am Bugsirtau, da aber bald guter Segelwind aufkam und die Fregatte Segel nach Segel beisetzen konnte, mußte das Bugsirtau gekappt werden. Schon zehn Uhr Vormittags war das Schiff dem Dampfboot weit voraus und bewies seinen alten Ruf als ausgezeichneter Segler. Nur bis zu dem Augenblicke, wo der „Nowgorod" die Fregatte verließ, hatten wir sichere Nachricht von ihr, dann war und blieb sie verschollen, und selbst der ihr entgegengesendete Kriegsdampfer „Ernst August" suchte sie viele Tage lang vergebens, so daß Leichtgläubige schon nicht mehr an dem Gerüchte zweifelten, die Dänen hätten sie ganz in der Stille weggefischt. Gott Lob, daß sie geborgen, wenigstens vor der Hand geborgen ist! Wie jezt die Verhältnisse in Deutschland sich gestaltet haben, dürfen wir leider nicht zu große Hoffnungen auf die nächste Zukunft setzen; ja es wäre nicht unmöglich, daß nach einer sogenannten Pacifikation Holsteins, welche der sistirte Bundestag oder Oesterreich und Preußen als Verbündete oder andere deutsche Stämme besorgten, das in ehrlichem Kampfe eroberte Schiff dem Feinde schließlich zur Besiegelung dauernder Freundschaft ausgeliefert würde.

Kurz vor Absegelung genannten Schiffes hatte unsere Stadt Gelegenheit ihre deutsche Gesinnung in erfreulicher Weise kund zu geben. Es kamen ganz unerwartet eines Tages achtunddreißig schleswig-holsteinische Invaliden aus dänischer Gefangenschaft zurück. Man hatte sie in Kopenhagen entlassen, um sie aus dem Brod zu bringen, da sie als Krüppel ja doch Niemand mehr gefährlich werden konnten. Die meistentheils sehr jungen Leute waren troz ihrer zerschmetterten und verlorenen Gliedmaßen doch ganz fröhlich, und diejenigen, welche sich leidlich wohl befanden, bedauerten nur, daß sie nicht gleich wieder gegen „Hannemann," wie bei den Schleswig-Holsteinern der Däne heißt, blank ziehen konnten. Ueber die ihnen zu Theil gewordene Behandlung beklagte sich keiner, dagegen konnten sie ihren Empfang in Kopenhagen nicht entsetzlich genug schildern. Nicht genug, daß der Pöbel sie beschimpfte und verhöhnte, man schleuderte sogar aus den Fenstern alle mögliche Gegenstände auf sie herab in solch blinder Wuth, daß an zwanzig dänische Soldaten, welche sie eskortirten, von diesen Pöbelgeschossen zum Theil schwer verwundet wurden. Hier fanden die Unglücklichen die herzlichste Theilnahme. Einige Mitglieder des schleswig-holsteinschen Comité's und des politischen Vereins übernahmen sogleich deren Einquartierung, und das Verlangen Seitens hiesiger Bürger war so groß, daß ohne Mühe einige hundert dieser tapfern Streiter für eine gerechte Sache hätten untergebracht werden können.

(Schluß folgt.)

Vom Mittelrhein, December.

(Fortsetzung.)

Die Geiseln.

Als die preußischen Truppen an den Grenzen der Pfalz standen und ihr Einrücken keinem Zweifel mehr unterlag, konnte es die einzige scheinbar strategische Maßregel der Aufständischen noch seyn, die sogenannten Gebirgspässe zu besetzen, weil an irgend ein Halten in der Ebene nicht zu denken war. Dürkheim liegt nun gerade vor einem solchen Aus- und Eingang eines Thals, das die Kriegskunst der Abenteurer von Anno 1849 einen Paß zu nennen beliebte. Ordre von oben oder der Anblick der blinkenden Pickelhauben trieb nun einige Abtheilungen hier zusammen. Unter andern kam auch Blenker mit der bisherigen Besatzung von Frankenthal und seinen drei gußeisernen Miniaturkanonen, die bronzefarben angestrichen waren und nur eine einzige Kugel mit sich führten, welche in keine derselben paßte. Und dieser Held Blenker brachte tief in der Nacht Geiseln mit, keine gefangenen Preußen, keine bayerischen Offiziere, keine Grafen, sondern schlichte Männer von Frankenthal, zwei Geistliche, einen Arzt und einige andere Bürger. Wie? Geiseln im eigenen Lande? Das werden eben Männer gewesen seyn, die sich der provisorischen Regierung widersezt, wohl gar an einer Contrerevolution gearbeitet hatten? Nichts weniger. Man hat mir versichert, es seyen Männer, die, wie so viele andere, jene Art von Revolution keineswegs gebilligt haben mögen, die aber der faktischen Gewalt sich unterworfen hatten, wie andere, weil sie keinen Schutz und keinen Ausweg gefunden. Wozu aber diese Geiseln? Je nun, ein Blenker und Genossen verstanden sich auch auf's Octroyiren, wie ihre Oberherren, die provisorischen Regenten. Sie wollten wohl ein neues Völker- oder Kriegsrecht octroyiren, nach welchem man einen Bürger des eigenen Landes todtschießt, wenn es etwa dem einrückenden Feinde gefallen sollte, den Brüdern Demokraten auch nur ein Haar zu krümmen. So war's gemeint, obgleich es fast fabelhaft klingt Die Aussichten jener Geiseln waren nichts weniger als reizend. Als sie mit anbrechendem Tage in andern Gewahrsam gebracht wurden, waren einzelne aus der Eskorte so zartfühlend, den Bürgern auf der Straße zuzurufen: „Seht ihr, da haben wir die Vögel! Nicht wahr, so lange wir noch solches Fleisch haben, an das wir uns halten können, steht es immer gut?" Und vor den Fenstern und Thüren, hinter denen die Gefangenen saßen, hielten sie trefflich Wache. So oft sich einer nur an den Scheiben blicken ließ, schlug die Wache das Gewehr auf ihn an. Den preußischen Wachen vor den Casematten zu Rastatt hat man von derselben Seite dergleichen unendlich übelgenommen; natürlich! wie darf ein Söldling des Königs von Preußen gegen einen gefangenen Freischärler sich erlauben, was solch ein Freischärler gegen würdige Männer sich erlauben darf! Glücklicherweise wurden die Blenkerschen Geiseln noch denselben Abend durch ein Mitglied der provisorischen Regierung selbst entlassen. Der Magistrat zu Frankenthal hatte zwei Bürger abgeordnet, welche diese Freilassung erwirken sollten. Sie trafen zur guten Stunde mit dem Regentschaftsgliede Fries zusammen, der Blenkers Verfahren höchlich mißbilligte, selbst mit nach Dürkheim ging, dem Helden von Worms den Kopf darüber zurecht sezte, die Entlassung der Geiseln anordnete und dann mit der ganzen Mannschaft von Dürkheim ab nach Neustadt zog, da die Preußen ganz nahe waren. Es soll ein Abend grenzenloser Verwirrung in dem Städtchen gewesen seyn.

Nicht verschweigen darf ich dabei, daß unter den Schaaren der Aufständischen gar manche gewesen, die weit entfernt waren von solch fühlloser Rohheit, wie sie gegen jene sogenannten Geiseln vorgekommen. Ein Augenzeuge hat mir erzählt, daß ein junger Mann zu einem der gefangenen Geistlichen sagte: „Seyen Sie unbesorgt, meine Büchse ist da Sie zu schützen." Da war der Wille wenigstens edel und gut.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 8. Donnerstag, 9. Januar 1851.

Tristi materiam tempore laudis habet.
Ovid.

Wien im Winter 1850.

(Fortsetzung.)

„Uns klingt das unglaublich. Wir beklagen uns bitterlich, daß durch die Straßen der Stadt und über die Verbindungswege der Vorstädte nicht das schwerfällige Ungethüm schneckt, das zu Paris, zu London und sogar zu Berlin unter dem Namen „Omnibus" bekannt ist, eine wohlfeile Zuflucht gegen Sturm und Regen, ein willkommener Nothbehelf für müde Füße. Während uns also der Weg vom Franciskanerplatz zum Ballgäßchen manchmal zu weit dünkt, sieht man in Deutschland, und zwar nicht in den angenehmsten Gegenden desselben, auf den Heerstraßen viele, auffallend viele Fußreisende aus dem Kaiserstaat, die nichts weniger als Handwerksburschen sind, aber doch ein Ränzel auf dem Rücken tragen. Sie kommen zum Theil ziemlich weit her; ihr Deutsch klingt fremdartig im Ohr des Franken und des Katten, und viele von ihnen verstehen weder Deutsch noch Französisch, so daß sie in Verlegenheit gerathen könnten, wenn sie nicht ihre eigenen Dolmetscher bei sich hätten; für Fußreisende gewiß ein seltener Aufwand. Doch kommen solcher Widersprüche noch mehrere vor. Unsere neumodischen Reisenden lassen sich in ihren Herbergen immer zum voraus anmelden wie große Herrn, die mit vierspänniger Extrapost einherfahren, und sind hernach doch mit der einfachsten Kost zufrieden. Sie tragen ziemlich schwerfälliges Schießgewehr bei sich, das zweilöthiges Blei schießt, führen auch blanke Waffen und im Gesicht grimmige Schnauzbärte, doch sind sie in der Herberge sanfte Lämmer. Wenn diese Gäste Abends ankommen, weinen die Kinder des Hauses vor Schrecken und Furcht; wenn sie Morgens darauf scheiden, weinen die Kinder, manchmal auch die schönen Kinder ihnen nach."

„Das ist alles, was ich bisher von den Regungen der neuen Mode in Erfahrung brachte. Meine Nachrichten sprechen zwar auch noch von seltsamem Geräth, welches die Fußreisenden sich nachführen ließen, doch sind diese Angaben so unbestimmt, wie der telegraphische Auszug einer Thronrede. Sie erwähnen vorzüglich schwerer Karren voll blanken Kupfers und Messings; ich aber kann nicht einsehen, welchen Zusammenhang das mit Reisenden haben soll, die ihr Gepäck auf dem Rücken tragen. Eben so ungereimt erscheint mir eine andere Erwähnung, daß fünf von ihnen durch eine kleine Neckerei ihrer Blutsfreunde von weitem zu Boden gestreckt worden seyen. — In Erwägung der Unklarheit dieser Angaben lasse ich dieselben einstweilen dahingestellt. Es wird hoffentlich ohnehin nicht lange dauern, so werden die Fußreisenden ihre Neugier befriedigt haben und umkehren; oder wir kommen ihnen nach, wenn die neue Mode Bestand haben und sich weiter entwickeln sollte. In dem einen wie im andern Fall wird sich lösen, was bisher noch räthselhaft erscheint."

So weit der, Gott sey Dank! jetzt schon veraltete Spaß. Das Verbot von Mittheilungen hatte übrigens die traurige Wirkung, den übertriebensten Gerüchten Thor und Thür zu öffnen, und dadurch die Gemüther auf das allerfurchtbarste zu beunruhigen. Dieses Ergebniß war ein bezeichnendes Seitenstück zu dem Gesammteindruck des Belagerungszustandes überhaupt, dessen eigentliche Wirksamkeit darin besteht,

den Sinn für Recht und Gesetz im Volke zu schwächen. Das wird auch von der Regierung eingesehen, und sie wird eines Tages doch einen herzhaften Entschluß fassen müssen, von dessen Folgen sie nicht sowohl Gefahren als Unbequemlichkeiten zu fürchten hat.

Die drohenden Wetterwolken wurden zerstreut, das gezückte Schwert in die Scheide zurückgebannt; ihr wißt ja alle wie. Die bewunderswertheste Erfindung unserer Zeit, welche den Blitz, in Schriftzeichen verwandelt, an den leitenden Draht bannt, sie vermittelte den Frieden, nachdem sie eine brudermörderische Schlacht bei Bronnzell im Entstehen gedämpft. Fürwahr, wenn wir betrachten, wie die Eisenbahnen eine Verbindung hergestellt haben, welche jezt schon nach so kurzem Bestehen die Unterschiede der Bevölkerungen auszugleichen beginnt, so daß die Wiener durchaus nicht mehr so entschieden wienerisch ihre Worte betonen, als noch vor wenigen Jahren; wenn wir dazu bedenken, daß die Minister von Wien und Berlin sich in aller Geschwindigkeit noch vergleichen können, während die Heere schlagfertig einander gegenüberstehen und ihre Stücke abprotzen; wenn wir erfahren, wie Oesterreicher und Preußen als Feinde ihr schweres Geschütz gegen einander luden, und dann von Wien und Berlin der telegraphische Befehl die bereits gehobenen Schlaghämmer vom Zündloch wegwies, um die Feinde wieder zu guten Kameraden zu machen, die zu seyn sie nimmer hätten aufhören sollen — wenn wir das betrachten und bedenken, so werden wir nicht ganz am Fortschritt einer Zeit verzweifeln dürfen, die zulezt doch nicht so jämmerlich und schwach sich erweist, als wir in unserem Mißmuth ihr zuweilen nachsagen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine deutsche Familiengalerie.

(Fortsetzung.)

Nach meiner augenblicklichen Stimmung, wie ich sie oben geschildert, aber ganz meinem sonstigen Wesen zuwider, war ich im Begriff in diese Parentation am offenen Grabe des Vaterlandes einzustimmen. Ich hatte schon den Mund geöffnet, da sträubte sich in mir die Natur, ich rüttelte mich, sah auf, und mein Blick fiel auf das Bild mir gerade gegenüber, vorstellend Herrn Christoph Samuel Meier — die ganze Genossenschaft an den Wänden besteht aus Meiern — evangelischen Prediger zu O. in Schwaben, nat. 1590. denat. 1662. — Armer Mann! mußte ich denken, als du nach der Nördlinger Schlacht mit Weib und Kindern halbnackt von den Croaten von Haus und Hof gejagt wurdest und der Brand des Dorfes dir in's Elend leuchtete, was mag da in dir vorgegangen seyn, da du den Ruin des Vaterlandes vor Augen sahest, den diese verwöhnten, überreizten Kinder eines überlangen Friedens scharfsinnig vorwegnehmen, fast hätte ich gesagt, vorausgenießen! Und war denn Deutschland aus den Flammen des großen Kriegs zu Münster und Osnabrück als ein Phönix hervorgegangen? und war dir selber auf Rosen gebettet, als du, wiedereingesezt als Hirte einer furchtbar gezehnteten Heerde, mit deinem guten runden Gesicht dem Maler saßest, so daß du jezt, die Bibel in der Linken, die Rechte auf dem Herzen, aus deinem Scheibenkragen so freundlich herablächelst auf diese Unbesonnenen, die mit Champagnergläserklang in ödem Ueberdruß dem Vaterland zu Grabe läuten?

Einmal auf solcher Fährte flogen meine Blicke und Gedanken an der Reihe der Bilder hinauf zur Reformation, herunter zur Revolution, und aus all den Blumen der Brokatwesten, aus den Ringeln der Perrücken, den geschwungenen Linien der Frisuren, den Falten der Krausen wob sich in meinem Kopfe der Text zu einer Predigt aus dem Stegreif, die ich sofort der Versammlung vortrug, oft unterbrochen von Zeichen des Beifalls und des Unwillens, und von Einwänden aller Art. Alles dieß schneide ich weg, wenn ich im Folgenden meinen Vortrag wiederzugeben versuche. Leider wird bei dieser nachträglichen Uebersetzung in die Schrift auch ein Theil der malerischen Unordnung verschwinden, welche einer Improvisation so eigenthümliches Leben gibt, so wie die Wärme, welche sich aus der unmittelbaren Eingebung entbindet. Ich sprach aber ungefähr, wie folgt.

Ihr seyd alle mehr oder minder der unmaßgeblichen Ansicht, daß kein halbes Jahrhundert nach der Auflösung des h. römischen Reichs deutscher Nation dieser Nation als solcher, gleich einem sündigen, sterblichen Menschen, ihr Stündlein möchte geschlagen haben. Wie ihr euch solchen Tod etwa vorstellet, kann mir gleichgültig seyn. Wenigstens will ich nicht hoffen, daß einer gar der Meinung ist, Deutschland werde in der Art untergehen, daß es hinfort gar keine Müller, und Schmiede, und Meier mehr gebe, gleichwie durch die Auflösung des Reichs Erzämter, Reichshofrath und Kammergericht, Reichsgrafen und Römermonate vom Etat der Geschichte gestrichen und für Historiographen und Poeten in Spiritus gesetzt worden sind. Das deutsche Reich ging zu Ende, weil zu Frankfurt im Römer kein Platz mehr war, um hinter dem lezten Franz einen weitern Kaiser zu hängen, und ich gebe zu, es stände nicht ganz unbedenklich um Deutschlands Bestand überhaupt, wenn in diesem Familiensaale, an den Wänden ringsum

kein Herr Meier mehr sollte untergebracht werden können. Aber seht hin! die Blumen-, Frucht- und Viehstücke an der vierten Wand dort werden sich willig vor der unaufhaltsam vorrückenden Linie dieses achtbaren Hauses zurückziehen. Ja das Mauerstück ist so ansehnlich, daß das Geschick Deutschlands von dieser Seite fast auf so lange gesichert erscheint, als der Bestand der Industrie durch den cubischen Gehalt der Kohlenflötze. So lange die Meier nicht ausgehen, wird es gewissermaßen auch ein Deutschland geben.

Die Herrn dort alle an der Wand haben seit der Kirchenverbesserung die guten und bösen Tage Deutschlands mitgelebt, haben Staat, Kirche, Kunst und Wissenschaft und gnädigste Herrn aller Art mit redlichstem Eifer bedient und sich dabei selber nicht vergessen. Wir sind jezt in die Zeiten der großen Staatsverbesserung eingetreten, und auch bei diesem neuen Weltgang und unsterblichen Prozeß wird dieses gleich unsterbliche Geschlecht dem Vaterlande nicht entstehen. Wie auch zunächst das Geschick Deutschlands und desselben Landkarte sich gestalten mögen, Meier werden für und für auf Kanzeln und Kathedern, in Sessionen, Parlamenten und Conferenzen in mehr oder minder gutem Deutsch sagen was sie glauben und dafürhalten, werden thun was sie nicht lassen können, und es im Uebrigen gehen lassen, wie's Gott gefällt. So aber im Ablauf der Zeiten hin und wieder einer des Hauses beim Anblick einer landesherrlichen Verordnung oder eines Bundesschlusses leise für sich denken sollte: „Es geht wunderlich hier zu!" so möge es ihm für alle Zeiten statt zum Spott zur Ehre gereichen, wenn der Schutzgeist Deutschlands lächelnd dazu spricht: „Und Herr Meier hilft auch dazu!"

Darum erlaube ich mir auf das ewige Gedeihen dieses hochachtbaren Geschlechts, mit dem Deutschland steht und fällt, mein Glas zu leeren. Einst, wenn es in Frankfurt bei der Kaiserkrönung zum Ritterschlag kam, fragte der Herold: „Ist kein Dalberg da?" Hinfür, ob es sich nun davon handelt Pflegrechnungen zu revidiren oder ein Staatsbudget aufzusetzen, Impfregister zu führen oder deutsche Territorien abzutreten, Preisvieh auszulesen oder Mauthlinien zu ziehen, einem Diplomaten die Federn zu schneiden oder Kopf für ihn zu haben — bei Staatsaktionen groß und klein möge für ewige Zeiten Deutschland nie vergebens fragen: „Ist kein Meier da?" — (Unterbrechung). —

Ja, meine Freunde, der Anblick dieser Ahnenreihe hat in mir wunderbar die trüben Gedanken verscheucht, welche so eben mit schwarzen Fittigen durch unsern Cirkel geflattert sind. Soll ich aber den mancherlei mich bewegenden trostreichen Gefühlen Worte geben, so muß es mir gestattet seyn, vor allem dessen zu gedenken, was mich am nächsten berührt, der deutschen Wissenschaft, die ja an diesen Wänden ganz ehrenwerthe Vertreter zählt.

Seht, der tübingische Professor dort mit dem sauren Gesicht war ein College Johannes Reuchlins, der den Deutschen das Licht des Humanismus aufgesteckt, das heute so viele Thoren ausblasen möchten und wissen nicht was sie thun. Jener fürstlich öttingische Leibmedicus ist auch ein hochansehnlicher Mathematicus gewesen, und obgleich er keineswegs die Keplerschen Gesetze gefunden, trägt er doch ganz Johannes Keplers Wams und Zwickelbart. Die beiden viri consultissimi nebeneinander in den schwarzsammtnen Staatsröcken mögen so große Herrn gewesen seyn als sie wollen; mir sind sie nur dadurch bedeutsam, daß sie ihre Häupter in Leibnitzens und Pufendorfs Wolkenperrücken gehüllt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Mittelrhein, December.

(Fortsetzung.)

Ein Volksfest. — Jordan.

Ueberhaupt muß man hier im Lande selbst so manches gehört haben, was die Tageblätter nicht berichteten, um zu begreifen, wie gerechtfertigt das Verlangen nach einer weitherzigen Amnestie und die Betrübniß über Verhaftung und unfreiwillige Selbstverbannung so mancher Einzelnen ist. Da ist ein Mann sammt seiner Familie in's Unglück gerathen, nicht weil er besonders revoltiren wollte, sondern weil er einen stattlichen Bürgerwehroffizier vorstellte, weil ihm der Säbel so gut ließ und er gar zu Pferd eine stolze Figur spielte; dort gab ein anderer dem Andringen der besseren Bürger nach und übernahm mit Widerstreben ein Amt, in der guten Absicht Excesse zu verhüten und seinen Mitbürgern von Nutzen zu werden. Flucht oder Haft, immer aber Jammer der Familie sind die Folgen, so daß auch dem Fremden das Herz blutet, wenn er nur davon erzählen hört.

Auch ein Volksfest feiert Dürkheim, das heißt so etwas, was man in dieser Gegend ein Volksfest nennt. Es ist im Grunde nichts anderes als ein gewöhnlicher Jahrmarkt, der Sonntags nach Michaelis beginnt und darum auf gut deutsch der Michelsmarkt heißt. Sein anderer gleich poetischer Name ist Wurstmarkt, so genannt von der wirklich fabelhaften Zahl der Würste, die drei Tage hinter einander auf der Wiese bei der Saline in Buden und unter freiem Himmel gebraten und meist mit dem gut deutschen Gerichte Sauerkraut genossen werden. Daß eine entsprechende Quantität Wein dazu getrunken wird, versteht sich auf diesem Boden von selbst. Schade nur, daß heuer der Neue fehlte, der in bessern Jahren bei dieser Gelegenheit schon eine große Rolle spielt, wenn auch die Weinlese noch nicht begonnen hat. Dieser Wurstmarkt ist sonach nichts anderes, als ein großartiges Eß-, Trink- und Tanzfest, an dem nicht bloß die Stadt und ihre nächste Umgebung, sondern auch eine große Zahl entfernter wohnender Gäste Theil nimmt. Es ist hier das größte jährliche Stelldichein der Pfälzer, auf dem sich Freunde und Bekannte zu Hunderten begrüßen. Von einer andern im engern Sinne volksthümlichen, wohl gar sinnigen Festfeier, von eigenthümlichen Spielen und dergleichen ist hier nicht im entferntesten die Rede. Dazu ist die Pfalz überhaupt nicht das Land, denn mehr als anderwärts in Deutschland sind von ihrem Boden die alten Bräuche verschwunden, seit von Frankreich her eine neue Ordnung der Dinge über sie gekommen. Aber die alte Fröhlichkeit des Rhein- und Weinländers scheint keine Einbuße erlitten zu haben, selbst nicht in wenig günstiger Zeit. Ich habe sie in hohen Wogen brausen hören und ihre Unverwüstlichkeit bestaunt.

In der Paulskirche habe ich seiner Zeit nicht ohne Rührung einen deutschen Märtyrer betrachtet. Es war ein großer, stark gebauter Mann, aber seiner Gestalt und seinem markirten Gesichte fehlte die Frische, die sie nach Körperbau und Jahren noch hätte haben können, obwohl der Mann die Mittagslinie längst überschritten hat. Als ich ihn vollends mit heftig arbeitender Brust reden hörte, überkam mich selbst das Gefühl der Beklommenheit. Ich sah, ich hörte, ja ich fühlte, daß er körperlich gebrochen war. Freilich kein Wunder; auf seinem Wege von der Wiege im Grödener Alpenthale bis zur Paulskirche gibt es der Leidensstationen gar manche. Hinter den Fenstergittern der Marburger Feste ist das blaue Auge trübe geworden, und die Todesposten, welche durch die Kerkerthüren drangen, mußten sich wohl auf die Brust legen wie schwere Steine, wenn nicht die jahrelange Haft allein schon hinreichend gewesen wäre, dieselbe zu verengern. Der Mann hat nach seiner endlichen Befreiung die milde Dürkheimer Luft geathmet und sich an dieser und an den Trauben erholt, so weit es möglich war. Das war im Herbste des Jahres 1846, also in der antediluvianischen Zeit, wie man sich gegenwärtig auszudrücken beliebt. Die vormärzlichen Liberalen in der Pfalz und ihrer nächsten Umgebung hatten ihn eingeladen und ihm auf zarte Weise die Mittel in die Hand gegeben, sich hier auf einige Zeit niederzulassen und zu pflegen. Von allen Seiten kam man ihn zu sehen und zu sprechen. Wie laut und hoch schallte da der gefeierte Name Sylvester Jordan und drauf der helle Gläserklang!

(Fortsetzung folgt.)

Von der Trave, December.

(Schluß.)

Das neue Krankenhaus. — Rathsfetzung. — Schleswig-Holstein.

Unter den städtischen Vorkommnissen ist die Einweihung des neuen Krankenhauses zu erwähnen. Der Ausbau desselben soll einige sechzigtausend Mark kosten, für einen Staat von der Größe Lübecks eine immerhin beträchtliche Summe. Man hat dazu die sehr umfangreichen Räume eines zum Dom gehörigen Flügels benutzt, dessen Wölbungen in byzantinisch-gothischem Style allein schon der Beschauung werth sind. Die Einrichtung dieses Gebäudes ist eben so zweckmäßig als comfortabel, ja die Separatzimmer für Kranke, welche dergleichen begehren, sind fast luxuriös eingerichtet. Dasselbe gilt von den Keller- und Küchenräumen, die wirklich nichts zu wünschen übrig lassen. Dagegen möchte es fraglich seyn, ob der gewählte Ort ein passender ist. Es läßt sich nämlich nicht abläugnen, daß die Lage des Domes und aller zu demselben gehörigen Baulichkeiten sehr feucht, mithin wenig geeignet ist, um Leidenden die Gesundheit wieder zu geben. Ob die Anordner klarer und richtiger geurtheilt haben als die Mehrheit des Publikums, die von der Verlegung der städtischen Kranken in die erwähnten Räume nicht viel hören wollte, muß die Zukunft lehren.

Vor Kurzem fand die sogenannte „Rathsfetzung" statt. So nennt man hier die alle zwei Jahre erfolgende Besetzung der höheren Staatsämter. Dr. Brehmer, bisher präsidirender Bürgermeister, in weiteren Kreisen bekannt geworden durch die diplomatische Korrespondenz mit dem Departementschef der auswärtigen Angelegenheiten Schleswig-Holsteins in der jezt endlich, wie es scheint, glücklich zur Ruhe gebrachten Angelegenheit des Dampfkanonenboots „von der Tann," ist auf seinen Senatorensitz zurückgekehrt und hat Torkuhl, bisherigem Gerichtsherrn, den Präsidentenstuhl im Senat eingeräumt. Gegenwärtig befindet sich Dr. Brehmer, wie Ihnen bekannt ist, bereits in Dresden, um Lübeck daselbst bei den freien Conferenzen zu vertreten. Ob diese Vertretung den beiden um das deutsche Principat streitenden Großmächten gefallen oder ob sie einer anders zu gestaltenden Staatenbildung das Wort reden wird, läßt sich zur Zeit wohl noch nicht mit Bestimmtheit sagen; daß von hannoverscher Seite in dieser Beziehung Schritte geschehen sind, und daß dabei Lübeck schon seiner Lage wegen nicht übersehen worden ist, kann dagegen bestimmt angenommen werden. — Auf die endliche Wendung der Dinge in Schleswig-Holstein ist man gegenwärtig hier wieder gespannter denn je. Der plötzliche, aber wohl nicht unerwartet kommende Abgang Willisens ermuthigte alle diejenigen, die an dem Schicksale der Herzogthümer Theil nehmen. Freilich traut man auch dem Feldherrntalente von der Horst's nicht Großes zu, so wenig irgend Jemand an dem guten Willen und der Tapferkeit dieses alten Haudegens zweifelt. In irgend einer Weise müssen alle wahren Freunde Schleswig-Holsteins wünschen, daß dem gegenwärtigen Zustande ein Ende gemacht werde, nur nicht in dem Sinne, wie die in Kopenhagen herrschende Partei und mit dieser leider die Großmächte es wollen. Von dem Jammer und Elend, von der barbarischen Willkürherrschaft der Dänen im Schleswigschen kann nur der einen Begriff haben, der diesen Wahnsinn entweder mit eigenen Augen angesehen oder Gelegenheit hat, allwöchentlich genaue Nachrichten von daher durch Flüchtlinge und Ausgewiesene zu erhalten. Wüßte Deutschland, wie dort an der nordischen Grenzmark einer der tüchtigsten und jedenfalls der patriotischst gesinnten deutschen Stämme zu leiden hat, es würde wahrlich nicht so apathisch dem immer mehr um sich greifenden Ruin zusehen. Ich könnte Ihnen darüber viele Seiten schreiben; es ist aber besser, man hält an sich, da weder Schreiben noch Wimmern noch Drohen unserm zerbrochenen Volke etwas hilft. Diejenigen, welche helfen könnten in solcher Noth, werden es vielleicht einsehen, wenn es zu spät ist, und wenn Deutschland den Verlust einer herrlichen Provinz mehr zu bereuen haben wird.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

N^r. 9. Freitag, 10. Januar 1851.

> — Was du thust, was dir gefällt ist Gesetz,
> Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort
> Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
> Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen.
>
> Schiller
> Der Genius.

Eine deutsche Familiengalerie.

(Fortsetzung.)

Seht den professor eloquentiae und Pfalzgrafen mit den flaumigen ailes de pigeon! Man muß froh seyn, daß er die Lorbeerkrone in der Hand trägt, nicht gar auf dem Kopf; er ist aber ganz frisirt wie Lessing, dessen Haupt der ewige Glorienschein umschwebt, obgleich er kein Poet war, nicht einmal poeta laureatus. — Der freundliche Mann in der Werthersstracht ist unseres Freundes Großoheim, der Kindern und Enkeln so viel aus der hohen Karlsschule zu erzählen wußte, zumal von Schiller, der mit ihm in Einem Gliede gestanden, aber auf der Rangirliste volle vier Zoll mehr gemessen. — Desselbigen Herr Bruder, der Apotheker im Tituskopf, mit dem Backenbart zwischen Ohr und Mundwinkel, der mit so viel Selbstgefühl auf den Titel seiner Preisschrift deutet — er erscheint ganz im Aufzug, in dem Alexander v. Humboldt vor einem halben Jahrhundert in die neue Welt gegangen, und der Herr Specialsuperintendent in der Ecke haben sich oft berühmt, daß Sie in der Magisterpromotion von 1792 nicht allzuweit vom berühmten Schelling Ihren Platz gehabt.

Ich habe hier eine Handvoll großer Deutschen hergezählt, wie sie mir diese picti vultus majorum zufällig zu Sinn gebracht. Eure rasche Erinnerung ergänzt die Lücken, und ihr denkt euch jedenfalls, wozu ich diesen gemalten Herrn an der Wand Zeitgenossen ersten Rangs an die Seite gestellt. Ich sage nun aber: ein Volk, dem der Weltgeist fort und fort solche Vormünder erweckt, kann sich in seinem geistigen Vermögen nimmermehr zu Grunde richten, und wenn es noch so närrisch wirthschaftete. Und wo entdeckt ihr auch nur die Spitze eines vernünftigen Grundes für die Meinung, daß bei der nunmehr ernstlich vorzunehmenden Organisation der neuen Zeit diese sich von selbst ergänzende Tutelarbehörde für das deutsche Volk durch höchsten — ich meine überirdischen Beschluß möchte aufgehoben und in Ruhestand versezt werden? Dieß wäre allerdings so viel, als ob der Rosenkranz des deutschen Lebens abgerissen und elend verstreut würde. Es ist aber für alle Zeiten dafür gesorgt, daß auf allen Gebieten des Wissens, Könnens und Thuns nach so und so viel ordinären Köpfen, gleichsam als eine Paternosterkugel, ein großer Kopf folgt, der wunderbar Licht und Wärme strahlend das göttliche Feuer wieder anfacht, das in der gemeinen Menschheit, bliebe sie sich selbst überlassen, am Ende gar erlösche wie an feuchtem Zunder.

Wohl jeder der Herrn hier, die mit trockenen Lippen auf unser Mahl niedersehen, ist in seinem Leben mit einem großen Manne so oder so in Berührung gekommen und hat die elektrischen Schläge des Genies empfunden, wenn auch keiner so drastisch wie dort der fürstenbergische Lieutenant in der Reichsarmee, Herr Johann Gotthelf Meier, der bei Roßbach die Ehre gehabt, aus der Ferne die persönliche Bekanntschaft des großen Friedrichs zu machen. Sie haben von jeher den Genius neben, über oder unter sich beneidet oder verläugnet, gefördert oder verfolgt, gehaßt oder angebetet, immer aber frühe oder spät sich vor ihm gebeugt. Und wie sie es in dieser Beziehung seit dreihundert Jahren gehalten, gerade so werden sie es auch in den nächsten drei Jahrhunderten und so

fort zu halten veranlaßt seyn. Denn das Geistessalz, das die Völker vor der Auflösung bewahrt, geht nimmer aus, und auch fernerhin wie bisher werden die Genien weder im weißen fliegenden Gewand, noch mit Fittigen an den Schultern unter den Menschen wandeln, sondern ganz im Styl der jeweiligen Herrn Meier sich Haar und Bart stutzen und die Blöße decken.

Man kann wohl sagen, der wahrhaft große Mann ist für sein Volk recht eigentlich das, was für den Einzelnen, der geistig etwas bedenkt und schafft, der glückliche Augenblick ist und die gute Stunde. Alles Aechte, Schöne und Große, das dem Denkenden und Dichtenden gelingt, ist Werk der Eingebung des Moments, der Stimmung. Diese aber ist launenhafter denn ein verzogenes Weib, und ihr Wille ist nimmer unser Wille. Sie ist weg und sie ist da wie der Wind, von dem man nicht weiß, von wannen er weht. Sie bleibt aus, wie sanft du sie auch lockst, und sie entzieht sich dir desto eigensinniger, je heftiger du sie herbeschwörst. Und ein andermal wieder, wenn du, wie man es nennt, an gar nichts denkst, zerreißt die neckende Fee plötzlich den Nebel trüber und gequälter Empfindungen; was du vergeblich gesucht, fällt dir auf einmal im sprechendsten, lebendigsten Bilde als dein Eigenthum zu, und lichthell, oft im Blitze einer einzigen Anschauung, liegt die Bahn vor dir, die der Geist in raschem seligem Fluge bis zum nächsten Ruhepunkte durchläuft. — Gerade so ergeht es aber einer Nation auf dem Gange ihrer Bildung und Entwicklung. Was sie an „weltbezwingenden" Gedanken, an entscheidenden Wahrheiten und Thaten in sich erzeugt, ist immer nur das Werk einzelner Punkte in der Masse, das heißt einzelner ungemeiner Naturen. Diese das Nebelmeer der Menschenköpfe durchbrechenden göttlichen Strahlen, sie kommen und bleiben aus nach unerforschlichem Gesetz, und keine Bildung und Erziehung zwingt sie her, so wenig als der Wein die ächte Stimmung des Poeten.

Die Dutzendköpfe in der Gesellschaft sind aufgestapelte Säulen aus Metallscheiben und gesäuerten Lappen, in denen nichts vorgeht, außer daß das Metall langsam rostet, bis der Genius kommt, der die Pole verknüpft. Da wird auf einmal die todte Säule zur Batterie, aus der jener geheimnißvolle Strom hervorbricht, der was er berührt in die innerlichste Aufregung versezt, der aus der trüben Gährung von frechem Verstand und hochmüthiger Phantasterei, von eigensinnigem Unsinn und lahmer Halbwahrheit das ewig Vernünftige und Wahre, aus der ekeln Tunke von Pfuscherei, Nachahmerei und Geschmacksmengerei das ewig Schöne entbindet; der den Wirrwarr krauser, krummer, eckigter Linien, wie sie Tausende gemeiner Geister tastend beschrieben, zur längst gesuchten Norm der geometrischen Figur zusammenzaubert; — der aus dem politischen Jammer von Gelüsten und Aengsten, von halbem Wollen und halbem Unvermögen, von arglistiger Berechnung und scheuer Resignation den ächten Gedanken der That hervorbrechen läßt — der rettenden That hätte ich gesagt, wenn es nicht an dem wäre, daß wir uns dieses Worts fast schämen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Wien im Winter 1850.

(Fortsetzung.)

Es ist nichts allzuseltenes hier auf einer der vorstädtischen Bühnen irgend ein Stück bis zur hundertsten Vorstellung in ununterbrochener Reihenfolge gelangen zu sehen. In frühern Zeiten kam dergleichen hauptsächlich in der Leopoldstadt vor, wo jezt das prächtige, glänzende, aber nicht mehr so gemüthlich lustige „Karltheater" steht, auf welches ich weiter unten zurückkommen werde. Die Ursachen eines so nachhaltigen Erfolges liegen nicht immer im Werthe des Stückes selbst. Ein Beispiel davon gibt der Günstling dieses Winters: der lezte Zwanziger, in der Josephstadt draußen. Dieser lezte Zwanziger ist hundertmal hintereinander dargestellt worden, und wird seitdem noch ziemlich oft gegeben, so daß, wie der Volkswitz sagt, der Unternehmer mit seinem Bühnenvölkchen und der Dichter schon seit Monden vom lezten Zwanziger leben, und ihn immer noch nicht ausgegeben haben. Das Stück an sich ist ein armseliges Stück Arbeit, aber es findet sich ein hochdichterischer, menschlichschöner Gedanke darin, der in seiner meisterhaften Ausführung immer und immer wieder die Massen anzieht, und ohne welchen die sehr beliebte Heldin in ihren knappen Beinkleidern so vergeblich locken würde, wie der vielsagende Titel selbst.

Wenn es jemals ein Zeitwort gegeben hat, so ist's der lezte Zwanziger, welchen dießmal nicht der Einzelne, sondern das ganze Reich verloren hat. Im Handel und Wandel wird keiner mehr gesehen, und die kindliche Einbildungskraft des Volkes sucht die verschwundenen Silberlinge in den Kellern reicher Geizhälse. Daß die besagten Kopfstücke als Lire austriache in Wälschland, als Vierundzwanziger in Bayern, als Sechsbätzner in Schwaben von Hand zu Hand gehen, das wird ein eingefleischter Wiener nimmermehr sich einreden lassen. Es begreift sich also, daß die Ueberschrift des Theaterzettels wie Silberklang das Volk zur Josephstadt lockt; doch etwas

besseres fesselt den Zuschauer, ein Zwischenstück: „des Spielwaarenhändlers Traum."

Wir sind alle Kinder gewesen, mithin hat es für uns alle einen allerschönsten Tag im Jahre gegeben, den wir kurzweg Weihnacht nannten, wenn wir nicht etwa Christkind sagten. Und damit wir nicht dieser Seligkeit ganz und gar vergäßen, läßt der grundgütige Himmel immer wieder ein neues Kindergeschlecht aufsprießen, dessen Weihnachtslust wir wenigstens mitansehen, wo wir sie nicht unmittelbar zu schaffen haben. Auf dieses Weihnachtsgefühl gründet sich des Spielwaarenhändlers Traum. Der Nürnberger ist, man sage was man will, zu Weihnachten die Hauptperson. Was er spendet, ist besser, wie alle übrigen Gaben, den neuen Sonntagsrock mitinbegriffen. Und wer von uns hat nicht wenigstens einmal mit offenen Augen geträumt, er sey eines ganzen Nürnberger Ladens glückseliger Besitzer? In diesen Traum finden wir uns urplötzlich zurückversezt. Ein kleines Theater von mährchenhafter Größe nimmt wie billig die Hauptstelle ein; es hat einen Vorhang, der auf- und niedergeht, alle gemalten lampenhellen Herrlichkeiten des wirklichen Schauspielhauses, und dazu Figuren, die sich von selber bewegen. Riesige Hampelmänner treiben rechts und links neben dem Theater ihre Possen, und aus dem Innern der Schachteln entwickeln sich alle Wunder der weihnachtlichen Welt: Zierpuppen, Soldaten, Tiroler, Wäschermädchen, Zwerge, Schornsteinfeger und so weiter. Die Zierpuppen tanzen, die Soldaten marschiren unter Trommelschlag, die Tiroler schlagen die Zither — alles und alles, wie wir es vor so langen Jahren in unsern liebsten Träumen gesehen, und was wir nicht vergessen könnten, und wären wir auch starre Ziffermenschen, welche der schwebenden Staatsschuld nachrechnen müssen. Dem glücklichen Gedanken entspricht die reiche, wechselvolle und höchst gelungene Ausführung, woran die Leute sich immer noch nicht satt geschaut haben und um deretwillen sie noch auf lange Zeit hinaus allen Unsinn des Stücks geduldig hinnehmen werden, bis sie satt sind, oder bis etwas Neues die großen Kinder noch mehr anlockt.

Das besagte Neue hat sich zum Theil mit mächtigem Reiz schon eingestellt, doch ist etwas dabei, was mir den Ausdruck große „Kinder" nicht ganz passend erscheinen läßt; denn wie sehr auch die neue Erscheinung an den ursprünglichen Stand der Unschuld erinnere, so mahnt sie doch noch stärker an den Sündenfall. Im Karltheater nämlich gibt der Professor Keller unter dem ungeheuersten Zulauf seit einer längern Reihe von Abenden die sogenannten mimisch-plastischen Darstellungen: lebende Gruppen, worin ein halbes Dutzend hübscher Weiber und ein paar wohlgebaute Männer mit den Benennungen und in der Tracht des klassischen Alterthums den Blicken der Menge in bekannter Weise sich preisgeben. Ihr müßt nicht etwa voraussetzen, daß ich die Sache an sich tadeln wolle. Ich weiß nur allzugut, daß der Weg zum Licht durch die Nacht, zur Freiheit durch blutige Greuel, zur ursprünglichen Unbefangenheit zurück durch den Sumpf führt. Ich sehe das Ziel, und will einstweilen bloß bezeugen, daß wir mitten im Sumpfe stecken. Was die Menge allabendlich in hellen Haufen zum Karltheater lockt, ist nicht die Freude an künstlerischer Anschauung, sondern die Lüsternheit; aber im Ganzen gewinnen dabei die Sittlichkeit wie die Kunst, wenn auch auf wunderlichem Umweg.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

Das südliche Seeufer. — Plongeon.

Schade, daß der uns befreundete geistreiche Verfasser der Aufsätze in diesen Blättern über die „penninischen Alpen" und die „französische Schweiz" am schönsten Theil dieses Seelands vorüber gezogen ist, ohne sich durch dessen reiche und herrliche Gebirgs- und Waldnatur anlocken und zur Sprache bringen zu lassen. Wir meinen die Südküste des Leman. Auch das oft so anziehende Geschichtliche des Landes aus ferner Zeit ist verschmäht worden. — Die Römer scheinen das allobrogische Ufer wegen seiner damaligen Unzugänglichkeit von Osten und Südosten her wenig gekannt zu haben, während sie seit Julius Cäsar auf der ganzen Nordküste des Sees von Pennilucus (dem heutigen Villeneuve) bis Geneva Heerstraßen, Städte, Militärstationen und Landhäuser anlegten und gern bewohnten. Diese Nordküste ist seit langen Jahrhunderten durch fleißigen Acker- und Weinbau, durch ihre vielen Verbindungen mit Frankreich, Deutschland und Burgund, mit den zähringischen, habsburgischen und greierzischen Besitzungen, durch den lebhaften Handel seiner Städte, Städtchen und Dörfer ein reich bevölkertes Culturland

geworden, und später unter der glücklichen savoyischen Hoheit, und nach den burgundischen Kriegen unter bernischer Herrschaft, und dann als selbstständiger Kanton zu steigendem Gedeihen gekommen. Man sieht ihm auch von der Seeseite Glück und Wohlstand an, aber besonders malerisch kann man das sich langsam zum Jura und Jorat erhebende Weinrebenland nicht nennen; erst bei Vevey wird es alpenartig, von Rolle bis Lausanne kann man es eben und fast unbedeutend nennen. Auf dieser Küste ist nur Anmuthiges und Lachendes zu schauen, durchaus nichts Großartiges und Imposantes. Wie ganz anders zeigt sich dagegen die gegenüber liegende Südküste, das savoyische Chablais mit seinen prächtigen Bergen, mit ihren hohen Wald- und Felsenkronen, mit ihrer herrlichen Vegetation, die an die Waldregion des Aetna erinnert, wo Nord und Süd sich küssen! — Fährt man mit dem Genfer Dampfschiff von dieser uralten Rhonestadt weg, so lächelt einen das Land von beiden Ufern idyllisch an. Auf den nur sanft ansteigenden Ufern stehen zwischen vielfältiger Baum- und Gartenlust anmuthige Landhäuser großen und kleinen Styls. In dieser Richtung soll der enge, zwischen zwei reiche, reizende Ufer eingefaßte See an Constantinopel, den Bosphorus und seine unzähligen Villen erinnern. — Kaum brauet der Dampfer aus dem Hafen, so schießt er dicht an zwei großen Granitblöcken vorüber, wovon der nächste viereckig ist und ungefähr die Gestalt eines Altars hat. Nach der ziemlich wahrscheinlichen Sage ist er in der Römerzeit ein Opferaltar Neptuns gewesen und deßhalb so viereckig zugehauen worden. Im frühesten Mittelalter wurde er dem aus Neptun entstandenen St. Niton geweiht und gab den Genfern den Namen „Neytons." Geologisch sind diese zwei unscheinbaren Steine sehr merkwürdig, denn wir sehen in ihnen zwei der erratischen Granitblöcke, die mit denen zwischen den beiden Salèves im Umkreis vieler Meilen, bis zum Faucignyschen Hochgebirg hin, der einzige Granit sind, ganz gleich dem am Jura, z. B. in der Nähe von Neuchatel, sehr wahrscheinlich Ueberreste des großen Rhone- und Arvegletschers, der Land und See in undenklicher Vorzeit bis zur Höhe des Salève und des Jura bedeckt hat, später aber, als sich die Rhone und ihr See beim jetzigen fort de l'Ecluse zwischen dem Jura und dem allobrogischen Mont du Vuache einen Durchbruch nach Frankreich gegraben hatte, geschmelzen und eingegangen ist, wo dann die auf ihm ruhenden Blöcke auf dem Salève, wie im See und am Juraabhang liegen geblieben sind. — Zunächst liegen da rechts die schönen, dunkeln Baumgänge von Plongeon, wo vor einigen und zwanzig Jahren der jetzige König von Dänemark als Kronprinz mit seinem Gouverneur und seinen Hausoffizieren lebte, aber trotz ihrer Aufsicht und Sorgfalt schon als ganz junger Mensch in die Unsittlichkeit versank, die ihn später gezeichnet und berüchtigt gemacht hat bis auf den heutigen Tag. — Vierthalb Jahrhunderte früher (1472) war da für einen deutschen Kaiser ein Tag unsäglichen Glanzes. Wer sollte das jezt glauben? Der armselige Goldmachergeselle und Sterndeuter, der als deutscher Kaiser in langer, günstiger Zeit nichts für sein Land that, Friedrich III. kam über Ripaille und Thonon nach Genf und wurde da in Plongeon von den Syndiken in schönen, neuen Kleidern und Hauben von Scharlach empfangen. Alle Leute mußten ihre Läden schließen und dem Kaiser entgegen gehen. Eine Menge Fürsten, Grafen, Ritter, Barone und Kriegsleute, ferner alle geistlichen Orden, besonders die Franziskaner und Jakobiner, holten ihn ein, dann stieg er auf ein prächtiges Roß und die Syndiken trugen einen sammetnen und goldverbrämten Himmel über ihm bis in die Stadt, wo neue Ceremonien begannen. Heut zu Tage ist sehr die Frage, ob sich irgend ein Kaiser oder König als solcher öffentlich in Genfs Straßen sehen lassen dürfte, ohne von den Einwohnern verspottet oder gar mißhandelt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Mittelrhein, December.

(Fortsetzung.)

G. Jordan.

Der Jubel der Begeisterung ist längst verklungen ganz und gar, Jordans Name aber wird hier noch oft genannt, leider meist nicht ohne Bitterkeit. Warum das? Ist es ein Verbrechen, Heckers Austritt aus dem Parlamente zu mißbilligen und mit viel tausend vernünftigen Leuten seinen Putsch für ein großes Unheil zu halten? Ist es eine Untreue gegen sich selbst und gegen das Vaterland, seine Stimme zu erheben gegen den Wahn, eine neue Zeit heraufführen zu können, die mit der vorigen in keinerlei Verbindung steht? Ist's eine Sünde, denen zu zürnen, die mit gewaltthätiger Hand den zarten Schmelz der neuen Zeit zuerst verwischten? Ich habe hier das alte Lied vom Hosianna und dem Kreuzige wieder bis zum Ueberdrusse gehört. Doch das ist nichts Ungewöhnliches mehr; daß man aber einem Manne öffentlich vorgerückt und vorgerechnet, was man für ihn gethan, das hat mir wunderschlecht gefallen.

Es ist ein fruchtbarer, gesegneter, deßhalb natürlich reicher Landstrich längs dem Fuße des Haardtgebirges. Das ist das Urtheil auf den ersten Blick, wenn man nur eine Stunde auf oder ab der Landstraße folgt. Die nahen Städtchen Wachenheim und Deidesheim, so wie der weltberühmte Weinort Forst rücken einem diese Wohlhabenheit so recht unter die Augen. Nicht nur große, städtische Häuser, sondern wahrhaft glänzende Villen, gleich neuen Edelsitzen, zieren die Orte oder schauen außerhalb derselben in das weite Land hinaus. Man nennt die Bewohner derselben scherzweise den Vergadel. In einem Lande, in dem kein Adel mehr besteht und keine Spur feudalistischer Vorrechte mehr zu finden ist, sind die Männer des Grund- und Geldbesitzes allerdings an die Stelle des Adels getreten. Hat doch auch anderwärts die Aristokratie des Geldes die der Geburt vielfach überflügelt, wenigstens in den Dingen, in welchen man es andern mittelst Geldes zuvor thun kann. Schade, daß das Geld nicht immer dazu verwendet wird, auch das Maaß der Intelligenz und wahrhaft gediegener Bildung mehr und mehr zu füllen! — Da ich von den schönen Häusern spreche, darf ich an einem nicht vorüber gehen, ohne seiner besonders zu erwähnen. Es steht unmittelbar vor dem hochgelegenen Städchen Wachenheim draußen und gehört einem Gliede der vorwiegend reichen Familie Wolf. Es dürfte kaum ein schöneres am ganzen Rheinstrome gefunden werden. Nicht durch Größe, aber durch geschmackvolle Bauart zeichnet sich daßelbe vortheilhaft aus. Der badische Architekt Eisenlohr, der dem Besitzer den Plan dazu geliefert, hat hier mit künstlerischem Takte Elemente des gothischen und des byzantinischen Styls mit einander verbunden und daraus ein Ganzes hervorgebracht, das selbst das kunstgeübteste Auge wohlgefällig anspricht. Zudem ist die innere Einrichtung vollkommen zweckmäßig und äußerst geschmackvoll. Das alles aber wird weit überboten durch die prachtvolle Aussicht über das weite, herrliche Rheinthal, wo das Auge nicht nur die hohen Dome von Worms und Speyer berührt, sondern noch weit über diese hinweg von der Warte des Melibokus bis zu der des Kaiserstuhls bei Heidelberg, ja bis hinauf zu den Höhen des Schwarzwaldes schweift. Was haben doch die Bewohner dieser rebenbedeckten Hügel vor vielen Tausenden voraus!

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 10. Sonnabend, 11. Januar 1851.

— Hic nuda et candida signa
— Dabit.

Juvenal.

Wien im Winter 1850.

(Schluß.)

Es wäre Verblendung oder Heuchelei, den eigentlichen Grund des Zulaufs beschönigen zu wollen, wie es in der That bloße Heuchelei ist, die fleischfarbenen Maschen der Umhüllung einen Anzug zu nennen, da die Gelehrten so ziemlich darüber einig sind, daß die Schamhaftigkeit nicht sowohl die Haut bedeckt als die Form verhüllt, zuweilen sogar entstellt. Die Tracht unserer Weiber ist ja theilweise eine Entstellung, besonders da, wo sie die unterscheidenden Formen der weiblichen Bildung durch Uebertreibung in's Lächerliche zieht, somit des Reizes beraubt. Der Gewinn für die Sittlichkeit wird sich ergeben, sobald wir die Schönheit ohne lüsterne Nebengedanken betrachten lernen. Wir verstehen das bereits zum Theil, seitdem wir nicht mehr in puritanischer Strenge vor den Göttergebilden des Alterthums oder vor den allzu unbefangenen Frauen der wälschen Malerschule die Augen niederschlagen. Es fällt keinem vernünftigen Menschen ein, der Venus von Medicis eine Schürze und ein Halstuch umzuhängen, und wir lächeln über die vergeblichen Bestrebungen, welche dergleichen wirklich unternehmen, weil der ohnmächtige Hemmschuh unserer Zeit sich einbildet, Zucht und Sitte ließen sich polizeilich herstellen. Wir haben durch den Anblick von gemeißeltem Marmor und bemalter Leinwand den ersten Schritt gethan; zum zweiten verhilft uns Professor Keller, und wir werden dadurch schon ein gutes Stück vorwärts (?) kommen. Ich brauche wohl kaum noch anzudeuten, welchen Gewinn die bildende Kunst aus einer unbefangeneren Naturanschauung ziehen kann. Die Kellerschen Darstellungen sind übrigens ächte und rechte Kunstleistungen, und mit dieser Bemerkung sey der allerdings nicht ganz unverfängliche Gegenstand verlassen. — Wenden wir den Blick der ursprünglichen Unschuld zu, das wird jedenfalls sicherer seyn, als von denen zu reden, welche erst nach Art der Erdumsegler eine ganze Welt umkreisen müssen, bevor sie wieder den Punkt erreichen, von welchem sie ausgegangen. Bleiben wir lieber gleich im Paradies der Kindheit, beim Weihnachtsfeste.

Ich treffe da gleich wieder auf eine der vielen Veränderungen, welche aus dem erleichterten Verkehr mit fernen Ländern erwachsen sind. Die Feier des heiligen Abends als Kinderfest war in frühern Jahren hier ziemlich unbekannt. Aepfel und Nüsse und die drohende Ruthe pflegte der heilige Niklas zu bringen, andere Geschenke der Neujahrstag. Von der feierlichen Bescherung durch das Christkind, von dem Weihnachtsbaum mit seinen Lichtern wußten die Wiener kaum vom Hörensagen, wenn sie dergleichen nicht etwa zufällig im häuslichen Kreis der Fremdlinge zu sehen bekamen. Jezt aber ist Weihnachten das allgemeine Fest der Geschenke, und zwar nicht bloß für die Kinder. Diese Umgestaltung der frühern Gewohnheit ist für den Nürnberger und für den Zuckerbäcker ganz besonders erfreulich. Der übrige Kleinhandel kommt dabei ebenfalls nicht zu kurz, obschon der sagen kann, er würde zu Neujahr eben so gut seine Rechnung gefunden haben, während die zwei Genannten früher bei weitem nicht so viel zu thun hatten. — Ihr müßt indessen ja nicht meinen, so ein Wiener Christ-

baum, wie sie der Zuckerbäcker zu Dutzenden aufpuzt, sey der alte breitästige Baum mit den dunkeln langen Nadeln, auf einem Brett wurzelnd, am Fuß von Moos umgeben, worauf hölzerne Schafe weiden, wo Oechslein und Eselein an der Krippe stehen, wo Hirten mit der Schalmei am Munde und Hirtinnen mit dem Schaufelstab in der Hand sich der geweihten Nacht erfreuen und uns in stummer Beredtsamkeit ermahnen, die Mette um Mitternacht nicht zu versäumen. Der hiesige Weihnachtsbaum ist ein artiges Bäumchen in einem weißen Blumentopf, aufgepuzt mit Gebäck von Schaumzucker und mit einigem Silberzindel. Die Lichter werden an lange steife Drähte gesteckt, weil die Zweiglein sie nicht tragen könnten. Von vergoldeten und versilberten Nüssen und Aepfeln ist nirgends eine Spur, und der Mahnung zur Mette bedarf es nicht, da unter der Herrschaft des Säbels kein mitternächtiger Gottesdienst gestattet wird. Doch das nur beiläufig. Der Ausnahmezustand wird ja nicht ewig dauern; einstweilen stört er weder den Traum des Spielwaarenhändlers, noch die Weihnachtsfreude, noch auch die abendliche Lust im Karltheater.

Dieses Karltheater ist ein nicht allzugroßes, sehr schön eingerichtetes Schauspielhaus, das eigentlich gar keinen Fehler hat, als daß sein Erstehen das alte liebe Leopoldstädter Theater von der Stelle verdrängte, wo Raimunds dichterische Laune einst waltete, um von allen den andern werthen Namen einstweilen nicht zu reden. Das neue Haus an dieser Stelle ist zu prächtig für die alten Possen und für Nestroys zweideutige Scherze, während doch die Kräfte der Künstler nicht zu höhern Leistungen ausreichen. Wie gut nahm Nestroy im alten Halbdunkel sich aus, während wir jezt beim grellen Gaslicht und auf dem sammtenen Sitz für ihn, für uns selbst über alles das erröthen, was wir ehedem von der hölzernen Bank aus so herzlich belachten! So hat jegliches Ding nicht nur seine Zeit, sondern auch seinen Ort.

Eine deutsche Familiengalerie.

(Fortsetzung.)

Ihr lacht! Aus eurem Hohngelächter tönt vernehmlich die Mißstimmung eines ganzen Volks, das schon lange in zagender Ungeduld desjenigen wartet, der die unbequem altmodisch gebauten, großen und kleinen Kriegs-, Finanz-, Regiments- und Herrlichkeitsapparate unseres Staatswesens zusammenrafft, die gesammten Pole an sein Schwert bindet und den großen deutschen Strom frei macht, der aus der trüben Flüssigkeit den klaren einfachen Crystall eines einigen Deutschlands anschießen läßt. — Deutschland hat von jeher im Entdecken und Erfinden großes Geschick und Glück gehabt; es hat die Bildung der Welt auf's ansehnlichste gefördert, es genießt aber in dieser Welt ob solcher Verdienste kaum der zweifelhaften Achtung, in der ein großer Gelehrter steht, der in seiner Wissenschaft den Gesetzgeber spielt, während sein Hauswesen gar übel bestellt ist, der am Himmel Bruchtheile von Sekunden mißt und in seiner Wirthschaft fünfe gerad seyn läßt. Das deutsche Volk sagt sich schon lange, und in immer lauterem und ernsterem Tone, daß die allgemeine Bildung, zu der es sein redlich Theil beigetragen, mit seinem öffentlichen Recht und seiner ganzen Staatsverfassung in einem gewissen Mißverhältniß stehe. Derer, die diese Thatsache überhaupt in Abrede ziehen, sind im Grunde nur sehr wenige; das Uebel ist das: der Winkel, den unsere Zustände mit der Ebene der Vernunft bilden, wird so ausnehmend verschieden geschäzt und gemessen, daß die Angaben um mehr als 89 Grad von einander abweichen. Es fehlt daher so wenig an Ideen, wie der Widerspruch auszugleichen, daß vielmehr vor lauter Ideen und Planen die Ausgleichung gar unterbleibt. Wir haben so große Rechenmeister; aber das muß freilich ein besonderer Mathematiker seyn, der hier das Linial nimmt und den Strich zieht, der einmal gezogen wie das Ei des Columbus dastände.

Deutschland geberdet sich in unsern Tagen wie ein gequälter Poet, dem die rechte Ideenfährte durch innere und äußere Störung aller Art immer wieder verworfen wird. Stirnreibend, federkauend, dintespritzend, jezuweilen sogar zähneknirschend und fäusteballend brütet es über einem frischen herrlichen Gesang im längst matt gewordenen Epos seiner Geschichte, und kann vor all den Gedanken, die ihm über den Weg laufen, den schlagenden nicht finden: das heißt, der Mann will nicht kommen, dem es gegeben ist, die That zu vollbringen, mit der das Gedicht von selbst so gut wie fertig wäre.

Die Juden sind unsterblich, weil sie ewig auf den Messias warten. Es wäre Deutschland ein übler Trost, wenn ihm sein Bestand unter gleicher Bedingung gesichert wäre. Aber gleichviel, es kann einmal nicht lassen vom Glauben an die Ankunft des Helden, der einen neuen deutschen Himmel und eine neue deutsche Erde bringe. Nun ja, auch wir sind der Ueberzeugung, daß die alte Ahnung und Weissagung nicht zu Schanden werden wird. Die Zeit wird kommen, da der verzauberte Kaiser vor dem Steintisch die Meldung erhält, daß die Raben nicht mehr um den Berg fliegen. Aber freilich, ihr selbst möchtet dabei seyn, wenn er in Herrlichkeit auszieht in die deutschen Lande, und ihm ein Fähnlein in den Landes-

farben vortragen. Daß jedoch einem von uns dieses Glück beschieden seyn sollte, das möchte schier zweifelhaft seyn, und wenn der ersehnte große Staatsmann und Krieger in dieser Woche an die Thüre des Dresdener Conferenzzimmers gepocht hätte, was er zuverlässig nicht gethan hat. Der Griff des Helden in die deutschen Dinge möchte noch so entschlossen, der Ruck, den er unserer Geschichte gäbe, möchte noch so bedeutend seyn: euch wäre es immer nicht bald genug, weil selbst das Genie an Bedingungen und Gesetze gebunden ist, von denen eure Wünsche und Einbildungen sich höchst unbefangen lossprechen.

Blickt wieder auf diese Ahnengesichter! In ihnen spiegelt sich die deutsche Geschichte von der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften bis heute, wo gelehrte Schulmeister einen neuen Einbruch der Barbarei weissagen. Sie vergegenwärtigen uns auch unsere diplomatischen Thaten und Schicksale. Drei, vier dieser Herrn sind mit ihren Federbüchsen dabei gewesen, wenn Deutschland an feierlichen Sessionstischen die Instrumente ausstellte, die auf ewige Zeiten Urkunde geben vom starren Freiheitstrieb seiner Glieder, Stämme wie Fürsten, der das Ganze in Schwäche und Unbeholfenheit niederhält. Der Mann vor mir, der so ehrlich aus seinem ungeheuern gestickten Uniformskragen herausblickt, war zu Wien auf dem Congreß die rechte Hand des Ministers eines kleinen Rheinbundfürsten, sein Nachbar und Cousin aber hat auf dem Rastatter Congreß ein halbes Dutzend Reichsstädte vertreten. Dort der Schwarze, Finstere mit dem Zwickelbart und dem gewaltigen Spitzenkragen hat zu Münster die Abtretungsurkunde des Elsasses mundirt, und einer der ältesten, der mit der goldenen Kette, hat Ulrich von Wirtemberg aus den schmalkaldischen Händeln herausunterhandelt.

Die diplomatischen Schlachtfelder, die ich hier genannt, und was sich daran knüpft, und was alles dazwischen liegt — es sey euch unbenommen, darob so viel unphilosophischen Unmuth und patriotische Schaam zu empfinden, als in der Geschwindigkeit möglich ist. Daß aber all dieß mit einer gewissen Nothwendigkeit erfolgt ist, das werdet ihr einigermaßen zugeben müssen, wenn ihr nicht läugnen könnt, daß das, was geschieht, immer als das arithmetische, oder wie man will, als das chemische Produkt zahlloser gegebener Bedingungen erscheint, unter denen neben der jedesmaligen Weltlage und Bildungsstufe die eigenthümliche unveränderliche Prägung des Volkscharakters die entscheidendste Rolle spielt. Was den Eigenwillen betrifft, so weiß jeder aus seinem kleinen Kreise, schon aus dem kleinsten, seinem Hausstand, daß er immer gar vieles zulassen und bleiben lassen muß, was er gerne anders gehabt und gemacht hätte. Aber welch sonderbar demüthige Rolle im eigentlichen Grunde das Wollen dem Müssen gegenüber spielt, dessen werden wir uns im gemeinen Lauf des Lebens zu unserem Glücke nicht bewußt. In den größten Kreisen ist es genau eben so. Es gibt unter den Lenkern der Völkergeschicke jämmerliche, erträgliche und vortreffliche Mimen, aber selbst der Heldenspieler darf den Gang des Stücks nicht willkürlich unterbrechen und das Improvisiren ist in der Geschichte untersagt, wie auf einem deutschen Hof- und Nationaltheater, das auf Anstand und Sitte hält.

Was aber ihr bald Fürsten, bald Völker thun lasset, um das heutige Deutschland aus der Sackgasse der Schmach auf die offene Bahn der Freiheit und der Ehre zu reißen, die Bündnisse, die ihr schließt und verschmäht, die Bataillen, die ihr gewinnt, die Ländervertheilungen, die ihr vornehmt — es wäre ein Sprung im Drama der deutschen Geschichte, der allen Gesetzen poetischer Composition zuwider die nothwendige Einheit der Handlung geradezu unterbräche. Und doch müßt ihr zugeben, daß bisher in der Fabel dieses wunderlichen Stücks immer eines ganz erträglich aus dem andern gefolgt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Mittelrhein, December.

(Schluß.)

Contraste

Doch von schönen An- und Aussichten lebt man nicht, und selbst die stolzen Häuser, die an der Straße prunken, geben nur die Folie ab, auf der die Noth des kleineren Winzers sich um so greller abschattet. Wohl ist diese Gegend reich, das sieht der erste Blick, der auf dieselbe fällt, aber der zweite, der näher zuschaut, bemerkt neben den reichen Leuten auch eine Menge von armen. Ein Proletariat, wie in Fabrikorten und großen Städten, ist freilich nicht da, aber der Leute, die den größern

Geld- und Gutsbesitzern tributpflichtig sind, gibt es eine bedeutende Zahl, und Jahre, in denen der Wein keinen Zug hat, vermehren diese Zahl in bedauerlicher Weise. Hat doch der kleinere Winzer nicht selten schon zur Blüthezeit der Reben eine Schuld contrahirt, die der ganze Ertrag seiner Ernte kaum zu decken vermag. Wenn der Herbst kommt, liest und keltert er die Trauben, aber der Most ist nicht mehr sein. Gar häufig darbt eine Familie über einem ziemlich wohl gefüllten Keller; Wein hat sie wohl, aber oft kein Brod im Hause. Die allgemeine Ungunst der Zeit, dazu das schlechte Produkt dieses Jahres werden die Geldnoth nicht wenig steigern, und während der reichere Weinbesitzer, der zuwarten kann, stolz und ruhig auf das niedere Korn- und Weizenland hinabschaut, möchte der weniger bemittelte gar gern mit dem Gaubewohner tauschen, der Brod und Kartoffeln genug hat; er beneidet den Tabaksbauern, der die berühmt gewordenen pfälzischen Blätter um theures Geld verkauft. — Ein Glück ist es, daß ein weinbauendes Volk bei seiner physischen Kraft einen hohen Grad von Elasticität besitzt. Noch so gedrückt, schnellt es plötzlich wieder in die Höhe, sobald ihm der Himmel guten Wein verspricht und die Käufer mit den wohl gespickten Gurten sich wieder im Lande sehen lassen. Zudem besitzt der Weinbauer in dem Erzeugniß seines Bodens selbst ein remedium doloris, das ihn nicht zu tief in's Grau des Grames versinken lässet. Je geringer der Wein und sein Absatz, desto mehr trinkt er selbst, und der Rebensaft muß ein Sorgenbrecher werden, wenn nicht durch Güte, so durch die Menge. Freilich hat diese Kur wieder vielfältig bittere Nachwehen, und wenn man die vielen Straußwirthschaften und die wandernden Kannen und Krüglein in so großer Zahl erblickt, so könnte einem schon bange werden um das physische, finanzielle und moralische Wohl dieser Gegend. Aber der Menschenschlag, der sie bewohnt, hat feste Muskeln und straffe Sehnen, er kann etwas vertragen.

Ich möchte in diesem Jahre die Weinlese nicht abwarten; die betrübten Gesichter, mit denen die Winzer auf die grünen, harten Trauben schauten, gaben schon einen Vorschmack der kommenden Lustbarkeit. Zudem hatte ich an der des vorigen Jahres genug. Wer sich überhaupt eine solche Weinlese so vorstellt, wie die Dichter und die Maler sie schildern, der lebt in einer poetischen Illusion, die zu schön ist, als daß man ihm den Anblick der frostigen Wirklichkeit wünschen sollte. Die Grundfarbe ist ein wenig appetitlicher Schmutz, das Losungswort aber angestrengte Arbeit, und wenn nicht heiterer Himmel und besondere Güte des Gewächses die Gemüther heben, so wird das Idyll zur Elegie.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Cologny. — Versoix.

Gleich hinter Plongeon erhebt sich die reizende Anhöhe von Cologny. Dieser Name und die dort gefundenen römischen Münzen deuten auf eine römische Colonie. Es soll da ein starkes römisches Fort gestanden haben. Wem der Name de Candolle interessant ist, der wird gern erfahren, daß durch seine in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von Neapel nach der Provence und Genf eingewanderte Familie die Buchdruckerkunst, selbst mit arabischen und hebräischen Schriften in Cologny geübt worden ist. Diese Anstalt hieß société caldoresque oder caldorienne von Caldora im Neapolitanischen, dem ehemaligen Sitz der de Candolle. Aus ihren Pressen in Cologny sind mehrere treffliche Werke hervorgegangen, unter andern eine gute französische Uebersetzung Xenophons (Cologny 1613) mit einer merkwürdigen Vorrede. Diese Familie war aber später mit der Genfer Regierung unzufrieden und verlegte 1616 ihre Pressen nach Yverdon. Aber auch dort unter bernischer Regierung gefiel es ihr nicht und sie zog nach kurzer Zeit in das für alle Industrie- und Handelsunternehmungen günstiger gelegene Genf zurück. Der älteste Sohn der Familie hieß immer Pyramus mit Vornamen, so auch unser berühmter Professor. — An Colognys Abhang stand einst ein berühmtes Frauenkloster, genannt Bellerive, von dem nicht das Geringste mehr übrig ist. Töchter aus den vornehmsten savoyischen Häusern, von den Menthon, Allinges, Salenove u. s. w. wurden hier eingekleidet und waren berühmt wegen ihres frommen, sittlichen Lebens. Diese kunstreichen Mädchen fertigten herrliche, mit Malereien gezierte Handschriften und stickten prächtige Altartücher und andern Kirchenschmuck. Die lezte Aebtissin von Bellerive war Marie de Mondragon. Dieses Kloster wurde in Folge der Reformation wie so vieles andere Schöne von den rohen Bernern und Freiburgern zerstört, nur eine Glocke ist noch übrig. Sie hängt auf dem Thurm von St. Peter zu Genf neben der päpstlichen Clémence — Schifft man Nachts über diese unterste Fluth des kleinen Sees, so fühlt man wohl ein Gespensterweben hinüber und herüber von einer Küste zur andern: das sind die Geister Miltons und Lord Byrons, Bonnets, Voltaires, J. J. Rousseaus, Bonstettens, der Frau von Staël, Johannes Müllers, de Candolle's und so mancher andern, die lange hier auf ihren Landsitzen lebten und nun einander besuchen.

Bald erreicht man Versoix, ehemals bedeutender, aber weniger schön als jezt, wo die Gegend mit der entzückenden Aussicht auf die Alpen und Gletscher besser angebaut ist. Die Römer hatten bekanntlich, wie später die Mönche bei ihren Kloster- und Kirchenanlagen, großen Geschmack an dergleichen So ist hier der bekannte Grabstein mit der schönen Inschrift gefunden worden: »Vixi ut vivis, morieris ut sum mortuus. Sic vita truditur. Vale viator, et abi in rem tuam.« Jezt ist Versoix halb Dorf, halb Stadt. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts standen da siebzig kleine Häuser, mit Mauern umgeben, mit einem alten Schloß und einem starken Thurm zur Vertheidigung der strategischen Stelle, wo die Versoix in den See fließt. Im kriegerischen Jahr 1559 beschloß der Herzog Carl Emanuel von Savoyen aus Versoix einen noch festern Ort zu machen, um Genf von hier aus im Zaum zu halten. Zu diesem Zweck ließ er Schloß und Thurm ausbessern und noch erweitern, auch da viel Geschütz aufstellen. Am Ufer wurden in Schanzen zwei weittragende Kanonen (pièces de longue chasse) aufgefahren, so daß die Genfer nicht ohne augenscheinliche Gefahr den See hinauf oder hinunter fahren konnten. Es lagen in Versoix sechshundert ausgesuchte Kriegsleute mit einem Ueberfluß von Munition und Lebensmitteln. Der Herzog nannte den Ort den Schlüssel von Genf. Die Genfer überrumpelten ihn aber bei Nacht mit solchem Muth, daß sie schnell alle Außenwerke nahmen und sich der Commandant des Forts eilig in den Thurm flüchtete, sich aber daselbst nach einigen Tagen beim Ausbleiben alles Entsatzes und dem drückend gewordenen Mangel an Lebensmitteln mit seinen Leuten den Genfern ergeben mußte. Damals sagte der tapfere Genfer Syndic zum gefangenen Commandanten, la Sarraz (dem Ahn unseres ausgezeichneten waadtländischen Historikers, Baron de la Sarraz): „Dein Fürst nannte Versoix den Schlüssel zu Genf, dieser Schlüssel aber ist ihm aus den Händen geschlüpft und im Schloß stecken geblieben." Gleich darauf zerstörten die Genfer Thurm, Schloß und Festungswerke.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 11. Montag, 13. Januar 1851.

Man flüchtet gern aus trüber Gegenwart
Sich in das heitere Gebiet der Kunst,
Und für die Kränkungen der Wirklichkeit
Sucht man sich Heilung in des Dichters Träumen.

Uhland.

Den Manen Conradin Kreutzers.

Am 1. Januar 1851. *

Du stehst vor einem dunkeln Lande —
Was wohl das Land verschließen mag?
Du stehst an eines Jahres Strande —
Was bringt dir wohl sein nächster Tag?
Und gleich dem ungeduld'gen Kinde
Quälst du vergebens dich darob,
Zu lüften jene dunkle Binde,
Die dir vor's Aug' die Zukunft schob.

Was willst du um das Morgen klagen?
Dein ist das Heute frei und frank;
Es brennen hell des Tages Fragen,
Wirf dich, ein Mann, in ihren Zank.
„O laß uns," sprichst du, „fürder gehen!
Wer käm' in diesem Zwist zurecht?
Hier ist's nicht lieblich umzusehen,
Und trostlos find' ich dieß Geschlecht." —

Wie nun? die Zukunft deckt Umnachtung,
Und trostlos läßt dich diese Zeit:
Da lenkst du sehnend die Betrachtung
Zurück in die Vergangenheit,
Und tummelst auf den grünen Plätzen,
Die dir der Jugendlenz verlieh,
Die Gegenwart zu unterschätzen,
Der Rückerinn'rung Phantasie:

„Was mich erfreut, was ich genossen,
Des Lebens warmen Sonnenglanz,
Des Herzens Muth, so frisch entschlossen,
Umschließt der Jugend Blüthenkranz;
Doch immer düstrer wird und länger
Der Schatten meines Wanderstabs,
Der Raum der Hoffnung immer enger,
Zuletzt die Stätte — eines Grabs!"

Du gleichst dem Knaben, der am Mahle
Muthwillig wegwirft und zerbricht
Die eben leergetrunk'ne Schale,
Und morgen — findet er sie nicht:
Dein eig'nes Herz hast du zerrissen,
Dieß köstliche Gefäß des Glücks,
Ein ewig Dürstender zu missen
Den Labetrank des Augenblicks.

Du drangest nie zu jener Quelle,
Aus welcher ew'ge Jugend sprüht,
Zu jenem Land, in dessen Helle
Das heit're Reich der Kunst erblüht,
Hast nicht das Leuchten ihrer Sterne,
Nicht ihres Lichtes Trost geseh'n,
Um nie des Lebens Näh' und Ferne,
Nie seine Tiefen zu versteh'n.

Hier ist auf ewig festgehalten,
Was dir die flücht'ge Stunde lieh,
Des Lebens feindliche Gewalten
Hat hier versöhnt die Harmonie.

* Gesprochen bei einer vom Stuttgarter Liederkranze zu Ehren des am 14. December 1849 in Riga gestorbenen Componisten veranstalteten Gedächtnißfeier, mit welcher eine Sammlung zur Unterstützung seiner zu Wien in dürftigen Umständen lebenden Wittwe verbunden wurde.

Hier ist der Glaube noch geblieben,
Und des Vertrauens ganze Lust,
Und wankteſt du, dein Volk zu lieben,
Hier drückſt du's liebend an die Bruſt.

Hier leben ſelbſt die Todten wieder,
Und keine Schranke hat die Zeit,
Und Geiſterhände reichen nieder
Zur Erde aus der Ewigkeit: —
Vernimmſt du ihn mit ſeinen Gaben,
So friſch wie erſter Frühlingstag,
Den wir ſeit einem Jahr begraben?
Vernimmſt du ſeines Herzens Schlag?

Ihn, dem der Töne Ernſt und Milde
So innig deutſch vom Munde floß,
Umringt vom heimiſchen Gefilde,
Wie in Granadas Maurenſchloß;
Ihn, der, der Seelenvollſten einer,
Das Wort des treuſten Liederſohns
So wahr, ſo herzverwandt, wie keiner,
Gedolmetſcht in die Macht des Tons!

Der durch ſein Lied die ſüßen Bande,
Die Liebe ſchlingt, ſo himmliſch weiht,
Begeiſtert ſingt vom Vaterlande,
So oft bedroht, ſo oft befreit;
Der mit der „Siegesbotſchaft“ Zuge
Die „Wolken über'm Rhein“ durchbricht,
Und jauchzt im „Aar- und Schwanenfluge“:
„Der Herr verläßt die Seinen nicht!“ —

Du, der vom Thal, bei „Wieſ' und Quelle“
Mit Hirten ſang zum Berg empor,
Und zu dem Glöcklein der Kapelle
Den „ſchauerlichen Leichenchor,“ —
Du tönereicher Hirtenknabe,
Der ſingend ſich „gefreut im Thal,“
Auch du biſt dort „gebracht zu Grabe,“
Und „dir auch ſang man dort einmal!“

Doch über deinem Leichenhügel
Ging auf ein ew'ger „Tag des Herrn,“
Unſterblich rauſcht mit lichtem Flügel
Dein Genius auf unſerm Stern,
Und Tauſende haſt du gefunden,
Die deinem Liede zugewandt,
So innig, als wir dich empfunden,
So liebend, als wir dich erkannt!

F. Fiſcher.

Eine deutſche Familiengalerie.

(Fortſetzung.)

Ueber all die Etappen von Bündniſſen, Vergleichen, Abtretungen, Reichstagsprotokollen, Friedenstraktaten, Congreſſen und Bundesſchlüſſen iſt der deutſche politiſche Verſtand logiſch und ohne Gefährde in Dresden angelangt, wo er wiederum ſtille ſteht. Er hat ſich aber nach ſolchem Stillſtand noch immer wieder in Bewegung geſezt und bequem eine neue Station zurückgelegt. — Ihr ſeyd doch alle gute Deutſche, wie könnt ihr euch ſelbſt ſo wenig kennen und meinen, dieſer Geiſt werde ſich auf einmal morgen oder übermorgen in Galopp ſetzen, um am Kyſhäuſer vorzufahren? Wo ſollen denn auf einmal die neuen Straßen und die neuen Fuhrwerke herkommen?

Bei Nationen wird Denk- und Handlungsweiſe, werden Thaten und Schickſale noch mehr als beim Einzelnen durch die eingeborene Anlage beherrſcht. So iſt denn die deutſche Geſchichte eine Galerie von Bildern des mannigfaltigſten Inhalts, ſehr verſchieden nach Beleuchtung, Bewegung, Gruppirung, Coſtüm u. dgl.; allen aber iſt unverkennbar derſelbe innerſte geiſtige Charakter gemein, der aus den verſchiedenſten und ungleichzeitigſten Köpfen und Händen als Einheit des Styls wiederkehrt. Was unſere Herrn Meier hier in Jahrhunderten auf gut deutſch copirt, mundirt, protokollirt, regiſtrirt, referirt, revidirt, paraphirt, replicirt, duplicirt, remonſtrirt, deliberirt, negocirt, concludirt, exequirt u. ſ. w. haben — all das zeigt weit auffallendere Familienähnlichkeit als die Reihe ihrer Geſichter, in denen ſich bei aller Verſchiedenheit ein gewiſſer gemeinſamer durchgehender Zug zu erkennen gibt. Ich weiß nicht, ob ſich in Dresden im Gefolge irgend einer der hohen Geſandtſchaften ein Meier befindet, und es liegt auch nichts daran. Setzen wir es aber einmal voraus und denken uns dieſe Galerie von der Pietät der Familie fortgeführt. Findet nun dieſer Herr Meier dereinſt ſeinen Platz an der Wand hier, ſo iſt es ſehr unwahrſcheinlich, daß er durch eine auffallend widerſprechende Bildung der Familie Aergerniß gibt. Es läßt ſich vielmehr darauf wetten, daß auch er den eigenthümlichen Schwung der Augenbrauen und die beſondere Bildung um die Naſenwurzel zeigen wird. Aber noch viel gewiſſer iſt das, was der Dresdener Meier machen hilft, im ſelben Styl gehalten wie die hiſtoriſchen Stücke, an denen der Münſterer und der Raſtatter und der Wiener Meier Hand angelegt haben. Eben darum aber iſt vorerſt gar nicht abzuſehen, warum das, was jezt in Dresden und anderswo geſchieht und nicht geſchieht, ſo viel bedrohlicher ſeyn ſoll, als was nach

den rückwärts schauenden Propheten, den Geschichtschreibern, schon so oft übel gethan und gleich schlimm unterlassen worden ist, ohne daß Deutschland darüber zu Grunde gegangen und die Reihe der protokollirenden und sonst wie „irenden" Meier abgebrochen worden wäre. Wer glauben mag, daß ein großes Volk auf seinem historischen Bahnzug plötzlich verunglücken könnte, etwa durch die Schuld eines betrunkenen Lokomotivführers, oder weil ihm böse Nachbarn die Schienen aufgerissen — was sie ja oft genug gethan — der hat keinen Begriff davon, wie nach der Physiologie der Geschichte die Nationen sterben.

Ihr lacht und meint, ich spotte. Aber im Ernst, ich begreife kaum, wie einer von dem was bei uns ist und war, und also auch ist, viel anders sprechen kann, wenn er sich ein für allemal vorgenommen hat, nimmermehr Redensarten zu brauchen, wie „sollte, könnte, müßte," oder „hätte sollen und müssen," mit welchen Conjunktiven ihr vorhin nach der mehrfachen Rettung Deutschlands richtig wieder in Dresden auf der Conferenz angekommen seyd.

Wenn ich aber nicht spotte, so meint ihr vielleicht, ich wolle euch eure thätigen Bestrebungen für das Wohl des Vaterlandes in Schrift und Rede verleiden, ich preise es euch als der Weisheit Anfang und Ende, sich in Deutschland über nichts zu wundern und mit den Händen im Schooß dem verwunderlichsten Lauf der Dinge zuzusehen. Noch viel weniger! Ihr sollt in eurem Kreise thun was ihr nicht lassen könnt, und was das deutsche Volk gottlob von jeher gethan hat, indem es dem Zuge der allgemeinen Bildung der Welt in seiner Weise getreulich gefolgt ist. Wohl hat der deutsche Staatsverstand immer im selben Style gemalt, aber tüchtige, ungewählte Vertreter des Volks, Männer von der unererbten Gnade Gottes haben dafür gesorgt, daß er mit jedem Menschenalter etwas Vernünftigeres und Menschenwürdigeres malen mußte, er mochte wollen oder nicht.

Seht dort den ehrwürdigen Ahn dieses Hauses, Herrn Nathanael, Stadtschreiber zu Leutkirch, nat. 1485! Der Mann hat eine Zeit gesehen, die durch gewaltsame Erschütterung alter Satzungen und Ueberzeugungen, durch tiefe Spaltung und Aufregung der Gemüther der unsrigen so nahe verwandt ist. Blickt herunter an der langen Reihe der Gestalten — fast jede in anderem Kopfschmuck und mit anderem Schnitt und Aufputz des Gewandes. In jeder dieser Stufen der sich umwandelnden, scheinbar so launenhaften Tracht versinnbildlicht sich ein Wechsel des deutschen Lebens in Gewöhnung und Sitte, in Glauben und Wissen, im Verhältniß der Geschlechter und Stände, in den Begriffen und Maximen von weltlichem und geistlichem Regiment. Wohl war nicht jede dieser Neuerungen Jedem ein Fortschritt, und selbst uns erscheint nicht alles weder schön noch vernünftig, so wenig als all der Sonntagsstaat in seinen oft so abenteuerlichen und abgeschmackten Formen. Aber gleichviel, der Strom der Kultur überstieg alle Dämme, die ehrwürdig alten, wie die vom Unverstand und vom verständigen Eigennutz fort und fort aufgeworfenen; unaufhaltsam, das Alte, schön und gut, nutzlos und übel, begrabend und neuen fruchtbaren Boden anschwemmend zog er, jetzt ruhig, jetzt bewegter, seines Wegs bis zu unsern Tagen, da sich aus einer wiederholten stürmischen Gährung der Geister ein neues Zeitalter gebären will.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

Weihnachtsmesse. — Buchhandel.

Die Weihnachtsmesse hat wieder ihren Anfang genommen. Mit zahlreichen Commis und manchem ehrbaren Handelsherrn sind auch die leichtfüßigen Harfenistinnen aus Böhmen und Thüringen und die jodelnden Küherinnen aus Tirol wieder angelangt. Diese singen in allen Bierstuben, für die Harfenistinnen ist in jedem Leipziger Kaffeehause alten Schlags im Hintergrunde ein kleines Orchester angebracht, in dem leider (denn ich bin ein Freund der Harfe) nur während der Meßzeit Psalter und Harfe lebendig werden darf. Während dieß drinnen geschieht, wird draußen in allen Gewölben, auf Markt und Straßen stark gerechnet. Ob aus dieser oder jener Stadt die Käufer kommen werden, wie sich das Geschäft in diesem oder jenem Zweige gestalten könne, das war die Frage, die man schon lange von hier ansässigen oder fremden, ihren Käufern hieher vorausgeeilten Kaufleuten verhandeln hörte. Die Weihnachtsmesse richtet sich nach den größeren oder geringeren Einkäufen an Weihnachtsgeschenken. Werden von vorsorglichen Vätern für ihre Kinder zu Weihnachten viel Kleidungsstücke, von Verlobten und Ehemännern viel Seidenstoffe eingekauft, so fällt in der Regel auch die Leipziger Weihnachtsmesse gut aus. Dießmal soll jenes der Fall gewesen seyn. Die Olmützer Conferenz hat nicht allein Herrn von Manteuffel eine goldene Bürgerkrone von Leipzig, sondern auch manchem harmlosen Wesen schöne Weihnachtsgeschenke eingetragen. Und dennoch wird die Messe keineswegs gelobt. Ueberhaupt ist die Weihnachtsmesse im Allgemeinen nicht mehr bedeutend. Die Engroshändler wünschen sie ganz abge-

schafft zu sehen, da sie ihnen große Kosten bereitet und die Michaelismesse flau macht. Dagegen liegt sie freilich im Interesse der Kleinhändler, welche sich sonst auf alle Fälle zu Michaelis mit Vorräthen für den Winter überladen müßten. Am meisten aber liegt es im Interesse der Stadt Leipzig, daß die jährliche Meßzeit nicht um vierzehn Tage bis drei Wochen verkürzt wird, und so wird es denn auch wohl beim Alten bleiben.

Der Büchermarkt soll zum Weihnachtsfeste gut ausgefallen seyn. Besonders die in lezter Zeit Mode gewordenen Miniaturausgaben sind viel begehrt. Auf dem Bazar in der Leipziger Centralhalle fand man sogar mehrere noch so gut als unbekannte Dichter, welche sich vermuthlich auf eigene Kosten drucken und in dieses zierliche Modegewand hatten stecken lassen. Selbst die zahlreichen in lezter Zeit erschienenen Blumenlesen aus unsern Dichtern machen Glück. Dagegen fällt die Begründung des goldstrahlenden Jahrbuchs „Germania,“ welches sich nicht zu seinem Vortheile vorher als eine Fortsetzung der Urania angekündigt hat, aber billigen und nicht zu hoch gespannten Erwartungen wohl entsprechen dürfte, in eine Zeit, wo zum mindesten in den mittleren Ständen Niemand mehr Taschenbücher und Erzählungen, und überhaupt Bücher verschenkt, welche nur einmal und dann nicht wieder gelesen werden. Die Leihbibliothek wird unwiderruflich die eigentliche Heimath der Novelle und des Romans, und da der Romanverlag fast ausschließlich auf den Absatz in diesen Instituten, deren Besitzer selbst bloße Spekulanten sind, berechnet ist, so werden nirgends so viele buchhändlerische Manövers angebracht, als gerade hier. Man stellt für den neu erscheinenden Roman anfangs einen enorm hohen Preis, weil man weiß, daß die gangbarsten Leihbibliotheken in großen Städten ihn dennoch in zwei-, drei-, ja vierfachen Exemplaren anschaffen müssen, um den Sturm der ersten Nachfrage von Seiten ihrer Kunden aushalten zu können. Solcher Leihbibliotheken sind aber nur wenige. Die meisten schaffen einen Roman erst an, wenn er bedeutend im Preise herabgesezt ist, was oft schon binnen Jahresfrist geschieht. Erst wenn der Preis eines zweibändigen Romans bis auf zehn Neugroschen herabgegangen ist, kommt er an diejenigen Leihbibliotheken, von denen nichts als ein „Lesebuch“ von beliebigem Titel und von einem beliebigen Verfasser verlangt wird, falls ihnen nicht schon in Folge anderweitiger „Manipulationen,“ wie Versteigerungen und Büchertausch, ein Exemplar davon zugekommen ist. Bedeutende Verschleuderungen, und zwar von ganz neuen Büchern, finden in Leipzig auch in Folge der zahlreichen und für die Verleger höchst unangenehmen Diebstähle von Bücherpaketen durch die Leipziger Markthelfer statt. — Auch die vielen neuen sogenannten Titelausgaben, die gewöhnlich nichts sind als Preisherabsetzungen, und jezt sogar unter die neuen Erscheinungen in buchhändlerischen Verzeichnissen aufgenommen werden, deuten auf einen Verfall des Buchhandels hin, wenn gleich man es einem wirklich bedeutenden Buche, das in der Literatur nicht die verdiente Beachtung, oder das wohl die Beachtung der Kritik, jedoch keinen Absatz gefunden hat, an und für sich wohl gönnen kann, sich auf diese Weise nochmals dem Publikum vorzuführen. — In Folge der eigenthümlichen Gestaltung der sächsischen Preßverhältnisse war eine Zeit lang die Rede davon, Berlin, Halle oder Braunschweig statt Leipzig zu einem Mittelpunkte des Buchhandels zu machen. — Vorläufig haben, theils freiwillig, theils unfreiwillig, die meisten Schriftsteller Leipzig verlassen. Besonders die Leipziger Belletristen leben seit der Revolution in ganz Deutschland zerstreut. Laube in Wien, Robert Heller nach seinem Frankfurter Aufenthalt in Berlin, Ernst Willkomm als Redakteur des Lübecker Korrespondenten in Lübeck. Einigermaßen bekannte literarische Persönlichkeiten befinden sich außer den Redakteuren hiesiger Blätter nur wenige noch hier. Zu diesen gehört der Verfasser der „Freischaarnovellen,“ der vielseitige Dr. Hamm, der auch die freilich von Düntzer sehr getadelte Herausgabe des Puppenspiels vom Doctor Faust veranstaltet hat und hauptsächlich mit der Leitung einer landwirthschaftlichen Zeitung beschäftigt ist.

(Schluß folgt.)

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Versoix.

Hundert und siebzig Jahre später drohte den Genfern von da ein neues Uebel. Versoix gehörte damals zum Baillage Gex. Frankreich zog sich also bis zum See herab. Der Minister Choiseul, dessen Genie es gelang die erbärmliche Zeit Ludwigs XV. durch bedeutenden Ländererwerb ohne Krieg für Frankreich minder nachtheilig, ja vortheilhaft zu machen, beschloß 1768 Versoix in einen festen Ort, ja in ein kleines Genf zu verwandeln, besonders in Beziehung auf Industrie und Handel. Der Plan war trefflich ausgedacht und angelegt. Mit großen Kosten wurde ein Hafen ausgegraben, es wurden Plätze und Straßen abgesteckt, große Handels- und Industrieprivilegien ertheilt, aber ohne Erfolg. Weder die großen dargebotenen Zollvortheile, noch die einladenden Lockungen für Horlogers und Bijoutiers in einer Zeit, wo Genf voll innerer Unruhen war, vermochten von da Einwanderer anzuziehen und das neue Choiseul-la-Ville zu bevölkern. Die Genfer wichen aus Patriotismus nicht aus ihrer Stadt. Sie fürchteten für die Unabhängigkeit ihres Genfer Handels, reklamirten, protestirten und stüzten sich dabei auf den Traktat von Lyon 1601, worin festgesezt worden war, daß im ganzen pays de Gex kein Kriegsplatz errichtet werden dürfe. Da keine Genfer hierher zogen, so gab Choiseul den Plan fürs erste auf. Handels- und Industrieinteressen regeln sich überhaupt nicht leicht nach dem Willen einer Regierung. Voltaire, der damals wegen seines Theaters mit der Genfer Regierung gespannt war, residirte fürstlich in Ferney, nahe bei Versoix, und hätte sich gern an Genf gerächt; daher unterstüzte er bei Choiseul den Plan, manche behaupten sogar, er habe ihn zuerst dem Minister mitgetheilt. Als hernach nichts daraus wurde, als er seinen Lieblingsplan scheitern sah, schrieb er voll Aerger an die Herzogin von Choiseul in einer poetischen Epistel den bekannten Witz:

> Envoyez-nous des Amphions,
> Sans quoi nos peines sont perdues;
> A Versoix nous avons des rues,
> Et nous n'avons par de maisons.

Das ist lange wahr gewesen, seit einigen Jahren aber ist durch den Bau hübscher Landhäuser eine artige Straße und ein Platz entstanden, und bei der reizenden Lage des Orts und bei der häufigen, leichten Communikation mit Genf ist weiterer Häuserbau vorauszusehen. Seit Versoix durch den Pariser Frieden 1814 an Genf abgetreten worden ist, schaut das mächtige Frankreich immer mit Aerger und einer gewissen Eifersucht auf das verlorene Städtchen, das nur ein schmaler Strich des wieder gewonnenen Gexlandes ist, eine Abtretung, wodurch aber doch Frankreich die Berührung mit dem See und also die damit zusammenhängenden Vortheile und Aussichten auf Genf verloren hat. Als 1838 ein Krieg Frankreichs mit der Schweiz und zunächst mit Genf bevorstand, hörte man, mit welcher Begierde die Franzosen auf Versoix erpicht waren.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 12. Dienstag, 14. Januar 1851.

— Gentis mores et proelia dicam.
Virgil:

More patrum velatae.
Ovid:

Ein Besuch auf dem Düneneilande Sylt.*

(s. Nr. 310—313. 1850.)

Etwas über Tracht, Sitten und Gebräuche der Sylter.

Die Sonne ging eben hinter der weitgestreckten Dünenkette unter und legte goldglänzende Diademe um ihre emporragendsten Häupter, als ich von Morsumstrand auf staubigen Feldwegen durch die Gefilde der Insel nach Keitum fuhr. Im hohen Sommer gewahrt man hier bereits auffallend die nördliche Lage der cimbrischen Halbinsel. Ist der Himmel wolkenlos, so tritt die eigentliche Nacht erst sehr spät, nach eilf Uhr, ein und schon nach ein Uhr Morgens beginnt der Tag wieder zu grauen. Gegen Nordost bleibt der Horizont immer von dämmerndem Lichtschein erhellt. Diese schönen hellen Nächte benutzen die Bewohner der Westseeinseln nach Kräften, sey's zur Unterhaltung, sey's zur Arbeit. Im Juli, wo ich Sylt besuchte, war just die Zeit der Heuernte. Man hält dieselbe gemeinschaftlich, jede einzelne Ortschaft für sich in bestimmten Fristen. Oft nun liegen die Wiesen ziemlich weit entfernt von den Dörfern. Deßhalb ziehen die Arbeiter und Arbeiterinnen gewöhnlich auf langen offenen Stuhlwagen dahin, wie sie überall im Schleswig'schen und Holstein'schen gebräuchlich sind.

Gleich am ersten Abend, wo ich bei dem prächtig hellen Sternenhimmel lange im Freien blieb, zogen mich die von der Feldarbeit heimkehrenden Sylterinnen an. Oft zählte ich auf den rasch und fast lautlos fortrollenden Wagen deren acht bis zehn, meist schlanke hohe Gestalten, eben so lieblich als eigenthümlich durch ihre Tracht. Es pflegen alle Sylterinnen, junge Mädchen wie ältere Frauen, falls sie nicht die charakterlose Pariser Modetracht der nationalen Kleidung vorziehen, ihre Köpfe mit einem blüthenweißen Tuche so zu umhüllen, daß der eine lose Zipfel flatternd über den Nacken herabhängt. Die Stirn ist fast bis an die großen hellblauen Augen verdeckt, und um das Kinn wissen sie dieses Kopftuch so eigenthümlich zu schürzen, daß man vom Munde nur die Oberlippe sehen kann. Man begreift, daß diese Tracht der Sylter Frauen etwas geheimnißvoll Reizendes hat, besonders in schimmernder Nachthelle und bei der großen Stille, die fast immer in den Ortschaften der Insel vorwaltet. Wie Schweigsamkeit und Ruhe überhaupt ein allgemeiner Charakterzug der Bewohner des höhern Nordens ist, so fand ich auch die Sylter Frauen weniger gesprächig, wenigstens bei ihrer Conversation nicht so laut, als wir dieß bei ihren schönen Schwestern im deutschen Süden gewohnt sind. Und so kam es mir denn immer vor, als sey jedes Haus ein Kloster, wenn ich Abends die hohen Frauengestalten mit den leuchtenden, nur das halbe Gesicht frei lassenden Kopftüchern vor den Thüren stehen oder durch die Sandwege der Dörfer von Haus zu Haus leise sprechend und kichernd wandeln sah.

Leider verliert sich diese so einfache, überaus saubere und dabei kleidsame Tracht der Sylterinnen immer mehr. Die Gebildeteren, Wohlhabenderen tragen sich wie jede Städterin des Festlandes, oder sie bedienen sich auch eines Kopfputzes, der mir, weil er eine an sich artige Nationaltracht verpfuscht, gar nicht gefallen wollte. Viele pflegen nämlich einen sogenannten Helgolander Hut zu tragen, gewöhnlich von röthlich geblümtem Kattun. Das sieht nun ganz und

gar nicht hübsch aus. Nur der schwarze Hut der Helgolanderin, auf helgolandischem Haargeflecht ruhend, hat Charakter.

In frühern Zeiten und noch bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts muß die Tracht der Sylter sehr kostbar und sehr wunderlich gewesen seyn. Abbildungen derselben, wie man sie hin und wieder bei Syltern noch als Raritäten vorfindet, gleichen sonderbar geformten Maskenanzügen. Namentlich ist der Kopfputz auffallend, der aus einer unbeschreiblich hohen Mütze besteht und etwa die Mitte zwischen Helm und Tschako hält. Die übrigen Kleidungsstücke sind mit allerhand Schmuck und Flitterwerk sehr überladen.

Unter den mancherlei Sitten und Gebräuchen der Nordfriesen, die im Heidenthum ihren Ursprung haben, erwähnte ich schon des Seefahrerfestes in der Nacht vom 21. zum 22. Februar. Neben diesem Opferdienst erhielt sich eine ebenfalls aus heidnischer Vorzeit stammende Sitte noch Jahrhunderte lang unter der Jugend, besonders auf den friesischen Inseln. Es war von jeher Grundsatz dieser abenteuersüchtigen, zu Unternehmungen aller Art aufgelegten energischen Charaktere, in den langen Winternächten, wenn sie aus den Gefahren weiter Seereisen glücklich auf ihre Eilande zurückgekehrt waren, ausgelassener Lust den Zügel schießen zu lassen. Das Wort, „die Nacht ist unser," galt ihnen als heiliges, von ihren Voreltern ererbtes Gesetz, und so kam es denn, daß den ganzen Herbst und Winter hindurch während der Nächte ein tolles, abenteuerliches Treiben auf den Inseln der Westsee heimisch war. Auch in dieser Beziehung scheinen die ohne alle Frage kecksten Bewohner aller nordfriesischen Inseln, die Sylter, den Ton angegeben zu haben. Ich muß dieß annehmen, weil man nur, so viel ich erfahren konnte, auf Sylt sehr genaue Ueberlieferungen von dem Treiben der damaligen Jugend besitzt, bisweilen auch wohl noch heutigen Tages jene überlustige Vergangenheit durch nachahmende Versuche zurückzuzaubern wagt.

Berühmt und berüchtigt zugleich waren die „Halfjunkengänge." Diese Sitte der Nordfriesen hat jedenfalls gleichen Ursprung mit den Kiltgängen der Schweizer, dem Korteln und Fenstern mittel- und norddeutscher Stämme. Die jungen unverheiratheten Seefahrer pflegten mit einbrechender Nacht den Schönen des Landes abendliche Visiten abzustatten und dabei sich Herzen zu erobern. Allein bloße Galanterien genügten dem an wildere Scenen gewöhnten Seefahrer nicht. Deßhab war es Aufgabe aller wahren Halfjunkengänger, nach abgestattetem Besuche bei den aufblühenden Schönheiten der Heimathinsel den Rest der Nacht unter wilden Tänzen, ausgelassenen Scherzen, bei Gesängen und Gelagen möglichst ungestüm zu verbringen. Die Halfjunkengänger waren die Erfinder eines eigenthümlichen nordischen Carnevals. Oft artete diese nationale Nachtschwärmerei leider in blutige Scenen aus, und die übermüthigen Neckereien hatten ein tragisches Ende. Die Sylter wissen gar manche Geschichten von tollen Halfjunkengängen zu erzählen, die Mord und Todtschlag, ja sogar grausame Hinrichtungen zur Folge hatten, weil manche in den herumschwärmenden Nachtläufern Hexen zu sehen glaubten, welche später vor Gericht gezogen und wegen mangelnden Beweises ihrer Unschuld zum Feuertode verurtheilt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Eine deutsche Familiengalerie.

(Fortsetzung.)

Nur Eines: betrachtet dort den Mann von Münster und Osnabrück! Er hat Tausenden von Dynasten die Landeshoheit garantiren sehen, die genau zweihundert Jahre später beim Rest von ein paar Dutzenden auf dem Spiele stand. Bedenkt, was alles an dieser Thatsache hängt, und zweifelt nicht daran, daß der Genius Deutschlands fortarbeitet, ohne Unterlaß, aber auch unbeirrt von eurem ungeduldigen fa presto! — Und noch vor wenigen Menschenaltern, an der Schwelle dieses Jahrhunderts — verhielten sich nicht die damaligen deutschen Zustände, was Einfachheit, Klarheit und Behülflichkeit betrifft, zu den unsrigen ungefähr wie der Regensburger Curialstyl zum heutigen der Frankfurter Schule? Ihr meint freilich, dieser könnte auch um ein bedeutendes klarer und deutscher seyn, und ihr habt Recht, wenn ihr an ein offizielles Aktenstück denselben Maßstab anlegt wie an einen Handelsbrief u. dgl. Solches thut ihr aber nur, weil ihr nicht glaubt, daß in der Geschichte alles zusammenhängt, daß auch dem sonderbarsten Zuge, dem scheinbar willkürlichsten und so leicht abzustellenden Mißbrauch seine Bedeutung und Berechtigung zukommt. Ich sage euch, es ist von jeher weislich so geordnet, daß die Form unserer Staatsschriften hinter der Schreibart eines Mannes, der klar denkt, und der schreiben will was er denkt, immer ungefähr so weit zurückbleibt, als die wirklichen Staatsveränderungen hinter den Ansichten und Forderungen der öffentlichen Meinung. Was nach diesem Canon aus den Dresdener Conferenzen hervorgehen mag, das bleibe eines jeden Schätzung überlassen. Jeder wirke nur nach seinen Kräften dahin, daß unsere Diplomaten immer deutscher und deutlicher schreiben lernen müssen. Daß aber jemals ein Gesandtschafts-Meier ein Protokoll fertigte, das Lessing concipirt haben könnte — lasciate ogni speranza!

Laßt aber nur die Welt vorwärts gehen; der Kanzleistyl mag sehen wie er nachkommt. Und daß die große Welt nicht umkehrt, wenn im Kleinen noch so vieles in ihr rückwärts geht, das möchte ich euch mit wenigen ernstlichen Worten zu bedenken geben.

Wir leben in einer Zeit, in welcher sich aus der raschen Zersetzung so vieler bisherigen Begriffe von der Welt in und außer dem Menschen eine neue Schichte der Kultur erzeugen will, eine neue Formation im Sinne der Geologen, welche die Reste der alten Bildungen als Petrefakte in sich schließt. Dieß ist die lebendige Ahnung aller, selbst derer, welche zur bösen Stunde an aller Zukunft verzweifeln. Und fast keinem ist zu Zeiten diese häßliche Stimmung erspart. Sind deren doch nur wenige, welche nicht fürchten dürfen in diesem Wirbel noch um ein ganz anderes Stück ihrer selbst zu kommen als nur um Hab und Gut. Ihre mit Liebe gehegten Begriffe von Staat und Kirche, ihre wirkliche Herrlichkeit und ihre eingebildete, ihren Gottesdienst und ihre Brodstudien, ihre Privilegien und Patente, ihre „besitzende" Würde und ihre Ansprüche auf Avancement, und gar ihre Thaler haben die Leute auf ihren Lebensschiffen geborgen und sind jeden Augenblick gewärtig in Grund gesegelt zu werden. Es ist ein furchtbares Schauspiel um einen solchen geschichtlichen Sturm, wenn er einem die eigenen Locken zaust; im Grunde des Herzens aber ist jeder, auch der Schiffbrüchige, der Meinung, daß über all dem Graus die Sonne wieder aufgehen kann und muß.

Befangen von Sorge für das Geschick der Welt, und voraus für unser eigenes, fassen wir meist nur die zerstörende Seite der Bewegung in's Auge, und zudem ist Neues und Altes so sonderbar verschlungen, so kraus durcheinander geworfen, daß sich der Blick verwirrt und vor lauter aufschießenden und absterbenden Bäumen den frischen grünen Wald der Zeit nicht sieht. Nach allen Richtungen, in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft, in Gewerbe und Verkehr wachsen die neuen Bildungen unaufhaltsam heran. Wen aber heute das schreckt und ängstigt, was man Reaktion nennt, der bekenne auch, wie die Action vorwärts viel zu weit über das nächste vernünftige Ziel hinausgegriffen, und tröste sich mit dem Gedanken, daß die Geschichte nie wieder zu dem Punkte zurückgeht, von dem aus sie hitzig das unternommen, was man strategisch eine Recognoscirung nennt. Vor bald drei Jahren sah es aus, als sollte der Berg, der uns von unsern politischen Zielen scheidet, im Erdbeben zusammenstürzen. Wie es jezt den Anschein hat, soll er auf einer Bahn überstiegen werden, die sich an die Flanken des Abhangs schmiegt, hier das Gestein wegsprengt, dort einen trotzigen Felsklumpen mühselig durchbohrt und in sachtem, oft gar rückläufigem Zuge die Höhe ersteigt. Solchen Bau scheint im Augenblick die politische Witterung zu begünstigen, die besser ist als sie nach dem Wetterglas eigentlich seyn sollte. Auf dieses kann man sich freilich beim Wechsel zweier Weltjahrszeiten durchaus nicht verlassen. Das Unwetter kann wieder da seyn, ehe man es sich versieht, und viele, die sich auf ihre politischen Leichdorne verlassen können, behaupten, die Zeit müsse, wenn sie wieder besser werden wolle, erst noch viel schlimmer werden.

Sey es und werde es wie es wolle; wenn viele der Besseren verzagen, so sind wohl noch mehrere des festen Glaubens, die Zeit werde in ihrer Entwicklung die Wunden heilen, die sie schonungslos aufgerissen, sie werde die Probleme lösen, die sie sich keck gestellt und damit in den Gemüthern der Menge das alte Gleichgewicht des Meinens und Glaubens furchtbar erschüttert. Seit dem gewaltigen geistigen Anstoß durch die Reformation hatte die Entwicklung im Verfolgen einseitiger Verstandeskultur immer weiter von Gott und der Natur abgeführt. In unsern Tagen hat sich die Bahn der Bildung sichtbar umgeschwungen. Aber sie soll nicht etwa die öden Zeitalter der Aufklärung zurückmessen, nein, sie soll auf höherer Stufe zum Punkte zurückkehren, von dem die einseitige Bewegung und die Spaltung des menschlichen Wesens ausgegangen, zu jenem Gleichgewicht zwischen Geist und Gemüth, in dem den guten Zeiten des Alterthums und dem Mittelalter Gott ein Natürliches, die Natur ein Göttliches, und die angeborene Ungleichheit der Menschen eine natürliche Voraussetzung war.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Coppet

Nach wenigen Minuten gelangt der Dampfer nach Coppet, das anmuthig aus seinen dichten Baumgruppen am Hafen und aus seinen vom See bespülten Gärten herausschaut. Wer sollte es glauben, daß bei dieser kleinen Stadt das Haus Habsburg seine erste heroische Bedeutung errungen hat? Und doch ist es so. Das deutsche Reichsheer Heinrichs II. erfocht hier 1029 unter drei Habsburger Brüdern einen entscheidenden Sieg gegen das großburgundische Heer unter dem Grafen von Poitiers, ein Sieg, der für die damalige Zeit nicht unwichtiger war, als die späteren von Grandson, Murten und Nancy in demselben Kampf des kleinen Hochburgunds mit dem großen und mächtigen Nie-

derburgund. Seitdem ist Coppet in Politik und Krieg nicht wieder bedeutend geworden, wohl aber in der Literatur. — Hundert und fünfzig Jahre, bevor der kleine Hof der französischen Corinna elegante, galante und geistreiche Männer und Frauen in den Schloßsälen und im weiten Park zu geistigem Ernst und Scherz vereinigte, ging hier in abgetragenen Kleidern, zerrissenen Strümpfen, mit schäbiger, in's röthliche schielender Perrücke und einem verbogenen Degen ein kleiner, unscheinbarer Mann herum, kaufte sich auf der Straße — denn ein Markt ist nicht in Coppet — Rüben, Zwiebeln und andere geringe Nahrungsmittel und trug sie zu des Lebens Nothdurft in sein Studirgemach, wo sie zwischen Folianten, Quartanten und Manuscripten auf der Erde herum lagen. Der kleine, unscheinbare Mann war der berühmte Robert Bayle, einer der größten Polyhistorn, die es je gegeben, der nach seiner Flucht aus Frankreich von 1670 bis 1672 Hauslehrer beim Grafen Dohna in Coppet geworden war, oder eigentlich nicht Hauslehrer, denn er aß, wohnte und schlief nicht im Schlosse, sondern wollte lieber armselig, unordentlich und schmutzig, aber unabhängig in einer elenden Dachstube des elenden Städtchens wohnen. Bei seinem unbegreiflichen Vielwissen und Vielarbeiten war er doch ein sehr guter, gemüthlicher und freundlicher Mensch, den besonders die Kinder sehr gern hatten und dem sie oft seinen Einkauf nach Hause trugen. — Ueber dem Städtchen liegt das große Schloß, geräumig genug für einen kaiserlichen Hof, ein mächtiger, aber geschmackloser Bau mit zwei weiten Höfen und einem großen Park, den ein lustiger Bach durchströmt und ihm frisches Leben gibt. Früher stand ein anderes Schloß hier, das die Berner in der Reformationszeit mit Sturm nahmen und zerstörten. Berühmte Schweizer Familien, die Gruyères, Grandson, Clairvault, Dohna und Erlach haben hier ihren Sommersitz gehabt, bis der Bankier und spätere Finanzminister Necker die schöne Domäne kaufte, mehrere Jahre daselbst lebte und auch da starb. Vor länger als dreißig Jahren war das Schloß ein Glanzpunkt der französischen Literatur und Gesellschaft, an den jezt nur noch wenige Lebende eigene Erinnerungen knüpfen, Erinnerungen an den weiblichen Cometen, der hier eine Menge geistreicher Männer in seine Bahn zog und fesselte.

(Fortsezung folgt.)

Leipzig, Januar.

(Schluß.)

Literatur. — Theater.

Einige neue periodische Unternehmungen nehmen auch dießmal mit dem neuen Jahre ihren Anfang, oder haben vielmehr ihre Probehefte noch im lezten Monate des alten Jahres dem Publikum vorgelegt. Hier ist zuerst der „Germania" zu gedenken, welche in der Buchhandlung von Avenarius und Mendelssohn (in der auch, um dieß beiläufig zu bemerken, so eben eine anmuthige Idylle des Dänen Heiberg, „die Neuvermählten," in deutscher Uebersetzung heraus kam) erscheint, und Männer wie Arndt, der sie durch ein Vorwort eingeleitet, Biedermann, welcher, wie man hört, die Leitung des Ganzen übernommen hat, Ed. Devrient, Duckwitz, W. Grimm, H. König, W. Menzel, K. v. Raumer, Rosenkranz, Varnhagen von Ense und K. W. Wippermann zu ihren Mitarbeitern zählt. Die Germania will indessen keine eigentliche Zeitschrift seyn, sondern sie will ein in sich abgeschlossenes Werk werden, etwa wie das Conversationslexicon der Gegenwart, geht jedoch durchaus von nationalen und patriotischen Gesichtspunkten aus. Während gleichzeitig ein anderes patriotisches Werk, das die Buchhandlung von T. O. Weigl begonnen und das unter anderm den Anfang von Bartholds Geschichte des deutschen Städtewesens geliefert hat, in die Tiefe der deutschen Wissenschaft herabsteigt, ist die Germania zwar auch ein wesentlich historisch die Dinge betrachtendes Unternehmen, wendet ihre Aufmerksamkeit indessen vorzugsweise den Gegenständen zu, die noch unmittelbarere Berührungspunkte mit der Gegenwart bieten und deren Erörterung daher für die nächste politische Zukunft unseres Vaterlandes fruchtbar zu werden verspricht. Das erste Heft rechtfertigt die Erwartungen, welche man nach der warmen Empfehlung von Arndt, die dem Unternehmen schon im Prospekt vorausgeschickt wurde, zu hegen berechtigt war. In der Hinrichs'schen Buchhandlung ist sodann von dem hier lebenden Literaten W. Wolfssohn und dem abwechselnd in Halle und Jena verweilenden Prof. Prutz die Herausgabe des „deutschen Museums" begonnen worden, in dessen erstem Hefte besonders Auerbachs Erinnerungen an Lenau bemerkenswerth sind.

Das Theater hat uns eine ganze Reihe neuer Stücke vorgeführt. Für diese Unternehmungslust, welche im Ganzen der dramatischen Produktionskraft deutscher Dichter zu gute kommen wird, wenn auch — mit Ausnahme vielleicht A. Schirmers — die Autoren der Stücke, welche wir hier in lezter Zeit sahen, nur kleine Bühnenlichter sind und jedenfalls mit dem hoffentlich nicht mehr lange auf den hiesigen Brettern vermißten „Erbförster" sich nicht messen können, sind wir immerhin Direktor Wirsing dankbar. Vermuthlich wird das Schauspielpersonal in nächster Zeit durch das Engagement des Herrn Deetz, eines jungen und talentvollen Mimen, bereichert werden. Deetz, der erst kürzlich aus den Hörsälen der Königsberger Universität zum Theater kam, überraschte durch tiefes Verständniß seiner Rollen, das er namentlich als Faust durch den sehr bedeutenden Vortrag einzelner längerer Reden bewies, und verspricht Ausgezeichnetes zu leisten, sobald er sich als Künstler entwickelt haben wird. Mit Vergnügen hören wir, daß auch Franz Wallner mit seiner Gattin in nächster Zeit hier auftreten wird. Der Name Franz Wallners, dieses Nachfolgers Raymunds, erinnert uns daran, daß unter den neuaufgeführten Stücken auch eine Zauberposse, „Marinus," sich befindet, welche indessen nur dazu diente, uns in der Ansicht zu bestärken, daß die Zauberposse nur in Oesterreich ihren Boden hat. Zu dem jüdischen Witz, der sich zuerst in „Berlin bei Nacht" in studentischen Rohheiten erging, paßt der Raymundsche Zauber wie die Faust auf's Auge. Seit „Berlin bei Nacht" hat nun allerdings, wie Ref. schon früher im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin zu bemerken Gelegenheit hatte, die Zauberposse bei uns Fortschritte in der Form gemacht; Posse und Zauberposse sind keine bloßen Leit- und Feuilletonsartikel, keine Extrablätter des Kladderadatsch mehr. Der Fehler liegt aber im Stoffe, so wie in der Stimmung der Helden und der Dichter. Wenn sich die Welt um einen Trunkenbold im Kreise dreht, so wohnt ihm darum noch keineswegs die Kraft inne, wohlgemuth wie ein Raymundscher Genius durch die Luft zu kutschiren. — Die Oper brachte uns ein neues Stück: „Der Corsar" von dem hiesigen Kapellmeister Riez. Derselbe erfreut sich hier einer verdienten und allgemeinen Achtung und wurde vom Publikum am Abend der ersten Aufführung seiner Oper nach dem zweiten Akt und am Schlusse des Ganzen gerufen. Indessen will man finden, daß Riez, von dem man bisher nur Sinfonien kannte, auch in seiner Oper zu sehr den großartigen Ton der Sinfonie walten läßt, und daß namentlich die Heldin des Stücks, weil ihr ein eigentlicher Gegensatz fehlt, durch ihre langen und für die Darstellerin selbst höchst angreifenden Gesänge ermüdet. — Riez ist auch der Dirigent in den Gewandhausconcerten, dieser schönsten Kunstzierde unserer Stadt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 13. Mittwoch, 15. Januar 1851.

— Medicare tuos desiste capillos. —
Heu mala vexatae quanta tulere comae!
Ovid:

Eine deutsche Familiengalerie.

(Schluß.)

Ihr meint vielleicht, ich wisse trefflich Träume zu weben, ohne mich der Conjunctive zu bedienen, mit denen ihr eure politischen Wunder verrichtet. Denkt was ihr wollt, laßt mich aber in diesem meinem Sinn mit einer heitern Betrachtung schließen, welche mir wiederum unsere Bilder hier an die Hand geben.

Anschaulicher, als man sonst leicht Gelegenheit dazu findet, zeigt uns diese Familiengalerie die Umwandlungen der Tracht in drei Jahrhunderten. — In welch stattlichem, malerischem Aufzug steht der Mann auf der Grenzscheide des Mittelalters und der neuern Zeit, umflossen von den scheidenden Strahlen einer Sonne, die in Malerei und Baukunst eine herrliche Frucht der Menschheit zur Reife gebracht! Die Durchdringung von Geist und Gefühl, welche allen Schöpfungen des Mittelalters den Stempel des Naturwüchsigen und Naiven ausdrückt, hatte auch die äußere Erscheinung des Menschen von selbst poetisch, malerisch gestaltet. Dieser Geist wirkt kräftig nach im sechzehnten Jahrhundert, er erlischt allmählig auf den Wämsern und Halskrägen des siebzehnten und ist erstorben im Moment, wo die Perrücke erscheint und zugleich alle Kirchen die Jesuitenmütze aufsetzen. Mit der sich ausbreitenden Verstandesbildung wurde alle Kunst immer mehr ein Aeußerliches, mit Willkür und Ueberlegung Hervorgebrachtes. Je mehr sich der Mensch mit den Kunstformen aller Zeiten bekannt machte, desto weniger wußte er, wie er selber malen, bauen, dichten und sich kleiden sollte. Wie aus der Kunst, so wurde auf diesem Wege auch aus der Tracht die Natur vollständig ausgetrieben und fand am Ende noch eine abgeschmackte Huldigung im grotesken Blumenflor des Brusttuchs. Der Rest ist Unsinn! Ich will sagen: seit die lange, breitschoßige Weste zum miserabeln Gilet wurde, ist die Tracht vollends zum tiefsten Grade von Dürrheit, Zwang und Unverstand herabgesunken. Denn seht, was wir in der Tracht Rococo nennen und verspotten, in dem war am Ende immer noch mehr Schwung, Bewegung und natürlicher Fall als in den schauerlichen Formen unseres Jahrhunderts, in den zum Ohr aufstrebenden albernen Hemd- und Rockkragen, in den steifen Halsbinden und starren Busenstreifen, mit denen wir uns selber noch so wohl gefallen haben.

Aber das vornehmste Merkmal, nach dem sich das Zeitalter eines männlichen Bildnisses bestimmt, und das für solchen Zweck alle andern fast entbehrlich macht, ist immer der Haarputz. An seinen Wandlungen mißt sich zugleich am augenfälligsten in der Folge der Geschlechter der fortschreitende Abfall von Natur und Vernunft und die Umkehr zu denselben. — Streifen wir flüchtig an der Reihe unserer Bilder hin.

Fast durch das ganze sechzehnte Jahrhundert seht ihr den Mann zu dem kurzen, oft knapp gestutzten Haupthaar den vollen Bart tragen, eine würdige Form, die sich mit der übrigen kleidsamen Tracht vortrefflich vermählt. Drauf zieht sich der Bart zu Schnurr- und Zwickelbart zusammen und daneben wird im siebzehnten Jahrhundert das Haar immer länger und wallender. Dieß führt zum schönen Gedanken der Perrücke, die alles natürliche Haar unter den

Scheffel stellt und in ihrer Unnatur naturgemäß den Bart bald völlig verdrängt. Vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts fällt die Perrücke ab und bringt wieder das eigene Haar zum Vorschein, aber nur um es in die närrische Architektonik der Puderfrisur zu bannen, die von selbst ein bartloses Gesicht voraussezt. Der Sturm der französischen Revolution verwehte den Puder, und nach der Verkündigung der Menschenrechte wurde allmählig auch das Haar wieder in seine Naturrechte eingesezt; der Zopf verkrüppelte, blieb aber als Rudiment noch geraume Zeit hängen und dem Bart wurde nur gestattet, zwischen Ohr und Mundwinkel eine Schönheitslinie zu beschreiben. — Da auf einmal, ganz am Ende der Reihe, begegnen wir einem Sprung: das allerlezte unserer Bilder erscheint wieder mit vollem Bart; es ist das Porträt unseres hier anwesenden Freundes.

Durch das ganze Jahrhundert herauf hatte die Mode den Bart höchstens auf der Wange und am Winkel der Kinnlade geduldet, Lippe und Kinn dagegen beharrlich kahl geschoren. Da, vor wenigen Jahren, doch noch vor unserer Revolution, faßten die unsichtbaren Mächte, welche der Garderobe der Menschheit vorstehen, den bedeutungsvollsten Entschluß. Der Bart, der über zwei Jahrhunderte im Gesicht herumgeschoben worden und lange Zeit ganz verwiesen war, sollte wieder in bedeutender, oder gar in vollster Entwicklung ein fester Zug der allgemeinen Tracht werden. Es erfloß in diesem Sinn ein Dekret an die elegante Welt, und diese Parole der Mode wurde für die übrige Gesellschaft zu einem Freibrief der Sitte, von dem sie dankbar Gebrauch machte. Das heißt, so als despotische Laune der Mode, erscheint das Ding dem oberflächlichen Blick. Im Grunde aber haben hier, wie immer, die zu einem gewissen Grade der Spannung gelangten Vorstellungen und Triebe der Zeit im Wechsel des äußern Brauchs ihren natürlichen Ausdruck gefunden. Die Mode ist ja dem Zeitgeist gegenüber nur der Monarch, der die Gedanken selber zu haben glaubt, die ihm seine Umgebung zuspielt.

So wird denn gegenwärtig das Erbtheil des Mannes in voller Freiheit zum Schmuck des Antlitzes verwendet, gehegt oder beschränkt, je nach Laune, Geschmack und den vorhandenen natürlichen Mitteln. Und ist daneben nicht auch die übrige Tracht aus ihrer alten Starrheit und Steifheit in einigen Fluß gerathen? Sie ist offenbar bequemer, kleidsamer, dem malerischen Auge erträglicher geworden und scheint auf dem besten Wege, nacheinander die alten Mißformen abzustoßen, die, bisher zum Theil abergläubisch festgehalten, noch in die Zeit hereinragen. Des Störenden und Abgeschmackten aus dem Trödel der Vergangenheit ist immer noch genug in der Tracht wie in so vielen andern Dingen; aber dennoch ist die ganze Figur des heutigen Mannes eine weit erträglichere als seit vielen Menschenaltern, und wir sehen in ihr mit Befriedigung das Sinnbild einer Zeit, die alles Ernstes zur verlorenen Natur zurückkehren will.

Alle diese Perrücken groß und klein, schwarz und gepudert, diese Toupets und Haarbeutel, diese kahlen Gesichter, diese abgezirkelten Backenbärte, all dieser schale Witz der Haarkräuslerei ist ein Symbol jener Aufklärung, durch die der Mensch im Abfall vom Geist und von der Natur aus eitler Selbstüberhebung zu so tiefem Fall kam; krüppelhafte Geburten des Dämons, der der Vater alles Despotismus wurde, des aufgeklärten Staatsdespotismus, des Despotismus des Verstandes, des Despotismus des Unglaubens, des Despotismus des Haarkräuslers und Bartscheerers. Und jezt betrachtet einander, betrachtet im Spiegel eure eigenen bedeutenden, männlichen Gesichter! Der böse Geist ist von der Welt, von Deutschland gewichen; überwunden hat er die schnöden Werkzeuge fallen lassen, mit denen er den ekeln Haarwust „tapirte," die Gipsrollen der Frisur goß, den Zopf einband, den Tituskopf in Locken brannte und die Gesichter kahl schor. Das Bildniß unseres Freundes — der tüchtige Bart, ächt germanisch, in's Röthliche spielend, die bequeme Joppe, der unbeengte Hals — es weist auf's bedeutsamste zurück auf die Anfänge des Geschlechts vor mehr als dreihundert Jahren; es verkündet uns den Zug der Menschheit rückwärts zum Mittelalter — in der Spirale, wie man es sinnreich ausdrückt.

Es ist kein Anschein vorhanden, daß das Meier'sche Haus so bald aussterbe. Die nach uns kommen, werden diese Wand füllen. Je dankbarerer Stoff sie für den Pinsel abgeben, desto freundlicher wird sich das Geschick Deutschlands gestalten. Und so wüßte ich in diesem Augenblick, wo ein schweres Jahr einem vielleicht noch schwereren Platz macht, keinen bessern Wunsch als den: Mögen die künftigen Bilder zur Freude glücklicher, kunstsinniger Enkel in immer würdigerer, stattlicherer und malerischerer Gestalt aus den Rahmen treten! Es lebe Deutschland! es lebe sein treuer Diener, dieses gastfreundliche Haus!

Ein Besuch auf dem Düneneilande Sylt.

(Fortsetzung.)

Die Tollheiten der Halsjunkengänger alter Zeit sind zur Sage geworden, die Sache selbst aber lebt, was ihren eigentlichen Ursprung betrifft, ohne Zweifel

auf den friesischen Inseln noch fort. Eine gewisse Freiheit des Verkehrs der Geschlechter unter einander hat sich, wenn das mir Erzählte auf Wahrheit beruht, bis auf unsere Tage erhalten, und ich gestehe, daß mir dieselbe als Zeichen schöner Sittenreinheit erscheinen wollte. Die jungen Friesinnen tanzen gern, wenn sich nur irgendwo Gelegenheit dazu findet. Auch öffentliche Zusammenkünfte zum Behufe dieses geselligen Vergnügens fehlen nicht. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts finden sich dazu in einem Wirthshause ein, ein paar Musikanten werden aufgetrieben und der Tanz beginnt. Es wurde mir wiederholt erzählt, daß bei solchen öffentlichen Tanzvergnügungen auf Sylt eine allerliebste Sitte noch jetzt herrschend sey. Es soll nämlich der Mann, der ein Mädchen zum Tanze aufzieht, nicht nur das Recht, sondern die Verpflichtung haben, der jugendlichen Partnerin vor Beginn des Tanzes wie nach dessen Beendigung die frischen Lippen zu küssen. Wer dieß unterließe, würde — so versicherte man mich — nicht bloß anstoßen, er würde sogar beleidigen. Weiß ich nun auch nicht, ob sich die Sache genau so verhält, so kommt sie mir wenigstens wahrscheinlich vor. Denn auch auf der lezten rothen Felsklippe des ehemaligen umfangreichen Nordfriesland, auf dem meerumtobten Helgoland gab es noch vor zehn bis zwölf Jahren einen ganz ähnlichen Gebrauch. Die eingeborene Holgolanderin, die im „rothen Wasser" einem jungen Manne den Arm zum Tanze reichte, gestattete gern, daß ihr Partner sie heimgeleiten und sich mit flüchtigem Kusse von ihr verabschieden durfte. Man hält in diesem fernen Ende deutscher Welt demnach noch fest an dem guten deutschen Sprichworte: „Einen Kuß in Ehren kann Niemand verwehren."

In Haus und Familie.

Bauart und Einrichtung der Häuser in Nordfriesland sind denen in Schleswig und Holstein zwar sehr ähnlich, aber nicht völlig gleich. Das hohe, steile Strohdach haben sie mit den Wohnungen der Holsten und Sachsen gemein, eigenthümlich dagegen ist ihnen der parabelförmige Giebel über der an der Breitseite des Hauses befindlichen Eingangsthür. Dieser Giebel ist mit leuchtend grüner Farbe sauber angestrichen, ebenso Thür- und Fensterrahmen, was den unbeworfenen, aus rothem Backstein bestehenden Wänden ein sehr freundliches Ansehen gibt. Jeder einzelne Zwischenraum zwischen den Backsteinen wird, wie auch im Holsteinschen und Schleswigschen, mit weißem Kalk ausgestrichen.

Reinlichkeit findet sich bei seefahrenden Nationen mit wenigen Ausnahmen auch in der geringsten Hütte. Niedrige, enge Wohnungen sind ihnen aber fast eben so zum Bedürfniß geworden, wie weite, bequeme Kleidung. Darum ist es durchaus nichts Seltenes, selbst in den Häusern wohlhabender, ja reicher Schifferfamilien Zimmer von verhältnißmäßig geringer Höhe, schmale Treppen und kojenartige Schlafgemächer zu finden. — Allen diesen charakteristischen Merkmalen eines Schiffervolkes begegnen wir auch auf Sylt; allein wir finden in diesen äußerlich so schmuck aussehenden Häusern auch noch manches andere, das wir schwerlich darin suchten. Es begegnet uns neben größter Reinlichkeit, neben einer fast in's Kleinliche gehenden Ordnungsliebe einfach edle Sitte, Gastfreiheit, Bildung und an Begeisterung streifende politische Gesinnung, patriotische Aufopferungslust.

Schon der erste Blick in das sauber gehaltene Zimmer, dessen glänzend gescheuerte Diele gewöhnlich mit feinem Sande bestreut ist, verräth, daß die Bewohner dieses freundlichen Raumes etwas mehr von der Welt gesehen haben müssen, als den zerbröckelnden Erdrest, der ihre Hütte trägt. Die saubern Bilder an der Wand, fremde Städte und Gegenden darstellend, dazwischen die hübschen Zeichnungen verschiedener Schiffe, an deren Gaffel gewöhnlich die Flaggen Hamburgs, Bremens, Hollands oder Dänemarks wehen, sagen deutlich genug, daß der Herr des Hauses ein vielgereister Mann ist. Nicht selten findet man auch unter dem Spiegel des Wohnzimmers einen kostbaren Dolch, einen überaus kunstreich gearbeiteten und mit brennenden Farben gemalten indischen oder chinesischen Fächer, u. dgl. am Fenster irgend ein kostbares Instrument zur Messung der Entfernungen, immer aber ein weittragendes Fernrohr. Kurz die ganze Ausschmückung des Zimmers deutet auf die Vergangenheit eines eben so bewegten als interessanten Lebens hin.

Ein nicht eben großer, stets viereckigter Ofen von Gußeisen steht an der einen Wand und hinter demselben ist die Wand immer mit kleinen viereckigten Kacheln, die gewöhnlich weiß, oft aber auch mit kleinen bunten Landschaften, segelnden Schiffen ꝛc. verziert sind, ausgelegt. In älteren Wohnungen ist wohl auch das ganze Zimmer mit solchen Kacheltapeten verziert. Die friesischen Wohnungen erhalten dadurch etwas ungemein Gemüthliches, und ich kann es sehr wohl begreifen, daß man in den langen Winterabenden beim knisternden Feuer, bei dampfendem Thee oder Punsch bis tief nach Mitternacht in diesen gemüthlichen Wohnungen beisammen sitzen bleiben und den Erzählungen gereister Seemänner unermüdlich zuhören mag.

Es gibt sicherlich keine zweite Insel, auf welcher so viele ehemalige Schiffskapitäne leben wie auf Sylt. Das Eiland hat etwa 2600 Einwohner; auf diese kamen um das Jahr 1800 ungefähr 110 Schiffskapitäne

und Steuerleute ohne die Matrosen, welche auf deutschen, holländischen, dänischen und besonders englischen Schiffen dienten. In unserem Jahrhundert hat sich dieses Verhältniß geändert, da sich seit den lezten fünfzig Jahren viele Sylter mehr auf Ackerbau und Viehzucht gelegt haben. Auch darf man nicht vergessen, daß die Einwohnerschaft der Insel sich fortwährend verringert, weil jedes Jahr eine Menge kräftiger junger Männer auf dem stürmischen Meer ihren Tod finden.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rudolstadt, Januar.

Caroline von Schiller, verm. Junot

So eben komme ich von der Stätte, wo das Herz dieser Edeln, welches immer ihr kostbarster Schmuck war, getrennt vom Körper, der es im Leben umschloß, in die Gruft gesenkt wurde. — Es ist ein schöner Zug des deutschen Charakters, daß wir uns nicht bloß für unsere großen Männer selbst, sondern auch für das Schicksal ihrer Angehörigen interessiren, und so glauben wir den Dank vieler zu verdienen, wenn wir einiges über diese Angehörige Schillers mittheilen.

Caroline war die älteste Tochter Schillers, geboren in Jena. Bis zum Tode ihres Vaters lebte sie im elterlichen Hause in Jena und in Weimar, später vorzüglich in Rudolstadt, von wo bekanntlich ihre Mutter gebürtig und wo ihre Großmutter, Frau von Lengefeld, als Oberst-hofmeisterin beim fürstlichen Hofe angestellt war. Durch diese verwandtschaftlichen Verhältnisse kam sie mit den ersten Familien der Stadt in die genauesten Berührungen und fand namentlich an der Mutter des regierenden Fürsten, welche sich für alles Edle, ganz besonders aber für Schiller interessirte, eine zweite Mutter. Das Verhältniß zu dieser herrlichen Frau wurde auch die nächste Veranlassung, daß sie nachmals Rudolstadt zu ihrem bleibenden Wohnsitz wählte und ihr segensreiches Wirken vor allem dieser Stadt zuwendete. — Von ihrem großen Vater hatte sie vorzugsweise dessen edles Herz geerbt. Sie widmete sich, vielleicht am meisten von ihren sämmtlichen Geschwistern, mit größter Wärme dem Studium der väterlichen Werke, so daß sie bald eine bewundernswürdige Einsicht in dieselben gewonnen hatte. Davon überzeugte ich mich namentlich in den dreißiger Jahren, wo ich mit ihr im engeren Kreise die sämmtlichen dramatischen Werke Schillers las und besprach, bei welcher Gelegenheit sie tiefes Gemüth mit klarster Auffassung zeigte. Bei ihrem tiefreligiösen Sinne hatte sie große Neigung zur Mildthätigkeit und Erziehung. Sie that hier ausnehmend viel für Unterstützung der Armen und begründete und leitete eine Menge wohlthätiger Institute. Ihr Hauptverdienst aber ist unstreitig die Gründung einer höhern Töchterschule, welche hier dringend nothwendig war. Dieses Institut, das unter dem Namen „Schiller-Institut" eine Reihe von Jahren hier geblüht, stand anfangs unter ihrer unmittelbaren Leitung und bis zulezt unter ihrer Oberaufsicht und hat unendlich viel Gutes gewirkt. Leider mußte dieses ihr Lieblingswerk in Folge der plötzlichen Versetzung eines Lehrers fast gleichzeitig mit dem Tode seiner Schöpferin aufgegeben werden; man hofft aber dasselbe zum dankbaren Andenken der edlen Stifterin bald wieder in's Leben zu rufen; solches würde wenigstens ihr das erwünschteste Ehrendenkmal seyn. — Um die Mitte der dreißiger Jahre vermählte sie sich mit dem Bergrath Junot, welcher zu jener Zeit im thüringer Waldorte Kazhütte dem dortigen fürstlichen Hüttenwerke verstand. Sie zog deßhalb zunächst dorthin, kehrte aber, da Junot zur fürstlichen Kammer versezt wurde, bald wieder hieher zurück und verlebte in dieser ehelichen Verbindung die glücklichsten Tage ihres Lebens, da sie mit innigster Liebe an ihrem Gatten hing und dieser Ehrenmann sie nicht minder liebte. Er verehrte in ihr überdieß den großen Vater, und sie galt ihm als dessen Tochter gewissermaßen als ein ihm anvertrautes Nationalkleinod. — Das Glück beider krönte die Geburt eines liebenswürdigen Knaben, welcher den Namen Felix erhielt. Dieses Kind hatte in körperlicher und geistiger Hinsicht auffallende Aehnlichkeit mit seinem mütterlichen Großvater; leider aber sollte an ihm der Glaube des Volks, daß zu kluge Kinder nicht lange leben, bald in Erfüllung gehen, indem es in der schönsten Kindesblüthe starb. Der Tod dieses Knaben war der erste Stoß für das Herz der Mutter. Sie leitete von da an am häufigsten und liebsten ihre Schritte nach dem Friedhof, und geraume Zeit war sie für alles andere fast ganz abgestorben. Da traf sie wenige Jahre darauf der zweite herbe Schlag, der plötzliche Tod ihres Gemahls. Doch da zeigte sich die Tochter würdig des großen Vaters; mit Gottergebung ertrug sie die harte Prüfung und richtete sich auf am Kreuze des Glaubens. — Von nun an widmete sie sich wieder eifriger der öffentlichen Wohlthätigkeit, ihrem Institute und der Erziehung der sechs Stiefkinder, die der dahingeschiedene Gatte vorzugsweise ihrer Obhut hinterlassen hatte. Eines ihrer lezten Werke ist die Gründung des hiesigen „Frauenvereins," welcher seit 1848 großen Nutzen gestiftet hat. — Ein lichter Punkt in ihren lezten Lebenstagen war ihr erster Besuch des väterlichen Hauses zu Weimar, nachdem dasselbe in das Eigenthum des dortigen Stadtraths übergegangen war. Ihr war vor diesem Gange lange vorher bange gewesen; sie fürchtete für ihre Gesundheit. Aber der Anblick dieses schönen Denkmals, die würdige Aufnahme von allen Seiten gaben ihr vielmehr frisches Leben, und dieser Besuch wurde die Hauptursache ihrer lezten Reise nach Württemberg und Bayern. — Diese lezte Reise trat sie mit besondern Ahnungen an. Sie drang darauf, daß vorher ihr ältester Stiefsohn, Baukondukteur Junot, sich mit seiner Braut verbinden mußte. Von ihrem lezten Lieblingsunternehmen, dem Frauenverein, nahm sie feierlich schriftlichen Abschied, wie auf Nimmerwiedersehen. — Da überfällt sie, fern von Hause, bei ihrer jüngern Schwester Emilie, verheiratheten Frau von Gleichen in Würzburg, die tödtliche Krankheit. Ihr Herz zieht sie zu den Ihrigen nach Rudolstadt, und der lezte Wunsch, den sie ausspricht, ist: „Mein Herz ruhe in Rudolstadt!" — Sie starb in Würzburg am 19. December; ihr Leichnam wurde dort beigesezt, ihr Herz aber senkten wir neben ihrem Gatten und ihrem Kinde gestern am lezten Tage des Jahres 1850 hier in die Gruft.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 14. Donnerstag, 16. Januar 1851.

Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht?

Goethe.

Herodot als Geolog.

In keinem Zweige der Wissenschaft hat unsere Zeit erstaunlichere Fortschritte gemacht als in den Naturwissenschaften, und was da von den Männern des Fachs erkannt und aufgeklärt worden ist, wird in immer weitern Kreisen populär und selbst dem Elementarunterricht zugänglich. Die alten Leute, denen diese Kenntnisse bei ihrem Unterrichte ganz fremd geblieben sind, staunen, wenn ihre Jungen mit Geschick physikalische Experimente machen und die Ammoniten und Belemniten ihrer Sammlung nach den verschiedenen Perioden der urweltlichen Erdbildung ordnen, während sie selber als Knaben diese Dinge für Naturspiele oder für Ueberbleibsel der sogenannten Sündfluth gehalten. So werden wir allmählig in der Gegend, wo wir wohnen, und so weiter auf immer größern Strecken der Erde heimisch, und die Geschichte der Bildung der Oberfläche der Erde liegt klarer vor uns, als die Historie der Menschen früherer Zeit, von deren Sinn und Treiben wir oft gar keine oder höchst mangelhafte Zeugnisse besitzen.

Können wir aber auch eine eindringende, geistreiche Betrachtung der Natur mit vollem Rechte für unsere Zeit in Anspruch nehmen, so würden wir doch sehr irren, wenn wir alle Empfänglichkeit dafür den frühern Zeiten absprechen wollten. Auch hier haben die alten Griechen in ihrer glücklichen Unbefangenheit schon vieles richtig erfaßt und bestimmt ausgesprochen, was sich bei uns nach vielfachen Verirrungen einer todten Gelehrsamkeit erst im Kampfe mit verkehrten Theorien und Vorurtheilen aller Art zur Anerkennung als unumstößliche Wahrheit hat durcharbeiten müssen.

Es versteht sich von selbst, daß die ältesten schriftlichen Denkmäler der griechischen Naturanschauung in dieser Beziehung sehr wenig Ausbeute geben. Für den alten Griechen hatte die Natur nur als Schauplatz menschlicher Thätigkeit ein Interesse, und nur in dieser Beziehung kann z. B. von einer Homerischen Naturbetrachtung gesprochen werden. Daher weder bei Homer noch bei spätern Dichtern und andern naiven Schriftstellern ausgeführte Landschaftsbilder, nur gedrängte Schilderungen solcher Naturerscheinungen, die als bewegliche Lebensmomente der Natur eine besondere Aufmerksamkeit erregen, noch weniger Versuche einer empirischen Lösung der Fragen nach den Ursachen und dem Zusammenhange der Naturerscheinungen, da zu solcher Lösung kein Bedürfniß drängte. Erst in der weitern Entwicklung der antiken Kultur trat ein solches Bedürfniß hervor, und wie scharf und sicher nun die Alten die Natur beobachteten, das beweist am besten die geistvolle und gelehrte Empirie des Aristoteles, deren Bedeutung von allen Naturforschern anerkannt worden ist. Es mag hier vor allem auf Humboldt hingewiesen werden, der neuerdings durch seinen Kosmos auch in größern Kreisen der Gebildeten eine fruchtbare Theilnahme für die vergleichende Betrachtung antiker und moderner Naturbeobachtung angeregt hat. Man vergleiche seine Hinweisungen auf Platos geologische Phantasien und die Aristotelische Kritik derselben, auf Senecas Gedanken über Erdbeben, besonders aber auf die treffende Beschreibung, welche uns Ovidius (Metamorphosen XV., 296 ff.) von einer glockenförmigen

Erhebung eines Trachytberges auf der Halbinsel Methone im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gibt. *

Aber auch in einem ältern, noch ganz naiven Schriftsteller findet man ein höchst interessantes geologisches Kapitel, das meines Wissens bisher von den Geologen wenig beachtet worden ist. Es ist der alte Herodot, der im 129. Kapitel des siebten Buches seiner Geschichte die physikalische Bildung von Thessalien und die berühmte Schlucht von Tempe so trefflich beschreibt, daß jeder Geolog davon völlig befriedigt seyn wird.

Das erwähnte Kapitel lautet deutsch ungefähr also: „Thessalien soll vor Zeiten ein auf allen Seiten von sehr hohen Bergen eingeschlossener See gewesen seyn. Den östlichen Theil dieser Landschaft begrenzen der Pelion und der Ossa, welche unten mit einander zusammenhängen, den nördlichen Theil der Olympos, den westlichen der Pindus, den südlichen Theil das Othrysgebirge. In der Mitte zwischen diesen Bergen liegt tief eingesenkt Thessalien. Hieher ergießen sich viele Flüsse, unter denen der Peneios, der Apidanos, der Onochonos, der Enipeus und der Pamisos die bedeutendsten sind. Die genannten Flüsse, welche von den Thessalien umgebenden Bergen herabfließen, vereinigen sich in dieser Ebene und münden durch eine einzige, und zwar sehr enge Schlucht in das Meer. Sobald sie sich vereinigt haben, bleibt dem Flusse der Name Peneios. Vor Zeiten soll diese Schlucht und die Mündung noch nicht vorhanden gewesen seyn, und die genannten Flüsse und der See Boebeis, noch nicht geschieden und benannt wie jetzt, sollen ganz Thessalien überfluthet und einen See gebildet haben. Die Thessalier selbst erzählen, Poseidon habe die Schlucht durchbrochen, durch welche der Peneios fließt, und sie scheinen Recht zu haben. Denn wenn man der Ansicht ist, daß Poseidon die Erde erschüttert und daß die durch solche Erschütterung gespaltenen Berge diesem Gotte ihre Gestalt verdanken, so darf man wohl auch diese Schlucht dem Poseidon zuschreiben. Denn ich halte solche Zerspaltungen der Gebirge für das Ergebniß einer Erderschütterung."

In diesem klaren und anschaulichen Berichte des Herodot ist die Hypothese ausgesprochen, welche die moderne Wissenschaft billigt und durch viele analoge Erscheinungen erläutert. Die Schlucht Tempe — denn das Wort Thal gibt einen ganz falschen Begriff — ist nach Fallmerayers Beschreibung eine zwei kleine Stunden lange und tiefe Einsenkung, welche der Peneios in Krümmungen von Südwest nach Nordost durchrauscht. Geht man den Fluß hinunter, so sieht man den Ossa zur Rechten waldschluchtig eingebrochen und hat hier eine bequeme Straße über den tief unten fließenden Peneios, während der Olympos links überall in wunderbaren Formen zum Bette des Flusses steil abfällt. In der Mitte, zwischen achthundert Fuß hohen Felsen, ist die Schlucht am engsten. Bei der äußern Pforte beugen sich die Berge trichterförmig auseinander und bilden ein üppig bewachsenes Delta.

(Schluß folgt.)

* Humboldt Kosmos I. S. 450 ff. 443. 453.

Ein Besuch auf dem Düneneilande Sylt.

(Fortsetzung.)

Der Sylter ist, wie jeder Insulaner, so daran gewöhnt, daß er wenig davon berührt wird. Auch Frauen und Mädchen fügen sich mit Gelassenheit in das Unabwendbare, eine Schickung des Himmels darin erkennend, ohne daß ich sie dieser Ergebung halber weniger zartfühlend als die Bewohnerinnen des Festlandes nennen möchte.

Das Leben eines Seemanns hat trotz aller Gefahren doch unaussprechlich viel Anziehendes; dieß erklärt den Drang junger Männer, sich gleich ihren Vätern, mögen dieselben nun auf dem Meere ihr Leben verloren haben oder nach glücklich überstandenen Gefahren den Rest ihrer Tage in glücklicher Ruhe daheim genießen, frühzeitig sich ebenfalls den tückischen Launen des wilden Elementes anzuvertrauen. Wie der Sohn des Bergmanns nicht früh genug mit dem bereits brustkranken Vater in die schwadenerfüllten Eingeweide der Erde hinabsteigen kann, so drängt es den Knaben des Seefahrers, die zerbrechlichen Planken eines Schiffes zu besteigen. In dieser frühen Gewöhnung an die See liegt gerade das Geheimniß der Seetüchtigkeit, der gründlichen theoretischen und praktischen Seemannsbildung, die man allgemein an den friesischen Schiffern rühmt.

Den Einwohnern Sylts hat diese leidenschaftliche Vorliebe für das Seewesen eine glückliche, in vieler Hinsicht beneidenswerthe Weltstellung gegeben. Man kennt unter diesen Insulanern die Armuth im strengen Sinne des Worts nur dem Namen nach. Wohlhabenheit, wenigstens bequemes, ja reichliches Auskommen ist weitaus bei den meisten Syltern zu finden. Viele Seefahrerfamilien sind sehr vermöglich, während es eigentlich reiche wohl gar nicht unter ihnen gibt. Es ward mir versichert, daß man bei den Wohlhabenden die Summe ihres Vermögens durchschnittlich auf 25 bis 30,000 Mark Courant anschlagen könne.

Die meisten erwerben sich diesen schönen Besitz auf dem Meere, gewöhnlich vom achtzehnten bis zum vierzigsten Lebensjahre. Glückliche Seefahrer werden selten länger ihr Leben auf dem Meere zubringen. Wer bis dahin allen Wechselfällen auf dem bewegten Elemente entgangen ist, sehnt sich dann nach Ruhe, nach einem gemüthlichen Leben im Kreise der Seinen. Er kehrt zurück auf sein geliebtes Eiland, übernimmt gewöhnlich ein Gemeindeamt als Rathmann, Strand- oder Dünenvoigt, richtet sich Haus und Hof so freundlich wie möglich ein und erreicht häufig ein sehr hohes Alter.

Noch heutigen Tages ist es herkömmlich auf Sylt, daß junge Männer, die sich der Schifffahrt widmen, spätestens im zweiundzwanzigsten Jahre ihres Alters wenigstens Steuerleute, wo möglich Capitäne seyn müssen. Wer es in diesem Alter nicht mindestens zum Steuermann gebracht hat, dürfte sich auf seiner heimathlichen Insel, unter seinen im Punkt der Ehre sehr empfindlichen Landsleuten keines sehr guten Rufes erfreuen. Diese Sitte ist so traditionell geworden, daß ein Sylter Seefahrer nicht früher ruht, bis er den höchsten Grad, also den eines Schiffscapitäns erreicht hat, und sollte er auch dreimal das schwierige Examen machen, dessen glückliches Bestehen ihm die Erlaubniß und Fähigkeit zuspricht, ein Schiff über die Weltmeere zu führen.

Alte Seemänner, auch wenn sie mit keinem Fuße mehr die Planke eines Schiffes betreten, leben doch in der Erinnerung meist auf dem Meere; deßhalb umgeben sie sich gern mit Dingen, welche diese Erinnerung stets wach erhalten, den Blick immer wieder auf die Vergangenheit und ihre Ereignisse richten. Der Capitän liebt sein Schiff auch dann noch, wenn längst der Kiel desselben an verborgener Klippe zerschellt ist. Darum findet man im Hause jedes Schiffscapitäns die Abbildungen derjenigen Schooner, Briggs, Barkschiffe oder Fregatten, die in frühern Jahren unter seinem Commando gestanden, und diese gewöhnlich recht gut gemalten Bilder sind in den reinlichen Wohnungen friesischer Seemänner ein eben so angenehmer als interessanter Schmuck, weil sie immer von neuem Gelegenheit zu den belohnendsten Gesprächen geben.

Am Schlusse dieses Abschnittes kann ich nicht unerwähnt lassen, daß die gewöhnliche Umgangssprache der Sylter unter einander das Friesische ist. Die Sprache gehört wesentlich mit zum Hause, zur Familie. Wie man spricht, so lebt man, weßhalb ich es durchaus nicht für gleichgültig halte, ob die Friesen für gewöhnlich Hochdeutsch oder Friesisch unter sich und mit ihren Kindern reden.

Es gibt der friesischen Dialekte eine Menge, die mancherlei Abweichungen bei vieler Uebereinstimmung haben. Auf jeder Insel der Westsee, vielleicht selbst auf jeder Hallige sprechen die Bewohner einen andern Dialekt. Verschieden im Allgemeinen von dem Inselfriesisch ist wieder das Idiom der festländischen Nordfriesen; doch können alle einander verstehen. Man will behaupten, auf Sylt werde das beste Friesisch gesprochen. Ich kann das nicht beurtheilen, da ich wenig Friesisch verstehe, wohl aber konnte ich im Sylter Friesisch urdeutsche Sprachwendungen entdecken, die in fast ganz gleichen Wortlauten auf den Gebirgskämmen Mitteldeutschlands sich wieder finden und in ihrem Klange unverkennbar auf die Entstehung des heutigen Englischen hindeuten. Daher mag es wohl auch kommen, daß selbst der ungebildete Sylter, der von Sprachen gar nichts versteht, in der Regel binnen vier Wochen fertig Englisch lernt. Schön klingend fand ich das Sylter Friesisch nicht, es liegt aber Charakter in diesen kräftigen, häufig aus dem Gaumen herausgesprochenen Lauten. Daß es nie Schriftsprache geworden, ist zu bedauern. Einzelne Lieder haben sich wohl im Munde des Volks erhalten. Der unermüdlich fleißige Cantor Hansen in Keitum hat deren manche gesammelt. Von diesen mag eine charakteristische altfriesische Dichtung, der ich eine möglich getreue Uebersetzung beifüge, hier stehen, damit der freundliche Leser sich einen ungefähren Begriff von der Sprache dieser nordischen Brüder machen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

Nach der Revolution.

Das Wintersemester ist halb vorüber, und noch sind wir mit so mildem Wetter begnadigt, daß wir uns im Herbste wähnen möchten, schimmerte nicht der blaue Taunus hinter blätterlosen Baumreisern hervor, und sagten uns nicht die gehäuften Vergnügungen und Zusammenkünfte in Salen und Theater, daß es Winter ist. Zwar so glänzend und lebhaft wie im vorigen Jahre erscheinen diese Zusammenkünfte nicht, theils weil bedeutende Leitsterne seitdem entschwunden, theils weil die Schwierigkeiten, welche der endlichen Consolidirung der deutschen Verhältnisse entgegentreten, hemmend und verstimmend auf die prächtigeren Bestandtheile der Gesellschaft einwirken. Von allen Wagnissen, selbst im Interesse der idealsten Strebungen, wandte sich in den vergangenen Jahren die gute Gesellschaft vorsichtig ab, weil sie in den Persönlichkeiten, die solche Wagnisse unternahmen, keine Gewährleistung sah, daß wenn sie Alles verliere, sie wiederum Etwas gewinne. Der Edle opfert gern, aber wenn

er klug ist, vergißt er nicht die Gegenwart und das Interesse derselben. Nachkommende Geschlechter haben Anforderungen an uns, aber fordern können sie nicht, daß wir vergessen zunächst für uns zu leben, eben so wenig als sie es selbst thun werden. Das ist der Mensch: er hat Augenblicke der Begeisterung, die ihn vergessen läßt, daß er Brod braucht; aber die Welt lehrt ihn, daß man Brod haben muß, um lange begeistert zu seyn. Das hat Deutschland erfahren. Nach einiger Zeit der Verschwendung fühlt jeder die Nothwendigkeit des Erwerbens und Conservirens um so mächtiger, als Versäumnisse und Verluste gänzlich nutzlos gewesen, und die Bewegungen uns nicht einmal gemeinsames Maß und Gewicht, Münze und Zoll verschafft haben, Dinge worauf die Revolutionäre des Jahres 1848 so verächtlich herabsahen. Dieser Drang der ungeheuern Mehrheit, sich das Leben zu bauen, Verlorenes wiederzugewinnen und Neues hinzuzufügen, war der mächtigste Nenner bei Besiegung der Revolution. Gute Seelen werden diesen Drang Materialismus nennen und über Gemeinheit die Nase rümpfen; wir hingegen nennen ihn Gesundheit, Nüchternheit und empfinden uns frei, indem wir den Menschen als bedingtes und beschränktes Wesen erkennen. Wie aber dieser Drang die Revolution besiegt hat, so bietet er auch die beste Garantie für Erhaltung des Friedens. Ueber diesen wünschen wir auch die glänzenderen und conservativen Theile der Gesellschaft bald beruhigt zu sehen, vor allem im Interesse der Kunst. Denn diese Bestandtheile sind es, denen die Kunst ein Lebensbedürfniß befriedigt, während wir in der Hand der stürmischen Weltverbesserer selten ein neues Buch, in ihrem Munde keine neue Melodie bemerken. Sie sind so groß, daß sie über der allgemeinen Menschheit die besondere vergessen. Die aber, deren Großartigkeit es erlaubt sich dem Besondern hinzugeben, sind so glücklich jetzt, nach vorübergegangenem Sturm, einiges neues Streben, wenn auch nur in schwachen Anfängen zu bemerken. Gewonnen ist schon dadurch viel, daß der Sinn für das Schöne und das Begehren nach demselben wieder neu erwacht ist. Daher wurde hier die junge Klavierspielerin, Wilhelmine Clauß, so günstig und lebhaft vom Publikum aufgenommen, wie wir es diesem lebensvollen Talente nur wünschen konnten. Wir finden es bezeichnend, daß eine überkluge Zeit sich mehr als allen andern neuen Virtuosenerscheinungen dieser Künstlerin mit Liebe zuwandte, welche in Spiel und Leben durchaus Kindlichkeit ist. Vollendeteres Klavierspiel hat man schon gehört, aber nie tönte größere Unbefangenheit, kindlichere Freude aus den Saiten. Daher weckte sie keinen Widerspruch, und alle Musiker, unter denen es in der Regel so viele Feinde als Personen gibt, wurden Freunde, wenn das kleine bewegliche Geschöpf von sechzehn Jahren, ihr Lockenköpfchen am Klavier hin- und herwiegend, alle Welt erfreute, indem sie innig ihrer eigenen Freude nachging. Den Kunstausübenden schlossen sich die Fühlenden und Verstehenden an; kein bedeutender Mann, der sich nicht den wichtigsten Sorgen und Arbeiten auf Augenblicke entriß, um durch den Hauch des jungen Genius seine Stirn glätten zu lassen; keine hochgestellte Familie, die es sich nehmen ließ, die Künstlerin auf ein paar Stunden im Hause zu besitzen, um ihr von ganzer Seele für das zu danken, was die Künstlerin durchaus nicht als dankenswerth begreifen konnte.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Nyon.

Wer mag bestimmen, in welchem nebelhaft fernen Jahrhundert das alte Celtenvolk an den Leman kam? Da ließen sich wegen der günstigen und schönen Lage einzelne Stämme nieder und gründeten der Sage nach Nyon, das im Lauf langer Jahrhunderte eine der anmuthigsten Städte des römischen Helvetiens und der romanischen Schweiz geworden ist. Von Nyon aus übersieht man nicht nur den schmalen Untersee bis Genf, der Blick dringt auch über den großen, nordöstlich herumziehenden See, der sich unweit der Stadt aufthut und hinbreitet. Julius Cäsar erkannte auf den ersten Blick, als er mit seinen Legionen hieher kam, die strategischen Vortheile dieser Stelle, wo von der Jurahöhe eine Menge Bäche zusammen strömen, wo ein guter Hafen die Schifffahrt aus dem Obersee in den Untersee nach Genf, seinem Schlüssel, begünstigt, aber auch leicht beherrschen kann. So wurde Nyon bekanntlich eine ansehnliche römische Militärstation unter dem Namen Colonia Julia equestris, auch Niodunum oder Noviduuum genannt. Es war die Station der Reiterei für das ganze nördliche Uferland. Die Stadt muß nach und nach auch sociale Bedeutung bekommen haben; dieß zeigen die vielen ausgegrabenen Skulpturwerke, Basreliefs, Statuen, Lacrymatorien und dergleichen. Statuen aus später römischer Zeit stehen am Portal der romanischen Kirche und Basreliefs in der obern Stadt beim großen Brunnen. Als in der Völkerwanderung Hunnen und Gothen an den Leman kamen, zerstörten sie alle römischen Städte und andere Niederlassungen. Das wenige, was sie hatten stehen lassen, wurde im neunten und zehnten Jahrhundert von Sarazenen und Hungarn verwüstet. So ging es auch Noviodunum, das, wie es scheint, in der ganzen burgundischen Zeit von keiner Bedeutung war. Im spätern Mittelalter sah man aber die Wichtigkeit dieses Orts wieder ein und eine kluge savoyische Fürstin, Claudine de Brosse, baute im zwölften Jahrhundert das jetzige Schloß mit seinen zehn Fuß dicken Mauern im romanischen Burgstyl jener Zeit, ein gewaltiges Werk mit Eckthürmchen, das sich über die obere und untere Stadt erhebt, wie eine große Tulpe über kleinen Nachbarblumen. Unter der savoyischen Herrschaft ist die Stadt immer bedeutend gewesen und hat zumal in der wilden Piratenzeit, wo besonders die jetzt so zahmen Walliser schlimm auf dem See hausten, mit seinen Galeeren Ordnung und Sicherheit auf dem kleinen See erhalten, dabei aber Genf so viel Schabernak angethan, als möglich. In der bernischen Zeit residirte ein Baillif auf dem Schlosse bis 1798, wo auf waadtischen Hülferuf die Franzosen in's Land kamen und es aus den Tatzen des Berner Bären rissen. Und doch war der Baillif von 1783 bis 1793 einer der menschenfreundlichsten Männer gewesen, der liebenswürdige und geistreiche Karl von Bonstetten, dessen Freundschaft für Johannes v. Müller, Matthisson und Friederike Brun hier begann und später in Genf fortdauerte. Man muß sich in die literarische Philisterei und basenhafte Cameraderie jener Zeit zurückversetzen, um die langathmige Korrespondenz jener deutschen Freunde zu begreifen. Das war freilich natürlich, daß sie Bonstettens Gutmüthigkeit und Gastlichkeit schmeichelten. — In der neuesten Zeit ist Nyon der Aufenthaltsort vieler Italiener geworden, die 1848 besonders in Rom eine bedeutende Rolle gespielt haben. Von hier stammt auch aus deutscher Familie der geniale Musiker L. Niedermeyer, der sich nach einem langen Aufenthalt in Italien in Paris niedergelassen und da seine bekannte, liebliche Oper Stradella componirt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 15. Freitag, 17. Januar 1851.

— All trouble, wonder, and amazement
Inhabits here!

Shakespeare.

Ein Besuch auf dem Düneneilande Sylt.

(Fortsetzung.)

Die Friesin und ihre Freier, von Christian Jappen.

1. Der Freier von Friesland.

„Buh Pierken wildh Marri Hennerken frii,
Man sie Moodter wilt ek liidh,
Jü seid: Mie Seen fortiine wat,
Die Arfdeel maaket die Kual ek fat;
Wü sen jit di jest fjuurtein Jaar
Ek tiinet me en Snaar.“

„Buh Pierken wildh Marri Hennerken frii,
Man sie Moodter wilt ek liidh.
Jü seid: Wiar ik uk al sa gek,
Da lodh die Dom 't ön Keidem ek;
Wü sen jit di jest fjuurtein Jaar
Ek tiinet me en Snaar.“

„Buh Pierken wildh Marri Hennerken han,
Man hi maast höör jit ek fan.
Da wildh hi höm tö See üt iif,
En fjuurtein Jaar faa Hüs of bliif;
Man, arem Mught! hi höldh niin Uurd,
Hi fääl üp See aur Buurd.“

(Buh Pierken wollt' Marie Hennerken frein,
Das wollt' der Mutter nicht angenehm seyn.
Sie sagte: Mein Sohn verdient ganz nett,
Dein Erbtheil macht den Kohl nicht fett;
Drum einer Schnur bedarf's fürwahr
Nicht für die ersten vierzehn Jahr.

Buh Pierken wollt' Marie Hennerken frein,
Das wollte der Mutter nicht angenehm seyn.
Sie sagte: Und wär' ich zu thun es bereit,
So gäb's mit dem Onkel in Keitum wohl Streit;
Drum einer Schnur bedarf's fürwahr
Nicht für die ersten vierzehn Jahr.

Buh Pierken Marie Hennerken haben nun wollt',
Allein sie bekommen er doch nicht sollt'.
Da beschloß er zu gehn auf die See hinaus,
Und vierzehn Jahr zu bleiben vom Haus;
Doch der arme Schelm, er hielt nicht Wort,
Zur See da fiel er, traun, über Bord.“)

2. Der Freier von Jütland.

„Diar kam en lidtj Mantje faa Mundhen
Me soowen poltig Juuden,
Me soowen Aufen fan sin Plogh,
Me soowen Grisfin öe sin Skogh;
Hi glüüret üp Hennerk Jerkens Skiin,
En ging aur Haagen die Bööster iin.
Hi seid tö Marrike:
Mie kjäre lidtj Faamen, wa dü wel mi han,
Saa kel dü alle min Grisfin fan.
Marrike swaaret:
Kjenst dit forstuun?
Grip eedher di Muun,
En bring mi di —
Da feist dü mi.“

(Es kam vom Norden ein kleiner Mann
Mit sieben lumpigen Juden an,
Mit sieben Ochsen vor seinem Pflug,
Sieben Ferkel in seinem Schuh er trug;
Er beguckte sich Hennerk Jerkens Scheun,
Und ging über'n Dünger zur Stallthür nein.
Er sagte zu Mariechen:
Mein lieb klein Mädchen, willst haben du mich,
So geb' ich all meine Ferkel an dich.
Da versezte Mariechen:
Merke wohl auf!
Lang nach dem Mond hinauf:
Bring mir ihn zu,
So kriegst mich dazu).

Aberglauben und Sagenhaftes auf Sylt.

Küstenbewohner, besonders aber Insulaner, sind gewöhnlich fromm, voll unerschütterlichen Gottvertrauens und in gutem wie minder gutem Sinne gläubig. Sie ähneln darin den Bewohnern der Gebirge, ja übertreffen dieselben meistentheils an Innigkeit der Glaubenskraft. Ihre ganze Lebensthätigkeit, ihr ewiger Kampf mit der Wuth rasender Elemente erklären diese Erscheinung. Germanischen Stämmen ist ohnehin Glaubenstreue in hohem Grade eigen, und der friesische Stamm bleibt hinter andern deutschen Bruderstämmen darin nicht zurück.

Noch heutigen Tages finden wir bei den Bewohnern Nordfrieslands ein so festes Gottvertrauen, eine solche Hingabe an die Allmacht eines höchsten Wesens, wie kaum irgendwo anders, und seltsam, je höher die Noth anschwillt, je drohender die Gefahr sich emporthürmt, je augenscheinlicher Untergang und Vernichtung sich nähern, desto unerschütterlicher wird das Vertrauen des Friesen, desto unumstößlicher sein Glaube. Es ist dieß ein schöner Zug in seinem Charakter, der zugleich vieles in der drangvollen Geschichte dieses kraftvollen Volkes erklärt. Allein so stark der Glaube an eine ewig waltende Vorsehung, so ausgebildet ist bei den Friesen auch die Schattenseite menschlicher Gläubigkeit, der Aberglaube.

Die stürmischen Küsten der Westsee und die Erdbrocken der vom Meer umspülten Inseltrümmer wimmeln von Sagen, sind mit zahllosen Geistern und Gespenstern bevölkert, an die gar mancher Seefahrer glaubt, wenn er auch scheinbar darüber lächelt. Daß Sylt das Heimathland derartiger Spuckgestalten wurde und noch ist, darf vollends nicht Wunder nehmen; denn in diese schaurige Düneneinöde mußte die schöpferische Phantasie des Volkes nothwendig alles verbannen, was schreckenerregend war oder unheimlich erschien. Das Pfeifen und Schrillen des Windes, das Wimmern und Klagen hier der Brandungswelle, dort eines einsamen Vogels, dem der Sturm die Jungen geraubt; dann wieder das wilde Geheul der Windsbraut, das Aufleuchten zuckender Lichter am öden Strande oder auf den Schaumfeldern der heranrollenden Wogen: dieß alles zusammen schuf geheimnißvolle belebte Wesen, in welchen die friesischen Insulaner ihre natürlichen Feinde erblickten.

Ich habe schon bemerkt, daß die Fata Morgana keine ungewöhnliche Erscheinung ist. Diese, mehr vielleicht noch die häufig, oft ganz unerwartet aus dem Meere aufsteigenden Dünste, welche vom Luftzuge getrieben in seltsamer Gestalt über die Dünenspitzen schreiten, mögen den Dünengeist geschaffen haben, der unter dem Namen „Dikjendälmann" auf Sylt bekannt ist. Der gläubige Seemann sieht ihn häufig in heller Mondnacht über die Dünen wandern und erkennt in ihm den Geist eines durch Schuld anderer im Schiffbruch umgekommenen, der mit erhobener Hand, Gerechtigkeit fordernd, an seinem Grabe umherwandelt. Ein Irrlicht, das auf der Heide von Braderup häufig gesehen wird, heißt das „Braderuper Licht" oder das „wilde Feuer" und führt nächtliche Wanderer irre. Gleiches thun die blauen gaukelnden Flämmchen am Strande, die der Sylter als unheimliche Strandlichter fürchtet, weil sie immer verwüstenden Stürmen vorhergehen sollen. Worin die „Fluth-" und „Thalkälber" bestehen, von denen man häufig sprechen hört, wollte mir nicht klar werden; doch schien es mir, als seyen dieselben mehr erschreckende als in's Unglück stürzende Gestalten. Auch ein „Dünenweib" gibt es, das einsamen Wanderern erscheint, jedoch ungefährlich ist, da es nur um längst Verlorenes, um ehemaligen irdischen Besitz nebelhaft schwebt.

(Schluß folgt.)

Herodot als Geolog.

(Schluß.)

Der Reiz der Felsgestaltung und der Vegetation hat den Wanderer von jeher hier so gefesselt, daß er sich um die Beschaffenheit des Gesteins nicht kümmerte, dessen Formen und Schmuck er bewunderte. Die Mineralogen Fiedler und Russegger, welche Griechenland bereisten und beschrieben, haben diese Gegenden nicht berührt. Mag nun aber das Gebirge ein hartes Eruptivgestein oder ein weicheres Flözgebilde seyn, so ist die Schlucht doch das Erzeugniß

einer die früher zusammenhängende Steinmasse spaltenden Hebung und Erschütterung, welche dem einst im Thessalischen Becken gesammelten Wasser die Bahn eröffnete und den Boden des Beckens trocken legte. Haben wir doch eine ganz ähnliche Erscheinung in Böhmen vor uns, welches ebenfalls erst dadurch zu einem bewohnbaren Lande wurde, daß der Wasserinhalt des von den Gebirgen eingeschlossenen Beckens durch den Spalt absloß, welcher in Folge einer Hebung oder Erschütterung durch das sächsische Grenzgebirge gerissen worden war. Hier, wo jezt die Elbe alle in Böhmen aufquellenden Gewässer in das Niederland führt, hat natürlich auch das Wasser zur Erweiterung und Zerklüftung des Thales im Sandsteingebirge sehr viel und weit mehr beigetragen, als da, wo ein härteres (plutonisches) Gestein den Fluthen mehr Widerstand leistete und nur stellenweise ausgewaschen und zerrissen werden konnte. Immer aber war eine unterirdische Kraft die erste Ursache einer solchen Thalbildung. Dieß also hat Herodot ganz richtig erkannt und erzählt es in der mythischen Umkleidung, in welcher solche Erscheinungen im ganzen Alterthum von Homer bis zu Ammianus Marcellinus (Buch 17. Kap. 7) aufgefaßt wurden.

Auffallend ist in diesem Berichte, daß Herodot die Ansicht von der Bildung des thessalischen Beckens als Tradition unter den Thessaliern fand. Sollte dieses Ereigniß wirklich in das Bereich menschlicher Erinnerung fallen, während die großen, die Länder umgestaltenden Erdrevolutionen bestimmt den verschiedenen geologischen Perioden vor dem Auftreten des Menschen auf der Erde angehören und erst von der modernen Wissenschaft richtig erkannt worden sind? Oder war diese Kunde nur die geistreiche Ahnung eines alten Weisen, welche, in den Volksglauben aufgenommen, als eine von Menschen erlebte Thatsache betrachtet wurde? Beides ist möglich, denn auch in der neuesten Zeit sind durch unterirdische Gewalt hin und wieder ganze Landstrecken gehoben und die Umrisse von Bergen und Meeresküsten verändert worden, und eine solche lokale Umgestaltung konnte in geschichtlicher Zeit das thessalische Becken betroffen haben.

Doch dem sey wie ihm wolle, immer mehr überzeugen wir uns, daß unsere Weisheit nicht von heute ist, und daß manche Wahrheit vor Jahrtausenden geahnt wurde, die dann, lange vergessen, erst in unsern Tagen wieder erkannt und endlich beglaubigt worden ist. Auf die Bestimmung der Zeit aber, in welche jenes Ereigniß fällt, müssen wir verzichten und jezt noch wie der alte Herodot sagen, daß es „vor Zeiten — τὸ παλαιόν“ — vorgefallen sey.

G. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mannheim, Januar.

Zwei feindliche Brüder.

Abermals hole ich aus dem Tempel der Themis ein kleines Bild, wie ich deren einige schon in diesen Blättern zur Ausstellung gebracht habe. Es sind tiefdunkle Schatten darauf zu sehen, aber es bricht auch ein recht freundlicher Lichtstrahl durch, der dem Auge und dem Herzen wohl thut, weil er neben den dunkeln Tiefen des menschlichen Herzens auch die Seite desselben zeigt, die nur der rechten Erleuchtung bedarf, um in wirklicher Schöne zu erscheinen.

Vor den Schranken eines rheinischen Gerichts erschienen kurz vor dem lezten Weihnachtsfeste zwei feindliche Brüder, Männer, die längst über die Jahre hinaus sind, denen man das rasche Brausen des Blutes leicht zu gute hält. Sie waren sich seit vielen Jahren feind, und wer weiß wie lange nicht mehr so nahe zusammen gekommen, als eben hier vor dem Tribunal; doch nein, kurze Zeit vorher noch weit näher, im grimmigen Handgemenge; denn eben jenes wilde Zusammengerathen hatte sie vor die Schranken geführt. Und was war die Ursache ihres Streites, ihrer jahrelangen Feindschaft? Anfänglich nichts anderes, als die verschiedene Güte der Aecker, die ihnen bei der Theilung des elterlichen Nachlasses zugefallen waren. Geben Erbtheilungen leider allenthalben so viel Anlaß zu Familienzwisten, so ist das in Ländern, in denen die Güterzerschlagung heimisch ist, vorzugsweise der Fall. Die verschiedenen kleinen, oft wunderbar schmalen Feldstücke, die zur Familienhabe gehören, liegen meist nach allen vier Winden in der Ortsmarkung zerstreut und sind nach der Güte des Bodens nicht selten sehr verschiedenen Werthes, gleiche Größe vorausgesezt. Da gilt es bei einer Erbtheilung nach der Bonität hübsch auszugleichen, damit kein Erbe zu kurz kommt, und die Eltern, die vor ihrem Tode selbst noch bestimmen, welche Item, wie man's nennt, jedem Kinde zufallen sollen, hätten fast nöthig, die Aecker auf die Goldwage zu legen, wenn sie nicht bei Leben oder im Tode noch der Ungerechtigkeit und Parteilichkeit von ihren eigenen Kindern beschuldigt, oft recht hart beschuldigt werden wollen. Von den

zwei feindlichen Brüdern glaubte nun eben der eine, ihm seyen die weniger guten Aecker zugetheilt worden, und obwohl er sonst, wie sein Bruder, ein gut beleumundeter Mann ist, so konnte er doch über diesen Stein des Anstoßes, der auf Mein und Dein lag, nicht hinauskommen. Der Groll war gefaßt, und wie fest der oft gerade zwischen Brüdern hält, das ist, eben nicht zur Ehre unseres auf seine Gottähnlichkeit so stolzen Geschlechtes, bekannt genug. Der Spätherbst gab Gelegenheit, den Haß in Thätlichkeit übergehen zu lassen. Auf einem Feldstücke, das in der Mitte getheilt worden, und von dem jedem der Brüder die Hälfte zugefallen war, trafen beide zusammen. Der eine wollte gesehen haben, wie der andere ihm von seinem Theile abhackte und den Grund auf sein Eigenthum hinüberzog. Ob der Haß sein Auge geblendet hatte, ob er recht gesehen oder nicht, genug, seine Leidenschaftlichkeit hatte Anlaß genug gefunden, den Bruder thätlich anzugreifen und tüchtig auf ihn loszuschlagen. Gerichtliche Klage und Ladung war die Folge und dem Manne des Faustrechtes war eine mehrtägige Gefängnißstrafe so gut wie gewiß, und das von Rechts wegen. Siehe, da nahm die Sache vor Gericht eine eigenthümliche Wendung. Der Angegriffene und Verlezte gedachte des nahen Weihnachtsfestes und konnte es nicht über das Herz bringen, daß sein Bruder diese Gedächtnißtage der Gnade, des Friedens und der Freude im Gefängniß zubringen sollte. Er bat daher das Gericht, und ließ es durch seinen Anwalt eindringlich bitten, es möge seinen Bruder mild behandeln und ihn ja nicht in eine Freiheitsstrafe verfällen. Und diese Bitte verfehlte des Eindrucks nicht: der Beschuldigte, der sein Vergehen nicht in Abrede stellte, kam mit der gelindesten Geldstrafe davon, die das Gesetz zuließ. Das Schöne an diesem Vorkommnisse ist aber nicht bloß die Scene vor dem Gerichte selbst, sondern vorzüglich die unmittelbare Folge derselben, die gänzliche Aussöhnung der feindlichen Brüder. Wäre nicht der heilige Tag vor der Thür gewesen, der Ausgang wäre wahrscheinlich ein anderer geworden. So haben hier offenbar die Lichter des Christbaums ihren hellen, milden Strahl in zwei Herzen und zwei Familien geworfen und ein recht häßliches Dunkel aus denselben verscheucht. Das Fest hat seine tiefste Bedeutung als Fest der Versöhnung und der Liebe so recht concret geoffenbart. Ein einziger Fall der Art ist schon ein Trost in einer Zeit, welche die Aufmerksamkeit so vorwiegend auf die innere und innerste Mission hinlenkt; er ist zugleich ein Fingerzeig nach der Quelle, aus welcher das wesentlichste Heilmittel für die tiefen sittlichen und socialen Schäden unseres Geschlechts geschöpft werden muß.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Das savoyische Ufer.

Nun verläßt unser Dampfboot die Nordküste des Sees und geht schräg nach der südlichen oder savoyischen über, auf die wir uns nun bleibend beschränken.

Von Nyon bis Yvoire ist nur eine Stunde, die das Dampfschiff in noch viel kürzerer Zeit zurücklegt. Und doch ist's, als hätte es ein weites Meer durchschnitten, so durchaus verschieden sind die zwei ganz nahen Uferländer und ihre Bewohner in Charakter, Sitten, Gebräuchen, in Land- und Weinbau, in Familien- und öffentlichem Leben, im Guten, wie im Unguten, im Schönen, wie im Unschönen. Das Land ist unstreitig viel fruchtbarer und schöner als die nördliche Küste, aber mit geringen Ausnahmen vernachlässigt und schlecht angebaut. Wiewohl das Innere der Bauernhäuser im Waadtland eben nicht reinlich genannt werden kann, wenn man damit die deutsche Schweiz, besonders Bern, Aargau und Zürich vergleicht, so sind es doch kleine Paläste zu nennen gegen die Schmutzhütten in Savoyen. Schmutz ist ein herrschendes Element in diesem Lande. Schon von außen sind die Häuser unreinlich, vernachlässigt und verfallen, im Innern aber abstoßend durch Unordnung und Unfläthеrei aller Art, durch Menschen- und Thiermiasmen in vielfacher Mischung. Heinzen könnte hier viele Erfordernisse zu seiner „Verthierung" finden, die er bei unsern deutschen Waffenmännern umsonst gesucht hat, und doch könnte er bei den armen Savoyarden sehen, was sittlicher Werth ist. Mit dieser Unreinlichkeit verbindet sich sehr häufig die Anlage zu Bleichsucht, Kröpfen, und in den engen, tiefen Thälern des Binnenlandes zum Kretinismus. Es ist oft ein Jammer die Kinder zu sehen, wie sie sich da Tage lang bettelnd herumtreiben und mit unermüdlicher Keckheit jeden Fremden verfolgen, fast wie bei Neapel. Es bestehen freilich Landschulen, die von jungen Geistlichen gehalten werden; die Kinder fürchten sich aber hier, wie überall, vor der Schule, und die Eltern schicken sie nicht hin, weil sie von da nichts nach Hause bringen, wohl aber vom Bettel an der Landstraße, wo Fremde in Contribution gesezt werden können. Oft brauchen sie die Kinder auch zur Feldarbeit, besonders in der guten Jahreszeit, so daß höchstens der Winter für die Schule übrig bleibt. Ein Glück, daß sie viel natürlichen Verstand, Mutterwitz und glückliche Anlagen haben. — Ich gehöre nicht zu denen, welche den mächtigen Einfluß der katholischen Geistlichkeit auf das Innere der Familien für einen Uebelstand halten. Diese Geistlichen sind jezt viel strenger von ihren Obern überwacht, als ehemals, und in vielen Fällen ist es gewiß ein Glück, wenn in einer Familie freundliche und doch imponirende Zusprache gehört wird, bei ehelichem Zwist, bei Streit unter Verwandten, oder der Eltern mit den erwachsenen Kindern, der Nachbarn unter einander, bei Fragen und Schwierigkeiten der Kindererziehung, kurz bei allem, wo Zureden und Rath eines verständigen, gebildeten und wohlwollenden, aber angesehenen Hausfreundes wünschenswerth ist. Sehr oft vermeiden die Leute im Familienkreise leidenschaftliches Wesen, Grobheit und Unrecht schon aus Scheu vor dem Geistlichen und seinem Tadel. Ihm klagen die Leidenden ihr erlittenes Unrecht; überall, wo Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten sind, wird er um Rath gefragt. Wer aus dem katholischen, aber religiös gleichgültigen Frankreich, oder aus dem reformirten Waadt oder Genf kommt, der kann sich nicht genug wundern, wenn er in Savoyen die Offiziere und Carabinieri reali den Geistlichen complimentirend, mit abgenommenem Hut entgegentreten sieht. Es ist vorauszusehen, daß seit dem Gesetz Siccardi und dem Verfahren gegen den Erzbischof von Turin, und seit der feindlichen Spannung mit dem päpstlichen Stuhl das Ansehen und der Einfluß der Geistlichkeit in Savoyen abnehmen werden. Die Geistlichen stehen hier auch den Schulen vor, was ich nach meiner Ueberzeugung und Erfahrung in katholischen Ländern für sehr zweckmäßig halte. Der Unterricht in diesen Schulen mag wenig bedeuten und sich nur auf das unentbehrlichste Wissen beschränken, während im gegenüberliegenden Waadt die Schüler in ihrer vornehmen Normalschule zu Viertelsprofessoren gebildet werden, mit reichlicher politischer und radikaler Zuthat, ohne sittliche und religiöse Bildung. Wir gehören zu denen, die auf den Unterricht der Kinder auf dem Lande sehr wenig Werth legen, wenn er nicht den festen, für alle Lagen und Verhältnisse des Lebens unentbehrlichen Grund und Boden der Religion hat.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 16. Sonnabend, 18. Januar 1851.

— Turbans now pollute Sophias shrine!
Byron.

Et erit in templo abominatio desolationis.
Daniel, Proph.

Die Restauration der St. Sophienkirche in Constantinopel.

„Gott ist mitten in ihr, sie wird nicht erschüttert werden; Gott wird sie erhalten von einem Morgen zum andern.“ Diese Worte standen auf jedem der Ziegelsteine, die zum Wiederaufbau der eingestürzten Kuppel der Constantinischen St. Sophienkirche verwendet wurden. Ein sachverständiger Schatzmeister Kaiser Justinians wurde nach Codinus Versicherung eigens nach Rhodus gesendet, um sie da unter seiner Aufsicht brennen zu lassen, fünfmal, ja nach einem andern byzantinischen Historiker zwölfmal leichter als die gewöhnlichen. Die berühmtesten griechischen Architekten jener Zeit (530—537), Isidor und Anthemius, aus dem damals noch sehr kunstreichen Karien, übten daran ihre statischen, mechanischen und architektonischen Kenntnisse, zu denen die Sage auch physikalische Kunststücke fügte. Der Kaiser selbst aber soll durch die Inspiration eines Engels ein Problem über den flachen Kuppelbau gelöst haben, welches die großen Baumeister von Milet und Tralles lange umsonst gesucht hatten. Am wirksamsten glaubte man den Bau durch die eingemauerten Reliquien zu sichern; außerdem wurden immer nach Vollendung von zwölf Steinschichten öffentliche Gebete gehalten. Starke Strebepfeiler und andere architektonische Hülfsmittel thaten das ihrige, entstellten aber das Aeußere der Kirche.

So zog die ganze byzantinische und türkische Zeit, es zogen über dreizehn Jahrhunderte über St. Sophia hin, ehe die Basilika wieder einer Hauptrestauration bedurfte. Erst vor einigen Jahren wurde ein Theil der Kuppel sehr schadhaft, so daß diesem schönsten, großartigsten Gebäude des Morgenlandes naher Untergang drohte. Aber schon früher mußten die wenigen zugelassenen Christen in der weiten Moschee sehr schmerzliche Bemerkungen machen: dunkle, schmutzige Gänge, das Bild einer Stadt, deren enge Straßen in einen großen Platz auslaufen; einst aus den Tempeln Griechenlands weggenommene und hier aufgestellte, von den Türken vernachläßigte und geschwärzte Marmorsäulen, mit Spuren roher Axthiebe, so weit die Barbaren die Ornamente erreichen konnten; berühmte, aber seit der Eroberung von 1453 mit Kalk übertünchte Mosaiken; die Cornischen und der Marmorfußboden bedeckt mit einer dicken Lage vom Unrath der Tauben, welche frei durch die Fenster aus- und einfliegen. Die Kuppel, in schwindelnder Höhe von zwei über einanderstehenden Reihen kleinerer Säulen getragen, hatte diese aus ihrer geraden Stellung nach außen gedrängt. Durch schadhafte Regenrinnen sickerte das Wasser nicht nur in das uralte Gewölbe, es strömte auch herunter in die Kirche auf die kostbaren Teppiche und störte das Gebet knieender Mollahs, indem es sie auf die Baufälligkeit der über ihren Köpfen schwebenden Kuppel aufmerksam machte. In diesem bedenklichen Zustand war das Gebäude schon geraume Zeit, ohne daß jemand an ernstliche, ausreichende Hülfe dachte, ausgenommen der Architekt Fossati in russischen Diensten, der den schönen russischen Gesandtschaftspalast in Constantinopel gebaut und sich dadurch auf das Vortheilhafteste bekannt gemacht hatte.

Er benutzte sein freundliches Verhältniß mit Reschid-Pascha, Halil-Pascha und Rifath-Pascha, den kräftigsten Stützen des jetzigen Regierungssystems der

Pforte, um öfters einige Worte über den drohenden gänzlichen Ruin der alten Kuppel einfließen zu lassen. Da hieß es dann immer: „Gott ist groß, das Reich aber ist arm!" Damit glaubten sie den Architekten zu beschwichtigen, wenn er vom Damoklesschwert sprach, das über den Häuptern der Gläubigen in der Moschee hing. Endlich aber wurden die Herren doch unruhig. Der Sultan verlangte einen Bericht über die Sache und zeigte sich geneigt, etwas für die Erhaltung eines Denkmals zu thun, an dem zum Theil der Ruhm des Reichs hing, und um dessen willen jährlich Tausende von Ungläubigen aus allen Theilen Europas kamen und St. Sophia staunend betrachteten, was freilich die Moslem nicht begreifen konnten.

Hätten sich auch die Minister gleich für die Restauration entschieden, so wären damit noch lange nicht alle Hindernisse entfernt gewesen. In Constantinopel leben unter andern Schlaraffen auch die Karabet, eine armenische, sehr reiche Familie, die aber aus schlauer Verstellung immer in schlechten, oft gar in zerlumpten Kleidern umhergeht. Seit undenklichen Zeiten sind diese Leute erblich damit belehnt, die bretternen Lustschlösser und Paläste des Sultans zu bauen und dann mit Farben anzustreichen, wobei sie ungeheure Summen gewonnen haben. Wiewohl nun die Minister kein Vertrauen zu ihnen haben, so wollten sie sie doch möglichst schonen und versammelten eines Tags die Karabet mit andern türkischen Architekten zur Berathung über die Restauration der St. Sophienkirche.

Einer der Türken rieth, zwei neue Minarets anzubauen und dann das Innere, sowohl die Kuppel als die Wände, durchaus blau mit goldenen Sternen zu übermalen, wodurch alle schadhaften Stellen unsichtbar würden; ein anderer rieth statt der Sterne zu goldenen Sonnen und auch außen zur Bemalung, damit gar nichts von den Sprüngen in der Mauer zu sehen wäre; ein dritter hielt den ganzen Schaden für unbedeutend und legte größere Wichtigkeit auf die Wiederherstellung der Brunnen, der Schulen und der großen Pforte. Die ganze Diskussion des Bauraths nahm die erwartete Wendung, und Rizzah Pascha legte seine Pfeife nieder, um die türkischen Architekten auf die Hauptfrage zurückzuführen, auf die Mittel, den drohenden Einsturz der Kuppel zu verhindern und die Säulen wieder gerade zu stellen. Bei dieser lebensgefährlichen Commission sahen sich die Karabet und die Architekten höchst verlegen an, behaupteten aber sofort mit gewohnter Unverschämtheit, die Erbauer der Kirche haben mit Fleiß alles so und nicht anders hingestellt, die Säulen müssen geneigt seyn, die Baumeister haben es im Abendland sogar mit den Thürmen so gemacht. Da ging ein Luftzug durch das Zimmer und Fossati will Isidors Geist an sich haben vorüberziehen sehen. Die Minister sahen nun wohl ein, daß mit diesen Leuten nichts anzufangen sey, und entließen sie. Da nun Fossati mit seinem Kopf dafür bürgte, daß er die Säulen wieder aufrichten und die Kuppel vor dem Einsturz sichern werde, so wurde er mit der Unternehmung beauftragt.

Damit war aber noch nicht alles gewonnen, denn in den persönlichen Verhältnissen Fossatis lagen noch große Schwierigkeiten. Den Türken war er vor allen ein Giaour, und dann ein Moscov, ein Glied einer von ihnen auf den Tod gehaßten Race. Geschah das geringste Unglück, wurden — was sehr leicht kommen konnte — die um St. Sophia herumwohnenden Türken durch irgend etwas gegen die europäischen und griechischen Arbeiter aufgeregt, so war alles verloren. Fossati fürchtete besonders eine Schule von fünfzig arabischen, der Moschee fanatisch ergebenen Studenten. Zum Glück brachte er es bei der Regierung dahin, daß man ihnen auf ein Jahr Urlaub zur Heimreise nach Asien und dazu eine kleine Summe als Reisegeld gab. So zogen sie denn mit fliegenden Fahnen davon.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf dem Düneneilande Sylt.

(Schluß.)

Ungleich unheimlicher sind die „Wiedergänger," auch „Gonger" genannt. Unter diesen schreckenden Gestalten versteht der Inselfriese Menschen, die in den Wellen ihren Tod gefunden und von Zeit zu Zeit ganz in Gestalt und Haltung Ertrunkener frühern Bekannten am Lande wieder erscheinen. Auch das „zweite Gesicht" fehlt diesen Eilanden der sturmreichen Nordsee nicht. Es gibt wenigstens noch immer manchen Strandbewohner, der Nachts, wenn der flimmernde Schein des Mondes die Wellen mit Silber bestreut, von einer fernen Hallig herüber einen Leichenzug erblickt, ein Schauspiel, das sich bald darauf genau so in der Wirklichkeit wiederholen soll.

Der Glaube an eine in den Fluthen untergegangene Welt liegt auf diesen Frieseninseln so nahe, daß es Sünde wäre, daran zweifeln zu wollen. Oft vernichtete eine einzige Nacht ganze Ortschaften, riß Häuser, Kirchen, Menschen und Thiere spurlos in die Tiefe des zürnenden Meeres hinab. Diese so räthselhaft verschwundenen leben dann natürlich in der Volkssage fort, und um Sylt hört man heutigen Tages die Glocken des versunkenen Rungholt eben so

vernehmlich läuten wie auf Usedom's Strande jene von dem im Schooße der Ostsee ruhenden fabelhaften Vineta.

Elfen, Zwerge und das lustige Heer der Hexen, dem in Nordfriesland so gut wie in der ganzen übrigen europäischen Welt vor Jahrhunderten zahlreiche Opfer fielen, kennen diese sturmumtobten, nebelreichen Inseln ebenfalls. Die Elfen pflegen in hellen Mondnächten zierliche Reigen auf niedrigen Hügeln zu schlingen, die Hexen tanzen auf den Grabmälern der braunen Heiden und die Zwerge, „Onnerensken" genannt, haben vorzugsweise im Gestein von Morsumkliff ihren Sitz, wo man sie in stillen Nächten beim melodischen Surren der Brandung singen, häufiger noch klopfen und schmieden hört, denn die Sylter Zwerge sollen äußerst geschickte Topfmacher seyn.

In manchen Ausdrücken der Friesen, die noch jetzt gäng und gebe sind, läßt sich deren Ursprung aus vorchristlicher Zeit leicht erkennen. So waren z. B. Krähen und Raben bei den heidnischen Friesen heilige Vögel, bei denen die Seefahrer zu schwören pflegten. Es ist nun nichts seltenes, noch gegenwärtig manchen jungen und alten Sylter als Betheurungswort „bi den Raaven" ausrufen zu hören. Eine poetische Vorstellung machten sich die Friesen der Vorzeit von dem Ursprunge der Sterne. Diese ließen sie nämlich aus der untergegangenen Sonne entstehen, indem sie den unverheirathet gebliebenen Mädchen, den „ewigen Jungfrauen," das wunderliche Geschäft zutheilten, die Sonnenscheibe für die Dauer der Nacht in Sterne zu schneiden, während es Aufgabe der „ewigen Junggesellen" blieb, die so gefertigten Sterne am östlichen Himmelsrande hinaufzuschieben. Interessant ist es, daß man schon damals die Entstehung von Ebbe und Fluth dem Monde zuschrieb. Die Friesen wollten nächtlich in diesem Weltkörper einen Riesen bemerken, dessen ausschließliches Geschäft es war, Ebbe und Fluth zu machen. Merkwürdig war ferner auf Sylt der Gruß, welchen die Frauen einer nahenden Freundin zuzurufen pflegten. Dieser Gruß hieß: „Kummst Frigge!" und konnte wohl kaum etwas anderes als die Freude ausdrücken, die man beim Erscheinen einer Segenbringerin empfand. Dieß angenommen, so reicht dieser Gruß, der vereinzelt heute noch bei allen Sylterinnen gehört werden mag, ebenfalls zurück in die grauste vorchristliche Zeit. Frigge war die Gattin und ordnungsliebende Hausfrau des Wodan in der altfriesischen Mythologie. Die Friesen scheinen dieselbe sehr hoch verehrt zu haben, da sie ihr sogar ein Sternbild, nämlich den Orion am Himmel anwiesen, dessen Schwert sie „Rocken der Frigge" nannten.

Dieß und noch manches andere erfuhr ich von meinem Gastfreunde, der gewiß bei vielen sich großen Dank verdienen würde, fände er früher oder später Muße, den reichen Schatz seines Wissens und seiner Forschung über altfriesische Sitten, Sagen und Geschichten der Welt mitzutheilen.

Ernst Willkomm.

Sonnette.

1.

Du billigst nicht, daß ich um Kleinigkeiten
Spitzfindig hadernd die Gedanken spalte;
Was für die ganze Menschheit nichts enthalte,
Darüber, willst du, sollen wir nicht streiten.

Wer aber glüht die Wahrheit zu verbreiten,
Wer will, daß sie allein auf Erden walte,
Und sich ihr Banner überall entfalte,
Der muß im Kleinsten ihr den Sieg bereiten.

Dort in des Himmels unbegrenzten Sphären,
Wie in den Körnern, die den Sperling nähren,
Siehst du die Allmacht gütig sich bewähren.

So kann im Kampf um eine Sommermücke,
Wie in den Reden von dem Völkerglücke,
Die Wahrheit triumphirend sich verklären.

2.

Die Arme, die verbotner Gluth erlieget,
Ich will sie wahrlich zu den ew'gen Flammen,
An Gottes Statt Recht sprechend, nicht verdammen,
Da doch ja nichts ein menschlich Urtheil wieget;

Da mich derselbe Dämon ja bekrieget,
Von dem die Sünden dieses Weibes stammen,
Und uns, die gestern noch so rüstig schwammen,
Vielleicht der Strudel heute noch besieget.

Doch kommst du mir und preisest das Vergehen,
Weil du es aus der Liebe sahst entstehen,
Als eine süße Blüthe dieses Lebens,

So sag ich nein; und magst in goldnen Strahlen
Du auch den schönsten Heilgenschein ihm malen,
Ich haß' es dennoch und du malst vergebens.

3.

Wie für die Hochzeit engelschöner Bräute
Hat das Gefild sich jugendlich geschmücket,
Und durch die reine Luft, die mich entzücket,
Tönt lieblich traurig sanftes Grabgeläute.

Warum, ach! ruft die kalte Pflicht mich heute,
Wenn mich der Wonne volles Maaß beglücket!
Recht fühl ich erst, wie sehr das Leben drücket,
Wird ihm ein solcher Augenblick zur Beute.

Doch lernst du so auch was du willst zu missen,
Und siehst du dir ein theures Gut entrissen,
In dem Verlust dich wie ein Mann zu fassen;

Lernst, wenn der Gott, der deine Tage zählet,
Einst ohne Frist zum Opfer dich erwählet,
Die holde Welt mit Würde zu verlassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Savoyen.

Ein entschiedener Uebelstand in Savoyen ist die Unzahl von Advokaten, die, um leben zu können, die angeborene Streitsucht der Einwohner benützen, um sie in Prozesse aller Art zu verwickeln und dadurch großen Einfluß auf ihr häusliches Leben zu gewinnen, wobei ihnen die Geistlichen nicht genug entgegen arbeiten. Durch die in Folge der neuen Verfassung gegebenen Justizverordnungen und Steuerverminderungen wird diesem Uebel nur zum Theil abgeholfen werden. — Das Schlimmste aber ist wohl in Savoyen der Zollzwang und seine unvermeidlichen Folgen. Kein Land liegt dazu günstiger, als die Provinz Chablais, wohin zu Land und über den See aus Genf, Waadt und Wallis verbotene oder hochverzollte Waaren leicht eingeführt werden. Der Gewinn dabei ist bedeutend und verlockt alt und jung, Männer, Frauen, ja selbst Kinder zum Betrieb dieser Industrie. Geistlichkeit, Obrigkeit und Gendarmen haben dagegen keine Gewalt. Es ist jedoch nicht allein das eigene Bedürfniß oder die Lust am Gewinn, was die Leute zur Schmuggelei treibt, sondern auch der besondere Reiz dieser streng verbotenen und gefährlichen Expeditionen, der mit dem Reiz der gefährlichen Gemsenjagd Aehnlichkeit hat. Der nachtheilige Einfluß dieser bei Tag und Nacht, auf dem See und zu Land, durch Felsschluchten und Abgründe getriebenen Contrebande auf das sittliche Leben läßt sich leicht ermessen. Es ist nur zu verwundern, daß in dem Volkscharakter noch so viel Gutes, Lobenswerthes und selbst Liebenswürdiges ist.

Savoyen steht nun seit drei Jahren als königl. sardinische Provinz unter einer höchst liberalen Verfassung mit voller Denk-, Sprech- und Druckfreiheit, und man sollte glauben, dieß wirke erhebend, entwickelnd und befreiend auf Land und Leute, es sey vieles besser geworden als sonst. Mit nichten! Die neue Verfassung ist in dem von Turin entfernten, durch kein Uebergangsstadium vorbereiteten Savoyen noch ein bloßes Buchstaben- und Papierwesen; sie steht freilich vielfach geschrieben und gedruckt, sie ist auch häufig proklamirt, ausgetrommelt, ausposaunt und ausmusicirt, auch sind ihretwegen die Häuser illuminirt worden, aber von ihr ist im Lande noch wenig in's Leben und Weben des Volks übergegangen; es ist darin sehr vieles beim Alten geblieben. Es wird allerdings freier als vorher, oft zu frei gedacht, gesprochen und gedruckt; im vernachläßigten innern Leben, im Ackerbau und in der Kinderzucht ist man aber um kein Haar breit weiter gekommen. Unwissenheit im Landbau und Schmutz herrschen nach wie vor. Der schwere Verlust an Geld und Menschen, den Savoyen durch Carl Alberts unglücklichen lombardischen Feldzug und die beschämenden Schlachttage von Custozza und Novara erlitten hat, wird der neuen Constitution in die Schuhe geschoben. Dazu kommt, daß die Leute der braven savoyischen Legion durch die Schuld piemontesischer Generale und Offiziere durch Hunger und Entbehrungen aller Art furchtbar gelitten haben. Das Volk verharrt bei seiner alten blinden Unterwürfigkeit unter Geistliche und Obrigkeiten, ohne nach irgend einem Recht zu fragen. Alles dieß können die französischen Nachbarprovinzen, deßgleichen der Radikalismus in Genf und Waadt nicht begreifen. Nun fragt sich aber: wer ist für's erste glücklicher, der Savoyer in seiner freiwilligen Beschränkung, oder seine französischen und schweizerischen Nachbarn, die unzufrieden von der Forderung und Eroberung eines Rechts zu einer andern fortschreiten und wahrscheinlich nächstens auf dem Punkt ankommen werden, wo alles staatliche, bürgerliche und Familienleben in Stücken auseinander fällt und einem Chaos weicht, dessen Ende sich nicht bestimmen läßt?

Wir sind also in Yvoire, dem armen, schmutzigen Dorf, wo noch das alte, viereckige Schloß der Barone von Yvoire steht, die vor Jahrhunderten eine imponirende Seemacht auf dem Leman hatten, und da mit den Genfer, Thonon'schen und Walliser Schiffen oft im Kampf lagen. Die Sage berichtet von ihrer größten und schönsten Galeere, die Jean d'Yvoire mit dem eisernen Arm in den See versenkt haben soll, als er sich gegen die Uebermacht der herzoglichen Galeeren von Thonon nicht mehr halten konnte. Im alten Schloß zeigt man noch den eisernen Arm des tapfern Barons Johann, der ein savoyischer Götz von Berlichingen war. Das Burgarchiv geht bis zum Jahr 1300 hinauf und enthält viel Interessantes, besonders von dem aus den Kreuzzügen heimgekehrten Prinzen von Achaja und Morea und von der Prinzessin Maria von Savoyen. Seit 1655 gehört die Baronie Yvoire der Familie Bouvier in Thonon. — An der Landspitze von Yvoire, die eine Art von Vorgebirg bildet und bei den Römern mit Recht Aquaria — das seeumflossene — hieß, thut sich der große See auf und wird nun auf einmal dreifach breiter als vorher.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 17. Montag, 20. Januar 1851.

— O fahrt wohl,
Du muth'ge Trommel und du grelle Pfeife,
Du königlich Panier, und aller Glanz,
Schmuck, Pomp und Zubehör des edeln Kriegs!

Shakespeare.

Aus dänischer Gefangenschaft.

Kopenhagen, im December 1850.

Der Entschluß der Dänen, diejenigen von uns, welche so schwer verwundet sind, daß sie in diesem Kriege doch nicht mehr dienen können, nach Deutschland zurückzusenden, wird es mir hoffentlich möglich machen, auch diese Zeilen sicher dahin zu befördern. Wie beneiden wir diejenigen, denen bei der Auswahl das Loos zufiel, aus dem Gefängnisse fort in die Freiheit geschickt zu werden! Und doch gaben nur fehlende Arme und Beine und Augen Anspruch auf diese Gunst; wer nicht so schlimme Wunden aufzuweisen hatte, daß man ihn beim besten Willen in vielen Monaten nicht wieder zum leichtesten Dienst eines Garnisonssoldaten verwenden könnte, wird gewiß dabehalten. Die Abziehenden waren ein wirklich Mitleid erregendes Häuflein von Invaliden. Mehr als ein Bein oder einen Arm hat fast keiner; ja es sind welche darunter, denen beide Arme oder Beine von den Kugeln fortgerissen worden sind.

Ich war bei Idstedt mit der Tirailleurkette unseres Bataillons sehr weit vorgedrungen; wir schossen uns munter wohl seit einer Stunde mit den uns etwa zweihundert Schritt gegenüberstehenden feindlichen Jägern herum und mancher Hahnemann (Däne) mußte ins Gras beißen, wogegen wir selbst keinen bedeutenden Verlust hatten, da die Kugeln fast alle zu hoch gingen. Wir hatten uns endlich verschossen, und das Signal zum Rückzuge war bereits gegeben, als ich mich noch einmal umwendete, um meine letzte Spitzkugel gegen die vorrückenden Dänen abzufeuern. In demselben Augenblick aber, wo mein Schuß losging, fühlte ich plötzlich einen stechenden Schmerz in der linken Schulter, mein Arm sank wie gelähmt herab, und die Büchse fiel aus dem Anschlag zu meinen Füßen. Eine dänische Kugel mußte mich in der linken Schulter unter dem zusammengerollten Mantel getroffen haben, und ich sah auch bald, daß das Blut in dickem Strom aus einem Loche in meinem Waffenrock hervorquoll. Ich versuchte noch fortzulaufen und kam auch noch an die fünfzig Schritte weit, wurde dabei aber so matt, daß ich immer weiter hinter den Kameraden zurückblieb. Mein treuer Freund B., der neben mir war, faßte mich zwar unter dem Arm, und mit seiner Hülfe wäre es mir vielleicht geglückt, noch zu entkommen, obgleich die Dänen in großer Zahl rasch nachrückten. Als er mir aber über einen „Knick" helfen wollte, fuhr ihm eine dänische Kugel gerade durch den Kopf, daß er augenblicklich todt niederstürzte. Er riß dabei auch mich mit zu Boden und sein warmes Blut rieselte mir fortwährend ins Gesicht. Da ich mich nicht rühren konnte, weil er auf mir lag, mußte ich liegen bleiben, und Gefangenschaft war unvermeidlich mein Loos.

Die ersten dänischen Jäger liefen bei mir vorbei, ohne auf mich zu achten, da B's. Leiche mich fast ganz bedeckte. Einen hörte ich im Avanciren seinen Kameraden auf dänisch zurufen: „Da liegen auch so ein Paar todte deutsche Hunde!" Der Mann erhielt aber in demselben Augenblick einen Schuß in den Bauch, daß er niederstürzte und jämmerlich schrie. Ueberhaupt schossen die Unsrigen jetzt wieder sehr stark, so daß die Dänen nicht weiter als bis zum „Knick," wo ich lag, vorzugehen wagten. Jetzt sahen

ihrer zwei, daß ich noch lebte, und kamen auf mich zugelaufen, indem einer in seinem gebrochenen Deutsch mir zurief: „Bist gefangen, du schleswig-holsteinischer Insurgenter!“ Mit diesen Worten halfen sie mir auf die Beine und griffen sofort nach meiner Büchse und meinem Hirschfänger, welche Gegenstände, nebst Geldbeutel, Uhr und Brieftasche, sie auch von B's. Leiche nahmen. Auch mich durchsuchten sie sodann, und Uhr und Geldbeutel, in dem nahe an fünf Thaler waren, fielen in ihre Hände; auch band mir einer der Jäger mein gutes schwarzseidenes Halstuch ab und sich sogleich um, und gab mir dafür seine alte schmierige Commißbinde. Vom Gelde in meinem Beutel gab mir einer einen Thaler wieder, sowie vier bis fünf Cigarren aus meiner Cigarrentasche, die sie mir ebenfalls abgenommen. Sonst benahmen sich diese dänischen Soldaten nicht brutal gegen mich, einer reichte mir sogar gutmüthig seine Feldflasche mit schlechtem Branntwein und gab mir ein Stück Commißbrod. Darauf faßten sie mich unter dem Arm, da ich zum Gehen zu schwach war, und schleppten mich zurück auf einen Platz, wo viele Gefangene von uns schon zusammengebracht waren.

Hier ging man zum Theil sehr roh mit uns um. So sah ich, wie ein junger dänischer Lieutenant einem gefangenen holsteinschen Offizier die Epauletten gewaltsam von den Schultern riß, indem er rief: „Was! will so ein Insurgentenhund gar noch Epauletten tragen!“ Da nahm aber ein alter dänischer Hauptmann, der dieß sah, den jungen Herrn auf die Seite, sagte ihm einige, wie es schien, ernste Worte, trat dann zu unserem Offizier und hob ihm die Epauletten, die zu seinen Füßen lagen, wieder auf.

Von dem, was jezt weiter mit uns geschah, weiß ich nicht mehr viel; da meine Wunde unverbunden blieb, verlor ich so viel Blut, daß mir immer dunkler vor den Augen wurde und ich endlich fast besinnungslos zusammenbrach. Nur so viel erinnere ich mich dunkel, daß ein wildes Getöse um uns war, und wir endlich bunt durcheinander auf Wagen geworfen und weit fortgeführt wurden, wobei ich in meiner Schulter durch das Stoßen des Wagens oft einen ganz unerträglichen Schmerz verspürte, wie er nicht ärger seyn kann, wenn man auf der Folterbank liegt. Endlich nach langen peinvollen Stunden schwanden mir die Sinne völlig und ich lag in starrer Ohnmacht.

Ein neuer heftiger Schmerz erweckte mich aus der Betäubung, und als ich die Augen aufschlug, sah ich mich auf einer Holztafel liegen und neben mir stand ein Mann mit aufgekrempten Hemdermeln, blutigen Händen und einer weißen Schürze, an der das Blut heruntertriefte, beschäftigt mir die Kugel aus der Schulter zu ziehen. Es war ein schleswig-holsteinscher Arzt, der sich, gleich mehreren seiner Collegen, edelmüthig hatte gefangen nehmen lassen, um uns verwundete Gefangene pflegen zu können. Möge Gott diesen wackern Männern, vor allen dem Oberstabsarzt Dr. Strohmeyer, lohnen, was sie an vielen Hunderten Verwundeter in den Hospitälern von Schleswig gethan! Ohne ihre aufopfernde Hülfe, die mit Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen hatte, wären viele von uns, die jezt glücklich wieder genesen sind, entweder Krüppel geworden oder darauf gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Restauration der St. Sophienkirche in Constantinopel.

(Fortsetzung.)

Die Arbeiten begannen im untern Theil des Gebäudes mit der allgemeinen Reinigung der Marmorwände und Säulen. Ueberall trat der alte Glanz wieder hervor; es war wie eine Auferstehung all dieser herrlichen Ueberbleibsel antiker Tempel, über die viele Jahrhunderte hingegangen sind und die im Schirm einer der göttlichen Weisheit gewidmeten Kirche wunderbar erhalten worden. Die Schichte von Staub und Schmutz auf manchen schon im Alterthum berühmten Säulen war so groß, daß man an ihrer Identität hätte zweifeln können. Daher war auch Fossati voll Jubel, als er sie in ihrem alten Glanz wieder erscheinen sah, besonders die acht großen monolithischen Säulen von verde antico, die, für den Tempel von Balbec gebrochen und geschliffen, nach Rom und von da unter Kaiser Theodosius nach Byzanz gebracht worden waren. Diese Säulen, wohl die schönsten in der Welt, und vollständig erhalten, ließen nach ihrer Reinigung sofort wieder ihre herrlichen Reflexe spielen. Sie stehen an den äußersten Enden der Kirche, vier und vier einander gegenüber. Hinter ihnen fand man die acht Säulen von rothem ägyptischem Porphyr wieder, aber mit starken eisernen Ringen eingefaßt. Es scheint, daß sie in der byzantinischen Zeit durch die ungeheure auf ihnen ruhende Last Sprünge bekommen haben. Fossati hütete sich wohl diese Ringe zu entfernen, oder den Säulen etwas von ihrem eigenthümlichen Charakter zu nehmen. Die weißmarmornen Kapitäle derselben traten gereinigt wieder in ihrem reichen Akanthusschmuck hervor, sie zeigen aber byzantinische Ueberladung.

Die durch die Last des Gewölbes aus der geraden Richtung gedrängten Säulen wurden wieder senkrecht gerichtet und die gesprungenen Säulenfüße durch andere ersezt. Es war kein kleines Stück Arbeit, besonders bei den obern Säulen, die durch den Druck der Kuppel am meisten gelitten hatten. Ungeheure Gerüste standen im Innern des Gebäudes und unterstüzten die Mauern überall, wo es nöthig war. So konnten die geneigten Säulen wieder vertikal aufgerichtet und auf neue Piedestale gestellt werden. Dieß hatten die armenischen und türkischen Architekten für ganz unmöglich gehalten, und sie wollten nicht eher an die Thunlichkeit der Sache glauben, als bis sie es sehen würden. Als sie sich nun durch den Augenschein überzeugten, daß diese Aufrichtung bei der ersten Säule mit Leichtigkeit und Sicherheit vor sich ging, riefen sie: „Gott ist groß!" und stießen dabei nach ihrer Art gewaltige Seufzer darüber aus, daß sie nicht selbst auf den Gedanken eines so einfachen Verfahrens verfallen und sich nun von den Paschas wegen ihrer Unwissenheit und wegen ihres Mangels an Erfahrung verspotten lassen mußten. Fossati aber sagte ihnen zum Trost, selbst bei genauer Kenntniß des Mittels hätten sie es doch nicht anwenden können, weil die Hauptschwierigkeit in der sorgfältigen und genauen Ausführung liege.

Als von den Mauern der dicke Kalküberzug abgekrazt worden war, zeigten sich Wände von wunderschönem Marmor und zahlreiche Mosaiken, die Fossati sorgfältig abzeichnen, dann aber, weil der Islam keine Bilder duldet, wieder mit Kalk überziehen und Fresken in orientalischem Geschmack darüber malen ließ. Ein Venetianer hatte diese Malereien übernommen, und in ganz kurzer Zeit hatten sich einige albanesische und griechische Buben, die Kalk zutrugen, durch bloßes Zusehen so gut für die Arbeit herangebildet, daß sie treffliche Schüler und Gehülfen wurden. So entdeckte Fossati auf der einen Seite der Facade nach dem Vestibulum hin jenes berühmte Mosaik, das die Kaiser Constantin und Julian darstellt, wie sie der Jungfrau Maria Gaben darbieten, einer das kleine Modell von Constantinopel, der andere das Modell der Sophienkirche, alles sehr wohl erhalten. Die Zeichnung dieses Mosaiks wird das Werk über die Sophienkirche zieren, das Fossati in London herauszugeben gedenkt.

Der Architekt hatte täglich mit großen Verlegenheiten und Schwierigkeiten zu kämpfen. Alle Pfortenpaschas, alle Beamten, ja sogar schwarze Diener der Behörden und Eunuchen des Serails hielten sich für vollkommen berechtigt die Moschee zu betreten, um den Arbeiten zuzusehen. Sie störten die Bauleute, verlangten, daß man sie überall herumführe, gaben unsinnigen guten Rath und äußerten, sie werden bald wieder kommen, um nachzusehen, wie man ihrem Verlangen nachgekommen. Alle bezeugten ihre Ungeduld, die Moschee fertig und wieder zugänglich zu sehen, um darin beten zu können. Einer bestimmte dazu einen Monat, der andere gar nur eine Woche. Die Minister selbst, die daran gewohnt sind, daß sich in ihrem Lande Paläste aus Backsteinen und Brettern wie durch Zauberkraft in ganz kurzer Zeit erheben, begriffen gar nicht, warum die Arbeiten in St. Sophia so langsam vorrückten. Sie dauerten anderthalb Jahre.

Als man an die Kuppel kam, wurde die Arbeit immer schwieriger und verlangte große Vorsicht. Die Byzantiner, die so ruhmredig waren wie ihre Vorfahren, die alten, und ihre Nachkommen, die neuen Griechen, behaupteten, wie schon erwähnt, diese Kuppel sey aus ganz besonderem Backstein gefertigt worden, aus einer porösen Erde der Insel Rhodus, und leichter als Wasser.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Königsberg, Januar.

Deutsche Zustände.

Ich weiß nicht, ob Sie den Anfang des neuen Jahres und den Anfang der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts in Ihrem Blatte mit Neujahrsbetrachtungen eingeläutet haben; aber dafür möchte ich flehen, daß diese Betrachtungen, falls sie gemacht sind, um so ermuthigender Natur seyn werden, je tiefer das deutsche Volk augenblicklich im Elend steckt. Wie den einzelnen

Menschen große Ereignisse bilden, so müssen auch die Völker ab und zu tüchtig durchgeschüttelt und durchgerüttelt werden, wenn sie nicht die Tiefe des Bewußtseyns und des Denkens verlieren, wenn sie nicht verflachen und damit eines natürlichen Todes sterben sollen. In dem Augenblicke des herzhaften Durchschüttelns mag es uns mitunter herzbrechend zu Muthe werden, aber wenn wir an die wohlthätigen Folgen denken, so müssen wir doch im Grunde dem Himmel danken, daß er uns in eine Situation gebracht hat, in der uns das Hören und Sehen vergehen zu wollen scheint. Denn in der That wird uns das Sehen und Hören nicht vergehen, es wird, wenn wir nahe daran sind zu ertrinken, doch die Lust zum Leben erwachen, und wir werden unsere Kräfte zusammennehmen und uns aus der Gefahr befreien. Ist das geschehen, so lernen wir uns wieder, kennen unsere eigene Thatkraft, können uns ihrer freuen und singen und sagen von ihr. Wir gafften über den Rhein und holten uns die Verstandesmaschine des Absolutismus von oben, die Büreaukratie; als uns diese Maschine nicht zusagte, gafften wir abermals über den Rhein und holten uns die Maschine des Absolutismus von unten. Jezt haben wir im eigenen Hause so viel zu gaffen, daß die französischen Zeitungen, die noch vor wenigen Jahren die einzige politische Nahrung waren, höchst gleichgültige Wesen geworden sind. Im Jahre 1848 gafften wir nach der Paulskirche, freuten uns, daß wir sammt und sonders souverän seyen von der großen Zehe bis zum Wirbel des Haares; jezt können wir die Hassenpflugiaden begaffen und das österreichisch-preußische Heer, das ausziehen will gegen Schleswig-Holstein. Und wenn wir nun im eigenen Hause endlich werden ausgegafft haben, dann werden wir uns hoffentlich an die Brust schlagen und ausrufen: Gott sey uns armen Sündern gnädig! Und wir werden uns schämen, daß wir uns so schlimm betragen haben, und uns wieder als verständige und vernünftige Menschen geberden. Für diejenigen aber, die in ihrem Eigensinn meinen, es sey nun aus mit der Welt, wir seyen im Untergehen begriffen, für sie erwähne ich, daß ich ihr Urbild vor einigen Jahren auf einer Fußreise im Teutoburger Walde kennen gelernt habe. In einem kleinen Dörfchen stieß ich auf einen höchst originellen Menschen, von dem mir die Bewohner bei näherer Erkundigung allerlei seltsame und schnurrige Geschichten erzählten. Unter andern habe der Mann gleich nach der Verheirathung bei jedem Zwiste seiner Frau erklärt, er werde sich sofort ums Leben bringen. Wirklich nimmt er einen Strick, geht mit demselben einem nahestehenden krummen Weidenbaume zu und macht die nöthigen Anstalten zum Erhängen. Weil er aber mit einem Fuße stark hinkt und deßhalb zu allem viel Zeit braucht, so kann die Frau, die ihn bis dahin mit ungläubigen Blicken verfolgt hat, noch zeitig genug herbeieilen und das Unternehmen vereiteln. Dieser Auftritt wiederholt sich nun so oft, daß die Frau an einem Winterabend, als man sich gerade zum Schlafen anschickt, auf die Drohung ihres Mannes, daß er sich ersäufen werde, voll Erbitterung und Verzweiflung antwortet, er möge thun, was er nicht lassen könne. Sie legt sich zu Bett, der Mann hinkt in die Nacht hinaus, um in einem benachbarten Teiche den Tod zu suchen. Er geht bis an die Kniee in das Wasser und sieht sich nach der Frau um, aber vergebens. Weil es nun gar kalt ist und längeres Warten ihm nicht zuträglich scheint, schleicht er sich leise in das Haus zurück und endlich, als die Kälte seinen Eigensinn gänzlich bricht, eben so geräuschlos ins Bett. Der Mann, irre ich nicht, lebt noch am heutigen Tage und hat seit der Zeit nie wieder der Frau mit dem Selbstmorde gedroht.

(Fortsetzung folgt.)

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Thonon.

Das Dampfschiff geht nun südlich am Dorfe Essernz weg, dem Golf von Coudré zu. Da liegt ein anmuthiges Gehölz, das mit Recht von den Einwohnern der ganzen Umgegend, besonders von den Genfern gern besucht wird. Hier zeigt sich zuerst an den mächtigen Bäumen die prachtvolle Vegetation des Landes, die von hier an durch ganz Chablais bis an die Rhon, bewundert wird. Kastanien- und Nußbäume von fünf bis sechs Fuß Durchmesser und sechzig Fuß Höhe sind hier etwas ganz Gewöhnliches. Die Vegetation hat eine ganz eigenthümliche Frische und gedrungene Dichtheit. Zwischen den engen Lücken der mächtigen Aeste und Laubwände schauen saftgrüne Alpen, Felsen und Burgruinen, oder das Dunkelblau des Sees herein. Durch dieses druidische Helldunkel sind Wege gebrochen, die an Turins regelmäßige Straßen erinnern. Gebüsche und Gesträuche, die auch mit seltener Lebenskraft aufschießen, bilden zwischen den gewaltigen Bäumen und an ihnen hinauf die anmuthigste Dekoration. In der Mitte des Waldes ist ein weiter freier Platz, von dem aus die Waldstraßen den Blick hinauf zu den Alpen, oder auf das imposante und malerische Thonon, oder auf die Seewogen tragen. Alles ist hier so mächtig und großartig und doch in so schönen Formen, daß man sich in die Savanen am Fuß der Cordilleren versezt glaubt.

Thonon ist die nächste Dampferstation, und gern hält man sich hier einige Zeit auf, um diese alte Residenzstadt der Grafen und Herzoge von Savoyen mit ihren neuen imposanten Gebäuden, ihrer weit herrschenden Terrasse in der obern Stadt und unten am See die schöne Bucht und die reiche Vegetation zu betrachten, wo halb eingestürzte, schmutzige Häuser zwischen herrlichen, uralten und doch jugendfrischen Bäumen hervorsehen und ein sehr anmuthiges Bild geben, das sich in den Seewellen spiegelt. Von der alten Stadt, ihren Burgen und Schlössern ist seit 1630 durch bernische Zerstörung und Feuersbrünste nichts mehr übrig. Schon vor dem im romanischen Lande berühmten Peter von Savoyen — komisch genug der kleine Charlemagne genannt — schon vor dieser glänzenden Zeit in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war Thonon durch die savoyische ritterliche Hofhaltung, durch tapfere Grafen und liebliche, kluge Fürstinnen vor vielen andern Städten hervorragend. Prächtige Turniere, große Bären- und Gemsjagden im nahen Gebirg zogen fremde Ritter mit ihren Damen herbei, glänzende Feste, Schifferkämpfe auf dem See wurden von den Galeeren der Grafen ausgeführt, und zwischen beiden Seeufern, die damals Einem Herrn gehörten, bestand ein reges, lustiges Leben bis zu den Burgunder Kriegen und der Reformation, die den helvetisch-romanischen Ländertheil von dem allobrogischen losriß und aus dem großen glücklichen Land zwei Gebiete bildete, die von nun an immer weiter auseinander gingen. Nach der Eroberung der Provinz residirte ein Berner Baillif in Thonon bis 1566, wo Land und Leute wieder an Piemont kamen. Auf der Stelle der jetzigen großen, weitherrschenden Terrasse stand ehemals das Schloß der alten Grafen und Herzoge von Savoyen, das Amedeus VIII. bedeutend vergrößerte und vor der Gründung von Ripaille gewöhnlich bewohnte, und von dem auch die meisten seiner politischen Akte ausgegangen sind. Die Berner machten es dem Erdboden gleich, und später erhob sich da der schöne Baumplatz, den wir jezt sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 18. Dienstag, 21. Januar 1851.

Dominum benedicebant, quia magnificabat locum suum, et templum, quod paulo ante timore ac tumultu erat plenum, gaudio et laetitia impletum est.

Machabaei.

Die Restauration der St. Sophienkirche in Constantinopel.

(Schluß.)

Einige Jahre vor der Restauration war Fossati mit dem preußischen Gesandten auf erhaltene Erlaubniß in das Innere der Kuppel hinaufgestiegen. Er brach da mit einem Meißel ein Stück Backstein los, und es fand sich, daß es ganz gewöhnlicher war. Somit fiel der byzantinisch-rhodische Backsteinmythus zusammen. Diese Untersuchung wäre aber Fossati und dem Gesandten fast theuer zu stehen gekommen. Das Abbrechen mit dem Meißel in der Kuppel machte unten in der Kirche einen großen Lärm. Die Imans und Mollahs, die ihr Heiligthum bedroht glaubten, eilten erbost hinauf, packten die neugierigen Franken, und nur der diplomatische Charakter des Gesandten rettete sie.

Schon in der byzantinischen Zeit waren zur Unterstützung der Kuppel an der Außenseite ungeheure Strebepfeiler und Widerlager angebracht worden, die dem Gebäude das massenhafte und schwerfällige Aeußere gaben. Fossati fand diese Strebepfeiler an vielen Stellen so schadhaft, daß sie das Gewölbe gar nicht mehr stützten, sondern vielmehr darauf drückten; er ließ sie daher wegreißen, und dadurch hat der Umriß des Gebäudes sehr an Leichtigkeit und Grazie gewonnen. Drauf ließ Fossati einen gewaltigen eisernen Ring wie einen Zwangsgürtel um den untern Theil der Kuppel legen, um für die Zukunft alles Ausweichen unmöglich zu machen. Aber die Ausdehnung des Eisenrings durch Glühen und die sofortige Wiederzusammenziehung desselben zu benutzen, wie es bei der St. Peterskuppel in Rom geschehen war, davon konnte hier keine Rede seyn. Wenn die unwissenden Türken hoch über ihren Köpfen Feuer gesehen hätten, hätten sie ohne Zweifel diese Köpfe verloren und dem Architekten und seinen Arbeitern einen schlimmen Streich gespielt. Darum mußte der Zwangsring mit seinen Bolzen und Schrauben kalt angelegt werden. Ein zweites Eisenband wurde weiter unten um das Mauerwerk angelegt, auf dem die Kuppel ruht. Im Innern der Kirche wurde eine auf kleinen Säulen ruhende vergoldete und vergitterte Tribüne für den Sultan angelegt. Er gelangt dahin durch eine besondere Thüre und durch einen Gang, an dessen Wänden die heiligen Städte Mekka und Medina in Fresko gemalt sind.

Seit vier Jahrhunderten glauben die Griechen an eine Sage, nach der sich 1453 bei der Einnahme der Stadt auf einmal die Mauer vor einem eben die Messe lesenden Priester aufgethan und ihn vor den eindringenden Türken verborgen habe. Er lese seitdem in einer heimlichen Kapelle die Messe fort und werde wieder hervorkommen, wenn die Christen Constantinopel wieder erobern. Bei den Restaurationsarbeiten kam man allerdings zu der vermauerten Kapelle, an deren Oeffnung sich aber Niemand wagen wollte. Die Griechen zumal scheuten sich vor der Mauer, die ein heiliges Geheimniß verbergen sollte. Fossati bestand auf der Eröffnung, die griechischen Arbeiter aber erklärten einstimmig, sie wollten lieber sterben als diese vermauerte Thüre aufbrechen. Endlich fand sich ein Türke, seines Zeichens ein Kanalfeger, der mit einem Brecheisen ein Loch in die Mauer machte. Da

fand sich allerdings eine Art Kapelle, sie war aber ganz leer, nur im Grunde zeigte sich eine große Oeffnung, die zu einer Vertiefung voll Schutt führte. Fossatis schneller architektonischer Blick zeigte ihm gleich, wie alles zusammenhing. Unter den spätern byzantinischen Kaisern hatten einige Reparaturen an der Kirche stattgefunden. Die faulen, schlecht beaufsichtigten Arbeiter hatten die Mühe gescheut, den Schutt bis an's Meer zu bringen und dort hineinzuwerfen; sie hatten es sich leicht gemacht, ihn hinter der dunkeln Kapelle in ein Loch geworfen und diese dann zugemauert, um ihre Faulheit zu verbergen. Dieß ist der Ursprung der berühmten Sage von der vermauerten Kapelle. Wenn diese Entdeckung den Griechen sehr unangenehm, ja peinlich war, so gab es dagegen auch manches Erfreuliche für sie. Priester ließen sich, als Arbeiter verkleidet, als solche annehmen, kamen in dieser Maske täglich in die Kirche und lasen mehr als einmal heimlich hinter einem der starken Pfeiler ihre Messe.

Fossati suchte und fand glücklich an einer der Facaden die Stelle, wo die berühmten vier korinthischen Pferde gestanden, ehe sie nach Venedig geführt wurden, um San Marco zu zieren. Einige behaupten, der Architekt habe auch das Grab des berühmten venezianischen Dogen Dandolo wiedergefunden. Obgleich blind, stürmte er in den Kreuzzügen Byzanz vom Hafen aus und rief den Leuten auf seinen Galeeren zu: „Ich lasse euch alle hängen, wenn ihr mir nicht folgt." Bekanntlich ist dieser merkwürdige Zug auf einem der schönen Gemälde der Sala d'oro des venezianischen Dogenpalastes abgebildet.

Als Fossatis Arbeiten in St. Sophia mit der mäßigen Summe von anderthalb Millionen Franken glücklich beendigt waren, fand eine große Feierlichkeit statt. Der Sultan kam mit allem Pomp der hohen Pforte, um seine neue Tribüne in Besitz zu nehmen. Als er die ungeheure Kuppel mit ihren geraden Säulen im Schmucke der Freskomalereien und der von Marmor und Gold glänzenden Wände erblickte, gerieth er in unsägliches Erstaunen. Durch Gebete wurde die Moschee gereinigt, in der so lange die unreinen Giaours gereinigt hatten. Es wurde für den Sultan und des Reichs Erhaltung gebetet, und darauf in besondern Gebeten für den Architekten Fossati und seine Arbeiter. Ersterem ertheilte der Sultan eine Privataudienz in der Vorhalle, wo die heiligen Städte abgemalt sind, wobei er ihm seine hohe Zufriedenheit aussprach. Seitdem ist das Ansehen des Künstlers und seine Popularität bei den Türken immer gestiegen. Alle machen sich eine Ehre daraus, ihn zu kennen, und oft wollten sogar arme Krämer in Stambul kein Geld von ihm nehmen, wenn er etwas bei ihnen kaufte.

Aus dänischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Die dänischen Militärärzte hatten so viel mit ihren tausenden von Verwundeten zu thun, daß sie uns selbst beim besten Willen nicht gehörig behandeln konnten. Haben doch unsere gefangenen Chirurgen noch den verwundeten Dänen mannigfache Hülfe geleistet. Unter den dänischen Militärärzten, mit denen ich hier und später in Kopenhagen in Berührung gekommen, fand ich manche sehr humane, gebildete und geschickte Leute, die zwischen uns und den verwundeten Dänen gar keinen Unterschied machten und alle mit gleicher Sorgfalt behandelten. Manche waren aber rohe, übermüthige Gesellen, die bei jeder Gelegenheit ihr Müthchen an uns kühlten, ja verwundete Schleswig-Holsteiner körperlich mißhandelten. So sah ich, wie ein dänischer Militärarzt einen unserer Verwundeten, einen ganz jungen Jäger, der früher Student gewesen war, so heftig mit der Faust in's Gesicht schlug, daß gleich das Blut aus der Nase stürzte. Der Grund dieser Mißhandlung war, daß jener, der den Arzt gar nicht gesehen hatte, beim Eintritt desselben in das Lazarethzimmer nicht gleich vom Stuhle aufgestanden war. Ein anderer Arzt, dem wir klagten, daß die Bierkaltschaale, die wir Abends oft erhielten, von so saurem Bier gemacht werde, daß wir sie unmöglich genießen könnten, rief grimmig: „Für euch deutschen Schweine ist dieß gut genug!" und damit goß er den Inhalt der Schaale, die ein Oberjäger von uns ihm zum Kosten gereicht hatte, diesem in's Gesicht. Der Oberjäger, ein starker Mann, der einen Schuß im Unterfuß hatte, ward durch diese Behandlung so empört, daß er den Arzt an der Schulter packte und zu Boden warf, und ihn sicher durchgeprügelt hätte, wenn nicht die Krankenwärter dazwischen gesprungen wären. Für dieses Vergehen sollte er erst körperliche Züchtigung erleiden; da dieß aber wegen seiner Wunde nicht gut ging, kam er auf vierzehn Tage in ein dunkles Loch und erhielt nachher Ketten an beiden Händen.

Sonst war es im Ganzen im Schleswiger Lazareth, wo ich vier Wochen lag, nicht so schlecht, wenn man die Verhältnisse berücksichtigt. Zwar fehlte es sehr an Raum und wir lagen auf den Zimmern und in den Gängen so eng an einander, daß kaum durchzukommen war und die Luft ziemlich schlecht wurde. Betten oder auch nur Strohsäcke wurden nur

den wenigsten zu Theil; wir andern aber hatten recht gute Streu mit wollenen Decken. Was zur Erleichterung unserer Lage unendlich viel beitrug, ja sie allein erträglich machte, das war die unerschöpfliche Mildthätigkeit und Vorsorge der deutschen Frauen von Schleswig. Was diese edeln Wesen für uns alles gethan, ist nicht zu beschreiben, und nie bin ich so stolz gewesen ein Deutscher zu seyn, als beim Gedanken diese Frauen meine Volksgenossen nennen zu dürfen. All die Rohheiten, aller Spott und Hohn, die sie nur zu oft von dänischen Offizieren und Beamten zu erleiden hatten, schreckten sie nicht ab, schienen im Gegentheil ihren Eifer eher zu spornen. Tag und Nacht pflegten sie die Schwerverwundeten und erquickten uns andere fortwährend mit Speise, Trank, Arzneien aller Art. Manche dieser Schleswigerinnen, unter denen junge Mädchen der höchsten Stände waren, sind diesen Anstrengungen unterlegen, namentlich vom Hospitalfieber weggerafft worden. So auch eine edle Frau, der ich es wohl allein zu danken habe, daß mein linker Arm, der schon abgenommen werden sollte, mir erhalten worden ist. Ihr Andenken wird mir unvergeßlich bleiben. Deutschland, das so wenig Trost hat, darf sich solcher Töchter von Herzen freuen.

Nach vier Wochen kam endlich der Befehl, daß vier-und-dreißig der Unsrigen nach Kopenhagen gebracht werden sollten. Ich mußte zwar meinen Arm noch in der Binde tragen und hatte oft auch noch Schmerzen, war aber am Ende kräftig genug, den Transport zu ertragen. Beim Abmarsch hielt der Kommandant von Schleswig, Oberst du Plat, ein finsterer, strenger Mann, noch eine Anrede an uns, in der es hieß, wer nur den geringsten Fluchtversuch mache, oder sonst nicht gehorche, werde sogleich erschossen werden, und die Dragoner, die uns eskortirten, mußten vor unsern Augen scharf laden.

Der Marsch von Schleswig nach Flensburg, fast vier Meilen, bei brennender Sonnenhitze und furchtbarem Staube, war für uns Rekonvalescenten sehr anstrengend; wir konnten uns kaum mehr fortschleppen und zwei stürzten nieder und mußten weiter gefahren werden. Unsere Dragoner zeigten sich im Ganzen gutmüthig und mitleidig und thaten, was an ihnen lag, uns den Marsch zu erleichtern. Namentlich der kommandirende Unteroffizier zeichnete sich durch Menschenfreundlichkeit aus und erzählte uns in seinem gebrochenen Deutsch, er sey im vorigen Jahre von den Schleswig-Holsteinern bei Kolding gefangen genommen und sehr gut von ihnen behandelt worden, und so wolle er sie denn auch wieder gut behandeln. Von ihm hörten wir auch, es sey Befehl gegeben, auf unserem ganzen Marsche zu sagen, wir seyen erst kürzlich in einem Treffen, in dem die Dänen die Oberhand behalten, gefangen worden. Solche Täuschungen sind bei den Dänen ganz gemein; man will damit dem Pöbel in Kopenhagen und anderswo Sand in die Augen streuen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Allinges.

Auf einer frei daliegenden grünen Anhöhe, südlich von Thonon, hinter der sich die höhern Alpen aufbauen, liegen die Ruinen eines Schlosses, das lange Jahrhunderte hindurch in Leid und Freud, in Ritter- und Kriegsleben, durch tüchtige Kämpen, durch einheimische und fremde Troubadours und liebliche Frauen großen Rufs genossen hat. Es ist das zerstörte Schloß der vornehmen Herrn von Allinges. Der Weg dahin durchs Gehölz ist ziemlich steil und wie alle savoyischen Landwege schwer zu überstehen, aber oben wird man für alle Mühe reichlich belohnt. Ein altes offenstehendes Thor bildet den Eingang in den Schloßumfang, zwischen dessen dicht mit Gras bewachsenen Trümmern und Steinblöcken Bäume und Gesträuch aufgeschossen sind. Von dem einst so prächtigen Schloß ist durch den Unverstand eines sardinischen Königs fast nichts mehr erhalten. Was aber Zeit und Krieg und Königslaune dieser Stelle nicht nehmen konnten, das ist die wunderschöne Aussicht auf das reiche Alpen- und Seeland. Zunächst unten liegt das üppige Ufer mit Thonon und das ganze Ober- und Unterland, über das sich die Zinken und Felsenmauern der Dents d'Oche wie Wächter erheben. Ihnen fast ebenbürtig stehen die Abondanceberge und der Mont Hermone. Man übersieht den mächtigen, dunkelblauen Seespiegel von Yvoire bis an die Rhonemündung, die Waadtschen Weingelände mit ihren Städten, Dörfern, Schlössern, alten Burgen und weißen Landhäusern. Rolle, Wufflens, Lausanne, Ouchy, Lutry, Cully, St. Sulpice, Vevey, Clarens, Montreux,

Schloß Chillon und Villeneuve. — Ein ähnliches Panorama, noch großartiger durch die volle Ansicht der savoyischen Alpen und Schneeberge, gewähren auf der Nordseite des Sees die Signale von Bougi, Morges, Lausanne und von der Tour de Gourze. — Ueber den See hin steht in Nordwesten als dunkler Hintergrund die Juramauer. Denken Sie sich dazu einen Himmel von italienischer Klarheit und Bläue und eine Vegetation von üppig saftigem Grün, dergleichen Italien nicht aufzuweisen hat. Unten zieht sich zuerst die Zone der ungeheuern, viel hundertjährigen Kastanien- und Nußbäume hin; höher hinauf kommen die gewaltigen Eichen und über ihnen die Nadelwälder; dazwischen herrliche Alpenweiden, und darüber die Felskronen mit tiefen Schlünden, aus denen nur einige Wochen im Hochsommer der Schnee weicht.

Das ganze Gebiet von Allinges mit dem Stammschloß ist jezt ein Markisat und gehört dem Markis Allinges-Coudré, der gewöhnlich in Turin am königlichen Hofe lebt. Die Allinges waren eine der ältesten, vornehmsten und reichsten Familien des Landes und standen in mancher nahen Verbindung mit den jüngern Grafen von Savoyen, mit den Grafen von Genevois und den Baronen von Faucigny. Aus den Urkunden der alten Abtei St. Moriz in Wallis geht hervor, daß die Allinges schon im zehnten Jahrhundert Fürsten genannt wurden.

Einer der wohlklingendsten Namen im Chablais und am Genfer See ist unstreitig das alte Allinges, dessen Namen man verschieden abgeleitet hat. Einige mittelalterliche Schriftsteller behaupten, derselbe komme von der Lage dieses Schlosses im Gehölz, ad ligna. Andere setzen ihn in die burgundische oder in die deutsche kaiserliche Zeit (1037), wo dieser Burg wegen ihrer isolirten und ganz eigenthümlichen Lage der deutsche Name „Alleinig“ gegeben worden sey. Die Allinges sollen unter den Burgen gewesen seyn, welche unter Rudolph II., dem zweiten König des transjuranischen Burgunds, gegen die eingedrungenen Sarazenen errichtet wurden. Fürsten von Allinges kommen schon vor 984 vor.

(Fortsetzung folgt.)

Königsberg, Januar.

(Fortsetzung.)

Kladderadatsch.

So sehr wir uns daher auch für den Augenblick über den Skandal, den man auf deutscher Erde treibt, ärgern mögen, so sehr es uns verlezt, daß man sich vor dem Auslande bückt, um nur ungestört diesen Skandal im Innern fortsetzen zu können, so dürfen wir doch darum nicht kindisch verzweifeln, weil ja eben jener Aerger ein nationaler ist und damit einen Fortschritt aus den kosmopolitischen Träumereien und der doctrinären französischen Weisheit andeutet. Sehr richtig sagte Selig-Kassel in der deutschen Reform, als er nach dem Aufgeben der Unionspolitik eine Lobrede auf die gegenwärtige Politik Preußens hielt, daß es mit allen Phantastereien und Illusionen der lezten Jahre nunmehr ein Ende habe, daß wir bei der gemeinen Wirklichkeit angelangt seyen. Der Mann hat, wie es scheint wider seinen Willen, ein sehr verständiges Wort gesprochen. Wir sind bei der gemeinen Wirklichkeit angelangt und wir müssen diese Wirklichkeit kennen lernen, wenn wir uns selbst kennen lernen wollen. Der Deutsche ist nach wie vor ein unergründliches Wesen, ein lebendiges Blatt im Buche der Geschichte, das man nie zu Ende lesen kann. Wie einst aus dem Chaos der Kosmos hervorging, so wird aus den Wirren, dem Drücken, Schieben und Drängen der Gegenwart ein neuer socialer und politischer Kosmos hervorgehen. Setzen wir nur unverdrossen vom Morgen bis zum Abend allen allgemeinen Theorien, die uns in ihrem mechanischen Charakter zu ersticken drohen, die gemeine Wirklichkeit entgegen. Kladderadatsch meint, Gott allein nur wisse es, „wie Selig-Kassel geworden sey Redakteur von die deitsche Reform;“ aber Kladderadatsch vermag als witziges Verstandeswesen nur das Nächste zu sehen.

Kennen Sie den Kladderadatsch? Ich habe ihn in Süddeutschland höchst selten gesehen, und doch ist es wünschenswerth, daß der Süden sich an den Schätzen des Nordens, der Norden an den Schätzen des Südens erbaue. Kladderadatsch ist meines Wissens das einzige, was wir außer den Münchener „fliegenden Blättern“ dem englischen Punch nur einigermaßen vergleichen können. Die „fliegenden Blätter“ sind in süddeutscher Weise gemüthlich, gutmüthig und humoristisch; Kladderadatsch ist ein Berliner Kind, pfeilspitz, Verstandeswesen, Satire. Kladderadatsch wird in Norddeutschland sehr viel gelesen, so daß sich hier in Königsberg kein größeres öffentliches Lokal findet, in welchem er sich nicht eingebürgert hätte. Er erscheint alle acht Tage in einem halben Bogen, und das ist eine sehr weise Einrichtung. Da die Tiefe fehlt, müßte er bei größerem Umfang ermüden, während die Lektüre einiger Seiten in einem Zeitraume von acht Tagen außerordentliches Vergnügen gewährt. In Berlin ist er unentbehrlich geworden. Der König soll ihn seit Jahr und Tag regelmäßig lesen und Herrn Hinkeldey ein sehr verdrießliches Gesicht gezeigt haben, als Kladderadatsch im verflossenen Sommer sich einige mal nicht einstellen konnte. Der König hätte vor dem März 1848 das weitere Erscheinen des Blattes wohl nicht durchgesezt; der König nach dem März sezte es durch, und Kladderadatsch ist, wie es scheint aus Dankbarkeit gegen den königlichen Gönner, insofern gut constitutionell geworden, als er den König so viel als thunlich aus dem Spiele läßt. Sonst ist ihm nichts recht in der Welt, alles befindet sich in einer höchst unzuverlässigen und einfältigen Situation, d. h. es ist alles Kladderadatsch. Kladderadatsch ist Herr v. Manteuffel, Kladderadatsch Herr v. d. Heydt, Kladderadatsch in hohem Grade Herr Selig-Kassel, der nach ihm nicht in alten Kleidern, wie man erwarten sollte, sondern in ministerieller Politik macht und Redakteur der Reform ist, und zwar, was Kladderadatsch ausdrücklich betont, der „deitsche.“ Die Mobilmachung des Heeres betrachtete er sofort als Kladderadatsch, in der Einberufung der Kammern sah er die sofortige Auflösung oder Vertagung. Sicher ist ihm nur, daß die Steuern täglich steigen und er selbst regelmäßig seine Miethe entrichten muß, dagegen aber auch niemals seinen Humor und seinen Witz verlieren wird. Als die kurhessischen Wirren ausbrachen, fühlte er sofort das Ende heraus und klagte, daß Oesterreich Hessen-Kassel nehmen, Preußen sich dagegen mit Selig-Kassel begnügen werde. Als Herr v. Manteuffel in der Kammer äußerte, er wolle lieber da stehen, wo die Spitzkugeln flögen, als da, wo spitze Reden fielen, änderte Kladderadatsch die Worte: „ich will lieber da seyn, wo Spritzkuchen gegessen werden, als da, wo spitze Reden fallen.“ Kurz, in derselben Weise, wie einst der türkische Gesandte dem Sir Stratford Canning, als dieser ein provisorisches Königreich Griechenland plausibel zu machen suchte, entgegnete, daß ja die ganze Welt ein Provisorium sey, so erklärt Kladderadatsch die Welt für Kladderadatsch. Und beide haben in gewisser Beziehung Recht.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Der Verfasser des in Nr. 11 abgedruckten Gedichts: „Den Manen Conradin Kreutzers“ heißt J. G. Fischer (nicht F. Fischer).

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 19. Mittwoch, 22. Januar 1851.

Des Gedankens Zwilling, das Wort scheint Hall nur,
Der in die Luft hinfließt: heiliges Band
Des Sterblichen ist es, erhebt
Die Vernunft ihm, und das Herz ihm!

Klopstock.

Ein Ausflug nach Ungarn.*

Die Julisonne stand hoch am Himmel und das Wiener Pflaster brannte mir im doppelten Sinne des Wortes unter den Füßen, als ich meinen Weg nach dem ungarischen Bahnhofe nahm. Es war still und öde draußen und die ganze Reisegesellschaft mochte etwa zwanzig oder dreißig Personen stark seyn, größtentheils Landleute aus der Nachbarschaft, zwei Beamten- oder Offiziersfrauen, welche mit geschwätzigen Kindern ihren Männern nachreisten, und einige alte Herren von halb soldatischem, halb junkerhaftem Zuschnitt.

Die Musterung meiner Reisegefährten war gerade vollendet, als der Zug anhielt. Wir waren auf der Grenzstation Gänserndorf und hatten die ungarische Zolldurchsuchung zu bestehen, welche strenger genommen wurde als ich mir's vorgestellt. „Jezt sind wir in Ungarn,“ sagte einer jener Herrn mit großer Zufriedenheit in Miene und Ton, nachdem dem Fiskus sein Recht geschehen und wir uns wieder in Bewegung gesezt hatten, und sofort ging er mit seinen Begleitern aus dem deutschösterreichischen Dialekt, in welchem sie sich bis dahin unterhalten, in die wunderlich klingende Sprache der Magyaren über. Mit dem Wechsel der Sprache wurden die alten Herrn ganz andere Menschen. Ihre Züge belebten sich, ein ausdrucksvolles Gebärdenspiel begleitete ihre Worte, die Unterhaltung wurde ein kleines Drama, das auch ohne verstanden zu werden seinen Reiz hatte. Es gibt eben für jeden von uns nur Eine Muttersprache, nur Eine, welche vollständig unser Eigenthum und der unmittelbare Ausdruck unseres Wesens ist. Jede zweite, und wenn wir uns noch so vertraut mit ihr gemacht haben, bleibt immer eine Art Maske, in welcher wir uns mit mehr oder weniger Gewandtheit bewegen mögen, die aber doch nimmermehr zur Natur werden kann. Die meisten Menschen verlieren die Hälfte ihres Geistes, ihres Witzes, ihrer Anmuth, ihrer Sicherheit, sobald sie eine fremde Sprache reden, selbst wenn sie der Formen und des Wörterbuchs derselben vollkommen Herr sind.

Darum gibt es denn auch nichts Widersinnigeres und Unverantwortlicheres, als eine Erziehung, wie sie heute noch in einer gewissen Welt üblich ist, und die geradezu darauf berechnet zu seyn scheint, die Kinder um ihre Muttersprache zu betrügen, eine Erziehung in zwei, drei oder vier Sprachen, bei welcher die geistigen Kräfte nothwendigerweise verkrüppeln müssen und die nur zerfahrene Charaktere bilden kann. Um einer kleinen jämmerlichen Eitelkeit willen, damit die Buben und Mädchen sich frühzeitig einen reinen französischen oder englischen Accent aneignen — ein Zweck, der doch nur in den allerseltensten Fällen erreicht wird — opfert man unbedenklich die Muttersprache auf und mit ihr die geschlossene harmonische Bildung, die nur in Einer Gedankenform möglich ist. Aber nicht bloß der Einzelne leidet unter dieser Verbildung, auch der Nation ist sie zum unermeßlichen Schaden gedeihen.

Ein Volk lebt glücklicherweise lang genug, um solche Fehler seiner Erziehung wieder gut zu machen; dem Einzelnen aber ist es beinahe unmöglich, sich aus der Verbildung wieder herauszuarbeiten. Ich war lange Zeit der Hausgenosse eines ältern Bruders des berühmten Generals Dembinski, welcher schon als Kind nach Frankreich gekommen war und es unter

Napoleon bis zum Obersten gebracht hatte. Dieser Mann hatte seine Muttersprache fast verlernt, französisch niemals gelernt, und von den Sprachen der Länder, in denen er den Krieg mitgemacht, namentlich vom Deutschen, wußte er gerade so viel wie vom Polnischen und Französischen, das heißt wenig mehr als gar nichts. So war denn der Oberst Dembinski, während er sich gern rühmte, fünf oder sechs Sprachen zu verstehen, absolut unfähig sich in irgend einer Zunge erträglich auszubrücken. Seine Umgebung verlor jedoch nichts dabei, denn der brave Mann hatte durchaus nichts zu sagen, was des Hörens werth gewesen wäre, keinen Gedanken, keinen Einfall, kein Urtheil, sondern höchstens ein paar Historchen; weil sein Geist keine bestimmte Gedankenform gefunden, war er schlaff und haltlos geblieben wie der eines großen Kindes. Die nämliche Erscheinung aber, wenn auch in minder auffallendem Grade, muß sich wiederholen, so oft das Geistesleben durch Sprachmengerei zersplittert wird, welche die Individualität verhindert, mit der Muttersprache vollkommen zu verwachsen.

Je näher ich Preßburg kam, desto mannigfaltiger wurde das Sprachgewirr, welches mir um die Ohren summte. In der unmittelbaren Nachbarschaft Preßburgs spricht das Landvolk schon durchweg in fremden Zungen. Aus einer Gruppe von Erdhütten, dicht vor dem Thore der Stadt, tauchten schwarze wilde Fremdlingsgesichter hervor, die in Deutschland jetzt zu den seltensten Erscheinungen gehören, und eine Schaar gelenkiger Zigeunerkinder, in die malerischsten Lumpen gehüllt, lief mit fliegendem Rabenhaar bettelnd neben dem Zuge her, welcher sich langsamen Laufes dem Bahnhofe näherte.

Mit einer leichten Reisetasche über der Schulter wanderte ich unter meiner eigenen Führung nach der Stadt, welche für mich das Thor einer völlig fremden Welt bildete. Nicht groß, nicht klein, nicht schön, nicht häßlich, nicht deutsch, aber auch nicht ungarisch, machte Preßburg einen Eindruck auf mich, den ich nicht anders zu bezeichnen weiß, als indem ich ihn einen zweideutigen nenne. Die Gasthöfe am geräumigen, aber öden Marktplatze gefielen mir nicht, und ich fragte nach einem bessern, welcher mir denn auch in einem abgelegenen Theile der Stadt, in der Nähe der Donau und des Landungsplatzes der Dampfschiffe nachgewiesen wurde; ein großartiges Gebäude, wohl ausgestattet und eingerichtet, und dem zur Zeit nichts fehlte als die Gäste, deren meine geringe Person so ziemlich der einzige zu seyn schien.

In Ermanglung der Gesellschaft und in Erwartung, daß die Nachmittagshitze sich einigermaßen abkühle, setzte ich mich in das große leere Gastzimmer, um die Ortsblätter zu lesen, eine Beschäftigung, welche ich jedem Reisenden nicht dringend genug empfehlen kann, und zwar nicht etwa bloß als Abwehr gegen die Langeweile, sondern als eines der besten und raschesten Mittel, Land und Leute in ihren Gewohnheiten und Interessen, ihren Ansichten und ihren Wünschen kennen zu lernen. So lernte ich denn auch heute über die dermaligen Zustände Ungarns eine Menge kleiner Einzelnheiten, welche man in der Wiener Presse und in den deutschen Zeitungen vergeblich gesucht haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dänischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

In Flensburg wurden wir vom dänisch gesinnten Theil der Bevölkerung, größtentheils Pöbel, arg verhöhnt; sie ballten die Fäuste gegen uns, spieen uns an und riefen fortwährend: „deutscher Hund, deutscher Michel," und ähnliche Ehrentitel. Man sperrte uns in eine alte verfallene Kirche ein, und es dauerte mehrere Stunden, bis wir etwas Stroh für unsere müden Glieder und Brod und Grützsuppe erhielten. Abends wußten die deutschgesinnten Einwohner von Flensburg es möglich zu machen, uns einen großen Korb mit Buttersemmeln, Würsten, Schinken und einigen Flaschen Wein zukommen zu lassen, so daß jeder ein Glas Wein trinken konnte, was uns ungemein erquickte.

Um uns vor der nordschleswigschen und jütländischen Bevölkerung recht eigentlich im Triumph aufzuführen, schleppte man uns auf dem Landweg über Friedericia nach Kopenhagen, statt uns, wie sonst gewöhnlich geschah, in Flensburg einzuschiffen. Auf dem Marsch über Apenrade und Hadersleben nach Kolding ging es uns verhältnißmäßig ganz gut, obgleich die Hitze unsere geschwächten Körper ungemein angriff. Das Landvolk in Nordschleswig erquickte uns am Wege oft mit Milch und Butterbrod, und in Hadersleben und Apenrade sandten uns die deutschgesinnten Einwohner so viele gute Lebensmittel, daß auch unsere Bewachungsmannschaft ihr reichliches Theil davon bekam. In der Herrnhuter Kolonie Christiansfelde, wo wir mehrstündige Rast hielten, verpflegte man uns sehr reichlich, und beim Abschied vertheilte eine junge hübsche Herrnhuterin zehn neue Testamente im bekannten kleinen Format unter uns.

Ganz anders wurde es aber, als wir in Kolding, dem ersten jütländischen Städtchen, ankamen. Hier wo wir im vorigen Jahre die Dänen tüchtig auf's Haupt

geschlagen und stolz als Sieger eingezogen, hielten wir jezt den jämmerlichsten Einzug; die ganze rohe Bevölkerung schien sich zu unserem Empfange versammelt zu haben und begrüßte uns mit Pfeifen, Zischen, Heulen und den dänischen Rufen: „Schlagt sie todt, die schleswig-holsteinschen Hunde, die uns vor einem Jahr unsere Häuser verbrannt haben! Hängt sie auf, die deutschen Michel!" u. dgl. Hin und wieder flogen auch Schmutzklumpen, Kohlstücke, ja Steine über die Köpfe der Dragoner in unsere Mitte. Ein altes scheußliches Weib ging in ihrer fanatischen Wuth so weit, daß sie einem von uns einen vollen Nachttopf über den Leib goß. In ihrem Eifer gab sie aber auch einem der dänischen Dragoner einen Theil davon ab, und dieser zog dafür der alten Hexe einige tüchtige flache Hiebe mit dem Säbel über den Rücken. Ueberhaupt bedurfte es oft ernstlichen Kraftaufwands von Seiten unserer Eskorte, um uns vor dem wilden Pöbelhaufen zu schützen. Wir wurden hier die Nacht über in einen alten wüsten Thurm eingesperrt, der voller Unrath und Schutt war, und erhielten nur schlechte gekochte Kartoffeln, die kalt waren, und etwas grobes Brod und Wasser. Die Buben heulten und pfiffen den ganzen Abend vor dem Thurm und belustigten sich damit, Steine in die offenen Fensterlücken desselben zu werfen.

Am andern Morgen marschirten wir nach Fridericia und hatten unterwegs in den jütländischen Dörfern, und mehr noch in Fridericia selbst, dieselbe höhnende Behandlung zu ertragen, bekamen auch am Abend wieder sehr schlechte Nahrung. Lobend muß ich erwähnen, daß in einem jütländischen Dorfe einige junge Bauermädchen uns Milch und Käse brachten. Auch die acht dänischen Dragoner, die von Schleswig ab unsere Eskorte gebildet, bewiesen sich fortwährend menschenfreundlich gegen uns, wehrten mit flachen Hieben das Volk von uns ab und sagten laut, es sey eine Schande, verwundete Gefangene so zu behandeln; wir seyen so gut Soldaten wie sie, und gefangen zu werden könne jedem begegnen. Sie reichten uns auch zum Abschied treuherzig die Hand und schenkten uns all den Tabak und Branntwein, den sie bei sich hatten. Die braven Kerle hatten im heißen Feuer zu oft uns gegenüber gestanden, als daß sie uns nicht hätten achten lernen sollen.

Nicht ganz so schlecht wie in Kolding und Fridericia, wo die Bevölkerung freilich in den beiden lezten Kriegsjahren viel gelitten hatte, wurden wir auf den Inseln Fühnen und Seeland behandelt, obgleich es auch dort an Hohn und Spott mitunter nicht fehlte und die Beköstigung großentheils sehr schlecht und unzureichend war, so daß wir uns endlich kaum noch fortschleppen konnten. Roh, selbst grausam behandelten uns dagegen jezt nicht selten die Polizeidiener, die uns von Ort zu Ort transportiren und dabei dem Volke vorschreien mußten, wir seyen in einer kürzlich von den Dänen gewonnenen Schlacht gefangen worden. Einer dieser Menschen hatte die Schamlosigkeit, einen von uns, der so matt war, daß er nicht mehr fort konnte, zumal seine Wunde am Fuße wieder aufgebrochen war, mehrmals mit einem dicken Stock über den Rücken zu schlagen; die andern Schergen waren aber doch menschlich genug, ihm solche Rohheit zu verweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Königsberg, Januar.

(Fortsetzung.)

Zeitungswesen.

Kladderadatsch wird also hier sehr viel in der Provinz gelesen, was seine Erklärung in dem vorwiegend verständigen Charakter des Ostpreußen findet. Aus demselben Charakter und aus der damit verbundenen Skandalsucht läßt sich auch mit ziemlicher Sicherheit auf den Charakter sowohl der provinziellen wie der nichtprovinziellen Presse, die hier Eingang findet, schließen. Vor den Preßverordnungen vom Juni vorigen Jahres erschienen in der Provinz Preußen dreiundneunzig Zeitschriften, im Anfang des Oktobers vorigen Jahres noch achtzig, und diese Zahl wird sich im verflossenen Vierteljahre noch um ein Bedeutendes verringert haben. Dann müssen Sie hinzurechnen, daß die noch unter den früheren Namen bestehenden Blätter nicht mehr den früheren Charakter tragen, insofern sie alles Politische ausschließen und sich lediglich auf die Unterhaltung beschränken. Gegenwärtig hat der Regierungsbezirk Gumbinnen mit seinen 614,000 Einwohnern nur eine einzige politische Zeitung, das „Intelligenzblatt für Litthauen," das dreimal in der Woche erscheint, fast nur Zeitungsexcerpte bringt und zugleich ein Organ der Regierung ist. In Danzig erscheinen nach dem Eingehen der „Danziger Zeitung" nur noch zwei kleinere Lokalblätter: das „Danziger Dampfboot" und die „Neue Wogen der Zeit." Neuerdings soll, wie ich höre, die in Stettin erscheinende „Norddeutsche Zeitung" festeren Fuß

im Regierungsbezirk Danzig gefaßt haben. In Elbing erscheinen die „Elbinger Anzeigen" und die „Neue Elbinger Anzeigen;" lezteres ist ein demokratisches Blatt und hat deßhalb nicht den Postdebit; die „Elbinger Anzeigen" sind Organ der Regierung, suchen aber unter einer tüchtigen Redaktion ihre Selbstständigkeit zu bewahren, so daß sie zwar streng conservativ, nicht aber ministeriell sind. Die beiden einzigen größeren Organe der Provinz sind demnach die „Königsberger Hartungsche Zeitung" und die frühere „Constitutionelle Monarchie," die vom 1. Januar ab unter dem Titel „Ostpreußische Zeitung" herausgegeben wird. Die Hartungsche Zeitung ist, wie ich schon früher schrieb, ein gothaisches Organ, wenn Sie diese Bezeichnung im allgemeinen Sinne nehmen, und hat die meiste Verbreitung in der Provinz. Die „Constitutionelle Monarchie" hat mit dem Anfang dieses Jahres Richtung, Besitzer, Titel und Redaktion gewechselt. In der bisherigen Geschichte dieser Zeitung spiegelt sich die Geschichte der lezten Jahre ab, weßhalb eine kurze Zusammenfassung derselben nicht ohne Interesse ist. Das Blatt wurde am Ende des Jahres 1848 von einer Aktiengesellschaft gegründet, also in einer Zeit, in der die wahrhaft conservative Partei und die reaktionäre oder absolutistische noch Hand in Hand gingen gegen die Demokratie. Die Aktionäre wählten einen Verwaltungsrath und der Verwaltungsrath bestellte einen liberalen Redakteur mit einem radikalen Anflug. Derselbe wurde bald entfernt. Nach einem Interimistikum wurde Dr. Wuttke aus Breslau zur Redaktion berufen, der dieselbe in streng constitutionellem Sinne handhabte. Er wurde im Anfang des Jahres 1850 verdrängt, weil inzwischen die Rechte stärker geworden war und er auf die Forderungen derselben nicht einging. Ein abermaliges Interimistikum wurde im August 1850 beendet, indem H. Boegekamp die Zeitung übernahm und sie im Sinne der gemäßigten Rechten leitete. Aber damit war die äußerste Rechte nicht zufriedengestellt, und weil der Verwaltungsrath und der Redakteur in den wesentlichen Punkten einig waren und der Verwaltungsrath wiederum das Vertrauen der Aktionäre besaß, so blieb nichts übrig, als die Auflösung der Aktiengesellschaft, wenn man den Redakteur beseitigen wollte. Diese Auflösung ist am Ende des vorigen Jahres erfolgt; die Zeitung ist in den Besitz der neu kreirten Schultz'schen Hofbuchdruckerei übergegangen und hat den Titel „Constitutionelle Monarchie" aufgegeben. Die zu einem solchen Wechsel erforderlichen Operationen sind mit gutem Geschick und nicht zu leugnender Behutsamkeit ausgeführt worden, so daß die Aktionäre meist im Unklaren blieben, um was es sich handelte. Der gegenwärtige Redakteur zeichnet sich zwar nicht, soll aber, wie es heißt, kein anderer seyn als der Redakteur des „Freimüthigen," eines im Sinne des Zuschauers der Neuen preußischen Zeitung hier erscheinenden Blattes. Wenn die Zeitung auf die Skandalsucht der Königsberger spekulirt, so wird sie viele Leser finden, wenn sie damit auch nichts Gutes, dagegen viel Böses zu stiften im Stande ist.

(Fortsetzung folgt.)

Genf, September.

(Fortsetzung.)

R i p a i l l e.

Mit Thonon und Allinges schließt sich die Reihe alter, zerstörter Burgen, die sich von den beiden Salève und oberhalb St. Julien am Fuß der Berge hinziehen und die in der savoyischen Landesgeschichte mehr und weniger berühmt sind im Kampf der Ritter gegen das muthige Genf zu Land und auf dem See, mit Waadtland und mit den Bernern im sechzehnten Jahrhundert; so St. Cathérine, Monnetier, Monthou, Hermance, Langin u. a. Nun kommen wir für einige Meilen in ein Friedensgebiet, wo nicht von ritterlichen und städtischen Kämpfen die Rede ist, sondern von einem geistlichen Drama in großem spanischen Styl.

Von Thonon aus seewärts gelangt man bald an ein von Mauern umfangenes Gebiet, dessen Lage am Ufer ihm den Namen Ripaille gegeben hat. Da bestand schon seit 1136 eine Karthause. Amadeus VIII. baute sie um und erweiterte sie, und nun wurde dieses Gebäude lang ein Mittelding zwischen Palast, Burg und Kloster, wie es nur in jener Zeit wunderlicher Contraste möglich war. Die Geschichte von Ripaille ist aber zu merkwürdig, als daß ich sie hier im Vorbeigehen abmachen könnte; ich behalte mir daher vor, ein andermal darauf zurückzukommen.

In Thonon und Ripaille lag ehemals die savoyische Kriegsflotte, aus mehreren Galeeren und kleineren Fahrzeugen bestehend. Da sie Genf, seiner Schifffahrt und seinem Handel oft nachtheilig gewesen war, so zogen die Genfer 1589 aus, zerstörten nicht nur die Flotte und verschütteten den Hafen von Ripaille, sondern verwüsteten auch die Karthause, so daß jezt nur noch drei Thürme stehen. Die Kirche ist ein Heu- und Getreidemagazin geworden, wo unzählige Sperlinge aus- und einfliegen, denn die weltberühmte Karthause ist jezt nur eine Pachtung.

Von Thonon an nimmt die Landschaft einen ganz verschiedenen Charakter an. Bisher standen die Felswände der Hinteralpen, der Veret, Moisse und die Abondanceberge, aus denen die wilde Drance hervorbricht, im Hintergrund, vorne die schönen reichen Wälder im Hügelland; nun aber erhebt sich von der Drance an ein bewaldeter Bergrücken, der sich mit seinen Dörfern und Kirchen langsam immer weiter hinauf zieht und sich am Ende oberhalb Evian, Meillerie und St. Gingoulph an die gewaltigen Felsbastionen der Dents d'Oche anschließt. Es ist eine terrassenförmige Erhebung und Abstufung von dem üppigen, saftigen Grün der Kastanienbäume zu Eichen und Buchen, dann zu Nadelholz, darüber die Felswand als herrschende Krone. — Ehe wir diesen Strich des schönen Südufers verlassen, müssen wir bemerken, daß er schon in allobrogischer und römischer Zeit ein Lieblingsaufenthalt reicher und vornehmer Familien war. Dieß beweisen die vielen Gräber aus jenen Jahrhunderten. Die schönen Waffen, die Schmucksachen und Münzen daraus wurden leider zerstreut.

Der Dampfer führt uns nun um die Halbinsel von Ripaille, wo in der Mauer eines der alten Thürmchen steckt, aus dem ein schöner starker Baum herausgewachsen ist, wie eine Riesenblume aus einem ungeheuern Blumentopf. Einen wilden, an Zerstörung mahnenden Eindruck macht die aus dem Abondancethal heraustobende Drance, über die in der französischen Zeit eine lange Brücke gebaut worden ist, weil der Strom im Frühjahr und nach langen oder heftigen Regen ungeheuer breit wird und das fruchtbare Ufer mit Steingeröll überdeckt. Ebenso schwemmt er es massenhaft in den See, und da alle von den Bergen herabkommenden Flüsse dasselbe thun, so ist es unbegreiflich, daß der See nicht am Ende aus seinen Ufern tritt. Die uralten starken Eisenringe, die in Genf zum Anlegen der Schiffe und Barken noch aus der römischen Zeit an den nördlichen Substruktionen der obern Stadt vorhanden sind, beweisen sogar, daß damals der See wenigstens fünfzig Fuß höher gegangen, seitdem aber immer gefallen ist. Bekanntlich ist der Name Drance ein altes celtisches Wort, das wildes Gebirgswasser bedeutet. Daher wiederholt er sich so oft in der Schweiz, in Savoyen und im französischen Alpenland als Durance.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 20. Donnerstag, 23. Januar 1851.

Suffecitque malis animus; nam corpus ab illo
Accepit vires, vixque ferenda tulit.
Ovid:

He freeshly looks, and over-bears attaint,
That every wretch, pining and pale before,
Beholding him plucks comfort from his looks.
Shakespeare.

Aus dänischer Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Am allerschlechtesten, wie wir es nicht anders erwartet, war der Empfang in Kopenhagen selbst. Der Pöbel umdrängte uns in hellen Haufen, und nur mit Mühe vermochte die Militärwache, die uns jezt wieder umgab, uns vor körperlichen Mißhandlungen zu schützen. Die furchtbarsten Drohungen und Verwünschungen, die gemeinsten Schimpfreden sprudelten von allen Seiten auf uns ein; wir wurden mit Koth und Steinen beworfen, und mir selbst wurde die Ehre zu Theil, daß eine ganz elegant gekleidete junge Dame mit einem rothen Sammtspenzer mir in's Gesicht spuckte. Wir waren von Herzen froh, als dieser Umzug durch ganz Kopenhagen abgethan war und wir in die Boote stiegen, um nach den abgetakelten Schiffen gebracht zu werden, die den schleswig-holsteinischen Gefangenen als Quartier dienen. Auf dem Holm war übrigens zu guter lezt der Tumult am ärgsten, und besonders belustigten sich dort die Buben, aber auch Männer damit, mit Stangen und Rudern in das Wasser zu schlagen, damit wir recht naß würden, und die Boote, in die wir stiegen, in heftige Schwingung zu setzen, wobei sie schrien: „Werft die deutschen Hunde in's Wasser! Laßt sehen, ob sie schwimmen können," u. dgl.

Ich kam an Bord des „Waldemar," eines alten ausrangirten Linienschiffs. Da war nun das Wiedersehen so vieler Kameraden und Bekannten ungemein erfreulich und ließ mich auf Augenblicke aller Leiden vergessen. Wie viel gab es da zu erzählen, zu fragen und zu antworten! Man wurde von allen Seiten umringt und mit Händedruck und Umarmung begrüßt. Es sind auf dem Waldemar an fünfhundert schleswig-holsteinische Gefangene und wohl eben so viel auf jedem der beiden andern alten Schiffe, die zu gleichen Zwecken im Hafen liegen, so daß wir zusammen an 1500 Mann zählen mögen.

Eine unbehaglichere, trübseligere Stätte als diese dänischen Gefangenschiffe kann es nicht leicht geben, und recht absichtlich scheint man dieselben für die gefangenen Schleswig-Holsteiner ausgewählt zu haben. So lange die Witterung ziemlich warm war, ging es an, obgleich ein ewiger Zugwind herrscht, so daß über die Hälfte der Gefangenen von rheumatischen Leiden aller Art heimgesucht sind. Aber je mehr der Winter herankam, desto mehr hatten die dürftig Bekleideten zu leiden und der Zustand wurde bald fast unerträglich. Viele von uns werden die Folgen an einem siechen Körper ihr Lebenlang zu empfinden haben. Die Schiffe liegen ziemlich weit draußen im Hafen, so daß der zu dieser Jahreszeit fast immer heftige Wind frei darüber wegfegen kann. Dabei sind die Fahrzeuge so verfallen, daß der Wind durch unzählige Löcher und Spalten im Holzwerk streicht und oft pfeifend und sausend durch alle Räume der alten Rumpelkasten fährt; ein Aechzen und Pfeifen und Knarren und Quickern in allen möglichen Tonarten, und ich habe, wenn ich Nachts vor Kälte oder Schmerz nicht schlafen konnte, viele Stunden diesem unheimlichen Concerte gelauscht. Dazu sind bis jezt die Heizeinrichtungen äußerst mangelhaft. Nur einige kleine Kajüten, in denen wir uns bei Tage zusammendrängen, können ordentlich erwärmt werden. Man verspricht uns von Tag zu Tag, daß auch die großen untern Räume, in denen wir schlafen und uns sonst aufhalten, heizbar gemacht werden sollen, hält aber nicht Wort. Es heißt auch, die Schiffe sollen weiter

dem Lande zu gezogen werden, wo sie vor dem Winde geschüzt lägen; bis jezt ist dieß aber nicht geschehen. Sollten wir so wie jezt den Winter hier zubringen müssen, was Gott verhüte, so laufen wir in der That Gefahr, sämmtlich zu erfrieren.

Die untern Räume, wo sonst die Proviantkammern und die Lagerstätten der Matrosen und Seesoldaten waren, sind jezt unsere Schlafkammern. Auf alten schlechten Strohsäcken, in denen mehr Staub und Schmuz als Stroh ist, liegen wir dicht an einander gedrängt, und je zwei Mann haben eine dünne abgeschabte wollene Decke, die aus den dänischen Kasernen und Hospitälern ausgemustert worden. Dieses enge Zusammenliegen ist vielfach sehr unangenehm, es dient aber zu unserer Erwärmung, und ohne dieses hätten wir es in besonders kalten Nächten kaum aushalten können. Wie oft haben wir uns krampfhaft aneinandergeschmiegt und dabei vor Frost mit den Zähnen geklappert, als lägen wir im Fieberschauer! Und doch werden in kalten Nächten von Einzelnen noch Possen aller Art gemacht, oft von so sprudelndem Humor, daß wir wenigstens auf Augenblicke all unser Elend vergessen und in herzliches Gelächter ausbrechen.

So ist namentlich ein gefangener Oberjäger, ein geborener Berliner, an unserem Bord, der eine so unwiderstehliche komische Kraft besizt, daß man, wenn er es darauf anlegt, unwillkürlich lachen muß, man mag in noch so trüber Stimmung seyn. Obgleich selbst leidend, denn er hat eine böse Wunde am Schenkel, die ihn oft weidlich plagt, ist er stets zu Possen aller Art aufgelegt. Namentlich weiß er, unterstüzt von einigen andern lustigen Kameraden, die ergözlichsten Komödien aus dem Stegreif aufzuführen. Dieser Berliner als märkischer Landjunker und Ritter vom Treubund, dann als vornehme Dame, die für den Pietismus wirbt, als Mutter einer Schauspielerin, die die Tugend ihrer Tochter bewacht, als jüdischer Bankier und als Fischweib, wird mir unvergeßlich bleiben. Oft mitten in der Nacht, wenn wir vor Frost nicht schlafen können, springt er auf, hüllt sich in seine alte wollene Pferdedecke, die auch bei Tage, wo er den Kopf durch ein Loch derselben durchgesteckt hat, das Hauptstück seiner Toilette bildet, und improvisirt lange, so wizig erfundene und so komisch vorgetragene Monologe, daß wir vor Lachen alles Ungemach vergessen. Die meisten seiner Sachen fänden freilich in den deutschen Blättern keinen Plaz, und namentlich sein Hauptstück, der „Fürstencongreß," wobei er auch Dialekt und Sprachweise der meisten deutschen Fürsten trefflich nachahmt, würde ihm über ein Duzend Hochverrathsprozesse zuziehen. Aber bei uns armen gefangenen Soldaten, die wir wahrlich keine Ursache haben, den deutschen Fürsten besonders dankbar zu seyn, finden diese Späße großen Beifall. Solche Lustigmacher sind für uns ein wahrer Segen, und unsere ganze Lage wäre unendlich trauriger, wenn jener Vertreter des Berliner Geistes von uns genommen würde.

(Schluß folgt.)

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortsezung.)

Ich machte mich wieder auf die Wanderung. In und an den Straßen der Stadt, so viel ich deren durchstrich, war wenig oder nichts zu sehen, und um eine Beschäftigung für das Auge zu finden, blieb mir nichts übrig, als es längs der Häuser auf den Ladenschildern spazieren zu führen. Die Inschriften derselben waren theils deutsch, theils ungarisch abgefaßt, und an den leztern begann ich Sprachstudien zu machen, welche von dem unglaublichsten Erfolge begleitet waren. So las ich zum Beispiel zwischen gekreuzten Billardstöcken und Pyramiden von elfenbeinernen Kugeln das Wort Kavehaza, und sofort wurde es mir wie durch höhere Eingebung klar, daß das so viel sagen wolle wie Kaffeehaus. Einige Schritte weiter an einem Spezereiladen finde ich unter einem Bilde, welches allerlei Kolonialwaaren appetitlich darstellt, die Worte Kave & Czukor, von denen das erste offenbar meine Deutung von Kavehaza bestätigt, während das zweite unmöglich etwas anderes bedeuten kann als Zucker. Wer das bestreitet, dem biete ich eine Wette von hundert gegen eins. Ueber der Thür des anstoßenden Hauses erblickte ich durch einen ungeheuern Schlüssel getrennt die Worte: Lakatos Mester, und so geläufig, wie man eine Kinderfibel liest, übersezte ich „Schlossermeister." Man sieht also, das Ungarische ist nicht so schwer, wenn man es nur am rechten Ende angreift.

Ich fand die Straßen und Pläze von Preßburg still und verödet, bis mich eine Wendung nach dem Schloßberge zu in eine abschüssige Gasse brachte, in welcher es von Menschen und emsigem Geschäftsverkehr wimmelte. Die Tröbelbuden und die Gesichter in und vor denselben sagten mir sogleich, wo ich sey, in der Judengasse nämlich. Aus dem Geschwirr der hundert eifrigen Stimmen, welche hier durch einander redeten, war kein einziges nichtdeutsches Wort herauszuhören. Eben so schien die ganze Bergstadt, welche sich von der Judenstraße nach dem Schlosse hinaufzieht, der deutschen Zunge anzugehören, wie denn überhaupt an unsern Ostgrenzen in den Ländern, welche wir mit fremden Stämmen haben theilen müssen, der Deutsche sich gewöhnlich in den Besiz der Höhen zu sezen gewußt und den Fremden die Niederungen überlassen hat.

Das Schloß, oder vielmehr die Ruine, welche

diesen Namen führt, ist nur durch Pfahlwerk befestigt, und jedem, der sich dort oben umschauen will, ohne Schwierigkeit, als da sind Erlaubnißscheine und militärische Begleitung, zugänglich. Die Donau und die westlichen Ausläufer der Karpathen geben der Landschaft Leben und Charakter. Die Stadt, selbst aus der Vogelperspektive gesehen, nimmt sich nicht bedeutend aus. Auf der Schloßterrasse, welche die Stadt beherrscht, steht eine Reihe von Kanonen, jede mit einer Art hölzerner, schwarz und gelb angestrichener Schabrake bedeckt, welche ihnen ein schildkrötenartiges Aussehen gibt. Die Mündungen der Geschütze sind auf Preßburg gerichtet, eine ewige Drohung über den Häuptern seiner Bewohner.

Eine parkartige Anlage auf dem rechten Donauufer war mir vom Schloßberge aus recht anmuthig in's Auge gefallen, und der Weg nach der Schiffbrücke war leicht gefunden. In der Nähe gesehen erschien nun freilich der Park — wenn ich nicht irre, so führt die Anlage diesen Namen — nicht ganz so reizend wie von weitem, denn er gehört dem Gebiete der Donau in so weit an, daß der Strom bei hohem Wasser Sand und Schlamm dort absezt, die keinen Rasen aufkommen lassen, so daß die stattlichen Bäume des Parks sozusagen mitten aus der Wüste emporsteigen. Dagegen gewinnt man vom rechten Flußufer aus eine überraschend schöne Ansicht von Preßburg, über welchem sich das Schloß riesenhaft aufthürmt, während die links von der Stadt sich öffnende Landschaft von einem mächtigen Gebirgsstock beherrscht wird.

Auf dem Heimweg trat ich in einen Tabaksladen, um Cigarren zu kaufen. Auf die Frage: wie theuer? antwortete ich im Gedanken an die Wohlfeilheit des ungarischen Tabaks und seine Steuerfreiheit: zwei Kreuzer. Man reichte mir eine Kiste, ich wählte zwanzig Stück und legte einen Gulden auf den Tisch. Aber siehe da, statt der zwanzig Kreuzer, die ich zurück erwartete, gab man mir deren vierunddreißig; der Preis war also nach Wiener Währung berechnet, und meine Cigarren waren demnach viel wohlfeiler, als ich verlangt hatte, und sogar viel wohlfeiler, als ich wünschte. Ich stand im Begriff sie zurückzugeben und bessere zu verlangen, allein ich dachte: versuchen wir's immerhin, und bat um Feuer. Und in der That, diese lächerlich wohlfeilen Cigarren waren nicht nur rauchbar, sondern sie erschienen mir sogar vortrefflich, da ich seit mehreren Wochen des Tabaks der kaiserlichen Fabriken gewöhnt war. Das Tabaksregal, wenn man es in Ungarn wirklich mit aller Strenge durchführte, würde den Stoff der Unzufriedenheit dort wohl in hohem Grade vermehren.

Nach der Stadt zurückgekehrt, fand ich den meinem Gasthofe benachbarten Spaziergang von Menschen bedeckt, während der Park mit hereinbrechender Dunkelheit unglaublich schnell und vollständig menschenleer geworden war. Dort in der Stadt bewegte man sich zwischen vier Reihen kümmerlicher Platanen noch stundenlang auf und ab, wie es schien ausschließlich deutsche Welt, von der ich bei aller landsmannschaftlichen Vorliebe nichts zu rühmen weiß.

Am folgenden Morgen fand ich den Landungsplatz am Donauufer mit hunderten von harrenden Menschen bedeckt. Wenn alle diese Leute mit dir stromabwärts fahren wollen, sagte ich mir, so wird die Reise nicht die angenehmste werden. Glücklicherweise stellte es sich bei näherer Untersuchung heraus, daß ein großer Theil der versammelten Menge aus Personen bestand, welche Verwandten und Freunden nur das Geleit bis an's Schiff geben wollten. Das Dampfboot, von Wien kommend, ließ nicht lange auf sich warten, das Verdeck füllte sich, ohne überfüllt zu werden, und einige Minuten später schwammen wir pfeilschnell den reißenden Strom entlang. Bald hatten wir Preßburg und die lezten Spitzen des Gebirges aus dem Gesichte verloren. Rechts und links, hinter und vor uns eine unabsehbare Ebene. Die flachen Ufer der Donau waren hier mit dichter Holzung bedeckt, dort ließen sie den Blick auf unermeßliche Triften offen, auf denen troz der Verwüstungen, welche fünfmalhunderttausend hungrige Soldatenmägen in dem ungarischen Viehstande angerichtet haben, noch immer zahlreiche Rinderheerden weideten, alle gelblichweiß von Farbe und mit riesenhaften Hörnern ausgerüstet, die indessen ungeachtet ihrer drohenden Länge weniger eine Wehr zu seyn scheinen als ein Schmuck.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsezung.)

Evian.

Jenseits des wilden Bergstroms erhebt sich jener waldige Bergrücken, auf dem eine Menge Dörfer, wie Publier, Bellinge, Laringe u. a. aus dem Gehölz herausschauen. Die weißen reinlich gehaltenen Kirchen blicken freundlich herab, nicht so die Häuser, deren Aeußeres und Inneres bei näherer Bekanntschaft nichts gewinnt. Dicht am Ufer zeigt sich ein hübsches Gebäude mit romanischen Arkaden zwischen mächtigen Bäumen: der Gesundbrunnen Amphion, dessen uralt griechischer, mythischer und poetischer Name an viele ähnliche am Genfer See erinnert, und doch haben die Ufer des Lemans keinen einzigen einheimischen Dichter von einiger Bedeutung hervorgebracht. Alle, die da lebten, waren Fremde: Milton, Voltaire, Matthisson, Baggesen, Byron, Lamartine, Victor Hugo; eine auffallende Armuth auf

einem milden, durch großartige Naturschönheit, so wie durch historische Erinnerungen aus ältester und mittelalterlicher Zeit so merkwürdigen Boden. Das überaus liebliche Amphien war ehemals wegen seiner Stahlquelle häufig besucht, zumal es vom Bade Evian nur eine gute halbe Stunde entfernt ist. So waren vor etwa sechzig Jahren der König und die Königin von Sardinien mit einem großen Hofstaat hier und gaben glänzende Feste in Evian und Amphien.

Wenn man zu Schiff nach Evian kommt, macht die kleine Stadt einen sehr unangenehmen Eindruck durch Schmutz und Vernachläßigung. Die Häuser sind alle, wie ehemals in Genf, mit ihrer guten Seite vom See abgewendet und gegen die Stadt gerichtet. Kommt man aber auf der Landseite von Thonon oder von Meillerie auf der italienischen, von Napoleon für den Simplonübergang gebauten Straße, so zeigen sich zwischen malerischen Thurmruinen ziemlich breite Straßen und hübsche Häuser, Plätze und Brunnen. Eine der wohlwollenden Undinen des Lemans hat dem Ort schon vor langen Jahrhunderten Bedeutung und in der neuern Zeit sogar Wohlstand gegeben. Ein verwundetes Pferd soll in seinem glücklichen Instinkt die alkalinische Heilquelle aufgeschürft, sie oft zu Trank und Bad gebraucht haben und dadurch ganz geheilt worden seyn. In den Religionskriegen des Chablais hat die auf der Landseite mit Mauern und Thürmen befestigte Stadt wiederholt durch Stürme und Feuersbrünste gelitten, bald von den Bernern, bald von den Wallisern, selbst von den Franzosen unter Heinrich IV. Daher die gesprengten Thürme, Mauern und sonstige Ruinen, die der Stadt von oben gesehen und in manchen Straßen ein sehr malerisches Ansehen geben. So ist an der Südostseite eine kleine Wassermühle in einen gesprungenen Thurm gebaut und beide sind mit Wasser- und Landpflanzen reichlich umsponnen und durchflochten. Eine ähnliche Vedute ist in der untern ärmlichen und schmutzigen Stadt, in einer Gasse nahe am See, wo man durch einen Zwinger einen gesprengten Thurm erblickt. — Macht man ein paar Schritte aus der Stadt, so thut sich gleich die reizendste Scene auf. Es herrscht hier die reichste Vegetation der Schweiz. Da sind Kastanienbäume bis zu 47 Fuß Umfang und ähnliche Nußbäume und Ulmen; im Garten der Badeanstalt stehen Rosenbäume mit tausend Blumen, Granaten, an denen bisweilen die Früchte reifen, treffliche Feigen und duftender italienischer Lorbeer, so groß wie im Boboligarten in Florenz, und aus dem Helldunkel des Gehölzes öffnen sich zauberische Ansichten auf den dunkelblauen See, auf das waadtländische Amphitheater, seine Städte, Dörfer und Schlößer, auf den Jorat, die Tour de Gourze, Wufflens, die Alpenzüber Vevey, Montreux und Chillon, zu hinderst auf die dunkel begrenzende Juramauer.

(Fortsetzung folgt.)

Königsberg, Januar.

(Fortsetzung.)

Skandalsucht. — Der Quempaß.

Ich rede von der hier herrschenden Skandalsucht. Ich habe noch keinen Theil Deutschlands kennen gelernt, in dem dieselbe so groß wäre, als in Ostpreußen und namentlich in Königsberg. Es läßt z. B. ein Krakehler im Namen dieses oder jenes Mannes, der eine scharf markirte Parteistellung einnimmt, lithographirte Einladungen zum Mittagessen, Abendessen oder zu einem Balle anfertigen, versendet diese Einladungen zu hunderten mit der Stadtpost und schickt entweder seinem Gegner in der That eine Anzahl ungebetener Gäste auf den Hals oder erregt wenigstens Sensation und schafft Aerger und Verdruß. Liebesbriefe werden an den Mann geschrieben und durch absichtliches Versehen der Frau in die Hände gespielt. Noch vor zwei Tagen hat ein Ungenannter durch ein lithographirtes Schreiben im Namen eines andern zahlreiche Gäste zum Kindtaufschmause eingeladen. Dieser andere war ein Mann, der trotz seiner vollständigen politischen Unwissenheit bei der reaktionären Partei gleichwohl eine in die Augen springende Stellung einnimmt und nun nach dem Ungenannten sich Stadtrath titulirt, wozu ihn seine Partei erst zu wählen sucht. Carrikaturen, schmutzige Verse, gehäßige Zeitungsinserate sind an der Tagesordnung. Eine Anzahl verkommener Literaten leisten hülfreiche Hand bei diesen Bestrebungen, schreiben auch wohl selbst Blätter, werden verklagt, eingesteckt und schreiben weiter, sobald sie sich wieder auf freien Füßen befinden. Die Regierung sollte sich hüten, solche Individuen in ihrem Dienste zu verwenden, weil die Menge des Volks dann nicht mehr unbefangen prüft, sondern sofort allen Handlungen die gemeinsten Motive unterschiebt. Es wird viel von der sittlichen Verdorbenheit des Volks geredet und von der nothwendigen Besserung, aber man muß, wenn man von oben bessern will, vor allen Dingen mit sich selbst anfangen. Aber im Leben unterscheiden in der Regel diejenigen Regierungen am schärfsten zwischen Volk und Regierung, die am lautesten predigen, daß diese constitutionelle Unterscheidung verwerflich und unsittlich sey, predigen diejenigen Geistlichen am lautesten über die Sünden und die Verdorbenheit der Völker, bei welchen die Religion aufgehört hat Leben zu seyn, während tüchtige Regierungen und wahrhaft fromme Geistliche sich um derartige Theorien nicht kümmern, sondern sich lieber mit der Wirklichkeit beschäftigen, die Mängel derselben aufzusuchen und zu bessern bestrebt sind, wo sie nur bessern können.

Die Decembertage des verflossenen Jahres sind hier ziemlich einförmig verstrichen, wenn ich die Weihnachtsfreuden und die Anwesenheit mehrerer Künstler abrechne. Das Weihnachtsfest spielt hier, wie überall im Norden, eine große Rolle. Volksthümliche Gebräuche, wie ich sie an vielen andern Orten gefunden habe, scheinen indeß mit der Feier in Ostpreußen nicht verknüpft zu seyn. Im vorigen Jahre verlebte ich das Weihnachtsfest in Perleberg, der Hauptstadt der Prignitz. Am Morgen des ersten Weihnachtstages begaben sich junge und alte Leute, Männer und Weiber, Knaben und Mädchen in die Kirche, um den „Quempaß" zu singen. Es wird darunter das alte Weihnachtslied: »Quem pastores laudavere,« in der Uebersetzung: „Den die Hirten lobten sehre," verstanden. In der Schule zu Perleberg herrscht bei den Schülern noch ein gewisser Wetteifer, einen gut geschriebenen und mit den nöthigen Rococoschnörkeln gezierten „Quempaß" zu besitzen. Die Jugend singt ihn in der Kirche ab, indem sie in den Händen eine große hölzerne Scheere, worauf Lichter angebracht sind, hält und bei jeder Stelle, die betont wird, die Scheere auf und zumacht. Natürlich ist es, daß bei dieser Morgenfeier allerlei ärgerliche Geschichten vorkommen, die dann vor einigen Jahren den dortigen Geistlichen veranlaßten, das Absingen des „Quempaß" zu untersagen. Darob ergrimmt die Gilde der Schuhmacher dergestalt, daß sie ihrem Pfarrer am Morgen drohen, sie würden ihm, falls er nicht die Kirchenschlüssel ausliefere, das Haus zerstören. Um der Drohung den nöthigen Nachdruck zu geben, schickt man sich an das Haus abzudecken. Da gibt der Pfarrer nach, liefert die Schlüssel aus und in der Kirche singt man alsbald den „Quempaß" nach der Väter Weise. Der Pfarrer ist bald darauf versezt worden, aber der „Quempaß" wurde noch im Jahr 1849 gesungen und wird auch wohl im Jahr 1850 gesungen worden seyn. In Königsberg habe ich, wie gesagt, nichts Aehnliches entdecken können. Ueberhaupt ist Ostpreußen vermöge seiner Natur arm an Sagen, Liedern, Gebräuchen u. s. w., die ein poetisches Gemüth voraussetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 21. Freitag, 24. Januar 1851.

— Locum, moresque hominum, cultusque, sonumque
Cernimus.

Ovid.

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortsetzung.)

Hie und da sah man einen einspännigen Leiterwagen, mit weithosigen Bauern bemannt, im sausenden Galopp über das pfadlose Flachland dahinfliegen. Dörfer und Menschenwohnungen überhaupt wurden nur in langen Zwischenräumen sichtbar. Der Strom selbst war öde und unbelebt. Im ganzen Laufe des Tages begegneten wir einem einzigen Fahrzeuge und holten zwei oder drei Holzflöße ein, die nach Pesth bestimmt waren, dessen Umgebung weit und breit so holzarm ist, daß die Feuerung dort eben so theuer zu stehen kommt wie in Wien.

In der Nähe von Raab wurden die ersten Spuren der Kriegsverheerung sichtbar. Bei Gönyö, welches durch eine besondere Dampfschifffahrt auf dem Seitenarm der Donau, an welchem Raab gelegen ist, mit dieser Stadt in Verbindung steht, sieht man hart am Ufer des Flusses eine Reihe von Ruinen, die Trümmer von Häusern, welche durch das Auffliegen eines mit Pulver beladenen österreichischen Schiffs zerschmettert wurden, das von der Insel Schütt aus durch die Ungarn in Brand geschossen war. Bei dem einige Stunden weiter abwärts gelegenen Komorn erkennt man die Verwüstungen des Kriegs nur noch an den Neubauten, welche auf den Brandstätten bereits wieder emporgewachsen sind. Komorn liegt bekanntlich am östlichen Ende der großen Insel Schütt, ist aber keineswegs so unnahbar, wie ich nach den Beschreibungen der Zeitungsberichte mir vorgestellt hatte, welche fortwährend versicherten, die ungarische Hauptfestung liege inmitten unwegsamen Sumpflandes, wie Venedig in seinen Lagunen, jedem feindlichen Geschosse fast unerreichbar. Das rechte Ufer des Hauptstroms der Donau, welcher die Schütt und Komorn im Süden begrenzt, besteht aus vollkommen festem und sicherem Boden, und wer dasselbe besitzt, hat das Seyn und Nichtseyn der Stadt in seiner Hand, die nach dieser Seite hin nicht einmal von Wällen oder Mauern beschützt wird. Ich sage die Stadt, denn die Citadelle von Komorn, welche die äußerste Spitze der Schütt einnimmt, scheint mit ihren unmittelbar von der Donau bespülten Wällen, an denen ich vergebens eine Spur erlittener Beschädigung suchte, allerdings jeder Beschießung Trotz bieten zu können.

Als wir Komorn im Rücken hatten, rief der Kellner zum Mittagessen, welches mir Gelegenheit gab, einige merkwürdige Figuren unter der Reisegesellschaft etwas näher in Augenschein zu nehmen. Da war zum Beispiel ein pensionirter General, ein Mann über die Siebzig hinaus, mit einem Nußknackergesicht, schwerer Zunge und unbehülflichem Ausdruck, aber dabei voll des heitersten Humors, wohlwollend, lebensfroh und mit den mannigfaltigsten Kenntnissen reichlich ausgestattet. Der alte Kriegsmann war ohne Zweifel deutschen Blutes, aber in Ungarn geboren und so leidenschaftlich eingenommen für sein Geburtsland, daß er Angesichts der einförmigsten und unbedeutendsten Landschaft wiederholt in entzückte Ausrufungen ausbrach über die Pracht dieses Landes und die Majestät seines Stromes, des herrlichsten in der Welt.

Ferner war da ein Kapuziner, wie ich bisher noch keinen gesehen, ein wahrer Stutzer unter den Bettelmönchen. Die braune Kutte des Paters war zum eng anschließenden, kaum über die Knie reichenden Rocke zusammengeschrumpft, dessen etwas breiter und ein wenig spitz auslaufender Kragen die Kapuze

vorstellte. Statt der schmutzigen Sandalen trug der Mann Gottes die steifen Stiefeln der österreichischen Weltgeistlichen, wohl geschnitten und spiegelblank gewichst, auf dem Kopfe einen Hut mit etwas breiterem Rande, als wir ihn zu tragen pflegen, endlich ein schwarzseidenes Halstuch, über welches ein sauberer Hemdkragen geschlagen war. Bei Tische that der würdige Herr der Schiffsküche alle mögliche Ehre an, trank seinen Schoppen Wein wie jeder andere Christ, nahm zuletzt eine Tasse Kaffee und zog dann eine Meerschaumspitze hervor, aus welcher er mit großem Behagen eine Cigarre rauchte. Kurz, mein Pater war anzusehen und gebärdete sich wie alle andern Leute. Ob die Heiligkeit der Kapuziner darunter leidet, wenn sie sich von dem Schmutze losmachen, welcher sonst für das eigentliche Lebenselement des Ordens galt, das zu entscheiden habe ich nicht profane Anmaßung genug.

Eine dritte Persönlichkeit, welche meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war die eines hübschen Mannes von mittleren Jahren, welcher aller Welt erzählte, daß er gerades Weges aus Spanien komme, wo er seit geraumer Zeit ansäßig sey. Dieser Mann, aus Niederungarn gebürtig und Färber seines Handwerks, hatte sich auf der Wanderschaft bis nach Andalusien verirrt und dort in Antequera Gelegenheit zu einer Niederlassung gefunden, welche ihn in blühende Umstände versezt zu haben schien, die er jezt in seiner eigenen Person der gesammten ungarischen Verwandtschaft zur Schau stellen wollte. Zum Beweise seines Wohlstandes führte er eine Anzahl spanischer Unzen in seinem Geldbeutel, die er mit großer Selbstgefälligkeit vorzeigte, und von denen er zu verstehen gab, daß er sie seinen Angehörigen als Andenken an den reichen Vetter in Spanien zurücklassen werde. Ein zweites Geschenk für die Verwandten, dessen Wahl meinem Urtheil nach viel beredter für die Gutherzigkeit des Gebers sprach, bestand in einem Käfig voll Kanarienvögeln, die der Färber von Antequera drei- bis vierhundert Meilen weit über Land und Meer bis nach Ungarn gebracht hatte. Er habe sie selbst gezogen, meinte er, und so werden sie seinen Angehörigen wohl Freude machen; mühselig sey der Transport freilich gewesen, zumal bei den Eilwagenfahrten, während deren er den Käfig Tag und Nacht auf den Knien gehalten. Ich konnte so viel Selbstverläugnung zu so kleinem Zwecke nur bewundern, und bewunderte sie in in der That um so mehr, als ich mir gestehen mußte, daß ich an der Stelle jenes Mannes sogar einen Käfig voll Paradiesvögeln, ja selbst eine Brut junger Phönixe schon auf der ersten Station zum Wagen hinausgeworfen hätte. Der Färber hatte übrigens während seines langjährigen Aufenthalts in Antequera, wo doch die Deutschen und die Ungarn selten seyn möchten, weder seine magyarische Muttersprache noch das Deutsche einrosten lassen; er sprach vielmehr die eine wie das andere mit vollkommener Geläufigkeit, und war überdieß auch im Französischen, das er früher auf der Durchreise nach Spanien gelernt hatte, ziemlich sattelfest.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dänischer Gefangenschaft.

(Schluß.)

Was uns die Kälte auf dem Schiffe doppelt peinlich macht, ist die schlechte dürftige Kleidung. Die Dänen hatten uns allen gleich unsere Mäntel abgenommen, um sie ihren Soldaten zu geben, und so blieben uns nur unsere Uniformen, die vom langen Gebrauch ganz abgeschabt und vielfach zerrissen sind. In der lezten Zeit ist es aber, Dank den Bemühungen der Vereine, die für uns in Deutschland sammeln, hierin viel besser und unsere Lage wesentlich erleichtert worden. Alle, die nicht selbst Geld hatten, haben warme wollene Leibbinden, Strümpfe und Halstücher bekommen, viele auch alte, abgelegte Schlafröcke, Mäntel und ähnliche Kleidungsstücke, die aus Deutschland für uns hergesandt wurden. Da kommen denn höchst abenteuerliche Kostüme zum Vorschein, über die wir selbst herzlich lachen müssen. Ein Dragoner mit alter Lederreithose und Sporenstiefeln trägt einen bunten kattunenen, ausgemusterten Schlafrock und eine weißwollene Nachtmütze, die irgend einem deutschen Professor oder ehrsamen Krämer gehört haben mag. Neben ihm der Jäger prangt mit den karrirten Morgenbeinkleidern eines Elegants unter seinem grünen Waffenrock, dessen Näthe auf allen Seiten das rothe Friesrhemd, das er trägt, herausblicken lassen; um den Hals ist ein alter blauer Damenshawl geschlungen, den Kopf schüzt das Jägerkäppi, von dem die Dänen den metallenen Doppeladler abgerissen haben und dessen kahl gewordener Roßhaarbusch einem Rattenschwanz gleicht. Dergleichen oft wirklich fabelhafte Anzüge sieht man zu hunderten unter uns, ja einige Soldaten sind sogar in alte wollene Weiberröcke gekleidet, die sie Gott weiß woher sich zu verschaffen gewußt haben. Wir sind in unserer Toilette nicht im mindesten wählerisch, und alles, was nur zu wärmen vermag, ist willkommen.

Eine andere ungemein wohlthätige Erleichterung haben uns die milden Beiträge aus Deutschland dadurch gebracht, daß es jezt möglich geworden ist, allen eine Tasse warmen Kaffee zum Frühstück zu verschaffen. Diese kleine Erquickung hat schon ungemein heilsam auf unsern Gesundheitszustand eingewirkt, und neben der wärmeren Kleidung gewiß viele vor Krankheiten bewahrt, ja manchen das Leben gerettet. Die Nahrung, die wir von der dänischen

Regierung erhalten, besteht aus einem Pfund sehr schlechtem Brod täglich, und Mittags aus Erbsen- oder Bohnenbrei mit einem winzigen Stück Speck; dazu erhält jeder täglich etwa 1/2 Groschen Geld. So mußten denn die Aermeren unter uns, die keine Mutterpfennige von Hause beziehen konnten, und dieß ist die große Mehrzahl, Morgens und Abends nur trockenes Brod essen, was sie körperlich sehr herunterbrachte. Jezt hat doch jeder Morgens seinen warmen, wenn auch schlechten Kaffee, in den er sein Brod brocken kann, und häufig Abends warme Kartoffeln in der Schale mit Salz, oder eine Art Pfannkuchen. Die besser mit Geld versehenen Gefangenen haben am Bord Gelegenheit sich Kaffee, Thee, Backwerk aller Art, Schinken, Käse, Butter, Eier u. s. w., zu eben nicht sehr billigen Preisen zu verschaffen.

Vom deutschen Gelde ist auch Schreibzeug angeschafft worden, um Briefe in die Heimath schreiben zu können, die freilich dem Kommandanten offen eingehändigt werden müssen. Wir lassen sogar deutsche Bücher aus einer Leihbibliothek kommen. Es ist ein eigenes kleines geheiztes Zimmer, in dem nicht geraucht und gesprochen werden darf, als Lese- und Schreibkabinet von uns eingerichtet worden. Ferner haben die Gaben aus dem Vaterland es uns sogar möglich gemacht, an die Verschönerung des Lebens durch Kunst zu denken. Wir haben nämlich einige alte Instrumente, Violinen, Clarinette u. s. w. gekauft oder gemiethet, so daß wir jezt ein kleines Orchester haben, das täglich mehrere Stunden spielt. Oft werden förmliche Bälle veranstaltet. Diejenigen, welche die Damen vorstellen, werden ordentlich engagirt, und so durchtanzt man oft mehrere Stunden. Diese Lustbarkeit verhilft den Leuten zu einer Bewegung, die sie sich sonst nicht machten, verscheucht die finstern Grübeleien und ist so für Leib und Seele gleich ersprießlich. Ferner werden gymnastische Uebungen angestellt und von den in diesem Fache Gewandteren förmliche Vorstellungen gegeben. Auch gibt es große Hetzjagden, bei denen oft sehr viel Wild erlegt wird, die großen Wasserratten nämlich, von denen die dänischen Schiffe wimmeln; ekelhafte und wilde Thiere, die uns nicht wenig belästigen. So viel hunderte derselben wir auch schon erschlagen haben, sind ihrer immer gleich viel und sie sind auf der Liste unserer Plagen nach dem Frost die zweite.

Dieß sind unsere Belustigungen, mit denen wir uns die lange lange Zeit der Gefangenschaft nach Kräften zu verkürzen suchen. Unablässig streben wir dahin, daß kein böser Geist des Mißmuths und der Verzweiflung, der unser gefährlichster Feind seyn würde, unter uns einreißt, und wo derselbe sich bei Einem oder dem Andern zu zeigen beginnt, suchen ihn die übrigen mit allen Mitteln zu verscheuchen. Dieser Aufheiterung haben wir es gewiß auch vorzüglich zu danken, daß unser Gesundheitszustand verhältnißmäßig noch immer ein leidlicher ist. Wenn der Mensch nur sich selbst nicht verläßt, so verläßt ihn auch Gott nicht, und wir Holsteiner haben in den lezten Jahren wohl gelernt, uns auf uns selbst zu verlassen. Freilich, manchen von uns deckt schon die feindliche Erde; es war ihnen nicht vergönnt, den geliebten Boden des Vaterlandes wieder zu betreten.

Die Behandlung, die uns auf dem „Waldemar" von Seiten der dänischen Offiziere zu Theil wird, ist fast durchaus eine humane, und in dieser Hinsicht können wir von großem Glück sagen, da es unsern Kameraden auf den andern Schiffen hierin lange nicht so gut gehen soll. Namentlich ist der Oberarzt auf unserem Schiff ein sehr edler Mann, der uns unsere Lage, so viel in seinen Kräften steht, erleichtert und dem wir alle zum größten Dank verpflichtet sind. Aber der Kopenhagener Bevölkerung wüßten wir nicht viel Gutes nachzusagen. Leute, die in Booten an unsern Schiffen vorüberfahren, machen häufig verächtliche Pantomimen, rufen uns Schimpfworte und Drohungen zu, ja werfen mit Steinen und Holzstücken nach uns. Oft sind es sehr wohl gekleidete Herrn, sogar Damen, die auf solche rohe Weise uns ihren Haß zu beweisen suchen.

Dieß ist eine kurze Schilderung unserer Lage. Möge man uns in Deutschland nicht vergessen, wenn unsere Gefangenschaft noch lange währen sollte!

Korrespondenz-Nachrichten.

Königsberg, Januar.

(Fortsetzung.)

Marzipan. — Kunst

Was Königsberg eigenthümlich ist, und was namentlich in der Weihnachtszeit eine große Rolle spielt, das ist der Marzipan, der sich in demselben Grade auszeichnet, wie der Käse von Tilsit, der Honigkuchen von Thorn, die Würste von Gotha, Braunschweig, Göttingen u. s. f. Es ist unglaublich, in welchen Quantitäten von Königsberg aus der Marzipan nach allen Weltgegenden, selbst bis zur Schweiz hin versendet wird. Zahlreiche Conditoreien zeigen während der Feiertage in ihren Schaufenstern die kunstvollsten Gebilde aus Marzipan. Ich weiß nicht, was die Berliner, die sonst großes Gewicht auf die Weihnachtsfreuden legen, in dieser Beziehung zu leisten vermögen, aber das habe ich bemerkt, daß außerordentlich viel Marzipan von hier aus nach Berlin geschickt wird. Ob der Königsberger Marzipan wirklich so vortrefflich ist und wodurch er sich von dem Marzipan an andern Orten unterscheidet, kann ich nicht angeben, da ich derartige Süßigkeiten nicht auf die Zunge zu

bringen vermag. Thorn hatte hier für die Feiertage eine große Niederlage von Honigkuchen. Unter den hiesigen Conditoreien treten besonders drei in den Vordergrund, die sich nicht sowohl durch Anfertigung von Waaren, als durch zahlreichen Besuch auszeichnen. Den vortrefflichsten Kaffee finden Sie im helvetischen Kaffeehause des Herrn Siegel in der französischen Straße, wo Sie zugleich die Elite der Königsberger Demokratie antreffen. Politisch neutral ist die Conditorei des Herrn Zappa in derselben Straße, die den meisten Besuch hat. Man sieht in ihr nicht die Eleganz der Siegelschen Conditorei, findet hier dagegen die größte Auswahl von Zeitungen und Zeitschriften. Das Frankfurter Journal habe ich z. B. bis jezt in keinem andern öffentlichen Lokale gesehen, als in dem des Herrn Zappa. Die Frankfurter Oberpostamts-Zeitung habe ich noch an keinem öffentlichen Ort gefunden. Häufiger findet sich die Augsburger Allgemeine Zeitung, die auch hier und da auf dem Lande von intelligenteren Gutsbesitzern gehalten wird. Die dritte Conditorei ist die Hofconditorei des Herrn Pomatty und Comp., die zwar nicht geräumig ist, in der aber alles in trefflicher Qualität verabreicht wird. Der Pomatty'sche Marzipan soll der beste in der Stadt seyn. Schöngeister pflegen sich bei ihm nicht einzufinden, weil es an den Rauchzimmern fehlt.

Von den Künstlern, die in der lezten Zeit Königsberg besucht haben, ist der Violinvirtuose Kontski bereits erwähnt worden. Nach ihm kamen, wenn ich untergeordnete Erscheinungen übergehe, die Geschwister Neruda hieher, gebürtig aus Brünn, die bereits in Berlin eine Reihe von vielleicht zwanzig Concerten gegeben hatten und hier im voraus als die würdigen Nachfolgerinnen der Milanollo's angekündigt worden waren. Der Ostpreuße hat, wie ich das schon oft erwähnt habe, Verstand und concentrirtes, inniges Gefühl. Das Leztere ist der Grund, weßhalb sich die Stadt Königsberg durch einen vorzüglich ausgebildeten musikalischen Sinn auszeichnet und in dieser Beziehung nicht leicht lobt, wo nichts zu loben ist. Als die Neruda's — es sind im Ganzen vier Geschwister, von welchen zwei besonders in Betracht kommen — hier zum ersten mal auftraten, blieb das Theater leer. Seit der Zeit sind sie aber unter steigender Theilnahme des Publikums noch acht mal in kurzer Zeit aufgetreten, und zwar stets bei gefülltem Hause. Namentlich war es die Violinistin, ein zartes Kind von vielleicht vierzehn Jahren, die allgemeinen Enthusiasmus erregte. Kenner versicherten, den Karneval von Venedig noch niemals so schön gehört zu haben; das Spiel des Herrn Kontski komme troz seines europäischen Rufes nicht dagegen auf. Den hiesigen russischen Consul hörte ich lamentiren: er habe von früher Kindheit an bis in sein spätes Alter für einen guten Violinisten gegolten, und nun lehre ihn ein Kind, daß er ein vollständiger Stümper sey; er werde für die nächste Zeit die Violine wohl nicht wieder zur Hand nehmen können. Die Neruda's sind von hier nach Warschau gereist, um von dort aus Riga und Petersburg zu besuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Evian. — Tour ronde.

Zwischen dem üppigen Grün der Bäume fahren die Barken mit lateinischen Segeln und die Dampfer durch. Die Zucht der Weinreben erinnert an die neapolitanische. An den geschälten, in die Erde getriebenen Baumstämmen ranken sich guirlandenartig die Reben empor, schwingen sich zu den Nachbarbäumen hinüber und bilden so anmuthige Lauben. Hier wachsen mehrere gute Sorten weißen und rothen Weins, der an den Rheinwein erinnern würde, wenn er dessen Wohlgeruch hätte. Alle die rauhen, steinigten Wege aufwärts durch Baumpflanzungen und Weingärten führen zu mannigfaltig schönen Gesichtspunkten. Ich will nur die schönsten anführen. Wenn man eine Stunde lang die Mühe nicht gescheut hat, südlich von Evian die Berghöhe hinauf zu gehen, so gelangt man hinter den Ruinen einer alten Burg beim Dorfe Laringe auf eine Stelle, wo sich auf einmal der Blick in die faucigny'schen Hochalpen aufthut. Der Montblanc und seine Genossen liegen in ihrer ganzen Pracht da. Ueber Neuvecelle, wo die riesigsten Bäume stehen, führt links ein steiler Weg nach St. Paul hinauf, wo eine wundervolle Doppelsicht überrascht, aufwärts zu den Felsenbastionen der Dents d'Oche, hinunter auf das reiche Chablais, den See und einen großen Theil des Waadtlands. Wer sich aber nicht der Mühe des Bergsteigens unterziehen will, der kann am See auf der Simplonstraße zwischen Weinbergen und prächtigem Gehölz anziehende Ausflüge östlich nach Grandville, Lugrin, Blonay, Tour ronde und Meillerie, oder südwestlich nach Amphion machen, wo der Sonnenuntergang besonders reizend ist, weil da der See eine große Masse flüssigen Goldes scheint. Wenn es dunkel geworden ist, sieht man Mond und Sterne und die Gaslichter von Lausanne sich auf den Wellen schaukeln.

Das Bad zu Evian besteht aus alkalinischem Wasser, das, wie gesagt, vor fünfzig, sechzig Jahren großen Ruf hatte. Dann sank sein Ruf, aber seit sechs bis sieben Jahren scheint es ihn durch wahrhaft wundersame Kuren wieder zu erhalten. Die Badeadministration thut durch zweckmäßige und angenehme Einrichtungen ihr Möglichstes, um Badegäste und andere Fremde anzuziehen und zufrieden zu stellen. Das Lobenswertheste in ihrer Verwaltung ist die Bemühung, Evian fern von dem Luxus und dem übertriebenen Comfort zu halten, die andere Bäder, besonders die deutschen, entstellen. So wird hier auch kein Hazardspiel geduldet. Sie wünscht, daß die Badegäste im Genuß der herrlichen Natur Ersaz für die mangelnden Freuden der Vergnügungswelt finden mögen. In Evian und der Umgegend kann man recht die Natürlichkeit, Gutmüthigkeit und Höflichkeit der Savoyer kennen lernen, wodurch sie sich alles Schmutzes und anderer Unebenheiten ungeachtet sehr zu ihrem Vortheil vor den Waadtländern gegenüber auszeichnen, seit diese durch ihre radikalen Umgestaltungen wesentlich von ihren frühern guten und selbst liebenswürdigen Eigenschaften verloren haben und immer mehr verlieren.

Das Dampfschiff steuert weiter östlich, an dem anmuthigen Ufer hin, dicht unter der reichen Waldung und den anliegenden Dörfern weg. Lugrins Name erinnert an den Luginer See, und wie dieser ist es bekannt durch seine trefflichen Fische, welche auf den römischen Tafeln nicht verschmäht worden wären, denn die großen und kleinen Forellen, Hombre-Chevaliers, Farrats und das andere vornehme Fischvolk sind hier klassisch zu nennen. — Von der verlassenen Burg der katholischen Barone von Blonay stehen hier nur einige Mauern, während das Schloß der protestantischen Linie oberhalb Vevey noch wohl erhalten ist und von ihr bewohnt wird. — Bei der Tour ronde aus der Römerzeit, wo vermuthlich das alte Tauretunum stand, ging 563 n. Chr. von der nordwestlichen Dent d'Oche ein entsezlicher Felsensturz nieder, der nicht nur viele Wohnungen verschüttete, sondern auch den See so hoch trieb, daß er das alte Lusonium auf der entgegengesezten Küste verschlang, da wo jezt das kleine Dorf Vidi steht. Vom runden, wahrscheinlich römischen Thurm steht nichts mehr, das Dorf hat aber den alten Namen beibehalten, als der Thurm wegen der Richtung der Simplonstraße niedergerissen werden mußte.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 22. Sonnabend, 25. Januar 1851.

Dicite pusillanimis: Confortamini et nolite timere. Aperientur oculi coecorum, et aures surdorum patebunt. Et erit ibi semita, et haec erit vobis directa via, ita ut stulti non errent per eam.

Jesaias.

Beim Antritt der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

I.

Ein halbes Jahrhundert liegt hinter uns, wir sind in die zweite Hälfte mit Sorgen und Bangen, mit Fragen und Klagen getreten. Was wird diese bringen, nachdem wir so eben die „Errungenschaften" und Hoffnungen der ersten Hälfte wie zu Grabe getragen haben? Es geziemt wohl auf der Mittagshöhe des Jahrhunderts, einen Rückblick und Vorblick zu thun und zu sehen, was aus der eben geschlossenen Rechnung sich als Kapital für die Zukunft ergeben mag.

Daß der Schlußpunkt dieser ersten Hälfte des Jahrhunderts die volle Bedeutung eines Wendepunktes habe, ganz anders als der Uebergang aus dem achtzehnten in's neunzehnte Säculum, das liegt als unausgesprochenes Bewußtseyn in aller, auch der Geringsten Brust, und wer's nicht selber in seinem Innern fühlte, dem predigen es die Ereignisse von den Dächern. Ein Ablauf ist geschehen, ein Anlauf will werden — aber was für einer?

Eben noch schwankte die Hand, welche die eisernen Würfel über unser Seyn und Nichtseyn werfen wollte. Sie zitterte vor'm Wurf und ließ sie auf's Friedliche fallen, denn alles stand auf dem Spiele, alle Bildung, alles Vermögen, alle Ersparung der Vergangenheit, aller Segen und alles Heil der europäischen, der deutschen Zukunft. Vor sich leere Kassen, hinter sich die Revolution — wie konnte man Krieg aus der drohend aufgeschürzten Toga schütteln! Friedliche Vereinigung und Auseinandersetzung, friedliche Entwicklung und Verbesserung mußte die Losung des armen Geschlechtes werden, das bisher des Friedens nicht froh, des Krieges nun nicht mächtig werden konnte. Gewiß, es ist nicht reif zum Kriege, so überständig der Baum des Friedens erscheint. Es gehört zum Kriege nicht bloß Geld und Roß und Mann, es gehören Geister und Kräfte, Grundgedanken und Gegensätze dazu, wie sie trotz allem und allem nicht vorhanden sind, nach höherem Weltplane heute nicht vorhanden seyn sollen. Wird die friedliche Entwicklung, der wir entgegensehen, sie bringen oder unnöthig machen?

Schauen wir zurück, so finden wir mit schnellem Blicke, daß zwei große Gedanken in der neuern Geschichte zwar nicht ihre lezte, aber ihre vorläufige Entwicklungsbahn beschrieben und ihre Erledigung gefunden haben. — Die neuere Zeit begann mit der Reformation. Die Religion als Anfang, Mitte und Ende aller Dinge trat zuerst auf den Plan der modernen Geschichte. Mit urkräftiger Gewalt schlug sie ihre Kreise und alle Herzen und Lande durchfurchte sie. Sie hat das Ihrige gethan, und zwar in allen Glaubensbekenntnissen. Und wurde der Apfel vom Baume der Erkenntniß auch von Anfang an und im Fortgange mehr und mehr im hoffärtigen Streben nach Gottgleichheit gebrochen, so hat mitten unter der sich entzügelnden Selbstvergötterung, wie fruchtbarer Boden auf und neben der glühenden und wieder erkaltenden Lava des Vesuv sich absezt für das Gedeihen der edlen Frucht, aus der die lacryma Christi träufelt, ein fruchtbarer, in Liebe thätiger Glaube sich ergeben, der selig in Hoffnung und fröhlich in Trübsal der Weltüberwindung gewiß ist.

Die eigentliche und ausdrücklich religiöse Stunde der neuen Geschichte ist längst vorüber. Seit geraumer Zeit ist als gleich gewaltiges Lebenselement der neuen



Weltzeit das staatliche hervorgetreten. Der Staat, von der Kirche nicht gebunden, und doch auch nicht ihr Herr und Meister, trat von Stufe zu Stufe auf die Höhe seines weltlichen Thrones und machte sich alle Gewalten und Kräfte, die bisher in Willkür und Trotz ihn nicht aus der Zerstreuung in die Sammlung seiner Vollmacht kommen ließen, unterthänig. Die Souveränetät über die Kleinen und Großen von den Seinen mußte von ihm stabilirt werden wie ein Fels von Bronze, wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen sich auszudrücken pflegte. Wo die alte Kirche ihn nicht frei ließ, mußte der Drang zum Sturme werden, wie er in Frankreich in der großen Revolution losbrach. Die Staatsallmacht, die Staatseinheit war aber eben so ursprünglicher deutscher als französischer, weil europäischer, weltgeschichtlicher Gedanke. Die nachkommende constitutionelle Form war verläufig nur ein Ueberwurf, eine Verbrämung, unter der sich der absolute Gedanke nur um so stärker entfalten konnte. Sie diente gerade zur Zerbrechung der alten selbstständigen, ständischen, trotzig und willkürlich auf sich selbst sich steifenden Formen und Kreise, und daß eine gewisse Zahl von Urwählern und Wählern das Volk zu vertreten schien, diente im tiefsten Grunde nur um so mehr zum absoluten Alles für, nichts durch das Volk. Auch die Februarstürme hatten nur die Bedeutung, die der Staatseinheit noch entgegenstehenden bürgerlichen oder dynastischen und provinziellen Selbstständigkeiten vollends zu zerbrechen. Frankreich wird absolut regiert nach wie vor, und in Deutschland müssen die sich widersetzenden, sich aufblähenden Besonderheiten am Ende doch unter die verwünschte Einheit unterkriechen, ob besser oder schlimmer oder nur anders als unter das Frankfurter Parlament, thut nichts zur Sache. Erst nach Herstellung der Einheit und Allgemeinheit kann der Einzelne, wenn er sich indessen an etwas anderem als papiernen Verfassungen gekräftigt und erfüllt haben wird, frei seine Kreise beschreiben; nur aus dem Gehorsam erblüht die Freiheit des Mannes.

Darum keine Frage, aber auch keine Klage, daß im Weltjahr 1848 und seinen nächsten Folgen die Volksfreiheit keinen unmittelbaren Gewinn gezogen; mittelbar ist er groß genug, es ist viel für die Zukunft gewonnen, kein ächter Gedanke, kein rechtes Streben geht verloren, und gewiß trägt das ausgegebene Kapital seine Zinsen für eine spätere Freiheit, die nicht eine eigensüchtige, zerstörende und vernichtende seyn darf, sondern eine eben so selbstständige als selbstlose, welche Ueberordnung und Unterordnung, Regierung und Regierte, Fürst und Volk in lebendiger Mitte und Wechselwirkung trägt. Wäre die Revolution von 1848 äußerlich gelungen, so war das Chaos unvermeidlich; unreif zur Freiheit hätten sich Volk und Führer zerfleischt, alles in den Strudel der Entzügelung hinabgerissen, und dann hätten die Recht, welche den nahen Untergang Europas weissagen wollten. Erst Gehorsam und Selbstverleugnung im Allgemeinen und für's Allgemeine, dann Selbstgewinnung und Freiheit, wie ein geordnetes Gemeinwesen sie braucht und darstellt.

So ist nichts gescheitert als thörichte Hoffnung, träumerischer Wahn, der da meinte, vor der Entwicklung das Ende bekommen, vor dem Abend den Tag loben und mit einem Ueberschwang und Ueberdrang die gemessene Bahn durchstürzen zu sollen. Eile mit Weile! das schrieb in sichtbaren Zeichen die unsichtbare Hand der Weltregierung den Träumern an die Wand, während sie die Freiheit als leichten Schaumwein verzechen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortsetzung.)

Wohl in keinem Lande der Welt ist die Kenntniß mehrerer Sprachen so allgemein wie in Ungarn. Da in den meisten Gegenden des Landes die verschiedensten Nationalitäten bunt durch einander wohnen, so ist nichts häufiger, als daß selbst „der gemeine Mann“ drei oder vier Sprachen versteht. Dieß gilt zumal von Siebenbürgen. Zu den verschiedenen Volkssprachen kommt dann bei dem gebildeten Theile der Bevölkerung das Lateinische, das heute noch als Unterhaltungssprache gäng und gebe ist. Besonders die Geistlichen bedienen sich desselben mit augenscheinlicher Vorliebe. So oft ich Geistliche mit einander sprechen hörte, so oft sprachen sie lateinisch; aber auch bei Leuten anderer Stände, sogar bei Militärpersonen, fand ich eine zur Unterhaltung hinreichende Kenntniß des Lateinischen — freilich nicht dessen, welches Cicero vor den Rostris geredet hat, sondern des Lateinischen, wie es eben in Ungarn üblich ist.

Unterhalb Komorn wird die Landschaft wieder bergig, und bald findet sich die Donau zwischen hohen und steilen Ufern in einen Thalgrund eingeengt, der an romantischer Schönheit dem obern Donauthale zwischen Linz und Wien wenigstens gleich kommt. Der schönste Punkt des Gebirges, welches der Strom durchbricht, ist bei Wischerad, der zum Dorfe heruntergekommenen Königsstadt, die indessen noch durch mächtige Festungstrümmer an ihre alte Bedeutung erinnert. Waitzen ist weniger malerisch gelegen, gibt aber vom Flusse aus gesehen durch seine Häusermasse, aus welcher eine Anzahl stattlicher Gebäude hervorragt, ein bedeutendes Bild. Gran, obgleich volkreicher als Waitzen, stellt sich dennoch bei weitem nicht so ansehnlich dar. Der hervorragendste Punkt von

Gran ist die hart am Donauufer auf steiler Höhe — einem ehemaligen Burgberge, wie die alten Mauern daran beweisen — gelegene Kathedrale, welche indessen durch ihre anspruchsvolle Geschmacklosigkeit die Landschaft vielmehr verunziert als schmückt. Die Kirche bildet nämlich einen unscheinbaren steinernen Kasten, welcher durch eine übergroße Kuppel geradezu erdrückt wird.

Das linke Donauufer hat sich längst wieder verflacht, während auf dem rechten ein ununterbrochener Höhenzug bis nach Ofen fortläuft. Dank dieser Hügelkette und deren mächtigem Schlußpunkte, dem Blocksberge, welcher den Strom unterhalb Ofen zu sperren scheint, ist der Anblick auf Buda-Pesth für den von Wien kommenden Donaufahrer ein wahrhaft großartiger. Die zur Linken liegende imponirende Häusermasse von Pesth wird durch eine kühn gesprengte Kettenbrücke — eine der größten und schönsten der Welt — mit der Nachbarstadt verbunden, welche sich rechts zwischen Gärten und Baumgruppen nach der hochgelegenen Citadelle hinaufzieht. Nach vorn wird die Aussicht durch den steilen Blocksberg geschlossen, der bis zur halben Höhe mit terrassenförmigen Straßen angebaut ist und dessen Gipfel eine Sternwarte trägt.

Schon der Aussicht wegen schlug ich mein Zelt im Erzherzog Stephan auf, dem am Donaukai gelegenen Gasthofe, welcher für den besten gilt. Vom Fenster meines Zimmers aus gesehen erinnerte mich die magyarische Doppelstadt auf's lebhafteste an Lyon, wie es sich vom Rhonekai aus mit dem Blicke auf die Höhe von Fourvières darstellt, und ich weiß nicht, welchem von diesen beiden einander so auffallend ähnlichen Bildern ich den Vorzug geben soll. — Das Zimmer, welches ich im Erzherzog Stephan bewohnte, zeichnete sich weder durch Eleganz noch durch Bequemlichkeit der Einrichtung aus; dagegen aber fand ich den Speisesaal mit einem Luxus ausgestattet, wie er mir an ähnlicher Stelle nicht zum zweitenmale vorgekommen ist. So warteten der Gäste, um nur eines anzuführen, statt der Stühle große sammetbeschlagene Lehnsessel von feinem Holze, wie gemacht für Leute, welche gewohnt sind halbe Tage bei Tische zuzubringen, aber freilich nicht ganz zweckmäßig bei einer Temperatur von 25 Graden, mit der uns der Himmel dazumal begnadigt hatte. Indessen, es gab doch eine Zuflucht gegen die Hitze. Durch Flügelthüren hindurch verlängert sich nämlich der Speisesaal auf eine breite Terrasse, welche im innern Hofe längs der vier Mauern des geschlossenen Gebäudes hinlief, und hier unter freiem Himmel, oder so lange die Sonne gefährlich war, unter einem Zeltdach konnte man sich des eisgekühlten Ungarweins und des Paprikahuhns auf einem Rohrstuhle erfreuen.

Die auffallendste Erfahrung, welche ich während meines Aufenthalts in Buda-Pesth machte, bestand darin, daß ich Ungarn, ich meine das Magyarenthum, in der ungarischen Hauptstadt vergebens suchte. Buda-Pesth ist eine deutsche Stadt in viel vollerem Sinne des Worts als Prag. Wenn man absieht vom Anzuge der Landleute, so gibt es in der ungarischen Hauptstadt wenig oder nichts, was an eine fremde Nationalität erinnerte. Der bauliche Charakter von Pesth hat durchaus nichts Ausländisches, Ofen unterscheidet sich von einer alten Bergstadt, wie wir sie etwa im Harze finden, im Wesentlichen nur durch seinen Umfang, und was die herrschende Sprache betrifft, so ist es ohne alle Frage die deutsche — herrschend nicht nur durch die Organe der Regierungsgewalt, durch ihre Bedeutung für den geselligen und geschäftlichen Verkehr, sondern herrschend auch durch die Zahl derer, denen sie Muttersprache ist.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Schluß.)

Meillerie. — St. Gingoulph.

Nach Meillerie, wo ehemals mächtige Felsen in den See traten und über den Fluthen hingen, sehen viele Reisende andächtig hinauf, wenn sie große Stücke auf J. J. Rousseau, seine neue Heloise und ihren englischen Liebhaber halten. Wir aber, die wir weit davon entfernt sind zu Jean Jacques glühenden Verehrern zu gehören, sehen lieber über die gesprengte Felswand hinauf zu der prachtvollen Waldung, den Dents d'Oche und den Felsen des Mont de Chour, die in den kühnsten Formen darüber emporragen. Die Gebirgsnatur wird nun immer größer und wilder. Die von der Drance bis Meillerie langsam ansteigende Waldhöhe nimmt einen imposanten, fast drohenden Charakter an, gewaltige Berge treten dicht an den See heran und lassen

der Landstraße kaum Platz sich nach St. Gingoulph, der Grenze von Savoyen und Wallis, durchzuwinden. Ehe die in den See vortretenden Felsen von Meillerie der Simplonstraße wegen gesprengt wurden, hatte hier aller Weg nach Osten ein Ende, und wer weiter wollte, mußte es auf gefährlichen Fußpfaden über die untern Berge unternehmen. Auch bei St. Gingoulph, wie bei Meillerie, mußten die Felsen der neuen Straße Platz machen. Die seitdem dort angelegten Steinbrüche liefern die ungeheuern Blöcke des marmorartigen Kalksteins, dessen man sich in Genf zu den neuen Bauten bedient, z. B. zu den Häusern an der Corraterie, zum Postgebäude, zu den Rhonekais u. s. w., ein vortrefflicher Baustein, der eine schöne Politur annimmt. In St. Gingoulph geht die Morges, ein wilder Bach, aus den Bergen nieder und bildet die Grenze zwischen Savoyen und Wallis. Es ist eine imposante, reizende Stelle, und zugleich ein Paradies für die Schmuggler. Deßwegen und wegen des Holz- und Steinhandels haben hier und in dem benachbarten Boveret Handelsleute aus Waadt Commanditen angelegt, die da gute Geschäfte machen, selbst auf Gefahr ihrer Gesundheit und ihres Lebens, denn Boveret ist wegen der nahen Rhoneniederungen sehr ungesund und fieberhaft. In der römischen Zeit stand hier wahrscheinlich eine Befestigung, von der noch schwache Ueberreste vorhanden sind. Hier gewann der Graf Amadeus von Savoyen 1235 einen bedeutenden Sieg über die Walliser, die damals gefährlichere und unternehmendere Nachbarn waren als jetzt. Nur begreift man nicht, wie auf diesem Terrain ein Treffen geliefert werden konnte.

So kommen wir denn beim Rhone-Delta an, wo dieser für Wallis so gefährliche Strom aus dem prachtvollen Walliser Gebirgsthal hervorbricht. Trüb, schmutzig und unwirsch stürzt sich das ungezogene Gletschermädchen in den blauen See, behält auch noch einige Zeit ihre rohe Sitte bei, legt sie aber später beim Anblick so vieler Schönheit ab und strömt am Ende ihres lemanischen Laufs hell und klar bei Genf aus dem südlichen Becken, das wir am Morgen verlassen haben.

Königsberg, Januar.

(Fortsetzung.)

Umgegend.

Seit geraumer Zeit sind wir in unsern Häusern verbarrikadirt, und zwar nicht etwa durch eine draußen herrschende grimme Kälte, sondern durch nichts als Koth. Von einem Winter haben wir hier bis jetzt wenig verspürt; sechs Grad Kälte ist das Höchste gewesen, was wir bis jetzt gehabt haben. Augenblicklich mögen wir zwei Grad Wärme haben. Ich stelle selten meteorologische Beobachtungen an, aber daß der Winter auch auf dem Continente bis jetzt sehr milde geherrscht haben muß, sehe ich aus einer Danksagungsadresse des Kladderadatsch an Herrn von Manteuffel dafür, daß das Ministerium bis jetzt einen so milden Winter erzielt habe, und aus einer Petition desselben Blattes an die Dresdener Conferenzen, den unvolksthümlichen Winter überhaupt abzuschaffen. In Königsberg würden die Schuhmacher und Schneider sehr zufrieden damit seyn, wenn an die Stelle der Herrschaft des Frostes die Herrschaft des Kothes träte. Ich hatte es z. B. bis jetzt noch nicht dazu gebracht, Galoschen oder Ueberschuhe zu tragen, aber Königsberg hat mich gelehrt, meinen Widerwillen gegen derartige Belastung der Füße aufzugeben. Ich besitze jetzt ein Paar lederne Galoschen für den einfachen Koth und ein Paar Gummiüberschuhe für den mit Schneewasser versetzten Koth. Es versteht sich, daß unter den Gummiüberschuhen Sohlen von Gutta-Percha liegen, um, wenn es glatt ist, nicht den Hals zu brechen. Königsberg soll, wie die aus Erfahrung wetterkundigen Leute behaupten, stets einen starken Nachwinter erhalten, wenn die erste Hälfte des Winters milde ausfällt. Man rechnet mithin auf einen kalten April. Mir ist es so ziemlich gleichgültig, ob der Winter unter dieser oder jener Gestalt auftritt, wenn er nur nicht so auftritt, daß ich nicht mehr im Freien umherschweifen kann. Ich hatte im November und December, sobald die Wege betretbar wurden, das Studium ostpreußischer Winterlandschaften angefangen und bin nun in diesem Studium ganz und gar durch den Koth gestört worden. Der Philosophendamm ist gar nicht passirbar, der Stadtwall links und rechts vor den Hufen nur zum Theil. Ein mir seit dem Eintritte des Winters besonders lieb gewordener Spaziergang führt über die sehr lange Königsstraße bis zum Königsthor. Die Häuser dieser Straße bieten sehr wenig Bemerkenswerthes, selbst das dem Herrn v. Schön bei Lebzeiten vor dem Museum errichtete Denkmal nimmt die Aufmerksamkeit wenig in Anspruch. Gern weilt dagegen das Auge auf den Blumen zwischen den Doppelfenstern der Parterrewohnungen. Das Königsthor ist ein sehenswerthes Bauwerk. Jenseits desselben sollten auf einem Handweiser die Worte stehen: dieser Weg führt zu den russischen Ostseeprovinzen. Gehen wir nicht aus dem Thore, sondern links an den Festungswerken hin, so stoßen wir auf ein zweites tüchtiges Werk der Baukunst, auf die Defensionskaserne. Die weite, zum Exercierplatz eingerichtete Fläche, auf der sich dieses seltene Bauwerk erhebt, heißt Herzogsacker. An der Kaserne wurde seit sieben Jahren gearbeitet und seit dem 1. Oktober des vorigen Jahres ist sie von den Soldaten bezogen worden. Der Preuße und damit auch der Deutsche kann stolz seyn auf solche Festungswerke im Osten. — Von der Defensionskaserne an wird der Weg eine Zeit lang einförmig. Man sieht nur Festungswerke und hat nur hie und da einen freieren Blick auf die Stadt. Dann enden die Schanzen und wir gerathen auf einen ziemlich schmalen Damm zwischen zwei Teichen, oder, wie man wohl sagen kann, zwischen zwei kleineren Landseen. Der eine dieser Teiche, auf den wir aus einer Höhe von fünfzig Fuß hinabsehen, ist der berühmte Königsberger Schloßteich, auf den der Königsberger sich nichts Geringeres einbildet, als der Rheinländer auf seinen Rhein. Sie können hier alles tadeln, nur darf man sich nicht unterfangen etwas an dem Schloßteich aussetzen zu wollen. Der Schloßteich nimmt vielleicht eine Fläche von fünfzig Morgen ein. An seinen Ufern liegen zahlreiche Gärten, von welchen der wichtigste der Garten der Börsenhalle ist, weil er im Sommer sehr stark besucht wird und in ihm regelmäßige Concerte gegeben werden. Leicht gleitet der Kahn auf der ruhigen Wasserfläche hin, und wenn an einem schönen Sommerabend der Garten illuminirt und auf dem Teiche ein Feuerwerk abgebrannt wird, so werden Sie in eine entzückende Landschaft versetzt. Ueber die Mitte des Teichs liegt eine schmale hölzerne Brücke für Fußgänger; am Ende erheben sich das altergraue Gemäuer und die altergrauen Thürme des Schlosses. Auf dem Damm des Schloßteiches, links vom Schlosse, ist die französische Straße erbaut; ein Kanal führt das Wasser des Schloßteiches unter der Straße her zum tiefer liegenden Mühlengrund. Weiterhin führt ein Kanal, die Katzbach, das Wasser zum Pregel, indem er Altstadt und Löbenicht scheidet. Größer als der Schloßteich ist der Oberteich, der uns auf unserer Wanderung zur rechten liegt, wie der Schloßteich zur linken. Er mag etwas mehr als eine halbe Quadratmeile groß seyn. An ihn schließen sich bis auf zwei und eine halbe Meile Weges in Samland hinein eine Menge kleinerer Landseen: Brandteich, Dammteich, Stobbenteich, Fürstenteich, Philippsteich, Trankwitzscher und Wargenscher Teich, die durch Kanäle, den Wirrgraben und den Landgraben, sämmtlich in Verbindung stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 23. Montag, 27. Januar 1851.

— Te duce magnificas perspeximus urbes.
Ovid.

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortsetzung.)

So oft und bei so verschiedenartigen Menschen ich auch die Veranlassung zu einer Frage herbeizog, nie blieb die Antwort aus. Nicht bloß die wohlgekleideten Leute sprachen deutsch, sondern auch die Handarbeiter, ja sogar, und das will mehr sagen als alles andere, die Marktweiber und die Gassenjungen zankten und prügelten sich auf gut deutsch. In den entferntesten Vorstädten, zumal in Altofen und in der sogenannten Raizenstadt, ist die Volkssprache durchweg die deutsche. Ungarisch hörte ich während der ersten zwei oder drei Tage außer von Landleuten nur von ein paar jungen Edelleuten reden, die von Ziererei und Hochmuth strotzend, zu Tische saßen und sich durch Lakaien bedienen ließen, die im abgeschmacktesten Zopfstyl herausstaffirt waren. Nichtsdestoweniger scheint die Bevölkerung von Buda-Pesth durchaus magyarisch gesinnt, heute noch wie zur Zeit des Aufstandes.

Pesth hat durch die Kriegsereignisse unmittelbar sehr wenig gelitten. Nur zwei oder drei einzelne Häuser am Donaukai sind während der Belagerung der Ofener Festung durch die österreichischen Kanonen zerstört worden und liegen noch heute in Trümmern. In Ofen dagegen, das heißt innerhalb desjenigen Theils der Stadt, welcher zum Gebiete der Festung gehört, waren die Verwüstungen beträchtlich, und es wird lange währen, ehe sich namentlich die Wälle und Mauern der Festung selbst aus dem Schutte wieder vollständig erheben.

Die Festung Ofen liegt auf einem langgestreckten, schmalen Hügel, der sich von West nach Ost der Donau entlang mitten aus dem Häusermeere erhebt, welches die Stadt Ofen bildet. Die Südseite der Festung, welche dem Angriffe der Ungarn vorzugsweise preisgegeben war, ist gänzlich demolirt und wird von Grund aus neu aufgebaut. Die Nordseite, welche gegen Pesth Front macht und die im natürlichen Interesse von Pesth eigentlich gar nicht angegriffen wurde, ist ziemlich unversehrt geblieben; ihre Befestigungswerke sind übrigens kaum des Nennens werth, und man sollte meinen, daß die Festung durch einen herzhaften Anlauf von Pesth aus ohne alle Hülfe von Geschütz hätte genommen werden können.

Die westliche Spitze der Festung ist durch bereits vollendete Neubauten in einen sehr wehrhaften Stand gesetzt, an der entgegengesetzten östlichen Spitze dagegen liegt noch alles wüst und brach. Diese Ostspitze wird durch einen Thaleinschnitt, den die Raizenstadt ausfüllt, vom Blocksberge getrennt, von dessen Höhe aus die ungarischen Batterien die Festung ihrer ganzen Länge nach bestreichen konnten. In erster Linie trafen ihre Kugeln auf den Palast des Palatinus, dessen Nebengebäude in Asche gelegt wurden, während er selbst scheinbar unbeschädigt dasteht. Die Oesterreicher ihrerseits durchlöcherten die Sternwarte, welche den Ungarn zum Bollwerke diente, und an die bis jezt keine restaurirende Hand gelegt worden ist. Da der Direktor sich bei den ersten Vorzeichen der Gefahr aus dem Staube gemacht hatte, so wurden die Instrumente der Sternwarte verschleppt oder verdorben. Nur eine Uhr und ein Tagrohr hat man später wieder in brauchbarem Zustande aufgefunden und in einem der übrigens vollkommen leeren Räume des Observatoriums aufgestellt. Der muthige Direktor wohnt seit dieser Zeit in Pesth, und die Sternwarte, an welcher übrigens allerdings kaum etwas zu schützen ist, steht

unter der Obhut eines Invaliden und seiner hübschen Tochter.

Der Blocksberg ist der einzige Punkt, von welchem aus man die beiden Schwesterstädte beinahe ihrer ganzen Ausdehnung nach mit einem Blicke umfaßt. Bis nach Altofen und darüber hinaus verfolgt das Auge den in gerader Linie herabkommenden Strom, dessen beide Ufer meilenlang und stundenbreit mit Häusern bedeckt sind. Zu unsern Füßen die Raizenstadt, deren Häuser oder vielmehr Hütten an dem senkrechten Abhange des Berges in einfachen Reihen übereinander gebaut sind; rechts an dieselbe sich anschließend, am Donauufer gelegen, die Wasserstadt, der am besten gebaute Theil von Ofen. Vom Fuße des Blocksberges auslaufend umfassen die Verlängerungen der Raizen- und der Wasserstadt die Festung Ofen wie mit riesenhaften Armen, die weit hinten in Altofen wieder in einander greifen. Gegenüber auf dem linken Stromufer endlich die festgeschlossene stattliche Häusermasse von Pesth, die Stadt des Reichthums und Genusses und des großartigen Verkehrs. Donauabwärts, mit dem Rücken gegen die Städte gewendet, hat man den vollen Blick in die große ungarische Centralebene. Der Blocksberg, welcher in schroffen Felsabhängen nach Osten hinunterfällt, bildet den Markstein des Gebirges; was jenseits liegt, gehört zu der Steppe des eigentlichen Magyarenlandes. So wenig Lockendes die einförmige Ebene für das Auge hat, die in unermeßlicher Ferne in dämmerndem Horizonte verschwimmt, ich hätte sie gern durchziehen mögen; aber die Julihitze lähmte meinen Unternehmungsgeist, und die Schilderungen des Elends, welches der Krieg an der Theiß und der untern Donau zurückgelassen, schreckten meine Neugier ab.

Mit der Aussicht vom Blocksberge kann die, welche man auf der Ofener Festung hat, bei weitem nicht verglichen werden; gleichwohl hat leztere einen vereinzelten Vorzug, den nämlich des vollen Blicks auf die Hauptfront von Pesth. Die Häuserreihe von Pesth, welche den Donaukai einfaßt, ist in der That recht ansehnlich, aber man muß durch magyarischen Nationalstolz hindurchsehen und mit magyarischer Uebertreibung reden, um aus dieser Häuserflucht, wie es gewöhnlich geschieht, ein Wunderwerk der Welt zu machen. Die Wahrheit ist, daß jene Gebäude zwar groß sind, aber im Durchschnitt durchaus nicht großartig, und daß sich kaum zwei oder drei Bauwerke von wahrhaft monumentalem Charakter darunter befinden. Die „schöne Aussicht" in Frankfurt darf sich dem Pesther Donaukai dreist zur Seite stellen; ob auch umgekehrt, lasse ich dahingestellt seyn.

Während der Belagerung hat sich das Feuer der Festung, wie schon gesagt, der Hauptsache nach auf zwei Häuser des Donaukais beschränkt, ein Theater und einen Gasthof, welch lezterer von Grund aus neu aufgebaut werden muß. Eine Reihe von Bombenkesseln auf der nach Pesth gekehrten Festungsterrasse — die einzigen Geschütze, welche mir droben in die Augen fielen — scheint den Pesthern sagen zu sollen, daß man das nächstemal ernstlicher zu verfahren gesonnen sey.

In der Nähe sowohl wie von der Festung aus gesehen zeigt sich der bauliche Charakter von Pesth neu, regelmäßig, wohlhabend, aber keineswegs prächtig. Die Häuser sind hoch und breit, aus gutem Material solid aufgeführt, aber ohne großen Styl, ohne architektonischen Reichthum, ohne geschmackvolle Einzelnheiten. Gebäude, welche den Namen von Palästen verdienten, und wie man sie in allen Hauptstädten findet, welche den Sammelplatz einer reichen und prachtliebenden Aristokratie bilden, in Paris im Faubourg St. Germain, in Wien in der Herrengasse, sogar in Berlin in der Wilhelmsstraße, solche Gebäude scheinen in Pesth wenig oder gar nicht vorhanden zu seyn; ich wenigstens habe deren keine gesehen. Eben so bemerkt man in Pesth wenig reiche Läden, überhaupt keine Art von Schaustellung, die über das Maß bürgerlicher Wohlhabenheit hinausginge. Vor der Revolution mag das freilich anders gewesen seyn als jezt, wo der Adel entweder landflüchtig ist, oder in Wien seine loyalen Gesinnungen bethätigt, oder mehr oder weniger zu Grund gerichtet auf seinen Gütern sizt.

(Fortsetzung folgt.)

Beim Antritt der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Nun ist mit dem Thorschlusse der ersten Hälfte des Jahrhunderts diese äußere politische Bewegung abgelaufen. Die Weltgeschichte kennt aber keinen Rhein, der im Sande verläuft. Die Bewegung sezt nur aus, geht etwa unterirdisch fort und sucht nur festeren Grund und Boden, um darauf das Haus zu gründen, das, wenn auch die Stürme kommen, keinen Fall thut, bis freilich mit Himmel und Erde alles zusammenfällt.

Was für eine neue Bahn will der Geist der Freiheit sich nun brechen? Was bedürfen die abgelaufenen religiösen und politischen Verwicklungen für eine Ergänzung? Was ist das Zeichen des Zeitlaufes, der nun von diesem Wendepunkte des Jahrhunderts seinen Gang gehen zu sollen scheint?

Ein Blick auf die Eisenbahnen, die mit tausend Kräften und Händen von Meile zu Meile wachsen, auf die Dampfschiffe, die so eben Amerika auf vier bis fünf Tage dem alten Europa zu nähern im Be-

griffe sind und bereits Amerika und Asien verbinden, ein Blick auf die ungezählten Klafter Kupferdrahts, die gelegt werden durch Länder und selbst durch Meere; ein Blick auf die Maschinen, die in stürmischer und gemessener Hast ohne Rast ihre Waaren zum Londoner Weltgang rüsten, zeigt hinreichend, daß es mit dem Weltuntergang heute und morgen noch gute Weile hat. Und da steht nun am Eingange der neuen zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts das gläserne Weltwaarenhaus am Hydepark der Weltstadt, um in kurzer Frist die Weltgewerbeausstellung in sich aufzunehmen. Ist's nicht deutlich vorgezeichnet, was geschehen soll, geschehen muß, damit die beiden vorigen Entwicklungsbahnen der neuen Zeit ihre endliche Erfüllung und Begründung erhalten?

Wirkliche weltgeschichtliche Vorgänge und Entwicklungen bekunden sich dadurch, damit sie in die Tiefe des Volkes gehen. Erst hat die Religion alles Volk bis tief hinunter ergriffen, mußte aber ihr Bestehen noch im werdenden Staate suchen. Dann hat das Staatsleben alle Schichten durchwühlt, kann aber in sich selbst noch nicht die Unterlage finden. Jezt muß alle Welt sich in die Wucht des Gewerbelebens werfen, damit dieses endlich Mittel und Wege, Grund und Boden für die zwei Mächte schaffe, die vor ihm waren und nach ihm kommen. Erst die Freiheit des Glaubens, aber noch nicht geformt und ohne Leib, dann die Freiheit des Staates, aber noch unerfüllt, unentwickelt und ohne Unterlage, nun die Freiheit des Gewerbes und Handels, um den Boden für eine nicht bloß einseitige und abgezogene, sondern innerlich gediegene, äußerlich gefestete, verkörperte Freiheit zu erobern.

Von diesem Gesichtspunkte aus begrüßen wir dankbar die bisher schon genug gescholtene, aber unvermeidliche Gewerbsamkeit, die mit ihren Maschinen der Menschheit noch gar manches Leid mehr anthun wird, als sie schon gethan hat, und fassen mit fester, freudiger Hand an den Pfortenring, um Einlaß zu begehren in diese zweite Hälfte, in diesen neuen Anfangspunkt der schneckenförmig in sich kreisenden Weltgeschichte. Wir sehen den dunkeln Mächten und Geschicken, durch welche das Gute, das da kommen wird, sich hindurchkämpfen muß, vertrauensvoll entgegen, aber nur weil wir des Zaubers sicher sind, der jene finstern Gewalten und Titanenkräfte, welche der sinnende, suchende, nach Glück und Geld jagende Menschengeist entfesselt, so zu bannen, ja zu überwinden vermag, daß über alle Zerstörungen, Einbußen und Schrecken hinüber das ewige Licht und das göttliche Recht und gesetzliche Freiheit das Ende der Tage krönt.

Nach den ungeheuern Fortschritten der lezten zehn und zwanzig Jahre erscheint der sich mit Riesenkraft und Schnelligkeit entfaltenden Kunst der Maschine und der Gewerbsamkeit kein Hinderniß mehr zu groß, und das große Wort, das gleich am Ende der Schöpfung als unzerstörbarer Denkstein steht: „Seyd fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch unterthan und herrschet über alles auf Erden," erhält zusehends seine vollkommene menschliche Verwirklichung. Bereits ist es der Phantasie erlaubt, mit der Weisheit und dem Ernste des Propheten zu verkünden, was vor drei Jahrzehnten noch wahnsinnigster Wahn gescholten worden wäre. Gewiß, die Masse todter, ruhender Völker und Länder wird von Tag zu Tag näher in den elektrischen Strom des menschlichen Verkehrs und der menschlichen Bildung gezogen. Kein todter Fleck soll mehr auf Erden bleiben, den jener Strom nicht zu beleben vermöchte. Die Entdeckung und Gewinnung des unerschöpflichen Goldlandes an der Westküste von Nordamerika ist ein wahrhaft weltgeschichtliches Ereigniß, und die californischen goldenen Berge sind das Wiegengeschenk des neuanhebenden Zeitlaufs.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Die Conferenzen.

Welch ein gefahrloser, politisch reiner und flacher Boden muß doch unser liebes Dresden seyn! Im Mai 1849 hatten es die Demokraten, jezt haben es die Diplomaten erwählt, ihre Sache darin auszufechten. Auch der officiellen Betrachtung hat dieses Zusammentreffen nicht entgehen können; aber freilich wurde in der sächsisch ministeriellen Einleitungsrede nur so viel daraus abgeleitet, daß unsere Stadt, wie sie den Sturm der Bewegung in seinem ärgsten Toben gesehen habe, nun auch bestimmt seyn möge ihn zu gedeihlicher Ruhe zu bringen. Wie indeß zu jenen Kämpfern des Umsturzes gerade die einheimischen Dresdener das schwächste Contingent gestellt und andererseits zur Bewältigung derselben das wenigste beigetragen hatten, so dürfte

wohl auch am Werke der Beruhigung und Feststellung unserer vaterländischen Staatskunst ein gar geringer Antheil überlassen bleiben. Den Vorsitz hat man ihr allerdings in einer Commission von untergeordnetem Belange vergönnt, und ihr guter Wille ist auch schon in einer „Denkschrift“ über die Zolleinigung (wahrscheinlich aus Weinligs Feder, der früher in dieser Sache nach Wien gesandt wurde) in erfreulicher Weise kund geworden. Daß aber unser Rath durch unsere Macht kein Gewicht bekommt, ist Niemand verborgen. Im Publikum fragt man nach dem Maaß des sächsischen Antheils, wie nach dem Motiv, das gerade uns die Berather des deutschen Heiles zugeführt, sehr wenig. Man freut sich einfach der zahlreichen vornehmen Gäste, die den Genußsuchenden Leben und Reiz in ihre Cirkel, den Genußspendenden leichten Erwerb bringen. Mancher bedrängte Hausbesitzer, dem die Bewegungsjahre seine Miether verscheucht haben, schmeichelt sich schon mit der Hoffnung, Dresden für immer zum Sitze des Bundesraths und der Gesandtschaften erkoren zu sehen. Auch verlautet wirklich, daß bereits nach den ersten Ergebnissen der hiesigen Sitzungen das reichsstädtische Frankfurt seiner entfernten Lage und der Nähe des unruhigen Nachbars wegen aufgegeben worden sey, und eine mitteldeutsche Stadt mit bequemer Eisenbahnverbindung an seine Stelle treten soll. Dem früher oft genannten Gotha ist bereits öffentlich widersprochen worden; von Dresden verstummen die Gerüchte wieder; jezt wird mit größter Zuversicht Nürnberg bezeichnet, und es könnte den deutsch Gesinnten recht innig freuen, ein verjüngtes deutsches Reichsleben in diese äußerlich und innerlich deutscheste der alten deutschen Städte einziehen zu sehen. — Wenn jezt unser Dresden die vorübergehende Begünstigung durch sich selbst verdient und nächst seiner Lage zwischen den zwei Hauptstaaten etwa der auswärts immer gerühmten sächsischen Artigkeit oder den gehofften Winterfreuden im gepriesenen Elbflorenz zu verdanken hat, so ist die Erwartung in beiderlei Hinsicht nicht getäuscht worden. Denn an Aufmerksamkeiten für die hohen Gäste hat man es in den höchsten wie in den mittleren Kreisen nicht fehlen lassen. Die ersten und bedeutendsten Ankömmlinge, Schwarzenberg und Manteuffel, wurden, wie bekannt, gleich im Prinzenpalais unfern des Zwingers in comfortabeln Wohnungen aufgenommen. Den Schloßplatz an der Brücke erleuchteten mehrere Abende bis nach Neujahr die festlichen vielflammigen Gascandelaber und bestrahlten die nahen Thürme bis zur Spitze hinauf. Militärischer besonderer Schutzanstalten, außer den einzelnen Ehrenwachen, bedurfte es unter der friedlichen Bevölkerung nicht mehr. Aber selbst gegen das störende Wagengerassel wurde vor dem Sitzungsgebäude Vorkehrung getroffen. Da sich die frequente, unentbehrliche Passage nicht wie Sonntags bei den Kirchen, oder an Werkeltagen während der Kammerberathungen im Landhaus mit Ketten sperren ließ, so erschien dafür die ganze Straße längs dem Palais mehrere Zoll dick mit Sand bestreut, was dann freilich nach dem anfänglich schlaffen und feuchten Januarwetter für die Fußgänger einen beschwerlichen Koth hinterlassen hat. Das Rollen der Karossen in den übrigen Straßen macht sich seit der vollzähligen Ankunft der Staatenvertreter im erhöhten Grade bemerkbar. Am Hofe, bei Ministern, Gesandten u. s. w. wollen die Diners, die Soiréen, Bälle und Routs kein Ende nehmen. In die Ressource und die Harmonie, die beiden zahlreichsten, durch Personal oder Lokal glänzendsten hiesigen Privatcirkel sind die sitzungsmüden Berather ein für allemal zu freiem Abendbesuch eingeladen. Im Hoftheater ist ihnen die große königliche Mittelloge, bei absonderlichen Vorstellungen, wie „der Prophet“ und dergleichen, sogar einschließlich der beiden Seitenlogen, unentgeltlich geöffnet; zu den Museen und Kunstsammlungen, deren Besuch der milde Winter erleichtert, ist jedem freier Zutritt gewährt, und selbst die Thätigkeit der einheimischen Kunst ist aufgeboten, dem Vernehmen nach sogar von unserm König aufgefordert, das Andenken der Tafelrunden, welche die deutsche Zukunft begründen sollen, in Gemälden zu verewigen.

(Fortsetzung folgt.)

Königsberg, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Wasserleitung.

Diese großartige Wasserleitung ist von dem weltbekannten Copernikus angelegt worden. Copernikus starb, nebenbei gesagt, im Jahr 1543 zu Frauenburg und seine Gebeine ruhen in Frieden in der dortigen Kathedrale und ein Grabmal am Sitze des Bischofs von Ermeland zeigt die Stätte an, als ob niemals ein ketzerischer Gedanke im Kopfe des Nicolaus aufgestiegen sey. — Die von Copernikus angelegte Wasserleitung ist von hoher Wichtigkeit für die Stadt, indem sie gegen anderthalb hundert öffentliche Brunnen mit Wasser versorgt und außerdem eine Anzahl Mühlen treibt. Sie könnte aber noch mehr leisten, als sie leistet, wenn die Königsberger Geschick genug besäßen, die Vortheile, die dieselbe darbietet, gehörig auszubeuten. Hamburg versteht das besser. Die Hamburger Wasserleitung ist eine der nützlichsten Einrichtungen, die sich denken läßt, und vermöge welcher bei ausbrechendem Feuer an jedem Punkte eine unerschöpfliche Spritze vorhanden ist. Man braucht nur den betreffenden Stein aus dem Straßenpflaster zu heben und den Schlauch mit der Wasserröhre in Verbindung zu bringen. Wie der Continentalkoth lange nicht so arg ist, als der Küstenkoth, so ist auch der Staub in den Continentalstädten im Allgemeinen lange nicht so arg, als der Staub in den Küstenstädten. Da bietet nun die Wasserleitung in Hamburg zugleich den Vortheil, daß im Sommer am Morgen mit leichter Mühe die Straßen angefeuchtet werden können. Eine ähnliche Wasserleitung wäre noch viel leichter in Königsberg zu schaffen, oder richtiger, sie ist bereis vorhanden, sie braucht nur benuzt und vervollständigt zu werden, da der Oberteich einige siebzig Fuß höher liegt als der Pregel und höher als die Stadt. Aber man ist nicht so klug, das einzusehen und darnach zu handeln, ja selbst die Wasserleitung für die öffentlichen Brunnen ist so mangelhaft, daß man in Versuchung kommen könnte, dem Königsberger allen praktischen Sinn abzusprechen. Es wird nämlich das Wasser noch in schlechten hölzernen Röhren geleitet, und da ist es denn natürlich, daß bald hier bald dort durch die Schadhaftigkeit der Röhren eine Stockung eintritt. Da wird nun nach dieser schadhaften Stelle gegraben, und daß man das Straßenpflaster einer ganzen Straße aufreißen muß, bevor man jene Stelle findet, ist ebenso leicht möglich, als daß die Stelle sofort im Anfang des Aufreißens gefunden wird. Sehr spekulativ ist dagegen die Königsberger Demokratie, wenn es gilt, die Schwächen der Regierung ausfindig zu machen, sehr spekulativ ist die Regierung, wenn es gilt der Demokratie nachzuspüren. Im übrigen beschäftig. man sich mit freigemeindlicher Bewußtseynsentwicklung und mit dem ewigen Frieden, d. h. in der Theorie, während man in der Praxis so viel Skandal macht als thunlich. Den Anfang mit der Einführung des ewigen Friedens in die Praxis hat der Inhaber einer hiesigen Thierbude gemacht. Sie finden dort gerade diejenigen Thiere, die am feindseligsten auf einander zu sprechen sind, friedlich in einem Käfig vereint: Katze, Hund, Maus, Schaf, Wolf, Lamm, Tiger, Hyäne, Huhn, Hahn, Fuchs, alles bunt durcheinander und alle von der tiefen und großartigen Ueberzeugung geleitet, daß Gott jedem einzelnen von ihnen eine besondere Existenz und eine besondere Eigenthümlichkeit verliehen, die der andere deßhalb zu respektiren habe.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 24. Dienstag, 28. Januar 1851.

Was dieser Mann nicht alles hört' und sah!
Ich weiß nicht recht, wie uns geschah,
Auch hab' ich's nicht mit ihm empfunden.

Goethe.

Beim Antritt der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

„Der goldene Schlüssel öffnet," wie der Dichter aus dunkler Gefängnißzelle heraus wahrsagte, „mit seiner geheimnißvollen Macht alle gesperrten Handelsthore, und das erste in Monterey auf californischem Boden selbst gebaute Schiff, das hinüber nach Canton in China mit Gold fährt und chinesische Seidenstoffe zurückführt, ist dem elektrischen Funken zu vergleichen, der die zerrissene Menschheit zusammenkettet. Mit dem Golde im Bunde geht die Macht des Wasserdampfes. Wir tragen den ideenerfüllten Menschen selbst in ganzen Massen auf den jedesmaligen Schauplatz der Thätigkeit. Der Rieseneisenbahn durch Nordamerika wird die freilich noch gewaltigere durch Asien von Canton bis Smyrna nachfolgen; jedenfalls ersezt einstweilen die beabsichtigte Eisenbahn über die Landenge von Suez einigermaßen den Schluß der Kette. So bereitet sich denn in riesigem Maßstabe ein Rückfluthen des menschlichen Lebensblutes vor, dessen Ergebniß die Bebauung und Bevölkerung des prächtigen Vorderasiens, ein Aufblühen Egyptens, Palästinas und Kleinasiens unter europäischer Gesittung seyn wird. Ist so die Kette geschlossen und nimmt erst der elektrische Glutstrom seinen Lauf, dann werden in ihm die alten Weltverhältnisse schmelzen. Dieß ist die nächste Zukunft der Menschheit, und je mehr sie heranrückt, desto rascher wird man einsehen, daß der Menschen auf Erden für all das vorhandene, dann zugänglich werdende Land noch viel zu wenig sind, und kein armes Elternpaar wird seufzen, wenn ihm ein neues Kind geboren wird, sondern Kinder werden wieder für einen Gottessegen, einen Reichthum gelten. Denn jede Kraft wird Spielraum finden auf der weiten schönen Erde, und den ersten Andrang davon wird noch das lebende Geschlecht erblicken. Mich aber haben solche Blicke inmitten meines Kerkers wundersam getröstet und gestärkt."

Ist das nicht prächtig, und noch mehr, ist das nicht möglich? Wahrhaftig, man ist unwillkürlich versucht, neben diese glänzende Weissagung des jungen Sehers das Wort des altersgrauen Schauers zu stellen, der jezt vor sechsundzwanzig Jahrhunderten zum gefangenen Volke sich wendend rief: „Tröstet, tröstet mein Volk, redet mit Jerusalem freundlich und prediget ihr, daß ihre Gefangenschaft ein Ende hat. Alle Thale sollen erhöhet werden und alle Berge und Hügel sollen geniedriget werden, und was ungleich ist, soll eben, und was höckericht ist, soll schlicht werden. Ich will Wasserflüsse auf den Höhen öffnen und will die Wüste zu Wasserseen machen und den Gefangenen sagen: gehet heraus, und zu denen in Finsterniß: kommet hervor, daß sie am Wege sich weiden und auf allen Hügeln ihre Weide haben. Sie werden weder hungern noch dürsten, sie wird keine Hitze noch Sonne stechen. Ich will alle meine Berge zu Wegen machen und meine Pfade sollen gebahnet seyn. Siehe, diese werden von Ferne kommen, und siehe jene von Mitternacht, und diese vom Meer, und jene vom Lande China. Hebe deine Augen auf und siehe umher, diese alle versammelt kommen zu dir. Dann wirst du deine Lust sehen, wenn sich die Menge am Meere zu dir kehret und die Macht der Heiden zu dir kommt. Es werden aus Saba alle kommen, Gold und Weihrauch bringen und des Herrn Lob verkündigen. Alle Heerden in Kedar sollen zu dir versammelt werden. Wer

sind die (Dampfwagen und Schiffe!), welche fliegen wie die Wolken und wie die Tauben zu ihren Fenstern? Die Inseln harren auf mich und die Schiffe im Meer, daß sie deine Kinder von Ferne herzubringen, sammt ihrem Silber und Golde. Ich will Gold anstatt des Erzes und Silber anstatt des Eisens bringen, und Erz anstatt des Holzes und Eisen anstatt der Steine. Man soll keinen Frevel mehr hören in deinem Lande, noch Schaden oder Verderben in deinen Grenzen. Die, so das Getreide einsammeln, sollen's auch essen, und die den Wein einbringen, sollen ihn trinken. Sie sollen nicht umsonst arbeiten, noch unglückliche Geburt gebären. Ich will mich freuen über mein Volk und soll nicht mehr drinnen gehört werden die Stimme des Weinens noch die Stimme des Klagens. Es sollen nicht mehr da seyn Kinder, die ihre Tage nicht erreichen, oder Alte, die ihre Jahre nicht erfüllen vor Elend. Wolf und Lamm sollen weiden zugleich, ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen zugleich treiben und der Streit und Neid wider einander wird aufhören. Auch die Sonne wird nicht mehr untergehen, noch der Mond den Schein verlieren; denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, daß man der vorigen nicht mehr gedenken wird, sondern sich ewiglich freuen und fröhlich seyn über dem, das ich schaffe. Jauchzet, ihr Himmel, freue dich, Erde, lobet ihr Berge mit Jauchzen, denn der Herr hat sein Volk getröstet und erbarmet sich seiner Elenden!"

Das ist „die Stimme eines Predigers in der Wüste," als an den Wassern Babylons die Harfen an den Weiden hingen und sein ganzes Volk im Spinnhause war. Wen überrascht nicht die Aehnlichkeit der Umstände und Worte? Wer findet aber auch nicht den klaffenden Geisteszwiespalt zwischen dem alten gefangenen Manne, der, sein Volk zu trösten, vor Allem ruft: „Bereitet dem Herrn den Weg, macht auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserem Gott!" — und zwischen dem jungen gefangen Gewesenen, der, vom Blicke auf seine ehernen und goldenen Götter wundersam getröstet, dann wunderbar gerettet, wohl dem hülfreichen Freunde zu danken, aber keinen Laut des Dankes gegen den lebendigen Gott über die kerkerblassen Lippen zu bringen weiß.

Solche neuen Tröster und Weissager könnten wahrlich gar leidige Tröster heißen müssen, wenn die „ideenerfüllten Menschen," die er auf ehernen Rossen und fliegenden Schiffen hinaus in die Wüsten und Inseln führt, zu merken beginnen: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." Wie weit es in seinem und seiner Brüder Glücke der ideenerfüllte Mensch bringt, hat das Jahr des Heiles 1848 so vortrefflich gezeigt. Was die europäische Gesittung für eine treffliche Saat des Todes in fremdem Lande werde, dafür braucht man nicht nach Algier und Otaheiti, nach Californien und an den großen Salzsee zu gehen, man darf nur in die lebendigen Leichenhäuser, die europäischen Fabriken, hineinschauen. Furchtbare Thatsache, daß die Fabrikbevölkerung die ärmste und elendeste ist! Weil sie etwa zu wenig verdient? Nein, nachweisbar sind gerade diejenigen Fabrikarbeiter, welche den größten Tag- und Wochenlohn haben, in der Regel die verschuldetsten, weil freilich die üppigsten und gottentfremdetsten. Das ist Thatsache, und noch vor wenigen Tagen hörte ich aus einem solchen Munde den trostlosen Ausspruch: es ist eben kein Segen darin!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Fortsetzung.)

Eine Art von volksthümlichem Luxus, der mir in ähnlichem Maße nie vorgekommen, wird in Pesth mit sauber gemalten Ladenschildern getrieben. Jeder Haarkräusler stellt seine Boutike unter den Schutz eines Engels oder einer mythologischen Figur, die er in irgend ein Verhältniß zur Ausübung seiner Kunst zu bringen weiß; kein Bäckerladen, der sich nicht durch eine Nymphe oder eine Göttin ankündigte, welche dem Vorübergehenden eine Schüssel mit dem appetitlichsten Backwerk präsentirt. — Das Brod ist übrigens theuer geworden in Ungarn, und die übrigen Lebensbedürfnisse nicht minder. Alle Welt schreit Ach und Weh über die unerhörten Preise, welche man für alle Lebensmittel zahlen muß, Preise, die übrigens an jedem beliebigen Orte Deutschlands immer noch für beispiellos niedrig gelten würden. Trotz der Theurung und der Noth, welche der Krieg zurückgelassen, bemerkt man indessen in Buda-Pesth keine Bettelei; selbst in den ärmsten Stadtvierteln bin ich halbe Tage lang umhergegangen, ohne auch nur einmal von den zerlumpten Menschen in den Straßen um ein Geschenk angesprochen zu werden. Wenn Jemand ein Almosen fordert, so ist es ein Blinder oder ein Krüppel. Und der jungen Männer mit verstümmelten Gliedern gibt es in Ungarn zur Zeit wohl mehr als in jedem andern Lande Europas.

Ein sprechendes Zeugniß für die Lebhaftigkeit des Verkehrs in Buda-Pesth liefern die Dampfomnibus auf dem Flusse, eine Einrichtung, welche ich außer London nirgends im Innern einer großen Stadt gefunden habe. Alle Stunden geht ein Dampfboot von Pesth nach Altofen und wieder zurück, und dieser Dienst, welcher zwei Dampfboote in Anspruch nimmt, soll einen reinen Gewinn von 60,000 Gulden abwerfen. Die Fahrt verdient wegen der Kaiserbäder

gemacht zu werden, welche auf halbem Wege liegen und bei denen angehalten wird. Die heißen Quellen von Ofen sind von uralten Zeiten her berühmt, und heute noch wie zur Zeit der Römer und der Türken erzählt man Wunderdinge von ihren Wirkungen gegen Gliederkrankheiten, Lähmungen, die Nachwehen schwerer Wunden und ähnliche Leiden. Für das kräftigste Wasser gilt das des allgemeinen Bades, eines ziemlich geräumigen Beckens, in welchem Männer und Frauen zu Dutzenden mit einander baden. Aber nicht Jedermann ist gemacht, die Hitze und den Dunst in dem allgemeinen Bade zu ertragen, und was mich selbst betrifft, so konnte meine Neugier es kaum eine halbe Minute am Rande dieses Dante'schen Kessels aushalten. An's Tageslicht zurückgekehrt — denn das allgemeine Bad befindet sich in einem Kellergewölbe, in welchem trübe Dämmerung herrscht — mag man sich unter dem dichten Schatten der Baumpflanzungen des Hofes erfrischen, welcher von Säulengängen eingefaßt, inmitten der Badegebäude liegt, ein kühles behagliches Plätzchen, wo während der Glut des Tages bei Eis und Zeitungen gut ruhen ist.

Alles was sie ihr eigen nennen, gefällt den Buda-Pesthern über die Maßen wohl, ihr größter Stolz aber ist die Kettenbrücke, welche die Schwesterstädte seit einigen Jahren mit einander verbindet. Und in der That mag es wenige Werke dieser Art geben, welche großartiger in's Auge fallen als diese Donaubrücke. Vier Löwen, elephantengroß, bewachen die Eingänge derselben, und die beiden Pfeiler im Strome, welche das ganze Gewicht der sieben- oder achthundert Schritte langen Brücke tragen, sind bei ihrer cyklopischen Massenhaftigkeit von den edelsten Formen und Verhältnissen. Ein wesentlicher Fehler der Brücke aber ist die ungenügende Breite der durch Geländer abgesperrten Fußpfade zu beiden Seiten der Fahrstraße; sie sind so schmal, daß wenn zwei Personen neben einander gehen, die dritte nicht ohne Mühe an ihnen vorbei kommen kann. Ueberdieß scheint mir die Brücke zu niedrig, um nicht bei ungewöhnlichem Hochwasser, zumal wenn es mit Eisgang verbunden ist, die größte Gefahr zu laufen. Die ehemalige Brückenzollfreiheit der Edelleute ist aufgehoben; dagegen aber sind die Soldaten zollfrei geblieben oder geworden, und die alten Händel, die früher über die Frage geführt wurden, ob der Rock und der Hochmuth den Edelmann machen, dauern fort über die Frage, welche und wie viel Uniformstücke zu einem Soldaten gehören.

Ich benuzte den ersten müssigen Nachmittag zu einem Ausfluge auf der Eisenbahn nach Waitzen, das mir vom Dampfschiffe aus nicht bloß anmuthig, sondern auch bedeutend erschienen war. Der Waitzener Bahnhof in Pesth ist geräumig und hübsch, viel schöner als alle ähnlichen Bauten, die ich in Oesterreich und selbst in Wien gesehen habe, wiewohl er sich mit den Hauptbahnhöfen in Deutschland nicht vergleichen läßt. Von der Landschaft zwischen Pesth und Waitzen ist nicht viel zu sagen: Feld, Heide, Wiese, Moor und ein ganz wenig Wald, ohne Abwechslung von Berg und Thal und ohne beträchtliche Ortschaften, können immer nur ein mittelmäßiges Bild geben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Königsberg, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Baptisten. — Die Universität.

Wie Königsberg so ist Ostpreußen überhaupt das Land der allerschroffsten, oft auch der lächerlichsten Gegensätze, wie sie nur aus dem unvermittelten Gegensatze zwischen Verstand und Gefühl entspringen können. Man findet in Ostpreußen römische Katholiken und griechische Katholiken, Lutheraner, Mennoniten, Juden u. s. w., außer diesen Confessionen aber ein so bewegtes Sektenwesen wie irgendwo. Dahin sind auf Seiten des abstrakten Verstandes vor allen Dingen die freien Gemeinden zu rechnen, auf Seiten des abstrakten Gefühls die Baptisten. In der lezten Zeit hat der Baptistenverein im Dorfe Schwegerau (im Kreise Insterburg), der im Jahr 1849 als ein Zweigverein des Memeler Vereins gegründet wurde, großes Aufsehen gemacht. Hauptmitglieder desselben sind Kahnschiffer. Im verflossenen December, so erzählte eine hiesige Zeitung, befand sich ein Baptistenvorsteher von Stettin auf der Reise nach einer Braut, als er von diesem Zweigverein Kunde erhielt. Er eilt herbei, nimmt auf der Stelle eine Prüfung mit den Brüdern und Schwestern der Sekte vor und findet heraus, daß fünf zur Taufe reif sind. In der Nacht vom 17. zum 18. December, gegen zwei Uhr, begibt sich der Zug nach dem nahen Pregel. Hier müssen sich die, welche getauft werden sollen, entkleiden und nur den Weibern wird gestattet, einen weißen Unterrock anzubehalten. Der Priester schreitet dann voran in den Pregel, bis er die nöthige Tiefe erreicht hat. Nachdem er darauf die Gläubigen nacheinander untergetaucht hat, kleidet sich die Gesellschaft wieder an und begibt sich nach dem Versammlungshause zurück. Als besonders merkwürdig wird hervorgehoben, daß die Täuflinge, wie es der Priester ihnen vorhergesagt, die Kälte des Wassers gar



nicht gefühlt hätten. Sie sehen aus diesem Beispiele, welche seltsame Kostgänger unser Herrgott noch hat. Von einer allgemein herrschenden normalen Entwicklung ist in Ostpreußen wenig zu spüren, es ist alles ein buntes Durcheinander. Die deutschen Zeitungen entlehnen daher den ostpreußischen in der Regel nur Mord- und Raubgeschichten, die theils wahr, theils völlig erlogen sind. Mord und Mordanfälle auf den Straßen scheinen namentlich in Danzig sehr üblich zu seyn. Brandstiftung ist allgemeines Laster. In Königsberg brennt es in der Regel einige Wochen nicht, beginnt aber ein Feuerwerker, so findet er sofort Nachfolger. So brannten in den lezten Tagen des Jahres 1850 hinter einander mehrere Häuser ab, wo der Verdacht absichtlicher Brandstiftung vorliegt. Der lezte Feuerwerker erhielt sogleich mit den Seinigen von der Polizei eine Gratiswohnung zugewiesen.

Ich habe den Leser beim Oberteiche stehen lassen mit der schönen Aussicht auf den Schloßteich und seine bunte Umgebung und auf den Oberteich mit einer Umgebung, die eben so einfach, als jene bunt und mannigfaltig ist. Den Holzweg auf den Hufen habe ich bereits erwähnt. An den Hufen liegen auch die Landhäuser der Herren Simson und Oppenheim, außerdem, wenn wir durch eine Schlucht gehen, ein einfaches, ganz unansehnliches Haus, das dadurch bedeutend geworden ist, weil in ihm Friedrich Wilhelm IV. in den Unglücksjahren zu Anfang unseres Jahrhunderts eine Zeit lang wohnte. Verfolgen wir die Hufen noch eine Strecke, so gewinnen wir die Aussicht auf das Haff; gehen wir auf dem Weg, der in einer Länge von vielleicht zwei Meilen die Stadt umgibt, weiter, so erhalten wir die Aussicht auf die Ebene des Pregels und gelangen alsbald zur Sternwarte. Dieselbe erfreute sich bekanntlich eines großen Rufes, als Bessel noch lebte und dort seine Beobachtungen anstellte. Jezt ist nicht nur die Sternwarte verwaist, sondern die Universität überhaupt erfreut sich keiner besonders glücklichen Zustände. Die wenigen Namen von Bedeutung, die unter den Docenten noch vorhanden sind, vermögen die Jugend außerhalb der Provinz nicht anzulocken. Schubert ist ein bedeutender Statistiker, aber wer wird eines Statistikers halber über die Weichsel gehen? Sonst haben Namen und Ruf die Geschichtschreiber Drumann und Voigt, in der juristischen Fakultät der gewandte Simson, in der philosophischen der mehr geistreiche als tiefe Rosenkranz und der gründliche Philolog Lobeck. In politischer Beziehung sind unter den Lehrern hervorgetreten Lobeck als Repräsentant des Altliberalismus und Simson als Unionist und gewandter Präsident. Am Preußenvereine betheiligten sich ebenfalls mehrere Professoren, z. B. Erbkam, ferner v. Buchholz, ein Gelehrter von altem Schlage, der vielleicht eine hübsche Summe einzelner Kenntnisse aufgespeichert haben mag, aber nicht die Tiefe des Geistes besizt, um diese einzelnen Kenntnisse zu verbinden und zu beleben.

(Fortsezung folgt.)

Dresden, Januar.

(Fortsezung.)

Die Conferenzen.

Professor Vogel, der bewährte Meister im Porträtiren, ist jezt „ein sehr geplagter Mensch, über alle Menschen auf Erden.“ Er hat fast so wenig Ruhe als die Häupter der Conferenz selber; seine stete Noth ist, den hohen Herrn in den kurzen Pausen ihrer Arbeiten die Sizungsstündchen für sich abzulauschen. Zwei seiner skizzirten Gruppen, die eine Manteuffel, Pfordten, Alvensleben u. a. um Schwarzenberg als Hauptfigur, die andere unser Beust mit einigen minder namhaften, sind von Einzelnen schon gesehen und in der Anlage sehr befriedigend gefunden worden. Weit weniger wird von einer, künstlerisch wahrscheinlich werthvolleren Leistung Bendemanns gesprochen, ob sie gleich schon sehr vielen, wenigstens allen Besuchern des Hofballs sichtbar geworden ist. Vielleicht mit Aussicht auf die längst besprochenen nahen Conferenzen war eine neue Dekoration des Ballsaals im königlichen Schlosse begonnen worden. Ein Kunstkenner schreibt darüber in einem ungedruckt gebliebenen Aufsaz: „Bendemann hat dort so eben einen Cyklus von Gemälden vollendet, worin er die Kosmogonie durch Eros und eine Palingenesie des Menschengeschlechts, welche mit Prometheus beginnt und mit Sokrates abgeschlossen wird, auf wahrhaft philosophische Weise verflochten hat. Die ernste Schönheit dieser Kunstwerke, für welche er aus sich selbst einen eigenen Styl erschaffen mußte, dürfte freilich an dem Orte, wo sie angebracht sind, nur von wenigen erkannt werden.“ — Auch die Dichtkunst endlich hat sich angestrengt, die ersehnten Friedensstifter zu bewillkommen und in den Neujahrsnummern der Tageblätter die „neue Aera“ Deutschlands Segen verheißend zu begrüßen. Von einem jüngern Dichter, einem Rechtsanwalt, der seine loyale Gesinnung gern bei jeder Gelegenheit kund gibt, erschienen in der Sachsenzeitung Verse auf die „Germania und ihre Kinder,“ und unser nun bald sechsundsiebzigjähriger Hofrath Winkler (Th. Hell), der immer noch sehr regen Geistes ist, ließ sich durch den „Anzeiger“ in sieben wohlgebauten Stanzen vernehmen, überschrieben: „Der Friedensengel Deutschlands an der Schwelle der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.“ Am Schlusse ruft dieser Engel:

„So empfangt mich! Tretet mit Vertrauen
In die neue Aera, die euch tagt!
Seht, ein Tempel wird sich drin erbauen,
Dessen Zinne bis zum Himmel ragt,
Daß verbrüdert wir in ihm euch schauen,
Liebend, segnend, strebend, unverzagt,
Und an seinem strahlendsten Altare
Allen Gottes Huld sich offenbare.“

Die nicht nur hier ausgesprochene, sondern auch in allen Aeußerungen der Conferenzglieder selbst hervortretende Sicherheit der Friedenshoffnung wirkt hier am beruhigendsten auf das Publikum und läßt die Neugier auf die Debatten und Beschlüsse der Sizungen zum Erstaunen wenig aufkommen. Diese sollte aber auch nicht sofort befriedigt werden und wurde schon durch die beharrliche strenge Geheimhaltung ziemlich abgekühlt. Fast täglich sind Ausschuß-, allwöchentlich Gesammtsizungen gehalten worden; aber von den Fortschritten und Ergebnissen derselben wissen wir hier in nächster Nähe nicht mehr, als was uns der Lloyd oder die Allgemeine Zeitung in Andeutungen aus weiter Ferne zukommen lassen. Zwei Hotels an den Marktecken der Morizstraße sollen vollgestopft seyn von Fremden, Hotel de Saxe von Theilnehmern, Stadt Rom von schreibfertigen Berichterstattern über die Conferenzen. Aber gleich ernsten schweigsamen Sphinxen vor dem Eingang ägyptischer Heiligthümer schauen die beiden geheimnißbergenden und forschenden Häuser einander an, und vor dem Brühlschen Palais, dem Siz der Berathungen selbst, erinnern die stummen Schildwachen mit dem Bajonnet, an dem sie lehnen, an den Finger des Harpokrates. Auch die dann und wann herausgetragenen Mappen erscheinen mit Schlössern und in der Hand ergrauter Hofbedienten. Nur so viel wollen die draußen stehenden durch die dichte Verhüllung gewahrt haben, daß die Aussicht auf Volksvertretung bei der Bundesgewalt (eine Bedingung, woran v. d. Pfordten sein Verbleiben im Staatsdienst geknüpft haben soll) immer mehr schwindet, und die Vertreter der kleinern, herzoglichen und fürstlichen, Staaten etwas zurückgesezt und niedergeschlagen erscheinen.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 25. Mittwoch, 29. Januar 1851.

— When he speaks,
The air, a charter'd libertine, is still,
And the mute wonder lurketh in men's ears,
To steal his sweet and honeyed sentences;
So that the art and practic part of live
Must be the mistress of this theoric.

Shakespeare.

Ein Ausflug nach Ungarn.

(Schluß.)

Waitzen selbst verliert gar sehr dabei, in der Nähe gesehen zu werden. Außer vier oder fünf ansehnlichen Gebäuden, welche sich an dem einen Ende der Stadt gruppiren und das Auge von weitem bestechen, hat dieselbe kaum ein wohnlich aussehendes Haus. Sie gleicht einem vorzugsweise von Ackerbürgern bewohnten Orte, der von einer Stadt eigentlich nur den Umfang und die Volksmenge hat. Der Ort wird von einer ungeheuer breiten, nicht sowohl Straße als Landstraße durchschnitten, welche natürlich ungepflastert ist und auf welcher jeder Wagen eine furchtbare Staubwolke aufjagt. Wie das Aussehen der Stadt, so ist auch ihre Bevölkerung überwiegend magyarisch. Die Inschriften an den Straßenecken, sogar die Wirthshausschilder sprechen nur ungarisch, und ich mußte drei- oder viermal nach einem Gasthofe fragen, ehe ich Jemand traf, der mich verstand. Mehrere wohlgekleidete Kinder, mit denen ich's später versuchte, lachten mich an und sagten mir statt aller Antwort: nein. In dem Gasthofe indessen fand ich, ganz wie ich es wünschte, deutsche Wirthsleute, deutsche Gesellschaft und deutsche Bedienung, neben ungarischer Küche und ungarischem Keller, denen ich unter laubbedeckter Veranda und bei belehrenden Gesprächen meiner eingeborenen Tischnachbarn ihr volles Recht angedeihen ließ.

Unter den wenigen bedeutenden Gebäuden von Waitzen ragen am meisten hervor die im italienischen Geschmack gebaute Cathedrale und der vornehm blickende bischöfliche Palast, der übrigens seit langer Zeit seinen hochwürdigen Bewohner verloren hat, wenn ich nicht irre in Folge der Verwicklung des Bischofs in die revolutionären Händel, und inzwischen zu Staatszwecken benuzt wird. Merkwürdiger als der Palast selbst war mir übrigens die Gartenmauer desselben, in welche eine lange Reihe römischer Basreliefs und Inschriften eingefügt ist, die mir aller Aufmerksamkeit eines Antiquars würdig zu seyn scheinen, und unter denen mir besonders eine Gruppe, Theseus und Ariadne darstellend, durch Styl und Zeichnung auffiel. — An dem wohl dreiviertel Stunden entfernten entgegengesezten Ende der Stadt fand ich ein großes kasernenartiges Gebäude, welches, obgleich offenbar noch ziemlich neu, doch im Zustande des äußersten Verfalls und vollkommen unbewohnt zu seyn schien. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, es sey das Gebäude der theresianischen Ritterakademie, welche ursprünglich in Waitzen gegründet und erst später nach Wien verlegt worden.

Nachdem ich ein leztesmal mit mir darüber zu Rathe gegangen, ich ob meine Reise bis nach Szegedin und Debreczin ausdehnen und die blutigen Felder besuchen solle, auf denen die Ungarn ihre lezten Schlachten geschlagen, bestimmte mich die täglich steigende Hitze zur Umkehr. Die Bergfahrt auf der Donau kam mir, offenherzig gestanden, etwas langweilig vor, und in den bleiernen Stunden der Muße, welche sie mir verschaffte, fing ich an sehr ungünstig von dem ungarischen Aufstande zu denken, weil er die Förderung des Baus der Eisenbahn von Preßburg nach Pesth verhindert hat, die mir, wenn sie jezt fertig gewesen wäre, wenigstens vierundzwanzig Stunden erspart haben würde. — Glücklicherweise fand ich unter der wenig zahlreichen Reisegesellschaft einen Mann heraus, dessen Unterhaltung mir wenigstens die zweite

Hälfte des Weges bedeutend verkürzte, einen ungarischen Gutsbesitzer von mächtigem Gliederbau, mit zottigem Backenbart, trotzig funkelnden Augen und leidenschaftlicher Zunge. Die Mittheilungen dieses Mannes aus der Geschichte der lezten beiden Jahre waren im höchsten Grade anziehend und lehrreich, und ich hatte alle Ursache über die rückhaltslose Offenheit zu erstaunen, mit welcher sein Patriotismus und sein Haß sich gegen mich aussprach, von dem er doch nichts weiter wußte, als daß ich, wie meine Sprache ihm sagte, ein Nichtösterreicher sey. Dabei war mein leidenschaftlicher Reisegefährte allerdings sehr achtsam darauf, daß kein Dritter in unser Gespräch gezogen werde, oder auch nur als Zuhörer sich an demselben betheilige.

Einigermaßen überraschend war mir der schwärmerische Ausdruck der Liebe und Verehrung, mit welcher mein magyarischer Reisegefährte von Kossuth sprach. Er war überzeugt, daß das Genie dieses Mannes ohne den Verrath Görgeys Ungarn, den zweimalhunderttausend Russen zum Troz, gerettet haben würde; er pries mit enthusiastischen Worten seinen politischen Verstand, seine ungeheure Thätigkeit, die Milde und die Reinheit seines Charakters, am meisten aber seine wunderbare, allmächtige Beredtsamkeit. Und in der That, der Mund Kossuths muß, allen Zeugnissen, und besonders ihren Wirkungen nach zu urtheilen, eine Zauberkraft besessen haben, welcher die rednerischen Fähigkeiten keines seiner Zeitgenossen auch nur nahe kommen. Schon in einer Zeit, wo die Rednergabe des großen Agitators noch lange nicht ihre volle Ausbildung erlangt hatte, versicherte ein Friedrich List, der kein Wort ungarisch verstand, daß er durch den Ton, das Gebärdenspiel, den Vortrag Kossuths in eine Aufregung versezt worden sey, von der er sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermöge, und List war keine von den Naturen, die mystischen Eindrücken leicht zugänglich sind. — Auch das übrige begeisterte Lob, welches der Ungar seinem berühmten Landsmann ertheilte, war sicherlich nicht ohne allen Grund. Ein Mann, welcher sich in einem durch und durch aristokratisch gesinnten Volke aus der dunkelsten Rolle lediglich durch die Kraft nicht seines Schwertes, sondern seines Geistes und seines Charakters zu einer weltgeschichtlichen Stellung emporgearbeitet, ein solcher Mann muß mit ganz besondern Privilegien zur Welt gekommen seyn, mit Privilegien, wie sie die Natur nicht in jedem Jahrhundert ertheilt.

Beim Antritt der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsezung.)

Kinkel ist jezt auf dem klassischen Boden der maschinenerfüllten Menschheit: er werfe doch einen scharfen Blick in die Nachtseite dieser schönen Welt der Gesittung, der Mode und der Fabriken. Nach einem vor dem Parlament erstatteten Berichte gibt es z. B. in London allein fünfzehntausend Putzmacherinnen. Während der Monate April bis August müssen diese Mädchen täglich achtzehn Stunden arbeiten. Oft befinden sich fünfzig in einem Zimmer. In einem Hause mußten fünf in Einem Bette liegen, hatten also nicht einmal während der wenigen Stunden, die der Ruhe gewidmet sind, einen ungestörten Schlaf. Nicht selten kommt es vor, daß diese Mädchen die ganze Nacht hindurch arbeiten müssen. Eine erzählte, daß sie beim Beginn der Landestrauer um Wilhelm IV. von Donnerstag früh bis Sonntag Abend unausgesezt gearbeitet und nicht geschlafen habe. Als sie endlich zu Bette ging, konnte sie vor großer Aufregung nicht schlafen. Eine andere erzählte, daß sie täglich zwanzig Stunden gearbeitet, und gab an, wenn die Königin ein großes Fest gebe, oder bei ähnlichen Gelegenheiten, kommen solche Fälle häufig vor. Ein Arzt erklärte, kein Thier könnte solche Anstrengung aushalten. In den Modehandlungen, die nur Trauerkleider liefern, kommt überdieß sehr häufig Erblindung der Arbeiterinnen vor. Eine dieser Unglücklichen erzählte, sie habe neun Tage und neun Nächte hintereinander, ohne ihren Anzug wechseln zu dürfen, arbeiten müssen und nur gelegentlich zwei Stunden auf einer Matraze ausruhen können. Nach dieser Zeit war sie erblindet. Am gefährlichsten für die Augen ist das Sticken auf Schwarz. Eine Hoftrauer kostet jedesmal wenigstens dreißig solcher armen Geschöpfe die Sehkraft. Noch schauerlicher lauten die Angaben jenes Berichts über die Spitzenarbeiterinnen in Nottingham. Alle Spitzen werden dort durch Maschinen geliefert, welche durch ganz kleine Kinder, durch Mädchen von drei bis vier Jahren bedient werden, welche des Tags sechzehn Stunden arbeiten müssen. Die Frauen, welche in diesen Fabriken arbeiten und noch ganz kleine Kinder haben, auf die sie bei ihrem anhaltenden Geschäft nicht achten können, geben den armen kleinen Geschöpfen offen und ungescheut Opium, damit sie schlafen. — Und dieß sind erst die Kleinen von den Meinen, spricht der glühende Moloch, der eherne Gott der Maschine, der keine Barmherzigkeit kennt!

Wahrhaftig, mag der junge Seherblick, gestüzt auf die klaren Thatsachen des Weltfortschrittes in

Dampfesseile, nicht mehr nur von goldenen Bergen und Schlössern träumen, mag er neue Welttheile entdecken und bevölkern und all diese unendlichen Größen der heutigen und zukünftigen Weltverhältnisse zusammenschauen, trotz aller mathematischen Gewißheiten ist er ein Träumer und blinder Blindenleiter, wenn er nicht tiefer schaut und höher blickt. Jesaias, der alte Mann Gottes, kann all die Herrlichkeit nur auf einer neuen Erde und in einem neuen Himmel sehen; und wenn der neue Prophet zehnmal auf dessen Schultern sich stellte, daß er alle Sonnen überschaute, oder wenn er mit allen Flügeln der Morgenröthe an's äußerste Meer hinflöge, den Fluch, der auf dieser Erde lastet, wird er wohl übersehen, aber er wird nicht über ihn hingehen können, ohne daß er auch ihm die Sohlen verbrenne und die alte Schlange ihn in die Fersen steche.

Indessen muß die Welt sich drehen, die Menschheit muß vorwärts und, wie es scheint, durch den Abend hin zum Morgen — nehmen wir's immerhin sogleich als das gute Zeichen —: durch die Nacht zum Licht sich wenden.

Die Welt ist nun einmal unwiderleglich und unwiderstehlich in den gewerblichen Umlauf und Weltlauf eingetreten; mag sie stehen im Zeichen des Schützen, der sichern Tod bringt, keinenfalls steht die Sonne im Zeichen des Krebses. Der Staat muß den Gewerben und dem Handel freien Lauf gewähren. Gewerbefreiheit, Fallen der Zollschranken ist die Losung der nächsten Zukunft, und ob auch alle Kleinhändler und Kleinarbeiter, alle kleinen Städte und Länder vorläufig zu Grunde gingen. Der dem Gewerbe und dem Handel sein Recht und seine Freiheit gewährende Staat ist damit selber auf dem Wege der Gerechtigkeit und Freiheit. Vor den Rednerbühnen und Redewendungen der Volksbeglücker hat er sich nur eine bange Stunde gebeugt, vor den Schlägen und Strömen der elektrischen Kette um die Welt muß er die Schreibfedern und die Degen senken und alle frischen, freien Lüfte in die Segel wehen lassen, die mit übermenschlicher Kraft die Menschheit in ihre nächsten, wer weiß welche Geschicke treiben. Nicht aus Großmuth wird sie der Staat freigeben und freilassen. „Was Großmuth!“ sprach der große König, der sich auf sein Handwerk verstand wie wenige; „ein König muß nur auf seinen Vortheil sehen!“ Und sind Lager voll Waaren, Schiffe voll Gold nicht ein Vortheil, vor dem Gefängnisse voll Verbrecher, Kummerhöhlen voll Elender gar nicht in Betracht kommen? Gewiß, die Herren der Erde werden in sich gehen und Buße thun vor dem Gotte der Erde, denn das Evangelium des Völkerglücks ist über Monterey, Canton, Smyrna und Triest so nahe herbeigekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Conferenzen. — Theater.

Von den Sachen nicht befriedigt hat sich das allgemeine Interesse um so mehr den Personen zugewendet. „Haben Sie Manteuffel, haben Sie Schwarzenberg gesehen?“ waren hier um Weihnachten und Neujahr stehende Fragen. Doch solche Schilderungen, wie sie eine reiche Literatur und auch diese Blätter vormals aus der Paulskirche lieferten, konnte hier Niemand geben. Theater, Neujahrscour, Hofball, Soiréen da oder dort boten allein die flüchtige Gelegenheit, wo den vom Zufall oder Rang Begünstigten die geschichtlichen Coryphäen sichtbar wurden. Am häufigsten noch hat man den österreichischen Ministerpräsidenten gesehen. Er wird als ein langer hagerer Mann beschrieben, mit scharf geschnittenem Gesicht. Obgleich erst ein angehender Fünfziger, soll er doch schon diplomatisch ergraut seyn. Den bayerischen Minister des Auswärtigen haben wir mit den folgenreichen Erstlingen seiner Staatskunst schon früher lange unter uns erblickt. Man will hier in Gestalt und Antlitz Manteuffels einige Aehnlichkeit mit Napoleon wahrgenommen haben; und so hätten wir denn in anderer Art einen zweiten. Gott gebe glücklicheren Napoleon des Friedens. Unter den übrigen erscheint der bekannte Bürgermeister Smidt aus Bremen als eine der interessantesten Persönlichkeiten. Er ist der achtzigjährige, aber noch ganz rüstige Altmeister der Genossenschaft, der schon beim Abschluß der Bundesakte mitgewirkt und damals unter anderm für Gleichberechtigung der christlichen Confessionen ohne Beschränkung auf die Dreizahl mit Erfolg gesprochen hat. In seinem politischen Urtheil zeigt er die besonnenste Ruhe und die vollste Reife der Erfahrung, gewürzt mit manchem trockenen Witzwort. Man brachte in einem Privatcirkel einen Trinkspruch auf ihn aus, den eine Erzählung der deutschen Volkssage vom hülfreichen „Schmid“ Wieland einleitete. Er dankte ablehnend, kurz und bündig, in eben so kräftigem als bescheidenem Tone. Einen wunderlichen Contrast zu solchen ernsten und bewährten Staatsmännern bieten einzelne weiland demokratische Dilettanten, die der Umschwung von 1848 noch in manchem höhern Beamtenkreise zurückgelassen hat. Einer derselben erschien zum allgemeinen Erstaunen bei der Neujahrscour, und bald nachher abermals auf dem Hofballe. Von letzterem sollen ihn die Stichelreden

der Umstehenden weggescheucht haben. Empfindlicher aber und noch beängstigender müssen für einen unserer Exminister, jezt Vorsteher der Brandkasse, die Bitt- und Drohbriefe seyn, mit denen er, wie es heißt, von geflüchteten Maihelden bestürmt wird. Im Volk ließ sich bei den demokratischen Ueberresten der Widerwille gegen unsern jezigen Chef des Kriegswesens noch sehr laut und selbst in Namensverdrehungen vernehmen. Jezt beruhigt man sich allmählig, seit die lezte Einquartierung, der ein ministerieller „Dank" für die allseitige Hülfe zur Armeemobilisirung begütigend vorangeschickt wurde, gerade am heiligen Christfest überstanden worden ist.

Seit derselben Zeit hat auch die Regie der Hofbühne alles Mögliche gethan, um nicht nur ihr gewohntes Publikum, sondern zugleich die auswärtigen hohen Gäste zu befriedigen. Früher hatte sie sich eine Zeitlang so sehr im Negligé gezeigt, daß einmal eine Stimme im „Anzeiger" bei Gelegenheit einer Räder'schen Posse („Burzel in Spanien") allen Ernstes verrechnete, wie man doch für einen Thaler Amphitheaterpreis nur 1¾ Stunden lang kümmerlich unterhalten werde. Der neue Anlauf zum Bessern hat nun abwechselnd Shakespeare'sche Dramen und klassische Opern gebracht. Im Coriolan und Macbeth waren Ed. Devrient als Menenius und Duncan, die Berg als Volumnia und Lady vortrefflich. Auch die übrigen Darsteller zeigten größtentheils ein dankenswerthes Streben, verriethen aber nur allzusehr die Mühe und die lange Entwöhnung vom Ernsten und Gediegenen. Zudem hatte man im Macbeth den mißglückten Versuch gemacht, zwischen der Schiller'schen Bearbeitung und der Voß'schen Uebersetzung eine Mitte zu finden, was dem Ganzen etwas Ungleichartiges gab, und manchen liebgewordenen Schiller'schen Beitrag, z. B. den Pförtnergesang, schmerzlich vermissen ließ. Im Coriolan erschien wenigstens die Scenerie ganz verfehlt, da sie ein Rom wie zu Cäsars Zeit darstellte, und die Beute der punischen Kriege dem um 250 Jahre frühern Helden zur Rednerbühne gab. Aber freilich paßte das geschichtliche und selbst das Shakespeare'sche Rom nicht zu dem jezt beliebten Theaterprunk, zu dessen Bestreitung schon früher jährlich 73,000 Thaler und seit dem Garderobebrand im Mai 1849 gar 90,000 Thaler aus der königlichen Chatoulle geopfert worden sind. Ein Theil davon wird vielleicht auch für das übertrieben zahlreiche Darstellerpersonal verbraucht, aus welchem zwar bei größern Vorstellungen die Auswahl bequem seyn mag, wobei aber auch manche Namen, und nicht bloß die unbedeutenden, oft halbe Jahre lang nicht auf dem Zettel erscheinen. Das Adreßbuch dieses Jahrs zählt neben einem Sängerchor von 49, einem Tänzerchor von 19 und einem Officiantentroß von 72 Personen, 55 Schauspieler und Opernsänger. Das Finale des Don Juan mit dem neuausstaffirten Höllengraus ist jedem im Gedächtniß geblieben. Jeder der zahlreichen durch die Luft daher fahrenden Teufel hat, wie erzählt wird, sieben baare Thaler gekostet, und selbst dem sonstigen Lobredner in der Zeitung ist dieser Teufelsspektakel zu arg erschienen. Auch der königliche Spender zu solchem Aufwand soll sein Mißfallen daran geäußert und eine derartige Schlußscene für die Zukunft untersagt haben.

(Schluß folgt.)

Königsberg, Januar.

(Fortsetzung.)

Parteien.

Wollte ich sämmtliche Personen charakterisiren, die sich in politischer Beziehung hier in den lezten Jahren bemerklich gemacht haben, und jedem das geben, was ihm nach meinem besten Willen und Wissen gebührt, so würde ich sowohl viel zu schreiben haben, als auch in Stadtskandale hineingerathen, da hier das Parteitreiben einen so gehässigen Charakter trägt, wie nicht leicht an einem Orte jenseits der Weichsel. Die politischen Ideen, die in Deutschland die Gemüther bewegen, passen mehr oder minder nicht für unsere Zustände; sie setzen den Drang des Volks voraus, daß der Staat wieder, wie ehedem, ein Gemeingut des Volks werde, daß der Staat nicht mehr ein Privateigenthum des Fürsten sey, sondern ein öffentliches Reich der Sitte, daß also das wirklich öffentliches Recht werde, was seiner Natur nach öffentliches Recht ist. Für diese Idee ist der Ostpreuße noch nicht reif, und weil sie gleichwohl aus Deutschland über die Weichsel geschleppt worden und als Ferment zur Bildung von Parteien in das Leben eingedrungen ist, so schieben die Parteien ihren gegenseitigen Bestrebungen die gehässigsten Motive unter, zum Theil mit Recht, zum Theil mit Unrecht. Der Demokrat ist offenbar nur Demokrat, um Minister zu werden, der Preußenvereinler ist dieß, um von der Regierung unterstüzt oder befördert zu werden: so schließt der Preußenvereinler, so schließt der Demokrat. Auf die Sache selbst kommt es mithin nicht an; es fragt sich nur, wer am besten zu verdächtigen versteht. Die Regierung sollte sich nun hundertmal bedenken, bevor sie einen Preußenvereinler auf ungewöhnlichem Wege beförderte, weil eine solche Beförderung die Demokraten in ihrem Glauben bestärkt und immer mehr Gift in den Volkskörper hineintreibt. Leider scheint die Regierung so weit nicht zu sehen; sie sieht nur das Nächste und wird deßhalb eine Drachensaat säen.

Sie sehen, warum ich mich scheue, die Parteihäupter zu charakterisiren. Ich beschränke mich daher auf die Erwähnung einiger Namen. Auf Seiten der Demokratie und der freien Gemeinden sind die Herren Jacobi, Walesrode, Rupp und Dinter in weiteren Kreisen bekannt. Den Dr. Dinter habe ich als einen liebenswürdigen und achtungswerthen Mann kennen und schätzen gelernt, so wenig ich auch seinen Theorien über Staat und Kirche irgend welchen Geschmack abzugewinnen weiß. Von den Geistlichen ist der Generalsuperintendent Sartorius in weiteren Kreisen bekannt. Der Pfarrer Weiß gehört, wie mir scheint, der chronique scandaleuse der Stadt an, indem er als protestantischer Jesuit aufgeführt wird, ob mit Recht, ob mit Unrecht, lasse ich dahingestellt. Er redigirt einen Volksfreund und ein Gemeindeblatt. Von der mittleren Schichte der Beamten schweige ich. Der Vicepräsident v. Manteuffel, Bruder des Ministers, vor kurzem noch Landrath, steht an der Spitze der äußersten Rechten. Auch das Militär betheiligt sich vielfach bei dem Preußenvereine. Wie dasselbe politisirt, darüber brauche ich wohl nicht erst ein Langes und Breites zu reden. Ich übergehe deßhalb die Namen bis auf einen, den kommandirenden General des ersten Armeekorps, der zwar in politischer und religiöser Beziehung auf der äußersten Rechten steht, aber auf einer Rechten, vor welcher wir Epigonen den Hut abnehmen müssen, weil sie nicht der Reflexion, sondern dem Leben ihr Daseyn dankt. Gestatten Sie, daß ich ihm die Schlußzeilen meiner heutigen Korrespondenz widme, zumal vor kurzem auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diesen Mann hingelenkt wurde, indem es hieß, er solle zum preußischen Ministerpräsidenten an die Stelle des Grafen Brandenburg ernannt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 1. Dienstag den 11. Februar 1851.

[3] So eben erschien:

Album

heiterer und komischer deutscher Dichtungen.

Aus den vorzüglichsten vaterländischen Dichtern des 18. und 19. Jahrh. zusammengestellt und mit einer Einleitung begleitet von

O. L. B. Wolff.

Miniatur-Ausgabe. Broschirt 1⅓ Thlr. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 25 Ngr.
Dieses elegant ausgestattete Buch eignet sich bei jeder Gelegenheit zu einem sinnigen Geschenk.

C. A. Haendel in Leipzig.

---

[1]

☞ Allen Damen von Bildung und Geschmack ☜

können nachstehende, wahrhaft feine Toiletten-Gegenstände auf's Angelegentlichste empfohlen werden:

Dr. Edw. Johnson's aromatische Mund-Essenz, von höchst angenehm erfrischendem, ganz reinem Geschmack — anerkanntes Mittel wider Beinfraß, Mundfäule und unangenehmen Geruch. — Das Fläschchen kostet 20 Sgr. Preuß. Cour. franco.

Orientalische Schönheits-Pastillen, nach einem persischen Recept vom Bergrath Dr. Hoffmann bereitet, sind unbezweifelt das vorzüglichste Mittel zur Erlangung oder Beförderung eines tadellosen Teints, welcher dadurch ganz zuverlässig erzielt wird. — Die Schachtel kostet 1 Thlr. Preuß. franco.

Darüber, daß beide Mittel keine schädlichen Bestandtheile enthalten, sind Zeugnisse des berühmten Chemikers, Professor Dr. Artus in Jena beigegeben. Beide Mittel sind einzig und allein zu beziehen von **Dr. Ferd. Jansen** in Weimar.

---

[200] Heute wurde ausgegeben:

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von

Robert Prutz und Wilhelm Wolfsohn.

1851. 1. Heft.

Inhalt: Schöll, A., aus Goethe's Leben. — Gutzkow, K., über innere Mission. — Böckh, A., die Philologie im Allgemeinen und ihr Verhaltniß zur Gegenwart. — Auerbach, B., der letzte Sommer Lenau's. — Geibel, E., der Kampf auf dem Isenstein. — Mosen, J., Cromwell. — Literatur und Kunst. — Briefe aus Berlin und Hamburg. —

Das **Museum** erscheint jährlich in 24 Heften, welche regelmäßig am Anfang und in der Mitte eines jeden Monates ausgegeben werden. Je 12 Hefte bilden einen Band, zu welchem ein Titel und vollständiges Inhaltsverzeichniß geliefert wird.

Pränumerationspreis vierteljährlich 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.
Leipzig, am 16. December 1850. **J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.**

Hülfe für alle Hautkranke. Das ächte **Kummerfeld'sche Waschwasser,** welches seit 60 Jahren durch viele tausend segensreiche Erfahrungen bewährt ist, heilt radikal und ohne alle schädliche Nachwirkung alle nassen und trocknen Flechten, Schwinden, Finnen, Pusteln, veraltete Krätze, Kupferflecken, Hitzbläschen und alle derartigen Ausschläge und Hautkrankheiten. — **Gerichtlich beglaubigte Zeugnisse werden jeder Flasche** beigegeben, auch auf frankirte Anfragen Jedem gern mitgetheilt. — Die ganze Flasche kostet 2 Thlr. 5 Sgr. — die halbe 1 Thlr. 10 Sgr. und ist einzig und allein zu beziehen von **Dr. Ferd. Jansen,** Buchhändler in Weimar. — Briefe und Gelder franco.

---

[196] Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Felicitas.

Ein Roman
von
Eliza Wille, geb. Sloman.
Zwei Theile.
12. Geheftet. 3 Thlr. 15 Ngr.

[194] Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Matadore.

Ein Roman der Gegenwart.
Von
Theodor Mundt.
Zwei Theile.
Gr. 12. Geheftet. 3 Thlr.

[11] Die **Preisermäßigung** einer Auswahl werthvoller bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienener Werke, deren Verzeichniß durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist, besteht noch

bis Ende April 1851.

---

[182] In **C. F. Amelang's Verlag in Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Die Hauptbegebenheiten

der Vorzeit und Mitwelt.

Dargestellt in ihrer Folge und Beziehung auf einander, zur Unterhaltung und Belehrung. Von **Petiscus.** gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Velinpapier. Broch. 20 Ngr.

Die Schilderung der **Hauptmomente** in der Weltgeschichte geben uns, außer dem hohen Interesse, was deren Lektüre gewährt, zugleich einen weiten belehrenden Blick über ganze Perioden, denn es giebt einzelne Menschen und Begebenheiten, welche die Nachwelt mit **mehr** Interesse betrachtet, als die Geschichte eines Reichs, **weil jene** in ihrem Ruhm und Unglück eine ganze Zeit zusammenfassen! So ist der Standpunkt des obigen Werks, dessen Preis, 612 Seiten, für 20 Ngr. so niedrig ist, daß auch der wenig Bemittelte dieses Buch der Belehrung sich aneignen kann.

---

[191] Bei **J. Hölscher in Coblenz** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Krimer, Dr. R., Monderzählungen nach Andersen. 16. geh. 6 Sgr.

Heyl, J. P., französische Sprachlehre. 1. Cursus. Ein Uebungsbuch für die untere Klasse einer Realschule. Preis 6 Sgr.

Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol.

[6]

Von Adolf Pichler.

Groß Oktav. 1850. broch. fl. 1. 12 kr. R.-W.

Innsbruck. **Wagner'sche Buchhandlung.**

Geschenk für das gebildete weibliche Publikum.

[183] In **C. F. Amelang's Verlag** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Handbuch zur Geschichte der neueren deutschen Literatur.

Biographien, Charakteristiken und Proben.

Zum Gebrauch für Lehrer und Lehrerinnen in den oberen Klassen höherer Töchterschulen, wie auch zum Selbststudium, herausgegeben von Dr. **H. Kletke.**

Erster Band: Von Haller und Hagedorn bis Herder. 35 Bogen in groß Oktav. Maschinen-Velinpapier. Geh. 2 Thlr.

Zweiter Band: Von Goethe bis auf die Gegenwart. 11 Bogen. Geh. 2 Thlr. 7½ Ngr. (Mithin complet 4 Thlr. 7½ Ngr.)

Die Geschichte der reichen Literatur unsers Vaterlandes bietet denen, welche sich damit vertraut machen, einen Gewinn und einen Genuß wie **keine** andere Lektüre; jede Seite bereichert unser Wissen und erhebt zugleich das Gemüth, denn wir stehen im Pantheon der großen Geister aller Zeiten! An Bildungsbüchern für Töchter in diesem Sinne fehlt es in unserer Literatur. Allen Gatten und Vätern gebildeter Stände, die gewohnt sind, den Bildungsgang ihrer weiblichen Angehörigen zu wählen und zu behüten, empfehlen wir obiges Werk, welchem, wie Kletke's Name verbürgt, Fleiß, Gediegenheit und Vollständigkeit den Vorrang sicherten und ferner sichern werden.

---

[12] Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern

Karl Gutzkow.

Erster bis vierter Band.

8. Geheftet. Preis des Bandes 1 Thlr.

Unterhaltend, anregend, freimüthig! Menschen die dem wirklichen Leben entnommen sind! Styl und Darstellung, würdig der hohen Idee, die durch dieß treffende Charaktergemälde unserer Zeit überraschend gelöst wird!

Supplementband zum Calderon von Gries.

[10] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Calderon's Schauspiele

übersetzt von J. D. Gries.

Supplementband

von der Verfasserin der Rolands Abenteuer. Mit einem Vorwort von N. Delius in Bonn.

Inhalt: Der Maler seiner Schmach. — Des Namens Glück und Unglück. — Preis geheftet 25 Sgr.

Die beiden Stücke, welche den Inhalt dieses Bandes bilden, gehören nach dem Urtheil der gründlichsten Kenner des spanischen Theaters zu den besten Arbeiten des großen Dichters. Die Uebersetzung ist so wohl gelungen, daß sie als Probe und Muster einer mit feinem Takte und praktischer Kenntniß durchgeführten Verdeutschung gelten kann. Es wird daher dieses sauber gedruckte Bändchen den zahlreichen Besitzern des Calderon, in den Uebersetzungen von Gries und Schlegel, ohne Zweifel eine sehr angenehme Erscheinung seyn.

Nicolaische Buchhandlung in Berlin.

---

[16] **Unterzeichnung** nehmen alle Buchhandlungen an auf die **zehnte,** umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage

des

Conversations-Lexicon

welche in 15 Bänden oder 120 Heften

zu dem Preise von

5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. für das Heft

in dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**

erscheint.

Die in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhaltenden **ersten Hefte** zeigen die bedeutenden Verbesserungen und Vermehrungen dieser neuen Auflage des bekannten Werks, sowie die sorgfältige äußere Ausstattung. Binnen drei Jahren soll es beendigt seyn, und **die vollständige Lieferung in 120 Heften wird ausdrücklich garantirt.** Monatlich werden in der Regel drei Hefte von 6—7 Bogen ausgegeben.

---

[202] In der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat November 1850.

Größere Aufsätze.

Der verflossene Congreß der Vereinigten Staaten. — Die syrische Kirche. — Das Curare-Gift. — Die Silber-Insel in der Nähe von Ningpo. — Gazpacho. V. VI. VII. — Almanache in Frankreich. — Die Tschuwaschen im Gouvernement Simbirsk. — Die libysche Stadt Siga. — Die Einkommensteuer in England. — Ueber Kosmographie und Kartologie des Mittelalters.

— Wanderungen an der untern Donau. I. II. III. — Streifzug durch die Halbinsel der Pyrenäen. 1) Das Gebirg zwischen Guipuzcoa und Biscaya; Bilbao und seine Umgebungen. — Die Viehzucht in Neurußland. — Die slowakischen Topfstricker. — Ein Jagdabenteuer im Himalaya. — Die Presse oder die vierte Macht im Staate. — Die caspischen Thore. — Aufenthalt unter den Patachos. 1) Die Patachos. 2) Der Geächtete. — Der Murrayscrub in Südaustralien, geschildert von F. Müller. — Mittheilungen über Sheboygan in Wisconsin. — Ungarische Pußtenlieder. — Der schwedische Reichstag. — Der Samstag-Abend in Manchester. — Belgrad. — Die Organisation der arabischen Stämme. — Die Präsidentenbotschaft Louis Bonaparte's. — W. Reids Werk über das Gesetz der Stürme. — Acht Tage in Kaschmir. — Die Handels-Maatschappy. — Das Erbfolgegesetz in Indien. — Kiew. — Die Kabylen.

Kleinere Mittheilungen.

Kosten der Verbrecher in England. — Niveauverschiedenheit zwischen dem rothen und Mittelmeer. — Der Notornis oder Porphyrio Mantelli. — Neueste Nachrichten von Layard. — Chronik von Jean Le Bel. — Elektrischer Telegraph im Innern von Paris. — Colonisation von Algier. — Ueber die fossilen Krokodile Englands. — Eine archäologische Enttäuschung in Bezug auf Keilinschriften. — Archäologische Sendung nach Algerien. — Untersuchung der Nordostküste Afrika's. — Ueber erratische Blöcke am Obern See. — Das Klima von Zanzibar. — Omnibus passenger register. — Die Frage über nationale Erziehung in England. — Letronne's Studien über Aegypten. — Erste Eisenbahn in Australien. — Das Geheimniß der Luftschifffahrt angeblich entdeckt. — Eine Nachricht über peruanische Mumien. — Alte Ruinen in Mittelamerika. — Vogelkrieg. — Californian Illustrated News. — Die Cholera in Schweden. — Eine schwedische Colonie in Südrußland. — Handel in Californien. — Verkauf überschuldeter Güter in Irland. — Ein flüchtiger Sklave in Liverpool. — Eine merkwürdige Affenart in Westafrika. — Thätigkeit der Pariser Presse in der Revolutionszeit. — Buddhistische Höhlen in Khandisch. — Eigenthümliche Fluth. — Nachricht über Entdeckungen in Ostafrika. — Einerlei Meridian für alle Nationen. — Seltsames Meteor. — Die alten Bäder und Mosaiks in Pont d'Oli. — Itinerar für Innerafrika. — Ein altes Basrelief zu Bajasid. — Die Entstehung der Episcopalkirche in England. Eine chaldäische Sage. — Die Kosten der Benutzung der Telegraphen.

* * *

Preis des Jahrganges 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Vierteljahrs-Schrift 1851.

Erstes Heft.

[7] Im Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das erste Heft

der

deutschen Vierteljahrs-Schrift

für 1851.

Januar — März.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Der Rechtsstreit um die mecklenburgische Verfassung. — Noch einmal die zweite Revolution. — Die Sprache Luthers in seiner deutschen Bibelübersetzung. — Gedanken eines Arztes über die Todesstrafe. — Der Rücktritt Sachsens vom Dreikönigsbündnisse und der preußische Reichsverfassungsentwurf. — Die politische Ehre. — Die Ursachen des Pauperismus unter den deutschen Handwerkern. — Der gegenwärtige Stand der Frage der Schutzzölle. — Was hat Deutschland von den Dresdner Conferenzen zu erwarten?

Der abgelaufene Jahrgang brachte folgende Aufsätze:

I. Vorschläge zur Milderung der materiellen Noth der untern Volksklassen. — Die Reform des österreichischen Zollwesens und die österreichisch-deutsche Zolleinigung. — Die neue Verfassungsfrage der unirten protestantischen Kirche in der Pfalz. — Die ältere und neuere deutsche Colonisation in Ungarn, Siebenbürgen und Banat. — Die deutschen Einwanderungen in Ungarn und Siebenbürgen. — Die Natur und die Gesittung der Völker. — Die Civilehe in ihrem Verhältniß zu den Rechten und Pflichten der Kirche, mit besonderer Rücksicht auf die Stellung der evangelischen Kirche. — Deutschlands Seeschifffahrt. — Betrachtungen über Militärverfassungen mit Hinblick auf die dermalige politische Lage Deutschlands. — Die Lehrlinge und Gesellen des Handwerks. Eine sociale Frage. — Gedanken über eine zweckmäßigere Erziehung zum evangelischen Kirchendienst. — Die Bedeutung der Wahl oder Nichtwahl zum Reichstag in Erfurt.

II. Die erste deutsche Reichsversammlung und die Schriften darüber. — Verwirklichung der deutschen Nationalgesetzgebung. — Die Ursachen der Meuterei und des Zerfalles des großherzoglich badischen Truppencorps im Mai 1849. — Die Entdeckung der Goldschätze in Californien und deren Folgen.

Deutschland und die scandinavische Union. In besonderer Beziehung auf die schleswig-holsteinische Frage. — Provinzielle Erfahrungen über Civilehe und Trennung der Schule von der Kirche. — Das materielle Wohl und die Reformen in Behausung, Nahrung und Bekleidung der Bewohner Europa's, insbesondere Deutschlands. — Vergangenheit und Gegenwart der evangelischen Kirche in Oesterreich. — Das Erfurter Parlament.

III. Der Berliner Fürstencongreß. — Die Folgen der Aufhebung der englischen Navigationsakte für den europäischen und besonders deutschen Seeverkehr, von J. v. W. — Der deutsche Bauer und der moderne Staat, von W. H. Riehl. — Ueber Aristokratie. — Nord- und Süddeutschland. — Allgemeines Wahlrecht und Christenthum.

IV. Der Rhein. — Ein Blick auf Rußland. — Thomas Arnold, ein geborner Reformer. — Die Ursachen des Pauperismus unter den deutschen Handwerkern. — Handelsverhältnisse von und zwischen Oesterreich und dem Zollverein. — Der vierte Stand. — Die Mission auf katholischem und protestantischem Gebiete.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1851. J. G. Cotta'scher Verlag.

Fortsetzung von

Goethe's Werke gr. 8. Prachtausgabe zu fl. 40.

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's
sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Neunter und zehnter Band.

Velinpapier, brochirt; Preis jeden Bandes 1 fl. 20 kr. oder 24 Ngr.

Diese neue Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken in groß Oktavformat wird mit 30 Bänden vollständig seyn und complet 40 fl. oder 24 Rthlr. kosten.

Unserer früheren Ankündigung gemäß, werden je am 1. jeden Monats zwei weitere Bände, die letzten vier aber am 1. November 1851 ausgegeben.

Jeder Band wird mit 1 fl. 20 kr. oder 24 Ngr. berechnet, einzelne Bände können aber nicht abgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1851. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Neue Ausgabe von Mozin's Wörterbuch.

In Unterzeichnetem ist so eben als Fortsetzung erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

MOZIN
vollständiges Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften.

Aufs Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

ordentl. Professor an der Universität Tübingen.

Vier Bände. Groß Lexikonformat.

Dritte Auflage. Neue Subscription.

Fünfte Lieferung. Preis jeder Lieferung 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

Diese neue Subscriptions-Ausgabe von Mozin's unübertroffenem Wörterbuche erscheint in 10 monatlichen Lieferungen von circa 30 Bogen, jede Lieferung zum Preise von 25 Silbergroschen oder fl. 1. 24 kr. rheinisch.

Bis zum Juli 1851 wird das Werk vollständig in den Händen der verehrlichen Subscribenten sich befinden und **wir verpflichten uns hiermit ausdrücklich diesen Termin einzuhalten.**

Ueber den Werth dieses ersten französisch-deutschen und deutsch-französischen Wörterbuches enthalten wir uns jeder Aeußerung, da derselbe von allen Seiten, in Frankreich wie in Deutschland, gebührend anerkannt wurde. Aber auf die außerordentliche Wohlfeilheit desselben können wir nicht unterlassen die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken.

Es wird diese neue 311 Bogen gr. 4. umfassende Subscriptions-Ausgabe vollständig nicht mehr kosten als Pr. Ct. Rthlr. 8. 10 Ngr. oder fl. 14. — rheinisch und dieser Preis die Anschaffung jedem Freunde beider Sprachen möglich machen.

Wir laden zu zahlreicher Subscription mit dem Bemerken ein, daß Aufträge von allen Buchhandlungen entgegengenommen und ausgeführt werden. Sollte sich Jemand der Mühe des Subscribentensammelns unterziehen, so ist jede Buchhandlung von uns in den Stand gesetzt, auf 12 Exemplare das 13te ohne Berechnung abzugeben.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1851. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Friedrich Hölderlin

und

seine Werke.

Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart.

Von

Alexander Jung.

8. brochirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 Ngr.

Inhalt: Allgemeine Charakteristik. — Hölderlins lyrische Gedichte. Erste Abtheilung. — Empedokles. — Hyperion. — Hölderlins Briefwechsel, Jugendgedichte, Prosaisches. — Hölderlins Leben, Gedichte aus der Zeit des Irreseyns, Anhang.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 26. Donnerstag, 30. Januar 1851.

For never was a story of more woe,
Than this of Juliet and her Romeo.
Shakespeare.

Es ist eine alte Geschichte,
Und bleibt doch immer neu.
Heine.

Geschichte aus den rauhen Bergen. *

I.

Ein tragisches Geschick, eine Verkettung von außerordentlichen Umständen und Begebenheiten pflegt uns immer dann am meisten zu ergreifen und unsere Theilnahme zu erwecken, wenn die Menschen, die wir davon betroffen sehen, den höhern Kreisen der Gesellschaft angehören, und begünstigt durch Geburt, Reichthum, Talente oder Bildung eine Stellung in der Welt einnehmen. Als wenn das Schicksal, das den Marmorpalast heimsucht, ein anderes wäre als das der Hütte! Als wenn die Hoheit, die in Purpur wandelt, der Name, den die Geschichte verherrlicht, ein Ansehen hätten jener Macht gegenüber, die den stolzesten Nacken beugt wie den niedrigsten, und Jedem die Kette des Verhängnisses an die Ferse schlägt, gleich unentrinnbar für den König wie für den Bettler.

Und doch ist es so, und wohl der Welt, daß es so ist! Denn würde alles Leid dieser Erde, bekanntes und unbekanntes, mit demselben Auge angeschaut, mit demselben Maße gemessen, die Menschheit hätte bald ihre lezte Thräne ausgeweint und der Engel Mitleid wandelte ungerührt an Palast und Hütte vorüber. Wohl der Welt, daß es so ist, daß so viel Seelengröße, so viel herrlicher Heroismus des Herzens, so viel reiner Adel des Geistes und Gemüthes ungekannt und ungenannt dem tönenden Pfeil des zürnenden Gottes erliegen, unverstanden wie ein Räthsel, dem hienieden keine Lösung beschieden, aus dem Leben gehen, ohne daß sie ein Auge gefunden, das sie zu würdigen und zu beweinen verstand.

Es gibt eine alte Geschichte, rührend, leidvoll und traurig, werth, daß sie ewig jung bleibe in Schrift und Gedächtniß aller guten Menschen. Das ist die Geschichte von jener Liebe, die in Treue bis zum Tode versöhnen wollte, was Haß und alte Schuld an Zwietracht und Unheil in der Familie angerichtet. Wer kennt sie nicht, diese rührende Geschichte, auf dem reinsten Blatte der Annalen Veronas mit unvergänglichen Zügen verzeichnet, die Geschichte von Romeo und Julia? Klingt sie doch aus jedem Nachtigallenlied, duftet aus jeder Frühlingsrose! Und Lied und Rose sorgen dafür, daß diese Geschichte ewig jung bleibt und die Thränen ihrer Lust und ihres Leides niemals ausgeweint werden. Wie ein in dunkler Erdenacht verlorener Strahl der ewigen Liebe wandelt sie durch alle Zeiten und Zonen und sucht immer von neuem das himmlische Licht, von welchem sie ausging. Jahrhunderte lang liegt sie dann wieder in Mythendämmerung begraben, und nur der Dichtergeist entzündet an ihr seine belebende Flamme; aber plötzlich wacht sie wieder auf, und fragst du, wer sie weckte, staunst du, von wo sie kam, sie sagt es dir nicht. Vielleicht von unten, tief unten, wo die stillen Bächlein gehen und die frommen Zwerge noch immer an Schneewittchens gläsernem Sarge sitzen; vielleicht von oben, hoch oben, wo die jubelnde Lerche sich in heiliger Morgenfrühe ihr Lied holt, wenn der Tag die liebemüde Nacht mit goldenem Arme umfängt. Denn das nur wissen wir, daß Schneewittchen nicht todt ist und die Lerche, die Julia in Romeos Armen erweckte, auch noch lebt. Stirbt ja doch nichts Holdes und Süßes in der Welt, sondern wandelt nur und kehrt wieder; Mährchen, die einmal Wahrheit gewesen,

* Der Nachdruck dieser Erzählung ist untersagt.
Der Verf.

haben die Erde lieb, und nur der Mensch weiß, was Vergessenheit ist. — So auch das Mährchen von Verona.

Aber dießmal ist's nicht das Haus fürstlicher Ahnen, nicht der stolze Palast des Nobile, in dem es einkehrt. Fern von Veronas lieblichen Fluren und Italiens süßduftenden Orangenhainen, fern von des Südens liebedurchschwängerten Lüften sucht es sich dießmal seine Herzen in rauherer Zone, in einsamen deutschen Bergen. Wie die Schwalbe des Südens baut es sich dort unter niederem Dache an, heimlich traulich nistet's sich ein in der Schuld grauenvoller Nähe. Aber das Mährchen von Verona, wo es auch einkehrt, verläßt nur mit dem blumengeschmückten Sarge der Liebenden die Schwelle wieder, wo es sein holdes Opfer sich geholt hat. Dann, nach kurzer Rast, eilt es fort, fliegt vielleicht mit den Schwalben dahin, weit, weit, über Alpen und Meere.

———

Im östlichen Theile der Provinz Oberhessen liegt der **Vogelsberg**, ein vier bis fünf Meilen langes und ungefähr vier Meilen breites Basaltgebirg, welches sich bis zur hanauischen und fuldaischen Grenze erstreckt, in seinen Thälern meistentheils fruchtbar, auf seinen Höhen aber sehr rauh und der Kultur wenig zugänglich ist. Hier, und zwar im rauhesten Theile dieses unwirthbaren Gebirgszugs, der in zweiunddreißig Aesten ausläuft, auf dem sogenannten Oberwald, einer großen, fast ganz mit Wald bedeckten Hochebene, liegt ein altes lutherisches Pfarrdorf, das schon im vierzehnten Jahrhundert in den Urkunden und Chroniken jener Gegend genannt wird. Der Boden, der an vielen Stellen Eisenstein enthält, wodurch bekanntlich die Vegetation außerordentlich verkümmert wird, und der noch obendrein überall mit größeren und kleineren Steinen vermischt ist, zeigt wenig Ergiebigkeit, und die durch das rauhe Klima ohnedieß sehr beschränkte Kultur gewinnt ihm, selbst bei dem angestrengtesten Fleiße, kaum des Lebens äußerste Nothdurft ab. Die Viehzucht, gefördert von den an würzigen Kräutern reichen, oft stundenlangen Bergheiden, bildet den vornehmsten Nahrungszweig dieser armen Gegend, während der Boden, neben uralten Waldungen, fast nichts erzeugt als Hafer, Flachs und Kartoffeln, dazu einige verkrüppelte Steinobstbäume, die aber nur selten einen spärlichen Herbstertrag abwerfen.

Es ist ein trauriges Land, dieser Oberwald mit seinen alten Dörfern, seinen alten Wäldern und alten Basaltkuppen, die mit ihren schwarzen Häuptern der Vorberge Gipfel krönen. Allerdings hat auch der Vogelsberg seine freundliche Jahreszeit und zeigt dann manche romantische Naturschönheit. Dann bedecken sich die Bergheiden über und über mit blühendem Quendel und Thymian, was der Landschaft stundenweit ein eigenthümlich reizendes rothbraunes Kolorit verleiht. Aber im Winter, der hier eben so schneereich ist als der Sommer nebelduftig, wenn der rauhe Nord über die beeiste Hochebene fährt und Wege und Dörfer fast ganz unter Flugschnee begräbt, daß kaum noch der schwere Rauch einen Ausgang durch die dunkeln Strohdächer findet, magst du dich vergebens nach einem freundlichen Ruhepunkt für das Auge umsehen. Weit und breit liegt dann alles kahl und öde vor dir, glänzende Eisflächen starren wie Gletscher an den steilen Bergwänden nieder, alle Pfade und Wege sind vom Schnee verschüttet, so daß, wer des Landes nicht ganz kundig, wohl daran thut bei seinen Wanderungen durch dieses winterliche Gefild sich eines Führers zu bedienen; denn schon mancher, der sich nahe am Ziele wähnte, verirrte sich in der unwirthbaren Gegend, versank spurlos unter trügerischer Schneedecke und sein Leichnam wurde erst wieder aufgefunden, wenn der Winter in Bächen thalwärts schmolz und die Höhen allmählig frei von Eis und Schnee wurden.

Auf Meilen in der Runde erblickt man dann oft kaum eine menschliche Seele, nicht einmal ein Thier im Schneegefild. Das Wild ächzt hungrig in den dichtesten Gründen des Forstes, und höchstens schleicht ein lungernder Fuchs um die Dörfer und Bauernhöfe und stößt von Zeit zu Zeit ein mißtönendes Geheul aus, das dem heisern Bellen eines kranken Hundes gleicht. Selbst der Rabe verläßt dann seine winterliche Höhe, kehrt in den Dörfern bei seinen Feinden, den Menschen ein und legt seine angeborene Scheu oft so weit ab, daß er auf der Schwelle der Hütten sitzt und traulich der milden Hand wartet. Spät erst, wenn schon längst in der Ebene gen Süden, der gesegneten Wetterau, die Felder grünen, erscheint der langersehnte Lenz auch auf den rauhen Höhen des Vogelsbergs und rührt mit seinem goldenen Zauberstab an die erstarrte Schöpfung, daß sie aufwacht aus dem langen Winterschlaf und aus Scholle und Knospe in's keimende Daseyn drängt. Aber selbst dieses Erwachen ist ein gewaltsames, ängstliches, wie von schwerem Alpdrücken. Denn die Berge senden wilde Sturzbäche in's Thal, die sich selbst ihr Bett graben, wodurch oft das beste Gelände auf Jahre hinaus versandet und zerrissen wird, oder der Sturm wirft zugleich mit den Eislasten die stärksten Bäume nieder, die Bergströme schwellen mächtig an und brechen verheerend aus ihren Dämmen. Und damit wir auch der Menschen nicht vergessen, die gleichfalls zu neuem Daseyn erwachen wollen, so sey hier bemerkt, daß meistens ihre Noth erst recht anfängt, wenn der Winter vorbei ist und mildere Tage kommen. Denn der lezte Vorrath ist aufgezehrt, selbst das rauhe Haferbrod fällt nur noch in dünnen Scheiben ab, und bis die Mühlen, vom Eise befreit, wieder im Thale gehen, ist selbst bei den wohlhabenderen Bergbewohnern das

Mahlkorn selten geworden. Nur die Kartoffel schützt dann noch den deutschen Irländer vor dem Hungertode, und wohl mag das alte Sprüchwort dortiger Gegend recht haben, welches lautet: „Wenn die Schlehen und Holzäpfel nicht gerathen, gibt's weder zu sieden noch zu braten."

(Fortsetzung folgt.)

Beim Antritt der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Mit den stattlichen Bahnen, die der Staat frei hin über die Welttheile zieht und ziehen läßt, wird aber auch die andere Hauptmacht der Zeit, die Kirche, neue Schritte in's Unendliche thun. Diese Dampfschiffe und Dampfwagen werden auch das Christenthum hinaus zu den Völkern und Heiden tragen. Bereis stehen über vier tausend evangelische Arbeiter im großen Erntefelde der äußern Mission; sie haben Inseln entdeckt, Länder erobert, Reiche erschlossen, und ein Zeichen der neuen Weltzeit auch in dieser Beziehung, steht Gützlaff als Vertreter des dritten Theils der Menschheit, des fabelhaft volkreichen Chinas und Indiens, mitten unter uns. Die römische Propaganda läßt es an Wetteifer nicht fehlen, wirbt geistliche Matrosen und sendet ganze kirchliche Schiffsladungen aus, und die katholische Kirche hat so eben das Netz Petri zu einem ihrer kühnsten Züge selbst über das Geburtsland des heiligen Banifacius geworfen. Wie wirft sie erst ihr Netz aus über die Brachfelder von Nordamerika und Asien und grenzt sich Meere ab und theilt sich Reiche zu in majorem dei gloriam! Der Staat muß, wie in Oesterreich, wie in Großbritannien, auch ihr die Märkte öffnen.

Dann steht mitten zwischen den beiden alten Großmächten der Menschheit, dem Staate und der Kirche, beiden sich selbst verdankend und in beider Diensten, obschon sie gerne sich zur Alleinmacht erheben und Freiherrin seyn möchte, die Wissenschaft und hilft zum allgemeinen Vorwärts, je mehr sie in unsern Tagen aus den Wolken auf die Erde niedersteigt und aus den Träumen an's Werk geht. Praktisch, praktisch! das ist ihr Feldgeschrei geworden. Die Arago und die Liebig, die Lyell und die Oken, die Herschel und die Gauß, die Wagner, die Müller, die Ehrenberg, und wie die Ehrenhäupter diesseits und jenseits alle heißen, müssen und wollen Hand anlegen, nicht mehr bloß an Buch und Feder, sondern an Stahl und Eisen, an Steinkohle und Goldsand. Sie greifen mit der einen Hand an die Sonne, um sie uns dienstbar zu machen zu Nutz und Schmuck, und scheuen mit der andern Hand nicht vor der edeln Seele der Landwirthschaft zurück, um in der glühenden Retorte ihre Nutzbarkeiten ihr abzulauschen. Dabei gestaltet mit schöpferischer Geisteskraft Alexander v. Humboldt aus allen dunkeln Tiefen und lichten Höhen der irdischen Schöpfung das schöne Werk des Kosmos, dessen dritten Theil er eben uns zum Neujahrsgeschenk, dem neuen Zeitabschnitte zum Angebinde gewidmet hat.

Doch geht dieser Drang und Zug des Wirkens, Eroberns, Ausbreitens und Sammelns immer nur vorzugsweise auf's Aeußere und Ferne, hinaus in's weit offene und immer weiter und breiter sich öffnende Thor der irdischen Zukunft. Es ist aber dringend geboten, daß auch die Kräfte und Pflichten der Verinnerlichung, Vertiefung und Erhebung in allen Lebensgebieten wach werden und dem in's Ungemessene hinausbrausenden Dampfzug der Zeit eine Heimath, einen Frieden und ein Genüge gründen. Und glücklicherweise läßt uns auch in dieser höchsten und lezten Beziehung der durch die gegenwärtige Welt bereits hingehende Zug in's Innere und Ewige der schwachen Weltverzweiflung aller kleinen und großen Angstseelen spotten.

Andeutungen in dieser Beziehung behalten wir uns für ein andermal vor.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Königsberg, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Graf zu Dohna.

Der Graf zu Dohna, kommandirender General des ersten Armeekorps, ist der einzige noch lebende Sohn des Obermarschalls Grafen zu Dohna-Schlobitten, dessen sechs Söhne sich sämmtlich dem preußischen Staatsdienste widmeten und in der Geschichte der Freiheitskriege eine mehr oder minder bedeutende Rolle spielten. Unser Dohna erhielt den ersten Unterricht durch Schleiermacher, der in dem Hause seines Vaters mehrere Jahre

hindurch Hauslehrer war. Man sagt, daß er diesem seinem Lehrer bis in sein spätestes Alter ein treues und dankbares Andenken bewahrt und mit ihm auch später in mannigfache Berührung gekommen sey. Er widmete sich früh dem Militärdienst und machte als Lieutenant den Krieg von 1806 mit, in welchem er in einem Gefecht bei Halle (nach der Schlacht bei Jena) verwundet wurde und in französische Gefangenschaft gerieth, aus welcher ihn der Friede von Tilsit befreite. In der drangsalvollen Zeit vom Jahre 1806 bis 1812 trat er dem Kreise von Männern nahe, die dennoch hofften Preußen und Deutschland aus den Händen des französischen Gewalthabers zu befreien. Seine Verbindung mit der Tochter Scharnhorsts brachte ihn mit diesem bedeutenden Manne in nähere Berührung und gab ihm Veranlassung, demselben bei seinen Planen wichtige Dienste zu leisten. Als Preußen am Ende des Jahres 1811 durch Napoleon zur Erneuerung des Bündnisses mit Frankreich und zum Kriege gegen Rußland genöthigt wurde, nahm er gleich andern preußischen Offizieren den Abschied und begab sich mit seinem Freunde, dem späteren Kriegsminister Boyen, im Sommer 1812 auf gefahrvollen Wegen nach Petersburg zum Kaiser Alexander, mit dem ihn schon frühere, durch Stein und Scharnhorst (seinen Schwiegervater) angeknüpfte Verhandlungen in Verbindung gebracht hatten. Es war damals im Werke, eine deutsche Legion zu bilden, welche beim Ausbruch des Kriegs mit Napoleon den Mittelpunkt der Erhebung des deutschen Volks bilden sollte. Dieser Plan scheiterte indeß. Dagegen ward Graf Dohna dazu verwendet, mit dem preußischen Armeecorps unter York Verhandlungen anzuknüpfen. Diese führten endlich zu der berühmten Convention zwischen York und Diebitsch auf der Poscherun'schen Mühle am 30. December 1812. Dohna ist der einzige noch lebende Zeuge jener denkwürdigen Zusammenkunft auf der einsam gelegenen Mühle bei Tauroggen. Von dieser Zeit an ist der Graf auf's innigste mit der Geschichte der preußischen Befreiungskriege verknüpft. Während seine Brüder, besonders die ritterlichen Grafen Ludwig und Alexander, in Ostpreußen die Landesbewaffnung betrieben, wurde er vom König auf's neue dem preußischen Heere einverleibt, machte den Krieg mit und blieb nachher mit denjenigen patriotischen Männern, welche zur Befreiung Deutschlands vornämlich mitgewirkt hatten, wie Clausewitz, Dörenberg, Arndt, Schleiermacher, Eichhorn u. a. in dauernder, durch keine Wendung der Politik erschütterten Verbindung. Nachdem er eine Zeit lang in Düsseldorf als Oberst eines Ulanenregiments gestanden und sich dort die allgemeine Liebe erworben hatte, wurde er später nach Trier als Divisionsgeneral, dann nach Stettin als kommandirender General und zuletzt in gleicher Eigenschaft nach Königsberg versezt. Ueberall, wohin er gekommen ist, hat er sich die Hochachtung und Verehrung seiner Untergebenen erworben. Männer, die das Glück gehabt haben ihm näher zu stehen, wollen in ihm einen jener seltenen Männer erkannt haben, die eben so fest als besonnen, eben so freundlich als ernst, eben so demüthig als tapfer, von wahrhaft adeligem Geiste beseelt, für die höheren Güter das Leben daran zu setzen wagen. Der liberalen Opposition unter Schön hat er sich stets entschieden abhold gezeigt; aber die Bestrebungen des Königs für ein freieres und einigeres Preußen und Deutschland billigt er vollkommen. Die Revolution von 1848 ist ihm ein Greuel, aber er würde, davon ist Freund und Feind überzeugt, nie die Hand bieten, beschworene Eide zu brechen, um politische Zwecke zu erreichen. Die Erinnerungen der glorreichen Zeit Preußens leben eben so stark in ihm, wie der gerechte Stolz auf eine Reihe von Ahnen, von welchen die meisten im preußischen Staate die höchsten Aemter bekleidet und von welchen keiner den Makel von Unehrenhaftigkeit hinterlaßen hat.

(Schluß folgt.)

Dresden, Januar.

(Schluß.)

Sehenswürdigkeiten. — Die Oberhofpredigerswohnung.

Vernünftiger und lehrreicher wenigstens als diese vom Puppenspiel erborgte Narrethei war zweierlei andere Augenlust, die so eben ihr Ende erreicht hat, aber drei oder vier Wintermonate durch, wenn auch nicht von der haute volée, doch von den mittlern und niedern Klassen sehr fleißig aufgesucht worden ist. Der schon früher erwähnte Mathematikus Seidmacher zeigte im großen Stadtverordnetensaal vor einem dicht gedrängten Hörerkreis mit erläuterndem, nicht eben schönem, doch klarem Vortrag, an einem meist selbstgefertigten Apparat, die schlagenden, brennenden und bewegenden Wirkungen des Galvanismus. Neben Telegraphen und anderem Interessanten sah man da auch das allen bisherigen Leuchtstoff überbietende Kohlenglühen, das schon vom Hoftheater zum neuen Sonnenaufgang im „Propheten" benuzt worden, aber zu großem allerseitigen Verdruße mißlungen ist. — Im Saal der Bilderausstellung auf der Terraße ließ Cassidy sein „bewegliches Riesencyclorama des Missisippi und Ohio" mit ihren Umgebungen auf mehr als tausend Fuß langer Leinwand vor den staunenden Blicken vorüberziehen. Die Malereien waren von geringem Werthe, aber die breiten, von Sandsteinhügeln besäumtem inselreichen Stromfluthen mit ihren zwei- und dreistockigen Dampfschiffen, ihren meist ziegelrothen Uferstädten, Indianerlagern, Tabaks- und Baumwollenplantagen (auch Louis Philipps einstiger Zufluchtsort kam mit vor) waren immer interessant zu sehen. Man saß ein paar Stunden ganz behaglich wie in Nordamerika selber, empfand aber auch schon die dortige Prosa in Natur und Menschenwelt. Wo ist je in einer Landschaft eine so furchtbar nüchterne Ortsbenennung aufgekommen, wie „Insel Nr. Eins!" Auch das gerühmte kirchliche Leben der neuen Welt trat wenigstens in den Kirchengebäuden meist sehr ärmlich und trostlos hervor.

Aber von solcher prosaischen Indifferenz bei religiösem und geschichtlichem Interesse haben wir jüngst auch hier ein Beispiel erlebt. Die alte Oberhofpredigerwohnung, ein dreistockiges, vierfensteriges Erkerhaus bei der Schloßkirche, war zum Verkauf ausgeboten und sollte versteigert werden. Im „Anzeiger" wurden nun zwar die protestantischen Mitbürger Dresdens aufgefordert, diese vormalige Wohnstätte eines Reinhard und Ammon der geschichtlichen Erinnerung zu bewahren, sie für die Commune anzukaufen, gleich Goethe's oder Melanchthons Hause einzurichten u. s. w. Aber der wohlmeinende Rathgeber blieb ein Prediger in der Wüste; das Haus ist vor kurzem an einen Musikus für 7300 Thaler losgeschlagen worden. Ammons Amtsnachfolger hat nämlich die etwas unbequeme Dienstwohnung nicht bezogen, hätte aber doch, eben so wie in der Antrittspredigt und bei dem früher erwähnten Grabgeleit, auch in jener Sache mehr Pietät gegen die Vorgänger bethätigen können. Seine Stellung zum nächsten Collegen bleibt in den Tageblättern immer noch ein Gegenstand anonymer Meinungsäußerungen, und eine kürzlich unverkennbar durch ihn mit Umgehung der Formen vermittelte Professorenwahl in Leipzig hat wiederum ernste Klagen hervorgerufen. Verdienstlicher erscheint das von ihm abgefaßte Kirchengebet für die Conferenzen, deren Beruf, „zu verbinden, was zerrissen, zu heilen, was verwundet war," freimüthig genug bezeichnet ist.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 27. Freitag, 31. Januar 1851.

Elysiasque domos, et regna novissima mundi
Me duce cognosces.

Ovid.

Das Wiener Elysium.[x]

Der Bogen ist abgespannt, der Panzer losgeschnallt, das Herz aber darum nicht beruhigt. Wir blicken mit bewegter Seele nach Dresden hin, wo sich, wenn auch nicht mit Waffengewalt, die Geschicke des Vaterlandes entscheiden sollen. Die Verhandlungen dort hüllen sich in des Amtsgeheimnisses dichteste Schleier. Schon das erscheint als ein Rückschritt zu den Tagen des hochweisen Zopfes und des beschränkten Unterthanenverstandes. Kein Wunder also, wenn unser Mißtrauen dabei rege wird. Auch befinden sich unter denen, welche in Dresden munkeln, statt zu tagen, Bevollmächtigte von Regierungen, die unsere gute Meinung immer noch zu gewinnen haben. Wir trauen dem Sachsen nicht, der noch nicht einmal das öffentliche Gerichtsverfahren eingeführt hat, während es in unserer säbelbeherrschten Stadt seit lange in zuchtpolizeilichen Angelegenheiten besteht, und vor wenigen Tagen auch die Schwurgerichtssitzungen, für Wien die ersten, zur Eröffnung kamen. Wir setzen auch nicht unsere feste Zuversicht auf Hannover mit seiner ledernen Verfassung, die sich wie ein Handschuh drehen und wenden läßt. Preußen trauen wir vollends gar nicht. Und dennoch sollen wir gegen die Zumuthungen dieser drei nicht einmal die Schutzwehr der Oeffentlichkeit haben! Oesterreich kommt, um mit offener Hand der deutschen Arbeit den weiten Osten zu erschließen, um Brod und Fleisch darzubieten, und dafür vom Westen mehr Dank als Vortheil einzutauschen. Wir dürfen an der Anerbietungen Aufrichtigkeit schon darum nicht zweifeln, weil die Herstellung des Handelsverkehrs, das Fallen der Zollschranken, indem sie die Wohlfahrt der Völker befördern, zugleich auch dem Ehrgeiz des Kaiserhauses ein lohnendes Ziel in Aussicht stellen. Doch dieser leztere Grund ist es eben, welcher den Widerstand der Kabinette herausfordert; sie hegen keine sonderliche Lust, dem Wohl des Vaterlandes ein Stückchen Eitelkeit zu opfern, und wünschen darum die Geheimhaltung der Verhandlungen. Oesterreich gibt hier mit der Oeffentlichkeit einen entschiedenen Vortheil auf, und ist nicht nur auf eigene Kosten, sondern leider auch auf Kosten des Gesammtvaterlandes großmüthig. Es verhüllt, was ihm Ehre macht und schon um der Meinung willen die Herzen gewinnt, bloß damit der Bundesgenossen Schwäche nicht offenbar werde, und doch hat diese Schwäche ihre Schlupfwinkel, aus denen sie im Dunkeln kaum herauszutreiben seyn wird, und wo nur das Licht sie ihrer Vortheile entkleidet.

Halt! das ist gegen die Abrede! Ich bin da mitten in die Politik hineingerannt, während ich eigentlich doch diese Briefe nur darum schreibe, um am Sonntag Morgen mich von der mühseligen Zeitungswoche zu erholen. Ich war auf dem besten Wege, einen leitenden Artikel abzuwickeln, und zwar von einer Art, die jezt nicht am Platze erscheint. Es ist ein armseliges Gewerbe, auch aus dem vollsten Herzen Anerkennung zu spenden, wo der Widerspruch nicht mit gleichen Waffen kämpfen darf. Der Waidmann schießt keinen angebundenen Hasen, der Soldat ficht mit keinem gefesselten Gegner, und unser Einer hält das Lob zurück, wo die Bosheit einen Knebel im Munde trägt. Wir wollen übrigens, wenn wir auch den Blick nicht der großen Bühne zuwenden, uns darum nicht zu den Brettern flüchten, welche die Welt bedeuten, sondern mit dem tollen Prinzen Heinz „den tiefsten Ton der Leutseligkeit anschlagen" und uns in das Elysium begeben.

Hoffentlich begreift ihr schon aus geographischen Rücksichten ganz vollständig, daß ich nicht von jenem Elysium in der Straße des heiligen Honorius an der Seine rede, sondern nach der Annagasse abziele. Das Elysée ist eine vielleicht lächerliche, aber gewiß sehr trübselige Merkwürdigkeit von Paris, Daum's Elysium dagegen eine heitere Eigenthümlichkeit von Wien. Den alten, den Annakeller von ehedem haben wir, meine Freunde und ich, in übermüthiger Jugend wohl gekannt. Wir waren zwar verhältnißmäßig ein zahmes Geschlecht, Schlafmützen gegen jenes sprudelnde Volk, das einige Menschenalter früher im Schatten des Palastes Rofrano die Klingen kreuzte, sich mit Edelknaben und Lakaien der vornehmen Herrschaften raufte, mit Schuhknechten balgte und dazwischen zur Erholung Juden durchwalkte. Mit Raufhändeln haben wir uns selten aus Liebhaberei befaßt, und die hechtgrauen Nachkömmlinge der alten Rumorknechte hatten so ziemlich Ruhe vor uns; doch darum waren wir nicht Fremdlinge draußen in den sommerlichen Gärten des Lerchenfeldes, und zur Winterszeit nicht unbekannt mit den Geheimnissen des Annakellers. Die Gesellschaft jener gewölbten Tiefen war geistreich — aus den Stückfässern, vornehm und glänzend — durch die, welche in der Oberwelt von ihr bedient, bekleidet, beschuht und behandschuht wurden. Die Anmuth der Damen zeigte sich als freiwilliges Geschenk der Natur, nicht durch mühselige Erziehung erst errungen, und was der Unterhaltung an salonfähiger Feinheit mangelte, das ersezte sich durch die kellermäßige Unbefangenheit des Verkehrs. — Netti, Resi, Manka waren nichts weniger als unzugänglich, und was ihre vierschrötigen Begleiter betraf, so ließen sie leicht genug sich mit dem flüssigen Gold von den südlichen Abhängen des Kalenbergs beschwichtigen. Was hundert Jahre früher in den Tagen Karls des Sechsten der Raufdegen und das bequastete Meerrohr nicht immer mit Glück versucht hatten, das vollführte jezt die Freundlichkeit mit sicherem Erfolg. Doch mag St. Yvo, der Studenten ehemaliger Schutzpatron, allerdings ein saures Gesicht dazu geschnitten haben, denn seine Zöglinge pflegten den Wein selbst zu trinken und lästige Bursche mit ungebrannter Asche zu bestreuen.

Aus dem Annakeller ist das Elysium geworden. Begleitet mich getrost nach dem Akademiegebäude, das ein stummer Riese hier der Annagasse, dort der Johannesgasse eine seiner Seiten zukehrt. In der Annagasse herrscht Todesstille, glänzt nur das Licht der sehr vereinzelten Gaslaternen in gebrochenen Strahlen durch die regnerische Nacht. Es ist spät. Längst haben die Hausmeister die Hausthüren „g'spiert" und harren in leisem Schlaf des groschenspendenden Volkes, das zwischen zwei und fünf Uhr Morgens aus den Kaffeehäusern, von Bällen und andern Lustbarkeiten des Faschings heimkehren wird. Wie anders sieht es dagegen in der nächsten Gasse aus, welche mit der Annagasse von der Kärntnerstraße aus in gleicher Richtung sich hinzieht! Das Annenhaus strahlt auf dieser Seite von Papierlaternen, auf denen in weithin erkennbarer Schrift geschrieben steht, hier: Eingang, dort: Ausgang. Eine Wagenburg von Fiakern ist aufgefahren. Die Kutscher sind noch dieselben ausdrucksvollen und bezeichnenden Gestalten von ehedem, den verschossenen Mantel über den breiten Schultern, das trunkfällige Gesicht unter der abgegriffenen Hutkrempe. Nur trägt der Fiaker häufig einen Bart, und wenn er wie ehedem sein „Foahr'n m'r?" gedankenlos jedem Vorübergehenden an das Ohr wirft, so läßt er jezt doch das sonst unerläßliche „Eu'r Gnoaden" weg. Er trägt es den Aristokraten nach, daß sie im 48er Jahr ihn so schmählich im Stiche gelassen.

(Schluß folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Das Dorf Altenhain lag am Abhange eines ziemlich steilen Berges und seine Hauptstraße war zur Winterszeit wegen des glatten abschüssigen Pflasters kaum zu befahren. Das lezte Haus auf der Höhe linker Hand, wenn man durch den Hohlweg in den Ort herunterkam, war das Pfarrhaus, ein im Vergleich zu den übrigen Bauernwohnungen stattliches zweistockiges Gebäude mit einem geräumigen, von Ställen eingeschlossenen Hofe, der nach der Straße zu offen lag und im Hintergrund einen großen Obstgarten zeigte. Das Ganze hatte ein äußerst reinliches, einladendes Aussehen, besonders wenn zur Sommerszeit das kleine Blumengärtchen davor in vollem Flor stand und die schlanken Malven wie zum Gruße von der Mauer auf die Straße herabwinkten. Man sah es dem Hause schon von außen an, daß hier gute Menschen wohnten; wie aus freundlichen Augen blickte Einem aus den hellen Fenstern die Gastlichkeit entgegen und auch das Storchennest auf seinem alten Dache schien andeuten zu wollen, daß, wer hier einkehre, auf herzlichen Willkommgruß zählen dürfe.

Es war im Spätsommer des Jahres 18 .. an einem Nachmittage; ein schweres Gewitter, welches sich in drohenden Wetterwolken über den Bergen zusammengezogen hatte, war eben nach wenigen heftigen Donnerschlägen und einem kurzen Regen vorübergegangen, die Sonne beschien wieder hell die abgekühlte Erde und die Natur athmete nach einem schwülen Tage erquickt auf. — Im Garten, der an das Pfarrhaus stieß, saßen drei Personen, die sich gleichfalls an der erfrischenden Kühle labten, welche das Gewitter in der Atmosphäre zurückgelassen hatte. Noch tropften

die Blätter der Laube vom Regen und die vom Thau getränkten Rosen hingen schwer an ihren Zweigen nieder.

Es war Burkhard, der junge Pfarrer von Altenhain, mit seiner Gattin Friederike und deren jüngerer Schwester Auguste, welche sich nach dem heißen Tage die Zeit bis zum Abendessen mit heitern Gesprächen verkürzten, nachdem man übereingekommen war, daß ein so herrlicher Abend nicht im engen Zimmer hingebracht werden dürfe, sondern vollständig bis zum Sternenschimmer im Freien genossen seyn wolle. Auguste, die der Pfarrer schon zu wiederholten malen mit ihrer Gewitterfurcht aufgezogen hatte, verlor endlich die Geduld und rief lachend:

„Ja, wenn ich deine und deiner Frau bibelfeste Nerven hätte! Aber wir Leute in der Stadt haben nun einmal keinen Geschmack an dergleichen, wie ihr's nennt, erhabenen Naturscenen und interessiren uns höchstens in der Oper für solche Knalleffekte. Sagt was ihr wollt: es gehören wirklich robuste Nerven dazu, um in eurem idyllischen Vogelsberg auszuhalten. Denn alles, was ich bis jezt von den Reizen und Annehmlichkeiten desselben kennen lernte, sezt so viel Naturwüchsigkeit voraus, daß mir oft ganz unheimlich dabei wird; in der Stadt hat man wirklich keinen rechten Begriff von dem, was ihr auf dem Lande Romantik nennt, und ihr selbst wißt's vielleicht nicht einmal."

Friederike suchte hierauf der Schwester zu beweisen, worin eigentlich die Poesie des Landlebens bestehe, und warum sie dieselbe nicht fassen könne, als ihr Burkhard in's Wort fiel, indem er sagte: „So ganz unrecht hat Auguste in der That nicht. In den Nerven liegt allerdings der Unterschied, und gesund müssen leztere jedenfalls seyn, wenn man unserer rauhen Gebirgsnatur Geschmack abgewinnen will. Denn ist es wahr, daß unser Nervensystem ein eigenthümliches Leben besizt, ja daß die Thätigkeit der Seele selbst aus dem Leben der Nerven hervorgeht, so muß es auch wahr seyn, daß alle unsere Anschauungen und Wahrnehmungen dadurch bedingt werden, der Mensch mithin am tiefsten und richtigsten die Natur empfindet, dem ein gesundes Nervensystem inwohnt. Was macht denn unsere moderne Gesellschaft, im Gegensatz zum unverkümmerten Leben des Landvolks, so blasirt und abgespannt, was ist Schuld an dieser Raffinerie der Genußsucht, an dieser geistigen Indolenz unserer sogenannten gebildeten Stände, als eben der Mangel an gesunden Nerven? Seht den Bauer; warum ist er der zufriedene und glückliche Mensch, wodurch erhält er sich seinen reinen, ungekünstelten Natursinn, seine Gefühlsunmittelbarkeit? Ja, warum steht er noch zur Stunde auf seinem alten geschichtlichen Boden und repräsentirt uns so gleichsam in seinem Stande noch immer die ursprünglichen Formen und Lebensverhältnisse der Gesellschaft? Wüßte er erst einmal, was Nerven sind, er würde bald aufhören ein Sohn der Natur und der Geschichte zu seyn. Und gewiß ist es kein Paradoxon, wenn ich sage, an allem moralischen und physischen Elend der andern Stände ist einzig die Schwachnervigkeit schuld, die es uns unmöglich macht, das Leben noch mit frischen, gesunden Organen zu genießen. Wir sind nicht nur nervenschwach in unserem Leichnam, wir sind es auch in unserer Literatur, unserer Poesie, unserem Kunstgeschmack; ja unser ganzes politisches, sociales und philosophisches Leben krankt an dieser trostlosen Erschlaffung unserer Nerven, die jede produktive Kraft, jeden Schönheitsenthusiasmus von vornherein zerstört und die ganze Generation schwach und erbärmlich macht."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Weihnachtstransparente. — Der Domchor

Neulich hörte ich den Domchor zu den Transparenten der jüngern Künstler in der Akademie singen. Bilder und Gesang waren wirklich die einzige Weihe in dieser Weihnacht. War's das politische Grau in Grau, was dießmal den Transparenten, die bei jenen Klängen aus der gespaltenen Hinterwand des dunkeln Saales in wunderbarem Lichtglanz sich entfalteten, eine so besondere Anziehungskraft gab? Nicht mir allein ging es so; weit rationalistischere Gemüther fühlten sich wunderbar angeregt, geistig angeschmeichelt, um mich so auszudrücken, von den in leuchtenden Farbenglanz verklärten oder übersezten Gemälden Rafaels, Rubens, Overbecks und anderer. Zu anderer Zeit könnte man, ästhetisch künstlerisch kritisirend, manches dagegen sagen, z. B. daß die alten Maler selbst über die Lichtzersetzung ihrer tief dunkeln und duftigen Farben nicht zufrieden seyn würden, daß die Gewandung, der Faltenwurf dadurch geleckt erscheint, daß Rafael und Rubens überhaupt nicht auf den Lichteffekt, sondern für die sinnige Betrachtung gearbeitet, daß sie wenigstens nicht den Effekt beabsichtigt, den das Aufrollen eines Vorhangs vor einem pikanten Bilde hervorbringt, sondern den durch stille, lange Betrachtung wachsenden und in das Gemüth sich desto fester einsenkenden. Auch läßt sich kritisiren, daß diese Behandlung der historischen Bilder als Transparente nur bezüglich der Architektur, des landschaftlichen Charakters, überhaupt der Perspektive vortheilhaft wirkt. Aber wer dachte an Kritik! Die leuchtenden Bilder überraschten, und der magische Eindruck, den sie übten, dauerte noch fort, als die

Seitenwände sich schon wieder zusammenschoben. Dazu trug denn die heilige Musik, präcis vorgetragen von reinen, schönen Stimmen, sehr viel bei. Man fühlte sich einen Augenblick entrückt aus der dumpfen Misère der Gegenwart, man fühlte, daß in der Kunst noch eine Macht ruht, welche über die Zerrissenheit des materiellen und geistigen Lebens erhebt, auch wenn man diese Formen, so schön sie sind, nicht für die alleinigen Wegweiser zum Ewigen hält.

Der Domchor ist eine Institution aus besserer Zeit, die sich auch hoffentlich in Berlin halten wird, selbst wenn die liturgischen Formeln, zu deren Belebung er dient, sich wieder überlebt hätten und man zur Einsicht gekommen wäre, daß die ächte Religiosität auch ohne sie in einem Volke bestehen und gedeihen kann. Neuerdings war er von einem bekannten Impresario nach London verschrieben oder verlockt worden, um den Engländern einen Begriff von deutscher Gesangskunst außer dem Theater, namentlich von der Execution der kirchlichen Vokalmusik durch Männerstimmen zu geben. Der König gab nur ungern seine Einwilligung, weil es ihm nicht passend erschien, seine Sänger für die Kirche einem Unternehmen zu leihen, der damit nur weltliche Zwecke, namentlich die Füllung seiner Börse, beabsichtigte. Indeß waren die Verheißungen zu lockend, die Sänger sind unbemittelte junge Leute und hatten gar zu große Lust, England umsonst zu sehen. Sie sind hinüber gegangen; es ist dort nicht sehr viel von ihnen die Rede gewesen und sie sind vom Impresario ziemlich knapp, auf deutsch würde man es nennen lumpig, abgefunden worden. Sie halten sich in vielen Punkten für betrogen. Dieß ist andern Künstlern auch so ergangen, die nicht etwa reizende junge Sängerinnen oder Tänzerinnen waren, und es nicht verstanden hatten vorher zu klappern, was in England zur Kunst wie zum Handwerk gehört. Was konnten sie für ihr Benefiz erwarten, wenn es nicht acht Tage vorher mit Pauken und Trompeten angekündigt ward, wenn sie in der Aristokratie nicht zuvor sich Gönner erwarben, deren Namen auf den Zetteln prangten! Ueber dieses Unglück haben sie sich getröstet, nicht aber über den Ungeschmack, den sie nicht erwartet. Mit dem tiefsten Schmerze erzählte mir einer der Leiter der Kunstemigration: sie haben hie und da in kleineren Cirkeln großes Glück gemacht, sie seyen stürmisch bejubelt worden, haben Dacapo singen müssen. Aber wodurch machten sie Glück? Nicht durch ihre meisterhaft vorgetragenen Choräle der alten Italiener, Deutschen, der jüngeren Meister, aus denen Engelsstimmen zur Erde schallen, sondern durch Kücken'sche Lieder, durch ein gaudeamus igitur und durch das mit rauschendem Beifall begrüßte: „Krambambuli, das ist mein Leben." — Warum brachten sie auf den englischen Markt, was da keine Käufer findet? Hie und da in den Häusern, wenn sie länger verweilt, die Menschen kennen gelernt hätten, würden sie auch wohl für ihr Besseres und Bestes Liebhaber entdeckt haben. England war aber in der Erwartung der Industrieausstellung. Wie konnten da die Chöre von Engeln und seligen Geistern Eingang finden! Ein paar Engländer, die in Berlin studirt, hatten ihnen, wie es dort nöthig ist, vorgeläutet; daher die Bewunderung für die Burschenlieder.

(Fortsetzung folgt.)

Königsberg, Januar.

(Schluß.)

Der Graf zu Dohna.

Ich will hier kein genaueres Urtheil über die politische Einsicht des Grafen Dohna fällen, aber so viel glaube ich behaupten zu dürfen, daß er als preußischer Ministerpräsident den Grafen Brandenburg auch an Einsicht mehr als ersezt haben würde. Solche Charaktere, wie Graf Dohna, schlagen die Opposition durch ihr einfaches Seyn in die Flucht. Man findet nicht leicht den Muth, an dem, was sie thun, zu nörgeln und zu kritteln, man wird in ihrer Nähe Reaktionär, Legitimist, weil man die Vergangenheit, weil man den Legitimismus in einer ehrwürdigen Gestalt sieht. Daher auch die allgemeine Achtung, die der kommandirende General hier bei allen Parteien genießt, obwohl er stets fest und sicher auftritt. Er thut das aber nach allen Seiten hin, man weiß, er handelt aus Ueberzeugung, er ist ein Diener und nicht ein Bedienter seines Königs. In den dreißiger Jahren wurde er z. B. vom Berliner Hofe zu Louis Philipp geschickt, der ihm, wie man erzählt, in einer mehrstündigen Unterredung (irre ich nicht, zu Fontainebleau) begreiflich zu machen suchte, daß er, Louis Philipp, den Thron Frankreichs nur angenommen habe, weil die Revolution auf keine andere Weise habe beseitigt werden können. Darauf folgen Tiraden, in welchen der König dem bekannten Aristokraten seine vollständige Verachtung des Volks darzulegen sich bemüht. Bedachtsam, wie er ist, hört der Graf schweigend den lebhaften Reden und Argumentationen des Franzosen zu, um am Ende die trockene und linkische Frage zu thun: „Aber, Sire, da war ja noch ein kleiner Knabe?" Natürlich war damit aller Unterredung ein Ende gesezt. Einen hübschen Zug erzählt man auch von ihm aus den Königsberger Märztagen. Die Demokraten, Jacobi an der Spitze, lassen sich nämlich auf die erste Kunde hin, daß in Berlin eine Revolution ausgebrochen sey, von dem damaligen Postdirektor sämmtliche an den Oberpräsidenten und an den kommandirenden General adressirten Briefe aushändigen. Man begibt sich zuerst zum Oberpräsidenten und übergibt ihm die Briefe mit dem Bemerken, das souveräne Volk verlange die Vorlesung derselben. Der Oberpräsident liest sie vor: es sind gleichgültige Verordnungen der Regierung, wie sie jeden Tag von Berlin aus beim Oberpräsidium einlaufen. Da denkt denn das souveräne Volk, das Beste müße wohl in den Briefen an den kommandirenden General enthalten seyn. Also zu ihm geht der Zug. Eine Deputation wird vorgelassen und macht den Grafen mit dem allerhöchsten Willen des Volks bekannt. Dieser sieht und hört staunend die Deputation an und meint schließlich: seine Briefe pflege er entweder selbst holen zu lassen oder durch den Briefboten zu empfangen; bei dieser Gewohnheit gedenke er zu bleiben; nach kurzer Frist werde er zur Post schicken und seine Briefe holen lassen. Beschämt geht man von dannen, um mit dem Magistrat in Berathung zu treten. Aber auch das führt zu nichts und man findet es schließlich gerathen, die Briefe wieder dahin zu bringen, woher man sie geholt hat. Einige Tage später wird Jacobi zum Abgeordneten für Frankfurt a. M. gewählt. Im Vollgefühl dieser neuen Würde begibt er sich zum kommandirenden General, um selbigem einen Abschiedsbesuch zu machen und Verzeihung für das Geschehene zu erbitten. Der General empfängt ihn, hört ihm aufmerksam zu, erklärt aber schließlich, als Jacobi ihm die Hand reichen will: „seine Hand pflege er nur seinen besten Freunden zu reichen." So sehr dieses Auftreten sonst verlezt haben würde, so wenig verlezte es in diesem Falle. Das Volk findet das in der Ordnung, es ist im tiefsten Grunde gutmüthig, und wenn es bösartig auftritt, so haben seine Lenker das verschuldet. Ich glaube nicht, daß es irgend einen hervorragenden Mann der conservativen Partei in Ostpreußen gibt, den die Demokratie so achtet, als den Grafen zu Dohna. Man scheint zurücksteuern zu wollen zur Herrschaft der Beamtenhierarchie; habt ihr einen unerschöpflichen Vorrath solcher Männer, wie den eben charakterisirten, so ist es möglich, wenn nicht, nicht.

Beilage: Monatsregister Januar.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 28. Sonnabend, 1. Februar 1851.

De Varrone loquebamur: lupus in fabula!
Cicero.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Auguste sagte: „Aber wenn gesunde Nerven allein die Bedingung sind, durch die wir zu wahren und rechten Menschen gedeihen, so müßten wir alle Bauern werden und zu den Kuhställen der Ursprünglichkeit zurückkehren." — „In gewissem Sinne allerdings," entgegnete Burkhard. „Wenigstens sollten wir uns einmal zu erklären suchen, warum der deutsche Bauer unter allen Ständen am meisten seine historische Physiognomie beibehalten und von allen socialen und politischen Revolutionen am wenigsten berührt worden ist, während sowohl Bürgerthum als Adel im Grunde längst ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben." — „Du wirst mir aber doch zugeben," sagte Auguste, „daß der Bauer, wie er neuerdings in den Dorfnovellen geschildert wird, ganz anders aussieht, als er in Wirklichkeit ist, und daß sehr viel Phantasie dazu gehört, um ihn in dieser poetischen Umgestaltung wieder zu erkennen."

„Von Herzen gern geb' ich dir dieß zu," versezte der Pfarrer, „obwohl der gute Bauer gewiß nicht daran schuld ist. Ich habe auch einige dieser Dorfnovellen gelesen und möchte ihren Verfassern nicht rathen, mit solchen Copien den Originalen nahe zu kommen; sie würden an des Bauers Spott und seinen derben Fäusten ob solcher grundfalschen Schilderung eine sehr unangenehme Kritik erfahren. Alle diese neuern Poeten kennen entweder das eigentliche Wesen des Bauers gar nicht, oder sie selbst entbehren so sehr aller Naturwahrheit, daß sie sich nimmermehr zur Romantik ihres Stoffes emporheben können. Es geht ihnen mit den Dorfgeschichten nicht besser wie früher mit ihren Salonsnovellen; in beiden Gattungen der Poesie herrscht dieselbe Unnatur, und ein Baron der Gräfin Hahn-Hahn ist eben so wenig im wirklichen Leben zu finden, wie der Bauer aus der modernen Dorfnovellistik. Nur die Blasirtheit unserer neuen Schöngeister konnte sich so weit von der wahren Romantik der Natur entfernen, und Immermann ist der Einzige, der uns in seinem Hofschulzen ein richtiges Bild vom Bauer entwirft, indem er ihn schildert wie er ist, nicht wie er dem phantasielosen Poeten erscheint, der sich überall nur an den äußerlichen Apparat des Dorflebens hält, und wohl recht gut den Hahn auf dem Miste, aber sehr schlecht das Herz in der Menschenbrust schildert. Auch Geßner zeichnete in seinen Idyllen Bauern und ließ sie sentimentalisiren und moralisiren, gerade wie unsere Heutigen; aber die Allongeperrücken, womit er seine Figuren ausstaffirte, waren eben so lächerlich als die Glacéhandschuhe, mit denen jezt die Poeten die Dorfnovellistik bearbeiten. Das ist höchstens verbauerte Poesie, aber der Bauer darin fehlt überall."

„Ich bin nur begierig, wie es deinem Freund Ernst bei uns gefallen wird," sagte die Pfarrerin. „Das Vaterhaus wird er freilich nicht wieder erkennen, und auch sonst hat sich vieles verändert, was zur Zeit, da sein Vater noch den Herrnhof im Dorfe besaß, seine Kindheit umgab." — „Wie freue ich mich auf dieses Wiedersehen!" sprach Burkhard vergnügt. „Ernst sucht ja auch nichts weiter in Altenhain als uns, und wir gewinnen dafür einen lieben Gast, der uns gewiß vieles Interessante aus seinem bewegten, schicksalvollen Leben erzählen kann." — „Wenn ich nur erst eine richtige Vorstellung von diesem Ernst hätte!" rief die Schwägerin. „Mir ist nichts schrecklicher als so ein wildfremder Mensch, mit dem man

urplötzlich in ein Freundschaftsverhältniß treten soll, bloß weil er des Schwagers Freund und ein Vogelsberger dazu ist." — „Du mußt Geduld haben," versezte der Pfarrer lächelnd. „Ich selbst weiß kaum noch mehr von ihm, als daß er des pensionirten Amtmanns von Bernau einziger, sehr talentvoller Sohn war, im Dorfe nur der „böse Ernst" hieß und von meinem Vater, der uns beiden den ersten Unterricht ertheilte, mehr als einmal Schläge bekam, weil er aller tollen Streiche voll und der Grammatik äußerst abhold war. Als sein Vater starb, kam Ernst von hier mit vierzehn Jahren weg, und seitdem sahen wir uns nicht wieder; er studirte in Göttingen die Rechte, ist aber später, als ihm von einer verstorbenen Tante eine reiche Erbschaft zufiel, gescheidt genug gewesen, das Corpus juris bei Seite zu werfen und auf Reisen zu gehen, von denen er jezt zurückgekehrt ist."

„Das läßt sich hören," sagte Auguste nach einer Pause. „Meine Nerven stärken sich schon einigermaßen bei dem Gedanken, daß Ernst eine reiche Tante beerbt hat. Dieß spricht jedenfalls für seine persönliche Liebenswürdigkeit, denn reiche Tanten zeigen immer einen guten Geschmack, zumal wenn sie ihr Testament aufsetzen." — Friederike rief lachend: „Nimm dich in Acht, Schwester! Ernst soll für Mädchen gar nicht ungefährlich seyn; er hat blaue Augen und braunes Haar!"

„Und wie alt?" fragte Auguste. — „Siebenundzwanzig Jahre und fünf Monate," antwortete plötzlich eine fremde männliche Stimme, und wie sie mit lautem Angstschrei von der Bank aufsprang, zertheilte sich die hintere Wand der Jasminhecke und durch die Zweige sah ein fremdes bärtiges Gesicht in die Laube, das bis zum Sprechen ähnliche Bild des Neffen einer reichen Tante.

Groß war die Freude der Pfarrleute, als der seit Wochen sehnlich erwartete Gast endlich da war und Burkhard der Gattin und Schwägerin seinen Jugendfreund Ernst Bernau vorstellen konnte. Dieser selbst fühlte sich schnell einheimisch in dem trauten Kreise, wo alles ihn an die ersten Jahre seiner glücklichen Jugend erinnerte, deren altes Leben ihn nun wieder vollständig umgab, zwar mit neuen Menschen, sonst aber in allen Gegenständen und Eindrücken noch gerade so wie ehemals. Denn die Heimath läßt nicht von uns ab, so weit und lange wir uns auch von ihr entfernen mögen, und in einem Hauche, einem Tone zaubert sie uns plötzlich wieder alle holden und glücklichen Träume der Vergangenheit vor die Seele, Träume, die uns vielleicht nur täuschten, weil uns eben die Heimath fehlte, um sie zu erfüllen.

Kaum beschien die Sonne des folgenden Tages Ernst's Zimmer, so war er auch schon aus den Federn und schlich, während die Bewohner des Pfarrhauses noch schlummerten, durch die hintere Thür in's Freie. Aus dem Garten gelangte er auf den Fußpfad, der zur Höhe hinanführte und sich oben im Tannenwald verlor. Diesen Weg beschritt Ernst; denn auf dem Berge hatte man eine herrliche Aussicht, weit über die Höhen des Vogelsberges hinaus, so daß man bei hellem Wetter deutlich die sanften Wellenlinien des Taunus unterscheiden konnte.

(Fortsezung folgt.)

Das Wiener Elysium.

(Schluß.)

Am Eingange des Elysiums, wo wir den Fuß auf die oberste Kellerstaffel setzen, erreicht uns noch die Frage, ob wir fahren wollen? Der Einheimische hört so wenig darauf, als auf der Windfahne gewohntes Knarren. Der Fremde lacht oder ärgert sich, und wenn er zufällig ein Berliner ist, so macht er den zudringlichen Fiaker auf das Unpassende seiner Rede aufmerksam. Die Situation ist dieser Proposition nicht accommodabel, sagt er etwa in seiner Redeweise vom Strande der Spree; wenn ich retour komme, dürfte mir eventuell eine Droschke nicht contrair erscheinen. — Wir eilen die Staffeln hinab der Tiefe zu, aus welcher ein dicker heißer Qualm uns entgegendampft. Die erste Prüfung erwartet uns an der Kasse, wie die gedruckte Einladung sagt, um tröstend hinzuzufügen, daß dieselbe schnell überstanden sey. Die „Garderobe" befreit uns, wie sie Schwarz auf Weiß verheißt, von der Last der oberirdischen Kleider, und meint damit ganz unverfänglich nur die Oberkleider, den rauhen Pelz, den schweren Mantel, die ringelnde Boa, die verhüllende Kapuze. Den Hut behalten wir auf dem Haupt. Einen Frack haben wir nicht an, um nicht merken zu lassen, wie kleine Leute wir in der großen Stadt vorstellen. Die Schönheiten dieser Unterwelt halten sich für berechtigt, den Mann im Frack für einen solchen zu nehmen, auf dessen Herz sie Ansprüche erheben könnten, wenn nicht etwa gar auf die Hand.

Treten wir ein in das eigentliche Elysium, das bezeichnender etwa Tartarus hieße, denn es besteht aus einem doppelten Kellergeschoß, eine Abtheilung unter der andern. Schade, daß Wien nicht auch Katakomben besizt, wie sie unter Paris sich hinziehen; der erfindungsreiche Daum hätte sich gewiß zu ihnen durchgearbeitet und sie in den Bereich seiner eigenthümlichen Schöpfung hineingezogen.

Zuerst empfängt uns „Asia" im „Mandarinensaal." Wo unter dem langgedehnten Tonnengewölbe

einst in stiller Finsterniß die bauchigen Stückfässer mit dem Klosterwein ruhten, da leuchten jezt auf schlanken Säulchen die buntbemalten Laternen, spielen die blendenden Gasflammen aus den Schnäbeln indischer Vögel. Mit China vermählt sich Arabien. Hier prunkt an der Wand ein gemalter Harem, dort steht an der Credenz eine züchtige Maid in der Tracht einer Odaliske. Du redest die reizende Tscherkessin aus den Gebirgen der Vorstadt Gumpendorf in den süßen Lauten der Lingua franca an, und sie reicht dir den erquickenden Scherbet, den sie „a G'frer'ns" nennt. Im Hintergrunde rauscht türkische Musik, deren „Tschinellen, Pauken und Hörner sich den sanften Melodien unseres Strauß und Lanner demüthig huldigend fügen müssen," um mich der unübertrefflich zarten Wendung der Einladung zu bedienen, wenigstens dem allgemeinen Sinne nach. Unter dem Orchester sitzen auf — leider etwas harten und schmalen — Divans schmausend und zechend die Gäste, paarweis wie die Strümpfe, aber nicht einander so ähnlich. In den Bechern blinkt der schwarze Wein von Schiras, gewachsen auf den Rebhügeln von Ofen; von den Tellern duftet der Vogel des Wendekreises, „Mistkratzl" geheißen. Der Tschibuk dampft in Form der edlen „Regalia" und der nichts weniger als edlen „Kaiserlichen." Hie und da zeigt sich wohl auch die geächtete Pfeife, doch kommt sie immer mehr ab, wie ihr schon daraus entnehmen könnt, daß die neueste Lieferung von Havannacigarren an die Regierung zu 30,000,000 Gulden C.M. abgeschlossen wurde.

Erquickt mit Speis' und Trank winden wir uns durch den schmalen krummen Gang der Bildergalerie. Die Schildereien an den Wänden sind Steindrücke, in Firniß getränkt und von rückwärts ausgemalt. Die Galerie endet mit einer altdeutschen Vorhalle, kapellenartig gebaut und ausgeziert, in eigenthümlichem Gegensatz zu dem „meerumschlungenen Eiland," wo eine grüne Laube das Gewölbe verkleidet, und ein Gebirgshäuschen von Alpensängern besezt ist, die mit Schnadahupferln und Jodlern das Ohr der Gäste an den Tischen ergötzen. Die Menschheit labt sich hier mit Bier und Würsten und Käse, und macht ihrem Aeußern nach geringere Ansprüche als die asiatische Gesellschaft. Der weiße Waffenrock läßt sich hier nicht häuslich nieder, kein Kleid von Seide wirft seine knisternden Falten über die Bank von Holz, und ausschließlich herrscht der Dampf des pannonischen Blattes. Hier ist alles „einfach und wahr."

Aus der Vorhalle führt eine breite, bequeme Treppe zu dem untern Stockwerk, zuerst zu dem Tanzsaal, den eine Galerie für die Zuschauer umgibt, und wo im Hintergrund auf einer Bühne ein Zauberer sein Hokuspokus treibt. Auch hier ist, wie überall, die kostbare Ausschmückung dem Geschmack der Mehrheit angemessen, und in ihrer Weise vortrefflich ausgeführt.

Im Krystallpalast von Kurdistan zeigt die Bühne einen lebendigen Harem, unweit davon die Arena Schaustücke anderer Art, Kraftmänner, volksthümliche Liederspiele, possierliche Tänze und Gruppen und dergleichen mehr in buntem Wechsel, — ohne nicotischen Qualm, denn in diesen heiligen Hallen des Tanzes und der Schaustellungen wird höflich, aber entschieden das Rauchen verwehrt, und die Mollahs rufen unabläßig ihr eintöniges: Allah il Allah! was auf Deutsch lautet: „Bitt' gar schön eu'r Gnad'n, rauchen's hier nit." — Doch auch hier ganz unten findet derjenige seine Rechnung, der verpflichtet ist, das heilige Feuer des Glimmstengels zu unterhalten. Eldorado winkt ihm. Unter Palmen wird ihm ein Zehner abgenommen, nämlich nicht eine Banknote, sondern ein Wechsel auf „Austria und Comp." von zehn Kreuzern, wofür sich ihm das Goldland mit rauschenden Quellen öffnet, deren kühler Athem erquicklich ihm entgegenweht in diesem Dampf und Qualm. Grotten mit heimlichen Sitzplätzchen, Gebüsche, Blumen zieren die Irrgänge von Dorado mit den kühlen Brunnen, und durch die Irrgänge zieht sich eine Eisenbahn, auf der von Ponys gezogen zierliche Gefährte hingleiten.

So ist das Elysium beschaffen, der Schauplatz einer so ächten Wiener Lustigkeit, als sie in diesen trübseligen Zeiten nur zu haben ist. Was an dem alten gediegenen „Humor" abgeht, das muß durch ein erhöhtes Maß von jener Würze sich ersetzen, die unsern Tagen schwerlich zum Heil und ganz gewiß nicht zur Ehre gereicht, aber als „fertige Thatsache" einmal vorhanden ist. Wer sich darüber ärgert, der muß vor allen Dingen nicht das Elysium besuchen. Wer es besucht, der denke, im Stillen sich an die Brust schlagend: Wenn wir vor Jahren nicht so offenkundig unsere kleinen Schwachheiten zur Schau trugen, so geschah es nur, weil wir ängstlicher waren als die nachmärzliche Jugend. Weiter nichts! — Doch ihr, welchen es Vergnügen gewährt, ein tolles Treiben, Stoßen und Drängen anzusehen, inmitten dessen die Anforderungen des äußerlichen Anstandes doch noch in leidlich hohem Grade beobachtet werden, ihr werdet hinabsteigen in diese Unterwelt, und hernach die Stunde nicht als eine verlorene bereuen, die ihr drunten im Annakeller zugebracht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Stimmung.

Die Transparente in der Akademie haben wenigstens eine ziemliche Einnahme gehabt, bestimmt zu einem Fonds für darbende Künstler; ein höchst nöthiger Fonds! Die Friedensaussicht hat noch keine Bestellungen von Privaten veranlaßt. Es ist fast nur der König, der eine Anzahl Künstler durch mehrere Aufträge beschäftigt. Wer soll auch den Muth haben, und wenn er das Geld hätte, seine Kunstsammlungen zu vermehren, wer für die Kunst athmen, wo die Luft von Druck erfüllt ist? Nehmen wir den Frieden auch als gesichert an, so erinnert man sich doch der Nachwehen eines jeden Kriegezustands, die in den ersten Jahren intensiver auf die Länder und ihre Bewohner wirken als die Leiden des eigentlichen Kriegs selbst. Ein Krieg zerstört zwar die Saaten, verwüstet Städte und läßt Dörfer verschwinden; die moralische Wüstenei, die einem Kriege folgt, der kein Blut gekostet, die Luft nicht gereinigt, die Leidenschaften nicht gekühlt und keine Hoffnung befriedigt hat, dürfte noch niederdrückender seyn. — In der kurzen Zeit, zu Anfang Novembers, wo der alte preußische Patriotismus, die Opferlust für König und Vaterland wieder erwacht war, schwärmte man für die Einquartierung. Die Soldaten wurden auf den Händen getragen. Seitdem hat sich das sehr geändert; man fängt schon an die Last sehr empfindlich zu fühlen, da Berlin vorzugsweise mit den zurückkehrenden Kämpfern fürs Vaterland, die aber nicht für dasselbe gestritten haben, bedacht wird. Da sie auch gar nicht mehr für dasselbe streiten, sondern sich nur auf Kosten der Bürger ernähren sollen, so betrachtet der ruhigste Bürger die Sache jezt in ganz anderem Lichte. Außer den vielfachen andern Steuern, die der Staat fordert, steht ihm eine neueste Communalsteuer bevor, zur Aufbringung der Vergütigungskosten für die Einquartierung. Von dieser Vergütigung, die er selber zahlt, erhält er zwar etwas, aber in keinem Verhältniß zu dem, was er für die Einquartierung in der That ausgelegt hat. Die patriotische Aufwallung ist sehr begreiflich der Berechnung der wirklichen Schäden gewichen, und auf der andern Seite ist schon eine Spekulation der kleinen Wirthe aufgekommen, welche die ausgemietheten Soldaten in ihren Wohnungen und an ihrem Tische aufnehmen. Sie fordern gegen früher eine doppelte Bezahlung, während ihrerseits auch die einquartierten Soldaten die Forderung an den Bürger stellen, daß der alte opferlustige Patriotismus fortdauern soll. Zu eigentlichen Reibungen ist es glücklicherweise noch nicht gekommen, aber der Zustand, wie er ist, kann nicht lange fortdauern, ohne auf die Stimmung einzuwirken.

Am ersten Schneetage lockte neulich ein nie gesehenes Schauspiel die Bewohner an's Fenster. Auf ungewöhnlichen Wagen wurde unter militärischer Begleitung eine Reihe langer Kähne, die kein Ende nehmen wollte, durch die Straßen geführt. Wer sich auch noch des Krieges entsann, hatte doch diese Maschinen noch nicht gesehen. Es waren Pontons, bestimmt zum Feldzug nach Holstein; nicht für unsere Truppen, Pontons, bestimmt über die Elbe eine Schiffbrücke für die Oesterreicher zu schlagen. Es war kein freudiges Schauspiel. Ich sah gemeine Soldaten, die sonst von der Politik wenig wissen, Thränen vergießen, daß es dahin kommen soll. — Ungefähr am selben Tage verbot die Polizei die Ausstellung des zweiten Weihnachtsbaumes, welchen die Studenten für Schleswig-Holstein aufgerichtet, und zu dem zahllose Geschenke eingelaufen waren, die zum Besten der Schleswiger versteigert werden sollten.

Nachdem die deutschen Kokarden von den Feldmützen verschwunden sind, sollen sie auch von den Helmen verschwinden. Das versteht sich von selbst. Warum sich täglich an etwas erinnern lassen, was uns Schmerz macht? Erinnerungen an eine verlorene Geliebte sind zwar für den Liebenden von großem Werth, aber nicht dann, wenn er sich sagen muß, daß durch seine eigene Schuld das Verhältniß auseinander ging. Am wenigsten trägt man sie zur Schau. Es ist so, es sollte nicht anders seyn. Nun, warum es nicht geradezu ausgesprochen? Die Kokarden werden abgelegt — weil kein Fonds dazu vorhanden sey. Es ist für vieles kein Fonds vorhanden! — Eine herrlich tönende Glocke nannte jüngst Herr v. Merckel, einer der Anführer der conservativen Vereine hier, die preußische Königskrone, als der König am 5 December 1848 die Verfassung octroyirte; die Krone am 5. December 1850 nannte er eine Glocke mit einem Sprung, die nur noch dumpfe Töne von sich gibt. — Doch ich will die Ausflüge in die Politik vermeiden, obgleich selbst der große Schiller, als er seine Glocke dichtete, unwillkürlich immer wieder auf sie zurück kam. Jedermann eigentlich von jeder Partei gesteht sich ein, wie es steht, und keiner weiß Trost. Selbst die enragirten Friedensfreunde à tout prix fangen schon an verblüfft sich umzuschauen, da sie die Segnungen des Friedens nicht erblicken, nach dem sie sich heiser geschrien. Der Kaufmann weiß nicht, ob er Unternehmungen wagen, Bestellungen machen soll, Verstimmung überall. Nur ein Philosoph weiß uns Trost: ein Dr. Lautier kündigt Vorlesungen an, durch die er beweisen will, wie wir mittelst einer Auffrischung der Hegel'schen Philosophie aus den Wirren der Gegenwart zu einem Ziele kommen mögen. Das ist doch noch ein hübsches deutsches Vertrauen.

Den Fürsten Schwarzenberg hat man angestaunt als eine Erscheinung. Die wenigsten haben sich wohl gesagt, was er bedeutet, und noch wenigere dabei an seinen Ahnherrn gedacht, der in der Gruft in Spandau liegt, aber weder enthauptet noch vergiftet. Er starb, als sein Ansehen erstorben, gegenüber einem kühnen, stolzen, seiner Aufgabe, seiner Zeit, dessen, was er vermöge, bewußten jungen Fürsten. Wer macht große Kurfürsten! — Den reflektirenden Gerechtigkeitssinn muß ich den Berlinern vindiciren, daß sie, was bedeutend und hervorragend ist, auch in ihren Gegnern anerkennen. Schwarzenberg hat im Namen Oesterreichs gewußt, was er gewollt, und sein Alles daran gesezt, darum hat er gesiegt. Alle jezt bei uns unterlegenen Parteien sind untergegangen an dem einen Erbfehler der Deutschen, daß sie sich nicht vereinigen konnten, unterordnend die eigenen Interessen unter das Gemeinwohl. Vom März und von Frankfurt ganz zu schweigen, so gingen in Preußen die Demokraten unter, als sie trotzig der Wahlen sich enthielten. Der Himmel fiel darum nicht ein, wie sie gerechnet, sondern die Reaktion siegte über die Constitutionellen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 29. Montag, 3. Februar 1851.

— Post civilia bella
Hic populus romanus erit.
Lucan.

Rom im Winter 1850.

Am Tage des heiligen Stephan strömte das römische Volk wiederum nach der dem Protomartyr geweihten Kirche auf dem Cälius, von ihrer Form Santo Stefano rotondo genannt. Die kreisförmige Basilika, die umfangreichste der runden Kirchen christlichen Ursprungs, ist nur selten auf mehrere Stunden geöffnet. Der Wanderer durch die Einsamkeit von Roms südöstlichen Hügeln findet sie gewöhnlich verschlossen, wie beinahe alle alten Kirchen dieses Stadttheils, Sta Maria della Navicella, SS. Nereo ed Achilleo, S. Cesario, S. Giovanni a Porta Latina, S. Sabba und andere, kurz fast alle, mit denen keine Klöster verbunden sind. Im fünfzehnten Jahrhundert wurden manche dieser Gotteshäuser aufgefrischt und hergestellt. An der Façade von Sta Maria della Navicella oder „in Domnica" sieht man das Wappen des Kardinals Johann von Medici, der nachmals Leo X. ward, nebst jenem des Papstes Innocenz VIII., was beides die gewöhnliche Annahme ausschließt, daß der Bau von Raphael geleitet worden sey; S. Stefano rotondo aber wurde um die Mitte jenes Jahrhunderts von Nicolaus V. durchgehends restaurirt. Jezt werden sie nothdürftig in baulichem Stande gehalten, sind sie nicht gerade titoli cardinalizj, solche nämlich von Roms 64 Kirchen, nach welchen die Kardinalpriester und Diaconen sich nennen (die Kardinalbischöfe haben ihre Titel bekanntlich von den Diöcesen der Umgebung), was ihnen namentlich im siebzehnten Jahrhundert neue, meist häßliche Façaden und pomphafte Inschriften zu verschaffen pflegte.

Am 26. December strömte also, wie gesagt, das römische Volk wiederum nach S. Stefano. Eine Menge Minenti füllten die Kirche, Männer und noch mehr Frauen der eigentlichen Volksklasse, die man aus Pinellis Skizzen und aus den tausend Genrebildern auswärtiger Maler kennt — ein starker, schöner Frauenschlag mit dem glänzenden reichen Haar, welchem der blinkende Metallkamm und durchgesteckte Pfeil nicht fehlen darf, mit dem stolz gewölbten Nacken und festen Gange; viel Landvolk daneben, das um Weihnachten wie um Ostern und zu Sanct Peter häufig in der Stadt sich einzufinden pflegt, der Nachtmesse in Sta Maria Maggiore beizuwohnen und in Sta Maria Araceli das Presepium sich anzuschauen und die predigenden Knäblein und Mädchen anzustaunen, bei denen der Fluß der Beredtsamkeit nur zu oft durch plötzlichen Gedächtnißfehler und hervorbrechende Angstthränen unterbrochen wird. Und Priester und Mönche in Menge, und Seminaristen, Collegiaten, Propagandisten, rothgekleidete Zöglinge des germanisch-hungarischen Collegiums, welchem die Obhut der Kirche anvertraut ist, neben spanischen Trinitariern, welche das blaue und rothe Kreuz auf der Brust tragen, wie man es in dem Musiv der Cosmaten über dem dicht bei S. Stefano befindlichen Portal von S. Tommaso in Formis sieht, dem gegenwärtigen Eingange der Villa Mattei, dessen merkwürdige Architektur der Friedensfürst Don Manuel Godoy unbarmherzig verstümmeln ließ. Wieder wurden die Marterscenen eifrig studirt, mit deren Darstellungen in Fresco Niccolò Pomarancio, Antonio Tempesta u. a. die Wände bedeckt haben, ein Martyrolog der krassesten Art, die Geschichten und Legenden der Christenverfolgungen mit erklärenden Inschriften, von Schrecken und Abscheu erregender Anschaulichkeit, mit ihrem Kreuzigen, Enthaupten, Sieden, Braten, Augenausstechen, Brust-

abschneiden, Zahnausreißen, Zerhacken, Zerreißen, Lebendbegraben, Steinigen, in glühende Bronceochsen sperren, in Brunnen stürzen, im Circus hetzen, und was alles die roheste wie die raffinirteste Grausamkeit zu ersinnen vermag. An diesen schauerlichen Henkerscenen scheint das römische Volk von jeher ein lebendiges Interesse genommen zu haben, ob zu seinem sittlichen Gewinn, mag dahingestellt bleiben.

Auf die eigenthümliche Construktion der Kirche selbst achtete darüber wohl keiner, wenn nicht etwa einer der vielen Britten, die jezt wieder, männlich und weiblich, mit ihrem John Murray als trefflichem Wegweiser, der die Gelehrsamkeit der Lohnbedienten nur zu oft zu Schanden macht, in Masse umherziehen. Auch das einzige Sehenswerthe der Kirche wurde nicht gesehen, das Denkmal des Bernardino Capella, welches Raphael Sanzios Genosse Lorenzetto und Raphael von Montelupo gearbeitet, und Maffeo Volterrano mit Jacobo Sadoleto, Namen des glänzenden Leonischen Zeitalters, setzen lassen. Kurz, die Kirche war voll wie in alten Zeiten, und Mönche, Priester, Alumnen und Seminaristen zogen wieder umher, als wäre nichts vorgefallen zwischen 1847 und 1850, als hätte man die Jesuiten nie ausgetrieben, die Dominikaner und Passionisten nie bedroht, die Kardinäle nie verfolgt, den Papst nie belagert, noch zur Flucht gezwungen; als hätte es keinen 15. und 16. December 48 gegeben, keinen Fürsten von Canino, keinen Mazzini und Garibaldi; als wäre die Republik nicht proklamirt und Rom nicht belagert worden.

Es heimelte mich an wie vormärzliche Luft. Nur als ich in die Tasche griff, um einem der zahlreichen Bettler, welche das schöne milde sonnige Wetter dieses frühlingsartigen Wintertags gleichfalls herausgelockt hatte, einen Bajocco zu geben, fiel mein Blick auf das ungewohnte Gepräge des die dießmal ohnmächtigen Geschosse umkrallenden römischen Adlers mit der Devise: Dio e Popolo, und als ich die Promenade des Monte Celio entlang ging, deren Akazien keinen Schatten mehr boten, wirbelten französische Trommeln, bliesen französische Trompeten, und es waren wenn nicht rothe Mützen, doch rothe Hosen in Menge zu sehen. Und das Forum romanum lag nackt und öde vor mir da, seiner Baumreihen beraubt, welche die Republik, wie sie behauptete, den Archäologen zu lieb, vielleicht aber nebenbei aus den gewöhnlichen geldspekulativen Gründen hatte fällen lassen, und aus einem Garten vor meinem Fenster, wo blühende Orangen- und Citronenbäume die Weihnachtstage verleugneten, erscholl eine Mädchenstimme, die Pionohymne singend. Da ward ich denn doch an die Tage des nationalen Risorgimento erinnert durch republikanisches Geld und republikanische Soldaten, durch fehlende Bäume und die halbverschollene, ja beinahe verpönte Melodie, welche einst so viele Herzen erfreut, ermuthigt, erwärmt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Ernst erreichte den Tannenwald, den Spielplatz seiner glücklichen Kindheit, und wie er in den von der Morgensonne hell beschienenen Forst eintrat, hatte er ein Gefühl, als sey er erst gestern hier gewesen, und es trennten ihn nicht lange Jahre voll reicher Erlebnisse und Schicksale von diesen Räumen alter Erinnerungen. So tief hatte die wildromantische Natur der Heimath seiner Seele ihre Eindrücke eingeprägt, daß ihn alles wie mit alten wohlbekannten Augen ansah, das Morgenlied der Vögel in den Zweigen, ja selbst der Harzduft im thauigen Tannengrund ihm die selige Kinderzeit zurückrief. Er ging nach dem sogenannten Tannenstein, einem Hügel an der westlichen Waldspitze, auf welchem ein ruinartiges, von Wachholdersträuchen überwuchertes Gemäuer noch Spuren eines ehemaligen Kastells von hohem Alter zeigt, dessen Geschichte jedoch längst verloren gegangen. Der Berg senkte sich hier nach der Seite des Dorfes hin in einem schroffen Steingeklüft thalwärts, aus welchem hier und da einzelne verkrüppelte Tannen hervorwuchsen, was dem Ganzen einen ungemein düstern Eindruck verlieh. Die Umgebung des Tannensteins hatte auf Ernst schon in der Kindheit einen eigenthümlichen Zauber ausgeübt, und er erinnerte sich noch recht wohl des geheimnißvollen Schauers, der ihn beschlich, so oft er hierher kam, wo es dann jedesmal so still und einsam war, der Tannengrund zauberisch im Abendgefunkel blizte und leuchtete, das graue Mauerwerk im Zittern der Sonnenlichter zu wanken schien und der Wind leise um die Ruine in Büschen und Sträuchern seufzte.

Zwar dieses schauerlichsüße Gefühl, welches die düstere Romantik des Orts sonst auf ihn ausgeübt hatte, empfand er nicht mehr; aber doch überkam ihn, der so manchen großartigen und erhabenen Natureindruck in sich aufgenommen, eine eigene Wehmuth, als er jezt, an die zerfallene Mauer gelehnt, hinunterschaute nach Altenhain und sein Blick dem Vaterhaus, dem sogenannten „Herrnhof" begegnete, der fast am Ende des Dorfes lag und bei weitem das größte Gebäude im Orte war. Noch grünten im Hofe die beiden alten Ulmen und auch der große Weiher dicht dahinter stand noch wie sonst im hohen Schilfe; alles hatte das alte Ansehen behalten, und doch dünkte es dem Fremdling in der Heimath, als sey alles seltsam eng und klein geworden und ein eigenthümlicher Schatten ruhe über dem sonst so hellen Bilde, wie

es ihm seine Phantasie so oft in fernen Ländern vor die Seele gegaukelt.

Sinnend wandte sich Ernst von dem Tannenstein weg nach dem Hohlweg, der aus dem Walde nach dem Dorf hinunterführte und auf beiden Seiten von steilen, durch das Gewässer wild zerrissenen braunen Erdwänden eingeschlossen war; und hier, kaum fünfzig Schritte vom Tannenstein entfernt, in einer schattenhaften, von der Natur gebildeten Nische der Erdwand zur Linken — — Sonderbar! nicht eher, als bis er vor dem kleinen, aus rauhem Feldstein kunstlos gebildeten Kreuze stand, das eine wilde Rosenhecke dem Auge fast verdeckte, während noch die Ueberreste einer ehemaligen hölzernen Einfassung sichtbar waren, besann sich Ernst auf jene dunkle Begebenheit aus seinen Kinderjahren, welche damals diese Stelle weit und breit in Verruf gebracht hatte.

Lebhaft trat wieder die Geschichte vom Mord des jungen Försters Friedrich, der hier einst mit zerschmetterter Hirnschale todt gefunden worden, vor seiner Seele. Unwillkürlich nahte er dem Platz und legte wie zum Gruße an den Unglücklichen, dessen junges Leben hier unter Mörderhänden geendet hatte, die Hand auf das Steinkreuz. Alle Einzelumstände der grauenvollen That kehrten in seine Erinnerung zurück; er besann sich wieder auf die stürmische Herbstnacht, wo sein Vater plötzlich die Mutter weckte und sie fragte, ob sie nicht den Angstruf gehört, der eben durch die Stille der Nacht, fast scheine es ihm vom Tannenstein herunter, sein Ohr berührt habe. Bei dem Gespräch der Eltern erwachte Ernst, damals noch ein Kind, und fing aus Furcht zu weinen an. Die Mutter suchte ihn zu beruhigen und meinte, der Vater habe wohl geträumt oder ein Nachtvogel möge in den Ulmen vor den Fenstern den Schrei ausgestoßen haben. Aber am Morgen klärte sich's grauenvoll auf; die Leiche des jungen Försters, den man nur den schönen Tannenschütz nannte, wurde unter dem Wehklagen vieler Leute in's Dorf nach dem Rathhaus getragen. Wenige Stunden nachher erschien ein Untersuchungsrichter von dem benachbarten Amte in Begleitung des Physikus und vollzog die gerichtliche Obduktion an der Leiche. Aber vergebens waren alle Nachforschungen nach dem Thäter; wohin auch die Hand der irdischen Gerechtigkeit griff, tappte sie im Dunkeln, und keine Strafe erreichte den Frevel am Tannenstein. Das Werk der Nacht blieb der Nacht finsteres Geheimniß, und zuletzt legte die Vergessenheit der Menschen ihren Schleier, die Natur ihre grüne Hülle über die That der blutigen Sünde und deren blutgetränkte Stätte. Nur das steinerne Kreuz mit der halbversunkenen hölzernen Einfassung lugte noch aus der wilden Rosenhecke hervor und schien der Sühne zu harren für den grausen Mord aus alten Tagen am jungen Leben des unglücklichen Mannes.

Ernst, der sich noch deutlich des schmucken Tannenschützen erinnerte, den er oft als Kind im Försterhaus tief hinten im Walde besucht hatte, wurde von dieser dunkeln Begebenheit seiner frühesten Jugend so lebhaft ergriffen, daß er zusammenfuhr, als das Rascheln einer Eidechse im Laube ihn nach einer Weile aus seinen Betrachtungen aufschreckte. Wie das ängstliche Beben der Schuld, die noch ungesühnt am Ort ihrer Missethat der Vergeltung harrt, tönte das Geräusch in sein Ohr und unwillkürlich drängte sich ihm der Gedanke auf, ob wohl der Mörder noch am Leben und welcher Art sein Seelenzustand seyn möge, wenn er jezt an Ernst's Stelle stehen und das alte Zeugniß seiner Missethat erblicken würde. Nahe lag dieser Betrachtung die weitere psychologische Frage: wo ein Mensch, der so ungeheure Schuld auf seine Seele geladen, zwanzig Jahre lang die moralische Kraft hernähme, sie zu tragen, ohne auch nur ein einzigesmal in Versuchung zu gerathen, sein Herz durch ein freiwilliges Geständniß von dem furchtbaren Drucke zu befreien und so das unselige Geheimniß von sich abzuschütteln? „Es ist nicht möglich, kein Lebender erträgt so etwas!“ rief eine Stimme in ihm; und doch, wie viele Beispiele bezeugten ihm das Gegentheil! Hat doch auch das Bewußtseyn der Schuld seine schauerliche Gewohnheit und verhärtet zugleich mit dem Herzen, daß ihm die eigene That fremd wird und mit der dunkeln Angst auch der Reue milde Regung abstirbt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Januar.

Die Statue Giovannis dé Medici.[1]

Auf dem Platze vor der San Lorenzokirche hat endlich die Statue Giovannis dé Medici, des Führers der schwarzen Banden, das Piedestal eingenommen, welches dort so lange harrend und zwecklos stand. Daß eine Bildsäule erst dreihundert Jahre nach ihrer Verfertigung den ihr bestimmten Platz findet, mag wohl niemals vorgekommen seyn; in Florenz geht man

aber überhaupt ziemlich langsam zu Werke. Noch ist keine Domfaçade da, noch ist St. Lorenzo nicht beendigt, noch ist der Arnolai nicht fortgesezt, noch sind die Kammern nicht wieder zusammenberufen, noch ist das Schulwesen nicht geordnet. Jahre nach Jahren sah sich das Piedestal um nach dem Marmorbilde des tapfern Condottiere, des Vaters des ersten Großherzogs von Toscana, und die Skulpturen waren dem Verderben ausgesezt, denn der zum Trödelmarkt herabgekommene Plaz ist eng und die große Marmormaße steht an einer Ecke, und zum Ueberfluß hat man in unsern Tagen einen Brunnen an der Rückseite angebracht. Wer es dahin gestellt, mag's verantworten, wenn man heute über den sizenden Feldherrn lächelt und meint, er müße wohl des Reitens und des langen Wartens auf Wiederbelebung der florentinischen Kriegsmacht müde geworden seyn, die mit ihm und Francesco Ferruccio unterging. Andere erinnerten sich, durch eine etwas gewaltsame Ideenassociation, daran, daß Giovanni delle Bande nere vor Mantua geblieben, und da Montanara und Curtatone, wo die Toscaner von Radezky geschlagen wurden, auch in Mantuas Nähe liegen, so träumten sie von gemeinsamen Thaten und meinten, man habe diesen Erinnerungen unter der Hand zum Neujahr eine Gunst erzeigen wollen, indem auch der Medici gegen die Tedeschi gefallen sey, ohne seine kriegerische Ehre einzubüßen. Dieß möge dahingestellt bleiben. Das Piedestal paßt nicht für den Plaz und die Statue paßt nicht zum Piedestal. Das Monument war nicht dazu bestimmt im Freien zu stehen, sondern in einer Kirche, und das macht einen bedeutenden Unterschied. Doch auch in einer Kirche würde es sich nicht gut ausgenommen haben, und wenn Baccio Bandinelli, indem er seinen Helden sizend darstellte, mit Michel Angelo wetteifern wollte, der die beiden Mediceer, Giuliano und Lorenzo, die Jüngern des Namens, in den berühmten Denkmalen von St. Lorenzo gleichfalls sizend gedacht, so verfehlte er seinen Zweck völlig. Denn erstens ist zwischen diesen beiden und dem Führer der schwarzen Banden, dem Bayard Italiens, ein großer Unterschied — man denke sich z. B. einen sizenden Blücher in Breslau oder Berlin — und Bandinell war nicht der Mann einen „Pensieroso" zu schaffen, wie Lorenzos von Urbino treffliche Statue. Die Geschichte des Denkmals ist bekannt, namentlich durch Vasari, des Verfertigers Gegner, weil der hämisch anmaßende Mann ein Gegner und Neider des Buonarroti war. Als Cosmus I. seinem Vater ein Monument sezen wollte, wußte Meister Baccio es dahin zu bringen, daß der Auftrag ihm gegeben ward, obgleich schon ein anderer, der noch mittelmäßigere Tribolo, ihn erhalten sollte. Von Bandinell ging dann auch der Vorschlag aus, das Denkmal in der ziemlich engen Kapelle der Neroni in St. Lorenzo aufzustellen. Hier wurde das Fußgestell wirklich errichtet, und das Basrelief der Vorderseite desselben, den Medici vorstellend, wie nach einem Siege Beute und Gefangene zu ihm gebracht werden, gehört zu des Künstlers besten Arbeiten. Die Statue aber kam nie auf das Piedestal, weßhalb wird nicht gesagt; vielleicht weil ihr Verfertiger, der so vieles unternahm, wie denn die Bildhauer des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts (man denke an Buonarroti!) oft mitten in der Marmorarbeit stecken blieben, sie nicht ganz vollendete, vielleicht auch weil sie dem Besteller nicht gefiel. Sie ist denn auch ein unbedeutendes und rohes Werk, selbst mitten unter den handwerksmäßigen Skulpturen jener Zeit, an denen Florenz keinen Mangel leidet, da Cosmus, Franz und Ferdinand I. viel arbeiten ließen. Der große Rathssaal des Palazzo vecchio hat eine Menge solcher Skulpturen aufzuweisen, Porträtstatuen und Mythologisches, alles von gleichem Kaliber, wenn man Michel Angelos und Gian Bolognas Werke ausnimmt. Dort saß auch bis vor kurzem Giovanni delle Bande nere mit dem dicken Kopf und dem Kommandostab. In einer Nische steht eine andere ihn darstellende Statue vom nämlichen Bildhauer, und nicht besser als jene, in Gesellschaft anderer Mediceer, der Päpste Leo und Clemens, Alexander und Cosmus I. Und eine dritte Statue wird ihm gesezt werden, fast zu viel für den Einen Mann und für seine Verdienste um die Heimath, welche sehr problematischer Natur waren, was indeß der schlimmen Zeit und seinem Vetter, dem Papste, mehr zur Last fällt als ihm selber. Unter den Uffizien nämlich wird auch seine Bildsäule zu stehen kommen, als einer der Repräsentanten florentinischen Kriegsruhms, neben Farinata degli Uberti, Pier Capponi und Francesco Ferruccio. Man hätte lieber den Marschall Piero Strozzi hinstellen sollen.

(Fortsezung folgt.)

Berlin, Januar.

(Fortsezung.)

Linck

Die Demokratie wuchs nicht an Zahl und Kraft, sie ist ein zusammengeschmolzenes, hart gedrücktes, immer enger eingezwängtes und bewachtes Häuflein geworden. Die Constitutionellen verloren in dem lang sich hinziehenden Ringen einen Fußbreit nach dem andern. Noch gab es einen Moment für sie, die Erhebung der altpreußischen Partei nach dem zweiten November. Hätten sie da, etwas von dem ihrigen opfernd, sich innig diesen sich tief gekränkt Fühlenden angeschlossen, so war ein Sieg für beide Parteien möglich. Beide operirten für sich, und beide sind unterlegen. Auch unter den Siegern werden bald Parteispaltungen eintreten. — Fort davon! Es ist schon wieder eine tödtende Abspannung eingetreten und die nächsten Kammersizungen werden, nach Erledigung der „brennenden" Fragen, wenig Theilnahme erregen.

Der alte Linck ist gestorben. Ein reicher Schaz von Wißen in allen Fächern des Lebens, von Freisinn, Humanität und heiterer Lebensanschauung sinkt mit diesem berühmten Botaniker in's Grab. Er war, wie der alte Heym, der alte Schadow, einer der lezten Kernmänner aus der altpreußischen Zeit, deren Typus mehr und mehr verschwindet. Freilich waren diese Männer nicht geeignet, der gegenwärtigen Zeit einen Stempel aufzudrücken. Sie konnten sich mit vielem, was sie bot, nicht vertragen, aber ihr angeborener Freisinn, mehr religiös als politisch, ließ sich weder von den Romantikern, noch von den Pietisten, noch von den neupreußischen Tendenzen und von der Vorstellung wankend machen, daß er wider Willen zum Atheismus, zur Anarchie und zum Chaos zurück führe. Es war ein zu guter, selbstbewußter Organismus in ihnen, als daß sie sich von irgend einer Modeströmung irren ließen. Es war natürlich, daß ein so guter Orthodoxer wie Büchsel, der berufen ist und sich berufen fühlt, in der lutherischen Anschauung vom Staate, von der von Gott eingesezten Obrigkeit, vom paßiven Gehorsam aus das alleinige Heil auf Erden zu predigen, daß dieser am Grabe des freisinnigen Mannes kein Lob wußte, weil — es ihm nicht vergönnt sey zu tadeln! Auch mochte ihn Lincks Eigenschaft als Großmeister der Freimaurer etwas erschrecken. Da man aber von Büchsel, der ein ehrlicher Mann ist, dieß erwarten konnte, so liegt das Versehen an denen, welche ihn zur Leichenrede am Grabe eines Linck beriefen. Da kam es denn zu dem bekannten Skandal, welcher die Gemüther noch jezt aufregt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 30. Dienstag, 4. Februar 1851.

Mich flieht der Friede,
Mein Theil hier ist die Noth.
Ich bin müde, müde;
Ich wollt', ich wäre todt!

Freiligrath,
nach A. Tennyson.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick brach die Sonne in den schattigen Hohlweg herein und legte sich hell und breit über die Mordstelle; oben auf dem wilden Birnbaum am Abhang der Erdwand sang ein Buchfink sein fröhlich Morgenlied in die Lüfte und im Thale unten läutete die Altenhainer Frühglocke. Noch einen lezten Blick warf Ernst auf das Steinkreuz und ging dann den Hohlweg entlang, der je näher dem Dorfe immer abschüssiger wurde, nach dem Pfarrhaus zurück. Sein Weg führte ihn am Kirchhof vorüber, der seitwärts von der Straße auf einem grünen Hügel lag und rings mit großen Feldsteinen eingefaßt war. Zu dem schwarzen Gitter, das den Eingang verschloß, führte eine holprichte Steintreppe hinan und schien andeuten zu wollen, daß selbst der Weg zu dieser Stätte des Friedens noch beschwerlich und der Erde Mühsal erst im kühlen Grabe für den Sohn der rauhen Berge ein Ende finden solle. Der Anblick dieses Kirchhofs hatte troz der Armseligkeit seiner Anlage etwas ungemein Friedliches und Elegisches und der alte Tannenbaum am Thore bildete einen freundlichen Gegensatz des immergrünen, wenn auch kümmerlichen Lebens zu dem Schweigen der Gräber.

Auf der Treppe saßen mehrere kleine halbnackte Kinder, Bilder der Armuth und Dürftigkeit, während ihnen noch der Kindheit fröhliche Unschuld aus den Augen lachte. Bei ihnen stand ein schlankes, ohngefähr achtzehnjähriges Bauernmädchen mit ausdrucksvollen sanften Zügen und sah neugierig über die kleine lärmende Schaar hinweg zu dem fremden Herrn herunter, den die Kinder nicht sobald erblickten, als sie furchtsam nach dem Dorf liefen und das Mädchen allein stehen ließen. Ernst nahte ihr und bot ihr einen freundlichen Morgengruß, den sie schüchtern erwiederte, worauf er ein Gespräch mit ihr anknüpfte, indem er sie fragte, ob sie von Altenhain sey und welches Geschäft sie so frühe hierher an den Kirchhof führe; „denn," fügte er hinzu, „du bist zu schön und zu jung, um schon an's Sterben zu denken."

„Wenn's nur das Eine wäre, hätt' ich kein Leid darum," erwiederte sie mit trübem Lächeln und schlug dabei die großen glänzenden Augen zu dem Fremden auf, der in der That von der natürlichen Anmuth dieses Bauernmädchens überrascht war. Selbst der Ton ihrer Stimme hatte troz des bäuerischen Dialekts etwas Gewinnendes, und der trauernde Blick, der ihre Worte begleitete, deutete auf ein Leid dieser jungen Seele, das seine lebhafteste Theilnahme erweckte. Als er ihr aber erzählte, daß er nicht fremd im Dorfe sey und seinen Namen nannte, verklärten sich plötzlich ihre Züge zu heller Freude, und bewegt rief sie aus: „Ach, Herr Ernst, so sind Sie's wirklich! Und mich kennen Sie auch nicht mehr? Aber ich war freilich noch gar klein, als Sie vom Herrnhof wegkamen. Du liebe Zeit, und derweil ist Ihnen die Ammy vollends aus dem Gesicht gewachsen!"

„Wie? Wahls Ammychen?" rief der junge Mann überrascht und drückte ihr herzlich die Hand. „Nimmermehr hätt' ich dich wieder erkannt, so groß und schlank bist du geworden." — „Ach ja, Herr Ernst, das war eine schöne Zeit, als Sie noch in Altenhain wohnten!" sprach sie bewegt und ihre Augen wurden naß. — „Ist's nicht mehr so bei euch wie sonst?" fragte er. — „Dort ruht die schöne Zeit!" schluchzte

Ammy, in den Kirchhof deutend, und brach, ihr Antlitz mit der Schürze bedeckend, in heftiges Weinen aus.

„Dein Vater?" fragte Ernst bestürzt. — „O nein! nein! nein! der lebt!" rief sie krampfhaft zusammenfahrend. „Die Mutter, die treue, arme Mutter — dort ruht sie nun schon in's achte Jahr unter'm Grashügel — ach, ihr ist wohl!" — „Catharina todt!" sagte Ernst gerührt und suchte mit dem Blick das Grab, welches Ammy ihm zeigte. — „Sie hat viel Herzleid erduldet, bis Gott sie endlich zu sich nahm," fuhr das Mädchen gefaßter fort. „Aber das Aergste hat sie doch nicht erlebt! Ach, Herr Ernst — wenn ich Ihnen nur alles so sagen könnte, wie ich's auf dem Herzen habe! Aber fragen Sie nur die Frau Pfarrerin — das ist mein lezter Engel, dem ich alles vertrauen kann; denn Rudolph wird ja doch nimmer mein, wegen der Väter, die sich schon seit Jahren todtfeind sind, und erst recht, seitdem wir ihnen gesagt haben, daß wir nicht von einander lassen können." — Sie verstummte und sah mit gramesdüsterem Blick, die Hände auf das Gitterthor gelegt, nach dem Grab ihrer Mutter, wobei sie in leisem Weinen die Lippen fest aufeinander drückte, wie um die Gewalt eines Schmerzes zurückzuhalten, den nächst der Seele, die ihn litt, nur Gott allein in seiner ganzen Größe kennen mochte.

„Wer ist denn der Rudolph?" fragte Ernst nach einer Pause, vom innigsten Mitleid ergriffen. — Da sah sie ihn durch Thränen lächelnd an und versezte ohne Schüchternheit: „Der Rudolph — Ihnen sag' ich's schon, der Rudolph ist mein Liebster und ich gab ihm in diesem Frühjahr mein Jawort für Zeit und Ewigkeit. Sein Vater, der uns so wehe thut, ist sonst der beste Mann im Ort und kein Mensch kann ihm Etwas nachsagen; der Rudolph liebt ihn auch kindlich und es gibt gar keinen bessern Vater, als der Heinrich Falk gegen seinen einzigen Sohn ist." — „Wie? derselbe Heinrich Falk, der von uns den Herrnhof kaufte?" fragte Ernst überrascht. — „Ist Rudolphs Vater," bestätigte Ammy mit einem Seufzer. — „Aber woher rührt die bittere Feindschaft zwischen euern Vätern?" fragte Ernst weiter. „Der Konrad Wahl war doch sonst ein braver, friedliebender Mann."

„Weiß Gott, Herr Ernst, das war er auch!" erwiederte Ammy mit bebender Stimme. „Doch das ist schon lange her und Sie würden ihn nicht mehr wieder erkennen. Mit dem Alter kam der böse Feind über ihn, er wurde ein Streiter, ein Trinker, ach! und ein unbarmherziger Mensch dazu. Die Wirthschaft gerieth immer mehr in Verfall, kein Knecht wollte bei ihm aushalten, und die Leute sagen, und es muß wohl wahr seyn, er habe der Mutter Tod auf seinem Gewissen und der Kinder Noth dazu. Mein Bruder wollte zulezt auch nicht mehr bleiben und verdingte sich als Knecht auf ein anderes Dorf; ich aber mußte mit den jüngern Geschwistern bei ihm aushalten und hab's alle Tage schlimmer bei ihm, daß ich schon manchmal, Gott verzeih mir die Sünd'! in's Wasser gehen wollte, wo's am tiefsten ist. Nicht mal weinen, nicht mal an die Mutter denken soll ich, so will's der Vater, und wenn ich's doch nicht lassen kann, dann wird er wild und treibt's schrecklich mit mir."

(Fortsetzung folgt.)

Rom im Winter 1850.*

(Fortsetzung.)

Könnte eine Reaktion jemals von wirklicher und anhaltender Dauer seyn, so möchte man a prima visat an die römische glauben. Man gibt sich solche Mühe, die alten Zustände wieder herbeizuführen und die Spuren der Revolutionszeit wie des beinahe noch verhaßteren Constitutionalismus zu tilgen! Lezterer erscheint freilich vielen, und vielen verständigen Leuten zumal, eine arge Anomalie oder geradezu eine Unmöglichkeit im Kirchenstaat, und allerdings hat's damit sein großes Bedenken; es fragt sich aber, ob das absolutistische Prinzip, wenn es, was früher oder später doch eintreten muß, wieder allein stehen und für sich ohne fremde Hülfe handeln soll, stark genug seyn wird, der Revolution und der Republik einen haltbaren Damm entgegenzustellen. — Man arbeitet, wie gesagt, fleißig an der Wiederherstellung des Alten. Die römische Zeitung, lange der Schauplatz der philosophirenden, aber so praktischer Staatsweisheit wie aller Erfahrung baaren Tiraden Mamianis und der einförmigen, stets dasselbe Eisen hämmernden, mit Gott wie mit dem Volk ein verruchtes Spiel treibenden Discurse Mazzinis, enthält in ihrem offiziellen Theil wieder die Relationen über kirchliche Feierlichkeiten, die Ernennungen von Mitgliedern der geistlichen Congregationen und die Berichte über Feste in Provinzialstädten und Ortschaften bei Gelegenheit der Uebernahme des offiziellen Protektorats durch diesen oder jenen Kardinal, neben andern, die das Volk mehr interessiren, über Verbrennen des Papiergeldes, Einführung der Gewerbesteuer, und was dessen mehr ist.

Man ist sogar noch hinausgegangen über manches Alte: in Neapel hat man das reservirte Kabinet im Bourbonischen Museum gänzlich aufgelöst, und hier werden bald die ominösen Feigenblätter unzureichend seyn. Am Stuartsdenkmal in der Peterskirche sind den beiden Genien Röckchen von Gyps angeklebt worden, ein Gegenstück zu dem berühmten bronzenen Hemde der Justitia am Denkmal Pauls III., und der Hosen, welche Daniel von Volterra den zu nackten Heiligen in Michel Angelos Weltgericht anzog. Das Stuartsdenkmal ist zwar ein sehr unbedeutendes Kunstwerk von magerster

Erfindung, mag es auch Canovas Namen tragen; aber die neue Bekleidung ist doch zu lächerlich und zugleich barbarisch. Man behauptet, andere Bildhauerwerke in St. Peter seyen mit ähnlichem Schicksal bedroht, so der Genius an Rezzonicos Grabmal, was aber wohl müssige Erfindung ist. Wie jedes Ding zwei Seiten hat, so würde übrigens der Schönheitssinn künftig minder oft beleidigt werden, wenn z. B. einige Berninische Statuen anständige Kleider trügen, die ihre häßlichen Glieder verdeckten. Die neueren Bildhauer sehen sich vor: sie stellen keine nackten Weiber mehr an Papstmonumenten auf, wie das siebzehnte Jahrhundert noch that, ohne etwas Schlimmes dabei im Sinne zu haben. Wir wollen hoffen, daß die gegenwärtigen römischen Begriffe von Schamhaftigkeit nicht nach Florenz dringen, sonst sind Michel Angelos Statuen der Nacht und der Dämmerung rettungslos verloren, und es kann uns noch begegnen, sie in gestreiften Roben wiederzusehen wie auf Cecchino Salviatis abenteuerlichen Oelgemälden in der Galerie Colonna.

Das Gesellschaftsleben hat seit dem Advent auch wieder begonnen, nach dem von Alters her wohlbekannten Zuschnitt. Es sind dieselben Familien, die einst empfingen und jezt wieder empfangen. Als ich zum leztenmal — es war im Frühling 1848 — in den prächtigen Salons des Palastes Rospigliosi war, sah man nichts als Uniformen römischer Nationalgardisten. Der Fürst war damals noch Kommandant en Chef der Civica, und es galt irgend ein glückliches Ereigniß zu feiern, ich erinnere mich wirklich nicht mehr, ob ein Kanonengeschenk oder die Verleihung einer Fahne. Kurz, die Civica spielte die große Rolle, und da beinahe alle Principi Obersten oder sonst Offiziere waren, kam der schwarze Frack sehr zu kurz. Heute sind dieselben Personen da, die damals mit der Bewegung vorwärts gingen und Einfluß zu haben glaubten, die bei der Verkündigung der in der Eile gemachten Constitution applaudirten, die das Fuori il barbaro und Morte ai Tedeschi wenn nicht mitschrien, doch sehr geduldig mit anhörten, die nach der Katastrophe vom Ende Aprils, als der Papst sich gegen den lombardischen „Kreuzzug" erklärt hatte und die eigentliche Revolution begann, noch mit Mamiani und seinen Genossen gehen zu können glaubten oder sich an dem Rossischen Ministerium betheiligten, bis der Meuchelmord mit bluttriefendem Dolch unter sie trat und Mazzini siegte. Da war es denn freilich mit den Illusionen zu Ende, wie im November mit den lezten Astern des Herbstes. Es war auch gerade ein November — und welcher!

Nun sehe man sich um in den römischen Salons: — da ist der Fürst Corsini, beweglich, aufgepuzt, gemalt und geschniegelt, troß seinen achtzig Jahren, der lezte Senator und als solcher Mitglied der sogenannten Junta, welche nach des Papstes Flucht den Souverän repräsentiren sollte; da ist der ehrenwerthe Fürst Rospigliosi, der einst in prächtiger Uniform auf einem glänzenden Apfelschimmel an der Spitze der Bataillone der Bürgergarde nach dem quirinalischen Palaste ritt, Pius IX. für die constitutionellen Formen zu danken, eine der lezten Gelegenheiten, bei denen der Papst auf dem gewohnten Balkon erschien, am Ende kaum mehr wissend, ob er Fluch oder Segen aussprechen solle, wie Julius II. in der Buonarrotischen Erzstatue; da sind die Fürsten Aldobrandini und Doria, einer nach dem andern Kriegsminister der confusen constitutionellen Epoche; da ist der Herzog von Rignano, Minister unter Rossi und am 15. November flüchtig, weil er die Nähe des Dolches fürchtete, welcher die Tage dessen abgeschnitten hatte, von dem man hoffte, daß er den Kirchenstaat retten würde, der aber vielleicht in demselben Chaos von Leidenschaft und Unverstand, von Unordnung und bösem Willen, von Schwäche und Wankelmuth auf eine oder die andere Weise ermattet und erlegen wäre, ohne den Dämon der Revolution bändigen zu können, den Dämon, welcher, eines schon oft gebrauchten Ausdrucks mich zu bedienen, in dem edeln Blut ausglitt, welches die Schwelle des Palastes der Cancellaria nezte. Pellegrino Rossis Tod war das Signal zu Roms und des Papstes Rettung. Möchte man nur das Gewonnene gut benutzen und nicht Momente heraufbeschwören helfen, in denen Ein Opfer nicht genügen dürfte!

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Schluß.)

Theater. — Literatur.

Gern schriebe ich Ihnen vom Theater, wenn ich davon etwas zu schreiben wüßte. Vielleicht ist dieß das Feld, worauf der Sinn, welcher noch nicht zum Einschlafen sich verdammt fühlt, für das nächste Stadium sich zurück ziehen könnte. Nur nicht in die Tragödie! Es ist alles Stückwerk, Splitter, Streiflichter, gegenüber dem großen wirklichen Drama, welches vor den Nationen aufgeführt wird. Aber auf dem Theater ist es auch stumm, doch studirt man den Coriolan ein. Man wiederholt oft den

Sommernachtstraum. Das scheint mir das passendste Stück. Ins Mährchen sich untertauchen, vielleicht ist's das Mittel, um nicht unterzugehen, um sich frisch zu erhalten, wieder Kraft zu sammeln; wer nicht etwa den Muth hat, wie Gutzkow, die ganze Misère unserer Gegenwart in einem langen Wandbasrelief uns verzumeißeln. Ich bewundere wirklich den Muth, die Ausdauer und das Interesse, welches er in seinen „Rittern vom Geiste" den mannigfaltigen Gestalten aus unserer Zeit abzugewinnen weiß. Wohin er strebt, weiß ich noch nicht, aber dieses Mitdichten mit dem fortschreitenden Leben hat für mich etwas Anregendes, auch wenn der Roman nicht ohnedem durch plastische Kraft und Gründlichkeit anzöge.

Auch W. Alexis hat sich in seinem „Zauberer Virgilius" in die Mährchenwelt untergetaucht, aber in die reale Mährchenwelt, die uns noch täglich farbenglühend, in tausend Wundern in Italien, an Neapels Golf aufgeht, ohne als Fata Morgana zu verschwinden. Da mir aus besondern Gründen eine eigentliche Kritik nicht erlaubt ist, schreibe ich aus des Verfassers eigenem Vorwort die seine ab: „Dichtung und alles Wahrheit. Unter den Orangenwäldern von Sorrent entstand es, es ward geschrieben, während es geschah. Es war auch vielleicht nicht geschrieben und gedichtet, es war nur der Abdruck des Gesehenen und Erlebten in einer Natur, unter einem Menschenvolke und unter Erinnerungen, die nur Einmal, nur an einem Orte auf der Welt da sind." Eine günstige Kritik in einem literarischen Blatt schließt mit den Worten: „Uebrigens Kaviar fürs Volk." Dem möchte ich widersprechen, denn wenn es auch die eingestreuten politisch humoristischen und ironischen Anschauungen seyn dürften, so glaube ich doch, daß gerade in unserm Volk noch zu viel Sinn für die erscheinende Natur lebt, um ein Spiegelbild ihrer glühendsten Offenbarung am Fuße des Vesuvs genießen zu können. Und diese Anschauung der Natur und ihrer ewigen Wunder, so ewig dort am Golf, daß sie nicht allein die Trümmer der Römerwelt, auch die Geschichte überdauert, und selbst das Elend der Gegenwart mit ihrem Zauberschein anhaucht, ist denn doch das Ueberwiegende in dem Mährchen. Virgilius Maro ist freilich durch Minos Urtheilsspruch zu dem Popanz und Gespenst verurtheilt, als welchen ihn das Mittelalter kennt, bloß wegen einiger politischen Differenzen — er hat gesungen was er nicht geglaubt hat, und geschweifwedelt, wo er Entrüstung athmen sollte — und muß deßhalb, je nach den Anschauungen der Zeit, deren Gestaltung annehmen und in derselben die fremden Reisenden in Italien herumführen. Es ist aber zu viel verlangt, wie ein anderer Kritiker thut, ihn auch in unserer Periode als den Vates aufzustellen, der Dante umherführte und ihm seine divina comedia einhauchte. In der Misère kann er nur Misère sehen und andern zeigen. An uns ist es dann sich zu erfrischen an der ewigen Natur, die dort goldene Milch aus ihrem Busen spendet.

Florenz, Januar.

(Fortsetzung.)

Theater.

Von einer Kunst zur andern überzugehen bietet ein neues Theaterreglement Anlaß. Niemals vielleicht ist eine so seltsame Polizeiordnung für das Schauspiel erschienen. Ein Artikel derselben verbietet dem Schauspieler „durch Stimme oder Gebärde der Rede einen Ausdruck zu geben, der im Stande wäre bei den Zuschauern eine Aufregung hervorzurufen, welche unanständig oder der öffentlichen Ruhe nachtheilig seyn könnte." Das heißt mit andern Worten, der Schauspieler soll seine Rolle wie den Katechismus hersagen und sich ja hüten, Enthusiasmus zu zeigen oder zu erregen. Eine solche Polizeivorschrift hätte sich schwerlich von Thespis Tagen an ein Schauspieler träumen lassen — das Ministerium des Innern als dramatischer Wärmemesser! Und das in der Stadt, in welcher Alfieri und Niccolini dichteten! Der eine ist lange todt und der andere schweigt, wahrscheinlich auf immer; die Furcht vor dem Enthusiasmus aber ist noch so groß, daß keine Verschwörung der Pazzi gegeben werden darf und kein Brutus, kein Giovanni de Procida, und selbst Antonio Foscarini nicht. Das Reglement hat noch andere merkwürdige Partien. Der Impresario muß, ehe er mit seiner „Bande" einrückt, das Verzeichniß der Mitglieder derselben einsenden, eine Liste, auf welcher die Polizei sich natürlich reservirt die Mißliebigen zu streichen. Das führt uns in die alte gute Zeit der wandernden Comödiantentruppen zurück, wie Italien immer noch keine andern kennt. Das Jahr ist in eine bestimmte Zahl von Stagioni eingetheilt, für jede wird ein anderer Impresario engagirt, oder wenn derselbe Impresario bleibt, so trommelt er für jede Jahreszeit wieder Subjekte zusammen. Wandernd sind sie alle, auch wenn sie den Titel einer dramatischen Compagnie des Turiner oder des Parma'schen Hofes führen; sie kommen und gehen und wechseln häufig, wenn auch die Hauptelemente bleiben. Die italienischen Schauspieler und Sänger halten viel aus; ich möchte unsere deutschen sehen, Sänger und Sängerinnen namentlich, wenn sie fünfmal in der Woche in so anstrengenden Partien, wie besonders die Donizettischen und Mercadanteschen Opern sie enthalten, auftreten müßten. Es ist dann aber auch bald mit ihnen aus; wie viele Ruinen sind mir schon vorgekommen! Der Impresario also liefert je zu bestimmter Zeit eine neue Truppe, und bei dieser übt die Polizei nach Gutdünken den Ostracismus aus. Der Impresario muß dann zu Anfang der Saison die Liste aller Stücke, die er zu geben denkt, einreichen, er muß für jede Woche die Liste der Stücke einreichen, er muß am Morgen der Aufführung jeden Tag das Stück oder die Stücke anzeigen. Das Verändern des Namens der Stücke ist nicht erlaubt, eine Regel, gegen welche die römische Theaterpolizei fortwährend selber sündigt, indem sie namentlich einer Oper selten den wirklichen Titel läßt und durch ihre anabaptistischen Bestrebungen endlose Confusion erregt. Das Wiederholen einer Vorstellung (eines Dramas versteht sich, denn die Oper wird Wochen- und Mondelang immer wieder abgeleiert) am folgenden Abend und die Bemerkung auf dem Anschlagzettel, daß dieß „auf allgemeines Verlangen" geschehe, ist gleichfalls untersagt, wenn das Verlangen sich nicht „luminös" kundgethan hat. Für die Decenz wird im Reglement große Sorge getragen und namentlich „Sittsamkeit" im Ballet zur Pflicht gemacht. Der Penalcoder sezt verschiedene Strafen fest, darunter Entfernung von der Bühne und Schließung des Theaters. Wenn man hier die Universitäten schließt, warum nicht die Schauspielhäuser? Die Theatercensur bleibt der alten Willkür anheimgestellt; Regeln dafür festzusetzen, hat man über dem Polizeiwesen vergessen. So ist auch von den Rechten und der Stellung der dramatischen Schriftsteller noch nicht die Rede; wer weiß, wenn man an solche Bagatellen denken wird! Ist man ja selbst heute noch nicht hinsichtlich des Schutzes des literarischen Eigenthums überhaupt eins geworden, druckt man doch heute noch in Neapel und Palermo (in lezterer Stadt wird aber jezt gar wenig gedruckt) die Produkte der übrigen italienischen Pressen nach, wie in Brüssel die der Pariser, und verkauft man doch hier und anderwärts auf öffentlicher Straße allerlei Diebsdrucke, obgleich das literarische Eigenthum durch das Gesetz geschüzt ist. Es ist die alte Geschichte; die Gesetze scheinen häufig nur da zu seyn, um übertreten zu werden. Daß unter solchen Umständen an ein Aufkommen des italienischen Theaters nicht zu denken ist, begreift sich leicht.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 31. Mittwoch, 5. Februar 1851.

Hinc totam licet aestimare Romam.
Martialis.

Rom im Winter 1850.

(Fortsetzung.)

Alle diese Männer und viele andere, die an jenen stürmischen Ereignissen, der eine so, der andere anders sich betheiligt, sind wieder in den Salons vereinigt, nachdem sie aus ihren verschiedenen Exilsorten heimgekehrt. Wie viele aber fehlen von denen, welche man vor drei Jahren antraf! und wie ist die Stellung mancher verändert, welche den Sturm von 1848 und 49 überstanden haben! Die meisten Hauptstädte Europas haben denselben diesen Wechsel in den äußern wie in den innern Zuständen und Verhältnissen der Gesellschaft durchgemacht, manche noch in weit höherem Grade als Rom. Man sah hier in den Jahren 1847 und 48 (mit lezterem Winter hörte die einheimische Gesellschaft zu existiren auf) ganz neue Elemente, viele Männer aus den Provinzen, namentlich aus der Romagna, die plötzlich eine kurz vorher nicht geahnte Bedeutung erlangt hatten, auf den geselligen Verkehr aber (außerhalb des eine Zeitlang alles absorbirenden Circolo Romano, welcher in seinen bessern Tagen ein aristokratisch gelehrtes Gepräge trug und von den nachmaligen Clubs wohl zu unterscheiden war) nicht den belebenden Einfluß übten, den man hätte erwarten können; daneben manche regsame und strebsame Geister aus der hiesigen zweiten socialen Sphäre, welche durch das immer lebendiger werdende politische Interesse gehoben wurden. Als mit dem Frühling 1848 der Horizont sich umdüsterte und im Innern alles zusammenbrach, gab es nur noch Clubwesen, und dieses von der schlimmsten Art, indem die Clubs regierten, auf offener Straße conspirirten, wenn dieß das rechte Wort ist, und alle jene schofeln Subjekte in die Höhe brachten, von denen man bald darauf so saubere Thaten erlebte und die sich größtentheils mit Schimpf und Schande aus dem Staube machen mußten.

So sind denn die römischen Salons in der Hauptsache wieder dieselben geworden, die sie ehemals waren, wenn man nur nach der Außenseite der Dinge urtheilt. Eine überaus glänzende und zahlreich besuchte Soirée beim Kardinal Altieri, vormaligem Nuncius in Wien und jetzigem Präsidenten von Rom und seiner Provinz, vereinigte am Neujahrstage so ziemlich alles was im gegenwärtigem Moment anwesend ist. Viele Kardinäle, noch viel mehr Monsignoren und eine Masse Abati repräsentirten das geistliche Element; rothe, violette und schwarze Strümpfe markirten die Rangstufen. Da waren der Staatssekretär Kardinal Antonelli, die Kardinäle Ferretti und Bofondi, seine Vorgänger auf der dornenvollen, aber dem Ehrgeiz schmeichelnden Laufbahn eines Premierministers in wenn nicht bedenklicheren, doch stürmischeren und unsteteren Zeiten und mit geringerer Charakterfestigkeit und Ausdauer, die Kardinäle Piccolomini, vormaliger Kriegsminister, und Ugolini, einst Legat von Ferrara, beide zur Zeit, wo sie noch Prälaten waren, in der Gesellschaft viel gesehen, der Kardinal Barberini, und andere mehr oder minder bekannte.

Manche der Mitglieder des heiligen Collegiums sind aber entweder nie Salonmänner gewesen oder jezt durch Alter und Gebrechlichkeit verhindert an Abendgesellschaften Theil zu nehmen, wie der Kardinaldekan Macchi, vormals Nuncius in Paris, dessen ehrwürdige Gestalt jedem auffällt, der den kirchlichen Ceremonien beiwohnt; der früher allmächtige Staatssekretär Lambruschini, der auch heute, wenn gleich durch

Alter und Kränklichkeit gebrochen und durch die revolutionären Ereignisse mehr denn ein anderer erschüttert, viel von seinem dominirenden Geist und starken Willen bewahrt hat; der Kardinal Mai, durch seine siebzig Jahre nicht in seiner gelehrten Wirksamkeit gehindert. Andere wieder waren zufällig abwesend, wie der vielgenannte erste Staatssekretär Gregors XVI., Bernetti, den man neuerdings oft auf's Tapet gebracht hat, wenn von Veränderungen in der Administration die Rede war. Viele Prälaten waren zugegen, welche den Purpur zu erlangen hoffen, mehrere unter ihnen, die heute schon Kardinäle seyn würden, hätte Pius IX. nicht der alten Praxis, gemäß welcher man gewisse Posten nicht ohne Erlangung der höchsten Würde verlassen konnte, wenn nicht besondere Gegengründe vorlagen, vom Anfang seiner Regierung an praktisch Einhalt gethan und in seinen vier ersten Jahren sehr wenige Kardinäle ernannt, bis er endlich durch die jüngste Promotion die zahlreichen Lücken des h. Collegiums ausfüllte. Die alte Praxis hatte in zweifacher Beziehung ihre schlimmen Seiten, einmal indem auf die Persönlichkeit des mit dem Purpur zu Bekleidenden zu geringe Rücksicht genommen werden konnte (jeder Uditore des Gerichtshofs der Rota, jeder Chierico di Camera brauchte, wenn er sich sonst gut aufführte, nur auf die Zeit zu warten, wo er Dekan werden würde), sodann weil die Hintermänner, die älteren namentlich, sich mit einer Ungeduld zu den kardinaliciischen Posten drängten, welche das an sich wichtige Amt nur als eine Antichambre zum Kardinalssalon erscheinen ließ. Daß gewisse Aemter, wie die großen Nunciaturen (Paris, Wien, Madrid, Lissabon), die Stelle des Majordomus u. s. w. dennoch in der Regel zum Kardinalat führen müssen, liegt in der Natur der Dinge; andere kardinaliciische Posten hingegen, der des Gouverneurs von Rom, des Generalauditors der Kammer u. s. w. sind durch die Neugestaltung der Verwaltung beseitigt worden.

Doch es ist Zeit, in den prächtigen Palast Altieri zurückzukehren, dessen schöne hohe Räume von edlen Verhältnissen an die lezten glänzenden Nepotenzeiten erinnern. Wenige Hauptstädte mögen einen solchen Reichthum an Brillanten aufzuweisen haben wie der, welcher an diesem Abend strahlte. Man sagt, einst sey noch größerer Aufwand in dieser Hinsicht gemacht worden; doch auch jezt waren Millionen in Halsschnüren, Diademen, Armbändern, Ohrringen, Rosetten vereinigt. Es war auf allen Seiten ein Blitzen und Leuchten. Die Fürstin von Piombino, geborene Massimo-Rignano, trug den durch die Zeitumstände kaum geschmälerten Fideicommißreichthum der durch Heirath längst vereinigten Häuser Buoncompagni und Ludovisi zur Schau, während die Fürstin Torlonia, geborene Colonna von Paliano, mit ihrem wunderbar schönen und reichen Diadem von Diamanten und Perlen einen praktischen Beweis des Unternehmungsglücks neuer Familien gab. Die Fürstin Doria-Pamfili, geborene Talbot-Shrewsbury, die Fürstin Borghese-Larochefoucauld, die Fürstin Rospigliosi-Colonna Gioeni, die Herzogin Salviati-Fitzjames, die Herzogin von Biano-Archinto, welche als Nichte des festgebenden Kardinals die Honneurs machte, und manche andere Damen zeichneten sich theils durch den Reichthum, theils durch den Geschmack ihres Schmucks, meist durch beides aus. Kurz es war wieder das alte Rom.

(Schluß folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Ammy brach abermals in heftiges Weinen aus und rief mit thränenerstickter Stimme: „Meine Mutter flehte ihn noch auf ihrem Sterbebett an, er solle nur menschlich gegen mich seyn. Da lachte er so gräßlich auf, daß die arme Frau nur noch einmal zu Gott für mich beten konnte, und dann war sie todt. Wüßte sie, wie mir's geht, sie krazte sich mit den Nägeln aus der Erde und holte mich zu sich hinab!"

„Armes Kind! so viel mußt du leiden!" sagte Ernst. — „Ach, und das tiefste Leid, das Leid von allem Leid —!" stammelte Ammy und preßte krampfhaft die Hand auf's Herz. „Alles wollt' ich ertragen von ihm, Flüche und Schläge, Hunger und Kummer, wenn's nur Rudolph darum besser hätte! Aber auch er geht zu Grund über dem Herzleid, und die Leute sagen, er treibe es so nicht mehr lange. Was ich Ihnen über die Feindschaft zwischen den Alten sagen kann — es weiß eigentlich Niemand, woher sie stammt und warum keiner dem andern auch nur den Sonnenstrahl am Scheuerthor gönnen will. Einst waren sie gute Freunde wie zwei Brüder und hielten zusammen wie's recht ist. Später erst kam der Hader zwischen sie und nun machen sie sich und andern das Leben sauer; denn viele Leute tragen an dem Haß der beiden mit, und man kann fast sagen, das ganze Dorf ist sich unter einander um ihretwillen feind geworden. Wer's mit dem Heinrich Falk hält, der hat den Anhang meines Vaters gegen sich, und wer dem Konrad Wahl Freund ist, den feinden die andern an. Bis in den Betstuhl geht der Haß, und selbst beim heiligen Abendmahl scheiden sie sich noch und werfen ihre Giftblicke in den Kelch. Bei jeder Kirchweihe gibt's Schlägerei und schon manchmal ist Blut geflossen; ja, hätten wir unsern Herrn Pfarrer nicht, der noch abwehrt und versöhnt, so viel er kann, es gäbe Mord und Todtschlag in der Gemeinde und Altenhain wäre weit und breit verrufen, bloß wegen der Feindschaft zweier Menschen."

So erzählte Ammy dem Freund ihrer Kindheit, der sie dann noch Verschiedenes über ihren Vater fragte und ihr zulezt vorschlug, er wolle den Konrad Wahl noch heute besuchen und ihm einreden, daß er die Heirath zugebe. — Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Das hilft alles nichts; er hat nun einmal kein Herz für mich, für keinen Menschen, seitdem er das dort (sie deutete auf ihrer Mutter Grab) für immer gebrochen. Geben Sie sich keine Mühe."

Nichtsdestoweniger beharrte Ernst auf seinem Vorsatz, obgleich er selbst auf keinen Erfolg bei dem rauhen Menschen hoffte, den er einst als einen rechtschaffenen, keineswegs hartherzigen Mann gekannt hatte. Er nahm Abschied von dem Mädchen und schritt dem Pfarrhaus zu, um vor allen Dingen von dem Freunde Näheres über die ihm von Ammy geschilderten Personen und Verhältnisse zu erfahren und darnach seinen Plan zu entwerfen.

Er führte noch an demselben Tage seinen Vorsatz aus, obwohl er nach allem, was Burkhard ihm von dem Kastenmeister — diesen Titel hatte Konrad Wahl in seiner Eigenschaft als Gemeinderechner — erzählte, zum voraus das Vergebliche seiner Vermittlung einsah. Dennoch konnte er der Neugierde nicht widerstehen, die Bekanntschaft mit dem ehemaligen Nachbar zu erneuern, selbst auf die Gefahr hin, von diesem eben nicht freundlich willkommen geheißen zu werden.

Und wirklich war schon der erste Eindruck, als er in den Hof des Kastenmeisters eintrat, kein glückverkündender. Am Brunnentrog stand der Knecht und wusch sich den Arm, den ihm sein Herr wegen eines kleinen Versehens mit dem Peitschenstiel blutig geschlagen hatte. Er war ein großer, stämmiger Mensch, und der ihn so grausam gezüchtigt, mußte ihm also wohl an Körperkraft noch überlegen seyn. Ernst trat zu dem Knecht und fragte ihn nach der Veranlassung seiner Wunde. Da warf dieser von der Seite einen düster scheuen Blick nach den Fenstern der Wohnstube, knirschte vor Grimm oder Schmerz mit den Zähnen und erzählte ihm hierauf unter rohen Wuthausbrüchen die erlittene Mißhandlung. Dann hob er drohend seine Faust gegen das Haus und ging fluchend in den Stall.

Ernst trat in die Hausflur, wo auf dem tennenartig festgestampften Lehmboden noch die Peitsche lag, mit welcher der Bauer den Knecht gezüchtigt hatte. Todtenstille herrschte im Hause; die Thüre zur Wohnstube war halb geöffnet und durch diese gewahrte er einen Mann mit grauem Kopf und wetterharten Zügen, der in weiten Hemdermeln, welche am Handgelenk von blauen Glasknöpfen zusammengehalten wurden, am Tische saß, beide Ellbogen recht nach trotziger Bauernart breit auf die Tafel gestemmt hatte und finster brütend vor sich hinstarrte. Hätte Ernst es nicht gewußt, daß es der Kastenmeister war, nimmer würde er in diesem unheimlichen Menschen den Konrad Wahl wieder erkannt haben, so ganz und gar zum Schlimmsten verwandelt kam ihm derselbe vor, und jeder Zug seiner Miene war eine Bestätigung dessen, was er bereits über den bösartigen Charakter des Mannes vernommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Die kirchliche Bewegung. — Literatur.

Die todte Saison ist in diesem Jahre besonders angenehm verstrichen, indem die große Ausstellung und die sogenannte »Papal agression« ziemliches Leben in die vegetirenden Geister gebracht haben. Was die leztere betrifft, so ließe sich ein Stück für die Bühne daraus bearbeiten, so komisch nimmt sich die Sache aus, wenn man sie nur der äußern Wirkung nach beurtheilt und den tiefen Ernst im Spiel übersieht. Sprechen doch die armen Leute auf dem Lande in ihrer Unwissenheit von dem heiligen Vater, als wenn er eine Art Moloch wäre. Alle Prediger der englischen Kirche lassen es sich jezt angelegen seyn, ein Wort über den Mann fallen zu lassen, das eben nicht zu dessen Lobe gereicht, darum aber desto mehr Beifall findet. Ein italienischer Priester, Vater Gavazzi, der seit längerer Zeit in London als Verbannter lebt, weil er nicht immer ein gehorsamer Sohn der Kirche gewesen, wird jezt in den englischen Zeitungen mit dem Beinamen des modernen Savenarola belegt und mit langen Lobreden beehrt. Dieser selbe Vater Gavazzi lebte noch vor einem Jahre als der unbekannteste aller Unbekannten im weiten London, und suchte, wie er sein tägliches Brod mit Ehren verdiene. Er wollte Unterricht geben, konnte aber keine Schüler finden; er wollte schreiben, verstand aber nur seine eigene Sprache, und damit war in England nichts gethan. Er wollte Messe lesen, die Kirche verbot es, weil er nicht orthodox war. Da endlich gegen Ende Junis verfiel er darauf, wie ich bereits früher erwähnt, ein leeres Stübchen zu miethen und darin eine Rede zu halten, woran die Kirche ihn nun freilich nicht verhindern konnte, und dabei sollte beim Hinausgehen jeder Zuhörer ein Scherflein in eine Büchse werfen. Der Anwesenden waren aber kaum zwei Dutzende und der Stadttheil nicht der

Art, um viele Besucher, die ein Scherflein entrichten konnten, anzuziehen. Die Rede war indessen lang genug, und auch mit so viel Blitzen der Stimme und der Gesten untermischt, daß einem das Einschlafen schwer wurde; doch rührte sie wenig. Da sendete die Vorsehung den Kardinal Wiseman als Erzbischof von Westminster, und sogleich wurde Vater Gavazzi zum Savonarola. Was ist doch ein Mann ohne eine Zeit, die seine Gesinnung versteht und bewundert! Vater Gavazzi wäre wahrlich als »homme incompris« in London umgekommen, hätte nicht ein Titel, ein bloßer Name dem guten John Bull gezeigt, an welchem Abgrund er mit seiner ewigen Seligkeit steht. Nun aber, da ihm einmal die Augen über dieses gefährliche Fatum geöffnet sind, läßt er sich auch keine Ruhe und schreit überall Feuer, ohne daß die zu Hülfe eilenden entdecken können, wo es denn eigentlich brennt. Um den heiligen Vater recht zu beschämen, hat sogar eine Frau, Lady Morgan, die Waffen gegen ihn ergriffen und das vor zwanzig Jahren auf ihr Buch über Italien gelegte Interdikt bitter gerächt; denn was sie damals behauptete, daß St. Peter nie in Rom gewesen, der Papst also nicht auf seinem Stuhle sitzen könne, das findet jezt in seiner Wiederholung ein tausendstimmiges Echo im Volke und reizt zu mannigfachen Anschuldigungen gleicher Art. — Die Geistlichen wünschen eine Synode auszuschreiben, um mit einander Rücksprache zu nehmen, was die englische Kirche künftig zu lehren habe, denn Niemand weiß jezt mehr was recht oder unrecht ist, und ob das Herkömmliche oder das geschriebene Wort die beste Norm enthält. Ueberall ist Zweifel und Unfrieden; wie ein schwankendes Schiff, das des Steuermanns entbehrt, geht man bald vor bald rückwärts; die Bischöfe geben Verweise ohne Belege, haben auf Fragen keine Antworten, und zwingen die verdienstlichsten Männer aus der Kirche zu scheiden, weil sie das Schwimmen mit dem Strome nicht lernen wollen. Wo das alles hinaus will, ist eine Frage der Zeit, die ihre Lösung von selbst finden wird. — Die eben erschienene Nummer der Edinburg Review hat einen merkwürdigen Aufsatz über den Socialismus, der beweist, wie sehr derselbe in England um sich greift. Auch ist dieses Zeichen der Zeit der ganzen jetzigen Literatur so deutlich aufgeprägt, daß nur der starre Conservatismus blind dafür seyn kann. So eben ist ein neues Werk von einem Lord angezeigt, »Master and Workman« betitelt. Lord Carlile hat Vorlesungen im Institute der Mechaniker gehalten, was ihm so viel Lob als Tadel eingetragen. Sir John Guelf hat den Arbeitern in seinen Minen zwei Abendgesellschaften gegeben, wo seine Gemahlin und einige Damen ihrer Bekanntschaft an verschiedenen Tischen den Thee bereiteten, worauf die Männer sich mit der Betrachtung von Kupferstichen, Modellen, Gemälden, und was sonst von Interesse für sie war, unterhielten, wobei es auch nicht an Musik fehlte und an nationalen Gesängen, die ihrem Geschmacke entsprachen. Solche Dinge, so geringfügig sie scheinen, sind sehr bezeichnend. — Thackeray hat zum Weihnachtsfest einen neuen Band erscheinen lassen: »The Kicklebury's on the Rhine,« den die Times höchst unbarmherzig angriffen, worauf er in der nach acht Tagen nöthig gewordenen zweiten Auflage die ganze Recension abdrucken ließ, damit nun jeder Leser beurtheilen könne, ob die Times in ihrer Verdammung des Buchs Recht gehabt, oder das Publikum mit seinem Verlangen nach demselben. Disraeli hat ein Leben Karls des Ersten erscheinen lassen, das aber noch nirgends besprochen ist. Eine sonderbare Neuigkeit ist die Anzeige der Biographie der Gattin Miltons, des Dichters des verlorenen Paradieses, die unter dem Namen: »Maiden and married life of Mary Powell, afterwards Mistress Milton« erschienen ist. Ob es ein ächtes Tagebuch derselben oder ein unterschobenes ist, muß man dahin gestellt seyn lassen, bis Kenner darüber entschieden; im ersteren Falle wäre diese Autobiographie von hohem Interesse. — »Mistress Margareth Maitland« ist ein Roman in drei Bänden, der in Schottland spielt, in schottischem Dialekte geschrieben und mit vielem Talente durchgeführt ist. Obwohl die Moral ein wenig nach Puritanismus schmeckt, ist der Ton doch gesund und kräftig gehalten, und die einfachen Lebensverhältnisse, um die sich die Geschichte dreht, sind poetisch so verklärt, daß sie in jeder Brust die Sehnsucht nach dem Glück einer solchen Existenz hervorrufen. — »The Lexington Papers,« so heißt eine Sammlung von Briefen aus den Jahren 1694 bis 1698, die vor kurzem von einem Enkel des Lord Lexington in der Bibliothek des Familiensitzes unter bestaubten Papieren aufgefunden und nun der Welt mitgetheilt worden sind. Lord Lexington war zu jener Zeit Gesandter in Wien; sein späterer Aufenthalt in Madrid muß eine nicht minder werthvolle Ausbeute liefern, deren Veröffentlichung man entgegensieht.

Florenz, Januar.

(Schluß.)

Theater.

Seit Manzoni und Niccolini schweigen, von denen der erstere bekanntlich auf die Bühne niemals praktischen Einfluß hatte, während der Einfluß des andern beschränkt war, da seine Stücke entweder nicht für die Aufführung paßten oder die Polizei dafür sorgte, daß sie keinen gefährlichen Enthusiasmus erregten, seit Girand und Nota todt sind, ist es mit dem Trauerspiel wie mit der Comödie schwach bestellt. Marenco ist auch todt, und Pellico und Bentignano leben zwar, wollen aber nicht viel bedeuten, denn Pellico hat längst alle dramatische Dichtung aufgegeben und hat der Bühne auch eigentlich nur Ein Stück, die Francesca da Rimini, geliefert, wie Bentignano nur die Medea. Mit den Comödien des leztern ist es nichts. Er macht's wie Alfieri: er weinte in der Jugend, im Alter will er lachen. Aber bei dem einen wie dem andern lacht Niemand mit. Es gab eine Zeit, wo man neue, von Patriotismus überfließende Stücke spielte, wie der Lombardenbund, Giano delle Bella und andere Ergüsse demokratischer Poesie. Jezt wundert mich, daß man sie den Buchhändlern nicht wegnimmt, da sie von Legnano predigen. Die Legnano-Oper Giuseppe Verdi's kann nun wohl auch auf ewig zurückgelegt werden, falls man ihr nicht ein anderes Libretto unterlegt. Es ist übrigens durchaus nichts dabei verloren, wie überhaupt nicht bei Verdi's neuesten Opern, mögen sie Battaglia di Legnano, oder Attila, oder Masnadieri, oder Luisa Miller heißen. Da Räuber und Kabale und Liebe in Musik gesezt sind, der Fiesko schon vor einiger Zeit zur Oper geworden ist, so müßte nun nothwendig Don Carlos dran. Wer weiß, wie bald wir den Marquis Posa sein „Königin, das Leben ist doch schön“ als Baritonarie debitiren hören! Unterdeß sind wir, da die Oper nicht das Privilegium des Schauspiels hat, welches zwei Drittel der Abende mit Uebersetzungen aus dem Französischen füllt, nothwendig wieder an Donizetti gewiesen, wollen wir nicht immerfort und überall Verdi hören. Donizetti kann mit seinem Melodienreichthum und seiner Fülle dramatischer Mittel, mögen sie noch so oft schlecht angewandt seyn, nicht so rasch veralten. Bei der Aufführung seines Polyeuct (Poliutto) kam neulich im Pergolatheater der merkwürdige Fall vor, daß ein ausgezischter Baß sein Heldenschwert dem Publikum in's Gesicht warf, und wegen dieses parterricidischen Attentats, wobei die Nasen zweier auf den vordern Bänken sitzenden Zuschauer zu Blute kamen, durch Gensdarmen nach dem Palazzo del Podestà befördert ward, um in einer mittelalterlichen Burg für seine antike Heftigkeit zu büßen. Wenn ich nicht irre, war's am Tage vor der Bekanntmachung des besprochenen Codex der Theaterpolizei.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 32. Donnerstag, 6. Februar 1851.

O coward conscience, how dost thou afflict me! —
What do I fear? myself?

Shakespeare.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Arme Ammy! Nun wußte Ernst, daß der keine Thräne kindlicher Liebe sehen konnte und das Grab seines armen Weibes ihn vollends hart und herzlos gemacht hatte. Grab und Thränen üben ja auf böse Menschen nicht den sänftigenden und erhebenden Eindruck wie auf gute; der verhärtete Sinn, das der Schuld verfallene Gewissen zittert vor jedem sanften Gefühl, wie die Sünde vor dem Rauschen eines Rosenblattes; die Nacht in ihrer Seele erträgt keinen Lichtstrahl, und weil sie das Auge des allwissenden Gottes fürchten, können sie auch die Thräne im Menschenauge nicht sehen, und das Grab, das stumme, erschreckt sie fast noch tiefer als der Klage sanfter Wehlaut, als des Freundes treues Warnungswort.

Wahl regte sich nicht; doch zeigten dem Beobachter an der Thüre die dickgeschwollenen Adern seiner Stirne, die im grauen Haar krampfhaft zusammengeballte Faust, daß die Wuth, in der er den Knecht geschlagen, noch in seiner Brust koche und ihm vielleicht nur ein Gegenstand fehle, um seine wilde Leidenschaft vollends auszutoben. Einen Augenblick stand Ernst in Versuchung sich zurückzuziehen; denn die Stunde schien ihm keineswegs geeignet zu Erörterungen und Ermahnungen, wie die waren, welche ihn hieher geführt hatten. Aber schon war es zu spät dazu; denn eben richtete der Kastenmeister den Kopf in die Höhe und gewahrte den Unbekannten auf der Schwelle seiner Thüre. Eine Weile starrte er denselben mit glanzlosen Augen wie ein Trunkener an, dem der Rausch schwer auf allen Sinnen liegt; er lallte einige Worte der Ueberraschung, blieb aber dabei regungslos auf der Bank sitzen. Da faßte sich Ernst, der seine innere Scheu überwand, ein Herz, und näher tretend sagte er so freundlich und unbefangen als ihm möglich war: „Nun, Konrad, kennt Er mich denn gar nicht mehr?" Und bei diesen Worten reichte er ihm seine Hand zum Gruß über'n Tisch.

Da wurde des Kastenmeisters Antlitz erst blaß, dann dunkel, und die fremde Erscheinung schien ihm allmählig bekannter zu werden. Doch merkte Ernst an seiner halb staunenden, halb argwöhnischen Miene, daß Jener über seine Person im Ungewissen blieb und sich seiner schlechterdings nicht mehr erinnern konnte. Jetzt reichte ihm auch Wahl zaudernd die schwielige Hand, verwandte aber noch immer kein Auge von ihm, sagte auch kein Wort und schien sogar mit sich im Kampfe, ob er die rauhe Seite gegen den Fremden herauskehren oder dessen freundlichen Gruß eben so freundlich erwiedern solle.

Ernst urtheilte richtig, daß er diesen günstigen Moment des Zweifels in des Bauers Seele benutzen müsse, um sich seines Zutrauens zu versichern und sich mit ihm gleich von vornherein auf den alten Fuß zu setzen. — „Topp, Nachbar Konrad, was schaut Er mich so fremd an? Bin ich's oder bin ich's nicht?" rief er lachend und schlug dabei dem Bauer so derb auf die Schulter, daß dieser betroffen auffuhr und sich brummend an der Wand die Stelle rieb, wo ihn der freundschaftliche Willkommgruß so unsanft berührt hatte. Ernst aber fuhr ohne Umstände in seinem angenommenen zutraulichen Tone fort: „Macht keine Umstände, Nachbar Konrad. Wenn ich Euch sage, wer ich bin, so weiß ich auch, daß ich Euch willkommen seyn werde. Darum rathet's erst und besinnt Euch

einmal auf den bösen Buben, der so oft bei Euch hier am Tische saß und dem's hier immer besser schmeckte als drüben im Vaterhaus. Na, Konrad, kommt Er bald auf die Spur?"

Da gingen plötzlich dem stumpfen finstern Bauer groß die Augen auf, über sein hartes Gesicht fiel ein heller Schein, wie aus alter besserer Zeit, und: „Potz Henker, das ist des Amtmanns Ernst!" rief er erstaunt, schüttelte Jenem dann wie einem alten lieben Bekannten derb und herzlich die Hand und suchte die Verwirrung, in die ihn diese unerwartete Erkennungsscene versezte, hinter dem alten ungezwungenen Ton zu verbergen, wie er vordem zwischen ihnen geherrscht hatte. Ernst hütete sich auch wohl, ihn die schlimme Meinung merken zu lassen, die er von ihm mit hierher gebracht, war vielmehr die Unbefangenheit selber und machte sich's in dem alten ledernen Großvaterstuhl bequem, welchen ihm der Kastenmeister an den Tisch schob. Dann holte der Bauer aus dem Glasschrank in der Oberstube den krystallenen Pokal, das Hochzeitgeschenk von Ernst's Eltern, auf das er sich immer viel zu gute gethan hatte; den stellte er auf blankem zinnernem Teller vor seinen Gast, füllte ihn mit Rheinwein und trank ihn Jenem zu: „auf die alte Zeit." Ernst wiederholte den Spruch mit dem Beisatz: „Und die alte Kameradschaft," und that einen langen Zug, was den Alten sichtlich erheiterte. Dann erzählte er dem Kastenmeister von seinem seitherigen Leben, seinen Fahrten und Schicksalen, wie es zu dessen Anschauungsweise und Fassungsvermögen paßte, was Jenen auch anfangs lebhaft interessirte. Allmählig aber wurde er zerstreut, rückte unruhig auf der Bank hin und her und sprach dem Glas mit Kornbranntwein häufiger zu als dem Krystallpokal. Das gastfreie harmlose Wesen schien ihm für die Dauer unbequem zu werden, und er mußte sich sichtbar Gewalt anthun, um Ernst gegenüber unbefangen zu bleiben.

Dieser vermied es mit Absicht sich nach seinen Familienverhältnissen zu erkundigen, und wollte es abwarten, was ihm der Kastenmeister aus freien Stücken davon mittheilen werde. Aber hartnäckig schwieg lezterer über alles, was ihn selbst und sein Hauswesen betraf. Ernst merkte, daß ihm die Unterhaltung drückend wurde und der Zwang, den er sich anthun mußte, ihn mehr und mehr befangen machte. Er nahm zu rohen Scherzen seine Zuflucht, trank immer mehr Branntwein, sein Blick ward unstet und seine Augen nahmen mehr und mehr eine dunkle Röthe an. Zu verschiedenen malen stand er von der Bank auf, ging unter irgend einem Vorwand weg, kehrte nach einiger Zeit wieder, alles nur, um dem Gaste einen Augenblick aus dem Gesicht zu kommen und demselben seinen Seelenzustand, der gewiß unerträglich war, zu verbergen. Ernst's Gegenwart packte sein Gewissen an der für eine rohe Natur empfindlichsten Seite, der Beschämung; und so verhärtet auch Wahls Gemüth seyn mochte, hatte doch die Ungewißheit, ob Ernst ihn kenne oder ihn noch für den alten bessern Menschen halten möge, der er einst war, etwas Drückendes für ihn, und vielleicht war ihm noch nie geschehen, was ihm heute geschah: er selber ward irre an sich.

So wenigstens urtheilte Ernst, der ihn aufmerksam beobachtete und wahrnahm, wie er sich in seinem ganzen Wesen als einen Menschen gab, den ein unvorhergesehener Zufall plötzlich nöthigt, der Angewöhnung des Bösen, das er längst offen zur Schau getragen, zu entsagen und sich auf Gefühle und Zustände seines innern und äußern Lebens zurückzubesinnen, an die er vielleicht seit vielen Jahren nicht mehr gedacht hat. Ernst sah den Kampf, der in seinem Innern vorging; aber so heftig auch der Stoß gewesen seyn mochte, mit dem ihn die Erinnerung an ein altes besseres Leben aus seiner moralischen Versunkenheit emporrüttelte, die verhärtete Seele hielt ihn zulezt doch aus, und schon der nächste Anlaß sollte seinen wahren Charakter völlig enthüllen.

Ernst hielt es an der Zeit, Ammys Angelegenheit zur Sprache zu bringen; er begann also den Kastenmeister wie zufällig nach den Verhältnissen im Herrnhof zu fragen, und äußerte ganz flüchtig, er möchte wohl einmal beim jetzigen Besitzer, dem Heinrich Falk, vorsprechen und sich das alte Vaterhaus besehen, den Hof und den Garten und was sonst noch zu den Erinnerungen seiner frohen Kindheit gehöre. Wie er den Namen des Todfeindes nannte, ging im ganzen Wesen des Kastenmeisters eine auffallende Umwandlung vor, das Blut schoß ihm in die Augen und der böse Blick kam zum Vorschein, mit dem uns der feindliche Dämon anschaut, den wir unversehens in der Seele eines Bösewichts wecken. Es war ein fürchterlicher Blick in den grauen glanzlosen Augen, deren Kreise weiter und weiter sich ausdehnten, während sie regungslos auf Ernst gerichtet standen; eine erdfahle Blässe bedeckte dabei die Züge des unheimlichen Menschen, die Faust ballte sich krampfhaft um den Hirschhorngriff des kurzen krummen Messers und um die schmalen zusammengekniffenen Lippen zuckte ein Lächeln, dem man wohl unter andern Umständen die abscheulichste Absicht hätte zutrauen können. Ernst schauderte in innerster Seele zusammen und sah fast unwillkürlich auf das Messer in der braunen haarigen Faust, die aber regungslos auf dem Tische liegen blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Rom im Winter 1830.

(Schluß.)

Von Fremden waren indessen kaum andere als Engländer da, indem nur diese sich in großer Zahl in

Rom eingefunden haben, während Russen, Franzosen und Deutsche fehlen. Von letzteren sah man nur den Erbgroßherzog von Oldenburg. Am schwächsten war die Diplomatie vertreten, denn in diesem Augenblick ist kein Botschafter hier (der spanische, Don Francisco Martinez de la Rosa, ist in Madrid; um die andern Ambassadeurs haben die Revolutionen uns gebracht) und die meisten Gesandten sind auf Urlaub, die meisten Staaten nur durch Geschäftsträger repräsentirt. In Uniform sah man nur einige französische Offiziere, deren Zahl in der Gesellschaft überhaupt sehr klein ist. Die päpstlichen Militärpersonen pflegen Abends Civilkleidung zu tragen, wie die toscanischen und selbst die Neapolitaner, bei denen doch das militärische Element von größerer Bedeutung ist.

Es war, wie gesagt, das alte Rom. Aber die neue Zeit hat an dessen Thüre ein lautes und rücksichtsloses Klopfen vernehmen lassen, und als man ihr die Thüre zur Hälfte öffnete und glaubte, sie werde sich damit begnügen, hob sie dieselbe aus den Angeln. Der Eindringling ist dann etwas unsanft hinausgeschmissen worden, doch nur unter fremdem Beistande, und er steht in der Ferne und schaut drohend her über Meer und Alpen. Der Diamantenreichthum, den wir eben bewunderten, verdankt nur den Fideikommißgesetzen seine Entstehung, Vermehrung und Erhaltung; vor ein paar Jahren hatten die neugeschaffenen Kammern schon an den alten Stamm der Fideikommißgesetze die Axt angelegt, und kam es, wie theoretisch, so praktisch zu dessen Fällung, so lag auch der ganze bisherige Bestand da; aus dem großen Bau war der Eckstein ausgebrochen, und vielleicht schon in der folgenden Generation war es mit dem Glanz römischer Familien, mit Palästen, Galerien und Diamanten zu Ende. Würde Rom, würde der Staat dabei gewinnen? Schwerlich. Hier und dort würde ein Stück Land vielleicht besser angebaut, von einem jezt todten Kapital Nutzen gezogen, das Nützlichkeitsprincip überhaupt vielseitiger zur Geltung gebracht werden; aber es fragt sich sehr, ob alles das Ersatz geben würde für den Ruin der Aristokratie, mag dieselbe auch größtentheils ihre Stellung nicht gehörig erkannt und noch weniger benuzt haben. Die conträre Strömung der Volksmeinung, wenn man den Aussprüchen der legislativen Kammern diesen Namen beilegen will, ist indeß in den meisten Ländern so stark, daß es sich fragt, ob man die zu Gunsten der Erstgeburtsrechte namentlich hier redenden Gründe hinlänglich beherzigen wird, wenn einmal die hiesigen exceptionellen Zustände ein Ende nehmen. Und daß lezteres eintreten kann, mag nun ein Papst entschiedenerer Reformer seyn als Pio nono, oder der Anstoß ganz von außen kommen, wer leugnet es? Bis zu diesem Palast Altieri, der jezt festlich erleuchtet Kardinäle und Prälatur, Diplomatie und Noblesse aufnahm, und vor welchem in der milden Januarnacht hunderte von Wagen Platz, Höfe und benachbarte Straßen füllten, drang vor nicht drei Jahren das Geheul mehr als Geschrei derer, welche die Jesuiten aus dem nahen Kloster vertrieben und an dem benachbarten Palazzo di Venezia die Wappen Oesterreichs zerstörten.

Die Theater wurden unterdeß nach der Adventsrast wieder am zweiten Weihnachtstage geöffnet. Das große Operntheater, Tordinona, war ein paar Jahre geschlossen gewesen und nur mit genauer Noth der Zerstörung entgangen, welche die Cernuschische Bande über die anstoßenden, am Flusse liegenden Häuser verhängte, was übrigens der engen Straße zu gute kommen wird, sobald man den leergebliebenen Platz ebnet und mit Brustwehren gegen die Tiber zu versieht. Am Abend der Eröffnung pflegte sonst, nach dem ersten Akt der Oper, der Monsignore Gouverneur von Rom in den Logen der drei ersten Reihen durch Diener mit Wachskerzen Gefrorenes umherreichen zu lassen. Aber Gouverneur und Diener, Wachskerzen und Gefrorenes gehören nun der Geschichte an. Das Haus war ziemlich dunkel, und so voll es war, so kalt war die Stimmung. Weder die Puritani Bellinis, hier Elvira Walton getauft, die man nun nachgerade zu oft gehört hat, noch die seitdem versuchte Luisa Miller Verdis vermochten das Publikum zu erwärmen. Das Sujet zum Ballet hatte unsere Faustsage hergegeben. Schiller und Goethe an Einem Abend auf einer römischen Bühne benuzt! Aber dieser italienische Fazio ist eine kuriose Produktion, die oft an's Puppentheater erinnert und mit einer brillanten gleichzeitigen Himmel- und Höllenfahrt schließt. Der Beifall war sehr mäßig. So bietet denn in diesem Winter das Schauspiel nur geringe Ressource. Man tröstet sich mit der Hoffnung, daß der Carneval, zwei Jahre hindurch nicht viel mehr als dem Namen nach vorhanden, dießmal um so glänzender werden wird, und freut sich unterdessen des in seltenem Maße schönen und milden Wetters. Am Neujahrstage spazierte man auf dem Pincio und dem Forum und vor Roms Thoren, während auf dem höchsten Punkte der Stadt auf der Nordseite das Thermometer mehr denn zwölf Grad Wärme wies, und die Sonn brannte zu warm, für solche namentlich, die sich mit Ueberröcken versehen hatten, die freilich in den engen und feuchten Straßen, deren Schmutz in ekelerregendem Maße zunimmt, um so nothwendiger sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Cap-Hayti, im Herbst.

Ankunft.

Nach einer siebenwöchigen Fahrt entdeckten wir endlich Freitags den 12. August Morgens nach dem Frühstück am südwestlichen Horizont einen dunkeln Streifen, der, da seit Wochen kein Wölkchen das dunkle Blau des Himmels getrübt hatte, nichts anderes als Land seyn konnte. Die Freude über diesen Anblick bewegte alle Gemüther. Indessen gelang es uns erst gegen Abend das Land in deutlicheren Umrissen zu sehen und als das Vieux Cap Français, die nordöstlichste Spitze Haytis, zu erkennen. — Die frohe Aussicht auf die baldige Erlösung vom Ungemach der Seereise und der herrliche Anblick des nahen Landes versezten uns am folgenden Tage unter dem klaren, dunkelblauen tropischen Himmel in die froheste Laune, in der wir um Mittag unsere lezte Flasche Champagner leerten. Das Fahrzeug wurde jezt, nachdem die Ankerketten aus dem Raume gezogen und auf dem Verdecke zurecht gelegt, unsere beiden kleinen Kanonen geputzt und zum Salutiren geladen, kurz alles zur Landung vorbereitet war, aus der westlichen Richtung gegen Süd gewendet. Jezt kam der schwarze Lootse mit seinen beiden Begleitern an Bord und bewillkommte uns in der sogenannten Creolensprache, einem schlechten, mit afrikanischen Wörtern vermengten Französisch. Bald kamen auch die Zoll- und Hafenbeamten an Bord, die uns durch ihre dunkle Hautfarbe, die stark damit contrastirende weiße Wäsche und die seltsamen Uniformen ergözten.

Die Stadt, von den alten Indianern Guarico, unter der Herrschaft Frankreichs Cap Français, unter der königlichen Regierung Christophs Cap Henri, und seit Errichtung der Republik Cap Hayti genannt, liegt auf einer kleinen Ebene, welche gegen West von sehr schroffen Bergen begrenzt wird, sich aber in südlicher Richtung nach dem Jaqueflusse erweitert und bis nach Santiago und La Vega fortzieht. Gegen Südost wird der Hafen durch eine flache Landzunge begrenzt, auf welcher das wegen seines ungesunden Klimas verrufene Dörfchen Petit Ance liegt. — Von der Stadt sieht man wegen ihrer ebenen Lage vom Hafen aus nur die vorderste Reihe einstockiger Häuser, die überdieß zum Theil durch verfallene Mauern mit Schießscharten am Hafen hin verdeckt werden. Da nun in den Mittagsstunden, der Hitze wegen, stets wenig Leben auf den Straßen ist und die meisten Hausthüren so wie die Jalousien geschlossen sind, so erschien uns die Stadt unbedeutend und todt. — Endlich gegen drei Uhr fiel der Anker, und wir eilten dem Schiffe nach 40tägiger Gefangenschaft zu entfliehen. Wir wurden zunächst zum Commandanten der Stadt geführt, den wir in einem großen, mit Jalousien versehenen und nach Landessitte mit Backsteinen gepflasterten, einfach meublirten Saale in Gesellschaft einiger farbigen Offiziere fanden. Es war ein ältlicher, corpulenter Neger mit grauem Haar, der uns sehr höflich in französischer Sprache willkommen hieß. — Darauf begaben wir uns zum englischen Handelskonsul, der uns in eine Art Kaffeehaus brachte, eines der wenigen Häuser hier, in denen Fremde für Geld wohnen können. Wir fanden zu ebener Erde eine um ein Billard versammelte, Cigarren rauchende Gesellschaft, und wurden im obern Stockwerk vom Wirthe, Herrn Saillant, einem wohlgenährten Neger, und dessen Frau, einer dicken Mulattin, empfangen. Wir erhielten für die Dauer unseres hiesigen Aufenthalts ein sehr geräumiges Zimmer mit zwei Fensteröffnungen, die, wie überall hier zu Lande, ohne Glasfenster sind; der Fußboden ist mit Backsteinen gepflastert und die große Doppelthüre von innen mit einem einfachen Hacken, von außen gar nicht zu verschließen. Das Geräthe besteht neben ein paar hölzernen Stühlen aus zwei großen mit sogenannten Musquiteros, einer Art dünner Vorhänge zum Schutze gegen die Insekten, umhangenen Himmelbetten von Mahagoni mit Baumwollenmatrazen und leinenen Tüchern statt der Bettdecken. — Alsbald verließen wir unsere neue Wohnung wieder, um einen in der Nähe wohnenden deutschen Kaufmann, de la Roche, zu besuchen, in dessen Gesellschaft wir vor Nacht noch einen Spaziergang nach der gegen Südost vor der Stadt gelegenen, mit Palmen, Orangenbäumen und andern Gewächsen des tropischen Himmelsstriches bedeckten Ebene machten. Die Eigenthümlichkeit der Stadt, die schwarzen und braunen Menschen, die ungewohnte, äußerst nachläßige und unzureichende Bekleidung derselben, die wundervolle und von der europäischen völlig verschiedene Vegetation machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich, so daß mir oft war, als sey ich nur im Traume in diese Umgebung versezt. — Zu Hause fanden wir um sieben Uhr im geräumigen und luftigen, mit einem Balkon auf der Hafenseite versehenen Speisesaale eine aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesezte Gesellschaft und die Tafel zur Abendmahlzeit gedeckt und mit gelben gezogenen Wachslichtern besezt. Die wilden Bienen des Landes erzeugen Wachs in Menge und Talglichter würden in diesem Klima schmelzen. Wegen des Luftzugs, den man in den Häusern stets zu erhalten suchen muß, werden große Glascylinder über die Lichter gesezt. — Das gewöhnlichste, bei Reich und Arm beliebte Gericht, das bei keiner Mahlzeit fehlen darf, ist das sogenannte Grebouillon (spanisch Soucoche), eine Art Ragout aus Hühner-, Schweine- oder getrocknetem Rindfleisch mit Bananen, welche hier die Stelle der Kartoffeln vertreten, Yams und anderem Wurzelwerk, mit Salz und spanischem Pfeffer gewürzt. — Mittags ißt man häufig eine Art Nudelsuppe; die übrigen Speisen, unter denen gebratene Hühner, Palomas (eine Art wilde Tauben), Reis und rothe Bohnen die Hauptrolle spielen, werden alle zu gleicher Zeit auf den Tisch gesezt und jeder langt nach Belieben zu. — Wohlhabende, namentlich die Ausländer trinken bei Tische ein Glas Rothwein mit Wasser, welches in Gefäßen von rothem Thon aufbewahrt wird, die keine Glasur haben, damit sie stets schwitzen und in Folge dessen das Wasser kühl halten.

Sonntag Morgens wurden wir gegen sechs Uhr durch die Zimmermagd, eine kleine dicke Negerin, geweckt, wobei sie uns einige frische Orangen brachte, deren Genuß wir aber in nüchternem Zustand der Gesundheit wenig zuträglich hielten. Bald erfuhren wir aber, daß man es in diesem Klima für sehr dienlich halte, nüchtern einige dergleichen Früchte zu genießen, wogegen man es Nachmittags und Abends unterlassen müße, daher das Sprichwort, Morgens seyen Orangen Gold, Vormittags Silber, Nachmittags Blei. Dasselbe gilt mehr oder weniger auch von den übrigen Südfrüchten; nur mit dem Zuckerrohr ist man keineswegs bedenklich, indem dieses sehr häufig auch Abends genossen wird. Kurz darauf erschien das Mädchen wieder mit zwei Tassen starken vortrefflichen Kaffees, den wir ohne Bedenken zu uns nahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 33. Freitag, 7. Februar 1851.

> Darum höre dieß, du Elende und Trunkene ohne Wein: Siehe ich nehme den Taumelkelch von deiner Hand, sammt den Hefen des Kelchs meines Grimms; du sollst ihn nicht mehr trinken.
>
> Jesaias.

Beim Antritt der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

(s. Nr. 22—26.)

II.

Aller Augen sind auf England gerichtet, das Geburtsland, das Musterland mitteleuropäischer und lang schon außereuropäischer Freiheit, Geistesgröße und Thatkraft. Scheinbar und nach seinem eigenen hohen Urtheile wäre Frankreich der Herzog der neuen Zeit; wohl für ihre Schäume und Schaumweine, für ihre Romane, Lustspiele und künstlichen Blumen. Das Weltnivellirinstrument mag allerdings die flüchtige Französin um das Erdenrund tragen und damit dem Geiste der Geschichte ihre Gebühr bezahlen; aber das Hauptvolk, das Weltvolk der neuen Zeit ist doch einstweilen, bis sich aus der nordamerikanischen Völkermischung möglicherweise ein neues Daseyn erzeugt, das Volk der Britten. Wie in der alten Welt Griechenland durch die Vereinigung der verschiedenen Lebensmächte das Musterland und sein Delphi der Nabel der damaligen Erde war, so ist das neue Weltland Großbritannien mit seiner Weltstadt und seiner Weltausstellung. Auf wunderbare Weise sind hier die neueuropäischen Großmächte, der freie Staat, die freie Kirche, der freie Handel, in ursprünglich angelegter Wechselwirkung, und die wirklich freie, weil praktische, dem Leben dienende Wissenschaft hat dort zuerst und zumeist ihre großen Dienste gethan. In all seiner inselhaften Einseitigkeit ist doch der englische Volkskörper der allseitigste, vollste, gediegenste, gesundeste unter allen, und das aufstrebende Tochterland jenseits des Oceans wird noch lange streben und werben müssen, bis es nicht mehr bloß das Land ist, wo es „am wenigsten Elend, aber auch das wenigste Glück“ gibt.

Nach englischem Muster wollte das Festland Verfassungen zimmern und baute unglückliche Kartenhäuser; es meinte nur so einen Theil des dortigen Lebens herüber nehmen zu können, und zwar gerade das äußerlichste, die bloße Staatsform, und Heil uns, wenn wir endlich durch Schaden klug am Ende der Täuschungen stehen, als ob eine nothdürftige Schülerabschrift der großen Charte schon ein großes Volks- und Staatsleben machte! Weg mit dem beschriebenen Papiere, wenn es an die Stelle der Freiheit und Weisheit treten will! Das aber soll ein Muster für unsere Staatslenker und Volksbeglücker seyn, wie mit der Entbindung und Entlassung aller Kräfte nach außen vor allem die einzelnen Lebenskreise sich binden, gründen, stärken, wie der Mann in seinem Hause seine Burg, in seinem Beruf sein Reich, in seiner wohlbegründeten Lebensstellung seine Welt, in seiner Arbeit seinen Lohn, in Seinesgleichen seine Ehre und sein Recht, in seiner Selbstbeherrschung seine Regierung, in seinen Obern seine Obern finde, die mit ihm wetteifern in Sicherung der Schranken und in Erweiterung seiner Freiheiten. Das heißt Bürgerwerth, Volksfreiheit, auf der sich die Staatsfreiheit als auf granitener Unterlage auferbaut. Ist's möglich in Deutschland, daß die Staaten fest und stark die Allesregiererei und Allesbevormunderei lassen, dagegen den einzelnen Verkörperungen und Kreisen des Volkslebens ihr Recht, ihre Selbstbewegung, ihre Selbstregierung zu geben und zu erhalten im Stande sind, so können wir noch auf Großes hoffen, wo nicht, nicht. Wir hoffen, weil wir wünschen. Eine Thatsache berechtigt vielleicht zu solcher vaterländischen

Hoffnung: die Schwurgerichte haben im Durchschnitt gezeigt, daß das Volk, wohl geleitet, aber nicht gegängelt, noch seinen Mann, sein Selbst zur Selbstbeherrschung, Selbstregierung stellen kann. Folge anderes nach!

Dann die andere Großmacht — wird sie innerhalb des sich befreienden und erweiternden Handels und Gewerbes auf dem neu sich ihr eröffnenden Boden an England ihr anderes bewährtes Muster nehmen dürfen und können? Wird die Kirche, die Religion das Ihre thun? Um dieselbe Zeit, da Watt, der Erfinder der Dampfmaschine, geboren wurde, erblickte ein anderer Kaufmannssohn über'm Kanal, Howard, das Licht der Welt (1727), der christliche Menschenfreund, der Chorführer der Wilberforce, der Gurney, der Arnold, der Ashley, der Elisabeth Fry, der Hannah More und der ganzen heiligen Schaar der Männer, Frauen und Jungfrauen, die nun über ein halbes Jahrhundert als die Sendboten des Lichtes und Trostes in die Gefängnisse des Staates, in die Kerker der Fabriken, in die Höhlen des Lasters, in die Hütten der Armuth, in die Wüsten der Verwahrlosung des Geistes und der Seele hinabgestiegen und Wunder des Glaubens und Thaten der Liebe gewirkt, daß es nicht Nacht werden konnte trotz allem Dunkel und Schatten des Todes, der sich auf die Fortschritte des weltlichen Lebens lagern wollte.

An's Lager der sterbenden Armuth hat sich das lebendige Christenthum begeben und hat England vor dem Unheil des Jahres 1848 gerettet. Neben der äußern Mission hat der Geist Christi dort innere Mission getrieben, ehe die Deutschen auch nur ihren Namen kannten. — Nun aber der Eifer für sie diesseits des Kanals erwacht ist, haben wir eine gute Hoffnung weiter, daß die Kinder des neuen Jahrhunderts nicht in den erglühenden Armen des feuerspeienden, von heißer Goldgier brennenden Moloch der Gewerbsamkeit untergehen müssen. Jeder neu erstehende Bannerträger des Glaubens, der in Liebe thätig ist, sey uns ein Herold des Sieges in dem Zeichen, in dem wir siegen werden.

Und nun zu gutem Schlusse die treue Dienerin des Staates und der Kirche, die Wissenschaft, wird sie denselben untreu werden und dem neuen Zeitalter des Gewerbes und des Handels, das jenen festen Grund und äußern Bestand schaffen soll, zum Ende mit Schrecken helfen, oder wird sie ihm die an und in jenen zwei Lebensheerden entzündete Fackel zum fröhlichen Ziele vorantragen? Wie steht es mit der deutschen Wissenschaft insbesondere zu dieser Stunde, an der Schwelle des neuen Weltlaufs?

Der scheinbar so mächtigen schöngeistigen und wissenschaftlichen Bewegung der lezten zwei Jahrzehnte hat das Jahr 1848 den Gnadenstoß gegeben. Die zuvor schon abgebrannten jungdeutschen Philosophen konnten sich Glück wünschen zu einer Wendung, welche ihnen mit einigem Anstande von der lezten Stufe des Lehrstuhls des Unglaubens, auf die sie bereits herabgekommen waren, vollends herabzustürzen erlaubte. Die bloß verneinende Philosophie und Theologie ist längst auf ihren Nullpunkt gekommen; schon mit Strauß und seinem Buche brach sich die Kälte des voraussetzungslosen Gedankens, dessen größte Voraussetzung war, daß es ein reines, gründliches, unbefangenes Denken seyn wollte. Alle guten Kräfte und Geister loben zwar noch nicht den Herrn, aber über die Schranken der Hegelschen Zeitphilosophie sind alle Fähigen hinausgeschritten und die Unfähigen, die Fertigen vertröpfeln höchstens ihr Blut vollends aus der Todeswunde, die sie nicht dem Gott der Christen, sondern sich selbst geschlagen.

Für alle wirklichen Philosophen ist der alte Schelling ein Heerführer zum alten Gott geworden, ob sie es Namen haben wollen oder nicht, ob sie ihn rechts oder links von seinem Stand- und Ausgangspunkt aus, auf diesem oder jenem Wege, suchen und finden mochten. Neben Schelling hat namentlich Herbart, der nüchterne Denker und gründliche Forscher, großen Eingang und selbstständige Schüler gefunden, und dieser Entwicklungsgang des wirklichen, nicht bloß gedachten oder geträumten Denkens steht im denkwürdigen Zusammenhang mit der Richtung der übrigen Wissenschaften, zumal der Naturwissenschaften, einerseits auf das Erfahrungsmäßige und Geschichtliche, andererseits, und gerade je gründlicher sie dieses erforschen, auf Gott.

(Schluß folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

„Was hat Er, Wahl?“ fragte Ernst mit möglichster Ruhe. „Er wird ja blaß wie die Wand!“ — Er stand bei diesen Worten auf, oder wollte vielmehr aufstehen; denn er mußte wohl im Sessel sitzen bleiben, weil ihn der Kastenmeister plötzlich am Arme packte und ihn mit Riesenkraft auf den Stuhl niederdrückte. Dann beugte er sich zu ihm nieder, während die Blässe seiner Züge einer braunen Röthe wich, und sagte mit schwerer Zunge: „Hör' Er, Musje Ernst, das ist meine Feindschaft! Nach dem Heinrich Falk soll Er mich nicht fragen, sonst muß ich Blut sehen — rothes Blut, von wegen der Feindschaft!“ — „Ich will auch nicht weiter von ihm reden,“ erwiederte Ernst. „Was geht mich der Heinrich Falk an! Ist er Euer Feind, so hab' ich nichts mit ihm zu schaffen, sondern halte treulich zu Euch.“ — „Recht so! das soll's seyn!“ rief der Bauer und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. „Hier ist Freundschaft, und dort —“

er deutete durch's Fenster nach dem Herrnhof hinüber — dort ist Feindschaft!"

„Ich wüßte einen Streich, den Ihr Eurem Feinde spielen könntet, der sollt' ihn schwer ärgern," nahm Ernst nach einer Pause wieder das Wort. — „Wahl horchte hoch auf. — „Wenn's nämlich wahr ist," fuhr Jener fort, „daß Rudolph Falk — vom Alten reden wir nicht — um's Ammychen freit; he, ist's so, Konrad?"

Der Kastenmeister sah ihn erst betroffen an und erwiederte dann trotzig: „Wenn's nun so wär'! Eh' der Rudolph das Ammychen kriegt, kriegt er und sie die Schwerenoth und der Alte dazu!" — „Vom Alten reden wir ja nicht!" sagte Ernst mit abwehrender Geberde. „Aber was Eure Feindschaft anbetrifft, so mein' ich, wenn zwei Feinde sich recht hassen, müßten sie auch niemals eines Sinnes seyn, geschweige denn eins und dasselbe thun, so daß man fast glauben möchte, sie seyen im Geheim mit einander übereingekommen."

„Was da!" rief Wahl zurückfahrend mit einer seltsamen Mischung von Schrecken und Ueberraschung in den Zügen. „Wer sagt, daß wir eines Sinnes seyen!" — „Doch, Konrad, doch, Eins thut ihr beide in allen Stücken einander gleich," versezte Ernst. „Er will die Heirath nicht, und Ihr wollt sie auch nicht. So seyd ihr wirklich in diesem Punkt eines Sinnes. Hab' ich Recht?" — „Ja, wenn Er's so meint!" sagte der Bauer und athmete schwer auf. — „Anders nicht," erwiederte Ernst; „und darum behaupt' ich noch einmal: die rechte Feindschaft ist's doch nicht; denn der wahre Feind thut niemals dem Feind das Gleiche, sondern immer das Gegentheil von dem, was jener treibt; also müßtet Ihr, Konrad, die Heirath wollen, weil sie der Falk nicht will, oder Ihr müßtet sie nicht wollen, wenn er darnach strebte."

Einen Augenblick stuzte der Alte abermals und sah den Gast, der lächelnd den Kopf schüttelte, mit argwöhnischem Blicke an. Diese eben so neue als eigenthümliche Auffassung seiner Feindschaft gegen Falk frappirte ihn; denn den Beweis, daß er, indem er gegen die Heirath war, dasselbe that, was sein ärgster Feind wollte, konnte er nicht entkräften. Aber die Sophistik Ernsts war dennoch für die rauhe trozige Seele des alten Bauern allzufein zugespizt und die psychologische Berechnung auf den eingefleischten Haß des Kastenmeisters brachte darum gerade das entgegengesezte Resultat von dem hervor, was Ernst erreichen wollte. Denn nachdem Wahl eine geraume Weile hindurch, den Kopf in beide Hände gestüzt, gedankenvoll dagesessen und den Gast scharf fixirt hatte, sagte er plözlich mit veränderter, gedämpfter Stimme: — „Das ist Seine Raison, Musje Ernst; ich aber sag' Ihm: es gibt eine Feindschaft, wo gerade das Nämliche, was einer dem andern anthut, das Rechte ist und dem Feind am meisten zusezt. Weiter sag' ich Ihm: wollt' ich das Ammychen dem Rudolph geben" — hier wurde seine Stimme feierlich und seine Züge nahmen den Ausdruck der höchsten Seelenspannung an — „wollt' ich sie ihm geben, ein Wort, und die Heirath geschähe, so wahr als ich den Falk hasse bis in's Weiße von seinem Aug' hinein!"

Seine Hand zitterte, als er nach dieser seltsamen Behauptung das Glas mit Branntwein füllte, dasselbe, ohne das Auge mit dem lauernden Glutblick von Ernst zu wenden, langsam an die Lippen führte, um es in einem raschen Zug zu leeren und es dann durch's offene Fenster in den Hof zu schleudern, wo es klirrend zerbrach, worauf er mit lautem Lachen ausrief: „Sagt, das Glas sey von Eisen und der Schnaps, den ich trank, sey Kazenmilch gewesen, aber sagt nicht, daß der Konrad Wahl mit seinem Feind eines Sinnes sey! Das ist lange her, der Heinrich Falk weiß wie lang! Geh' Er in den Herrnhof, Musje Ernst, und frag' Er ihn selbst; — mein Feind hat einen alten Kalender mit rothem Gockelhahn; ha! ha! darin steht's, wie lang's her ist!" — Schwerfällig erhob sich sodann der Bauer von der Bank hinter'm Tisch, drückte sich die Pelzmütze auf's Ohr und ging mit plumper Gravität aus der Stube, ohne seinen Gast eines Wortes, eines Blickes weiter zu würdigen.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Der Winter.

Das Merkwürdigste an dem heurigen Winter sind nicht die Ball-, Concert- und Theaterneuigkeiten, nicht außerordentlich bemerkenswerthe Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaft, noch die Herrlichkeiten der eben nicht sehr glänzenden Kunstausstellung, noch bedeutende Metamorphosen in dem äußern Anblick von Paris, sondern die beispiellose Milde und Lieblichkeit des Wetters in dieser Jahreszeit. Ein paar mißlungene, schnell abgebrochene Ansäze zum Froste ausgenommen, blieb das Thermometer immer bedeutend über Null, und wenn auch an Regen wahrhaftig kein Mangel war, so fehlten doch eben so wenig die

heitern Tage bei sanfter Luft. Man rühmt mit Recht die ambrosischen Sommernächte, wo die hinschmachtende Abenddämmerung mit dem auflebenden Morgenschein verschmilzt und von einer eigentlichen Nacht, da die Sonne nicht über achtzehn Grade unter den Saum des Himmels hinabsinkt, nicht die Rede seyn kann. Diese lichten, glückseligen Sommernächte hat, wie es scheint, der dießjährige Winter sich zum Muster genommen, und der verscheidende Herbst will, möchte man sagen, nicht auf einer Brücke von Eis, nicht über Berge von Schnee, sondern über einen leichten, wandelnden Nebelsteg in den aufblühenden Frühling übergehen. Es ist nicht nöthig, die zahlreichen Vortheile aufzuzählen, welche die so ungewöhnlich gute Laune der gewöhnlich rauhen Jahreszeit für die geistigen und leiblichen Zustände der Bevölkerung hat. Wenn sie nichts thäte als die Noth der Armen lindern und den Mißmuth mancher verstimmten Seele, wenn nicht ganz zerstreuen, doch etwas vermindern, so wäre das schon eine unberechenbare Wohlthat und ein nicht genug zu schätzendes Verdienst; allein diese Abwesenheit aller einigermaßen nachhaltig fühlbaren Strenge der Witterung bringt auch namhafte Unannehmlichkeiten mit sich, die in Paris lästiger als an vielen andern Orten seyn mögen. Straßenkoth ist kein Vorrecht von Paris, sondern ein Phänomen, das wohl überall, wo es Straßen gibt, unter gewissen Verhältnissen getroffen wird; aber zu viel ist es gewiß nicht behauptet, wenn man die Hauptstadt der Civilisation in dieser Beziehung auf dieselbe Linie stellt, auf der sie unter den übrigen Mittelpunkten der menschlichen Gesellschaft in den fünf Welttheilen durch ihre hervorstechendsten Eigenschaften steht und zu stehen sich rühmt. Die Alten haben sie nicht mit Unrecht Lutetia genannt, und doch war sie damals nicht viel mehr als ein großes Dorf; die Römer, die sich auf das Pflastern verstanden, beaufsichtigten den Bau ihrer Wege, und die Elemente von Unrath, die sich durch ihr Anwachsen zu einem Riesenkäfig von zweibeinigen Wesen in ihr nach und nach aufgehäuft haben, konnten damals unmöglich schon vorhanden seyn. Allein die Ursache mag zum Theil am Boden liegen; der Raum, den jezt Neuathen oder Neubabylon — beides wird gesagt — mit seiner Häusermasse bedeckt, hat vielleicht ursprünglich viel Sumpf enthalten und umschließt wohl jezt noch eine Anzahl immer feuchter Stellen. Daraus wenigstens habe ich von Leuten, welche mit Recht oder Unrecht mir so aussahen als verständen sie etwas von der Sache, die Erscheinung von Gassen in Paris, die selbst bei der anhaltendsten Trockenheit während der hohen Sommermonate naß und schmuzig bleiben, erklären hören. Wenn sich also der Pariser im hohen Sommer nicht über Staub und in manchen Straßen eher über das Gegentheil zu beklagen hat, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn er in so nassen Zeiten, wie sie ein ungewöhnlich mäßiger Winter bringt, Paris manchmal in eine ungeheure Lache verwandelt ist, wenn die Boulevards, wo der Macadam grassirt, einen unwegsamen Schlammgürtel bilden, und auch an nicht gerade regnerischen Tagen das Pflaster so verzweifelt schlüpfrig ist, daß wer darauf denken muß, schnell vorwärts zu kommen, zu bösem Blut, und wer mit aller Gewalt sich tummeln will, zu einer höchst komischen Unsicherheit des Gangs verurtheilt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Cap-Hayti, im Herbst.

(Fortsetzung.)

Das Militär.

Gegen sieben Uhr wurden wir durch Musik auf den Paradeplatz gelockt, einen großen, viereckigen, mit Rasen bedeckten Platz, in dessen Mitte eine Palme (der Freiheitsbaum Haytis) steht. Neben derselben ist eine hohe Stange mit einer aus Holz geschnittenen Jakobinermütze, und eine weitere zum Aufziehen der blau und rothen haytischen Flagge aufgerichtet. Einen solchen Platz besizt jede Stadt des Landes. Hier fanden wir das ganze in Cap Hayti und dessen Distrikt garnisonirende, aus Reiterei und Fußvolk bestehende Militär zu der gewöhnlichen sonntäglichen Parade versammelt. Auf Hayti besteht nämlich die Einrichtung, daß sämmtliche Soldaten, der Ersparniß wegen, nicht in Garnison liegen, sondern innerhalb des Distrikts der Stadt, zu deren Besazung sie gehören, leben können, wo sie wollen. Sie müssen jedoch sämmtlich jeden Sonnabend Mittag in die Stadt kommen, um zu exerciren und Sonntags früh die Parade mitzumachen, bei welcher die für die nächste Woche zum regelmäßigen Dienste nöthigen Mannschaften ausgehoben, die übrigen wieder entlassen werden. — Für einen Europäer kann nichts belustigender seyn, als ein haytisches Regiment aufgestellt zu sehen. Schon die Hautfarbe der Soldaten, welche vom europäischen, nur etwas von der Sonne gebräunten Weiß zum afrikanischen Sammtschwarz alle Schattirungen durchläuft, macht auf den Ankömmling den sonderbarsten Eindruck. Vollends ergözlich ist aber ihre Ausstaffirung anzuschauen. Sie tragen blaue, roth verzierte Uniformen nach französischem Schnitt, die jedoch fast nie auf den Leib des Besizers passen und fast durchgängig mehr oder weniger, oft sehr bedeutend zerrissen sind, so daß oft ein halber Aermel oder sonst ein Stück fehlt. Diese Nachläßigkeit erklärt sich dadurch, daß man in diesem Lande zwar sehr auf weiße reine Wäsche hält, wozu man durch das Klima gezwungen ist, aber nie darauf Acht hat, ob die Kleider schadhaft sind oder nicht, und sie nie ausbessert. — Zu dieser Uniform tragen sie Pantalons von weißem oder gestreiftem leichten Zeug, welche möglichst rein, aber ebenfalls meist ziemlich zerlumpt sind. An den Füßen haben sie, da es ihnen in neuerer Zeit nicht mehr gestattet ist barfuß zu gehen, alte Schuhe, Pantoffeln oder Sandalen; nur die Offiziere tragen zuweilen Strümpfe. Die Kopfbedeckung besteht in hohen spitzen französischen Tschakos, welche einige von schwarzem Filz, andere schwarz lakirt, noch andere mit schwarzem verschossenem Sammt überzogen haben. Dieselben sind durch kleine rothe Federbüsche, rothe wollene Fangleinen, oder auch rothe und blaue Bändchen nach eigenem Geschmacke verziert. Unter dem Tschako tragen die meisten ein seidenes oder baumwollenes Tuch turbanartig um den Kopf gebunden, das zur Nationaltracht gehört und vom Klima zur Verhütung von Erkältungen gefordert wird. Die Bewaffnung besteht in einer Flinte, an der häufig das Schloß fehlt, und einem kurzen Seitengewehr, das jedoch nicht jeder besizt. Die Offiziere tragen Hüte und Schleppsäbel, unterscheiden sich aber sonst wenig von den Gemeinen. So lächerlich übrigens das Ansehen dieser Soldaten ist, zumal wenn man sie auf dem Marsche sieht, wo sie mit Wasser gefüllte Kürbisflaschen bei sich tragen und des bequemeren Gehens wegen die Pantalons ausziehen und an das Bajonett hängen, sonst aber vollständig gekleidet und armirt einherschreiten, so besitzen sie doch einen gewissen, von den Franzosen ererbten, leichten, ungezwungenen Anstand. — Die Reiterei trägt grüne Collette, rothe Beinkleider und kleine blecherne Helme, und nimmt sich im Ganzen viel besser aus als das Fußvolk. Auch kommt ihr zu Statten, daß die Haytianer geborene Reiter sind und daher die Leute recht gut zu Pferde sitzen. — Nach der Parade wohnten wir in der an der Seite des Paradeplatzes stehenden Kirche der Messe bei. Die zur Zeit der französischen Herrschaft erbaute große steinerne Kirche war einst ein großartiges schönes Gebäude, gegenwärtig ist sie eine Ruine ohne Dach, daher die ganze, im Schiffe der Kirche versammelte Gemeinde sich durch aufgespannte Schirme gegen die Sonnenstrahlen schüzte. Nur über Kanzel und Altar war ein kleines Schindeldach angebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 34. Sonnabend, 8. Februar 1851.

Capulet! Montague!
See, what a scourge is laid upon your hate!
All are punish'd!

Shakespeare.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

„O weh, arme Ammy," seufzte Ernst, von Abscheu und Grauen gegen den feindlichen Menschen erfüllt, in dessen rauher Seele der dämonische Haß längst jede mildere Regung erstickt hatte. Das Wesen dieses Mannes hatte bei all seinen schlechten und häßlichen Eigenschaften, bei all seiner grobsinnlichen Denkart und der Niedrigkeit seiner Bildungsstufe doch etwas Ueberwältigendes und Imposantes; und Ernst athmete darum erst frei auf, als er dem Hause des Kastenmeisters den Rücken zukehren und wieder einem andern Menschen in's offene ehrliche Auge blicken durfte.

War das Besitzthum des Kastenmeisters Konrad Wahl, welches einst zu den ansehnlichsten Bauerngütern von Altenhain gezählt hatte, verfallen und verkommen, so daß man überall in Haus, Hof und Stallung den traurigen Rückgang der ehemals wohlgeordneten Wirthschaft auf den ersten Blick merken konnte, so hatte dafür der sogenannte Herrnhof ein um so freundlicheres Aussehen und alles darin verrieth den Wohlstand und die Tüchtigkeit seines Besitzers. Da war kein zerfallenes Mauerwerk, kein schadhaftes Dach, keine Wildniß von Brennnesseln und Disteln, überall gewahrte man die größte Ordnung, die musterhafteste Verwaltung, und ein einfach edler Sinn sprach aus der ganzen Einrichtung. Darum galt aber auch der alte Heinrich Falk für einen eben so tüchtigen Haushälter, wie für einen erfahrenen und fleißigen Landwirth und sein schönes Besitzthum gereichte dem ganzen Dorfe zur Zierde. Freilich mochten's ihm viele nicht gönnen und meinten, er verdanke seinen Wohlstand weniger seinem Fleiß und seiner einfachen Lebensart, als vielmehr dem Wucher und dem Geize; wer ihn aber näher kannte, der dachte besser von ihm und seinen Grundsätzen und hielt ihn für einen ehrlichen schlichten Mann, der nur immer streng den geraden Weg ging und Recht und Schuldigkeit weder an sich noch an andern verlezt sehen wollte. Es ist wahr, sein äußeres Wesen hatte etwas Zurückstoßendes; er war unzugänglich und wenig mittheilsam; aber ein schlimmer Mann, oder gar tückisch und lasterhaft wie sein Feind, der Kastenmeister, war er darum noch lange nicht, sondern im Gegentheil hatte, wer einmal sein Zutrauen genoß, einen treuen, bewährten Freund an ihm; auch war er von friedliebender, nachgiebiger Gemüthsart, und der einzige Vorwurf, den man ihm vielleicht mit Recht machen konnte, bestand darin, daß er die Frömmigkeit übertrieb und in Glaubenssachen zur Bigotterie hinneigte. Das legten ihm denn seine Feinde für Heuchelei und Scheinheiligkeit aus und beschuldigten ihn, er sey nur fromm, um dahinter seinen Eigennutz zu verstecken, während die ihm Näherstehenden recht gut wußten, daß es ihm um seinen strengen Glaubenseifer hoher Ernst war.

Diese Andeutungen über Heinrich Falk werden genügen, um den auffallenden Kontrast zwischen seinem Charakter und dem seines geschworenen Feindes in's rechte Licht zu stellen. Die beiden Menschen waren so grundverschieden von einander, daß in der That kaum zu begreifen war, wie sie es in dem einen unvertilgbaren Gefühl des Hasses zu dieser merkwürdigen Uebereinstimmung hatten bringen können; denn auch der fromme Heinrich Falk haßte seinen Nachbar auf's tödtlichste; und wenn er auch nicht,

wie dieser, seine Feindschaft in rohen Wuthausbrüchen zur Schau trug, so gab er ihm doch an tiefnagendem Groll und Erbitterung nichts nach, und die Galle schoß ihm jedesmal über, so oft der Name des Gehaßten in seiner Gegenwart genannt wurde. Es war eben, als hätten sich die beiden Menschen einander ein Leid angethan, das keiner dem andern jemals vergeben und vergessen könne, und doch wußte Niemand zu sagen, worin eigentlich die Ursache ihres tödtlichen Hasses bestand und was, zu ihrem und der ganzen Gemeinde Schaden, diesen jahrelangen Groll bewirkt hatte. Ja, so grundverschieden in ihrer Natur waren die beiden Gegner, daß dieselbe Feindschaft, welche den einen im Laufe der Jahre grausam, gottlos und lasterhaft gemacht, den andern zum religiösen Schwärmer umgewandelt hatte; denn wahrlich, was der Eine in wilden Flüchen von der Hölle, das rief der Andere in glühenden Gebeten vom Himmel auf das Haupt des Feindes herab, und Fluch und Gebet wurden, so schien es wenigstens, erhört, weil beide um dieser räthselhaften Feindschaft willen ein unglückliches Leben führten und einer dem andern nicht die Luft gönnte, die sie einathmeten.

Das war der Konrad Wahl und war der Heinrich Falk, die so einander haßten, daß alle Leute des Dorfes mit in ihren Grimm hineingezogen wurden und die für den, jene für den andern Partei nahmen. Aber selbst noch in ihrem beiderseitigen Anhang zeigte sich die Verschiedenheit der feindlichen Charaktere; während zum Kastenmeister die Bösen und Verrufenen hielten, standen die guten und rechtschaffenen Leute auf Seiten Falks. So von Hütte zu Hütte wandelte der finstere Engel des Hasses durch's ganze Dorf und schrieb den Fluch der Zwietracht an jede Pforte.

(Fortsetzung folgt.)

Beim Antritt der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Die bekannten Bridgewater-Bücher wurden, als sie vom englischen Boden auf den deutschen verpflanzt worden, noch nicht mit dem allgemeinen Danke und Verstande aufgenommen, den sie verdienten. Jetzt darf es ein deutscher junger Naturforscher bereits wagen, nach jenem Vorbilde „Gott in der Natur" zu beschreiben. In die Literaturgeschichte hat ein Gervinus noch das Religiöse und Christliche fast nur aus Gnaden aufgenommen, oder weil er schlechterdings nicht anders konnte; jezt hat Vilmar; dessen übriges Walten wir aus der Ferne nicht begreifen und also nicht beurtheilen, seine gediegene Literaturgeschichte, in welcher die Bezugnahme auf den Mittelpunkt der Weltgeschichte, auf Christus, die geistvolle Auffassung des Ganzen erhöht und nicht vermindert, bereits die vierte Auflage in kurzer Zeit erleben sehen. Der offene Unglaube, die Predigt und Wissenschaft des Atheismus ist gerichtet und in guter Gesellschaft verschollen.

Als die erste Stunde des neunzehnten Jahrhunderts schlug, saßen in Berlin die ersten Geister der Zeit in traulichem Kreise zu stiller Feier des ernsten Augenblicks beisammen; unter ihnen Fichte vornämlich und Schleiermacher. So eben, im Jahre 1799, hatte Schleiermacher, der Vater der neuern Theologie, der eigentliche „Kirchenvater" des neunzehnten Jahrhunderts, seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" erscheinen und leztere wieder ahnen lassen, was Gott und Christus sey. Vierzehn Jahre später hielt Fichte seine Reden an die deutsche Nation und ward einer ihrer Retter, indem er den Glauben an sie und ihren Gott wieder gleich einem himmlischen Feuerfunken in die verkohlten oder versumpften Herzen warf. Wieder fünfzehn Jahre später las Schelling in der Akademie zu München seine Rede über die bildenden Künste schon ganz heraus aus seiner neuen, dem lebendigen, wirklichen Christus, dem Inbegriff aller Wahrheit, Schönheit und Güte, zugekehrten Weltanschauung. Ehe wieder volle fünfzehn Jahre um waren, trug Schelling seine Einleitungsrede zu seiner positiven Philosophie „in der Metropole der deutschen Wissenschaft und Bildung" vor, die wie ein Bliz in die helle und dunkle Geisterwelt des im Todeskampf begriffenen Hegelthums fuhr und als ein Zeichen der Zeit jedenfalls von eigenthümlichen Wirkungen und Fortwirkungen begleitet war. Nachdem auf's neue eine Zeit von nahezu fünfzehn Jahren vergangen war, erschienen „Reden über die Religion an Gebildete" von einem Unbekannten aus Schellings Schule. Bereits brauchte dieses Aufsehen machende und bald wiederholt aufgelegte Buch sich nicht mehr an die „Verächter unter den Gebildeten" zu wenden: schon war es kein Zeichen der Bildung mehr, ein Verächter und Verwerfer des Heiligsten zu seyn, sie waren selbst die Verachteten und Verworfenen geworden.

Nun legt so eben an der Schwelle des halben Jahrhunderts ein neuer Ring sich an die Zeugenkette: wir meinen die „religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen (Leipzig, 1850)." Wir nehmen auch diese Schrift als ein Zeichen der Zeit, und als ein gutes Zeichen. Mit Geist und Kraft faßt sie die Ergebnisse der bisherigen wissenschaftlichen Entwicklung zusammen, und sowohl was diese errungen als was sie noch zu erringen hat, schaut der denkende, der andächtige Leser wie in einem ehernen Spiegel — theils in, theils zwischen den Zeilen — zusammen. Alles, was sich bereits zu ächtem, wahrem Gottesdienst im Gebiete des Gedankens, der Naturforschung, der Geschichtserkenntniß, der Kunst, des Staates und der Kirche herausge-

staltet hat, das ist in dieser Schrift auf markige, geistvolle Weise zusammengefaßt, wie Edelsteine um den Juwel, zum Trotz und Gegengift dem „Mammonismus“ der Zeit, wie er sich aus der Lehre eines wesenlosen Gottes und einer gottentleerten Natur folgerichtig gebildet. Sie will die lebendige, volle Gottesanschauung darstellen und zeigen, wie durch sie das Christenthum nicht bloß als ihr religiöser Ausdruck begreiflich, sondern auch als ein göttlich Nothwendiges erkannt wird. Sie hofft nur in dem immer klarer erkannten und zur That gewordenen Christenthum Genesung für unsere kranke Zeit; denn „wir haben es erfahren, wohin es führt, wenn sich ein Sturm erhebt und keine felsenfesten, gottvertrauenden Herzen findet, wenn nicht eine heilige Begeisterung für die ewigen Ideen diese als Leitsterne im Strudel der Bewegung erwählt. Der trostlose Gedanke des Nichts kann keine Seele zu Thaten der Unsterblichkeit entflammen, und ohne die Gottesstimme im eigenen Gewissen, ohne das erleuchtende Wort der Offenbarung im Gemüthe kann ein Volk den Blitz der Freiheit nur über seinem Haupte dahinfahren sehen, um von ihm zerschmettert zu werden. Aber gründen wir die neue Gesellschaft auf die Prinzipien des Christenthums, und ihre Ordnung wird eine religiöse Weihe erhalten, statt der Polizei, und der Dienst der Freiheit wird ein Gottesdienst seyn. Keine Formen können uns helfen ohne die wahre Gesinnung, keine große politische That kann geschehen ohne das ganze Volk, und kein Volk kann das neue Reich gründen ohne sittliche Wiedergeburt. Zu ihr führt uns der reine Held, welcher seither das Herz der Weltgeschichte war und dessen Wirken dahin ging, das Herz des Volkes aufzurichten, den Armen das Evangelium zu predigen und alle zu gleicher Kindschaft zu berufen.“

Ein wahrer Denkstein an der Entwicklungsbahn der deutschen Wissenschaft ist ein Wort wie das folgende: „Wer sich außerhalb des Volkes stellt und gar eine Kluft zwischen sich befestigt und ihm, wie Strauß, dem die Bedürfnisse des Volkes nichts galten, der es höhnisch oder kalt zurückstieß und die Gemeinde der Gläubigen ihren Weg ziehen, die Wissenden sich von ihnen trennen hieß, der wird bei allem Reichthum des Geistes bald vereinsamen und keine nachhaltigen Wirkungen hervorbringen. — Einem Platon war Philosophie keine Schulweisheit, sondern das freie Denken, welches das Wahrheitsgewissen in sich trägt und Eins ist mit dem sittlichen Selbstbewußtseyn. Das Volk philosophirt nicht, und doch liegt in seiner Zustimmung das einzig sichere Kenn- und Merkzeichen für die volle Wahrheit einer philosophischen Lehre; die Gelehrten mögen für geistreiche Einzelheiten gewonnen werden, eine Schule mag an dem Spiele der Formeln ihre Lust haben, und doch werden solche nur als Mittel der Weiterbildung bloß ein flüchtiges Daseyn fristen, wenn die Ergebnisse nicht geeignet sind unter die Massen zu kommen und diesen eine dauernde Befriedigung zu gewähren. Denn das Volk hat ein unwandelbar Gewisses in seinem Gewissen, dieser Gottesstimme im Menschen, welche in unserer Brust allen zeitlichen Meinungen und Gelüsten gegenüber den ewigen und allgemeinen Willen verkündet und unverbrüchlich aufrecht erhält; und in der Stärkung, Erhebung und Beseligung, welche es durch eine geistige Nahrung erhält, hat es den lebendigen Beweis der Wahrheit, den es sich durch keine Einreden ersetzen und stören läßt. Der Bauer, der bei den Schlägen des Schicksals fromm die Hände faltet und spricht: Was Gott thut, das ist wohlgethan! — er wird alle Verhandlungen über Zufall und Nothwendigkeit an sich vorübergehen lassen, wenn sie nicht in den Beweis ausmünden, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“

Eine volksthümliche, dem Gewissen des Volkes nicht widerstrebende Philosophie also für die Aufgabe der Gegenwart erklärt — was kann wahrer, was heilbringender seyn? — Und dieser immer allgemeiner werdende Zug der Wissenschaft heraus aus dem steinigen Arabien des todtblassen, falschen, hochmüthigen Begriffs ist es nun vor allem, was unsere Hoffnung in dieser Zeit aufrecht erhält und uns zuversichtlich rufen läßt: Glück auf zum neuen Weltlauf!

Korrespondenz-Nachrichten.

Cap-Hayti, im Herbst.

(Fortsezung.)

Bräuche und Gesetze.

Nach Hause zurückgekehrt fanden wir ein aus Kaffee mit Milch und eingedicktem Zuckersaft, Weißbrod aus amerikanischem Mehl und Butter aus den vereinigten Staaten bestehendes Frühstück, welches wir mit gutem Appetit verzehrten. — Den noch übrigen Theil des Vormittags brachten wir, da die Hitze schon sehr lästig wurde, auf dem Balkon unseres Hauses zu, wo wir eine herrliche Aussicht auf die Spiegelfläche des Meers, das jenseits des Hafens liegende, aus hölzernen Hütten bestehende Petit Ance, und weiter rechts auf die sich hoch übereinander thürmenden Gebirge genossen, und überdieß die Freude hatten, von ein paar jungen deutschen Kaufleuten, die von unserer Ankunft gehört hatten, besucht zu werden. — Das Mittagessen, welches hier allgemein Punkt zwölf eingenommen wird, genossen wir bei de la Roche in seiner und seiner schwarzen Gemahlin Gesellschaft, wo wir auch den Nachmittag verlebten, da wir

durch ein Gewitter von Ausflügen abgehalten wurden. Unser freundlicher Wirth, der sich während seines sechzehnjährigen Aufenthalts in diesem Land ein bedeutendes Vermögen erworben hat, lebt, wie die meisten hiesigen Europäer, denen nach den Landesgesetzen nicht erlaubt ist sich mit einer Haytianerin zu verheirathen, mit einer Negerin in wilder Ehe und ist Vater von sieben kastanienbraunen Kindern. — Ein solches Verhältniß ist dadurch gewissermaßen legalisirt, daß nach dem Gesetz ein Europäer, wenn er das Land verläßt oder mit Tode abgeht, den in solcher Ehe erzeugten Kindern den sechsten Theil seines Vermögens hinterlassen muß. — Da in einem solchen Fall gewöhnlich auch die Zukunft der Frau gesichert wird, indem ihr der Mann ein Haus kauft und einen kleinen Handel einrichtet, was den hiesigen Frauen sehr behagt, so sollen die französischen Mulattinnen oft lieber ein solches Verhältniß eingehen, als daß sie einen Haytianer heirathen. Die Europäer dürfen in diesem Lande auch keinen Grundbesitz haben, aber auch dieses Verbot wird häufig umgangen, indem Häuser und Plantagen auf den Namen der Frau gekauft werden, und so konnte auch ich eines Tages mit de la Roche einen Spazierritt auf dessen eine deutsche Meile entfernte Habitation machen, wo ich eine Zuckerplantage und eine sehr einfache Zuckersiederei sah. Die ganze Maschinerie besteht aus drei neben einander aufrechtstehenden hölzernen Walzen, welche durch kleine Kammräder in Verbindung stehen und an einem langen Schwengel durch Pferde gedreht werden. Sie dienen zum Ausquetschen des Saftes aus den etwa zwei Ellen langen dazwischen gesteckten Zuckerrohrstengeln. Der Saft wird durch eine Rinne in einen eisernen Kessel geleitet und in diesem zu Melasse eingedampft, die alsdann in einem daneben stehenden Destillirapparat zu Rum verarbeitet werden kann. — Ein benachbarter Grundbesitzer hatte an diesem Tage seinem neuen Häuschen die priesterliche Weihe ertheilen lassen und gab seinen Freunden ein Fest. Ich wurde von de la Roche in die versammelte Gesellschaft eingeführt, welche sich hauptsächlich mit Tanzen belustigte. Zur Musik diente zunächst ein Eimerfaß, über welches ein Trommelfell gespannt war, und ein tüchtiger Neger schlug unbarmherzig mit einem Stück Holz auf das Fell und mit einem zweiten zu gleicher Zeit auf den Bauch des Fasses. Auf einem zweiten, am Boden liegenden Fasse mit aufgezogenem Trommelfell ritt ein dicker Mulatte, der das Fell mit den Händen bearbeitete, wobei er stets mit dem ganzen Leibe wackelte und unabläßig Gesichter schnitt, so daß er von Schweiß triefte. Ein kleiner hölzerner blau und roth bemalter Halbmond, mit Glöckchen und kleinen blechernen Figuren in der Gestalt von Aexten und Schwertern behangen, so wie eine Art große blecherne Kinderklapper wurden von Weibern geschüttelt, während eine dritte Negerdame ein rothseidenes Fähnchen, mit der Freiheitspalme bemalt, unaufhörlich schwenkte. Die übrigen Damen saßen in einem Halbkreise herum und begleiteten von Zeit zu Zeit die Musik mit einem kreischenden Gesang. Man tanzte abwechselnd den Masinka und den besonders beliebten Besango. Die Tänze waren eine Art Contretanz mit starken Verdrehungen des Körpers und lebhaften, mitunter ziemlich rohen Gestikulationen. Die Männer, welche sich nicht am Tanze betheiligten, unterhielten sich mit Reitkünsten und Produciren ihrer Pferde, da die meisten zu Pferde gekommen waren.

(Schluß folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Neujahrsvisiten. — Kunstausstellung

Am Neujahrstage zumal ist es ungemein possirlich anzusehen, wie die allgemeine Visitenbeflissenheit an dieser Parodie des Glatteises durch den gemeinen Koth ein so eigensinniges Hinderniß findet. Glücklicherweise nimmt die Mode, Neujahrsbesuche zu machen und Neujahrskarten eigenhändig abzugeben, mehr und mehr ab, obgleich sich diese Sitte andererseits auf Klassen zu erstrecken anfängt, die früher derselben nicht zu huldigen pflegten. So kenne ich den Hausmeister einer sehr bevölkerten Wohnung des Faubourg St. Honore, der jahrelang für die zahlreichen Miethsleute des Hauses, dessen Thor und Thüren ihm anvertraut waren, Visitenkarten bekam und endlich auch auf den Einfall gerieth, bei seinen Bekannten Neujahrskarten, freilich sehr grob gearbeitete Karten abzugeben und mit den Miethsleuten, die ihn gut bedachten, anzufangen. Allein noch in einer andern Klasse von Geschöpfen, bei der man diesen Gebrauch noch weit weniger vermuthen sollte, hat sich derselbe eingenistet. In einem Laden des Palais Royal, wo Ringe, Gemmen, Petschafte und andere Galanteriegeräthschaften ausgestellt sind, konnte man vor nicht langer Zeit eine allerliebste, zierlich gedruckte, niedlich geschnittene, in einen Goldrand vornehm eingefaßte und mit artigen Arabesken kokett verzierte Visitenkarte mit folgender Aufschrift sehen: „Fido und Cora haben die Ehre ihre unterthänigste Aufwartung zu machen.“ Dieses Compliment diente einem kleinen Bilde zum Rahmen, das zwei Wachtelhunde von gedrungenem Wuchs, von flinkem Aussehen und mit klugen Augen darstellte. Wie man sieht, entwickelte sich das Prinzip der Gleichheit immer mehr in seinem Heimathlande Frankreich, und während kühne Vertreterinnen des schönen Geschlechts auch für die Töchter Evas den Genuß der politischen Rechte fordern, sehen wir vierfüßige Staatsbürger wie wohlerzogene Menschen sich gebärden und die Manieren der guten Gesellschaft sich aneignen. — Dieses allmächtige Prinzip der Gleichheit scheint auch das Schwurgericht der heurigen Kunstausstellung geleitet zu haben, denn die absonderlichsten Unmenschlichkeiten fanden eben so gut als verdienstvolle Arbeiten eine gastliche Aufnahme in den neuen Räumen. Freilich kann man das Gebäude, das man zum Besten der Künstlerzunft eigens errichtet und zum großen Aergerniß des unbetheiligten Publikums in einen Hof des Palais royal eingekeilt hat, nicht leer stehen lassen, und hätte man nur die Aristokratie der Statuen und Gemälde salonfähig erklärt, so würden kaum ein paar kleine Cabinette ausgefüllt worden seyn. Viele Abscheulichkeiten hatten außerdem unbedingten Zutritt, da ihre Urheber wegen früherer Genieproben mit Medaillen geschmückt worden waren, das Ehrenkreuz bekommen, oder in der Galerie des Luxembourg unter den lebenden Klassikern der Plastik einen Platz erhalten hatten. Nebst dem kam noch die demokratische Bildung des Schwurgerichts durch die eigene Wahl der Künstler dem Pöbel der Pinsler und Meißler wohl zu statten. Bei manchen dieser Meisterwerke des unglaublich Schlechten bemächtigte sich meiner der Gedanke, das Schwurgericht habe sie eher aus Heiterkeit als aus Nachsicht und andern Gründen zugelassen, um dem ästhetischen Publikum einen Spaß zu machen und zu lustigen Bemerkungen Stoff an die Hand zu geben. Bei mehr als einem derselben fragt man sich: Hat denn der Apelles, der das ausheckte, sich wirklich einbilden können, er habe etwas Vorzügliches oder doch Erträgliches gemacht? Kann die Eigenliebe so verblendet seyn? Reicht eine einfache Vergleichung mit den mustergültigen Werken aus der Hinterlassenschaft früherer Tage und den beliebteren Erzeugnissen der Gegenwart nicht hin, den verblendeten Vater eines so unförmlichen Kindes aufzuklären und die Täuschungen der Autoraffenliebe zu zerstören? Aber gerade in einem solchen Spiegel erkennen die Genies, die dergleichen Ungeheuer in die Welt setzen, ihre Göttlichkeit. Wir gleichen Niemanden, wir sind völlig neu, wir bringen noch nicht Dagewesenes auf den Altar der Muse, folglich sind wir den Leonardos, den Michel Angelos, den Titians, kurz den berühmten großen Stiftern großer Schulen und Epochen ebenbürtig.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 35. Montag, 10. Februar 1851.

Amang thae wild mountains shall still be my path,
Ilk stream foaming down its ain green, narrow strath.
Burns.

Ad solitos veniunt sylvestria numina fontes.
Ovid.

Bilder aus Schottland.*

(s. Nr. 262—269. 1850.)

Das westliche Roßshire.

In keinem hochländischen Kopf konnte, bei aller Schlauheit und natürlichem Scharfsinn, eine größere Masse von Aberglauben und tollen Spuckgeschichten sich herumtreiben, als in dem meines Führers, und kein indianischer Bote und Läufer kannte die Pfade in der Wildniß so genau wie der ehrliche James Macleod sich in dem Gewinde der Bergpfade und die Schluchten, Moorgründe und kleinen Seen entlang zurecht fand. Er wußte, wo ein Sumpf trockenen Fußes überschritten werden konnte, wo man sich von einem Glen fern zu halten hatte, weil ein feiner, duftreicher Rauch darin aufstieg, welcher auf die Anwesenheit von Männern deutete, die in ihrem Geschäft nicht gern gestört seyn wollten, und wo ein Wald von Gespenstern in Gestalt von braunen Zigeunern wimmelte. Er kannte jeden grünen Hügel, auf welchem Elfen in der Allerheiligennacht tanzten, so wie jede Felsenplatte, auf welcher man Heren verbrannt hatte, deren Seelen Nachts in der Gestalt von blauen Flämmchen in den Sümpfen umherirrten. James war aber auch in der Geschichte der westlichen Hochlande nicht unbewandert und kannte die Stellen genau, wo die Clans sich blutige Treffen geliefert und sich gegenseitig an Muth, List und Grausamkeit zu überbieten gestrebt hatten. Eine Hochebene, über welche unser Pfad führte und die in dem schönsten Purpur der Heideblüthen zu glühen schien, bezeichnete er als den ehemaligen Versammlungsplatz des Clans Kenzie, auf welchem das Crann-taraidh (sprich Cran-tari) angezündet wurde, und wohin jeder, der es sah, zu eilen hatte.

„Was war das Crann-taraidh, mein guter James?" — „Das Feuerzeichen auf den Bergen und das Kreuz der Schande oder das feurige Kreuz: eine Stange mit einem Querholze, die oben und unten angebrannt und mit Blut gefärbt war, und welche durch das Land geschickt wurde, um die Clansmänner heran zu rufen. Wer nicht folgte, verfiel mit den Seinigen ewiger Schande. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit lief dieses Lärmzeichen durch das Land, indem der, welcher damit auslief, es dem ersten Begegner gab, welcher es dem zweiten überlieferte, und so fort, wobei stets der Kriegsruf des Clans gehört wurde. Von hier bis Dingwall rechnet man volle achtzehn Stunden und diesen Raum soll das feurige Kreuz einst in drei Stunden durchlaufen haben!" Obgleich ich weder die Schnellfüßigkeit der Cárnanaichs (wie Healan, ein Beinamen der Hochländer) noch ihren Eifer in dem Dienste des Clanhäuptlings in Zweifel ziehe, dürften doch diese und ähnliche noch grellere Angaben von dem raschen Laufe des Cranntaraidh auf einem Mißverständniß beruhen, indem jenes Wort, wie bemerkt, auch das Feuerzeichen auf den Bergen bedeutet.

Als wir den Felsgrat erreicht hatten, welcher Ost-Roßshire von dem westlichen Theile der Grafschaft scheidet, breitete der Hirte sein Plaid über einen Steinklotz aus und winkte mir, neben ihm Platz zu nehmen. Bedächtig öffnete er sein betrotteltes Pecaid, die Ledertasche, welche die Bergschotten vorne an ihrem Gürtel befestigt tragen und in der sie gewöhnlich die Dose oder den Tabaksbeutel und das allenfalls vorräthige

Geld aufbewahren, nahm ein in sauberes Papier geschlagenes Stück curran ban (Korinthenkuchen) heraus und sagte, indem er mir es darreichte: „Mistreß Jane Cameron hat mir dieß heute Morgen beigesteckt, damit der Gentleman sich unterwegs laben könne." Ich theilte den Leckerbissen mit dem ehrlichen Burschen, und als wir in dieser Weise unser Mittagsmahl gehalten hatten, schickte ich mich zur Weiterreise an. — „Der Herr kann seinen Pfad jezt nicht mehr verfehlen," sagte der Hirte, indem er seinen Plaid malerisch um die Schultern schlug und auf zwei moosbewachsene Hügel deutete, die sich wie eine volle Frauenbrust wölbten und zwischen denen der Saumpfad entlang lief. — „Jene grünen Downants (Höhen) haben den Namen »Uchd-shith« (Feenbusen), und in der Allerheiligennacht sollen die Elfen und Feen des ganzen Westlandes sich dort versammeln und bis zum Frühroth spielen, musiciren und tanzen. Auf der Westseite jener Höhen führt der Pfad durch einen jungen Föhrenwald, an dessen lezten Bäumen der Weg gabelförmig ausläuft; der Herr folgt dem Pfade zur Linken und wird so das Ufer des Baches wieder erreichen, der dort durch das kleine Thal plätschert und einen weiten Umweg durch die Hügel macht, dann aber fast in gerader Richtung durch Glen Lochen dem Meere entgegen fließt." Der gutmüthige und wie alle Hochländer sehr höfliche Bursche erhielt noch ein kleines Trinkgeld — den bedungenen Lohn hatte ich ihm voraus eingehändigt, wie dieß hier Sitte ist — und sezte seine in der Sonne wie florentiner Bronze glänzenden Beine in Bewegung, um die Ostseite des Hügels hinab zu traben, während ich nach einer kurzen Weile der entgegengesezten Richtung folgte.

Glen Lochen war bald erreicht, und als ich mich dem engen, dunkeln Thälchen, das ziemlich rasch gegen das Meer hinabfällt, näherte, wurde ich an die musicirenden Elfen meines Hirten erinnert. Es war als sängen sechs bis zehn helle Kinderstimmen in toller Lust, jede nach ihrer Weise, von den schroffen Felsabhängen in das Thal hinein und trieben ihr loses Spiel mit dem Echo, das nicht wußte, wem es zuerst Antwort geben sollte, und daher auch eben so laut in dieses tolle Kinderconcert einstimmte. Ich habe oft in der Schweiz, in den Pyrenäen der Musik der Gebirgsbäche gelauscht und mit Entzücken mich der Täuschung hingegeben, als spielten Engel in den Lüften oder Berggeister in den Felsgrotten und Eispalästen auf allen Arten von Instrumenten, unter denen besonders Orgel, Harfe und Flöte herausklangen. In den schottischen Hochlanden dagegen herrscht die Vokalmusik vor, und hundertmal glaubte ich, wenn ich einen einsamen, felsumragten See entlang fuhr oder durch ein wildes Glen wanderte, helle, klare Stimmen vor mir singen zu hören, und wenn ich näher kam, sah ich ein Bächlein aus einer Schlucht niederbrechen oder seinen Silberregen über einen Fels in die Tiefe werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Nur zwei Menschen waren es, über die der böse Engel in Altenhain keine Gewalt bekommen konnte, deren Herzen vielmehr immer inniger, immer treuer für einander schlugen, je bitterer die übrigen Dorfbewohner sich anfeindeten und in Worten und Handlungen dem schlimmen Beispiel derer folgten, welche zuerst der Zwietracht Saamen ausgestreut hatten. Das waren die Kinder der beiden Männer, deren Feindschaft wir so eben dem Leser geschildert haben, des Heinrich Falk einziger Sohn Rudolph, und des Konrad Wahl schönes Töchterlein Ammy. Seltsamer Doppelsinn des Schicksals! So pflanzest du in der Kinder Gemüth der Herzen innigste Neigung, während die Väter sich grimmig hassen und verfolgen! So läßst du an den Dornen der Zwietracht die Wunderblume der Liebe erblühen und einest und scheidest so in einer Verkettung Freundliches und Feindliches!

Und wahrlich, es war eine Liebe, so tief, so weit, wie der Abgrund, der schied, und sichtbar wuchsen ihrer Herzen Flammen in Eine zusammen, je mehr der Väter feindliche Leidenschaft sie zu trennen und zu dämpfen strebte. Nicht Zaun, nicht Graben trennte diese Liebe, und wie die zwei Ulmen in der feindlichen Nachbarn Höfen, troz der hohen Mauer, ihr Gezweige in einander schlangen und heimlich im Abendwind mit einander kosten und flüsterten, so waren auch Rudolph und Ammy Eins in tiefstillem Gemüthe, und weit über der Väter alten Haß hinaus schlang Treue ihren Arm schützend und schirmend um der Kinder junge Liebe.

Rudolph war ein redlicher Sohn und hing mit unbegrenzter Liebe an seinem Vater; ja, hätte ihm auch der alte Falk durch seinen hartnäckigen Widerstand gegen das Verhältniß mit Ammy das Herz gebrochen, er würde dennoch nicht aufgehört haben ihn zu verehren; so sehr liebte er den ernsten, meist schweigsamen Mann mit dem ehrwürdigen Silberhaupt, der seinerseits keinen höhern Stolz kannte als diesen Sohn, so daß, wer dem Heinrich Falk seinen Rudolph lobte, damit gleich von vornherein dessen ganzes Herz gewonnen hatte.

Anfangs achtete der Alte kaum auf des Jünglings erwachende Neigung zu dem schönen Nachbarskinde, und Rudolph selbst dachte vielleicht kaum einmal im Ernste daran, wie verhängnißvoll diese Neigung für

ihn werden könne. Ihm gefiel eben nur die schlanke, anmuthige Ammy vor allen andern Mädchen des Dorfes, und der Väter Feindschaft hielt ihn nicht ab, ihr freundlich zu begegnen, so oft sie sich zufällig einmal beisammen fanden. Er sah, mit welcher unverdrossenen Sorge sie, die noch so jung war, früh und spät dem Hauswesen ihres Vaters vorstand, und wie sie dabei ihren jüngern Geschwistern die Stelle der liebevollen Mutter ersezte; er sah den harten Stand, den das stille, sanfte Mädchen dem rauhen Vater gegenüber hatte, und wie sie doch ohne Murren, ohne Klagen ihr schweres Loos standhaft ertrug. Wahrlich, Rudolph hätte nicht der brave, gutherzige Mensch seyn müssen, wenn Ammys Schicksal nicht seine innigste Theilnahme hätte erwecken sollen. Aber wie gesagt, lange Zeit dauerte es dennoch, ehe das Bild des schönen Mädchens ihn noch lebhafter zu beschäftigen anfing als das des unglücklichen und verlassenen, ehe er inne ward, daß diese anmuthige Erscheinung eine eben so schöne reine Seele verklärte, die so recht nur für ihn und sonst keinen Menschen in der Welt geschaffen schien.

Langsam, aber sicher wuchs in seinem jugendfrischen, kräftigen Gemüth die Liebe zu dem Nachbarskinde auf; aus dem innigen Mitleid wurde allmählig innige Zuneigung, und plözlich, eh' er noch recht wußte, wie ihm geschah, hatte ihn Ammy mit einem Blicke angesehen wie nie zuvor; tief in seiner Seele zündete dieser zauberhafte Blick und weckte in ihm alle Gluth der ersten reinen Jugendliebe. Von diesem Augenblick an war Rudolph wie umgewandelt, alle Fröhlichkeit schwand aus seinem Herzen, und die ihn früher gekannt hatten und jezt ihn wiedersahen, merktens sogleich, daß ein tiefer Gram an seiner Seele nage, der seine Jugendkraft zu zerstören drohe. Er, der sonst so pünktlich das väterliche Gut verwaltet und sich dessen Gedeihen und Erhaltung eifrig angelegen hatte seyn lassen, er vergaß auf einmal seine Geschäfte, die seitherige Thätigkeit wurde ihm zur Last und bald fehlte dem Ganzen überall die ordnende und leitende Hand, das wachsame Auge. Der Vater, der wohl schon früher den heimlichen Verkehr des Sohnes mit seines Feindes Tochter bemerkt hatte, fing an ernstlich Verdacht zu schöpfen und brachte endlich Rudolph durch dringendes Zureden zu dem Geständniß, daß er gerade dasjenige Mädchen liebe, von welchem er wisse, daß es ihm sein Vater am wenigsten gönnen werde. Als der Jüngling den Namen Ammy nannte und zugleich mit einem theuren Schwur erklärte, daß er niemals von ihr lassen werde, da verfärbte sich der Alte und der Schrecken ließ ihn kein Wort der Gegenrede hervorbringen. Auch späterhin sprach er nicht mehr über diesen Punkt, doch merkte Rudolph aus dem ganzen Benehmen des Vaters, daß derselbe seine Herzensangelegenheit Tag und Nacht mit sich herumtrug und seitdem nicht wieder heiter und zufrieden werden wollte.

Schien er es doch fast mit Aengstlichkeit zu vermeiden, mit dem Sohn allein zu seyn, und war von der Stunde an, da Rudolph ihm seine Liebe zu Ammy bekannt hatte, gegen ihn eben so zurückhaltend und wortkarg, wie gegen alle andern Menschen. Ja, die seltsame Abneigung des sonst so gutmüthigen und nachgiebigen Mannes gegen diese Liebe ging so weit, daß er sich nicht einmal dazu verstand, irgend einen Einspruch dagegen zu thun oder mit seiner väterlichen Autorität zwischen den Sohn und dessen Herzensneigung zu treten; ein stiller, stummer Trübsinn war alles, was er dem Glücke Rudolphs entgegensezte, und doch war auch das schon zu viel und unerträglich für ein treues Sohnesherz.

Rudolph fühlte endlich, daß eine lezte Entscheidung in dieser mehr als qualvollen Lage nöthig sey, um entweder ein für allemal zum Ziele seiner heißesten Wünsche zu kommen, oder aber, und dieß sagte ihm sein ahnungsvolles Herz, ein Verhältniß schnell und für immer zu lösen, das seinem Vater solches Herzeleid bereitete. Ja, er war entschlossen, Ammy zu entsagen, wenn dieß seines Vaters Wille seyn sollte; vorher aber wollte er diesen Willen kennen, und sein Vorsatz stand darum fest, bei der ersten schicklichen Gelegenheit die Entscheidung seines Glücks in des Vaters Hand zu legen.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Cap-Hayti, im Herbst.

(Schluß.)

Clima.

Die Stadt Hayti, welche am Fuße hoher, steiler Kalksteinberge beinahe halbkreisförmig gebaut ist, hat schöne gerade Straßen, die sich unter rechten Winkeln kreuzen, und zwei freie Pläze, den mit Rasen bedeckten Paradeplaz und den Markt, welcher leztere zum Theil mit kleinen hölzernen Buden bedeckt ist, in denen jeden Morgen Fleisch, Vegetabilien und andere Bedürfnisse des täglichen Gebrauchs verkauft werden. Hier, wie in allen Städten des Landes besteht die Einrichtung, daß alles Vieh gegen Abend auf einem bestimmten Plaze vor der Stadt geschlachtet und das Fleisch des andern Morgens auf den Markt

gebracht wird. Was davon bis um neun Uhr nicht verkauft ist, muß sogleich gesalzen und getrocknet werden, weil es außerdem bald in Fäulniß übergehen würde. Die Häuser in den belebteren Straßen sind größtentheils einen Stock hoch, von Stein, mit Ziegeln gedeckt, mit einem Balkon versehen und so gebaut, daß sie ein Viereck bilden, in dessen Mitte sich ein kleiner Hof mit der Treppe und der Küche befindet, nach welchem die Thüren aller Zimmer sich öffnen. Nach der Straße heraus sind die Zimmer mit vielen und hohen Fensteröffnungen, jedoch ohne Glasfenster, versehen, und es wird auf diese Weise stets ein gelinder, sehr angenehmer Luftzug unterhalten. Die Zimmer sind fast durchgängig mit Backsteinen gepflastert, ganz einfach ausgeweißt und spärlich möblirt. Die meisten Möbeln, welche gewöhnlich aus Mahagoniholz und sehr sauber gearbeitet sind, werden aus den vereinigten Staaten bezogen, obgleich sie einen bedeutenden Eingangszoll zu entrichten haben. — Das Klima von Cap Hayti ist nicht so schlimm als sein Ruf. Allerdings hat es schon manchem Europäer das Leben gekostet, und mag wohl auch mit wenigen Ausnahmen das gefährlichste auf der Insel seyn; demungeachtet glaube ich nach allem, was ich davon gesehen und gehört habe, daß es bei gehöriger Vorsicht von einem sonst gesunden Körper recht gut zu ertragen ist; nur muß selbst der Eingeborene, und noch weit mehr der Europäer, sich sorgfältig vor Erkältungen hüten, daher die Europäer auch größtentheils wollene Unterkleider tragen, sich einer möglichst geregelten Lebensweise befleißigen und die Grenzen der Mäßigkeit weder in körperlicher und geistiger Anstrengung, noch in den Genüßen jeder Art überschreiten, indem selbst unbedeutende Ausschweifungen, an welche sich in nördlicheren Klimaten der Körper nach und nach leicht gewöhnt, oft sehr bald die traurigsten Folgen haben. Die Hitze, welche am Tage durch den Seewind gemildert wird, während Nachts, wie in so vielen Landstrichen der heißen Zone, der Landwind eintritt, ist in der Regel in den Vormittagsstunden am lästigsten, wenn sich der Wind umsezt und in Folge dessen eine Zeit lang Windstille eintritt. Die meiste Regsamkeit in den Straßen von Cap Hayti herrscht Morgens nach Sonnenaufgang, wo die gewöhnlichen Tagesgeschäfte beginnen, auf dem Markt alle täglichen Bedürfnisse gekauft werden, der fromme Theil der Bevölkerung in die Frühmesse geht und Leute der niedern Klasse schaarenweise an den Hafen eilen, um allen Unrath aus den Häusern, den sie in Töpfen auf dem Kopfe tragen, in die See zu werfen, während halbnackte Knaben vom Lande auf Ochsen und Eseln, die mit Gras zum Pferdefutter, mit Holz und Kohlen belastet sind, durch die Straßen reiten und ihre Waaren ausrufen. Gegen neun Uhr wird es stiller und von zwölf Uhr an bis gegen drei Uhr sind die Straßen beinahe leer; dann aber werden sie durch Spaziergänger zu Fuß und zu Pferd und durch Bettler wieder belebt und die Balkons füllen sich mit Cigarren rauchenden und plaudernden Menschen. Nach neun Uhr Abends begibt sich alles zur Ruhe, und wer noch später durch die Straßen geht, wird von den Schildwachen mit einem »Qui vive« angerufen und hat mit einem: »Haytien« zu antworten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Delacroix.

Wenn nun derlei Mißgeburten das Ergebniß knabenhafter Ohnmacht sind, von der man ohnehin nichts erwartet, so können sie nur zur Belustigung derer dienen, die sie zu Gesicht bekommen, und keine ärgerliche Betrachtung mischt sich dem Vergnügen bei, das sie erzeugen. Wenn aber Männer, die, wie Delacroix, von dem Geber aller kostbaren Geheimnisse mit dem heiligen Feuer begnadet, in die Mysterien der Farbenkraft, der Farbenzartheit und der Farbenharmonie eingeweiht, mit der Fähigkeit, den heftigsten Stürmen der Seele und den schärfsten Empfindungen der Sinne einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen, ausgestattet wurden, und des Besten aus besserer Zeit würdige Proben ihrer Anlagen geliefert haben, wenn solche Männer sich darin gefallen, aller Vernunft und allem Geschmack Hohn zu sprechen, die Geseze der Zeichnung, als wären es Polizei- oder Schulvorschriften, die ein neckischer Straßenjunge oder muthwilliger Gymnasiast zum Spielballe seiner Launen macht, wie in kindischem Uebermuthe zu überspringen, ihr Colorit mit allerlei ungehörigen Zuthaten zu beflecksen und die ausgezeichneten Eigenschaften ihrer Natur, wie sie selbst aus den verwahrlosesten ihrer Erzeugniße hervortreten, als wären sie von dämonischem Neide gegen sich selbst besessen, erbarmungslos zu zerstören, so ist es schwer über diesen Frevel an den herrlichsten Mitteln, über dieses Wählen eines bevorzugten Menschen in dem eigenen Fleische nicht ungehalten und betrübt zu werden. — Delacroix entleiht den Stoff seiner Bilder gern den berühmten romantischen Dichtern des christlichen Europa, und die finstersten sind ihm die liebsten. So hat er die Fahrt Dantes und Virgils über den Eissee zu einem Gemälde verarbeitet, das von vielen Kennern für sein Meisterstück erklärt wird und die ganze Macht der höllischen Schrecken, ohne der Schönheit weh zu thun, veranschaulicht; so hat er Skizzen zu Shakespeares Othello und zum Faust veröffentlicht, welch lezteren Goethe selbst nicht bloß aus Herablassung und aus vornehmer Gefälligkeit seine Anerkennung zollte, und auch dieses Jahr begegnen wir einer Lady Macbeth von ihm, in der die Schauer eines gefolterten Gewissens und die Qualen steigender Todesangst gleichsam mit Händen zu greifen sind, während im Hintergrunde der Arzt und die Kammerfrau, ein anmuthvolles, in die lieblichste Zauberatmosphäre von Form und Farbe gehülltes Paar, das wie aus süßem Genusse durch die Nähe der nachtwandelnden Königin emporgescheucht aussieht, zu dem furchtbaren Schauspiel des ersten Plans einen höchst glücklichen Gegensaz bildet. Schade nur, daß die tragische Hälfte dieses nicht umfangreichen, aber gehaltvollen Bildes durch Nachläßigkeiten verunstaltet ist, die, wenn gleich in einem andern Sinne, so schauerlich sind als die Einzelheiten des von dem Künstler gewählten Gegenstands. — Auch eine Scene aus Byrons Giaur hat Delacroix dargestellt. Der Giaur kommt an das Ufer des Meeres herangesprengt, zeitig genug, um das Fahrzeug, das seine ihm entrissene Geliebte davon trägt, noch zu erblicken. Verdruß, Erstaunen, Wuth bekämpfen sich in seinem Gesicht, und das Pferd, dem man die Müdigkeit von einem langen und ungewöhnlich beeilten Ritt ansieht, scheut zugleich vor dem Brausen, dem aufspritzenden Schaum und dem Salzgeruche des Meers zurück, und erhält durch das violettrothe, mit weißlichen Flocken untermischte Haar, das sein Fleisch bekleidet, und das, weil es zu dem Tone des übrigen trefflich stimmt, troz seiner Unmöglichkeit nicht sehr anstößig gefunden wird, einen sehr phantastischen Charakter. — Als ein weit stärkerer Meister in der Farbe hat sich Delacroix durch den tief und gesättigt rothen Mantel seines Samaritaners erwiesen, doch sonst ist an dieser Arbeit nichts zu loben; es sind Dinge darin, die kaum ein Lehrling verantworten könnte. Die Anstrengung, mit der der kranke Mann von dem menschenfreundlichen Retter auf das Saumroß gehoben wird, mag zwar der Natur sehr genau abgesehen und treu nachgemacht seyn, aber malerisch ist der Eindruck, den sie hervorbringt, schwerlich, und das Thier, das die einen zu einem Pferd erheben, die andern zu einem Maulesel herabsetzen, schien mir die Attribute eines hölzernen Zelters mit den Ohren des Renners, deß Lieblingsspeise Disteln sind, zu vereinigen.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 36. Dienstag, 11. Februar 1851.

— Zu tief schon hat der Haß gefressen,
Und zu schwere Thaten sind geschehn,
Die sich nie vergeben und vergessen;
Noch hab' ich das Ende nicht gesehn!

Schiller.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Rudolph hatte Ammy diese seine Absicht mitgetheilt und fand sie bereit zu allem, was sein Vater in Betreff ihres Verhältnisses beschließen sollte. Ja sie selbst ermuthigte den Geliebten noch zu diesem Schritte; „denn," sprach sie mit Thränen im Auge, „er ist nicht nur dein Vater, sondern war auch einst meiner Mutter Freier; und noch auf ihrem Sterbebette sagte sie zu mir: „Hätt' es Gott gewollt, daß ich Heinrich Falks Frau geworden wäre, ich brauchte vielleicht noch nicht zu sterben und hätte nimmermehr dieses Elend erfahren." Siehst du, Rudolph, das sagte meine Mutter von deinem Vater, und darum sollst du auch um meinetwillen mit ihm reden, da ich nun einmal keinen Vater habe, dem ich meine Liebe zu dir vertrauen könnte. Er schlüge mich todt, säh' er mich hier bei dir am Zaune stehen, und nimmer dürft' ich ihm sagen, was du deinem Vater bekennen sollst, daß wir uns lieben und nicht von einander lassen wollen, außer wenn's Gottes Wille ist, wie bei meiner armen Mutter und deinem braven Vater."

Rudolph schlang über den Zaun, der die Nachbarsgärten trennte, seinen Arm um Ammys schlanke Gestalt, zog sie mit Innigkeit an sein Herz und rief bewegt: „Nicht so, Ammy! Gottes Wille kann uns zwar trennen, wie er uns vereinigen kann, aber keine Macht der Welt wird dich oder mich zwingen können von einander zu lassen, wenn nur unsere Herzen sich treu bleiben. Mein Vater kann mir verbieten, dich zu heirathen, und ich muß ihm folgen, wie's meine Pflicht ist. Mehr aber kann er nicht von mir fordern, und nimmer wird eine andere mein Weib wie du, so wahr als ich an meine Liebe wie an meine Seligkeit glaube!" — „Und ich, Rudolph, schwöre dir beim Grab meiner armen Mutter: die Ammy bleibt ohne dich ihr Lebenlang ledig!" sagte das Mädchen in festem Tone, und mit einem innigen Kuß besiegelten sie den Schwur ihrer Herzen, den Gott allein gehört hatte.

Gott allein! Und doch wie ganz anders, als sie's gedacht, sollte sich dieser Schwur erfüllen! Die ganze Entsagung hätte er ihnen leicht gemacht, denn in ihr lag ja zugleich seine ganze Erfüllung, und ihrer Liebe Muth würde in voller Resignation das schwerste standhaft ertragen haben. Aber eine halbe Erfüllung, ein halbes Entsagen, das hatte ihr Schwur nicht versprochen und ihre Herzen würden's auch so nicht vermocht haben.

Am folgenden Morgen trat Rudolph vor seinen Vater, dem ein Blick in des Sohnes feierliche Miene sogleich dessen Anliegen verrieth. Mit aller Leidenschaft und Wärme des Gefühls, wie es ihm die entscheidende Stunde eingab, schilderte Rudolph noch einmal seine Liebe zu Ammy und beschwor ihn, seines Sohnes ganzes Lebensglück nicht der Feindschaft gegen den Nachbar zu opfern, was er thun würde, wenn er ihm um des feindlichen Vaters willen die gute fromme Tochter verweigerte, deren Mutter er ja selbst einst geliebt habe. — Bei dieser Erinnerung an eine längst entschwundene Zeit schrack der alte Falk heftig zusammen und Leichenblässe bedeckte sein Antlitz. Rudolph, der des Vaters Erschütterung bemerkte und sie dem Eindruck zuschrieb, den das Andenken an Ammys Mutter auf ihn machte, suchte den günstigen Moment zu nützen, indem er ihm die trefflichen

Eigenschaften des geliebten Mädchens schilderte, das von dem hartherzigen Vater so Schreckliches zu leiden habe, während er, obwohl der Sohn eines guten und redlichen Vaters, doch nicht minder unglücklich sey wie Ammy selbst.

„Versagt sie mir in Gottes Namen," rief er erschüttert, „wenn Ihr's mit Eurem Vaterherzen fertig bringen könnt! Ich werde Euch gehorchen, wie es dem Sohne ziemt und Ammy aufgeben. Aber denkt dann immer daran, Vater, daß Euer Sohn das um Euretwillen leidet, was ihm Euer ärgster Feind selbst nicht hätte anthun können." — „Das sollst du nicht! beim allwissenden Gott, das sollst du nicht!" rief der Alte, dem endlich des Sohnes Jammer das Herz rührte. Dann schritt er einigemal in heftiger Bewegung, die Hände krampfhaft zusammengefalten, in der Stube auf und ab, blieb zuletzt vor dem Sohne stehen und sagte in einer Erschütterung, wie sie Rudolph nie zuvor an ihm wahrgenommen, mit bebender Stimme: „Hier hast du mein Jawort, Rudolph, die Ammy soll dein werden, so weit ich ein Wort dazu mitzusprechen habe. Führst du sie mir als dein Weib in's Haus, so will ich sie als meine geliebte Tochter segnen, und Gott, der mich in Frieden so alt werden ließ und mich so oft wunderbar erhörte, er wird auch mein Gebet erhören, daß es euch beiden immerdar wohl ergehen möge auf Erden. Ich trete dir von jenem Tage an mein ganzes Besitzthum ab und setze mich für den Rest meiner Lebenszeit auf meinen Alttheil oben in der Stube, und ihr sollt nimmer von mir sagen, daß der Heinrich Falk ein schlimmer Vater sey, der seinen Kindern nicht jedes Glück von Herzen gönne. Eins aber" — hier dämpfte sich seine Stimme und seine Züge drückten den furchtbarsten Seelenkampf aus — — „Eins mußt du mir schwören, Rudolph, so wahr als dir deines Vaters graues Haar theuer und sein Segen dir heilig ist: der Konrad Wahl darf niemals erfahren, daß ich eher meine Zustimmung zu dieser Heirath gegeben habe, als bis er selbst zuvor Ja gesagt und dir sein Kind zugesprochen hat. Das schwöre mir, so wahr ein Gott im Himmel lebt, der den Meineid straft und die Treue belohnt!"

„Ich schwöre!" sprach Rudolph, sonderbar ergriffen von der räthselhaften Bedingung, an welche der Vater seine Einwilligung zu der Heirath knüpfte. — „Gut!" sagte der Alte tiefathmend und sank fast erschöpft von der allzuheftigen Aufregung in den Sessel nieder, indem er düster vor sich hinstarrte; „gut, so geh' nun hinüber und freie bei dem Konrad Wahl um seine Tochter Ammy. Mein Segen ist dir gewiß, und daß du weißt, was dein alter Vater für dich thut, so sage ich dir, er betet zu Gott dem Allmächtigen, daß er das Herz seines ärgsten Feindes rühre, damit dieser nicht des geliebten einzigen Sohnes bestes Glück zerstören möge! Fort! fort! Rudolph — denk' an deinen Schwur, der Herr wird uns allen gnädig seyn!"

Von Furcht und Freude gleich mächtig bewegt, verließ Rudolph den Vater, um sogleich nach dessen Willen zu Konrad Wahl hinüberzugehen und bei diesem seine Bewerbung um Ammys Hand anzubringen. Wohl wußte er, welche Aufnahme ihm, dem Sohn des Feindes, dort bevorstand; allein einmal seines eigenen Vaters Einwilligung gewiß, zweifelte der liebeglühende Jüngling nicht daran, daß es ihm, trotz aller Schwierigkeit, zuletzt dennoch gelingen werde, auch Ammys Vater zu bewegen und dessen Einwilligung zu der Heirath zu erhalten; er baute dabei nicht wenig auf des Kastenmeisters gänzlich ruinirte Vermögensverhältnisse und schmeichelte sich mit der Hoffnung, derselbe werde gewiß einen so wohlhabenden Tochtermann nicht abweisen, dem dereinst das reichste Gut im Dorfe zufiel.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Allmählig verklangen die süßen Kinderstimmen und mein neuer Führer, der Bach, welcher bisher in jugendlichem Uebermuthe jauchzend seinen Felsenweg niedertaumelte, nahm ein sehr gesetztes, anständiges Wesen an, als hätte er eine Ahnung, daß er nun in die Welt und unter Menschen trete, die auf Schicklichkeit und gute Sitte halten. Vielleicht fühlte er sich auch durch die neue Scene, welche sich ihm jetzt darbot, eben so betroffen wie ich. Die Sonne trat in eine rosige Wolkenmasse, welche sie in ihr Nachtlager geleiten zu wollen schien und den ganzen westlichen Himmel mit dem Widerschein ihrer Purpurglorie überschüttete. Die Moos- und Heidestrecken schienen beschämt an den Berghalden empor zu flüchten, um grünsammtnen Plaids und sorgsam bebauten Ackerstreifen Platz zu machen. Auf den Wiesenplaids waren Arbeiter mit dem Häufen des Grummets beschäftigt, an den Hügelseiten weideten Ziegen, Schafe und schwarzes Hornvieh, und der Anruf der Hirten, so wie die schottische Schalmei tönten an den Felsabhängen wider. Von Südwesten her zog sich die Parlamentsstraße mit einer anmuthigen Wendung dem Norden zu und schien einer Kirche entgegen zu eilen, deren bescheidenes Thürmchen über eine Fülle von buntgefärbtem Laubwerk emporragte. Auf den Schwingen des frischen Westwindes wehte der laue und doch stärkende, duftreiche Hauch der Seeluft herüber, dieser üppige, ätherische Wohlgeruch, welchen der Seemann den feinsten Essenzen vorzieht. Alles schwamm in wonniger Heiterkeit, alles athmete Lust und Leben,

nur der schwarz behangene Ben Lair blickte zu meiner Rechten mit düsterer Stirne auf die schöne, bunt belebte Scene, als grollte er über dieses ruhige, friedfertige Gehaben hier unten und sehne sich nach den Tagen zurück, wo die Inselfürsten die norwegischen Eindringlinge aus diesen Glens, von diesen Höhen vertrieben und nach Osten zurückwarfen; als zürne er, zu dem der Schlachtruf des tapfern Douglas emporbrang, über die englische Flagge, welche stolz seine heimathliche Küste entlang flattert, und als rufe er, der Jacobit, den Hochländern mit Burns zu: »Where is that soul of freedom fled?«

Aber nicht nur die ganze Scenerie, der Charakter der Gegend und theilweise des Bodens hatte sich geändert; auch der Menschenschlag schien wesentlich verschieden von dem, mit welchem ich in den lezten Tagen verkehrt hatte. Dieß stellte sich schon in Wuchs und Tracht dar. Der Körperbau der Männer war gedrungener, muskelkräftiger, elastischer, der der Frauen höher, voller, anmuthiger. Viele der jungen Männer, die mir begegneten, trugen Schiffsjacken und Pumphosen und geberdeten sich ziemlich wie Matrosen, die der Abwechslung wegen ein wenig auf dem Festlande herumsteuern. Die Mädchen trugen häufig Röckchen von hellgrauem Zeug statt des bunten Tartans, und kurze, knappe Mieder, welche die von dem weißen bis zum Halse gehenden Hemd bekleidete Brust hoben, und um das Oval des Kopfes schlang sich ein farbiges Band, welches die Fülle des häufig wundervoll feinen, blonden Haares in gehöriger Zucht hielt. Die jungen Männer, welche ich anredete, sprachen fast alle das Schottische ziemlich fertig, die Knaben und jungen Mädchen schienen sich auf die in ihren Schulen erworbene Kenntniß des Englischen viel zu gut zu thun, und ließen ihr Licht gern vor den Eltern leuchten, welche nur gälisch sprachen und über die Mundfertigkeit der Kleinen im „Sächsischen" ziemlich in der Weise staunten, wie das Huhn über den Muth und die Schwimmfertigkeit der von ihm ausgebrüteten Entchen.

Ich hatte »the far-famed West,« eine jener Scenerien, welche Walter Scott in seinem Lord of the Isles so zauberisch und so wahr schildert, den Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Eindringlingen und Eingebornen, zwischen den „Inselfürsten" und den Clanhäuptern und zwischen den hochländischen Clanschaften selbst, ich hatte den westlichsten Küstenstrich Schottlands, den Distrikt Gairloch erreicht; ich durfte nur dem stets wasserreicher werdenden Bache, der mich seit vier Stunden begleitet hatte, eine kurze Strecke folgen, ich durfte nur eine der nahen Höhen besteigen, und das atlantische Meer breitete sich vor meinen Blicken aus; ich sah die Hebriden auf seinem dunkelblauen Schooße tanzen und hörte die Musik der an die felsumgürtete Küste anschlagenden Wellen. Einstweilen mischten sich jedoch, wie es in der Welt nicht selten zu geschehen pflegt, den flüchtigen, duftreichen Stoffen stark reagirende Elemente bei. Auf den Felsenkamm nämlich, welcher eine Aussicht auf die See bieten konnte, führten nur Hirtenpfade durch die Schluchten und Rinnen kleiner Bergwasser; der nächste, dem Bache folgende Weg an die Küste war, wie mir ein Bursche sagte, der eben vom Häringeinsalzen kam und die Atmosphäre auf dreihundert Schritte in der Runde verpestete, nicht nur schwierig, sondern an einzelnen Stellen halsbrechend, und dann kam die Nacht raschen Schrittes heran. Unter solchen Umständen war es am rathsamsten, in dem kleinen Inn an der südlichen Spitze des Loch Maree „vor Anker zu gehen," wie der Häringeinsalzer sich ausdrückte. Ein Dissenter-Missionär und ein Hausirer, zwei in ihrer Art und Sphäre sehr unterrichtete umgängliche Männer waren bereits vor mir in diesen Hafen eingelaufen, und da sie, sobald sie hörten, daß ich nicht gälisch sprach, ihre Unterhaltung in breitschottischer Mundart fortsetzten, bot sich rasch Gelegenheit zur Annäherung, und das Gespräch flog bald wie ein Weberschiffchen hin und her.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin,* Januar.

Plane des Kultusministeriums.

Die Wolken am politischen Himmel lassen dem Blicke keinen Raum, um auf den Flügeln der Hoffnung in das Gebiet unserer nächsten Geschicke zu dringen. Die Illusionen der lezten Jahre sind geschwunden, aber die an fruchtloses Ringen nach Idealen verschwendete Kraft ist jezt der nüchternen Wirklichkeit gegenüber ermattet zu Boden gesunken. Wir handeln nicht mehr, wir lassen mit uns handeln. In solchen Augenblicken, wo man fremder Macht widerstandslos die nächste Zukunft anheimstellen muß, ist es unerquicklich, Phantasiezüge in ihr dunkles, unbekanntes Reich zu unternehmen, an dessen Eroberung wir nicht Hand anzulegen vermögen. Berlin ist gelassen, weder erwartungsvoll, noch erwartungslos, Gerüchte bald aufnehmend, bald zurückweisend, ohne rege Theilnahme an den Ereignissen, die nach verschiedenen Kreisläufen endlich in Dresden einen neuen Mittelpunkt gefunden haben sollen. Wir sind darauf hinge-

* Dieser Bericht ist nicht von unserem gewöhnlichen Korrespondenten.
D. Red.

wiesen, von dort zu hören, wie die deutschen Regierungen berufen sind, das schwierigste Räthsel, das ihrer Einigkeit zu lösen. Mittlerweile muß sich das Interesse nach andern Seiten werfen, denn das Interesse ist die Triebfeder des menschlichen Daseyns und Verkehrs; der Lebende will den Tag benützen, die Stunde genießen. Nicht mehr auf einen Punkt concentrirt, führt die quecksilberne Rührigkeit des Berliner Geistes wieder nach zahlreichen Richtungen in die Peripherie des Lebens, aber freilich nicht mehr mit dem Leichtsinn früherer Jahre: die Physiognomie Berlins hat ernstere Züge angenommen. In das wieder begonnene, etwas freiere Gesellschaftsleben, das lange durch die schroffste Parteiung zerspalten war, mischt sich nicht selten ein strenger Ton, der elegisch in die Heiterkeit hereinklingt. Berlin wächst an großstädtischem Charakter, und in der ernsten Gegenwart fühlt hier eine immer zahlreichere Masse das Bedürfniß des gesellschaftlichen neben dem geschäftlichen Verkehr, der Erholung neben der Anspannung. Was kann diesem Bedürfniß eine edlere Befriedigung gewähren, als die Kunst? Die Kunst nach allen Seiten hin zu wecken, zu beleben und zu pflegen, ist eine der würdigsten Aufgaben des Staates, und es muß als ein Verdienst des vor kurzem aus dem Ministerium geschiedenen v. Ladenberg anerkannt werden, daß er hierauf mit Liebe sein Augenmerk gerichtet hatte. Im Kultusministerium sind bereits mancherlei neue Organisationen in Bezug auf die Kunstverwaltung und die Kunstinstitute weit in der Vorbereitung fortgeschritten, und es dürfte sich jezt nur fragen, ob der neue Kultusminister, v. Raumer, gleiche Liebe wie sein Vorgänger für diesen wichtigen Zweig der ihm anvertrauten Verwaltung mitbringt. Eine Umgestaltung der hiesigen Akademie der Künste stand bevor, die Errichtung eines Conservatoriums für Musik soll so gut wie beschlossen gewesen seyn. Außerdem wurde projektirt, die Verwaltung der gesammten Theaterangelegenheiten im Staate, welche gegenwärtig (mit Ausschluß des Hoftheaters) von den Provinzialbehörden und in höchster Instanz von dem Gewerbeminister abhängen, in den Bereich des Kultusministeriums zu ziehen, wohin sie denn doch auch in der That gehören. Es ist nöthig, daß künstlerische Zwecke hiebei zur Geltung kommen, und jedenfalls darf es als eine Merkwürdigkeit erwähnt werden, daß in Preußen die Normen für die Verwaltung der Theaterangelegenheiten von Seiten des Staats ausschließlich in gewerblichen Vorschriften gesucht werden müssen. Weiß man von alle dem, was im Embryo dieser Organisationsplane sich regt, im Publikum nicht mehr, als was in geringen Andeutungen in die Zeitungen drang, so wird uns dagegen über einen andern, damit zusammenhängenden Punkt hoffentlich bald genauere und günstige Nachricht zufließen. Ich meine die ebenfalls unter dem Ministerium Ladenberg in Anregung gebrachte Abänderung oder Ergänzung des Gesetzes vom 11. Juni 1837 zum Schutze des Eigenthums an Werken der Wissenschaft und Kunst gegen Nachdruck und Nachbildung. Die verschiedenen Sachverständigenvereine (der artistische, literarische und musikalische) haben hierüber bereits Berathungen gehalten und Gutachten abgegeben. Die einzelnen Vorschläge kann ich zur Zeit noch nicht mittheilen, doch habe ich erfahren, daß namentlich auch der dramatischen Schriftsteller dabei in günstiger Weise gedacht worden ist. Es wird bezweckt, und der literarische Sachverständigenverein hat darauf hingewiesen, wie dringend wünschenswerth es sey, daß der Druck eines dramatischen Werkes und dessen Uebergang in den Buchhandel den Verfasser desselben der Ansprüche auf Honorirung durch die Theaterdirektionen nicht verlustig mache. Nach der gegenwärtigen Fassung des Gesetzes kann ein gedrucktes Theaterstück ohne weiteres, ohne vorherige Befragung wie ohne nachherige Entschädigung des Autors, überall aufgeführt werden. Daß dieser Uebelstand endlich schwinde, muß um so lebhafter gewünscht werden, je weniger sonst für den deutschen Dramatiker zu seiner Ermuthigung wie zur Belohnung seines Talents und seiner Verdienste geschieht.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Einen andern Gegenstand aus der heiligen Schrift hat Delacroix in seiner Auferstehung des Lazarus behandelt. Mit biblischen Stoffen seit seiner Jugend schon befreundet, hat er, dem eigenthümlichen Zuge seines Geistes auch hierin treu, am liebsten Momente aus der Leidensgeschichte des Erlösers sich zur Aufgabe erwählt, und man kann allen Fremden, die nicht bloß nach Paris gehen, um die Vergnügungen, die es bietet, zu kosten oder die politische Comödie, deren Schauplatz es ist, zu studiren, einen Gang nach den Kirchen St. Paul und St. Louis au Marais empfehlen, in deren jeder sie ein Werk von Delacroix finden werden, das ihnen ohne Zweifel einen höhern Begriff von dem Werthe der französischen Malerei zu geben im Stande ist, als die gesammte Masse des heuer Ausgestellten. Seine Auferstehung des Lazarus gleicht nun jenen Hervorbringungen einer schon ziemlich fernen Epoche wie ein Denkmal des tiefsten Verfalls den vollendeten Monumenten einer goldenen Zeit; man erkennt, zerstreut und nutzlos, die Elemente einer außerordentlichen Begabung, die besser verwendet und fleißiger zusammengehalten, noch immer Arbeiten, die sich bewundern ließen, erzeugen würden. — Mit Delacroix sind heuer die meisten Matadore der jetzigen Malerschule Frankreichs in die Schranken getreten. Doch man hat Unrecht heutzutage von einer Schule zu reden. Wie im Leben, wo die grenzenlose Ungebundenheit der geselligen Verhältnisse jedem gestattet, sich, wenn er nur nicht allem Anstand geradezu den Krieg erklärt, zu gebärden wie es ihm angeboren ist oder ansteht, wie auf den öffentlichen Bällen, wo jeder den Sprung macht, zu dem sein Blut ihn treibt und die kühnsten Einfälle seiner Narrheit mit Händen und Füßen in die Luft schreibt, so geht auch in der Kunst jeder, der zu etwas anderem als zu knechtischer Nachahmung sich geschaffen fühlt, seinen eigenen Weg, und Affen oder Papageien gibt es wohl, aber von einer Schule mit so unterscheidenden Merkmalen wie die umbrische, flämische, venetianische kann durchaus nicht gesprochen werden. Man nehme z. B. Decamps, der von Poussin und von Delacroix wie von dem jüngst verstorbenen Marilhat manches sich abgemerkt hat, aber doch seine eigene, durch eine aparte Auffassung der Natur und eine besondere Liebhaberei in Handhabung der technischen Kunstgriffe entstandene, bizarre und doch nicht gezierte, nicht unwahre Manier besitzt, und halte dagegen den holländischen Kleinmeister Meissonnier, der ohne viel Tiefe des Gefühls alle Theile seiner Bildchen mit so mikroskopischer Sorgfalt ausführt und mit solchem Verstande zu einem vollkommenen Ganzen verbindet, daß bei einer diese Woche abgehaltenen Gemäldeversteigerung ein Meissonnier, wie gemeldet wurde, um die fabelhafte Summe von achtundachtzigtausend und fünfundzwanzig Franken abging, während vor einigen Jahren ein unvergleichlicher Rafael kaum auf etliche fünfzigtausend Franken kam, ein merkwürdiger Beweis, daß die Wunder des Fleißes in Zeiten ohne Weihe, wie die unserige, höher gehalten werden als die Offenbarungen des Genies. Was, um gewürdigt zu werden, eine Kennermiene erfordert, ist gesuchter als was ganz einfach das einfachste Gemüth anspricht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 37. Mittwoch, 12. Februar 1851.

— And I did laugh,
That fools should be so deep-contemplative.
Shakespeare.

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

In diesem Lande der Extreme, wo alles in steter Bewegung und fieberhafter Unruhe ist, während doch überall Ruhe und Ordnung herrscht, wo Sitte und Herkommen die Stände auf das schärfste und ängstlichste scheiden, während der ärmste Hirte dem Vornehmen gegenüber kein Gefühl der Unterordnung verräth oder eine linkische Verlegenheit gewahren läßt; wo die Aristokratie allmächtig ist, während jedem Talente der Weg zu den höchsten Ehrenstellen offen steht; wo die öffentliche Meinung und deren Organ, die Presse, erste und lezte Instanz sind, während man sich nirgends in der Welt unempfindlicher gegen die »stings and arrows« dieser Macht zeigt als hier — in diesem Lande, sage ich, hat fast jeder sein »rub,« sein »grudge,« und weder Erziehung noch Weltbildung sind im Stande, ihn immer vor dem Stolpern zu schirmen, wenn er dem Steine sich nähert. So erblickte mein Dissentermissionär in den in Schottland wie in England sich mehrenden Uebertritten zum Katholicismus ein sicheres Zeichen des herannahenden Weltuntergangs oder doch des Umsturzes aller bestehenden Ordnung, das Signal zu einem wahren Heiden- und Greuelleben; der Hausirer aber war ein eingefleischter Protektionist und sah in dem Freihandel den Sturz der britischen Macht und Größe, den Verfall aller commerciellen und gewerblichen Thätigkeit und somit des Nationalreichthums, folglich gleichfalls eine Art Weltuntergang. Beide Männer hatten eine merkwürdige Zungenfertigkeit; der Missionär malte wie Martin, kolossal, bunt, excentrisch; die Rede des Hausirers aber hatte Aehnlichkeit mit den Zeichnungen des französischen Cham, des Sohns Noe's, denn sie war rasch, skizzenhaft, sprudelnd, grell. Meine zwei neuen Bekannten waren nicht von ihren Steckenpferden herabzubringen, bis unser Mittag- oder Abendessen aufgetragen wurde: ein prachtvoller Hirschbraten, zwei Haselhühner und Kartoffeln, sodann Tiefseefische und Kartoffeln, und als Nachtisch allerlei »Niff-naffs,« kleines süßes Gebäck mit dem Coggie, das ich hier zum erstenmal zu Gesicht bekam; es ist ein hölzernes, urnenförmiges Gefäß mit zwei Henkeln, in welchem man den Toddy bereitet, und das dann an dem Tisch die Runde macht. Der Geistliche berührte das Gefäß nicht, sogar das Bier hatte er verschmäht und sich mit dem klaren Brunnenwasser begnügt; wir zwei Weltkinder aber, der Hausirer und ich, ließen uns den köstlichen Trank weder durch das Abstinenzgesicht des geistlichen Herrn, noch durch die Aussicht auf den bevorstehenden Weltuntergang verkümmern. Das „neue Licht," wie unsere Landlady, eine Freikirchlerin, den Sektenprediger nannte, entfernte sich bald, um noch in einem befreundeten Pachterhause Betstunde zu halten, und ich nahm jezt Veranlassung, den Hausirer über sein Gewerb und die Art des Betriebs desselben zu befragen.

„Es gab eine Zeit," sagte er, „wo Leute meiner Art sich ein Vermögen erwerben konnten; jezt hat jedes Town ein Krämchen und jeder Zigeuner löst einen Hausirschein und läuft mit Ausschuß und Auswurf von Waaren in den Glens herum und verkauft spottwohlfeil, was er sozusagen geschenkt bekam und was geschenkt zu theuer ist, da es nichts taugt. Dann ist nichts seltener in diesen Bergen als das Bild der Königin; es gibt Leute auf den Heiden und in den Straths, welche ihre angebetete Monarchin noch nie

gesehen haben; manche lassen sich daher von der Liebe zu der erhabenen kleinen Frau so hinreißen, daß sie sich ihr Bild heimlich zu verschaffen suchen, und dann schickt man diese enthusiastischen Unterthanen nach Vandiemensland. Ohne Scherz, Herr, die sonst hier borgten, borgen jezt selbst, und wenn die Leiter der Borger wie die Jakobsleiter bis an den Himmel reicht, kommt man doch endlich zur lezten Sprosse, und dann —? der Freihandel bringt das Land um seine lezten Stützen! Nicht ungeduldig, Herr — ich komme eben zu Ihrer Frage. Mein gangbarster Artikel ist Pulver."

Herr Allan Mackay, der Hausirer, sah mich hier an, als sey er überzeugt, mir ein unauflösliches Räthsel vorgelegt zu haben. — „Malzpulver?" sagte ich, indem ich des gälischen Ausdrucks für Whiskey, „Sohn des Malzes," gedachte. — „Wäre allerdings der beste Artikel in diesem Lande, ist aber bis jezt noch nicht im Handel. Nein, ich meine die Waare, welche der Gäle „Nasenlustpulver" nennt, den Schnupftabak. Die Engländer sind reich an guten und schlechten Einfällen, wenn sie von den Schottländern sprechen; z. B.: „Der Weg zu dem Herzen eines Schottländers geht durch dessen Nase." Der Spruch ist stichhaltig. Eine Dose ist hier der beste Empfehlungsbrief. Sie bieten Jemanden eine Prise, und die Unterhaltung ist eingeleitet, Sie haben sich einen Freund gewonnen. Der Herr hat doch eine Maschine für dieses Lockpulver? Nicht? Nun, ich rathe ihm, hier eine zu kaufen. So oft er sie öffnet, öffnet sich ihm ein Herz."

Dabei nahm er aus einer seiner vielen unergründlichen Rocktaschen ein Paket und zeigte mir mehrere ganz hübsche, aus einer Hornspitze gefertigte Dosen. Da ich den Kopf schüttelte, zog er ein zweites Paket heraus, in welchem er ein Dutzend der bekannten schottischen Holzdosen hatte, und pries die schöne Arbeit und die »sanitary construction« derselben. Um den Quälgeist los zu werden, kaufte ich ein Döschen der leztern Art, auf dessen Deckel ein glänzender Stadtwagen mit zwei stattlichen Pferden zu sehen war, während man unten die Worte las: »who wad ha thocht it, that noses cad ha bought it!« (wer hätte sich's gedacht, daß die Nasen dieß eingebracht!); den Tabak und die Erklärung dieses Bildes erhielt ich gratis. „Ein Beweis," sagte der Hausirer, „wie viel in Schottland geschnupft wird. Der Mann, dessen fürstliche Equipage Sie auf dieser Dose sehen und der sich eine Ehre daraus macht, jene Devise auf dem Kutschenschlag zu führen, war ein armer Knabe aus den Hochlanden, und ist jezt einer der reichsten Handelsherrn in Edinburg, und verdankt sein ganzes Glück dem Schnupftabakshandel." — Die Wirthin führte einen Kunden des Herrn Allan Mackay ein, und während die beiden Gälen sich in ihrer kauderwälschen Sprache unterhielten, steckte ich mir eine Cigarre an und machte einen Mondscheinspaziergang auf der schönen, nach Auchendsheen führenden Parlamentsstraße, worauf ich das für mich bestimmte, drei Schritt breite und sechs Schritt lange Kämmerchen und das reinliche Bett aufsuchte, in welches mir die freundliche Wirthin, wie sie sagte, das „Ruhekräutchen" gelegt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Als Rudolph in den Nachbarhof eintrat, ging der Alte gerade aus der Scheune nach dem Hause. Wie er Rudolphs ansichtig wurde, blieb er betroffen stehen und starrte den Jüngling verwundert an. Dieser nahte ihm, grüßte ihn freundlich und sagte: „Guten Morgen, Nachbar Wahl. Ich hätte ein Anliegen an Euch und bitt' Euch darum in Freundschaft, gönnt mir einige Minuten ruhig Gehör." — „Was soll's?" herrschte ihn der finstere Bauer unmuthvoll an.

Ohne sich durch diesen unfreundlichen Empfang aus der Fassung bringen zu lassen, erwiederte der Jüngling mit dreister Offenheit: „Ich komme zuerst zu Euch, Nachbar, da ich es nicht wagen durfte mich meinem Vater anzuvertrauen, bevor ich mit Euch geredet und Eure Willensmeinung gehört hätte. Denn mein Vater würde mich am Ende gar auslachen, wenn ich ihm dasjenige, was ich auf dem Herzen habe, eher sagen wollte, als bis ich Eurer, Nachbar Wahl, ganz gewiß bin. Kurz und gut, meine Anfrage an Euch ist die: Gefällt Euch der Sohn Eures Feindes besser als dessen Vater, so nehmt mich zum Tochtermann an, gebt mir die Ammy, wie sie geht und steht und Ihr sollt für Eure alten Tage einen treuen Sohn an mir haben, der alles, was sein heißt, mit Eurem Kinde theilen will. Laßt Euch die Feindschaft mit meinem Vater nicht kümmern," fuhr Rudolph fort, als er bemerkte, wie der Alte die Stirne finster und finsterer zusammenzog; „hier meine Hand, Wahl, wenn Ihr mir die Ammy zur Frau gebt, so bin ich so gut Euer Sohn wie der des Heinrich Falk."

Da lachte der Kastenmeister so wild auf, daß die Hühner im Hofe ängstlich auf die Stange flogen und Rudolph selbst ein Grauen anwandelte vor dem bösartigen Manne, der sein theuerstes Glück in der Hand hatte. — „Hol's der Henker, darüber läßt sich ein Wort reden!" rief der Kastenmeister mit widerlichem Hohn und betrachtete den Jüngling mit stechenden Blicken, die eben so viel lauernde Bosheit wie offenbare Schadenfreude ausdrückten. „Du begehrst von mir die Ammy zur Frau und verlangst weiter keine Mitgift als meinen Vatersegen? Na, das läßt sich

schon anhören! Und wann meinst du daß die Hochzeit seyn soll?" — „Das habt Ihr zu entscheiden, Vater Wahl," erwiederte Rudolph, dem troz des verdächtigen Wesens des Kastenmeisters ein Stein vom Herzen fiel; denn in seinem arglosen Gemüth hielt er das alles für des Alten rauhe Art und Weise, dachte an keine Tücke noch Verstellung und wähnte sich fast schon am Ziele seiner Wünsche.

Da drückte jener, wie wenn er über etwas nachsinnen wollte, den Daumen gegen die Stirne und murmelte einige unverständliche Worte in den Bart. — „September — Oktober — November — recht so, im November soll die Hochzeit seyn," sagte er darauf. „Aber zweierlei muß ich dir zur Bedingung setzen, von dem ich nicht abgehe, und wenn mich hier gleich auf der Stelle der Schlag rühren sollte. Dein Vater muß einwilligen, daß ihr am lezten November getraut werdet, das ist Nummer Eins, und dann, daß dein Alter mir vor eurer Hochzeit in Gegenwart unserer ganzen Freundschaft die Hand reicht und laut und vernehmbar die Worte zu mir spricht: „Konrad Wahl, ich habe dir viel Schlimmes zugefügt, aber heut' rettest du meine Seele aus der ewigen Verdammniß." Thut er das, so ist die Ammy dein, und die Mitgift, die du nicht begehrst, wird darum" — hier warf sich der Bauer prahlerisch in die Brust — „Gott verdamm' mich, nicht geringer seyn, als es der Konrad Wahl leisten kann."

Rudolph sah den Alten erschrocken an und abermals graute ihm vor dem Blick voll Hohn und Rachsucht, womit jener ihn betrachtete. „Ich versteh' Euch nicht, Nachbar," stammelte er betreten; „mein Vater —" „Wird schon besser verstehen, wie ich's meine!" fiel ihm Wahl lachend in's Wort, schlug dabei mit hellem Zungenschnalzen die Hände klatschend in einander, wie wenn er sich selbst das Handgelöbniß geben wollte, daß es bei dem Ausspruch sein Bewenden haben solle, und ging dann, ohne weiter auf die Bestürzung seines künftigen Tochtermannes zu achten, in's Haus.

Voll banger Sorge und Ungewißheit verließ dieser die feindliche Nachbarstätte; denn noch räthselhafter als die Bedingung, an welche sein Vater seine Einwilligung zur Hochzeit geknüpft hatte, erschien ihm des Kastenmeisters Forderung, und er war völlig außer Stande ihren dunkeln Sinn zu deuten oder ihren Zusammenhang mit seinem Liebesglück herauszufinden. Völlig niedergeschlagen und rathlos erschien er vor seinem Vater und hinterbrachte diesem das Resultat seines Freiersgangs in's Nachbarhaus. Der alte Falk hörte den Sohn, und was dieser ihm von seinem Gespräch mit dem Kastenmeister erzählte, mit großer Ruhe und ohne sichtbare Verwunderung an; auch die sonderbare Forderung des Feindes überraschte ihn nicht, er lächelte nur leise vor sich hin und schüttelte das Haupt über diese widersinnige Bedingung.

Als Rudolph seinen Bericht geendet hatte, drückte ihm der Vater voll Mitleid die Hand und sagte bewegt: „Da siehst du's nun selbst, was ich zum voraus wußte; der drüben legt dir einzig und allein den Balken in den Weg, nicht dein treuer Vater, wie du vorhin meintest. Hier ist nichts mehr zu machen, als daß du dich in Geduld dem unerforschlichen Willen deines Herrgottes unterwirfst und die Ammy aufgibst. Es ist mir nun ganz klar, was ich längst vermuthete: der Kastenmeister leidet am Säuferwahnsinn und weiß weder mehr was er spricht noch was er thut. Ich ihm meiner Seele Rettung verdanken! ihm, dem schlechtesten Menschen unter Gottes Sonne! Als hätte seine Feindschaft mich um mein Seelenheil gebracht und seine Freundschaft gäbe mir's zurück! Nein, Rudolph, um diesen Preis kann dein Vater dir die Ammy nicht gewähren; ich hasse zwar den Wahl als einen bösartigen verruchten Menschen, dennoch wollt' ich ihm, hätt' er eingewilligt, die Hand der Versöhnung reichen. Aber meine Seele —" hier zitterte seine Stimme vor innerer Erregung und er faltete andächtig die Hände — „die hab' ich von meinem Schöpfer empfangen und hoffe sie ihm dereinst rein und durch dieses Lebens Prüfungen geläutert zurückzugeben."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Molière. Dlle. Brohan.

Es ist nicht möglich nur den geringsten Theil der Einsendungen zum heurigen Salon, wo sich die verschiedenen Hauptpersönlichkeiten der französischen Malerei und Bildhauerkunst unserer Tage abspiegeln, prüfend durchzugehen; es gehörte hiezu etwas Ernsteres als ein loser und bunter Brief, es gehörte hiezu eine spezielle Darstellung der Sache, der den übrigen Plunder und Flitter von Paris bei Seite ließe und nur mit den Bildern und Statuen, die das neue Haus des Palais royal beherbergt, kritisch sich beschäftigte. — Aber siehe, da kommt mir die junge, hübsche, stattliche Madeleine Brohan in den Weg, die sich jüngst als Königin von Navarra in Scribes unhistorischem Lustspiel

gleichen oder ähnlichen Namens ihre ersten Küsse, oder wenn das gar zu verwegen klingt, ihre ersten Complimente verdient hat, und empfiehlt sich als Nachfolgerin der „unvergeßlichen“ Mars in Molières Misanthrop als Celimene. Celimene ist im Grunde nur eine Kokette, aber sie ist die erste Kokette, die je in Frankreich — und wer Frankreich sagt, der sagt in diesem Falle so viel als die fünf Welttheile — seitdem es Koketten gibt, regierte und Männerherzen drangsalirte. Wäre sie Adams Weib gewesen, der König des Bösen hätte die Schlange nicht gebraucht, um Adam zu verführen. Das ist die Größe Molières, daß seine Charaktere ersten Rangs immer die ersten Wesen ihrer Gattung scheinen und dennoch die Grenzen der Wahrheit nicht überschreiten. Man ist nicht geiziger als Harpagon, nicht lächerlicher und zugleich tiefer unglücklich als George Dandin und Arnolf in der Frauenschule, nicht leichtgläubiger als Orgon und Mad. Pernelle, und doch sind alle diese Figuren vom Makel der Uebertreibung frei; wer das Leben kennt, hat viel Aergeres gesehen, er weiß, daß weil etwas mit dem, was vorhergeht oder nachher kommt, außer sichtbarem Zusammenhang steht und daher unerklärlich und unmöglich erscheint, es darum nicht weniger geschehen seyn kann, und wenn wir nicht mehr tolle Sprünge in dem täglichen Umgang mit unseres gleichen sehen, dieß an dem Zwange liegt, den die tausend Rücksichten auf den Nebenmenschen einem jeden in den Aeußerungen seiner Eigenthümlichkeit auferlegen. Ich habe Ihnen einmal, es mögen wohl ein paar Jahre seitdem verflossen seyn, die Geschichte von einem Individuum erzählt, das eines Abends seiner Umgebung eine sehr eindringliche Predigt über die Hinfälligkeit alles Irdischen hielt, und mit einem male, ohne den leisesten Uebergang, einen der unbändigsten Tänze, welche in der ausgelassenen Hauptstadt Frankreichs zu Hause sind, mit einer bewundernswerthen Ungebundenheit auszuführen begann. Wer von uns allen hat nicht in seinem Leben ähnliche Anfälle, nicht Anwandlungen gehabt, von trübseligen Bußgedanken in rauschenden, unbegrenzten Jubel ohne vermittelnde Ceremonie überzusetzen, und umgekehrt; nur drängen wir diese Regungen aus Zartgefühl, Berechnung oder Feigheit zurück und unser ganzes Daseyn scheint in einem gleichmäßigen Takte dahin zu fließen, weil wir in unserem Auftreten alles Unvorbereitete vermeiden.

Molière liebt es, uns die Menschen in ihrem Kern und innersten Wesen zu zeigen, er beseitigt und vereitelt die Vorsichtsmaßregeln der Heuchelei und der Furcht, er läßt die Personen, die er schildert, ohne daß sie es wünschen oder zugeben, einen Blick in die Stätte ihrer mächtigsten Triebe und auf den Grund ihres Gewissens thun. Auch diese Celimene erscheint uns so, daß wir an ihr nichts Ursprünglicheres, nichts Wesentlicheres erkennen als eben diesen Trieb zur Koketterie. Die Schranken der Gesellschaft, in deren Mitte sie lebt, so wenig als die Beziehungen zu einem Manne, der sie glühend liebt, können diesen Dämon überwältigen; sie tragen nur dazu bei, seine Lebenskraft zu nähren, und geben ihm hundert Anläße dieselbe zu bewähren. Celimene ist kokett mit vollem Bewußtseyn, mit ungezügelter Kühnheit, und diese Seite der Rolle wußte Mlle. Brohan, ich sage keineswegs durch die Genialität ihrer Auffassung, sondern durch eine glücklich mit ihrer Aufgabe übereinstimmende, graziöse Dreistigkeit des Naturells mit Erfolg heraus zu kehren. Darum gelangen ihr auch die Versuche in den raffinirten Lustspielen von Marivaux, in denen ein geleckter, spitzfindiger, daher geistreicher, oft aber auch gezierter Dialog einer mikroskopischen Zergliederung der dünnsten Fäden verschämter Leidenschaften dient, bei weitem weniger und die Kritik begrüßte mit Recht diese geringere Fähigkeit für die Darstellung solcher Meisterwerke des Manierirten als eine gute Vorbedeutung.

(Schluß folgt.)

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Dramatische Literatur.

Das Theater ist eines der wichtigsten Organe im neueren Kultur- und Gesellschaftsleben geworden. Es kann sein Leben allerdings von den Werken der Vergangenheit, von den Klassikern aller Nationen fristen, aber es würde darin verknöchern, einseitig erstarren, es würde vor allem die lezte Spur von nationalem Charakter verlieren, wenn es nicht auf die lebenden und in der Gegenwart schaffenden dramatischen Autoren sich stützen wollte. So lange jedoch die Spekulation allein die Handlungsweise der Theaterleitungen bestimmt, so lange wird der nationale Zweck der dramatischen Kunst ein fünftes Rad am Thespiskarren bleiben. Bei unserm Hoftheater ist es vorgekommen, daß ein neues Stück von Mosenthal, „Johanna von Neapel,“ durch den Intendanten aus dem Grunde nicht zur Aufführung gebracht wurde, weil die dazu erforderlichen ungarischen Kostüme nicht vorhanden sind. Dem hiesigen Commissionär des Dichters wurde dieser Bescheid schriftlich ertheilt. Neuerdings sind zwei anerkennenswerthe dramatische Arbeiten hier wieder auf dem Wege des Buchhandels in die Oeffentlichkeit getreten, ein dreiaktiges Lustspiel von J. L. Klein, betitelt: „Ein Schützling,“ und eine fünfaktige Tragödie von Paul Heyse einem jungen talentvollen Dichter, betitelt: „Francesca von Rimini.“ Klein hat sich schon durch frühere dramatische Schriften, die historischen Tragödien „Maria von Medicis“ und „Zenobia,“ das Lustspiel „die Herzogin“ und sodann durch eine sociale Tragödie: „Cavalier und Arbeiter,“ bekannt gemacht. In allen diesen Arbeiten rang ein reiches Talent, eine sprudelnde Phantasie mit den Extravaganzen eines witzigen Kopfes, die Kraft der Charakterschilderung mit dem Hange nach niederländischer Genremalerei, die Fülle des zuweilen planlosen Producirens mit der künstlerischen Form. Alle diese Elemente begegnen uns auch noch in dem „Schützling,“ aber der Harmonie ungleich näher und zur einfachen, klaren, gedrungenen Gestaltung, zur praktischen Bühnenform überwunden. Allerdings herrscht in diesem Lustspiel weniger ein deutscher als ein französischer Styl, aber der Verfasser hat sich des lezteren mit ursprünglichem Talent bemächtigt, so daß sein Werk der Aufführung jedenfalls würdig ist. Weniger darf man die „Francesca von Rimini“ zur Darstellung empfehlen. Diese Tragödie trägt in ihrem Bau, in der ganzen künstlerischen Anordnung mehr ein deutsches Gepräge; in der zum Theil sehr wohl gelungenen Ausführung der Charaktere gibt sich ein Anlehnen an Shakespeare neben großem eigenen Talente psychologischer und poetischer Auffassung kund. Es liegt hier ein Erstlingswerk vor, das zu schönen Hoffnungen berechtigt, aber eine gewisse sociale Stimmung der Zeit hat den jugendlichen Dichter in ein Mißverständniß geführt über das, was die ewige Schönheit der Weiblichkeit bildet. Die Idee der Frauenemancipation mischt sich mit einem etwas koketten Suchen nach Natürlichkeit und nimmt durch diese Mischung in dem dargestellten Liebesverhältniß eine Färbung von brennender Sinnlichkeit an, wie sie als Reaktion aus wissenschaftlichen Abstraktionen und politischem Zwange in der neueren Literatur erwuchs. — Dieß ist eine Seite des Stücks, in der sich ein krankhaftes Irren der Empfindung troz der Wahl eines ungeschminkt natürlichen Ausdrucks nicht verkennen läßt. Francesca, die unglücklich und hingebend Liebende, ist eine modern Emancipirte, welche mit sentimentalem Sinnenkitzel den Geliebten lockt, statt von ihm verleitet zu werden. Je höher ich das poetische Talent Heyses anschlage, um so wünschenswerther erscheint es mir, daß er über seine Irrgänge klar werde.

(Fortsetzung folgt.)

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 38. Donnerstag, 13. Februar 1851.

— As the most forward bud
Is eaten by the canker, ere it blow,
Even so by love the young and tender wit
Is turn'd to folly, blasting in the bud,
Losing his verdure even in the prime,
And all the fair effects of future hopes.
Shakespeare.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

So war denn das Schicksal dieser stillen Dorfliebe schnell und furchtbar entschieden und zwei treue Herzen sollten um einer unseligen Feindschaft willen den schönsten Traum ihrer Jugend für immer aufgeben. Nichts glich dem Schmerz, der Verzweiflung der beiden Liebenden, als sie sich so der lezten Hoffnung ihrer Vereinigung — und wann hätte selbst die hoffnungsloseste Liebe nicht noch gehofft! — für immer beraubt sahen. Zwar trugen sie still ihr Leid in grambewegter Brust; aber sey es nun, daß ihr Unglück sich in ihren Blicken und Mienen kund gab, sey es, daß der Kastenmeister, um diesen Triumph über seinen Feind zu feiern, kein Geheimniß aus Rudolphs Bewerbung machte, bald kannte das ganze Dorf die traurige Liebesgeschichte der beiden Nachbarskinder und alle guten Leute hatten das innigste Mitleid mit ihnen. Man fand es unbegreiflich, daß die feindlichen Väter nicht den ihnen vom Himmel selbst gebotenen Wink zur Versöhnung benuzt und ihrem langjährigen Hader mit der Ehe ihrer Kinder ein glückliches Ziel gesezt hatten; das eigenthümliche Verhältniß, unter welchem Rudolph und Ammy sich liebten, erhöhte noch das Interesse an ihrem traurigen Schicksal, und selbst manches rauhe Gemüth empfand nun erst doppelt den Fluch dieser Feindschaft, die nicht nur ganz Altenhain in zwei feindliche Parteien spaltete, sondern selbst die Kinder, die einzigen fast, die bis jezt von der Zwietracht der beiden Nachbarn nicht berührt worden waren, von einander trennte und unglücklich machte.

Ammy hatte von ihrem harten Vater von dem Tage an, da Rudolph bei diesem um ihre Hand anhielt, noch mehr zu leiden als je zuvor; und sie hätte dieses gequälte und mißhandelte Daseyn nimmer ertragen, wenn es für sie nach dem Verlust des Geliebten überhaupt noch eine Noth und Drangsal gegeben hätte. So aber war der Schmerz der jungen Seele Demantschild, an dem alle Kränkung des rohen Vaters abprallte, der sie beständig auf jede erdenkliche Weise es entgelten ließ, daß des Feindes Sohn sie zu lieben und um sie zu freien gewagt hatte. Eben so schwer, wenn auch weniger standhaft, trug Rudolph an seinem herben Loose, obgleich der Vater keine Schuld daran hatte und selbst alles aufbot, den niedergeschlagenen Muth des Sohnes wieder aufzurichten. Umsonst! der Gram um Ammy's Verlust nagte wie ein Wurm an seinem jungen Leben und legte über seine sonst so glückliche Jugend einen düstern Grabesschleier.

So trugen beide das gemeinsame Leid, und längere Zeit mieden sie selbst einander und gingen sich aus dem Wege, wie wenn es jedem nur im Entferntseyn vom andern möglich gewesen wäre sich aufrecht zu erhalten, nicht anders, als wenn bereits der unerbittliche Tod zwischen sie getreten und eins das andere am liebsten als gestorben beweint hätte. Das aber eben ist die wahre Liebe, die kein Scheiden und Meiden kennt, auch wenn Meere sie trennen und die feindlichen Geschicke der Welt sich wie Alpen zwischen sie und ihre Sehnsucht thürmen. Nur sie selber legt sich dann die Binde der Täuschung vor die Augen und beweint ihr Liebstes als todt und dahin, nur um nicht im Auge des andern den furchtbaren Gedanken zu lesen, daß auch der geliebte Gegenstand noch lebt und athmet wie sie selber — in der gleichen Entsagung.

Auf Rudolphs sonst so offenen und sanften Charakter äußerte das gänzliche Fehlschlagen seiner schönsten Hoffnung einen keineswegs günstigen Einfluß; er wurde, je tiefer er sich in seinen Gram, seine Herzensmuthlosigkeit versenkte, immer ernster, immer abgeschlossener; kein Lächeln der Heiterkeit kam mehr über seine Züge, er fing an, erst die fremden und später auch die bekannten und befreundeten Menschen ängstlich zu meiden, und war am liebsten da, wo er seinen düstern Betrachtungen ungestört nachhängen durfte. Die Jagd war das einzige, woran er noch ein Wohlgefallen zu finden schien, und oft durchstrich er tagelang, mehr selber ein von seinem Schmerze gehetztes Wild, als daß es ihm um Jagdbeute zu thun gewesen wäre, die großen Wälder, ließ daheim den Vater mit den Knechten für die Landwirthschaft sorgen und suchte seinen lezten Trost in der einsamsten Einsamkeit des Gebirges. Die Natur der Heimath entsprach seiner düstern Herzensstimmung; denn dort in den alten Wäldern, oder auf den öden Heiden gewöhnt sich der Mensch, dem das Leben Frieden und Befriedigung versagt, leicht an ein Daseyn ohne Freude, ohne Hoffnung; die Natur selbst senkt in sein Gemüth den Eindruck des Schauerlichen und Vereinsamten, und je empfänglicher der Sinn ist, der sich ihr in seinem Schmerze hingibt, um so tiefer übt sie ihre Wirkung auf das trauernde Gemüth.

So lag er oft stundenlang, die Flinte zur Seite, auf einem Felsen, starrte unverrückt in die düstern Waldschatten hinunter und schreckte aus den Träumen seiner stummen Trauer auf, wenn der Schrei eines wilden Vogels oder ein Unkenruf aus dem nahen Moore sein Ohr berührte. Aus dem Waldbach löschte er seinen Durst und ein Stück trockenes Brod stillte seinen Hunger. Er gewöhnte sich so sehr an dieses unstete Leben und Umherirren in der wilden Gebirgsnatur, daß sich mehr und mehr, ihm selber unmerkbar, die Fäden lösten, die ihn noch mit der übrigen Welt verknüpften und seine Seele sich immer tiefer in den Schatten einer gramesdunkeln Traumwelt verlor. Kehrte er dann am späten Abend nach dem Herrnhof zurück und er sah noch Licht in des Vaters Stube, so harrte er lieber draußen vor dem Thore, bis das Licht erlosch, ehe er es über sich gewann, vor des Vaters ehrwürdiges Antliz, unter seinen bekümmerten, stillforschenden Blick zu treten.

Gerade daß der Alte ihn ruhig gewähren und gehen ließ, war die Ursache, daß Rudolph seine Nähe scheute, da ihm die moralische Kraft fehlte, sich seinem verzehrenden Trübsinn zu entreißen und wieder zu seinen Pflichten und Obliegenheiten von früher zurückzukehren. Er liebte den Vater noch gerade so innig wie sonst; wußte er ja doch, daß dieser alles gethan hatte, was in seinen Kräften stand, um ihm zu Ammys Besitz zu verhelfen; allein eben dieser Gedanke war es, der seinen Stachel beständig von neuem gegen Rudolphs Brust kehrte, denn er fühlte sich so großer Güte unwerth, und doch besaß er weder den Muth noch die Kraft zur Umkehr von den dunkeln Bahnen seiner Schwermuth, und der Entschluß, diesem traurigen Leben lieber ein freiwilliges Ende zu machen, als es in dieser nutzlosen Weise länger fortzuführen, faßte in seinem Gemüthe immer tiefere Wurzel.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Die Hochländer verstehen es nicht nur, den Reichthum ihrer Flora, von dem Meergras und den salzduftigen Algen an bis zu der aus den höchsten Felsritzen sich herauswindenden Goldruthe zu Lager, Feuerung, Nahrung, Farbebereitung u. s. w. zu benutzen, sondern treiben auch allerlei abergläubischen Spuck damit. Das „Ruhekräutchen," welches mir, nebenher bemerkt, auch in der Bretagne in das Bett gelegt wurde, ist ein Stengel des sogenannten Astmooses, der in drei kleine Zweige auslaufen und in der Nacht vor Allerheiligen mit der Hand abgebrochen werden muß. Bei der großen Angst, in welcher die Gälen heute noch vor den Hexen leben, ist es nicht zu verwundern, wenn das Achlasuu-chaluim-chille. das Johanniskraut, überall in großem Ansehen steht. Wie man in Deutschland noch häufig in der Walpurgisnacht die Thüren mit drei Kreuzen bezeichnet, um allen Zauber- und Hexenspuck abzuwenden, so wird hier in der Nacht vor Allerheiligen die Hausschwelle mit Johanniskraut belegt; gegen das „böse Auge" gibt es kein zuverlässigeres Mittel als dieses Kraut; wenn die Milch beim Melken gerinnt, wenn das Buttern nicht fördert, wird ein Stengelchen davon in das Gefäß gethan und alles geht nach Wunsch. Auch die Vogelbeere gilt für ein wirksames Mittel gegen Zauberei, während man einer Haselnußstaude ausweicht, da die Berührung derselben Unglück bringt. Wer durch einen Zauberblick um die Eßlust gekommen, kaut die Beeren der Cornele oder des „Zwerggeißblattes," wie die Gälen es nennen, und sofort stellt sich ein gesegneter Appetit ein, daher man auch sprüchwörtlich in den Hochlanden von einem tüchtigen Esser zu sagen pflegt, er habe Cornelbeeren genossen. Wassereppich, Olle genannt, ist ein untrügliches Mittel, wenn Jemanden Kopfweh „angethan" worden, und ich habe mehreremal gesehen, daß alte Weiber dieses Kraut befeuchteten und sich um den Kopf banden.

Was man auch von diesen und vielen ähnlichen Dingen, die ich übergehe, denken mag, das Ruhekräutchen bewährte bei mir seine Wunderkraft und die

Sonne schien längst über Berg und Thal, als ich erwachte. Meine Wirthin konnte ihre Freude nicht bergen, daß ihr kleines geosadaireachd (Zaubermittel) so vortrefflich gewirkt hatte, und ich thue ihr vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn ich behaupte, sie habe sich eine Kleinigkeit dafür in der Rechnung angesezt. Beim Abschied rief sie mir lachend zu, sie habe auch gesorgt, daß ich schönes Reisewetter fände, indem sie eine alte Zigeunerin, die bei Tagesanbruch mit einer Haselruthe an den See gewollt, um die Elemente in Aufruhr zu bringen, an die Thüre gerufen und mit einem tüchtigen Stück Haferbrod und zwei Heringen beschenkt habe, worauf diese ihr Hereninstrument weggeworfen und in der besten Laune dem Walde sich wieder zugewendet. Kein Wunder, wenn ich im Vertrauen auf diese Mittheilung meinen Weg den See entlang wohlgemuth und heiter antrat, auch eben nicht sehr beeilt war, das „neue Licht" und den Hausirer, welche zwei Stunden vor mir aufgebrochen waren, einzuholen und mir den schönen Morgen durch ihr bumbug und humdrum vom Weltuntergang verderben zu lassen.

Der Mareesee, der von Südosten nach Nordwesten hinzieht und sieben Stunden lang, gegen seine Mitte fast zwei Stunden breit ist, schien wie ich ein Freund von Waldschmuck und Waldeinsamkeit zu seyn, denn er ist ganz in den Schatten von Fichten, Birken und Eichen gehüllt, so daß man die steilen Felswände, welche ihn umschließen, fast nicht gewahrt; auch die vielen Inselchen, die aus seinen stillen, dunkelblauen Wassern auftauchen, sind mit Wald und Buschwerk bedeckt, deren Laub noch in dem frischesten Grün prangte, während auf den nördlichen Uferhöhen das Eichenlaub sich gelb zu färben begann. Als ich der größten dieser Inseln, Inch Maree genannt, fast gegenüber war, flog ein kleines Boot, dessen braunrothes Segel der Westwind schwellte, über die kaum merklich bewegte Fläche des Sees, und bald darauf sah ich drei Edinburger Studenten, Regenschirme in der Hand, Ranzen auf dem Rücken, Käppchen keck auf das helle lockige Haar gedrückt, aus dem Boote steigen. Man hätte sie für deutsche Studenten genommen, wären die kurzen, wamsartigen Röcke und die sehr knapp anliegenden buntgewürfelten Inerpressibles nicht gewesen. Sie versicherten mich, es sey der Mühe nicht werth die Insel zu besuchen, denn die sogenannte Druidenmauer stamme aus viel späterer Zeit und der innere Raum sehe sehr vernachlässigt aus, so wie der „heilige Brunnen" jezt ganz um den Ruf seiner Heilkraft gekommen sey. Ich fragte die flotten, fröhlichen Bursche, ob sie mich seeabwärts begleiteten, hörte aber, daß sie das Maree-Glen hinauf wollten, um in dem nächsten Dorfe das Harvest-home mitzufeiern und bei der Musik einer kleinen Zigeunerbande die Nacht mit den hübschen Töchtern der Pächter zu vertanzen. „Harvest-home" — das Erntefest — wurde hier möglichst spät gefeiert; gewöhnlich sind dann alle Feldarbeiten, die den Frauen fast ausschließlich anheim fallen, da die Männer bis zum Beginn der stürmischen Jahreszeit auf dem Heringsfange sind, abgethan und die „Balachaine" — junge Bursche — von der See zurückgekehrt und im Besitze einer gefüllten Börse.

Wir plauderten noch mit einander, als wir Schritte durch das bewaldete Glen herab kommen hörten. Nach fünf Minuten rief einer der Studenten: »Ochon! (ach), unsere Musikanten!" In der That, die rural police des Distriktes Gairloch, in Gestalt eines rüstigen Healan in braunem Wams und grauschwarzem Kilt, mit einem tüchtigen Stock bewaffnet und einen gelben Schild als Zeichen seiner amtlichen Würde auf der Brust, gab einer Zigeunerfamilie freundliches Geleit bis an die Grenzen von Gairloch. Die Familie bestand aus Vater, Mutter, Sohn und Tochter; die beiden Männer hatten Violinen, das Mädchen ein Tamburin unter dem Arm, und die Mutter trug die wenigen Habseligkeiten der Heimathlosen in einen Bündel geschnürt auf dem Rücken.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Theater. — Lorzing.

Unsere königliche Bühne läßt sich, allem Anschein nach, so wenig auf eine Aufführung des Klein'schen „Schützlings" ein wie auf eine Aufführung der Mosenthal'schen „Johanna von Neapel," obwohl Kostümbedenken dort nicht entgegenstehen. Es heißt, eine der kleineren, neuentstandenen Bühnen, das Friedrich-Wilhelmsstädtische Theater, wolle ersteres Stück in Scene setzen. Natürlich wird dieß ohne Anfrage bei dem Autor geschehen, denn das Stück ist ja gedruckt und kann in jeder Buchhandlung gekauft werden. Auf der königlichen Bühne sahen wir vor einigen Tagen in einer geschickten und sehr vorsichtig das Original schonenden Einrichtung Shakespeares „Coriolan." Die Darstellung entwickelte aus den antiken Charakteren nicht die

hohe, freie Kraft des Römerthums, die der Dichter, wenn auch mit etwas angelsächsischem Anhauch, vollkommen bewahrt hat; sie hatte mehr den Deklamationsanstand der Römergestalten des Corneille, war jedoch im Ensemble eine ganz achtungswerthe. In großartiger und antik edler Haltung trat namentlich die „Volumnia" der Frau Crelinger auf. Das neuerdings wiederbelebte Streben unserer Hofbühne, dem Publikum die Werke Shakespeares in sorgsamer Darstellung vorzuführen, verdient alles Lob. Es wäre ein verdienstvolles Unternehmen, die erste Bühne der preußischen Hauptstadt zu einer Akademie aller klassischen Meisterwerke zu erheben. Wenn aber, wie es von einer gewissen kritischen Richtung in Berlin geschieht, die Vergangenheit als das Höchste und allseitig Vollendete gepflegt werden soll auf Kosten der gänzlich vernachlässigten Gegenwart, wenn man sich, wie dieß von derselben Seite geschieht, nicht scheut, die nationale Kunst der Gegenwart geflissentlich zu verdrängen, um daneben die französische Modernität mit hohem kritischem Belieben auf den Thron zu setzen, wenn man, wie es endlich ebenfalls geschehen ist, Scribes „Erzählungen der Königin von Navarra," ein buntes Mosaik von theatralisch zugestuzten, historisch unwahren Einfällen, dem deutschen Dramatiker als Muster aufstellt, dann wird der Cultus der Vergangenheit zum blinden Götzendienste und die Kritik vergißt, daß die Kunst nur auf dem Boden der Wirklichkeit, nur auf nationalem Boden gedeihen kann. Ich möchte ein anderes mal auf die wunden Flecke der Berliner Kritik zurückkommen.

Unsere musikalische Welt beklagt zwei bedeutende Verluste. Der Tod hat eine Notabilität der Gegenwart, den Componisten Albert Lortzing, und eine der Vergangenheit, den Kapellmeister Moeser, aus unserer Mitte abgerufen. Lortzing starb am 21. Januar d. J. Er war 47 Jahre alt, stand also im kräftigsten Mannesalter und hätte noch vieles schaffen können, wäre er nicht ein deutscher Tondichter gewesen. Erst im lezten Jahre hatte er bei dem Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater eine Anstellung als Kapellmeister erhalten, die ihm wenige hundert Thaler brachte. Sein „Czar und Zimmermann" machte die Runde über alle Bühnen und füllte überall die Kassen. Auch auf der hiesigen königl. Bühne wurde er eine beliebte Zugoper, und seine „beiden Schützen" hatten ebenfalls den günstigsten Erfolg. Aber Niemand dachte daran, den nächst Meyerbeer beliebtesten deutschen Componisten aus dem Elende zu reißen, in das er mit Weib und Kindern nach Auflösung des Theaters zu Leipzig gesunken war, und das ihn wieder als Schauspieler auf die lange nicht betretene, ihm in dieser Weise nicht mehr heimische und auf andere Weise von ihm glänzend eroberte Bühne trieb. Ein Theater dritten Ranges warf ihm ein Almosen zu, und erst jezt, da er im Elende gestorben ist und seiner unglücklichen Familie ein Vermögen von sechs Thalern hinterlassen hat, erst jezt denkt die Generalintendantur der königlichen Schauspiele zu Berlin daran, seinen Hinterbliebenen ein Benefiz zu gewähren.

(Schluß folgt.)

Paris, Januar.

(Schluß.)

Theater.

Die Kritik that um so besser daran, als diese anspruchsvollen Tändeleien, unter dem Namen dramatischer Sprichwörter, eine weit verbreitete Mode und nicht bloß auf der Bühne, sondern auch in dem untern Stock der politischen Tagesblätter, aus denen eine unbequeme Auflage den eigentlichen Roman verbannt, und den allerlei Surrogat ersezt oder verlarvt hat, einheimisch geworden sind. Das Beispiel dieser Manie gab Musset, freilich mit überlegenem, unabhängigem Geist, während der zahllose Trupp der Nachahmer, nach aller Nachahmer alter Weise, mit plumpem Schritt in die Fußstapfen des taktvollen und gelenken Vorbilds trat. — Unter denselben zeichnet sich durch Feinheit, Geschick und Wiz Mlle. Augustine Brohan, Madelainens Schwester, und wie diese auch als Schauspielerin nicht aus der Art geschlagen und einer sehr beliebten Mutter vollkommen würdig, vortheilhaft aus. Ihre dramatischen Sprichwörter — so viel ich weiß, ist bisher nur von zweien die Rede — wurden einstweilen auf einem aristokratischen Liebhabertheater aufgeführt, aber das Glück, das sie in diesem hohen und engen Kreise machten, hat ihnen eine Art Berühmtheit in den literarischen Regionen verschafft, und eines derselben ist, ohne daß es deßhalb größeres Aufsehen erregte, im Druck erschienen.

Einer andern Manier, aber doch recht eigentlich auch einer Manier verdankt Madame Sand ihre dramatischen Lorbeeren. Sie sezt den Parisern idealisirte Bauern vor, wie Tacitus seinen Römern mit idealisirten Germanen aufwartete. Ihre Landleute sind nicht völlig aus der Luft gegriffen wie die Schäfer des vorigen Jahrhunderts, oder die Dorfschönen eines Zauberballets; sie haben die Tracht der Gegend, der sie zugeschrieben werden, aber diese Tracht ist von einem Schneider des Boulevards des Italiens oder einer Modistin der Rue de la Paix pariserisch hergerichtet; sie wenden die Wörter und Redensarten ihrer heimathlichen Gauen an, nur sind diese Wörter und Redensarten zu einer sehr runden und wohlklingenden Prosa verarbeitet. In den Charakteren ist ungleich mehr Wahrheit; die Personen, „Franz der Findling" zumal, haben im Guten sowohl als im Bösen eine ächt bäurische Färbung. In dem einen Drama, Claudia, das sie vor einigen Wochen mit so günstigem Erfolge auf die Bühne der Porte St. Martin brachte, verdirbt der Einfluß des socialistischen Fiebers das gesunde Blut der Charaktere. Es wäre vielleicht nicht ohne Interesse gewesen, uns die Wirkung der Wühlereien, die seit der Revolution auf dem platten Lande stattgefunden, in einigen schlagenden Beispielen zu veranschaulichen, allein die Meinung und Vorliebe der Dichterin durfte nicht durch das spannende Widerspiel der Gefühle und Verhältnisse verlaut durchbrechen, man durfte in der Schöpfung die Partheilichkeit des Schöpfers nicht wahrnehmen, noch weniger ging es an, den plebejischen Träger dieser Ideen in einen gespreizten Helden zu verkleiden und ihm ein paar deklamatorische Gemeinpläze aus den Stylübungen der socialistischen Schule in den Mund zu legen. Aber eben diese deklamatorischen Gemeinpläze, diese geschminkte Maske ländlicher Einfalt, eine hinlängliche Dosis melodramatischer Rührung, eine Empfindsamkeit, die, wenn ich so sagen darf, mit dem Zeitbewußtseyn liebäugelt, sind die vorzüglichsten Elemente, durch welche das Stück die Gunst des Publikums erwarb.

Der Beifall, den solche, in technischer Hinsicht theilweise ausgezeichnete, für die sittlichen Vorstellungen und den guten Geschmack des Publikums jedoch verderblichen Werke selbst bei den Gebildeten und sogar vor dem Richterstuhle der Kritik erhalten, beweist mehr als alles, daß die Schönheiten der klassischen Bühne kein Echo mehr in den französischen Seelen finden, daß die einen von der Masse wohl wegen ihrer erschütternden Heiterkeit, die andern von einer sehr beschränkten Anzahl von Liebhabern reiner und edler Poesie als Musterstücke dichterischer Schreibart, jedoch weder die einen noch die andern um ihres tieferen Gehaltes, um ihres wahren Verdienstes willen bewundert werden, und wenn Racine, wenn Corneille volle Häuser macht, daran nicht Racine, nicht Corneille, sondern einzig und allein die Rachel Schuld ist. Das weiß die schlaue Jüdin auch, und darum macht sie auch dem Théâtre français tyrannische Bedingungen; darum verlangt und erhält sie auch in drei Jahren sechs volle Monate Urlaub, kurz macht Ansprüche, die ein Talma zu erheben sich ohne Zweifel geschämt haben würde.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 39. Freitag, 14. Februar 1851.

> Der Zigeuner wandert, arm und heiter,
> In die Ferne, Fremde, fort und weiter.
> Wenig brauchend kommt und geht
> Dieser wandernde Ascet.
>
> Lenau
>
> — Per placidas cymba cucurrit aquas.
>
> Ovid.

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Die Zigeuner schienen sehr wohlgemuth zu seyn und das ganz in ein rothblau gewürfeltes Plaid gehüllte Mädchen warf im Vorbeigehen den Studenten aus ihren brennend schwarzen Augen Blicke zu, welche auf eine vorläufige Bekanntschaft zu deuten schienen; zugleich löste sie, wie zufällig, das rothe Tüchelchen, welches sie um ihr volles, rabenschwarzes Haar geschlagen hatte, so daß der Wind es auf eine Hecke jagte. Wie der Blitz war einer der Studenten an dem Hagebuttenstrauch und nestelte das Tuch los, während die herzugeeilte kleine Hexe ihm einige Worte zuflüsterte. Der Zug ging seeaufwärts und die Musensöhne folgten, statt das Glen hinaufzusteigen, dem Lockvogel mit dem rothblauen Gefieder. „Bei uns,“ sagte ich mir, indem ich in der entgegengesetzten Richtung weiter schlenderte, „würden zwei Gensdarmen mit geladenen Gewehren neben diesem armen Volke herziehen; die zwei Männer hätte man wahrscheinlich gelind geknebelt, die Familie dann auf vierzehn Tage in ein Loch geworfen und schließlich über die Grenze gejagt, was mit dem Sold und Fanggeld der Gensdarmen dem Lande eine ganz hübsche Summe gekostet hätte, indeß man hier denselben Zweck mit den einfachsten Mitteln und auf die humanste Weise erreicht.“

Ich warf noch einen Blick auf die bunte, den See entlang ziehende Gruppe, als ich einen jungen Mann aus dem Glen Maree schreiten und auf mich zukommen sah. Seine Tracht war die der niederschottischen Pächter, obgleich der breitrandige Strohhut und die braunen Pluderhosen auch auf den Matrosen deuten konnten. Nach fünf Minuten hatte er mich eingeholt. — „Welche Flagge zeigt der Herr, wenn ich fragen darf?“ rief er mir heiter lachend in breitschottischer Mundart zu; „die englische oder die schottische?“ — Da ich sechs Wochen zuvor einen Theil unserer Flottenbemannung auf der Zeil zu Frankfurt am Main hatte spazieren gehen sehen, wurde ich roth und sagte ziemlich kleinlaut: „Die deutsche, Herr.“ — „Habe von so etwas gelesen,“ rief der junge Mann lachend, „steht aber noch nicht auf unserer Flaggenkarte.“ Um diesen Gegenstand sofort zu beseitigen, hielt ich es für das gerathenste, über mein Woher und Wohin auf das umständlichste und ausführlichste zu berichten, und als ich am Schlusse einer Empfehlung an Dr. Mackenzie von Eileanach auf der Insel Ewe (sprich J-uh) erwähnte und den Namen dessen nannte, der mich empfohlen, reichte der junge Mann mir die Hand und stellte sich als einen Verwandten des genannten Herrn vor, der erst vor zwei Tagen in Geschäften nach Inverneß gegangen sey, dessen Stelle er aber bei mir nach Kräften vertreten werde. „Es versteht sich von selbst,“ sagte er, „daß Sie mir in unsere Cottage auf der Insel Ewe folgen; morgen machen wir einen Ausflug an der Küste hinab, übermorgen führe ich Sie auf unsern »small farms« herum, dann —“ — Um den freundlich gesinnten „Seemann-Pächter —“ denn es ergab sich bald, daß er auf der See eben so heimisch war wie auf Wiese, Feld und Hügel — nicht zu veranlassen seine Plane auf den halben Winter auszudehnen, bedeutete ich ihm, daß ich in den ersten Tagen des Oktobers zu London seyn müsse und auch noch ein Stück von der Ostküste Schottlands zu sehen wünsche, seine Gastfreundschaft

und Güte also nur für den kommenden Tag in Anspruch nehmen dürfe, dieß aber auch um so dankbarer, als es der Tag des Herrn sey, der sich in diesem Lande nicht zum Reisen eigne. Die Plane für den folgenden Tag wurden nun entworfen und besprochen, und ehe ich es ahnte, verkündete ein tobendes Rauschen und Brausen, daß wir uns dem Ausfluß des Sees in den Loch Ewe näherten.

Die stets noch stark bewaldeten Ufer des Sees hatten sich bis auf hundert Schritte genähert und liefen wohl eine volle Stunde in allerlei wunderlichen Figuren, welche da und dort stille, heimliche kleine Buchten und Miniaturvorgebirge bildeten, wie zwei tändelnde Kinder neben einander her, bis sie endlich ganz aneinander traten und mit vereinter Kraft das widerstrebende, schäumende und lärmende Wasser in das Poll Ewe warfen, welches als eine Art Boudoir oder Schmollwinkelchen für den Meerbusen Loch Ewe gelten kann.

Wie man sieht, bezeichnet Loch bei den Gälen nicht nur einen See, sondern auch eine Bai, einen Meeresarm, so daß ich, mit der doppelten Bedeutung dieses Worts unbekannt, statt in einem Binnensee bereits auf dem atlantischen Meere schwamm, als wir auf Inch Ewe zusteuerten; denn wir hatten am Eingange der Bai das Boot meines neuen Bekannten gefunden, und da wir unsere Kraft mit der seiner zwei tüchtigen Ruderer vereinigten, erreichten wir Inch Ewe noch zeitig genug, um von einer Klippe am nördlichen Ufer die schwer daherrollenden und eintönig gegen die Felsen anschlagenden Wellen des atlantischen Meeres zu sehen. Die Möven kamen in Schaaren an die Küste der Insel heran und erzählten sich unter ohrzerreißendem Geschrei ihre Abenteuer auf den bewegten Wassern, ehe sie sich an die Klippen anleimten, um eine ruhige Nacht zu verbringen, wenn Sturm und Wellen, wozu jedoch keine Aussicht war, sie nicht hinwegpeitschten. Nach Norden hin sahen wir ein Schiff mit blendendweißen geschwellten Segeln wie eine Puppe auf den Wellen tanzen und dann geisterartig in dem Silberduft des Abends verschwinden; östlich und westlich bauten sich zackige, stark bewaldete Felshöhen auf, welche von grasreichen Glens durchschnitten waren. Gegen den Mareesee hinab füllte sich die Schlucht bereits mit leichtem, florartigem Duft, durch welchen da und dort das Licht einer Fischerhütte zitterte. Mit dem vorrückenden Abend legte sich das schrille Gekreisch der Seevögel, der Anschlag der Wellen klang zuweilen wie das dumpfe Summen des tiefen Stimmers des Dudelsacks, zuweilen wie ein zufälliges Streifen über die Metallsaiten der Harfe; die Ruder der heimkehrenden Heringsboote zogen Feuerfurchen durch das sanftbewegte Wasser, und der mit würzigem Seeduft geschwängerte Wind fächelte lau vom Meere herüber.

„Fast wie der Abend auf einer Südseeinsel," sagte mein freundlicher Begleiter, welchen, wie ich nachher hörte, die See jahrelang auf ihrem Schooße geschaukelt hatte; „sind aber seltene Gäste bei uns, diese Abende, Herr, und der Wind, der uns jezt den Salzduft der See zuweht, kommt gewöhnlich im Geleite schwarzer Nebel und schwerer Regengüsse. Unser Winter hier wird, wie der vieler südlichen Gegenden, eher durch Regen und Nebel, als durch Kälte lästig, denn der Schnee, welcher unsern Küsten entlang fällt, schmilzt gewöhnlich in derselben Stunde wieder und Loch Maree habe ich seit meiner Jugendzeit, also seit etwa dreißig Jahren, kaum dreimal mit einer leichten Eisrinde bedeckt gesehen. Wenn der Gairlochbarde daher die Knaben auf Maree Schlittschuh laufen läßt und die Dächer unserer Cottages in Schnee hüllt, um das Kaminfeuer im Innern desto behaglicher lodern zu lassen, so sind dieß „Womings," wie der Seemann sich ausdrückt, Luftbilder, poetische Phantasien."

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Da ergriff plötzlich wie ein Lichtstrahl in dunkler Nacht, der noch einmal seinen ganzen Lebensmuth entzündete, ein Gedanke seine Seele, den er sofort auszuführen beschloß: der lezte Weg aus dem unglückseligen Verhängniß für ihn und Ammy. Er hörte nämlich, daß im künftigen Frühjahr eine benachbarte Dorfgemeinde nach Amerika auswandern wolle, und sogleich war sein Plan gefaßt, sich mit Ammy diesen Leuten anzuschließen und in der neuen Welt ein Glück zu finden, das er bereits in der alten für immer verloren gegeben hatte. Ja, in Amerika wollte er sein geliebtes Mädchen besitzen, dort, wo kein feindlicher Vater seiner Liebe mehr im Wege stand, dort, wo weite Meere ihn von der Stätte seines seitherigen Mißgeschickes trennten. Von diesem Augenblick an war Rudolph ein anderer Mensch, und als gar erst Ammy, der er bei der nächsten Gelegenheit seinen Plan mittheilte, ohne Bedenken ja sagte, hatte er auch die lezte Sorge überwunden, und von neuem knüpfte das lebendige Vertrauen auf Gottes rettende Hand das schon so gut wie für immer gelöste Band der beiden treuen Herzen. Fortwährend beobachteten sie zwar äußerlich das seitherige Benehmen und schienen sich kaum mehr zu kennen; beide spielten die Rolle der durch Gottes und der Menschen Wille für immer von einander Geschiedenen so gut, daß Niemand Verdacht schöpfte, geschweige denn ein fortdauerndes geheimes Einverständniß errieth. Aber in der Stille

der Nacht, die des Argwohns und der Feindschaft lauerndes Auge schloß, sahen sich Rudolph und Ammy bald hier, bald dort; sie oder er wußten immer ein noch sichereres Plätzchen als das vorige Stelldichein, und zuletzt, als der Mond durch seine Helle in Hof und Garten jeden Winkel unsicher machte, fand Rudolph einen Ort, wo schwerlich ein Mensch sie gesucht haben würde, selbst wenn er sie dort sicher zu finden gewußt hätte. Das war der Tannenstein im Walde, verrufen und gemieden um des unheimlichen Gastes willen, der dort seit vielen Jahren hausen sollte; denn am alten Gemäuer herum spukte ja zur Nachtzeit der blasse Förster Friedrich, der „Tannenschütz“ geheißen, der abergläubischen Menschen Schreckgespenst, nun aber einer treuen stillen Liebe hülfreicher Genius.

Auch im Pfarrhaus hatte die tragische Liebesgeschichte von Rudolph und Ammy Herzen gefunden, die das Schicksal der jungen Leute aufrichtig beklagten und innigen Antheil daran nahmen. Die junge Pfarrerin interessirte sich auf das Lebhafteste für Ammy, und beide verkehrten mit einander wie zwei Freundinnen, die kein Geheimniß unter sich haben. Rudolph besaß Burkhards herzliche Zuneigung, der ihn nicht nur um seines trefflichen Charakters willen liebte, sondern auch seinen gebildeten Verstand und seine tüchtigen Kenntnisse in praktischen Wissenschaften zu schätzen wußte. Der Pfarrer sowohl wie seine Frau hatten sich alle erdenkliche Mühe gegeben, die Hindernisse zu beseitigen, welche der Vereinigung der ihnen so liebgewordenen Menschen im Wege standen; aber alle ihre Versuche waren an dem starren Sinne von Ammys Vater gescheitert, und zuletzt mußten auch sie ihre Theilnahme an dem Loos der beiden auf's Trösten und Ermuthigen beschränken. Augustens Ankunft in Altenhain und später Ernsts Anwesenheit brachten mancherlei Zerstreuung und Störung in das pfarrhäusliche Stillleben. Rudolph, der, wie wir sahen, nur noch in der Einsamkeit Trost suchte, war schon lange nicht mehr dort gesehen worden; auch Ammy kam nur noch selten dahin. Man hielt im Pfarrhaus die Sache für abgemacht und vertraute der alles lindernden Zeit, daß sie auch diese Wunden endlich heilen werde.

Da aber eines Tages der alte Heinrich Falk, dem seine Sorge um den geliebten Sohn keine Ruhe ließ, zu Burkhard kam, um diesem mit erschüttertem Herzen seinen Kummer zu klagen und dessen Rath zu erbitten, erwachte im Pfarrhaus von neuem die Theilnahme an dem schon halb vergessenen Schicksal der beiden Liebenden, und als man Abends beisammen saß, erzählte Burkhard den übrigen seine Unterredung mit dem alten Falk. Man rathschlagte nun hin und her, wie man es anfangen solle, um Rudolph seiner Schwermuth zu entreißen; noch einmal machte die Pfarrerin Plane, des Kastenmeisters unbeugsamen Sinn umzustimmen, aber der Pfarrer schüttelte zu all ihren Vorschlägen den Kopf und sagte: — „Auf dem seitherigen Wege ist hier nichts zu machen. Wir alle, und Ernst zuletzt, haben uns überzeugt, daß der Konrad Wahl weder durch Güte noch durch Vernunft zur Nachgiebigkeit zu bringen ist; ja, ich fürchte beinahe, wir haben durch unser Drängen und Einreden den Widerstand in diesem harten Gemüthe nur noch unbeugsamer gemacht. Der Mensch ist schlecht, grundschlecht, und sein Haß gegen den Nachbar entspricht seinem übrigen Charakter. Wenn solch ein raffinirter Bauer einmal auf seinem Willen besteht, so mag eher das Himmelsgewölbe einbrechen, als daß er sich etwas davon abdingen läßt.“

„Man sollte gar nicht denken,“ nahm Ernst das Wort, „daß Menschen, die auf der untersten Stufe der Bildung stehen und sich ihr ganzes Leben lang in den allerbeschränktesten und einfachsten Verhältnissen bewegen, in einem einzigen Gefühle diese seltene Ausdauer beweisen. Die Feindschaft zwischen den beiden Nachbarn erinnert mich unwillkürlich an die corsische Blutrache, nur daß dort Dolch oder Flinte schnell vollenden, was hier durch Jahr und Tag in Tücke und unüberwindlichem Abscheu fortbesteht. Sagt mir nur in aller Welt, was kann zwei Bauern von dieser ganz verschiedenen Gemüths- und Denkart gegen einander so heftig aufbringen, daß die Lust am Haß fast noch größer scheint als der Haß selbst, wie wenn nicht sowohl eine äußere Ursache als vielmehr eine innere Naturnothwendigkeit, wenn nicht gar der Einfluß eines tückischen Zauberers, sie zu dieser räthselhaften Feindschaft aufstachelte! Sie prozessiren nicht mit einander, sie reden kaum von einander, Niemand kennt den Grund ihrer räthselhaften Erbitterung, und doch hassen sie sich so grimmig, als sey ihre beiderseitige Existenz von diesem Hasse bedingt.“

„Ihre Feindschaft hat mir schon viel zu denken gegeben,“ erwiederte Burkhard, „und psychologisch hat sie für mich ein hohes Interesse. Die Verschiedenheit dieser feindlichen Charaktere ist so groß, daß eher Wasser und Oel zusammengehen würden als unsere beiden Nachbarn. Der eine fast von quäkerhafter Einfachheit, sanft, mäßig und in seiner Glaubensrichtung an den Pietismus streifend; der andere roh, sinnlich, grausam und aller Gottesfurcht baar und ledig: wo liegt da der geheimnißvolle Knoten, der diese beiden Feinde zusammenhält und ihrem Hasse die dämonische Gewalt verleiht? So lange ich den Wahl und den Falk kenne, hat ihre Abneigung gegen einander von Jahr zu Jahr zugenommen und nichts war im Stande sie zu einer Annäherung zu bewegen. Selbst das gemeinsame Unglück, das doch sonst die Antipathien der Menschen mildert, schied sie nur noch schroffer;

wie denn bei dem lezten Wolkenbruch vor vier Jahren, der fast unsere ganze Markung verwüstete, der Kastenmeister sich über den erlittenen Schaden erst dann beruhigte, als er hörte, daß des Feindes Felder noch ärger mitgenommen wären als die seinigen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Schluß.)

Lortzing und Moeser. — Musik. — Künstlervereine. — Zur Londoner Ausstellung.

Auf seinem Todbette sprach es Lortzing aus, sein Verscheiden sey der beste Dienst, den er seiner armen Familie noch erweisen könne, und dieses traurige Wort scheint sich nun bestätigen zu sollen. Die hiesigen Bühnen werden Benefize veranstalten, ein großes Concert, dessen Leitung Meyerbeer übernommen hat und in welchem man Frau von Oven, die frühere Charlotte von Hagn, wieder auftreten zu sehen hofft, wird zum Vortheil der Unglücklichen vorbereitet. Lortzing war ein Mann von vielseitigem Talent; er schrieb wie Richard Wagner die Texte seiner Opern, welche zu deren Erfolg nicht unwesentlich beitrugen, selbst und war einst in seinen Lustspielcharakteren und als Tenorbuffo auf der Bühne gern gesehen. Berlin hat keinen Grund mehr, Schuberts Hungertod den Wienern vorzuwerfen. — In glücklicheren Verhältnissen starb sechs Tage darauf der alte Moeser, dessen genußreiche Quartettabende noch im Andenken der älteren Musikliebhaber leben und der die jezt zu den Berliner Berühmtheiten zählenden Symphoniesoireen der königlichen Kapelle mit begründen half. Er lebte von einer reichlichen Pension und sah den eigenen Ruhm eines ausgezeichneten Violinvirtuosen in seinem Sohne, der jezt Südamerika durchreist, wieder erblühen. So sank er, 78 Jahre alt, in das Grab, ein schneidender Contrast zu Lortzing. Der erfindende und schaffende Künstler starb als reifer Mann im Elend, der Virtuos, dem ich übrigens seine Verdienste um eine edle Richtung des Kunstgenusses nicht rauben will, lebte ein zufriedenes Daseyn bis in das späte Greisenalter.

Einmal in den musikalischen Regionen der Hauptstadt verweilend, will ich noch einiger Künstler gedenken, welche theils auf dem Theater, theils im Concertsaal dem hiesigen Publikum sich zeigten oder noch zeigen. Zwei Sängerinnen, eine Spanierin, Madame Castellan aus Paris, und eine Französin, Madame de la Grange aus Wien, wetteiferten auf verschiedenen Bühnen, jene in der italienischen Oper, diese im königlichen Opernhause. Mad. Castellan hat durch die Anmuth ihrer Erscheinung, die Sinnigkeit, Wahrheit und Gluth ihrer Darstellung künstlerisch den Sieg davon getragen. Beide Sängerinnen sind Virtuosen der Kehlfertigkeit; aber bei der la Grange liegt in dieser Virtuosität das Ziel ihrer Bestrebungen, der lezte Punkt ihrer Erfolge; bei der Castellan ist die glänzende Technik nur das Mittel, den Reiz ihres graziösen und empfundenen Vortrags zu heben. Die erstere ist bewundert worden wegen der chinesischen Thürme und künstlichen Kaskaden, die sie trillernd, roulirend und kolorirend aus stets vibrirenden Tönen erbaut, aber sie erwärmte nicht; die Castellan ergreift und reißt im Ausdrucke des Gefühls und der Leidenschaft die Gemüther mit sich fort. In mehreren Concerten producirte sich der Pianist v. Kontski, Kammervirtuos der Königin, ein sehr geschickter Spieler, der jedoch mit seiner Virtuosität zu spät kommt. Die Virtuosenwuth hat sich ausgerast und ist mit dem Liszt'schen Extrem wie eine Rakete zerplazt.

Ueber die Regungen und Bewegungen, Zwecke und Ziele im Kreise anderer, namentlich der bildenden Künste schreibe ich nächstens. Heute will ich nur noch erwähnen, daß sich in den geselligen Verhältnissen der hiesigen jüngeren Künstler durch Zusammentritt mehrerer Vereine und den projektirten Anschluß derselben an einen hier bestehenden literarischen Verein eine größere Association vorbereitet, wodurch mancherlei gefördert werden kann. Die unter dem Namen „jüngerer Künstlerverein" hier bestehende Gemeinschaft hat schon Verbindungen mit Amerika angeknüpft, eine zweite, die „Künstlergenossenschaft," durch gemeinsame Arbeit im verflossenen December ein Weihnachtslokal auf das gefälligste dekorirt. Je mehr die Künstler zu gemeinsamem Vortheil sich verbinden, um so mehr wird auch eine künstlerische Gemeinschaft, vielleicht die Grundlage einer eigenthümlichen Richtung daraus erwachsen, die von unserer altersschwachen Akademie der Künste auf dem Wege der Schule nicht hervorgerufen werden kann. — In gewerblicher Beziehung wird vielerlei für die große Industrieausstellung zu London vorbereitet, theils in privaten Kreisen, theils vom Staate. Die königliche Porzellanmanufaktur hat ein glänzendes, nach der Straße zu mit herrlichen Spiegelfenstern und geschmackvollen Anordnungen versehenes Verkaufslokal eröffnet und in demselben Arbeiten ausgestellt, welche nach London bestimmt sind. Man bewundert die Qualität des Stoffes, die schönen Formen, die tiefen und reinen Farben, so wie die elegante Malerei an diesen Arbeiten. Eine reiche Auswahl der mannigfaltigsten Erzeugnisse aus Steinpappe wird die Gropius'sche Fabrik nach London senden. Man sieht in ihrem Lokal eine eigene Wand ganz so aufgestellt und dekorirt, wie es auf der Industrieausstellung der Fall seyn wird. Die Skulptur Berlins wird durch Werke Rauchs, Blaesers und anderer in Abgüssen von Steinpappe würdig vertreten. — Zugleich ist die Betriebsamkeit beschäftigt, der Gewerbethätigkeit stets leichtere und schnellere Wege zu bereiten, indem die Verbindungsbahn zwischen den verschiedenen Bahnhöfen, welche ein weit verzweigtes Netz von Eisenschienen zusammennesteln soll, sichtbar fortschreitet. Sobald sie vollendet ist, werden die Werke des menschlichen Fleißes in Einem Zuge auf den Flügeln des Dampfes von Wien bis Hamburg, von Wien bis Paris getragen werden. Die Flügel des Dampfes, die Annäherung der Nationen, ihre großartige Vergesellschaftung im Wetteifer der Betriebsamkeit und des Handels, das sind die Elemente, welche aus dem Chaos der Parteien den Frieden und die Freiheit der Welt retten werden.

B.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 40. Sonnabend, 15. Februar 1851.

O fortunatos nimium, sua si bona norint,
Agricolas! — — Extrema per illos
Justitia excedens terris vestigia fecit.
Virgil.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Die Pfarrerin sagte: „Aber ist nicht die Liebe zwischen Rudolph und Ammy fast eben so wunderbar und räthselhaft als der Väter Feindschaft? Kann man sich etwas Rührenderes und Reizenderes zugleich denken als diese Treue, diese Hingebung zweier Menschen, die doch unter dem unmittelbaren Einfluß jener unheilvollen Feindschaft aufgewachsen sind? Von früh auf hörte jedes von ihnen aus dem Munde des Vaters nur Schlimmes und Gehässiges über den Vater des andern; Ammy wußte von Rudolph, wie Rudolph von Ammy nur Böses und Feindliches; es dürfte also kaum Wunder nehmen, wenn unter solchen Einflüssen der Haß der Väter auf die Kinder fortgeerbt wäre; und was sehen wir statt dessen? Wie die reine Wasserlilie im sumpfigen Moraste, so erblüht aus dem unversöhnlichen Haß der beiden Alten die herrlichste poesiereichste Liebe, ja diese Feindschaft scheint für die jungen Leute nur vorhanden, um auf ihrer dunkeln Folie das hellste Bild von Treue und Unschuld zu zeichnen; eines findet bei näherer Bekanntschaft das andere so liebenswerth, daß die künstlich genährte Abneigung sich plötzlich in ihr entschiedenstes Gegentheil verkehrt und die Freude über diese unerwartete Entdeckung ihrer innigen Seelenharmonie schnell die herzlichste Zuneigung bewirkt. Ammy erzählte mir einmal, Rudolphs Bild sey ihr von der Stunde an in's Herz gekommen, da dessen Vater, der alte Falk, sie kurz vorher so feindlich angeblickt, daß sie nur in dem Gedanken an den Sohn Trost und Beruhigung habe finden können."

„Da siehst du nun," wandte sich der Pfarrer zu der Schwägerin, „daß unser Vogelsberg so gut seine romantischen und tragischen Liebesgeschichten hat wie eure Residenz; ja wer weiß, ob hier nicht mehr wahre Poesie und Schwärmerei der Herzen gefunden wird als dort, wo die Liebe meistens zu den fashionablen Abenteuern und kaufmännischen Spekulationen zählt, und im besten Falle Goethe und Schiller, im schlimmsten Matthisson und Clauren die Stichwörter dazu hergeben müssen." — „Deine Frau hat sehr recht," sagte Ernst, „wenn sie das Verhältniß zwischen Rudolph und Ammy eben so eigenthümlich und räthselhaft findet, als die Feindschaft der beiden Alten. Denn das wirst du mir zugeben, daß die romantische Liebe, wie wir sie hier repräsentirt sehen, in eurem Vogelsberg eben so selten ist wie sonstwo in der Welt. Aber das besondere hat dieses interessante Verhältniß, daß es sich aus den dem Ideale feindlichsten Gegensätzen entwickelte und darum unser doppeltes Interesse erweckt."

„Ich wollte auch nur sagen," erwiederte der Pfarrer, „daß die Liebe in ihrer poetischen und intensiven Kraft nicht der durch Leben und Bildung gewonnenen idealen Anschauung bedarf, um in gleicher Romantik und Innerlichkeit zu bestehen, wie es sonst nur bei dem geistig gebildeten Menschen der Fall ist; so wenig als der Haß, der zwischen den beiden feindlichen Nachbarn einen Höhegrad erreicht, der in psychologischer Hinsicht eben so merkwürdig erscheint. O ihr glaubt nicht, wie gerade im gemeinen Volke das rein Menschliche in seinen guten und schlimmen Seiten oft viel großartiger und origineller zu Tage tritt wie dort, wo das Leben der sogenannten gebildeten Stände mit seinem Luxus, seinen Rücksichten und

Formen die ursprüngliche Naturanlage und Individualität verwischt und den angeborenen Charakter oft in sein geradesʒGegentheil verkehrt. Zwar an Intelligenz, an Gefühlsverfeinerung und sogenanntem objektivem Bewußtseyn wird uns der Bauer immer nachstehen; selbst da, wo er sich über seine Sphäre zu höheren Gefühlen und Anschauungen erhebt, wird seine rauhe Schwielenhand jenes zarten Tastsinnes entbehren, womit wir philosophisch kritisch ästhetisch durchweichten Menschen unser Seelenleben an seinen geheimsten Pulsen befühlen und die Schläge zählen, die uns diese oder jene Empfindung kostet; aber dafür findet man unter'm Volke ungleich mehr Originalität, ungleich mehr natürliche Charakterentwicklung, und was einmal in einer kernhaften Bauernnatur Wurzel gefaßt hat, ist schwer wieder auszureißen; es wächst und wächst fort, und wird's auch kein schlanker Fruchtbaum und keine anmuthige Palme, so wird's doch eine knorrige Steineiche, die den Stürmen trozt und den Wettern. Immer aber ist's etwas Ganzes und Besonderes und behauptet im Schönen wie im Häßlichen seine ursprüngliche Charakteristik. Zerfahrenheit kennt der Bauer nicht, so wenig als Weltschmerz und Zerrissenheit. Darum werden aber auch die übrigen Stände sich immer in einem schroffen Gesatz zu ihm befinden, während er selbst so wenig von ihnen und ihren glücklicheren Zuständen wissen will, daß er sie troz seiner Armuth, seiner Niedrigkeit und Entbehrung herzlich verachtet und nimmer mit ihrem Loose täuschen würde."

„Ihr habt hier aber auch noch ächtes Bauernvollblut," sagte Ernst, „und man kann weit in Deutschland herumsuchen, ehe man einen Menschenschlag von dieser rauhen Zähigkeit und Charaktereigenthümlichkeit antrifft, wie unsern Vogelsberger Bauer. Ich sah einmal einen in London, der auf der Straße Besen ausrief; hatte der Kerl nicht eine Stimme, so laut und seltsam, daß plötzlich, mitten im Volksgewühl der Weltstadt, der Vogelsberg mit seiner ganzen barocken Urweltlichkeit vor mir lag, so mächtig wirkte der heimathliche Ruf: „Kaaft Bese, schine Bese!" auf meine Phantasie."

„Das ist wahr," brach jezt Auguste lachend ihr seitheriges Schweigen; „urweltlich genug ist dieses Volk, und seine Sprache wie seine Sitten und Begriffe erinnern lebhaft an die Geschichten von den alten Deutschen in Bärenhäuten. Wenn so ein Bauer sagt: „Wu dann?" klingt's fast wie „Wodan" und sein rauher Gruß „Guure Tak!" frazt Einem ordentlich in der Kehle. Hat doch neulich unser Nachbar Jannjust mir ganz ernsthaft erzählt, sein Stier rufe ihn immer beim Namen, wenn er hungrig sey."

„Das Schrecklichste an den Leuten ist ihr Aberglauben," sagte die Pfarrerin. „Wenn es wirklich so viele Gespenster, so viele Hexen und Kobolde gäbe, wie unsere Vogelsberger meinen, ich hielte es keine acht Tage hier aus. In jeder Katze, die Abends beim Dämmerschein über'n Weg springt, sehen sie ein altes Weib, jeder Uhu ist ein Todesbote, in der Luft selbst heulen und winseln böse und geplagte Geister und an jedem Kreuzweg kauert Nachts eine Hexe und lauert hinter'm Dornstrauch auf eine arme Seele. Die Spinne im Kuhstall, das friedliche Heimchen in der Lehmmauer, ja selbst der Rauch im Schornstein haben ängstliche, unheimliche Bedeutung; der Alp hockt sich in Gestalt eines grauen Zwerges Nachts den Schlafenden auf die Brust; bis in die Eingeweide hinein dringen die zwickenden Unholde, und schon mancher feindliche Kobold sezte sich tückisch in einem hohlen Backenzahn fest und quälte und marterte dort rechtschaffen sein Opfer, bis ihn ein Nagel aus einem vermoderten Sarge wieder daraus vertrieb."

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Das Wachtschiff vor der äußersten Landzunge draußen hißte jezt seine rothe, weithinleuchtende Laterne auf und mahnte mit den die Bai entlang auftauchenden Lichtern und den über uns funkelnden Sternen zur Rückkehr in das Farmhaus. Ich bat unterwegs meinen Begleiter um Auskunft über den „Barden von Gairloch," von welchem ich zu Inverneß wiederholt hatte sprechen hören, ohne daß sich mir eine passende Gelegenheit geboten hätte etwas näheres von diesem Dichter zu erfahren. — »Ro mhaid (ei nun), es gibt jezt der gälischen Dichter nicht mehr so viele, wie in den Tagen Ossians," wurde mir geantwortet; „da aber die Liebe zum Gesang noch in dem Lande lebendig ist und bleiben wird, finden neue Lieder auf die alten Nationalweisen stets Beifall an den Küsten und auf den Hügeln. Den Ruhm meines Landsmannes jedoch mußte der Umstand besonders steigern, daß er zu einer Zeit, wo hier unter hundert Landleuten kaum einer lesen und schreiben konnte, mit gedruckten gälischen Gedichten auftrat. Er war ein einfacher Landmann, ein Naturdichter, dessen Lieder den Ruhm unserer Vorzeit eben so begeistert singen, als sie die Freuden des ländlichen Lebens und die Reize unserer wildromantischen Gebirgsscenerie in gemüthlicher Weise darstellen. Seine patriotischen Lieder haben viel Aehnlichkeit mit Thomas Moores Irish Melodies, nur sind die lezteren zarte Miniaturbilder, jene vergleichsweise ziemlich derbe Fresken. Er ist erst vor wenigen Wochen in einem hohen Alter gestorben, und bereits ist eine bedeutende Summe in allen Theilen des Landes, wo man gälisch spricht, zusam-

mengebracht worden, um ihm ein Denkmal zu errichten. Auch wird man seine theilweise in fliegenden Blättern verbreiteten Gedichte sammeln und herausgeben."

Als wir nach dem Essen bei einem Glase Toddy beisammen saßen und ich mir einige Gedichte des Barden von Gairlock übersetzen ließ, fand ich zwar meine Erwartungen nicht getäuscht, denn diese hatten keinen zu hohen Schwung genommen, mußte aber doch jede Art Vergleichung mit Tom Moore in Abrede stellen, den einzigen Punkt ausgenommen, daß beide Dichter mit sich selbst in Widerspruch standen, indem der Irländer sein Vaterland vergötterte und die Leiden, die Erniedrigung desselben in schwermuthvollen Liedern schilderte, während er ganz behaglich in London lebte, der Gäle aber von dem Ruhme der Vorzeit, dem Glanze des alten freien Schottlands überfloß, während er der Königin Victoria und ihren zwei oder drei Vorfahren auf dem Throne von Großbritannien gelegentlich seine Huldigung darbrachte, was aber dem Geist des Clans Mackenzie allerdings gemäß war, der sich lange vor der Schlacht auf Culloden-Moor von den Stuarts losgesagt hatte.

Am nächsten Morgen waren auf Und um Inch Ewe die Wellen, die Nebel und ich zuerst wach. Die erstern schlugen an den Klippen lebhaft Reveille, diese ließen ihre weißen, rothgesäumten Fahnen fliegen und stürmten in gedrängten Schaaren gegen den Wind an, der frisch von der See herein wehte und das lustige Gesindel bald wider die waldigen Bergabhänge warf und in die Engen der Glens jagte, so daß ich von meinem Fenster aus einen Theil der Insel und der Bai überschauen konnte. Inch Ewe gehört zu dem Distrikt Gairloch, welcher gegen vierundzwanzig Quadratmeilen umfaßt und Eigenthum des Baronets Sir Kenneth Mackenzie ist. Sir Kenneth, der seiner Mündigwerdung in wenigen Jahren entgegen sieht, hat seinem Oheim und Vormund, Dr. Mackenzie, die Insel auf eine Reihe von Jahren überlassen, und sie ist unter der Aufsicht dieses hochgebildeten Mannes, der einer der tüchtigsten Landwirthe des Königreichs seyn soll, eine Musterschule für den Theil des Distrikts geworden, welcher auf den Acker- und Wiesenbau hingewiesen ist. Die an dem nördlichen Ufer hinziehenden Wiesen gleichen einem grünen Sammtteppich, dessen Saum von den blauen Wellen der Bai geküßt wird; der höhere Theil der Insel ist einem sorgsam gepflegten Garten ähnlich, dessen kräftiger Boden nicht von Pflug und Egge, sondern von dem Spaten bearbeitet wird, und auf welchem Hafer, Klee, fast alle bekannten Rübenarten, Kartoffeln, Kohl und Tabak einen eben so reichen Ertrag geben wie auf den Carses (Niederungen) von Stirling oder den gesegneten Fluren von Berwickshire.

Nach dem Frühstück bestiegen wir das leichte Boot, welches uns am vorigen Abend auf die Insel gebracht hatte und nun wie ein Pfeil über die sabbatstillen Wasser dahin schoß. Nach einer Viertelstunde legten wir in einer kleinen Buchtung vor einer Fischerhütte an und stiegen sofort in einer waldigen Schlucht dem Kamm des Bergvorsprungs entgegen, welcher Loch Ewe südwestlich von dem Meere scheidet. Die Höhe wurde ohne große Anstrengung erreicht und vor mir breitete sich das blaue, ruhig athmende Minch aus, der Theil des atlantischen Meeres nämlich, welcher die Hebriden von Schottland scheidet; in fernen, vom Dunst halb verhüllten Umrissen schienen sich die östlichen Felsenküsten von Lewis und Harris aus dem Sapphirschooße der See heben zu wollen, während zu unserer Linken die Klippenvorsprünge der Insel Skye wie nebelgraue Wächter aus der See emporstiegen.

Rasch ging es glenab und wir erreichten ein kleines Fischerdorf am Strande gerade in dem Augenblick, wo ein Dutzend Freikirchler und Freikirchlerinnen im Begriffe standen zur Kirche zu fahren. Man machte uns zuvorkommend Platz und nun durchschnitten wir eine Reihe tanzender Wellen, worauf die Strömung nach Süden unser Boot faßte und es wie eine Nußschale fortspülte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

Der Winter. — Weihnachtsfest.

Ein in jeder Hinsicht bedeutungsvolles Jahr liegt hinter uns und ein neues, auf das man mit besorgten, mißtrauischen Blicken sieht, hat begonnen. Jeder Denkende legt sich die Frage vor: was wird es bringen? wohin werden alle diese sich widerstreitenden Bestrebungen führen? Die sibyllinischen Bücher sind verloren gegangen, der Dreifuß der Pythia ist umgestürzt und dem tappenden Verstande kann die Lösung des großen Räthsels nicht gelingen. Es bleibt also nichts übrig, als eben vorwärts zu schreiten und dem Weltenlenker zu vertrauen. — Eine wunderbare, für unsern Norden höchst ungewöhnliche Physiognomie

zeigt der dießjährige Winter, der kaum mit diesem Namen zu benennen ist. Nur in einer einzigen Nacht hatten wir drei Grad Kälte, der aber schon am Morgen ein Frühlingswehen ein schnelles Ende machte. Später, und gerade um die Zeit, wo wir die empfindlichste Kälte zu haben pflegen und alles das Sprichwort im Munde führt: „wenn der Tag fängt an zu längen, fängt die Kälte an zu strengen," brachten wir es in einigen wenigen Nächten bis zum Gefrierpunkte, wofür uns dann am Tage vier bis fünf Grad Wärme entschädigten. Unsere Flüsse — wir haben deren drei, die Elbe, Alster und Bille — haben noch keine Eisdecke getragen, die große und kleine Schiffahrt ist noch keinen Augenblick unterbrochen gewesen, die begonnenen Bauten können munter gefördert werden und Handel und Wandel blühen, wodurch der Armuth vor allen Dingen geholfen ist. Um die Weihnachtszeit bot man in unsern Gassen frische Kirschen aus, und wenn diese gleich ein Produkt der Kunstgärtnerei waren, so machte es doch einen seltsamen Eindruck, diese Sommerfrucht beim schönsten Sonnenschein und bei milder Lenzluft in den Gassen um die Neujahrszeit verkaufen zu sehen, und man konnte sich in eine andere Zone versezt glauben. Dieser so ungewöhnlich milde Winter mußte in den Herzogthümern als ein Unglück betrachtet werden, gleichsam als ein Veto des Himmels gegen die Kampflust der schlaglustigen Armee, da sie mit Ungeduld auf den ersten tüchtigen Frost wartete, der ihr erlaubt hätte, den Feind in seinen durch Moräste geschüzten Verschanzungen anzugreifen und die Scharten, die man bei Friedrichstadt und Idstädt davon getragen, wieder auszuwetzen. Dieses Regenwetter ohne Ende hat wohl mehr zum jezt geschlossenen Frieden oder vielmehr zur resignirten Unterwerfung der Herzogthümer beigetragen, als man denkt; ein tüchtiger Frost und ein einziger Sieg würde der Sache eine ganz andere Wendung gegeben haben. Aber der Himmel hat gesprochen — schweigen wir also und unterwerfen uns!

Wie gewöhnlich ist auch dieses Jahr Weihnacht glänzend bei uns gefeiert werden. Von einer solchen Feier hat man weder in andern Ländern, noch selbst im Süden unseres Vaterlandes einen Begriff; deßhalb darf ich mir wohl eine kurze Schilderung derselben erlauben. Schon vierzehn Tage, ja drei Wochen vor der Weihnachtszeit fassen unsere Blätter, so groß sie auch sind, die Masse der Verkaufsanzeigen von allen nur erdenklichen Waaren nicht mehr und müssen deßhalb täglich Beilagen bringen. Zwei Wochen vor dem Feste beginnt dann die sogenannte Domzeit, d. h. die Ausstellung in allen Kaufläden, Abends bei glänzender Gasbeleuchtung. Diese Zeit heißt die Domzeit, weil, so lange wir noch eine Domkirche besaßen, im Schiff derselben Läden aufgeschlagen und ein förmlicher Jahrmarkt gehalten wurde. Dahin strömte nun Jung und Alt, theils um einzukaufen, theils um zu schauen, und das Gedränge war so groß, daß es durch Soldaten geregelt werden mußte, um Unglück zu verhüten. Als der Dom 1804 oder 1805 wegen Baufälligkeit abgetragen worden war, wurde der Weihnachtsmarkt nach dem Gänsemarkt verlegt; allein damit trat zugleich die Veränderung ein, daß die Besitzer großer Gewölbe, besonders aber der Spielzeugläden, einen Dom in ihrem Laden errichteten, was Anfangs nur von wenigen geschah, sich aber nach und nach über die ganze Stadt ausbreitete, so daß diese jezt um die genannte Zeit sich als ein ungeheurer Jahrmarkt darstellt. Die Stadt bietet dann in der That einen imposanten Anblick dar, der besonders die Fremden überraschen muß. Während des Tages ist das Gedränge noch erträglich, es wird aber mit Anbruch der Nacht in den Hauptstraßen fast lebensgefährlich, indem, wer es nur irgend vermag, in Equipagen oder Droschken die lieben Kleinen „in den Dom" fahren läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Februar.

Buchhandel und Schriftsteller.

Wer Leipzig seit einigen Jahren nicht gesehen, würde es in der That, zumal in literarischer Beziehung, kaum wieder erkennen. Der Verfall des Museums, dieses einst großartigsten deutschen Leseinstituts, die Auflösung des Schriftstellervereins, die allmählige Auswanderung und Vertreibung der Schriftsteller, selbst der allmählige Verfall des Schillerfestes, das im vorigen Jahr zwar noch in bisheriger Weise durch Reden und musikalische Vorträge, jedoch unter weniger allgemeiner Theilnahme des Publikums als früher gefeiert wurde — dieß alles sind Erscheinungen, die im engsten Zusammenhange mit einander stehen, und denen über kurz oder lang auch die Auflösung des Leipziger Büchermarkts und die Verlegung des deutschen Commissionsbuchhandels an einen andern Ort folgen muß, wenn auch die augenblicklichen Demonstrationen gegen das sächsische Preßgesetz noch keineswegs diesen Erfolg haben könnten und sollten. Das Museum mit seinen zahlreichen und kostbaren wissenschaftlichen Zeitschriften aller Nationen und seinen Sammlungen älterer Jahrgänge aller periodischen Unternehmungen war früher eine der großartigsten Hülfsquellen literarischer Beschäftigung und für den nun allmählig aussterbenden eigenthümlichen Menschenschlag der Leipziger Magister ganz wie geschaffen. Auf der andern Seite war es in geselliger Hinsicht der Mittelpunkt der jungen Literatur, die in Leipzig beisammen war, und hiesiger wissenschaftlicher Berühmtheiten; ja die Abendunterhaltungen und politischen Gespräche in den Gesellschaftszimmern dieses Instituts erfreuten sich bei den Meßfremden einer Art von Berühmtheit und wurden in vormärzlicher Zeit von neugierigen auswärtigen Kaufleuten hin und wieder wie Parlamentssitzungen aufgesucht. Mit Verwunderung sahen diese Leute während der Weihnachtsmesse nur eine kleine Gesellschaft von Politikern um einen kleinen runden Tisch im Vorderzimmer des Instituts sitzen, das außer der Garderobe und dem Gastzimmer auch eine bedeutende Anzahl von Blättern eingebüßt hat. — Der Schriftstellerverein hatte unlängst eine Sitzung angekündigt. Es fand sich jedoch zu derselben Niemand ein als zwei Vorsteher, zu welchen sich als dritter Theilnehmer ein Polizeikommissär gesellte. Die Geschichte schweigt über die Verhandlungen dieser drei Männer. Nach einiger Zeit trat ein armer Teufel von Schriftsteller ein, der, angeblich wegen mangelnder Subsistenzmittel, aus Leipzig ausgewiesen war, und flüsterte einem der Direktoren zu: „So eben habe ich mich durch die Thore in die Stadt geschlichen." Sofort verhaftete ihn der Polizeikommissär, der dieß hörte und von jenem für einen Schriftsteller gehalten worden war. Der Arme wurde wieder zum Thore hinausgebracht, die Vorsteher gingen nach Hause, und das war höchst wahrscheinlich die lezte Sitzung des deutschen Schriftstellervereins. — Kommen hin und wieder auswärtige Schriftsteller auf längere Zeit hieher, so werden ihrem Aufenthalt die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Man begnügt sich nicht damit ihre Pässe zu prüfen, sondern verlangt von ihnen noch besondere Führungsatteste, wie von Dienstboten, die einen neuen Dienst antreten. Auch zieht man Erkundigungen über sie ein bei den Hauswirthen, selbst über das was sie schreiben. Aus dem ganzen Auftreten der Polizei gegen die Schriftsteller geht hervor, daß den sächsischen Behörden gar nichts daran liegt, den sächsischen Buchhandel zu schonen, ja, daß sie ihn, so wichtig er für Leipzig ist, lieber heute als morgen auswandern sähen, um nur die kleinen Unbequemlichkeiten, welche er für sie mit sich führt, los zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 41. Montag, 17. Februar 1851.

Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.
Goethe.

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

„Das Boot wird nun sogleich wenden, Loch Gairloch eröffnet sich dann vor Ihren Blicken, und es ist wohl der Mühe werth hinzuschauen," bemerkte mein Begleiter. „Jene Insel ist Inch Longa; die drei Felsen davon heißen die Hundsköpfe, und manche Fischer, welche in der Nacht vorüber kamen, wollen gesehen haben, wie sie sich aus den anprallenden Wellen erhoben und bellend nach Beute schnappten. So — nun wendet das Boot; wir sind in Loch Gairloch und dort in jenem Küstenausschnitt liegt Gleidhte (sprich Gle-di, das heimliche Plätzchen), von den Engländern Flowerdale (Blumenthal) genannt, wie sie denn, weil sie uns durchaus „entcelten" wollen, einer Menge Towns an der Küste und in den nahen Glens Namen geben, welche mit dale endigen; wir haben aber unsere alten celtischen Namen viel zu lieb, als daß wir sie mit Falladales und Inveransdales und ähnlichem sächsischem Geflingel vertauschen möchten. Lady Mackenzie, welche seit dem Tode ihres Gemahls den Distrikt noch nicht verlassen hat und sich rühmen darf, viel, sehr viel dazu beigetragen zu haben, daß dieser Bezirk in Bezug auf Volksbildung, Kultur und Wohlstand sich vor allen übrigen Theilen der westlichen Hochlande in so hohem Grade auszeichnet, ist die Huld und Güte selbst, wenn sie aber von Flowerdale sprechen hört, bewegt sich der Fächer oder die Blume, die Sticknadel oder was sie sonst in ihrer Hand haben mag, unwillkürlich und sie sagt wohl: „Der Name des Herrnhauses sey Gleidhte und weder Flower — noch Showerdale."

Die Bai von Gairloch gleicht, aus der Ferne gesehen, einem im Halbkreis von Hügeln eingefaßten Wasserspiegel; je näher man aber dem Lande tritt, desto mehr verschwindet diese regelmäßige Form und die Launen der Klippenbildung, und die Herrschsucht der anspülenden Wellen geben sich in einem Zickzack von Einbuchtungen und Felsvorsprüngen, in zinnengeschmückter cyklopischer Architektur und sanft ablaufendem Sandgestade kund, so daß an keine Vergleichung mit einer bestimmten Form zu denken ist. An dem südlichen Ende der Bai macht das Meer einen Einschnitt und bildet eine der größern Bucht ganz ähnliche in Miniatur, gleich jener sich in den launenhaftesten Formen auszackend und von malerischen Bergzinken umschlossen, an deren Fuß sich das einfache, aber stattliche Herrnhaus, Flowerdale — Gleidhte sage ich, mit seinen Nebengebäuden anschmiegt, wie um die große Bucht sich zwei schöne, an den Vorhöhen malerisch vertheilte Dörfer mit ihren Kirchen hinziehen. Dieses Küstengemälde, welches sich vor mir entfaltete, war bunt belebt. Ein halbes Dutzend Boote ruderte dem Hafen zu, wo die Ankommenden, größtentheils Mädchen und Frauen, von ihren Freundinnen erwartet und mit dem flatternden Ende des Plaids begrüßt wurden. Auch aus den Glens und von den Höhen herab bewegten sich einzelne Gruppen, welche die zuweilen aus ihrem nebelduftigen Bettvorhang niederblickende Sonne mit ihrem reichsten Glanze überschüttete. Wir traten in dem sogenannten „Hafen" an's Land und folgten unserer Bootsgesellschaft in die Kirche, wo ich zum erstenmal eine gälische Predigt hörte. Der noch ziemlich junge Geistliche, ein sehr schöner Mann, sprach mit Wärme und Gefühl, ohne Uebertreibung und excentrisches Mienen- und Geberdenspiel, welches

die schottischen Prediger sonst zu charakterisiren pflegt, und die Gemeinde hörte mit sichtbarer Theilnahme und Erbauung auf die unmittelbar aus dem Herzen strömende Rede. Ich bedauerte eben so sehr der Rede nicht folgen zu können, als es mir leid that, so manches hübsche, rosige Mädchengesicht nicht näher in das Auge fassen zu können; denn die meisten hatten das Plaid über den Kopf gezogen, so daß ich in einer Kapelle der „grauen Schwestern“ zu seyn glaubte.

Während wir an der Kirchthüre auf den Geistlichen, einen Bekannten meines Begleiters, warteten, machte dieser mich auf ein hübsches, kräftig gebautes Mädchen in schwarzgrünem Plaid, grauem Mieder und Rock und weiß und roth gewürfelten Strümpfen aufmerksam; das gleichfalls roth und weiß gewürfelte Band oder Tüchelchen umschlang eine Fülle dunkelbrauner Haare und hob das Oval des Gesichtchens, das sehr anmuthig, fast madonnenhaft war, obgleich die Sonne es vielleicht zu sehr gebräunt hatte. Festen, aber doch sittsamen Schrittes ging die hübsche Maid zwischen Vater und Mutter an uns vorüber und alle drei grüßten meinen Gefährten nach der einfach traulichen Sitte des Landes. — „Diesem muthigen Mädchen haben über zwanzig Menschen ihr Leben zu verdanken. Sie war auf Lewis zu Besuch und kehrte mit einem Schiffe, welches hier Güter zu verladen hatte, zurück. Schon hatte man das Land im Gesicht, als ein furchtbarer Sturm aus Westen heran brauste und das Schiff wider ein Felsenriff draußen warf, so daß das Wasser sogleich an zehn Stellen eindrang. Das Schiff hatte ein ziemlich geräumiges Boot an der Seite, welches man sogleich herrichtete, das aber wegen der ungestüm gehenden Wellen Niemand zu besteigen wagte. Der Kapitän befahl den Matrosen ihre Ruderplätze einzunehmen; sie weigerten sich; er drohte, er bat — alles vergebens. Das Schiff sank tiefer und tiefer und war im Begriffe „aufzubrechen,“ wie wir sagen, als dieses muthige Mädchen, eine zweite Grace Darling, hervortrat und ausrief: „Das Schiff begräbt uns gewiß, das Boot aber rettet uns vielleicht.“ Sofort sprang sie in das Boot. Dieß wirkte wie ein Zauber. Mannschaft und Reisende hurrahten und folgten der schönen Heldin. Das Boot kam wohlbehalten an das Gestade und fünf Minuten später schleuderten die Wellen die Trümmer des Schiffes auf den Strand.“

Der Geistliche führte uns in seine neugebaute kleine, aber zierliche Wohnung, deren Hintergrund von grasigen Hügeln und malerischen Felsgruppen gebildet wurde, während sie auf der Vorderseite auf das ewig wechselnde Meer blickte, und die in dem Innern die Ruhe und den Frieden einer gottseligen Familie athmete. „Der Name des Fremden ist in den Hochlanden heilig,“ sagt das gälische Sprüchwort, dem man hier einen weit ausgedehnteren Sinn unterlegt, als das nackte Wort besagt. Dagegen schändet auch nur der Schatten eines Mißbrauchs der Gastfreundschaft den Charakter des Mannes. Wenn ich es daher vermeide, mit den Namen, geschweige mit den Verhältnissen und dem innern Leben von Familien, in deren Kreis ich Gastfreundschaft in dem Sinne der Hochländer, d. h. in der schönsten und weitesten Bedeutung des Wortes gefunden, freigebig zu seyn, erwiedere ich nur ein Zartgefühl, das mir oft, namentlich bei armen Hüttenbewohnern, Bewunderung einflößte; denn so groß auch die Neugierde dieser Gebirgsleute ist, wird sie doch nie eine gewisse Grenze überschreiten. Der Hochländer hat vieles mit dem italienischen Landmann gemein; beide sind höflich und zartfühlend, gastfrei und ohne Rückhalt, aber auch leidenschaftlich, stolz, rachsüchtig und abergläubisch.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

„Und doch ist auch dieser Aberglaube ein Lob für den Bauer,“ erwiederte Burkhard lächelnd. „Er ersetzt ihm die Poesie, und seine unheimlichen Spinnstubenmährchen, die das Volk Winters beim flackernden Kienspan dichtet, bergen oft unter dem Gewande der Gespensterfurcht gar gesunde und wahre Empfindungen. Der Vogelsberg mit seiner wildromantischen Natur voll einsamer Schauer und düsterer Eindrücke ist so recht eigentlich der Tummelplatz aller möglichen Gespenster, und der lange öde Winter zumal mit seinen Entbehrungen und seinem Ungemach führt von selbst die Einbildungskraft in jene abenteuerlichen Regionen des Spuckhaften und Uebersinnlichen. Je rauher und unwirthbarer die Natur, um so mehr Gespenster und Kobolde. Es „wannert,“ sagt der Vogelsberger Bauer, wenn er einen Spuck bezeichnen will, und in diesem Worte liegt in der That ein recht unheimlicher Begriff, der die wirkliche Thätigkeit unsichtbarer Geister bezeichnet. Und „wannert's“ nicht selbst ganz in unserer Nähe? Denkt nur an den Tannenstein oben im Walde; dort hängt auch ein dunkler Aberglaube seit vielen Jahren am alten Gemäuer fest und will nicht von der grausen Mordstelle entweichen. Ja, der Tannenschütz, der sich Nachts dort sehen läßt, ist so recht eigentlich der Repräsentant unserer Spuckwelt, und um ihn gruppirt sich, wie um den Helden eines Schauerstücks, das ganze übrige Gespensterpersonal. Und doch hat dieser Schemen einmal wirklich Fleisch und Blut gehabt, ist sozusagen ein historisches Gespenst und sein Spuck datirt unmittelbar aus der Wirklichkeit. Er ist trotz des Aberglaubens, der ihn mit diesem grauenvollen Nimbus umgab, ein gar

tiefsinniger Gesell, ein Stück Hamlet, und wie dieser brütet er beständig über dem furchtbaren Gedanken einer ungesühnten Blutschuld. Hier fällt das Rechtsbewußtseyn des Volks mit der Gespensterfurcht in eine dunkle nebelhafte Vision zusammen; denn der Tannenschütz repräsentirt uns neben dem Wahn, der ihn schuf, den Glauben an eine ewige Vergeltung; er repräsentirt uns zugleich das schwer beleidigte und noch nicht gesühnte Gesetz, und so lange der Tannenschütz im Hohlweg „wannert," wird das Auge des allwissenden Gottes fest auf seinen Mörder gerichtet seyn. Aberglaube ist das freilich, aber Glaube ist doch dabei."

„Gewalt hat das Gespenst auch bei hellem Tage," sagte Ernst und beschrieb dann den Zuhörern seine Empfindung des Schauers, der ihn bei seinem neulichen Besuch des Tannensteins angewandelt, und wie das Rascheln einer Eidechse im dürren Laube ihn fast von dannen gescheucht habe.

Da sagte der Pfarrer nach einer Pause in einem Tone, dem man das innere Erregtseyn anhörte: — „Es ist schon ein Gespenst, sich zu denken, daß eine solche That ohne Namen und ohne Sühne bleibt. Aber der Tannenschütz hat neben dem Grauen, das er einflößt, noch eine andere unheilvolle Bedeutung, an die ich glauben muß, weil ich den Beweis davon schon mehrmals miterlebt habe. So oft er sich nämlich zeigt, kann man sicher seyn, daß bald nachher in Altenhain ein Unglück passirt, und zwar nicht ein vereinzeltes, sondern eines, das mehrere Menschen, ja häufig die ganze Gemeinde zugleich betrifft. Es ist wirklich so, der Tannenschütz hat es auf uns abgesehen." — „Schade, daß Müllner oder Houwald nicht mehr leben!" sagte Ernst. „Das wäre ja ein trefflicher Stoff für eine Schicksalstragödie in modernem Style."

„Ich packe und reise morgen ab!" rief Auguste, zwar lachend, aber doch mit allen Zeichen wahrer Seelenangst in den Zügen. „Das alles ist dummes Zeug, und dennoch fürchte ich mich davor. Denn ein vernünftiger Mensch, daß ihr's nur wißt, hat nicht allein Furcht vor der Dummheit, sondern auch Furcht vor seiner eigenen Furcht. Abscheulicher Schwager! Ich zittere schon, wenn ich mir denke, daß ich jezt hinauf in meine Stube trete und vor meinem eigenen Schatten erschrecke. Oder der Wind bewegt leise die Gardinen, oder der blasse Mond —"

„Dahu! dahu!" tönte plötzlich das Nachtwächterhorn so schauerlich vor den Fenstern des Pfarrhauses, daß sie mit einem lauten Schrei vom Stuhle auffuhr und entsezt in der Pfarrerin Arme stürzte. „Mein Gott, Auguste, wie du dich anstellst!" sagte diese selbst erschrocken. „Seit Wochen schon hörst du zu jeder Stunde der Nachtzeit den alten Nickel, und heute —" — „Olle gurre Gaister luwwe Gott den Herre! Eilf Auer is die Glock!" sang der alte Nickel halblaut wie im Schlafe vor sich hin, nachdem er elfmal in's Horn gestoßen, und schlurfte dann mit seinen schweren Holzschuhen in's Dorf zurück, das er troz seiner siebzig Jahre noch immer so treulich bewachte, wie am Tage die Heerde, welche gleichfalls seiner Obhut anvertraut war.

Auguste richtete sich mit vergeisterten Zügen auf, sah alle der Reihe nach an und sagte dann tiefathmend: „Das hat man von eurer Romantik! Ich wiederhole dir noch einmal, Burkhard, was ich dir schon neulich sagte: Ich habe keine Nerven für den Vogelsberg. Und nun gar der Tannenschütz — das ist nicht zum aushalten!"

„Wir beide haben nichts von ihm zu befürchten," tröstete sie Ernst. „Sie hören ja selbst von Burkhard, daß es das Gespenst bloß auf Altenhain abgesehen hat. Wir gehören mithin nicht in sein Revier." — „Das läßt sich hören!" rief Auguste. „Wissen Sie was, Herr von Bernau? wir lassen uns morgen vom Altenhainer Bürgermeister eine Aufenthaltskarte auf unbestimmte Zeit ausstellen, und wenn der Tannenschütz kommt, legitimiren wir uns damit als Ausländer." — „Da habt Ihr das Weib!" sagte Burkhard heiter; „im einen Augenblick eine geknickte Lilie, im andern eine übermüthige Tulpe!" — „Und der Mann? Was ist der Mann?" rief Auguste mit Eifer: „heute am Samstag, fünf Minuten nach eilf Uhr ein loser Schwätzer, und morgen, wenn er auf die Kanzel tritt und seinen romantischen Bauern etwas vorpredigen soll, ein Pfarrer, der seine Predigt nicht auswendig kann."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Februar.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Von F. Gustav Kühne, dem Redakteur der „Europa," erscheint ein fünfter Band seiner Charakteristiken unter dem Titel „deutsche Männer und Frauen." Gutzkows „Ritter vom Geist" sind bis zum dritten Bande vorgeschritten. Diejenigen, welche Styl und Behandlungsweise dieses Romans nach dem Erscheinen des ersten Bandes tadelten, wollen finden, daß sich dieselben später gebessert haben. Ferner ist erschienen ein Roman „Felicitas" von Eliza

Wille, geb. Sieman, der Tochter eines reichen Hamburger Handelsherrn, und „moderne Titanen.“ Beide spielen ganz oder theilweise in Schlesien; das zweite Werk, ein dreibändiger Roman mit staatsmännischen Gesichtspunkten, soll einen jungen Mann Namens Robert Giseke zum Verfasser haben, der in die Fußstapfen seines Landsmanns Max Ring tritt und das Gebiet der Dichtung mit einer gewissen Art von nüchternen und prosaischen Beobachtungen bereichert. — Mit der Jahreszahl 1851 erschienen hier bereits gegen Ende vorigen Jahres drei Erzählungen von Uffo Horn unter dem Titel „aus drei Jahrhunderten,“ die der Verfasser historisch-politische Novellen nennt. Uffo Horns Talent hat es, seit er mit Gerle, hauptsächlich wohl durch sein eigenes Verdienst, einen Lustspielpreis gewann, nicht an Anerkennung gefehlt; mit Achtung verdient auch der Name eines Mannes genannt zu werden, der rasch entschlossen dem deutschen Bruderstamme in Schleswig-Holstein zu Hülfe eilte. Wir finden aber nach dem Vorworte und der ganzen Anordnung dieser Novellensammlung, daß dem Verfasser die edle Anspruchslosigkeit fehlt, welche eine der hauptsächlichsten Zierden eines guten Unterhaltungsschriftstellers ist. Wir erkennen es mit Dank an, wenn unsere Poeten sich als ächte deutsche Männer zeigen; aber als Biedermänner brauchen sie sich uns nicht erst in Vorreden zu produciren und wir finden es sehr müßig, wenn Horn seinen ganz interessanten Erzählungen einen fast an Ronge's Brief an den Bischof Arnoldi erinnernden Brief an eine Dame in Wien voranschickt, welche er wegen der neuesten Zustände des Kaiserstaats herunterkanzelt. — Erwähnung verdient auch die Schrift: „aus Galizien,“ ausgezeichnet durch politische Einsicht und gute Beobachtungsgabe des anonymen Verfassers, dem es auch nachgerühmt werden muß, daß er sein Buch vom wahrhaft deutschen Standpunkt aus geschrieben und es verschmäht hat, gleich den meisten andern Schriftstellern über die deutschen Nebenländer andere Interessen zu verfechten als die seines Vaterlandes.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Januar.

(Fortsetzung.)

Weihnacht. — Struve.

Vor den großen, feenhaft erleuchteten Läden wird dann Halt gemacht und man beschafft seine Weihnachtseinkäufe, wenn das Gedränge es zuläßt. Fast unglaublich ist die Menge der eingekauften Confekte, Südfrüchte, des Naschwerks aller Art, womit theils die mehr oder minder großen Weihnachtsbäume, Tannen, die zu diesem Zwecke auf Wagen und Karren eingeführt werden, theils die mit Geschenken aller Art bedeckten Weihnachtstische belastet werden. Lebkuchen, Nüsse, Aepfel, Trauben, Wall- und Haselnüsse, so wie Mandeln und Rosinen dürfen nicht fehlen und bilden doch nur einen geringen Theil der üblichen Geschenke, besonders auch an die Dienstboten, die außerdem baares Geld, von sechs bis zwölf Thalern, Stoffe zu Kleidungsstücken u. s. w. bescheert erhalten, so daß dem nicht eben bemittelten Hausvater eine bedeutende Ausgabe, mithin Sorge aus dem Weihnachtsfeste erwächst. Denn an diesem will alles, was nur entfernt mit dem Hause in Verbindung steht, beschenkt seyn, und es liegt in der Natur des Hamburgers, „sich nicht lumpen zu lassen,“ wie es hier heißt. Wenn die Bescheerung vorüber ist, geht das Schmausen und Trinken an, und bei ersterem sind die Karpfen unerläßlich, wie am Osterabend die Eier, am Neujahrsabend die Apfelkuchen. Wer am Weihnachtsabend nicht im Stande ist eine tüchtige Schüssel dampfender, blaugesottener Karpfen auf den Tisch zu bringen und einige Flaschen Wein dazu zu stellen, gilt für einen armen Mann und wird sich selbst für einen unglücklichen halten. An den beiden nachfolgenden Feiertagen gibt man entweder Gesellschaften, oder besucht solche. Durch die ganze Stadt wird geschmaust und damit eine ergiebige Erwerbsquelle für die Aerzte eröffnet, deren Equipagen man dann eiliger und rastloser denn je durch die Gassen rasseln sieht. — Die lezte Weihnacht soll für die Ladenbesitzer eine besonders ersprießliche gewesen seyn, und man will berechnet haben, daß ein Umsatz von mindestens fünf Millionen gemacht worden sey. Auch sieht man nur vergnügte Gesichter und hört keine Klagen, wozu denn freilich die noch immer rege Schifffahrt das ihrige beiträgt. So lange die majestätische Elbe ungehindert ihre Wassermasse dem Ocean zuwälzt, ist von wirklicher Noth bei uns keine Rede, da unglaublich viele Hände durch Handel und Rhederei beschäftigt werden. Zwischen Weihnachten und Neujahr tritt dann auf einige Tage eine Pause im Schwelgen ein, das aber schon am lezten Tage des Jahres, so wie am ersten des neuen wieder fortgesezt wird, und zwar in dem Maße, daß man vernünftige Familienväter Gott danken hört, daß es nun endlich mit den Festgelagen aus sey. Eine Nachernte hatten jezt die Schneiderinnen, Putzmacherinnen u. s. w., denn jeder will die zum Geschenk erhaltenen Stoffe so schnell als möglich gemacht sehen, und dabei muß oft die Nacht zu Hülfe gerufen werden. Mildthätige Personen haben seit einigen Jahren auch den Kindern unserer Armen eine Weihnachtsbescheerung bereitet und für sie den Weihnachtstisch gedeckt, wofür man sie nicht genug segnen und loben kann.

Unsere Stadt, deren langjähriger Freund und Bewohner er war, und die Wissenschaft haben vor kurzem durch den Tod des russischen Ministers, Staatsrath Heinrich von Struve, einen bedeutenden Verlust erlitten. Allgemein beliebt wegen seiner Freundlichkeit und Humanität, wird er auch allgemein beklagt. Er war der Vater der unter dem Namen Therese bekannten Schriftstellerin, die, von ihrem ersten Gatten, dem Herrn von Bacheracht, geschieden, ihren Vetter geheirathet und diesen nach Java begleitet hat, wo sie gegenwärtig noch lebt. Der Sohn des Verstorbenen, Gustav v. Struve, bekleidete schon seit einigen Monden die Stelle seines Vaters. Er war früher Botschafter in Italien, auch eine zeitlang in Rom. — Mehrfach versuchte Einbrüche in der Umgegend lassen auf eine Räuberbande schließen, die wahrscheinlich im nahen Sachsenwalde ihren Aufenthalt genommen hat und dort wohl für einige Zeit in Sicherheit seyn dürfte, da jener Wald bedeutend groß und sehr dicht ist. Im Sachsenwalde trieb auch ein berüchtigter Wilddieb, Gydie mit Namen, viele Jahre sein Geschäft ungehindert fort, obgleich auf seine Habhaftwerdung ein bedeutender Preis gesezt war. Endlich soll man sich mit ihm verständigt und ihn durch Auszahlung einer nicht unbedeutenden Summe zur Auswanderung nach Amerika vermocht haben. Dieser Wald ist wohl der lezte Rest von Urwald in unserm Norden und schon deßhalb interessant; er ist aber als Schlupfwinkel für Verbrecher aller Art auch nicht wenig gefährlich. Das Wort „Hamme“ bedeutet im Niedersächsischen Waldung; dadurch entstand der Name „Hammaburg,“ den man einer Burg gab, die Karl der Große im Sachsenwalde erbaute. Außerdem haben wir ein Dorf Hamm, ein anderes Hammfelde; kurz, die ganze Gegend war Hamm oder Wald, von dem noch jezt ein nicht unbedeutender Theil vorhanden ist, aber nicht zu unserem, sondern zum nahen holsteinischen und lauenburgischen Gebiet gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 42. Dienstag, 18. Februar 1851.

— Wie nun?
Ist dieß nicht etwas mehr als Einbildung? —
Bei meinem Gott, ich dürfte dieß nicht glauben,
Hätt' ich die sichre fühlbare Gewähr
Der eignen Augen nicht!

Shakespeare.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Diese Wendung des Gesprächs brachte schnell eine heitere Stimmung in die kleine Gesellschaft; vergessen war der Tannenschütz und der alte Nickel, und ziemlich zufrieden mit den ausgestandenen Schauergefühlen trennte man sich bald nachher mit dem Vorsatze, trotz aller Gespenster des mitternächtlichen Vogelsbergs die Bettdecke über die Ohren zu ziehen und es dem alten Nickel zu überlassen, das Dorf vor Schaden zu behüten.

Ernst befand sich, als er auf seine Stube kam, in einer Gemüthsverfassung, die ihm das Träumen mit wachen Augen ungleich angenehmer machte als das mit schlummernden. Zudem schlief ja Auguste ihm gegenüber und ihr freundliches: „gute Nacht, Herr Eidechsenheld," wollte ihm gar nicht wieder aus den Ohren kommen. Bald klang's im rechten, bald im linken, und damit auch die Augen bei diesem Zauberklingen nicht zu kurz kämen, stand die zarte Jugendgestalt in einemfort vor ihm, lachte ihm mit den heitern Zügen voll Unschuld und Liebreiz in's Herz, oder sah ihn mit den großen sinnigen Augen so schelmisch ernsthaft an, als wolle sie sagen: „Die Aufenthaltskarte, Herr von Bernau!" — Klipp! klapp! flogen aus dem gegenüberliegenden Zimmer Augustens Stiefelchen vor die Thüre, damit das Hausmädchen sie am Morgen dort finden und ihnen den verlorenen Glanz zurückgeben möge. Der Träumer mit wachen Augen fuhr wie von einem elektrischen Strom durchzuckt zusammen; es war für heute der lezte Ton, der ihm von ihrem Daseyn Kunde gab. Armer Ernst! Zwei kleine Stiefelchen, so klein, um einer Sylphide Neid zu erwecken, haben dir gerade noch gefehlt, um dir erst recht den holden Quälgeist vor die Seele zu zaubern, als wollten sie sagen: „Fasse dir ein Herz, Eidechsenheld; sie hat uns von sich geworfen, hole uns zu dir herüber, und wenn sie dann morgen mit ihrem zarten kleinen Fuß hineinschlüpfen will, so gibst du uns nicht heraus, sondern wartest ab, was sie über unsern Verlust sagt. Vielleicht sagt sie auch gar nichts; um so besser! Dann denkt sie bei sich im Stillen: Er hat mir die Stiefeln gestohlen, damit ich nicht von hier fort kann, weil er es ohne mich keine acht Tage mehr in diesem verwünschten Gespensterdorf aushalten würde. Oder sie fragt nach uns und sucht ihre Stiefeln im ganzen Hause; dann kannst du ihr noch immer sagen, was sie schon längst wissen sollte, daß du bis über deine Ohren und bis in ihre Fußspitzen hinein in sie verliebt seyst, verliebt wie ein Eidechsenheld, dem aller und jeder Muth fehlt, seinem stillen Sehnen Worte zu leihen, die Gefühle seines Herzens u. s. w."

So flüsterten und lockten die kleinen glanzledernen Stiefelchen vor Augustens Thüre ihm durch's Schlüsselloch die Versuchung, sie zu rauben, in's Herz. Immer stärker wurde sein Verlangen, immer schwächer sein moralischer Widerstand gegen einen solchen verwegenen Diebstahl; er legte das Ohr an's Schlüsselloch und glaubte deutlich zu hören, wie die Stiefelchen ungeduldig ob seines langen Zauderns auf dem Vorplatz hin und her liefen und zwischen seiner und Augustens Thüre einen Wettlauf anstellten. Schon hatte er die Klinke in der Hand, als er sich noch rechtzeitig besann, daß sie noch wachen oder wenigstens durch das Geräusch der knarrenden Thüre wieder aufwachen

möchte, welches Bedenken neues Zaudern, neue Zweifel in ihm hervorrief und den Eidechsenhelden abermals in seiner ganzen Blöße hinstellte.

„Ich warte noch eine halbe Stunde, dann schläft sie gewiß fest und ich hole mir die verwünschten Dinger um so sicherer!“ — Gesagt, gethan! Die Stiefelchen hatten Geduld und warteten noch ein Weilchen auf ihren Entführer; Ernst aber trat, erheitert durch seinen heroischen Entschluß, an's Fenster, das er öffnete, um in die mondhelle Nacht hinaus zu schauen und unter den Millionen Sternen, die funkelnd auf die stille Erde niederleuchteten, sich denjenigen herauszusuchen, der ihn in's gelobte Land seiner heißen Sehnsucht führen sollte.

Es war alles so still, so schweigsam ringsum, wie wenn der Kirchhof mit seinen hell blinkenden Kreuzen jenseits des Dorfwegs der ganzen Natur den tiefen Frieden eingeflößt hätte, der auf seinen vom Mondlicht beschienenen Hügeln träumte. Kein Lüftchen regte sich, kein Halm, kein Blättchen bewegte sich, nur hie und da zitterte noch ein Sternschimmer durch die heilige Stille der Nacht und mit leiser Hand wob ihn die Dämmerung in ihr schleierhaftes Gewand.

Ernsts Zimmer hatte die Aussicht hinauf nach dem Tannenstein; gerade über dem Hügelkopf stand der Vollmond und beschien das alte Gemäuer, das in dieser Beleuchtung jenen magischen Salpeterschein verbreitete, den man zuweilen in hellen Nächten an Ruinen beobachten kann. Alles war bei der zauberischen Helle ganz deutlich zu unterscheiden; wie in Strömen floß das Mondlicht durch den reinen Aether und schnitt die einzelnen Gegenstände im Vordergrund des Tannensteins, Bäume, Büsche, Felsen und Mauerwerk in scharfen Conturen von den dunkeln Schattengruppen des dahinter liegenden Waldes ab. Nur auf Schottlands Hochgebirgen hatte Ernst eine solche helle Herbstnacht gesehen, wie er sie hier in ihrem ganzen Zauberschein vor sich hatte, eine in Dämmerung gehüllte Ossianische Mythe, durch die der Gedanke der Ewigkeit seine goldenen Fäden zieht.

Da mit einemmal — nein, es war keine Täuschung! — eben als sein Auge wiederum über den Tannenstein hinstreifte, sah er dort so deutlich, als wandle sie nur wenige Schritte von ihm entfernt, eine männliche Gestalt, die sich langsam zwischen den Baumstämmen hin und her bewegte, jezt im Schatten des Gemäuers verschwand, dann wieder daraus hervortrat, bis zum Rande der Höhe, da wo die Bergwand sich in steilem Geklüft nach dem Dorf hinabsenkte, vorschritt, dort eine Weile stehen blieb, worauf sie abermals nach dem Gemäuer zurückging und dasselbe wie vorhin in gemessenem Schritt umwandelte.

Diese Erscheinung an dem verrufenen Orte und zu später Nachtstunde versezte Ernst in nicht geringes Erstaunen; alles, was er am heutigen Abend von dem Tannenschützen gehört hatte, trat wieder lebhaft vor seine Seele und wenig fehlte, daß seine Einbildungskraft den einsamen Nachtwanderer dort oben mit dem unheimlichen Mitternachtsgast des Tannensteins verwechselt hätte. Es ging ihm wie schon manchem gescheidten Mann in ähnlichen Fällen; je mehr sein Verstand über das abenteuerliche Spiel seiner Phantasie lächelte, um so tiefer ergriff diese sein Gemüth; wozu noch kam, daß alles, der Ort, die Stunde, ja selbst die eigene bewegte Stimmung seines Innern zu einer solchen gespenstischen Illusion vollkommen paßte. Das Gefühl eines ihm seither fremd gebliebenen Schauers hatte einen eigenthümlichen Reiz für ihn, und indem er sich gerne der selbstgeschaffenen Täuschung hingab, daß die Gestalt, die er dort auf der Waldhöhe erblickte, wirklich der Tannenschütz sey, verstrickte sich sein Gemüth immer tiefer in dieser gespenstischen Vorstellung, und das dunkle Bild seiner Kindheit von dem Mord des schönen Försters Friedrich trat abermals, nur noch fester und bestimmter als neulich im Hohlweg, vor seine Seele. Da fiel ihm ein, er wolle Burkhard wecken, der ihm erklären solle, was die einsame Gestalt dort oben zu bedeuten habe; und schon schritt er der Thüre zu, als der Gedanke: du machst dich am Ende lächerlich und aus dem Eidechsenhelden wird über Nacht ein Gespensterheld, ihn von diesem Vorsatz abbrachte. Eben krähte der Hahn im Pfarrhof die Mitternacht an; wie Ernst wieder nach dem Fenster zurückkehrte, war der Tannenschütz nirgends mehr zu erspähen und gleich nachher trat auch der Mond hinter wallendes Gewölk und verschleierte so den noch eben taghellen Berggipfel.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Nach dem Frühstück zeigte mir der Geistliche seine Sammlung älterer schottischer Münzen und die Siegel aller hochländischen Clanhäuptlinge. Hinsichtlich der leztern machte er mir die gewiß bemerkenswerthe Mittheilung, daß jede Familie für die Erlaubniß, ihr Wappen auf dem Siegel führen zu dürfen, jährlich ein Pfund Sterling Taxe an die Regierung zu bezahlen habe. Unter den Münzen war keine, welche ich nicht bereits aus Anderson's Thesaurus gekannt hätte; eine Siegelsammlung der Clanhäuptlinge dagegen war mir in dieser Vollständigkeit und gleichmäßigen Schönheit der Exemplare noch nie vorgekommen, und der geistliche Herr, welcher sah, daß ich mich nicht bloß aus Artigkeit auf die Kruppe seines Steckenpferdes geschwungen hatte, wußte nach dem

Nachmittagsgottesdienste durch seine lehrreichen Erläuterungen meine Theilnahme so wach zu erhalten, daß es dunkel zu werden begann, ehe ich an meinen Begleiter und unsere Absicht dachte, am Abend nach Erridala zu rudern. Jener schlief seit einer Stunde in der Ecke des Sophas und von der Fahrt konnte kaum mehr die Rede seyn. „Kein Wort darüber, meine Herrn," sagte der würdige Geistliche, „Sie sind meine Gäste." Der Prediger des nächsten Weilers fand sich zum Mittagessen ein und erst gegen Mitternacht trennte sich der kleine heitere Kreis.

Da ich mich auf dem Gebiete der Mackenzies und nur zwei Schritte von dem Stammsitze des Hauptes der Familie befand, erkundigte ich mich natürlich mit dem lebhaftesten Interesse nach der Geschichte dieses Clans. Das Wappen auf dem Siegel bot einen willkommenen Anknüpfungspunkt. Die Wappenbilder der Clanherrn haben das Charakteristische, daß sie fast ohne Ausnahme auf die Geschichte, den Sitz oder die Oertlichkeit der Clanschaft hindeuten. Wie der auf dem Delphin reitende Taras dem meerumwogten Tarent eigenthümlich ist, so deutet das Schiff, der schwimmende Lachs auf einen Küstenclan, wie Argyll (sprich ar Gail), die Bergesche, die Heide auf einen Gebirgsclan im Innern des Landes, Lachlan, Donald u. s. w. Das Wappenbild der Mackenzies ist ein Hirschkopf im goldenen Felde und ein Büschel Hirschgras. Die Devise lautet: Virtute ac valore non sine periculo. Der Geistliche gab mir folgende Erklärung: „Der Name des jetzigen Clanhäuptlings ist auch der des ersten, — Kenneth. Die Mackenzies rühmen sich der Abkunft von der großen normännischen Familie Fitzgerald in Irland, wahrscheinlich sind sie aber gälischer Abstammung. Gewiß ist es, daß der Großvater des Stifters dieses Clans eine reiche Erbin an der Westküste heirathete und mit dem Clan Argyll, welcher seinen Schwiegervater ermordete, in Fehde gerieth, die sich vom Vater auf den Sohn vererbte, wie dieß gewöhnlich bei unsern Clanfeindschaften der Fall war. Kenneths Vater wurde mit seinem ganzen Anhange von den Macdonalds, einem Zweigclan der Argylls, meuchlings getödtet und nur der junge Kenneth entkam, indem seine treue Amme mit ihm in das Gebirg flüchtete. Er wuchs zu einem kräftigen, gewandten Jüngling heran, und als König Alexander der Dritte einst in der Gegend von Kintail jagte und, zufällig von seinem Gefolge getrennt, durch einen Hirsch in Lebensgefahr gerieth, eilte der junge Kenneth mit dem Rufe: »Cuidicho an Righ!« (dem König zu Hülfe) herzu und theilte mit einem Schwertstreiche den Kopf des Hirsches von dessen Rumpf. Alexander belehnte seinen Retter mit einem ausgedehnten Küstenstriche nördlich von Argyll, das Wappenbild ward ein Andenken der That und das Motto der Clanherrn war lange jener Ruf: »Cuidicho an Righ!« Als der Clan aber später nicht nur mit den Frasers, den Macleods und den Macdonalds, sondern mit den schottischen Königen selbst zu fechten und zu rechten hatten, änderte er sein Motto, und sehr bezeichnend ist die jetzige Devise der Familie, denn nur die einsame Thatkraft, die heldenmüthige Tapferkeit führte auf dem von Gefahren aller Art umlagerten Pfad zum endlichen Siege und zu dem ungestörten Besitz des Küstenstrichs und der Inseln von Ardnamurchan bis Strathnaven."

Drei an vielseitigen Erfahrungen und eintönigen Regengüssen gleich reiche Tage verflogen wie eine Minute in dem Distrikte Gairloch. Wahrscheinlich hat man in keinem hochländischen Bezirke so ausgedehnte und erfolgreiche Versuche gemacht, Gewerbthätigkeit, Ackerbau und Viehzucht zu heben und das Wohl des Volkes in geistiger und materieller Hinsicht zu fördern wie hier. Lady Mackenzie wurde mir stets zuerst genannt, wenn die Rede auf Personen kam, welche ihre volksfreundlichen Gesinnungen durch Rath und That bekräftigen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Presse. — Deutschkatholiken. — Die Irrenanstalten.

Vor kurzem erlebten wir das fast Unerhörte, nämlich alle hier erscheinenden Blätter, sie mochten sonst Farbe haben welche sie wollten, vollkommen einig zu sehen. Dem Senate beliebte, den Inseratschilling für die Zeile nochmals um einen halben Schilling zu erhöhen, und obgleich diese Besteurung schon früher mit Recht als eine durchaus abnorme dargestellt und vielfach bekämpft worden war, stimmte doch die Bürgerschaft für die neue, wie mir scheint, höchst ungerechte Erhöhung der

Abgabe. Man erwäge, daß man seither in den gelesensten, verbreitetsten Blättern nicht mehr denn drei Schillinge für die Petitzeile der Ankündigungen zahlte, folglich jezt dem Staate durch die Abgabe von anderthalb Schilling fünfzig Procent entrichten muß, während man für die allerkostbarsten eingeführten Waaren in der Regel nur einen halben Procent zu zahlen hat, und man wird begreifen, wie diese neue Belastung der Presse von allen an derselben Betheiligten angefeindet werden mußte. Jedes Blatt und jedes Blättchen machte auf diesen Eingriff aufmerksam und legte Protest dagegen ein; aber troz dem ging der Senatsantrag in der, wie in der lezten Zeit immer, spärlich besuchten Bürgerschaft durch, und somit gibt es seit Neujahr bei uns eine Abgabe von fünfzig Procent von einem freien Gewerbe. Indeß, was erlaubt man sich jezt hier nicht alles gegen Mißliebige, zu denen sich die Presse mit vollem Recht rechnen darf! — Auch die „freie christliche Gemeinde," die sich seit einiger Zeit wieder die „deutsch-katholische" nennen muß — wahrscheinlich um von ihr abzuschrecken — gehört zu den Pfählen im Fleische unserer Gewalthaber und wird von Zeit zu Zeit an ihre Unbeliebtheit erinnert. So erst vor wenigen Tagen. Man hatte ganz ruhig zugesehen, daß sie eine eigene Schule für die Kinder ihrer Mitglieder, wie für die anderer, die der freiern Richtung huldigen, errichtete, ein Haus zu diesem Zwecke ankaufte, Lehrer und Vorsteher wählte, den Lehrplan bekannt machte u. s. w.; als aber die Zeit der Eröffnung herbeikam, machte man, drei bis vier Tage vorher, dem Vorstande bekannt, daß man den beiden Hauptlehrern, die keine Hiesige sind, eine Aufenthaltskarte nicht bewilligen werde. Freilich hatte man sich wohl bis dahin mit der Hoffnung geschmeichelt, daß die Schule nicht zu Stande kommen werde, und deßhalb so lange mit der Ausweisung der Herren gezögert; als aber über dreihundert Kinder angemeldet worden waren, mußte man zum Aeußersten schreiten und scheute sich nicht, es zu thun. Die Schule ist troz dem eröffnet worden.

Ueber die Nothwendigkeit der Errichtung einer Irrenanstalt mit einer vom Krankenhause unabhängigen Verwaltung ist schon so viel geredet und geschrieben worden, und namentlich hat der Menschenfreund Appert bei seinem Besuche, von dem ich bereits früher berichtet, mit so eindringlicher Beredtsamkeit darauf hingewiesen, daß es überflüssig erscheinen dürfte, nochmals darauf zurück zu kommen. Indeß muß man den Ekel überwinden, immer und immer wieder einen solchen wunden Fleck zu berühren, um wenigstens die Betreffenden von Zeit zu Zeit an ihre Pflicht zu erinnern und sie endlich durch den ihnen erregten Ekel, ewig dieselbe Klage zu hören, zur Abstellung des Uebelstands zu zwingen. Ein neuer Greuel, der sich unlängst in unserer sogenannten „Irrenstation" zutrug, gibt mir Gelegenheit auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Ein Irrer hat einen andern in der Nacht, mittelst eines stumpfen, zerbrochenen Messers, mit dem er ihm den Hals gewissermaßen absägte, getödtet. Am Morgen fanden ihn die Wärter, die, wenn sie im Lokal gegenwärtig sind, sich eines beneidenswerthen Schlafs zu erfreuen haben müssen, in seinem Bette mit abgeschnittener Kehle, in seinem Blute schwimmend und todt. Der Mörder hatte keinen Begriff von der von ihm verübten That, wird aber als ein höchst gefährliches Individuum bezeichnet, und zwar als ein solches, das man seitdem gefesselt in einsamer Haft bewahrt. — Da die Mildthätigkeit des hiesigen Publikums so weit geht, daß man in kürzester Zeit ein ansehnliches Kapital zusammenbrachte, um ein Asyl für Seeleute, und zwar nicht für dienstunfähige alte, sondern für junge und kräftige, zu errichten, wo sie hübsch fromm werden sollten, wie leicht müßte es da nicht werden, das erforderliche Kapital zur Errichtung eines Irrenhauses zusammen zu bringen, zumal bereits durch Vermächtniß bedeutende Fonds dazu da sind! Ich möchte an die frommen Damen, die das Asyl für junge Seeleute errichten wollten, die Bitte richten, die von ihnen für diesen, wie es scheint, aufgegebenen Zweck zusammengebrachten Summen für die weit nothwendigere Irrenanstalt herzugeben und zugleich eine Sammlung durch die ganze Stadt zu veranstalten, dann wäre die Sache sicher auf einmal fertig und von uns der Vorwurf schreiender Inhumanität abgewälzt.

(Fortsezung folgt.)

Leipzig, Februar.

(Fortsezung.)

Literatur.

Ist es erlaubt noch eine rasche Umschau auf dem Leipziger Büchermarkt zu halten, ohne die besondern Beziehungen der Schriftsteller und ihrer Werke zu der Bücherstadt an der Pleiße allzugenau abzuwägen, so gestatten Sie mir in der Kürze noch einiger Gedichtsammlungen zu gedenken, von denen die erste und bedeutendste den auch Ihren Lesern durch ein größeres Gedicht, das Sie von ihm brachten, bereits bekannten Theodor Fontane zum Verfasser hat, der aus der Adlerapotheke in der Hainstraße vor Jahren dahier seine ersten Verse in die Welt sandte und seitdem in Dresden und Berlin lebte. — Unter „zwanzig Gedichten von August Schüler" befinden sich ein paar hübsche, wenn auch keineswegs bedeutende Poesien. — Endlich liegt uns von dem pseudonymen Heinrich Lier eine umfangreichere Gedichtsammlung vor, unter dem Titel: „Vielliebchen, Liederbuch eines vielliebenden Philosophen." Der vielliebende Philosoph ist einer jener gebornen Schlesier, die, über ganz Deutschland verbreitet, in der Literatur seit lange eine Art besonderer Klasse bilden und von Gustav Freitag unlängst so vortrefflich charakterisirt wurden. In irgend einer Bergschlucht vor dem Kaltwasserkruge sizend, und mit durstigen Zügen den den Menschen „mit dem Wild gemeinsamen Trank" schlürfend, bewirthet er seine Leser mit den Phantasien eines türkischen Sultans. Da wir aus dem Schlußgedichte sehen, daß er auf den Absatz der Sammlung Hoffnungen gegründet hat, so möchten wir sie auf das Allerdringendste empfehlen, könnte man nur noch im Jahre 1851 den Heine'schen Ton und die bunte Schaar von Emilien, Luisen und Katharinen am deutschen Parnaß willkommen heißen; die Lyrik verlangt jezt etwas tiefere Gefühle, als sie seinen Flammen eigen sind. Könnte unser vielliebender und liebenswürdiger Philosoph sich entschließen seine bunten Fahrten, wie sein Landsmann Holtei, in Prosa schlicht zu erzählen, wobei er eine gewisse landsmannschaftliche Färbung nicht wie in den Gedichten verschmähen müßte, so würde man seinem im Freundeskreise erprobten Erzählungstalente gern lauschen und ihm, der „viel gebübelt und viel gemädelt," auch manches durch die Finger sehen. Mit der Erinnerung an ein vielbewegtes Leben wird, und zwar um so weniger, je frischer sie ist, Niemand rechten, während man so, wie ein solches gereimtes Vielliebchen es verlangt, es von Tag zu Tag mit durchzuleben billig Bedenken tragen kann. — Bemerkenswerth ist noch die verhältnißmäßig bedeutende Anzahl von Dialektdichtungen, welche die lezten Wochen, meist in vermehrten neuen Auflagen, zu Tage gefördert. Wir weisen hier außer auf Holtei's schlesische Gedichte auch auf die „Mansfelder Sagen in Mansfelder Mundart" hin, welche (in einem dem hiesigen einigermaßen verwandten, aber bei weitem körnigeren Dialekt) vom Pfarrer Giebelhausen aufgezeichnet wurden:

„Domett de Leite sellten sähn,
Die Achtchen wuhl uff's Ohle gähn,
Daß Mansfald au, wie's andre han,
Geschichten nach uffweisen kann."

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 43. Mittwoch, 19. Februar 1851.

> So erblickst du in der Weite
> Erst des Meeres blauen Saum,
> Rechts und links, in aller Breite,
> Dichtgedrängt bewohnten Raum.
>
> Goethe.

Bilder aus Schottland.

(Schluß.)

Vor Jahren gab Lady Mackenzie einem kleinen Kreise von Mädchen Unterricht im Stricken und heute sind die Gairloch Stockings — wollene buntgewürfelte Strümpfe — ein Handelsartikel, welcher durch die drei Reiche geht, den man die prachtvollen Läden der Fleet- und Regent-Street zu London zieren sieht und der nach Ost- und Westindien verfahren wird. Der Nothstand war hier nie in dem Maße bedrängend wie in den Bergen, da die arbeitsfähigen Männer, ledige wie verheirathete, jährlich im Juni oder Juli nach Caithneß auf den Heringsfang ziehen, und zur Zeit der Hafer- und Kartoffelernte mit einem baaren Verdienste von fünfzehn bis achtzehn Pfund Sterling zurückkehren, womit sie ihre Pacht — drei bis acht Pfund — bezahlen und stets noch einen Sparpfennig übrig behalten. Auch die Küstenfahrt, der Verkehr mit den Inseln, der Fischfang in der See und den Lochs bieten mannigfachen Erwerb. Dem ungeachtet zeigten sich auch hier Spuren der Uebel, welche so großes Elend über die Hochlande gebracht haben — Mißernte der Kartoffeln, ansteckende Krankheiten und Uebervölkerung. Gegen das erste Uebel gibt es bekanntlich bis jezt kein gründliches Schutzmittel. Den verheerenden Fiebern wurde erfolgreich entgegengewirkt, indem eine Art Reinlichkeitspolizei eingeführt, Wolle und Felle und dergleichen, bisher in den Wohnstuben aufgehäuft, entfernt wurden und Kamine den erstickenden Rauch des Torfs, welcher seit Jahrhunderten auf dem Herd in der Mitte der Stube ohne Abzugsweg gebrannt hatte, in die Luft führten. Der in manchen Theilen des Distrikts, welcher, nebenher bemerkt, jezt gegen 4500 Seelen zählt, durch Uebervölkerung erzeugten Noth trat man dadurch entgegen, daß man in sechs gesonderten Gebieten dem alten bebauten Lande ansehnliche Heideplaids hinzufügte, diese trocken legte und urbar machte und das ganze dann in kleine Pachtungen vertheilte. Diese Einrichtung machte die Erbauung neuer Cottages nöthig, welche, zierlich und zweckmäßig aufgeführt und schön vertheilt, jezt eine Zierde des Distrikts sind. Für den Volksunterricht ist die Gutsherrschaft aufopfernd besorgt. Wo die Oertlichkeit es erlaubt, sind die Schulen inmitten der Townships, die eine „Schulgemeinde" bilden, und da der Verkehr mit dem Osten und Süden von Schottland sich täglich steigert und Fortschritt in jeder Hinsicht überall als Losungswort gilt, auch hier nicht, wie in andern hochländischen Schulen, das trockene Lesen des Katechismus mit Schlägen wechselt und die Kinder nicht „Leder auf den Rücken" statt Kenntnisse in den Kopf bekommen, so legen sie mit Freuden und unter Gesang und Jauchzen die oft schwierigen Fußpfade zurück, welche die einzelnen Towns mit einander verbinden.

Ben Lair, der Bergkönig von Gairloch, hatte sein grüngelocktes Haupt in graue Wolken gehüllt, das Meer schloß sein Sapphirauge unter schwerem Dunstqualm und die Nebel besezten alle Zugänge in die Glens. „Das Fliuch-shuil (sprich Flich-sull, das Triefauge) ist am Samstag nach Gairloch gekommen und da haben wir stets acht Tage Regen," sagte der Gilly (Diener) meines Freundes, welcher mir den Weg über die Hügel nach Audendsheen zeigte. Auf meine Frage, wer dieses Flich-sull sey, hörte ich, daß man eine alte triefäugige Hexe so nenne, die jeden

Herbst von der Insel Harris herüber komme, um ihren Besuch auf Gleidhte abzustatten und ihr Jahresgeschenk zu holen, welches der frühere Laird der Wahrsagerin in Folge einer das Familienglück bedingenden Vorherverkündigung ausgesezt hatte. — „Sie kommt," fuhr das Bürschchen fort, „in einer Nußschale von Boot herüber und der Westwind bläht ihr verknitterndes Plaid, das sie als Segel aushängt, und wenn sie heimkehrt, weht gewiß der schönste Ostwind, und wenn die Hundsköpfe vier Wochen unablässig geheult haben, schweigen sie gewiß, wenn das Triefauge naht. To mhaid, Herr, sie kann mehr als Haferbrod essen, und davon hat sie erst vorgestern wieder einen Beweis geliefert. „Unsere Lady," sagte sie, „bekommt morgen einen ihr sehr lieben Besuch;" und wahrhaftig, mit dem alle vierzehn Tage in Loch Gairloch einlaufenden Dampfer, dem Duntroon-Castle, langte der Lady Schwester an, die acht Tage vorher gemeldet hatte, sie werde den Winter in Frankreich zubringen. Was mich betrifft, so wäre mir die Ankunft unseres lieben jungen Lairds willkommener gewesen; wir wollten dann den Winter hindurch den Dieben, welche in den Wäldern herumstreifen und ihm die Hirsche und Sauen wegschießen, das Handwerk gelegt haben. Aber unsere Lady ist selbst gegen dieses Gesindel gütig und nachsichtig; sie hat sogar schon für einige solche Gauner die Strafe bezahlt, damit sie nicht in das schwarze Loch geworfen wurden."

Gegen Mittag erreichte ich einen Höhepunkt, von dem aus ich die wild zerrissene Klippenküste des westlichen Roßshire von Loch Torridon bis Ru Rea hinauf vor mir ausgebreitet sah, und schon am folgenden Nachmittag umspülten die blaßgrünen Wellen des deutschen Meeres das Dampfboot, welches mich von Inverneß nach Fort Georg brachte. Mozartsche Melodien schienen die Felsenküste entlang zu klingen, an welche die langen Wogen ihren Schaum warfen, und wie der frische, meerduftige Südwest in dem Tauwerk harfenirte, glaubte ich vaterländische Lüfte einzuathmen und heimathliche Grüße zu hören.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Ernst dankte Gott, daß er den Freund nicht geweckt hatte, der eben noch recht gekommen wäre, um nichts mehr von der Erscheinung zu erblicken, und ihn wahrscheinlich wegen seiner Gespensterseherei ausgelacht hätte. Er nahm sich darum auch vor, gegen keinen Menschen im Hause etwas von seiner Wahrnehmung zu verrathen, denn er hatte es ja am heutigen Abend an sich selber erfahren, wie muthwillig bei allem Mangel an Muth eine gewisse junge, kleine allerliebste Dame wurde wegen einer bloßen Eidechse, die doch gewiß zu den natürlichsten Dingen in der Welt gehörte. Vom Thurme schlug es zwölf Uhr. — „Gleich kommt der alte Nickel," dachte Ernst, indem er die Bettdecke über sich zog und das Licht auslöschte. Aber der alte Nickel blieb aus und nirgends im Dorfe ertönte sein Horn. Ernst wachte noch, als es Eins schlug, der alte Nickel kam wieder nicht; es schlug zwei, vom Nachtwächter war abermals nichts zu hören. „Das ist doch kurios!" sagte Ernst und schlief endlich auch ohne Nachtwächter ermüdet ein.

Der Morgen des Tages, welcher dieser Nacht folgte, fand ganz Altenhain in einer schwer zu beschreibenden Aufregung und Bestürzung. In allen Mienen las man Sorge und Bangigkeit, nicht anders, als wenn der Feind im Anzug wäre, der das Dorf mit Brand und Plünderung heimsuchen werde. Die Männer vergassen die Kirche und standen in Gruppen vor ihren Thüren; ängstliche Frauengesichter schauten aus den niedern Fenstern und lauschten dem Gespräche jener, kein fröhlicher Kinderlärm war auf der Straße zu hören, und als jezt die Glocke die Dorfbewohner zur Kirche rief, schlichen nur wenige alte Leute dahin, wie wenn zum Gottesdienst am heutigen Sonntage den meisten die Andacht und der Glaube fehlte.

Wie ein Lauffeuer hatte sich nämlich schon in aller Frühe die Kunde durch's Dorf verbreitet, daß der alte Nickel in der verflossenen Nacht kurz vor zwölf Uhr den Tannenschütz gesehen habe; von Hütte zu Hütte wanderte mit dieser Kunde der Schrecken in die Gemüther und bald las jedes in der Miene des andern, daß dem Dorf ein Unglück bevorstehe. So tief saß der dunkle Wahn von der verhängnißvollen Gewalt dieses Gespenstes in den Herzen der Bauern fest, daß schon die bloße Nachricht von seiner Erscheinung ihnen gleichbedeutend mit dem wirklichen Unglück selbst war; und wir haben's ja am vorigen Abend aus dem Munde des Pfarrers gehört, wie die Erfahrung vieler Jahre diese Furcht vor dem Tannenschützen nur allzusehr gerechtfertigt hatte. Ein Unheil war sicher auch dießmal wieder im Anzug, und je allgemeiner der Glaube daran war, ein um so schwereres Verhängniß befürchtete man, denn der eine Nachbar redete seine Sorge in die des andern hinein. Die meisten fürchteten die Cholera, welche um diese Zeit in der Hauptstadt der Provinz ausgebrochen war und dort, so wie in den benachbarten Dörfern, große Verheerungen anrichtete. Andere waren der Ansicht, die Cholera sey's nicht, sondern die Gemeinde werde wohl den großen Prozeß wegen ihres einzigen Waldes verlieren, den sie schon seit vielen Jahren gegen die alten Rechtsansprüche der Grafen von G. geführt hatte und dessen Akten jezt spruchreif dem obersten Gericht des Landes zur Entscheidung vorlagen. Wieder andere ermahnten

zur Vorsicht mit Feuer und Licht, und die Politiker wollten sogar mit Bestimmtheit wissen, der Kreisrath werde demnächst den Amtsdiener mit einem großen Brief in's Dorf schicken und neue Steuern zu den alten, fast unerschwinglichen Lasten ausschreiben. Kurz der Deutungen waren fast eben so viele als der Befürchtungen und alle Plagen, Leiden und Heimsuchungen des armen gedrückten Bauernlebens wurden von der Furcht und dem Aberglauben als bevorstehend angekündigt. Denn Niemand konnte zwar sagen, welches Unheil der furchtbare Tannenschütz dießmal prophezeit habe, daß aber seiner Erscheinung ein Unglück und vielleicht gar eines, woran kein Mensch denke, folgen werde, davon waren alle überzeugt und jedem „gruselte" schon bei dem bloßen Gedanken an die schauerliche Vision des alten Nickels.

Konrad Wahl war vielleicht der einzige Mensch im Orte, den die Nachricht so wenig erschreckte, daß er vielmehr in ein lautes Gelächter ausbrach und die Nachbarn, die mit furchtsamer Miene zu ihm kamen, alte Weiber schalt und Einfaltspinsel, daß sie sich von solchem Schnickschnack des Nachtwächters in's Bockshorn jagen ließen. Er für seinen Theil wolle gar nichts mehr von der dummen Geschichte hören, und seinethalben könne der Teufel selbst auf dem Tannenstein sitzen, ihn kümmere kein Gespenst, und was der vermessenen Reden mehr waren. Ammy erschien mit rothgeweinten Augen und abgehärmtem Gesicht; der allgemeine Schrecken hatte auch sie ergriffen, wenn's auch freilich, ihr Herz wußt' es ja, ein anderer Schrecken gewesen war, als der der übrigen Leute. Doch suchte sie ihre Angst, so gut sie konnte, zu bemeistern, und stimmte selbst dem Vater gegen die Freunde und Hausgenossen bei, daß nur der Aberglaube Gespenster sehen könne und kein vernünftiger Mensch an so etwas glaube. Im Stillen aber dachte sie doch: der Rudolph hätte nicht bis zur Mitternacht am unheimlichen Platz auf mich warten sollen; und fühlte darum ein tiefes Grauen vor ihren eigenen Worten, denn nicht vor dem Gespenst, wohl aber vor dem Unglück, das dessen Erscheinung jedesmal prophezeite, bangte ihr in innerster Seele.

Schwerbeklommen ging sie hinaus in den Hof und schaute verstohlen über den Zaun in des Nachbars Garten; aber Rudolph war nirgends zu sehen, und sie kehrte, um keinen Verdacht zu erregen, wieder in die Stube zurück. Ihr Vater lehnte, auf beide Ellenbogen gestützt, am Fenster und starrte gedankenvoll unter dem Glockengeläute auf die Straße hinaus. Eben ging der alte Falk, das Gesangbuch in der Hand, vorüber nach der Kirche; sie sah ihn und schaute im selbem Augenblick, während sie sich etwas am Tische zu schaffen machte, ihrem Vater von der Seite in's Gesicht. Der war mit einemmal todtenbleich geworden, sah aber doch, ohne sich zu regen, dem Feinde mit einem festen Blicke nach, bis dieser um die Ecke verschwand, worauf er sich hoch empor richtete, starr die Tochter betrachtete, die Arme weit ausdehnte und sich plötzlich mit beiden Fäusten so heftig wider die Brust schlug, daß es einen dumpfen Klang gab, worauf er schnell, und wie Ammy zu hören glaubte, mit einem leisen Seufzer, der ihr schaurig fremd in's Ohr tönte, die Stube verließ und die Treppe hinaufstieg. Was war das? was hat er? dachte das Mädchen und bebte, ohne zu wissen warum, an allen Gliedern; denn so erschüttert hatte sie ihren Vater noch niemals gesehen, und dieser Blick — nein, das war nicht der wilde böse Blick von sonst, das war ein Blick — sie konnte ihn gar nicht wieder vergessen, wie wenn sie dabei ein fremdes Auge, glanzlos und erloschen wie das des Todes selbst, voll Jammer und Hülflosigkeit, angeschaut hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Februar.

(Schluß.)

Theater. — Musik.

Von den zahlreichen neuen Stücken, welche unsere Bühne fortwährend zur Aufführung bringt, ist noch immer nicht viel zu sagen. Unter ihnen war auch wieder ein neues Stück von dem ehemaligen Jesuitenzögling Köberle, „der Held von Etampes," dessen Stoff, wie der „Heinrich der Vierte von Frankreich" desselben Dichters, aus den französischen Religionskriegen genommen ist. Heinrich der Vierte wurde hier in Leipzig, wo Köberle wohnt, unzähligemal aufgeführt, während man auswärts kaum Notiz von dem Stücke nahm. So war denn auch das Haus gedrängt voll bei der ersten Aufführung des Helden von Etampes, von dem jedoch die Kritik nicht mehr als zwei Akte, und zwar die beiden ersten, gelten lassen will. Köberle soll übrigens mit einem neuen Stück (aus dem Jahr 1848) beschäftigt seyn. — Wiederholt nahm auch die Bretter, die die Welt bedeuten, ein Gaukler Namens Bils in Beschlag, der sich Professor der Magie nennt und der Sprache nach ein Oesterreicher seyn muß.

Einige der Kunststücke dieses trockenen Professors, der mit eben so großer Seelenruhe sein »spiritus mei, obeditio« aussprach, wenn er Gegenstände von einem Platze auf den andern versezte, wie sein Tuck, Tuck, wenn er aus einem leeren Säcklein, auf dem er wiederholt mit den Füßen herumtrat und das er das Huhn von Venedig nannte, eine unermeßliche Anzahl von Eiern herausnahm, waren wirklich sehenswerth. So „die Vermehrung der Kaninchen,“ „Neptuns Vasen,“ deren eine große Anzahl mitten im Parterre mit Wasser und Goldfischen gefüllt unter einem als leer vorgewiesenen Tuche hervorgezogen wurde, so wie „die Reiseflasche, welche alle Sorten Getränke liefert.“ Ein ähnliches Kunststück wie das leztere machte bekanntlich seiner Zeit der Teufel dahier in Auerbachs Keller, aber schwerlich mit so viel Geschick. Einen widrigen Eindruck machte ein anderes Kunststück: „die frei in der Luft schlafende Griechin Atalanta,“ zumal als man hörte, daß die schlafende Griechin, für deren Gesundheit man wohl nicht ohne Grund fürchtet, die Ehefrau des Professors sey. Im Ganzen muß man sagen, daß es die Neugier des Publikums etwas zu sehr anspannen heißt, wenn man ihm einen ganzen Abend hindurch Räthsel aufgibt, von denen ihm keines gelöst wird. Bils wird deßhalb seine Schwänke natürlich nicht einstellen; was wir aber von ihm verlangen könnten, wäre wohl das, daß er hinfort sich bei seinen trockenen Spässen eines etwas besseren Deutsch befleißigte. — Das größte Interesse nehmen hier fortwährend, wie in Braunschweig und einigen andern deutschen Städten, die in Leipzig sehr gediegenen musikalischen Aufführungen, namentlich die Gewandhausconcerte in Anspruch. In diesen Tagen werden zahllose Concerte veranstaltet zum Besten der Hinterbliebenen Lorzings, der hier in Leipzig einst als Schauspieler in komischen Rollen ungemein beliebt war. — Auch die „vierzig französischen Bergsänger,“ deren jedoch nur neunundzwanzig sind, haben hier einigemal geistliche Musikaufführungen veranstaltet. Durch ihr Programm erregten sie die öffentliche Heiterkeit, da bei jedem Liede genau angegeben war, ob und wann es auf der Spitze der höchsten Pyramide Egyptens oder auf der Kuppel des Kreml in Moskau oder im Harem des Sultans gesungen worden sey. Auch traten die Bergsänger in einer Uniform auf, die aus blauer Blouse, rothem Barett und großem weißem Kragen bestand. Troz dieser und anderer marktschreierischer Züge gestand man aber schließlich den Bergsängern doch zu, daß ihr Gesang etwas so Eigenthümliches und überraschend Großartiges habe, wie man es in dieser Art kaum von jemand anders als von diesen Söhnen der Pyrenäen vernommen.

Hamburg, Januar.

(Fortsetzung.)

Handel. — Auswanderung.

Wie sehr das Exportgeschäft hier immer mehr an Umfang gewinnt und sich fast alle Klassen der Gewerbtreibenden daran betheiligten, dafür mögen einige Belege hier stehen. Schon seit längerer Zeit lesen wir in unsern „Nachrichten“ häufig Anzeigen, daß man getragene Kleidungsstücke zu kaufen sucht. Diese werden dann sortirt und über See in fremde Welttheile gesendet, wo für dieselben, weil sie nicht neu sind, kein Zoll entrichtet werden darf. Die Spekulation soll sehr gut seyn, ist aber als ein Unglück für unsere Armen zu betrachten, da ihnen dadurch die abgelegten Kleidungsstücke größtentheils entzogen werden. Ferner versendet einer unserer ersten Conditoren, Waitz, die süßen Produkte seiner Kunstfertigkeit selbst nach Australien, und mehrere seiner Collegen sind durch den glücklichen Erfolg ermuthigt worden seinem Beispiele zu folgen und dem fernen Amerika vermittelst der Dampfschiffe Proben davon zukommen zu lassen, wie weit man es hier in der Conditorei gebracht. Ein anderer Spekulant versuchte es mit einem pikanteren Artikel: er schickte eine Schiffsladung Meerrettig nach London, vermuthlich zu den Weihnachtskarpfen der Herrn Engländer. Wenn wir aber eifrig und spekulativ beim Export sind, so sind wir dagegen auch nicht gegen die Beeinträchtigung unserer inländischen Industrie durch Einführung fremder Kunsterzeugnisse geschüzt. So wurde vor kurzem in unserem „Hotel de l'Europe“ ein Bazar köstlicher Gold- und Silberarbeiten eines Londoner Hauses aufgestellt, wie man dergleichen nie zuvor gesehen. Es waren Musterstücke aus der Gold- und Silberwaarenfabrik der Herrn Hunt und Roskell in London, die Juweliere der Königin sind und die ersten Künstler in diesem Fach beschäftigen. Was hier nur als Probe, um Bestellungen darauf zu erhalten, ausgestellt war, hatte einen Werth von 350,000 Mark. Von hier geht die Ausstellung nach Berlin und in andere große Städte. In Constantinopel soll das Haus die glänzendsten Geschäfte gemacht und für anderthalb Millionen Franken verkauft haben. Auch Rußland soll besucht werden. Die Herrn Hunt und Roskell beschäftigen eilf bis zwölfhundert Künstler und Arbeiter.

Die nach geschlossener Vereinbarung mit Oesterreich und Preußen aus den Herzogthümern in Schaaren zurückkehrenden Krieger werden in hiesigen Blättern vor den hier seit kurzem etablirten brasilianischen Werbern gewarnt, die es hauptsächlich auf ihren Fang abgesehen haben. Leider wird diese Warnung nicht von allen Zurückkehrenden beachtet werden können, da nicht jeder ohne weiteres in die Heimath zurückkehren kann, weil dort entweder Verfolgungen oder Hunger seiner warten, und somit wird wohl mancher der Lockung der goldene Berge verheißenden Werber Folge leisten und damit dem sicheren Untergange entgegen gehen. Wohl hört man häufig von nach Brasilien ziehenden; allein von dorther zurückgekommenen Soldaten hört man nie, da, was das Schwert nicht hinrafft, das tropische Clima und die ungewohnte Lebensweise fast noch sicherer tödtet. Weit günstigere Aussichten bieten sich dem nach dem Westen Amerikas Auswandernden dar, und dahin sollten Menschenfreunde die Wackern befördern, welche bereit waren ihr Blut für die gerechte Sache der Herzogthümer zu vergießen und jezt nicht in die Heimath zurückkehren können. Ich erhielt gestern durch zwei Gelehrte, die eine Colonie im Staate Jowa, in der Nähe des Missisippi, am Flußchen Turkey, angelegt haben Auskunft über die dortigen Verhältnisse, die eine Uebersiedelung dahin durchaus wünschenswerth erscheinen lassen. Der Boden ist reich, das Clima gesund, angenehm und die Colonie im herrlichsten Gedeihen begriffen. Es wird dafür gesorgt, daß Neuangekommene stets eine Wohnung finden; dafür aber müssen sie für die Nachkommenden auf gleiche Weise sorgen. Die beiden Männer kehren im Mai in die Colonie zurück, nachdem sie ihre europäischen Verhältnisse völlig abgewickelt, der eine mit einer Gattin, die er hier gefunden, und beide sprachen es aus, daß sie um keinen Preis in Europa bleiben möchten. Ihre Nachrichten von Hecker lauten sonderbar; nicht nur soll dieser in St. Louis gänzlich verbauern, hart und abweisend gegen Landsleute, sondern jezt auch allen Freiheitsbestrebungen abhold seyn, so daß man in Amerika von ihm behauptet, wenn er nach Europa zurückkehren dürfte, wäre er der schlimmste Aristokrat. Ueber die von dem jezt verstorbenen Dietz begründete, lange so unglückliche Colonie, gleichfalls im Staate Jowa, erhielt ich gute Kunde: sie ist im herrlichsten Flor, und wer Angehörige darunter hat, darf sich ihres Glücks und Wohlstandes freuen. Für solche theile ich diese Notiz mit.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 44. Donnerstag, 20. Februar 1851.

Stat vetus urbs, ripae vicina binominis Istri.
Ovid.

Von Wien nach dem Salzkammergut.

Bekanntlich geht die Sage durch die Welt, daß Wien an der Donau liege. Wäre es ein bloßes Zeitungsgerücht, ich würde mich nicht mit der Widerlegung desselben befassen; da aber jene Behauptung auch in dicken gelehrten Büchern steht, ja sogar von angeblichen Augenzeugen bestätigt wird, so kann ich nicht umhin dieselbe öffentlich für einen der größten geographischen Irrthümer der neuern Zeit zu erklären. Freilich fließt ein Wässerchen zwischen der innern und der Leopoldsstadt, dem man den Namen des mächtigsten Stromes Deutschlands geben hört, aber diese Donau ist nichts als ein Abzugsgraben. Welche Bewandtniß es mit der Lage Wiens an der Donau hat, erfährt man zu seinem Schreck und Schaden, wenn man die Stadt aufwärts oder abwärts zu Wasser verlassen will. Der naive Reisende bildet sich ein, daß er, wie in Frankfurt, wie in Mainz, wie in Köln, von irgend einem Kai, den er zufällig bisher nicht gesehen, auf das Dampfschiff steigen werde, und beauftragt den Hausknecht, ihm sein Gepäck an den Landungsplatz zu schaffen. Der Hausknecht denkt: rappelt's bei Euer Gnaden? und ruft eine Droschke. Da der Wagen einmal da ist, so steigt der Reisende ein, und nun geht's über das Glacis durch die Vorstadt, zum Thore hinaus durch Wald und Feld. Nach einer Stunde hält der Kutscher, fordert die ihm gebührenden drei Gulden, und dafür ist man an der Donau, an welcher Wien liegt.

Wer hat nicht die Donauufer oberhalb Wien rühmen und beschreiben hören! Viele ziehen die Donaufahrt der Rheinfahrt vor, und wenn ich diesem Urtheile nicht gerade beistimme, so kann ich es doch auch nicht unbedingt verwerfen. Die Rheinufer sind im Ganzen ziemlich einförmig und gar zu kahl, denn Weinlaub und nichts als Weinlaub ist kaum ein landschaftlicher Schmuck zu nennen. Die Donauufer bieten mehr Abwechslung dar, und wenn sie keine so großartigen Einzelnheiten haben wie die Loreley und das Siebengebirge, so prangen sie dafür an vielen Stellen noch mit stattlichem Waldschmuck, der mit reichem Graswuchs untermischt hie und da bis zum Spiegel des Wassers herunter steigt. Dagegen fehlen der Donau freilich die Städte historischen Namens mit ihren hohen Domen und ihren altersgrauen Ringmauern, es fehlt ihr die Dampfschiffflotte, welche den Rhein belebt, die zahlreiche Bevölkerung und der rege Verkehr auf beiden Ufern, die Lebenslust, die heitere Weinlaune, welche die ganze Atmosphäre des Rheinthals erfüllt. — Wir fuhren an Kloster Mölk vorbei. Nächst dem Escorial ist das Kloster Mölk die stolzeste und prachtvollste Mönchswohnung, die ich je gesehen, nur daß der Stolz und die Pracht, welche dort am Fuße des wilden Guadarrama den Charakter der finstern Majestät haben, hier am lachenden Ufer der Donau den Ausdruck der Ueppigkeit und des Genusses zur Schau tragen.

An einem der malerischsten Punkte des Donauufers, auf steiler Bergzacke liegt die Ruine des Schlosses Dürrenstein, bekannt durch die Gefangenschaft des löwenherzigen Richard. Eins der schmutzigsten Blätter in der deutschen Geschichte, das meinem Gefühle nach kein Deutscher ohne tiefe Beschämung erwähnen kann. Das war das Gastrecht, das das Ehrgefühl jener biderben romantischen Zeiten!

Ein ander Bild. Zwei schmetternde Böllerschüsse, den stromabwärts und entgegen kommenden Schiffen

ein Warnungszeichen, verkünden, daß wir dem Wirbel und Strudel nahe sind. Die Fahrt durch diese Stromschnelle ist noch immer nicht ohne alle Gefahr, wie denn im vorigen Jahr sogar ein Dampfboot gegen die Felsen geworfen wurde und nur mit schwerer Beschädigung davon kam. Eine jähe Wendung des Stromes und sein Anprallen an die quer vortretende Uferwand bringt das wilde Wellenspiel hervor, welches ehemals den Schiffen noch verderblicher war als das weiland Binger Loch. Durch Sprengungen und Bauten ist die Gewalt des Wirbels einigermaßen gebrochen, aber, wie gesagt, nicht völlig unschädlich gemacht, und immer noch gewährt die wilde Bewegung des Stromes an dieser Stelle ein anregendes Schauspiel. Statt, wie es an dunkeln Abenden geschieht, anzulegen, sezte das Dampfschiff bei mondheller Nacht die Fahrt ununterbrochen fort, zur allgemeinen Zufriedenheit der Reisenden, deren Mehrzahl die nächtlichen Stunden bei milder stiller Luft auf dem Verdeck verplauderte. Um zwei Uhr Morgens waren wir in Linz, zu spät um einen Gasthof aufzusuchen, zu früh um die Reise zu Lande fortzusetzen. So blieb denn nichts übrig als die wenigen Stunden bis zu Tagesanbruch in der Kajüte zu verschlafen.

Als ich erwachte, war es noch immer zu früh für die Eisenbahn, ich übergab daher mein Gepäck einem beamteten Manne, um es nach dem Bahnhofe zu bringen, und suchte inzwischen ein Kaffeehaus auf, um zu frühstücken. Das Kaffeehaus war leicht gefunden, viel schwerer dagegen fiel es, dessen Bewohner wach zu pochen, und am allerschwersten, den verlangten Morgentrunk von ihnen zu bekommen. Indessen Geduld überwindet zulezt alles, sogar die Langsamkeit einer schlaftrunkenen Köchin, und so sah auch ich mich denn für dreiviertelstündiges Warten endlich mit einer leidlichen Tasse Kaffee belohnt, und überdieß hatte ich die Genugthuung einigen andern Personen von der Reisegesellschaft, die sich auf dem Schiffe verspätet, zu einem rechtzeitigen Frühstück verholfen zu haben. Da ich noch immer Zeit genug vor mir hatte, so schlenderte ich langsam durch die nach und nach sich belebenden Gassen von Linz nach dem Bahnhofe. Dort frage ich nach meinem Gepäck — es ist nicht da, nach dem Träger vom Dampfschiff — er ist längst wieder fort. Angenehme Ueberraschung! Ich sah nach der Uhr; wir hatten noch zwanzig Minuten bis sechs und der Landungsplatz des Dampfschiffs war eine gute Viertelstunde entfernt. Gleichviel, ehe ich mich darein ergab, mehr als einen halben Tag zu verlieren, mußte ein, wenn auch verzweifelter Versuch gemacht werden. So sezte ich mich denn in Trab unter inwendig gesprochenen Worten, die, wenn ich mich recht besinne, nicht eben Gebetsformeln waren.

(Schluß folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsezung.)

Der Alte kam auch lange nicht wieder; Ammy hörte ihn in der Oberstube umhergehen, und als sie nach einiger Zeit gleichfalls hinauf kam und einen Moment an der Thüre lauschte, was er wohl drinne zu schaffen hätte, hörte sie, wie er halblaut mit sich sprach und glaubte deutlich das Wort „Tannenschütz" zu verstehen. Also fürchtet er sich doch wie die andern Leute, dachte Ammy und eilte wieder hinunter in die Küche. Auch später bei Tische war der Kastenmeister sonderbar verwandelt, sprach nur wenig und ließ das Essen fast unangerührt stehen. Keinem der Hausbewohner entging es, daß ihn etwas sehr angelegentlich beschäftigte, und alle wunderten sich nur, wie er dabei gegen seine sonstige Gewohnheit so gar nicht barsch und rauh war, vielmehr still und nachdenklich. Nach dem Essen saß er wohl eine Stunde mit verschränkten Armen auf der Ofenbank und schien sich immer tiefer in seine Gedanken hineinzugrübeln. Er schickte dann den Knecht nach dem benachbarten Dorfe, um beim dortigen Grobschmied eine schadhaft gewordene Pflugschar ausbessern zu lassen, und gab dem Burschen unaufgefordert einige Batzen zum Trunk, worüber dieser große Augen machte. Als der Knecht fort war, sagte er zu Ammy, sie solle bis zum Abendgeläute mit ihren jüngern Geschwistern hinunter zu seiner Schwester der Müllerin gehen, auch gab er ihr noch eine Bestellung an seinen Schwager wegen der lezten Kornlieferung und zählte ihr das Mahlgeld auf den Tisch. Sie hatte schlechterdings kein Verständniß von diesem sonderbaren, halb gelassenen, halb beklommenen Wesen des Vaters; und nur wenn sie ihn zuweilen von der Seite ansah und seinen scheuen Blick beobachtete, wollte es sie bedünken, als dränge er mit Gewalt eine innere Unruhe zurück.

„Was hat er nur vor, wenn's nicht der Tannenschütz seyn soll?" fragte sie sich aber- und abermals, da sie in ihrer Kammer war und sich zum Gang nach der Mühle sonntäglich ankleidete, wohin ihr die jüngern Geschwister voll Ungeduld vorausgeeilt waren. Jezt war sie mit ihrem Anzug fertig und schritt durch den Hof dem Thore zu, als ihr einfiel, zuvor noch dem Vieh einiges Futter aufzuschütten, da es leicht Abend werden konnte, ehe der Knecht zurückkehrte. Sie ging also statt zum Hofe hinaus erst nach dem Stalle, fand wirklich alle Reffe leer und stieg auf der Leiter nach dem über dem Kuhstall befindlichen Heuboden hinauf, um von dort durch die in der Decke angebrachte Lucke einiges Heu herunterzuwerfen. Da sieht sie durch die Glasscheibe, welche an der Stelle eines ausgehobenen Ziegels in's Dach eingefügt war, um ein nothdürftiges Licht in den

sonst dunkeln Heuboden zu leiten, ihren Vater, der eben nach dem Hofthore geht und wahrscheinlich in der Meinung, daß sie bereits das Haus verlassen, von innen den Riegel vorschiebt. Dieß kommt ihr verdächtig vor und die Scene vom heutigen Morgen, das ganze räthselhafte Wesen des Alten fällt ihr dabei ein. Sie sieht ihn dann wieder nach dem Hause zurückkehren, und schon besinnt sie sich nach einigem Zögern, schnell ihr Geschäft der Fütterung zu beendigen, als sie abermals seine Schritte im Hofe vernimmt. Unter dem Arme trägt er etwas, das wie ein Pack alten Zwilchs aussieht, und außerdem noch einen Spaten und einen Pflastererhammer. Damit geht er gerade auf den Stall zu. Durch die Lucke sieht ihn Ammy eintreten und eine unbekannte Angst ergreift sie, als er jezt auch die Stallthüre hinter sich verschließt. Scheu wie das im Netze gefangene Rebhuhn vor dem heranschleichenden Marder duckt sie sich tief in's Heu und blickt aus ihrem dunkeln Versteck in den Stall hinunter.

Der Alte legt sämmtliche Werkzeuge, die er bei sich trägt, auch den leinenen Pack, auf den Haferkasten und tritt dann in den Stand der braun und weiß gefleckten trächtigen Milchkuh, des schönsten Stücks Vieh in seinem ganzen Stalle; er bindet dieselbe los und führt das Thier nach der andern Seite, wo er die Kette um einem Tragbalken schlingt. An dem hiedurch leer gewordenen Platz der Kuh fängt er nun an zuerst die Laubstreu wegzuräumen, dann reißt er mit einer eisernen Brechstange die Pflastersteine auf und beginnt mit großer Hast ein Loch in die Erde zu graben. Ammy entgeht nichts von dem, was der Alte vornimmt, doch kann sie sich sein sonderbares Geschäft lange nicht erklären; denn er gräbt immer fort, wie wenn er einen verborgenen Schatz suchte, und das Loch ist bereits mehrere Fuß tief, als er den Spaten zur Seite stellt. Nun schreitet er über den Sandhügel nach dem Haferkasten, nimmt das alte Stück Linnen und wickelt aus demselben ein breites, zweischneidiges, wohl armlanges Messer heraus mit einem Hirschhorngriff und sonst auch von ungemein künstlicher Arbeit. Beim Blitzen des funkelnden Stahls wird das Vieh im Stalle unruhig, die Stiere schütteln ihre Ketten, die Kühe drücken sich scheu an einander; der Kastenmeister aber tritt mit der blanken Waffe an das Erdloch, bückt sich nieder und drückt die Klinge bis an den Griff in den Boden der Grube, daß die Erde knirscht, worauf er hastig den aufgeworfenen Sand mit beiden Händen in das Loch scharrt; dann stampft er ihn mit den Füßen fest, pflastert die Steine wieder ein und wirft die Laubstreu darüber. Als keine Spur seines räthselhaften Werkes mehr übrig, führt er die Kuh in ihren Stand zurück, wirft den alten Lappen, in den das Messer eingewickelt war, in die Düngergrube und verläßt den Stall.

Ammy hat kaum noch so viel Kraft, sich aus ihrem Versteck aufzurichten, ein kalter Angstschauer nach dem andern durchrieselt ihr Gebein; denn sie hat in dem Messer denselben Hirschfänger wieder erkannt, womit ihr Vater einst die Mutter ermorden wollte, als diese den zweischneidigen Stahl durch Zufall auf dem Boden einer alten Kiste entdeckte und bei seinem Anblick einen lauten Schrei ausstieß. Der Kastenmeister eilte aus der Stube in die Kammer, entriß ihr das Messer und wollte sie damit umbringen; Ammy sieht es und wirft sich ihm lautschreiend in die Arme, was dem Rasenden die Besinnung zurückgibt. Ihre Mutter aber, vor Schreck und Entsetzen halb todt, ist seit diesem gräßlichen Augenblick elend geblieben und bald darauf von einem schleichenden Fieber befallen worden, das nach einem halben Jahr ihrem Leben und Leiden ein Ende machte.

Und heute, h e u t e nach so langer Zeit verscharrte ihr Vater dasselbe Messer heimlich unter dem Stallpflaster, wo gewiß kein Mensch es suchte — wahrlich, ein gräßliches Geheimniß für ein mitwissendes Herz, zumal von Ammys ahnungsvollen Träumen!

War es der Heuduft, der sie betäubt, war es die Angst, die sie ausgestanden hatte, der Kopf schwindelte, die Füße zitterten ihr, da sie die Leiter herunterstieg, um durch die Scheune, zu welcher aus dem Stalle eine Thüre führte, in den Garten zu gelangen. Noch einen Blick warf sie auf die Stelle, an der ihr Vater das Messer vergraben hatte; die Kuh stand mit zur Erde gesenktem Kopfe da und stierte regungslos immer auf den einen Platz. Ammy graute, sie eilte in die Scheune und von da in den Obstgarten.

Ungesehen von ihrem Vater erreichte sie die Straße und schritt der Mühle zu, die am Ende des Dorfes lag. Allmählig legte sich ihre innere Aufregung, sie fing an, das, wovon sie eben unsichtbarer Zeuge gewesen, mit ruhigerem Blute zu prüfen, und fand zulezt zu ihrem Troste, daß die Furcht ihr die Sache unheimlicher dargestellt hatte, als sie in Wirklichkeit seyn mochte. Sie wußte ja, daß ihr Vater abergläubisch war, und wie er häufig, gleich andern Bauern, zu allerlei Zauberkünsten seine Zuflucht nahm, um das Vieh vor dem Einfluß böser Geister zu schützen. Die Milchkuh war trächtig; vielleicht nur um deßwillen vergrub er so heimlich das Messer im Stande derselben? Oder war's am Ende gar das böse Gewissen, welches ihm zuflüsterte, daß er diesen Stahl einst gegen sein redliches Weib gezückt und dieses vom heftigen Schreck das tödtliche Fieber davongetragen habe? „Ja, gewiß nur darum vergräbt er's jezt so scheu in die Erde," sagte sich Ammy und athmete leicht auf. „So oft er es seither von ohngefähr sah, mußte ja der Mutter Tod ihm centnerschwer auf's Herz fallen; er konnte die verfluchte Mordwaffe nicht länger mehr unter seinem Dache dulden, bei Tag und Nacht sah er sie vor seinen

Augen funkeln; darum schaffte er sie bei Seite, denn das muß wohl wahr seyn, gerechter Gott! was neulich der Herr Pfarrer auf der Kanzel sagte: Je länger wir der Reue über eine alte Missethat das Herz verschließen, um so sicherer sezt sie sich darin fest, und ärger als ein Dorn im Fleische quält die Schuld ein verhärtet Gemüth; sie eitert wie dieser nach innen und lebt gleich dem Kornwurm in der Hülse vom Marke unseres Lebens. Aber ein einziger Sonnenstrahl reicht hin, und das so lange verborgene Gewürm fliegt mit Millionen Flügeln durch die Luft und kriecht wie die Heuschrecke Egyptens auf allen Wegen, daß es die Hühner fressen und die Vögel es ihren Jungen in's Nest tragen."

D. Müller.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

(Schluß.)

Witterung. — Börse. — Theater.

Die fortwährend nasse Witterung, welche Monate lang anhielt, hat uns einen unangenehmen Gast gebracht, die sogenannte Grippe. Da man nun diese lästige und bei Vernachlässigung selbst gefährliche Krankheit schon öfter als Vorboten der Cholera auftreten sah, besorgt man auch jezt die Rückkehr der leztern, an die man sich noch immer nicht gewöhnen kann. Es ist in der That auffallend, welchen panischen Schrecken die Cholera noch immer verbreitet, obgleich wir uns mit ihr seit zwanzig Jahren bekannt machen konnten und man auch in der Behandlung so bedeutende Fortschritte gemacht hat, daß, so wie nur zeitig genug ein guter Arzt gerufen wird, die Krankheit fast immer glücklich endet.

Unsere Börse hat sich, troz aller Schwankungen, die die lezte Zeit hinsichtlich der Course der Staats- und Industriepapiere mit sich brachte, vollkommen gut gehalten. Wenn es gleich nicht ausbleiben konnte, daß manches früher kolossale Vermögen durch übertriebenes Spekulationsgelüste zusammenschmolz, manches andere auf Null herabsank, so haben wir doch neuerdings keine irgend bedeutende Fallissements zu beklagen gehabt, denn ein solches von ein paar mal hunderttausend Mark zählt man kaum. Um Eindruck auf die Börse zu machen, muß es sich um Millionen handeln. Es wird kaum glaublich erscheinen, wenn ich mittheile, daß ein hiesiges, sehr junges Haus, welches vor etwa fünf Jahren mit fünf, und vor kurzem erst wieder mit ein paar Millionen fallirte, und bei dem lezten Bankerott den Gläubigern fünfzehn Procent anbot und damit durchkam, jezt schon wieder große Geschäfte macht, folglich nochmals Leute gefunden hat, die ihm Vertrauen schenken. Von solchen Verhältnissen kann man sich in nicht handeltreibenden Städten schwerlich einen Begriff machen.

Unsere politischen Blätter sind durch eine neue, zweimal täglich erscheinende politisch-mercantilische Zeitung: „die Hamburger Geschäftspost," vermehrt worden. Es scheint, daß man es auf eine Concurrenz mit unserer „Börsenhalleliste" abgesehen hat; eine solche dürfte aber schwer zu bestehen seyn, da das ebengenannte Blatt in der Gunst des handeltreibenden Publikums sehr fest sizt. — Um unsere Bühnen steht es schlecht und die Direktion beider Theater hat sich veranlaßt gesehen, die Entrée im Stadttheater bedeutend herabzusetzen, aber nur bei Dramen; bei der Oper bleiben die früheren, ziemlich hohen Preise. Der Umstand, daß man die Bühnendichter aller Orten von der Produktion zurückgeschreckt hat, indem es fast nur durch Protektion irgend eines berühmten oder beliebten Schauspielers oder einer Schauspielerin möglich war ein Stück auf die Bühne zu bringen, hat es endlich dahin gebracht, daß man, faute de mieux, seine Zuflucht zu gänzlich veralteten Stücken, sogar zu den längst beseitigten Clauren'schen, hat nehmen müssen, und so erlebten wir in diesen Tagen die Aufführung des „Bräutigams aus Mexiko." Wie ganz anders würde es um die dramatische Produktion, wie ganz anders auch um die Kasse der Bühne stehen, wenn man dem Publikum unermüdlich das erträgliche Neue ohne allzugroße Bedenklichkeit vorgeführt hätte! Dieß würde die Dichter ermuthigt haben, sich dem Drama wieder zuzuwenden, von dem sie sich bei den jezt bestehenden demüthigenden Einrichtungen mit Ekel abwenden. Der wahre Dichter wird sich nie dazu bequemen, seine Schöpfungen durch Kriechen vor Histrionen zur Geltung zu bringen. Wie viele Stücke, deren Verfasser Aufmunterung verdienten, mögen wohl bei dem jezt herrschenden Unwesen in den Papierkorb der Herren Direktoren gewandert seyn! Und wenn nur das geschah, so hat sich der arme Dichter noch bei löblicher Direktion zu bedanken, die in nicht seltenen Fällen die Rücksichtslosigkeit gegen jenen so weit treibt, daß sie, um von ferneren Einsendungen abzuschrecken, das erhaltene gedruckte Manuscript in ein Couvert schlägt, den Namen und Wohnort des Absenders darauf schreibt und es erbarmungslos unfrankirt mit der Post zurücksendet, obgleich der arme Einsender, eine solche Rücksichtslosigkeit fürchtend, demüthig eine etwa beliebte Rücksendung sich auf dem Wege des Buchhandels erbeten hat. Mir ist ein Fall bekannt, wo einem durchaus mittellosen Dramendichter die zurückkommenden Exemplare seines Dramas — das freilich kein Meisterstück war — eine Ausgabe von nahe an vierzig Thalern verursachten, was ihn förmlich in Verzweiflung versezte. An einer einzigen solchen Probe von der Inhumanität der Bühnendirektoren hat gewiß jeder genug. In Folge dieses Verfahrens sind wir aber jezt ohne Dramendichter und — zu einem Clauren zurückgekommen!

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 45. Freitag, 21. Februar 1851.

— Des Meidli gfallt mer,
Und 's Meidli hätt gern!
's het alliwil e frohe Mueth,
e Gsichtli hets wie Milch und Bluet,
Und Auge wie ne Stern.

Hebel.

Der Küsterknabe.

Ich bin des Küsters flinker Knab',
Muß Früh' und Abends läuten,
Muß Sonntags Kanzel auf und ab
Die Staffeltücher spreiten;
Ich bin der Besen und der Wisch,
Der in der Woche Stuhl und Tisch,
Sammt Treppen und sammt Wegen
Zum Kirchengang muß fegen.

Sonnabends glätt' ich den Altar,
Und glätte seine Schwelle;
Wie sind die Kirchenthore gar,
Die Fenster wie so helle! —
Des Pfarrers Stiefeln glänzen sehr;
Des Küsters Stiefel glänzt noch mehr,
Und wartet in der Ecke,
Daß ihn der Sonntag wecke.

Am Sonntag bin ich gar der Wind,
Der mit dem frühsten Morgen,
Daß Chor und Kirche frischer sind,
Muß Luft hinein besorgen.
Ich bin des Küsters rechter Fuß,
Der in dem Chor die Jungen muß,
Die still nicht sind zum Beten,
Leis' auf die Füße treten.

Und alles bin ich doch so gern,
Und bin es täglich lieber,
Schaut doch ein heller Augenstern
Mit Lust auf mich herüber —
In deiner Augen Sonnenschein,
Schön Kirchennachbars Töchterlein,
Trittst du wie neugeboren
Aus deines Hauses Thoren.

Des Kirchennachbars Gärten sind
Voll Blumen vieler Arten:
So wüchsig als sein schönes Kind
Steht keine doch im Garten.
Du bist des Dorfes Preis und Zier,
Und jedes Auge schaut nach dir;
Drum hat dein frühes Prangen
Mir Aug' und Herz gefangen.

Was weiß die wilde Knabenschaar,
Die sich auf Weg und Heide
Vergnügt mit Lärmen immerdar,
Von stiller Liebesfreude?
Weiß sie, wie du mich süß erschreckt,
Mir einen Strauß an's Kleid gesteckt,
Als ich vom Abendläuten
Heim ging zu Osterzeiten?

Da sprach ich Nachts in meinem Sinn:
Wo mag, wie ich, auf Erden,
Im Thale her, im Thale hin,
So froh ein Knabe werden?
Ich bin des Dorfes reichster Knab',
Und weiß was ich im Herzen hab',
Und Pfaff und Küster müssen
Von diesem Schatz nicht wissen. —

Des Pfarrers Sohn, der dünne Fritz
An Beinen und an Wangen,
Kann Schmetterlinge wie der Blitz
Mit seiner Kappe fangen,
Und ob er gar lateinisch spricht,
Die Liebe, die versteht er nicht;
Die Wangen und die Waden,
Die thun mir keinen Schaden.

Der Küster hat ein sittig Kind
Mit feiner Stirn' und Nase,
Es ist so gern, wo Kinder sind,
Und spielet in dem Grase.
Für Pfarrer's Fritze wär' sie recht,
Daß er ihr Schmetterlinge brächt';
Doch von dem Küsterknaben
Ist nichts für sie zu haben. —

Zum Kirchenweg ward ich geschickt,
Die Gräslein wegzupickeln,
Schön Nachbarskind im Garten pflückt
Azynthen und Aurikeln;
Die Gräslein steh'n mir lange gut,
Ein wackrer Bursch hat festen Muth,
Und über'm Zaune drüben
Steh' ich bei meiner Lieben.

Helf Gott, du schönes Herzenskind,
Du schönstes Kind im Thale,
Mit deinem frischen Straußgebind,
Mit deiner Augen Strahle!
Bald pflückst du mir den Hochzeitstrauß,
Dann strahlt dein Aug' in **meinem** Haus,
Und Pfaff und Küster müssen
Von unsrer **Hochzeit** wissen!

J. G. Fischer.

Von Wien nach dem Salzkammergut.*

(Schluß.)

Natürlich verfehlte ich in der Eile die richtigen Straßen und kam auf einem Umweg nach dem Dampfschiffe zurück. Natürlich war auch der Gepäckträger, den ich suchte, nicht zur Hand. Nach langem Schreien seiner Kameraden kam er endlich zum Vorschein und sagte mir gelassen, daß er meine Sachen beim Portier des Bahnhofs abgegeben habe. Er müsse mit mir, und rasch, entgegnete ich. Wohl oder übel nahm der Mann den Wettlauf mit mir an und war mir bald um fünfzig Schritte voraus. An der Biegung der Straße, welche den Blick auf den Bahnhof öffnete, hörte ich die Glocke sechs schlagen, und zu gleicher Zeit sah ich — mit welcher Empfindung brauche ich nicht zu sagen — wie sich der Bahnzug in Bewegung setzte. So war denn alle Anstrengung und Schnelligkeit vergebens gewesen! Doch nein: mein Vormann schrie: Halt! halt! — und der Bahnzug hielt. — Die Eisenbahn von Linz nach Gmunden ist nämlich eine Pferdebahn, bei deren Betriebe man durchweg dem löblichen Grundsatze: Eile mit Weile, huldigt, der mir dießmal so trefflich zu statten kam. Mein Gepäck fand sich richtig vor, wurde auf einen der Wagen geworfen, ich selbst stieg ein — alles ohne Hetzen und Drängen — und dann setzte sich der Zug wieder in eine dem angeführten Grundsatze entsprechende Bewegung.

Abgesehen von der Langsamkeit, fand ich die Eisenbahnfahrt von Linz nach Gmunden sehr angenehm. Auf luftigem Sitze in der Frische des Morgens ging es bald durch lachende Fluren, bald durch ein wunderhübsches Städtchen mitten hindurch, bald durch die Einsamkeit eines dichten Forstes. Die Unternehmer der Bahn, welche bekanntlich auf der andern Seite bis nach Budweis hinauf geht, machen die glänzendsten Geschäfte, und ich frage mich vergebens, warum dieses Beispiel im übrigen Deutschland noch keine Nachahmung gefunden. Es will mir scheinen, als ob solche Pferdeeisenbahnen mit großem Gewinn an die Stelle fast aller unserer bisherigen Landstraßen gesezt werden könnten, vor denen sie nicht bloß den Vortheil der Schnelligkeit und der Bequemlichkeit der Beförderung, sondern auch die größere Wohlfeilheit der ersten Anlage sowohl als der Unterhaltung und des Betriebs voraus haben.

An der so ziemlich auf halbem Wege zwischen Linz und Gmunden gelegenen Station verließ ich mit mehreren andern Reisenden unsern bisherigen Bahnzug, um nach unterwegs getroffener Verabredung den benachbarten Traunfall zu besuchen. Man nimmt zu diesem Zwecke einen Extrazug, der zu sehr billigem Preise gegeben wird und an der dem Wasserfalle zunächst gelegenen Stelle der Bahn die Rückkehr der Reisenden abwartet. Auf anmuthigen Waldpfaden, die von blaßrothen, süßduftenden Alpenveilchen eingefaßt sind, erreicht man den Wasserfall in weniger als einer halben Stunde. Der ganzen Bildung nach hat er einige Aehnlichkeit mit dem Rheinfall bei Schaffhausen, wiewohl seine Wassermasse geringer und sein Sturz weniger steil ist. Dagegen ist die Einfassung der Traun unstreitig schöner als die des Rheins. In waldiger Wildniß, deren Einsamkeit durch die unterhalb des Falls liegende Sägemühle kaum gestört wird, kommt die Traun durch ein liebliches Thal eilenden Laufes daher, macht einen herzhaften Satz in die Tiefe und schießt dann auf abschüssiger Bahn in wilder Schnelle weiter, bis sie einige hundert Schritte thalabwärts hinter einem Bergvorsprunge verschwindet. Neben das natürliche Strombette ist

zum Behufe der Schiffahrt und der Flößerei ein Kanal gelegt, welcher oberhalb des Falls anfängt und erst da, wo sich der Fluß völlig beruhigt hat, wieder in denselben einmündet. In diesem Kanale stürzt das Wasser zwar gleichmäßigen Gefälles, aber so jach nach unten, daß es ein haarsträubendes Schauspiel seyn muß, die Kähne und Flöße auf seiner pfeilschnellen Fluth thalabwärts schießen zu sehen. Ein einziger Stoß gegen die Kanalwand, und das festeste Fahrzeug würde in tausend Trümmer gehen. Dank der guten Führung dieser künstlichen Wasserstraße und der Geschicklichkeit der Schiffleute scheinen indessen Unglücksfälle selten oder nie vorzukommen.

Sobald man auf der Eisenbahn aus dem Walde heraustritt, in dessen Schooße der Traunfall liegt, gewinnt man einen vollen Blick auf das oberösterreichische Gebirge. Wie ein vorgeschobener Posten desselben steht der Traunstein da, ein stumpfer Kegel von imponirender Massenhaftigkeit, in dessen Silhouette man mit einigem guten Willen eine von den hundert natürlichen Nach- oder vielmehr Vorbildungen des bekannten Profil's Ludwigs XVI. finden soll. Zum Beweise, daß es mir an gutem Willen nicht fehlt, will ich bekennen, daß ich mich früher in der sächsischen Schweiz durch ein ähnliches Naturspiel in das größte Erstaunen habe setzen lassen. Am Traunstein wollte es mir indessen nicht gelingen, irgend etwas zu entdecken, was mit den Umrissen eines menschlichen Gesichts die entfernteste Aehnlichkeit gehabt hätte, und selbst der alte Polonius würde an meiner Stelle wahrscheinlich Mühe gehabt haben, dem weiblichen Hamlet beizustimmen, der das gesuchte Profil endlich gefunden zu haben glaubte oder vorgab. Meine Aufrichtigkeit wurde übrigens insofern belohnt, als es sich zuletzt herausstellte, daß die Erscheinung, um welche es sich handelte, an der von uns abgewandten Rückseite des Traunsteins zu suchen sey.

Der Endpunkt der Eisenbahn, Gmunden, ist ein so lieblich gelegenes, freundliches und schmuckes Städtchen, wie es deren weit und breit nur wenige gibt. Von allen Orten, die ich kenne, weiß ich nur St. Gallen mit Gmunden zu vergleichen, das übrigens vor seiner schweizerischen Schwester den wunderschönen See voraus hat, welchem es den Namen gibt, oder von dem es den Namen hat. Der Gmundner See ist unter den vielen Seen Oberösterreichs, obgleich einer der kleineren, der einzige, welcher Dampfschifffahrt hat. Ein winzig kleines Boot, Erzherzogin Sophie geheißen, unterhält den zu Lande nur durch endlose Umwege möglichen Verkehr zwischen den zwei Städtchen an den beiden äußersten Enden des Sees, Gmunden und Ebensee, von denen das erste dem reizenden üppigen Hügellande, das zweite dem ernsten, ja sogar finstern Hochgebirge angehört. Nach einer Fahrt von einer Stunde hat man die ganze Länge des Sees durchmessen, und zum unzweideutigen Zeichen, daß wir in diesem kurzen Zwischenraume in eine neue Erdregion versezt sind, kommen uns am Landungsplatze Kinder mit Sträußen von Alpenrosen entgegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Die Industrieausstellung

Die große Industrieausstellung, welche in wenigen Monaten in London stattfinden wird, und zu der alle Völker der Erde eingeladen sind, ist in der modernen Kulturgeschichte ein Ereigniß von solcher Bedeutung, daß es gewiß auch hier eine Besprechung verdient. — Es hat sich zwar die Presse dieses Stoffes schon vielfach bemächtigt, und es gibt wohl nur wenige Umstände, die dem Publikum nicht schon vereinzelt vorgeführt worden wären; aber meine Absicht ist es gerade, diese Details in ein Ganzes zusammenzuschmelzen, die Motive des englischen Bürgerthums zu zeigen und einen Gesammtüberblick zu geben. — Ehe ich zur Sache gehe, mögen einige historische Notizen folgen. Die Idee einer allgemeinen Industrieausstellung wurde zuerst in Frankreich ausgesprochen, und zwar ungefähr vor nicht ganz zwei Jahren, als über die damalige Pariser Ausstellung in der Nationalversammlung berathen wurde. Bei dieser Gelegenheit stellte die Linke das Amendement, auch die Ausländer zur Mitbewerbung zuzulassen, aber dieser Antrag erlag der Engherzigkeit der Majorität. Nehmen wir übrigens auch an, die französische Bourgeoisie hätte sich für diesen Plan entschieden, so war sie doch wegen ihrer geringeren industriellen Entwicklung außer Stande ihn so großartig zu verwirklichen, als dieß jezt auf der andern Seite des Kanals geschieht. Die Herrscher des Weltmarkts, die Engländer, waren einzig und allein befähigt und berufen, einen solchen Gedanken in entsprechender Weise auszuführen, und sie haben es bis jezt gethan. — In England ist noch keine nationale Industrieausstellung abgehalten worden. Der Gewerbsfleiß bedarf hier weniger eines künstlichen Antriebs, als in irgend einem andern Staate. Trozdem ließ sich die Zweckmäßigkeit solcher Ausstellungen nicht verkennen, und

als Prinz Albert in der Gesellschaft der Künste, deren Vorsitzender er ist, einen dahin zielenden Antrag stellte, wurde er von allen Seiten mit dem größten Beifall aufgenommen. Dieß war im Jahr 1845. Aber die damaligen Verhältnisse waren der Ausführung nicht günstig. Der Eisenbahnschwindel stand gerade zu jener Zeit in seiner höchsten Blüthe und absorbirte bald die Aufmerksamkeit des Publikums; im folgenden Jahr kam noch die verheerende Hungersnoth hinzu; 1847 brach die Handelskrise herein, und ehe dieselbe vorüber war, stürzte die Februarrevolution das gesammte Europa in die krampfhafteste Bewegung, die auch auf England einen mächtigen Rückschlag ausüben mußte. Unter diesen Umständen konnte die Gesellschaft der Künste nicht daran denken ihren Plan zu verwirklichen, und um wenigstens etwas zu thun, begnügte sie sich mit kleineren Ausstellungen, zu denen sie ihr eigenes Lokal hergab. Mit der Zeit aber klärte sich der politische Horizont wieder auf, und 1849 schien endlich ein günstiger Moment der Ruhe gekommen zu seyn. Prinz Albert trat also im Herbst des genannten Jahres von neuem mit seinem Antrage hervor und erweiterte ihn dahin, daß er eine Industrieausstellung nicht für England allein, sondern für alle Völker der Erde vorschlug. Die Gesellschaft der Künste ergriff diesen Gedanken mit Enthusiasmus und schickte sofort zwei ihrer Mitglieder, die Herrn Cole und Fuller, in die Manufakturdistrikte ab, um die Stimmung in Betreff eines solchen Unternehmens zu erforschen. Der Bericht, welchen sie nach ihrer Rückkehr abstatteten, war so günstig, daß die Gesellschaft einstimmig beschloß, periodische Industrieausstellungen anzuordnen, zu der ersten Ausstellung alle Völker der Erde einzuladen, und die Kosten dieses Unternehmens aus Privatmitteln aufzubringen. — Ehe man diese Beschlüsse veröffentlichte, wollte man des Erfolgs, d. h. der nöthigen Fonds sicher seyn, und die Gesellschaft veranstaltete daher eine Privatsubscription. Sobald das Unternehmen auf diese Weise sicher gestellt war, holte man die Genehmigung der Regierung ein, welche bereitwillig gewährt wurde. Schon am 4. Januar 1850 wurde eine königliche Commission, mit dem Prinzen Albert an der Spitze, ernannt, welche die nöthigen Vorbereitungen für die Ausstellung treffen sollte, und in der wir die ausgezeichnetsten Namen des Reichs, einen Peel, Russel, den Ingenieur Stephenson u. a. vereinigt sahen.

(Fortsetzung folgt.)

Lyon, Februar.

Schwalbenpost. — Telegraphen.

Sie sind nicht bloß sanft, wie's in der Bibel steht, sondern auch klug und geschickt. Ich meine die Tauben, die voriges Jahr hier auf's Feinste abgerichtet wurden, um den Pariser Börsenstand durch das Dicke und Dünne der französischen Wolken hieher zu verrathen. Es gab darüber eine Untersuchung und es wurde diesen Vögeln von der Zuchtpolizei das Hand- oder vielmehr das Flugwerk gelegt. Die Betrugsindustrie des Menschen läßt sich aber nicht leicht abschrecken. Die Telegraphik mit nächtlicher Erleuchtung auf hochgelegenen Stellen konnte nicht lange getrieben werden, ohne daß man sie bemerkte. Da kamen die Spekulanten auf den Einfall, den merkwürdigen Doppelinstinkt der Schwalben, ihren Trieb zu pfeilschnellem Flug und ihre Liebe zu den Jungen im Nest, zur raschen Mittheilung von Nachrichten zu benutzen. Sie fingen mehrere Schwalben in ihrem Neste, wo sie sie von ihren Jungen wegnahmen, und schickten sie durch einen eigenen Commissionär nach Paris, der sie unterwegs in ihrem Käfig gut füttern mußte. Gleich nach der Pariser Börse wurde ihnen an einem starken seidenen Faden die Zahl oder das verabredete Zeichen für das Fallen oder Steigen der Fonds unter die Flügel gebunden und sie aus dem Käfig gelassen. Sie flogen dann Abends noch ein paar Stunden lang, bis es ganz dunkel wurde. Um nicht zu irren, blieben nun die klugen Vögel irgendwo sitzen, ruhten aus und begannen erst in der Morgendämmerung von neuem ihren Flug, der nun ohne Aufenthalt so schnell vor sich ging, daß sie Morgens vor Eröffnung der Börse in Lyon ankamen. Von einer Meierei in Limones waren sie ausgeflogen, und dahin kehrten sie wieder zurück. Dieß ging einige Zeit sehr gut und die eiligen Luftboten brachten ihren Eigenthümern großen Gewinn. Endlich aber wurde die Sache verrathen. Nun dachten die Haußiers auf Mord, auf den Mord der armen Schwalben in der Meierei. Sie stellten in einiger Entfernung geschickte Schützen auf, und diese hatten bald alle Schwalben der Gegend weggeschossen. — Wenn die Regierung nicht, Paris zu Liebe, das südliche und südöstliche Frankreich in Allem, im Zollwesen, in Eisenbahnen u. s. w. auffallend vernachlässigte, obgleich Lyon und Marseille seit länger als zweitausend Jahren die Emporien des Handels in Frankreich sind, so würde sie durch den Telegraphen die Nachrichten vom Stand der französischen und fremden Fonds an der Pariser Börse nach Lyon berichten und dadurch alle schlechte, ja selbst grausame Spekulation verhindern. Wenn wir in Frankreich nicht durch nutzlose, oft lächerliche Kammerverhandlungen, persönliche Streitigkeiten und Ortsrivalitäten in vielem zurückblieben, so würden wir ernstlich darauf denken, zwischen den zwei Hauptstädten Frankreichs eine Linie elektrischer Telegraphen anzulegen, wie Belgien, England, Deutschland, die vereinigten Staaten in Nordamerika sie schon seit geraumer Zeit haben. — Sehr wahr sagt in dieser Beziehung ein Lyoner Blatt: „Unter allen Ländern Europas spricht man in Frankreich am meisten und am lautesten vom Fortschritt, während die Regierung und ihre Behörden hartnäckig in den alten Fahrgeleisen der Routine stecken bleiben. In unserer lächerlichen Eigenliebe und Eitelkeit glauben wir das Licht für andere Völker zu seyn, in der That aber warten wir immer, bis uns andere Völker beispielgebend vorangehen, um endlich Verbesserungen zu unternehmen, deren Nutzen bei jenen schon lange auf's augenscheinlichste dargethan ist. Eigentlich geben wir andern Völkern nur Ein Beispiel, nämlich das der Revolutionen; wir lehren sie nur eines, wie man Barrikaden baut und Regierungen umstürzt, ein trauriger Unterricht, wobei man nicht weiß, wer am meisten zu bedauern ist, der Lehrer oder der Schüler. Seit zwanzig Jahren verhandeln und streiten unsere Deputirten und Finanzmänner ein Langes und ein Breites über Eisenbahnen. Sie gleichen den Jägern in der Fabel, die sich über den Pelz des Bären streiten, den sie noch nicht erlegt haben. Indessen legen andere Länder Eisenbahnen an, und im Zurückbleiben hinter ihnen haben wir es sehr weit gebracht. Ganz gleiches zeigt sich in Beziehung auf die elektrische Telegraphik. Wir haben bis jezt nur schwache Versuche in derselben, während sie überall um uns her in vollem Zuge ist und die Entfernungen aufhebt, während die Eisenbahnen sie nur abkürzen." — Auch das Journal des Debats enthielt über diesen Gegenstand kürzlich einen sehr guten Artikel, in dem es die Nothwendigkeit darthat, elektrische Telegraphenlinien unabhängig von den noch unvollendeten Eisenbahnen nach Lyon, Marseille und Bordeaux anzulegen. Bei der Wichtigkeit dieser Verbindung ist es unbegreiflich, daß unsere städtischen Behörden nicht eifriger auf die Anlegung solcher Telegraphen dringen, die man in Paris nicht als eine bedeutende, ganz für sich bestehende Anstalt, sondern nur als einen Appendix der Eisenbahnen betrachtet, während sie in andern Ländern, z. B. in Preußen, ganz unabhängig von diesen unter der Erde angelegt werden und so trefflich arbeiten.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 46. Sonnabend, 22. Februar 1851.

A glorious form thy shining city wore,
'Mid cypress thickets of perennial green,
With minaret and golden dome between,
While thy sea softly kiss'd its grassy shore,
Darting across whose blue expanse was seen
Of sculptured barques and galleys many a score.
Rose.

Skizzen aus Konstantinopel.

1. Ankunft und erster Eindruck.

Endlich nach dreitägiger stürmischer Fahrt waren wir am Ziel unserer Reise, im Hafen von Konstantinopel. Die Maschine stand, der schwere Anker rollte in's blaue Wasser des Bosporus und zischend fuhr der Dampf zum Schornstein hinaus. Wir lagen im Angesicht der Wunderstadt, die eine nordische Phantasie so gern verschwenderisch mit mährchenhafter Pracht ausschmückt. Von der Meeresseite freilich nimmt sich das alte Byzanz, das neue Stambul stattlich genug aus. Die ewig junge Natur schmückt mit unverwelklichem Reiz die Gegend, und wenn dann südlicher Sonnenschein das glänzende Bild vergoldet, ein lichter Himmel mit der klaren Welle an reiner Bläue wetteifert, so gewährt Konstantinopel den reizendsten Anblick. Dort liegt das alte Serail, hier heben sich weiße Moscheen mit gewaltigen Kuppeln und schlanken Minarets freundlich aus dem dunkeln Grün der Cypressen. Dazwischen breiten sich am Ufer tausende von kleinen, bunt und hell bemalten Häusern aus, die zwischen Bäumen und Gebüsch versteckt liegen. Erstaunt schweifen die Blicke über das rege Leben und Treiben am Eingang des goldenen Horns. Die modernen europäischen Kasernen, die Kanonengießerei und die Paläste hart am Ufer des Bosporus stechen grell ab von den morgenländischen Gebäuden. Es ist ein unbestimmtes Gefühl der Befremdung, gemischt aus Staunen und Freude; doch läßt die Fremdartigkeit der Umgebung einen eigentlichen Genuß nicht aufkommen. Verwirrt sucht man das schöne Bild festzuhalten, immer besorgt, daß ein Ungefähr es dem trunkenen Auge plötzlich entziehe.

Inzwischen drängt sich in buntem Wirrwarr eine Menge schwerfälliger europäischer Boote und leichter türkischer Caïks rastlos um den ruhig daliegenden Dampfer. Allerlei Sprachen tönen auf's Schiff herauf, es erscheinen alle möglichen Costüme und wunderliche Physiognomien. Endlich nach langem Warten, zu lang für die erregte Phantasie, ist alles zum Ausschiffen bereit. Man sieht nach dem Gepäck, springt in's Boot und steuert unter dem Schutz eines Kellners aus einem Hotel dem Lande zu. Kaum ist man einige Schritte gefahren, so rudert ein Türke im leichten Caïk heran, angeblich um das Gepäck zu visitiren. Der Kellner wirft ihm einige kleine Münzen in sein Boot; fremde, leidenschaftliche Laute beweisen, daß er nicht zufrieden gestellt ist, eben so lebhaft wird ihm erwidert, bis die Scene damit endet, daß ihm noch einige Paras zugeworfen werden. Endlich ist man am Lande, an einer Art von Landungsbrücke, schlecht, schmutzig, enge. Hunderte von schwanken und leichten Booten drängen sich an- und durcheinander, ein alter Türke mit einem Stabe hält Ordnung, Gepäckträger mit großen Gestellen auf dem Rücken machen sich die Bagage streitig. Der geschäftige Grieche aus dem Hotel ordnet alles; endlich setzt man sich in Bewegung die schmalen, schmutzigen Straßen bergan zum Hotel der Madame Giuseppina. Verwirrt durch alles, was sich unterwegs in raschem Fluge vor dem erstaunten Auge durcheinander drängt, erreicht man endlich das schützende Dach, wo man zur Ordnung seiner Reiseeindrücke, zur Orientirung in der wunderbaren Weltstadt die nöthige Ruhe, verbunden mit abendländischem Comfort, findet.

2. Ein Blick in die Vergangenheit.

Konstantinopel hat zwar eine reiche Geschichte, in Bezug auf öffentliche Denkmäler aber fast keine Vorzeit. Die jetzige Stadt scheint keine Vergangenheit zu haben, wenigstens nicht in bedeutenden, in die Gegenwart hereinragenden Bauwerken früherer Jahrhunderte. Beim Anblick des jetzigen Konstantinopels ist es durchaus unmöglich, sich auch nur einigermaßen die Physiognomie der einstigen christlichen Stadt zu vergegenwärtigen. Fast nichts erinnert mehr an ihre frühere Periode, und doch war sie einst Hauptstadt des römischen Weltreichs neben dem stolzen Rom, und durch Constantins Wiederaufbau reicher an Kunstwerken und öffentlichen Denkmälern als ihre glücklichere Nebenbuhlerin an der Tiber. Unter den byzantinischen Kaisern hatte sich hier aus der hieher verpflanzten römischen Kunst eine eigenthümliche nationale entwickelt, die christlich byzantinische, und sich bis zum Untergang des Reichs selbstständig erhalten. Aber von all den Denkmälern byzantinischer Art und Kunst, von den prachtvollen Kaiserpalästen Constantins und Justinians ist, obgleich Konstantinopel ein Jahrtausend später als Rom zerstört wurde, mit Ausnahme der Sophienkirche und einiger unbedeutenden Reste, nichts erhalten, was uns an byzantinische Herrschaft und christliche Kunst auch nur erinnern könnte.

Eisern lag die Hand des Schicksals von jeher auf dieser Stadt. Ihre herrliche, einzige Lage mußte sie im Lauf ihres Bestehens durch vierundzwanzig Belagerungen und acht vollständige Eroberungen büßen. Außerdem tilgten Erdbeben, wilder Fanatismus, Palast- wie Volksrevolutionen, und endlich die Eroberung durch die Türken fast alle Spuren der Vorzeit hinweg. Durch diese lezte Eroberung wurde die abendländische christliche Stadt vollends so umgestaltet, daß Niemand in ihr mehr das erkennt, was sie nach älteren Beschreibungen gewesen seyn muß. — Eine Vergleichung mit Rom liegt in dieser Hinsicht nahe. Rom, das doch vom ersten gallischen Brand bis zur lezten gallischen Eroberung Tage der Verheerung genug gesehen hat, ist noch immer die lebendige Stadt der Vorzeit. Konstantinopel ist eine Stadt fast ohne sichtbare Vergangenheit; ohne die Aufzeichnungen der Geschichte würde man sie für eine vor kurzem aufgebaute nomadische Niederlassung halten. Nur der Verbindung barbarischer Rohheit mit fanatischem Religionseifer konnte es gelingen, eine große reiche Stadt mit prachtvollen Denkmälern in einen ungeheuern Haufen von Hütten umzuwandeln.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

II.

Als es Abend wurde und Ammy mit ihren Geschwistern nach Hause zurückkehrend den Vater wiederum auf der Bank hinter'm Ofen sitzend fand, bemächtigte sich ihrer die frühere Angst mit verdoppelter Gewalt und ihre Einbildungskraft erhizte sich an tausend unheimlichen Vorstellungen und Muthmaßungen, was wohl diesen Mann so urplözlich ergriffen und seinen rauhen Troz niedergebeugt haben könne. Die Scene im Stall trat wieder in ihrer ganzen räthselhaften Furchtbarkeit vor ihre Seele, und beständig funkelte ihr der blanke Stahl vor den Augen. Ach! sie hätte ihn sich am liebsten jezt gleich in's unglückliche Herz gestoßen, statt länger eine Beute so marternder Zweifel und nagender Angst zu seyn. Ob sie Rudolph das Geheimniß vom vergrabenen Messer mittheilen solle? „Nein, ich darf ihm nicht so schwarze Gedanken in's Gemüth reden," sagte ihr eine innere Stimme, und sie entschied sich dafür, ihm nichts zu sagen, wenigstens nicht ohne vorher ihren Vater noch ferner beobachtet zu haben.

Es war zehn Uhr; der Kastenmeister hatte, in düsteres Schweigen versunken, eine ganze Flasche starken Kornbranntweins geleert, und nichts war vermögend gewesen ihn seiner dumpfen Apathie zu entreißen. Mit unsichern Füßen wankte er in die Kammer und bald hörte Ammy an seinem schweren Athem, daß er eingeschlafen sey. Da löschte sie die Oellampe aus, welche nach der Sitte jener Gegend an einem messingenen Draht von der Decke über den Tisch herabhing, stellte ihr Spinnrad zur Seite und ging in ihre Kammer, wo sie das Fenster öffnete und angstbeklommen in die mondhelle Nacht hinausschaute. Gleich nachher hörte sie hinten im Garten Rudolphs wohlbekanntes Zeichen, womit er ihr seine Anwesenheit anzukündigen pflegte, indem er die Stimme eines Nachtvogels täuschend nachahmte. Ein heftiger Schreck durchfuhr sie, und statt dem bekannten Signal zu folgen, harrte sie, bis nach einer Weile der Ruf sich wiederholte. Da endlich faßte sie sich ein Herz, stieg leise aus dem Fenster, drückte sich an dem Holzschuppen hin bis zu dem schmalen Gang, der zwischen Scheuer und Hofmauer nach dem Obstgarten führte, und sah wirklich, als sie denselben betrat, am hintern Hag, da wo die Straße nach dem Wald hinaufging, die wohlbekannte Gestalt des Geliebten. In diesem Augenblick dachte sie wieder an den Tannenschütz; ein jäher Schreck durchfuhr sie, fast versagten ihr die Füße den Dienst und sie mußte sich am nächsten Baume festhalten. Jezt gab Rudolph zum drittenmal das Zeichen, da raffte Ammy ihren lezten Muth zusammen und stürzte mit dem Ausruf: „Gott im Himmel,

Rudolph, was hast du gemacht!" halb ohnmächtig in seine Arme.

Bestürzt fragte sie der Jüngling nach dem Grund ihrer heftigen Bewegung, aber sie konnte längere Zeit vor Angst kein Wort hervorbringen, und erst nach herzlichem Zureden und zärtlichen Liebkosungen gelang es ihm zu erfahren, was ihr so großen Schrecken verursache. — „Ich weiß es wohl," stammelte sie erschüttert; „es ist nichts als Albernheit von mir, aber wie ich dich vorhin da hinter der Hecke stehen sah, überkam mich eine heftige Furcht: ich meinte, du sey'st am Ende nicht — O Rudolph! wenn's nur kein Unglück bedeutet, daß dich der alte Nickel in vergangener Nacht für den Tannenschützen ansah! Jetzt heißt's im ganzen Orte, das Gespenst habe sich wieder gezeigt; nur ich allein weiß, daß du es warst, und nicht der Furchtbare, vor dem allen Menschen graut."

„Was thut's!" erwiederte der Jüngling, froh, daß Ammys Angst keinen andern Grund hatte. „Der Tannenschütz soll freilich Unheil bedeuten; dafür wissen wir beide ja recht gut, daß der alte Nickel sich versehen hat. Aber warum bliebst du auch gestern Abend aus und ließest mich allein auf dem Tannenstein warten?" — „Das will ich dir sagen, Liebster," versetzte das Mädchen, ermuthigt durch des Freundes Zuversicht und seine tröstende Nähe. „Der Brummhard und der Braunhennrich waren bis nach eilf Uhr bei uns und karteten mit meinem Vater; da mußt' ich dich denn allein lassen und dachte auch gar nicht einmal daran, daß du so lange auf mich warten würdest. Darum ängstigte ich mich aber auch fast zu Tode, als heute Morgen die Nachbarn gesprungen kamen und erzählten, der Tannenschütz habe sich gezeigt."

„Ei, Ammy, du bist doch sonst so muthig," versetzte Rudolph lächelnd. — „Ging' ich denn sonst mit dir über's Wasser nach Amerika?" sagte sie. „Nein, an Muth fehlt mir's wahrlich nicht, und was ein Mensch für sein Liebstes in der Welt thun kann, das nehm' ich freudig auf mich. Du sollst's auch nur wissen, Rudolph, meine Furcht ist nicht allein so groß wegen des Tannenschützen, sondern weil ich den ganzen Tag über nur ängstliche und verstörte Gesichter sah und dann — mein Vater —" — „Der hat ein böses Gewissen und glaubt darum an Gespenster," fiel ihr Rudolph in's Wort. — „Ein böses Gewissen! woher weißt du das?" rief Ammy erschrocken und sah ihm starr in's Gesicht. — „Thut er nicht immer Böses an uns?" fragte Rudolph verwundert über diesen sonderbaren Zweifel. „Hat er nicht, so weit er's konnte, unser ganzes Lebensglück zerstört, und sollte ein gutes Gewissen haben, er, der deine Mutter in's Grab gebracht hat!"

„Ja, das hat er, so wahr Gott im Himmel lebt!" sprach Ammy tief ergriffen; „und er kann darum auch keine ruhige Stunde mehr haben." — „Wir aber, wir fürchten keine Gespenster, nicht wahr?" fragte der junge Mann und zog die schlanke, anmuthige Gestalt näher an sich. „Schau, wie ich gestern so allein in der mondhellen Nacht auf dem Tannenstein herum ging und alle Augenblicke nach dem Dorf herunterschaute, ob du nicht kämest — leugnen will ich's nicht, da kam auch mir der Tannenschütz in Gedanken ziemlich nahe und ich sah —" — „Du sahst ihn?" rief sie zusammenfahrend. „Und ich sah mehr als einmal in den stillen Hohlweg hinunter, wo die Schatten der überhangenden Dornhecke leise im Mondlicht um's kleine Steinkreuz wankten; aber gefürchtet, wie du's vielleicht meinst, hab' ich mich doch nicht, sondern ich dachte nur bei mir: käm' jetzt der Tannenschütz wirklich aus dem Hohlweg herauf, so würde ich an Ammy denken und ihm deinen Namen entgegenrufen, da hätt' es schon sollen von mir weichen, das graue Mondgespenst. Denn die lebendige Lieb' im Herzen fürchtet keine Gespenster, weil die Engel im Himmel mit ihr sind und sie beschützen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Februar.

(Schluß.)

Handelszustand. — Mar. Sermezy.

Die Lyoner Fabrikation ist noch immer in einem Zustand, den man zwar eigentlich nicht Stagnation nennen kann, der aber nahe daran ist. Die Häuser, welche noch fürs Ausland zu arbeiten haben, sind mit der Ausführung der Bestellungen beschäftigt, ohne neue zu erhalten. Diese Arbeit wird aber schwerlich über den Februar dauern, in dem die nordamerikanischen Bestellungen für den künftigen Sommer fertig werden. Neue Bestellungen von diesem wichtigen Markt werden mit Ungeduld erwartet. In der Zwischenzeit muß man auf eine saison morte gefaßt seyn. Wenn es indessen in Deutschland ruhig bleibt, wenn's in Frankreich selbst nicht wieder aufbraust, so dürften dennoch die Bestellungen bedeutender werden als voriges Jahr. Die materielle Ruhe, deren vorläufig Lyon, wie ganz Frankreich genießt, ist aber keineswegs eine Bürgschaft für die nächste Zukunft. Die ängstliche Aussicht auf die im Jahr 1852 drohenden Verwicklungen in der französischen Politik drückt schwer auf die innere Industrie und hindert sie ihren frühern Schwung wieder zu gewinnen. Dazu ist keine Hoffnung vorhanden, so lange die jezt hängenden Fragen nicht vollständige und befrie-

digende Lösung erhalten, so lange wir nicht wenigstens auf vier Jahre Ruhe rechnen können. Der merkwürdigste Zug in unserem ängstlichen Industrie- und Handelsleben vom Jahr 1848 ist folgender. Als die Revolution am härtesten auf uns drückte und unsere Fabriken fast ganz still standen, kamen auf einmal und unverhofft bedeutende Bestellungen aus dem Ausland. Diesen und der von der provisorischen Regierung ausgehenden Bestellung von seidenen Schärpen und Fahnen verdankt Lyon den leidlichen und zu Zeiten selbst günstigen Zustand seiner Industrie in der ganzen Zeit zwischen der Revolution und heute.

Unsere Stadt hat vor kurzem eine merkwürdige Frau verloren, die im Auslande schwerlich bekannt ist. Sie verdient aber durch ihre seltene Persönlichkeit und durch ihr bei Frauen noch selteneres Kunsttalent neben ihren Landsleuten Mad. Recamier, Ballanche und Ampère genannt zu werden. Wir meinen die Frau von Sermezy, geborene d'Audignac, die vor einigen Wochen auf ihrem kleinen Landsitz Charantes, 81 Jahre alt, gestorben ist, noch voll Geistes-, Gemüths- und Körperkraft. Bei günstigeren Vermögensverhältnissen hätte sie es als Bildhauerin zu bedeutender Höhe bringen können. Außerdem verstand sie fertig lateinisch und sprach, was bei Französinnen sehr selten ist, geläufig italienisch, spanisch und englisch; sie kannte nicht nur die Literatur dieser Völker genau, sie urtheilte auch mit Geschmack und Tiefe über ihre Werke. Sie hinterläßt eine Menge größerer und kleinerer plastischer Arbeiten in terra cotta; wäre sie wohlhabender gewesen, so hätte sie Marmor kaufen können. Eine Psyche von ihr in natürlicher Größe ist voll Ausdruck und Grazie. An einem Plato ist besonders das anatomische Studium und der Ausdruck edler Männlichkeit zu bemerken. Beide stehen in der Akademie zu St. Pierre. Ebenso modellirte sie eine Sappho, eine Lesbia, einige Dutzend Büsten. Außerdem hat sie mehr als zweihundert Gruppen und Statuetten in gebrannter Erde ausgeführt, unter andern einen St. Augustin voll Adel und Ausdruck. Schöne Engel und Madonnen schenkte sie den Kirchen. Sie arbeitete noch im lezten Monat ihres Lebens. Noch vor einigen Jahren modellirte sie eine Madonna in Lebensgröße, unstreitig eines ihrer besten Werke. In der Kaiserzeit und unter der Restauration vereinigte sie oft die geistigen Notabilitäten Lyons bei sich, darunter Mad. Recamier und Mad. Staël. — Vor mehreren Jahren traten eines Morgens zwei junge Frauenzimmer in ihre Werkstatt, um ihre Bekanntschaft zu machen. In einigen Bemerkungen der Jüngsten über Kunst, zumal Skulptur, erkannte Mad. Sermezy den Geist einer seelenvollen, erfahrenen Künstlerin; ihre Aeußerungen über manche Arbeiten und deren Ausführung in Marmor erregten der alten Dame höchste Neugier, als ihr auf einmal ein Licht aufging. Das junge, einfache und liebenswürdige Frauenzimmer war Niemand anders, als die damals schon als Bildhauerin bekannte Prinzessin Marie, König Ludwig Philipps Tochter. Mad. Sermezy erhielt bald nach diesem Besuch eine schöne Statuette in Marmor von der Prinzessin Hand mit einigen liebenswürdigen Zeilen.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Industrieausstellung.

Sobald die Idee in's Publikum gedrungen war, fand sie überall den begeistertsten Anklang. Die Industriellen Englands freuten sich im Bewußtseyn ihrer allgemeinen Ueberlegenheit auf diesen Kampf der Concurrenz mit den übrigen Nationen. Es schmeichelte ihnen, wie ein geistreicher Schriftsteller sagt, ihre Vasallen von Frankreich bis China zu einem großen Examen zusammen zu berufen, um die Fortschritte derselben auf dem industriellen Gebiete zu prüfen. Die nöthigen Geldmittel waren im Nu gezeichnet, und bald im Frühjahr konnte das Baucomité seinen Aufruf erlassen, in welchem es die Architekten der ganzen Welt aufforderte, Plane für das Ausstellungsgebäude zu entwerfen. Dieser Aufforderung wurde im reichsten Maße entsprochen, und es liefen nicht weniger als 245 Entwürfe ein, darunter 27 von Franzosen, 3 von Holländern, 2 von Belgiern, 2 von Schweizern, 1 von einem Neapolitaner und 3 von Deutschen. (Die englischen Blätter sagen nicht „von Deutschen," sondern von einem Rheinpreußen, einem Hamburger und einem Hannoveraner.) Das Baucomité erklärte sich von keiner der Zeichnungen vollständig befriedigt. Nur 19 von sämmtlichen Planen wurden einer lobenden Erwähnung würdig erklärt, und von diesen gehörten 15 ausländischen Architekten an, was den englischen Stolz nicht wenig verwundete. Unter diesen Umständen beschloß das Baucomité, mit Benutzung des vorhandenen Materials, selbst einen Entwurf zu machen, der allen Anforderungen entspräche. Glücklicherweise kam dieser Vorsatz nicht zur Ausführung. Das Genie eines Mannes, an den man in dieser Beziehung am wenigsten gedacht hätte, ersparte England eine Sünde gegen den guten Geschmack, und an die Stelle des niedrigen, düstern Ziegelsteingebäudes mit der formlosen Kuppel in der Mitte, wie es das Comité entworfen hatte, ist der durchsichtige, feenhafte Krystallpalast getreten. Der Urheber dieser genialen Schöpfung, die uns schon im Bilde mit Bewunderung erfüllt, ist Paxton, der bis dahin nur den Ruf eines guten Botanikers und Kunstgärtners gehabt hatte. Wie er auf die Idee seines Werkes gekommen ist, verdient kurz erzählt zu werden. Im Jahr 1837 wurde in Demerara eine prächtige Sumpfpflanze von den großartigsten Dimensionen, die sogenannte Victoria regia entdeckt. Sie wurde bald darauf nach England gebracht und Paxton, als Vorsteher der königlichen Treibhäuser in Chatsworth, zur Pflege übergeben. Die tropische Pflanze gedieh und nahm so zu, daß sie ein besonderes Gewächshaus nöthig hatte. Im Jahr 1848 fing sie aber auf so überraschende Weise an zu wachsen, daß ihre bisherige Wohnung erweitert werden mußte, und zu diesem Zwecke erfand Paxton eine neue Construktion, die sich vortrefflich bewährte, und die dem jetzigen Glaspalaste zu Grunde gelegt wurde. Als das Comité sämmtliche Plane für das Ausstellungsgebäude für ungenügend erklärte, tauchte im Gärtner von Chatsworth die Idee auf, mit einem Entwurf nach seinem neuen Systeme hervorzutreten; aber er hatte so viele sonstige Geschäfte, daß er mit der Ausarbeitung nicht zu Stande kommen konnte. Am 18. Juni präsidirte er in Derby einem Schiedsgericht, und bei dieser Gelegenheit fand er den ersten Augenblick der Muße. Während der Fall verhandelt wurde, zeichnete er seinen Plan auf ein Stück Papier. Aus dem Gerichtssaale eilte Paxton nach Hause und arbeitete seine Zeichnung aus. Den folgenden Nachmittag begab er sich zur Eisenbahn, um seinen Plan der Commission vorzulegen. Durch einen glücklichen Zufall traf er im Wagen mit dem Ingenieur Stephenson zusammen und unterrichtete denselben sofort über den Zweck seiner Reise. Stephenson hielt das Ganze für einen Scherz, ließ sich aber doch die Zeichnung geben und studirte sie aufmerksam. Der Urheber beobachtete ängstlich den Ausdruck seines Gesichts, aber dieses blieb unverändert, und der beste Physiognomiker hätte zu keinem Resultate kommen können. Nach einer halben Stunde ließ Stephenson seine Cigarre ausgehen, ohne es zu bemerken; bei diesem günstigen Zeichen stiegen die Hoffnungen Paxtons, und sein Entzücken läßt sich denken, als der berühmte Ingenieur unwillkürlich in den Ausruf ausbrach: „wundervoll!" und ihm sein Manuscript mit den feurigsten Lobsprüchen und der Versicherung seiner wärmsten Fürsprache zurückgab.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 47. Montag, 24. Februar 1851.

Wehe! wehe! Was sagst du? Halt ein, halt ein!
Schiller.

— Prorsus jam tacere non queo,
Nam cogis ea, quae nolo, ut loquar.
Terent.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

„O du guter, guter Rudolph!“ rief Ammy bewegt und hing schluchzend an des Geliebten Hals. „Was kann uns denn auch für Leid geschehen, so lange wir uns treulich lieben und nicht von einander lassen! Nun hab' ich selbst schon gar keine Furcht mehr und wollte auch wie du allein auf dem Tannenstein herumgehen und an dich denken. Es ist auch zudem gottlos, sich vor einem friedlichen Todten zu scheuen, sein Gedächtniß durch Gespensterfurcht zu kränken und ihm solches Unheil anzudichten, wie's unsere Bauern dem Tannenschütz thun. Nur die Menschen sind böse und feindlich, die Todten aber thun Niemanden etwas zu leide.“

„Nur noch den Winter habe Geduld und bleibe standhaft,“ sagte Rudolph froh bewegt. „Kommt's Frühjahr — dann ade, du Jammerthal von Altenhain! Ich hab' alles schon auf's Beste bestellt; achthundert Thaler und die Reisekosten obendrein, damit wollen wir schon in Amerika durchkommen.“ — „Säh' ich nur schon die erste Schwalbe!“ seufzte Ammy beklommen. „Ein Winter ist eine lange Zeit, und wer weiß was noch geschieht!“ — „Was hast du nur eigentlich?“ fragte er sie, da er sich ihr Schwanken zwischen Muth und Beklommenheit gar nicht erklären konnte. „War dein Vater wieder hart gegen dich?“

Sie seufzte aus schwerer Brust und erwiederte ausweichend: „Frag' mich nicht, es ist davon nicht gut reden; der Alte hatte heute einen Tag — so schlimm wie ich's noch niemals erlebte —“ — „War er wieder wild?“ — „Wild? Gar nicht, vielmehr still und scheu.“ — „Aber was that er denn?“ — „Was er that? O frag' mich nicht, Rudolph! Ich kann's dir nicht sagen — wüßt's auch nicht zu erklären, was er eigentlich vor hatte — — Ach! — das Messer — das schreckliche Messer!“

Heraus war das angstvolle Geheimniß, ehe sie's noch inne ward; mit scheuer Lippe hatte sie's gestammelt, schaudernd und mit abwehrender Geberde, als säße ihr das Messer tief in der Brust und sie müsse vor Schmerz laut aufschreien. Vergebens bot sie ihre ganze Ueberredung, ihre ganze Widerstandskraft auf, um Rudolph von weiterem Eindringen abzuhalten. „Das Messer! was für ein Messer? Sag' mir doch alles, liebe Ammy! — Du und ich, wir dürfen uns ja nichts verheimlichen!“ So bestürmte sie, so flehte und schmeichelte der junge Mann so zärtlich und besorgt und wußte sie mit seinen Fragen und Bitten so in die Enge zu treiben, daß sie es ihm zuletzt nicht mehr abreden konnte und gegen ihren Willen und Vorsatz das scheue Geheimniß in seiner Brust barg. Sie beschrieb ihm die ganze Scene im Stalle, erzählte ihm dann auch die frühere Geschichte vom Messer, wie ihr Vater einst damit die Mutter beinahe ermordet hätte. Immer stiller und nachdenklicher ward Rudolph, kein Wort ging ihm verloren, eine sonderbare Vorahnung überkam nun auch ihn, und er, der noch am gestrigen Abend so muthig einem vielverrufenen, unheilvollen Gespenste das Gefühl seiner seligen Liebe entgegen gehalten haben würde, er bebte jezt in innerster Seele zusammen, wie der Mund seines Mädchens ihm die Geschichte von dem im Stall vergrabenen Messer erzählte. Auch als sie dann verstummte und beklommen ihr Antlitz an seine Schulter drückte, sagte er lange kein anderes Wort als: „Das ist ja sonderbar,

ganz sonderbar!" womit er jedoch, statt Ammys Angst zu verscheuchen, ihre Sorge nur noch größer machte. Nach einer längeren Pause, während Rudolph, von dunkeln Gefühlen bestürmt, seine ganze Kraft aufbieten mußte, um äußerlich ruhig und gelassen zu bleiben, umfaßte er sie plötzlich mit starkem Arm, als ob er nun wisse, was er unter diesen Umständen zu thun habe. Wie sie aber jezt fragend zu ihm aufblickte, lächelte er sie mit sorglos unbefangener Miene an und sagte dann in leichtem Tone:

„Hör', Ammy, mit dem Messer hat's gar nichts auf sich; das ist eine ganz gewöhnliche Geschichte und braucht dich nicht zu ängstigen. Dein Vater hielt's schon früher mit alten Weibern, die er wegen seiner Gicht um Rath fragte, und da hat ihm wahrscheinlich die blinde Ursel oder die listige Hollengrete gesagt, er solle das Messer vergraben, dann werde ihn die Gicht verlassen; denn der alte Weiberglaube meint, mit dem Messer stecke man zugleich den Schmerz in die Erde. — Und unter einer trächtigen Kuh, sagtest du? — ganz recht; dicht vor der Krippe, nicht? und mit der Spitze gerad in die Erde, war's nicht so?" — „Er steckte es bis an's Heft in den Sand," erwiederte Ammy und sah ihn verwundert an. „Und dicht vor der Krippe?" — „Eine Handlänge etwa davor, mitten im Stand der Milchkuh." — „Die Grube kann aber doch nicht allzutief gewesen seyn?" — „Ei freilich war sie tief; du müßtest dich schon platt auf die Erde legen, um mit der Hand ihren Grund zu erreichen." — „Ganz recht, es ist ein sogenanntes Gichtmesser gewesen," sagte Rudolph sicher. „Gerade so machte es einstmals unser Oberknecht, weil's ihm die Hollengrete für sechs Batzen so angegeben hatte. Die Gicht verließ ihn zwar nicht, aber darum glaubte er doch steif und fest an des vergrabenen Messers Zauberkraft."

Ammy athmete bei dieser Erklärung, die zudem des Vaters Aberglaube ihr sehr wahrscheinlich machte, frei auf; das zuversichtliche, arglose Wesen, womit Rudolph ihre dunkle Furcht so einfach und natürlich widerlegte, erleichterte ihr Herz und die heute erlebte Scene im Stalle verlor für sie auf einmal alles Beängstigende und Furchtbare. Fast ärgerlich über ihre kindische Angst rief sie: „Das kommt davon, wenn man einen Menschen so recht von ganzer Seele lieb hat! Man hat dann zu nichts sonst mehr Muth, Kraft und Zuversicht und das Geringste macht einem Sorge und Herzklopfen. Ach Rudolph! Rudolph! wenn wir nur schon von hier fort, in Amerika wären! Mir kommt's manchmal so weit, so unerreichbar vor, wie wenn man im Traume auf der Heide einem eiligen Wolkenschatten nachläuft und doch nicht vom Platze kann." — „Es kommen doch viele glücklich hinüber und keinen hat's noch gereut," erwiederte Rudolph zerstreut. — „Was ich für dich thun kann, gereut mich niemals," sagte Ammy; „denn das allein ist ja mein Stolz, daß ich sicher weiß: bin ich erst einmal dein Weib, so bist du glücklich, weil mich nur der Athemzug gereut, bei dem ich nichts für dich thun kann. Alles, alles will ich für dich thun, Rudolph, leben und sterben für dich und mit dir gehen, wenn's Gottes Wille wäre, bis an's Ende der Welt! Das ist mein „Gesetz," und ihm bleib' ich treu bis zum lezten Herzschlag!"

„Ich weiß, wir werden's zusammen durchmachen," sagte Rudolph mit einem innigen Kuß auf ihre Lippen. „Mit dir wag' ich nichts und gewinne doch alles. Nun aber ist's Zeit, daß wir scheiden; ich sehe, mein Vater hat noch Licht, drum will ich machen daß ich nach Haus komme. Gute Nacht, mein Schatz; wenn ich dir morgen pfeife, wird's wohl ein bischen später seyn wie heute, dann gehen wir zusammen nach dem Tannenstein, dort haben wir nun gewiß nichts zu besorgen." — „Wohin du willst!" sagte Ammy, riß sich von seinem Halse los und eilte flüchtigen Fußes durch den Garten ihrer Kammer zu, Gott im Herzen dankend für das Glück nach einem so angstvoll durchlebten Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

3. Ueberreste der Vorzeit.

Die wenigen Reste des christlichen Konstantinopels sind fast auf den Hippodrom und dessen nächste Umgebung beschränkt. Nahe liegt auch hier wieder der Gedanke an das römische Forum, dem der hiesige Hippodrom als Schauplatz des öffentlichen Lebens entsprach. Hier steht der mächtige Obelisk des Theodosius. Dieses alte egyptische Monument erhebt sich auf einem zum Theil in die Erde versunkenen Marmorsockel, der mit ziemlich nüchternen Reliefarbeiten, die den Kaiser in verschiedenen öffentlichen Akten darstellen, und mit einer griechischen und lateinischen Inschrift geziert ist. In seiner gewaltigen Masse und Wucht hat er alle Eroberungen, selbst die der Lateiner und Türken überdauert, ein Repräsentant des egyptischen Volks, an dessen Riesenschöpfungen selbst die Zeit spurlos vorüberzugehen scheint. Zu beiden Seiten des Obelisks stehen vom reichen Schatz von Kunstwerken, die einst den Hippodrom schmückten, noch zwei Bruchstücke, nur der historischen Erinnerung wegen bemerkenswerth. Das eine ist eine viereckigte, aus Bruchsteinen aufgemauerte Säule, welche als die des Constantinus Porphyrogeneta bezeichnet wird. Das andere ist ein bronzener, aus drei sich umschlingenden Schlangen gebildeter Säulenstumpf, der ungefähr mannshoch aus dem im Lauf der Zeiten aufgehöhten Boden hervor-

ragt. Es knüpft sich die Sage daran, daß ihr aus den Köpfen der drei Schlangen gebildetes Kapitäl einst den berühmten Dreifuß getragen habe, den die Griechen nach Xerres Niederlage bei Platäa dem Apollo weihten und der später als Beute hieher gebracht worden sey. Außerdem sieht man noch zwei Säulen aus der christlichen Periode, die eine, unversehrt, mit reichem, korinthischen Kapitäl, in einem der Höfe der hohen Pforte; die andere, die sogenannte „verbrannte Säule,“ ist ein hoher Porphyrstumpf zwischen einem Gewirr kleiner türkischer Häuser nicht weit vom Hippodrom.

Die einzigen bedeutenden, selbstständigen Ueberreste des christlich byzantinischen Konstantinopels sind die Sophienkirche, die frühere Kirche der heiligen Irene, zwei andere jezt gleichfalls zu Moscheen umgewandelte Basiliken und die Landmauern der Stadt. Aja Sophia ist jezt bekanntlich auch Moschee, deßhalb verschieben wir ihren Besuch, bis des Sultans Firman uns ihre Thore öffnet. Sie liegt, wie die alte Kirche der heiligen Irene, nicht weit vom Hippodrom. Leztere, in der früher das Grab des heiligen Chrysostomus gewesen seyn soll, ist jezt Waffendepot und nebenbei eine Art Museum. In einem zu ihr gehörigen Hofe befindet sich die marmorne Basis der Säule des Theodosius, die ganz der Trajanssäule nachgebildet und wie diese mit Reliefarbeiten geziert war. Außerdem sind hier zwei gewaltige Sarkophage von rothem körnigem Porphyr, ähnlich denen im Vatican und von sehr schöner Arbeit, aufgestellt. In einem Flügelgebäude findet man neben allerlei türkischen Waffen einige Marmorfragmente, Säulentrümmer, und unter andern auch einen der bronzenen Schlangenköpfe, die das Kapitäl der oben erwähnten Säule bildeten. Was von Alterthümern im türkischen Reich gefunden wird, soll hierher gebracht und aufbewahrt werden. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß man jezt anfängt das zu sammeln und aufzustellen, was man früher mit allen Mitteln zu vernichten strebte.

4. Die Stadtmauern.

Die Landseite, auf der Konstantinopel durch seine alten Stadtmauern von der Propontis bis zum goldenen Horn geschüzt war, bietet noch durchaus ein alterthümliches Bild. Wenn man vom Schloß der sieben Thürme an der Außenseite dieser Mauern entlang reitet, glaubt man sich vor einer mittelalterlichen Stadt des Abendlandes zu befinden, nicht an den Pforten des Orients. Hier fühlt man sich in die Zeit der byzantinischen Herrschaft und des lateinischen Kaiserthums versezt, hier lebt man in der Zeit der Kreuzzüge; hilft doch nichts mehr zum Begreifen einer längst entschwundenen Zeit, als der Eindruck eines charakteristischen Bauwerks derselben.

Der Weg zu den Stadtmauern führt zunächst durch einen römischen Aquädukt hindurch, den des Valens, dessen gewaltige Bogen über die Häuser geschlagen sind und der Stadt das Trinkwasser zuführen. Majestätisch erhebt sich der gewaltige Bau über der elenden Umgebung, alt und verwittert zwar, aber stark und fest in sich, lustig mit sprossendem Grün bewachsen. Von der Ruine der sieben Thürme ziehen sich von da drei Millien lang die alten Befestigungsmauern hin. Hier erfolgten die Angriffe der Lateiner, dort die der Türken, durch diese Thore drangen sie in die Stadt ein. Seitdem ist hier von Menschenhand nichts verändert, nicht einmal die Bresche, durch welche die Türken eingedrungen, ist ausgefüllt. Aber die Zeit nagt an den Mauern und Thürmen, ein Stein stürzt nach dem andern.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Zur Londoner Ausstellung.

Die Weltgeschichte hat eine Werkstatt bei uns aufgeschlagen; aber aus allbekannten Gründen kann ich doch nur wie gewöhnlich etwas von Stadt- oder höchstens Landesgeschichten schreiben. Mit dem Anfang d. M. erschien hier wiederholt die Bekanntmachung, daß „die Annahme von Sendungen zur Londoner Gewerbausstellung nun bestimmt geschlossen“ sey. Der Andrang dazu war sehr bedeutend gewesen. Geheimerath Weinlig, der bisherige Leiter der Angelegenheit, und Woldemar Seyffarth, der zum Geleit nach London erwählte, auch mit anderweitigen Aufträgen überhäufte Commissionär, hatten alle Hände voll zu thun gehabt. Denn über 240 Fabrikanten und Handwerker, außer Preußen mehr als von jedem andern deutschen Staate, hatten Proben ihres Kunstfleißes oder Erfindungsgeistes eingesandt, und den sächsischen Erzeugnissen allein sollten in der großen Ausstellungshalle 9000 Quadratfuß Raum, also nahe an 100 Fuß in's Gevierte, gewährt worden seyn. Schade daß wir vor der Absendung alle die schönen oder neuen Sachen hier nicht beisammen sehen konnten. Ein Ueberblick der Verkünder

des sächsischen Namens auf dem Weltmarkt wäre in der Hauptstadt, zumal jezt, da sie die Vertreter der deutschen Regierungen in sich vereinigt, gewiß sehr willkommen gewesen. Man scheint aber die Kosten des vervielfältigten und erschwerten Transports gescheut zu haben. Nur für zwei absonderlich beachtenswerthe Gegenstände waren hier und in der Nähe Ausstellungen veranstaltet. Auf die Fabrik Jordan und Timäus, die mit ihren Chokoladefiguren zu Weihnacht immer viel Ergözliches und Erstaunliches liefert, hatte dießmal die Schaulust vergeblich gerechnet. Die Stadtsage ließ von dort erst eine ganze Nelsons- oder Wellingtonssäule, gleich groß mit der steinernen und ehernen, in beispiellosem Chokoladeguß zur Ausstellung kommen. Hinterher wußten die Fabrikherren selbst neben einem auserlesenen Sortiment nur von einer kleinen Nachbildung der Nelsonbüste zu Windsor, umgeben von den Figuren anderer Seehelden. Mit Befriedigung dagegen und selbst mit Bewunderung wurden die Meißner Porzellanarbeiten besprochen, nächst den Zittauer und andern Damastwirkereien das Hauptsächlichste, wo nicht das Einzige, womit sich der sächsische Kunstfleiß vor dem englischen sehen lassen kann. Die Fabrik zu Meissen selbst, bekanntlich die Stammmutter aller europäischen Porzellanmanufakturen, hatte im eigenen Gebäude, jener alten merkwürdigen Albrechtsburg, die man jezt mit Dampf- und Stellwagen in fünf viertel Stunden von hier aus erreichen kann, die neuen für London bestimmten Meisterwerke, die ihren alten Ruhm bewährten, eine Zeit lang ausgestellt; unter andern einen wunderbar künstlich nachgebildeten, blüthenreichen Camelienstock, mit Blättern von solcher Zartheit, daß ein Hauch des Beschauers sie bewegen konnte. In Hirse eingepackt soll das zerbrechliche Gebilde die weite Fahrt über Land und Meer bestehen, und wird bei den britischen Porzellanfreunden, die schon eine Meißner Tasse entzückt, gewiß seine Bewunderer und Käufer finden.

Weniger Eindruck macht sicher gerade ein Haupt- und Riesenwerk der sächsischen Baukunst und — Steuerkraft. Denn die Modelle davon, die man hier auf Staatskosten angefertigt und vor dem Abgang nach London zum Besten der Oberwiesenthaler Abgebrannten für ein mäßiges Almosen ausgestellt hatte, waren vermuthlich des knappen Raums wegen in gar zu verjüngtem Maßstab (etwa vierzehn Zoll hoch) ausgeführt; sie nahmen sich schon in dem geräumigen Gemach unserer Gewerbschule sehr unansehnlich aus, und erinnerten, da man sie nicht wie Gebäude vor und über, sondern unter den Augen hatte, leicht an Spielwaaren vom Christmarkt. Doch staunenswerth allerdings müssen die Bauwerke selbst jedem erscheinen, der sie an ihrem Orte betrachtet, oder auch nur in der Phantasie nach gewohnten Verhältnissen richtig ermessen hat; denn an Höhe und Ausdehnung, klug berechneter Festigkeit, gefälliger und erhabener Form zeigen sich diese Thalüberbrückungen allem, was der moderne Eisenbahn- oder der antike Aquäduktenbau Großartiges aufweist, nicht nur vollkommen ebenbürtig, sondern manchem Namhaften der Art wohl noch überlegen. Nur das Mißverhältniß zwischen Mittel und Zweck kann den Genuß der Betrachtung einigermaßen stören.

(Fortsezung folgt.)

London, Februar.

(Fortsezung.)

Die Industrieausstellung

Die Sizung der Commission, in der Paxtons Plan vorgelegt wurde, war die lezte, welcher Robert Peel beiwohnte; als er aus derselben nach Hause ritt, stürzte er mit seinem Pferde, und verlezte sich tödtlich (19. Juni). — Paxton sah ein, daß die Zeit drängte, und daß er alle Minen springen lassen mußte, wenn er seinen Entwurf nicht dem des Baucomités geopfert sehen wollte. Er wandte sich also an den mächtigsten Fürsprecher, an die öffentliche Meinung, und ließ seinen Plan in den Illustrated London News drucken, und zwar unmittelbar hinter dem des Baucomités. Der Eindruck war ein entscheidender, die Vergleichung fiel so siegreich zu seinen Gunsten aus, die ganze Presse nahm so entschieden für ihn Partei, daß das Baucomité wohl oder übel sein eigenes Projekt aufgeben und dem Genius sein Recht widerfahren lassen mußte. — Nun aber trat ein neues Hinderniß in den Weg. Paxton mußte einen Kostenüberschlag vorlegen, und das war nur möglich nach Rücksprache mit den Besizern der großen Eisen- und Glasöfen im Norden von England. Zufällig war es gerade Samstag Abends, am Sonntag wurden damals keine Briefe ausgegeben, und die Zeit war so kurz zugemessen, daß kein Augenblick verloren werden durfte. Es blieb also nichts übrig als den Telegraphen zu benuzen. Dank dem industriellen Geiste, der den elektrischen Funken zu seinem Boten und den Dampf zu seinem Sklaven gemacht hat, waren am Montag die bestellten Fabrikanten aus Warwickshire und Staffordshire im Büreau der Herrn Fox und Henderson, der Bauunternehmer, versammelt, und nach Verlauf einer Woche war jeder Quadratzoll Eisen und Glas aufs genaueste berechnet. — Am 26. Juli war die entscheidende Sizung der königlichen Commission; der Plan Paxtons mit detaillirtem Kostenüberschlag wurde vorgelegt, geprüft und einstimmig angenommen. Unterdessen war eine ziemlich geräuschvolle, wenn auch unmächtige Reaktion gegen den ganzen Gedanken der Industrieausstellung eingetreten. Die Toryjournale ließen ihre warnenden Kassandrastimmen erschallen; sie klagten über die moralische Verderbniß, die ein so ungeheurer Zusammenfluß von Fremden über die sittenreine Metropolis bringen mußte, sie sprachen ihre theilnehmende Besorgniß in Betreff der Interessen des Handelsstandes aus, dem sie sonst auf jede Weise gegenübergetreten waren, und weissagten die Vernichtung der einheimischen Industrie durch die Begünstigung der fremden Concurrenz. Aber das Publikum lachte die Unglückspropheten aus, und Punch geißelte sie mit unbarmherzigem Humor. Als diese Mittel fruchtlos blieben, schlug die Opposition einen andern Weg ein und sprach von den Gefahren, die dem Staate drohten, wenn eine ungewöhnliche Menge von Arbeitern in London versammelt würde, und zur Begründung führte sie einige Chartistenblätter an, die schon von einer großartigen Demonstration während der Ausstellung gesprochen hätten. Aber der Mittelstand wußte zu gut, daß der Chartismus in der jezigen Zeit des allgemeinen Gedeihens ohnmächtig ist. Schließlich beschränkten sich die Versuche der Torys darauf, wenigstens den Hydepark, diese Rennbahn des menschlichen Vollbluts, vor der Verpestung durch das Ausstellungsgebäude und die zu demselben strömende plebejische Menge zu bewahren; alles vergebens. Selbst im Parlamente wurde die Sache von der aristokratischen Partei mehrmals in der grämlichsten Weise zur Sprache gebracht, und namentlich trat der alte Oberst Sibthorp mit unermüdlicher Hartnäckigkeit für die Bäume des Hydepark in die Schranken. Der Premierminister wies den Anwalt der Pflanzenwelt in gebührender Weise zurecht, und Punch sezte ihm ein ewig währendes Denkmal. Der Expreß, ein Organ der Freihändlerpartei, drückte seine Verwunderung darüber aus, „daß Leute, die Männer, Weiber und Kinder auf ihren Gütern mit der größten Seelenruhe verhungern lassen, für Bäume solches Mitgefühl haben können.“

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literarisches Verzeichniß der Dietrich'schen Buchhandlung in Göttingen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 48. Dienstag, 25. Februar 1851.

I, hardly conscious if I dreamd or woke,
Mark'd that strange piece of action and repose.
Rose.

Skizzen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Von den dreifachen Mauern liegt die äußerste fast ganz in Trümmern und hat mit ihrem Schutt den Graben ausgefüllt, die andern beiden Mauerreihen sind vielfach zerborsten. Zwischen ihnen erheben sich gewaltige Thürme, runde wie viereckige; niedere, jezt zum Theil vermauerte Thore führen über die verschütteten und von prachtvollem Grün überwucherten Gräben. An einem der Thore prangt noch der römische Adler, andere sind mit griechischen Inschriften zu Ehren ihrer Erbauer geschmückt. Im Innern der Mauern, nach der Stadt zu, sind Häuser an und in dieselben hineingebaut, meist bewohnt von Griechen und Juden, deren Quartiere zum Theil in dieser Gegend liegen. Von außen sieht man nichts von der Stadt; stumm und zerfallen liegen die gewaltigen Steinmassen da, üppiges Grün wuchert auf Mauer und Zinne, stolze Platanen erheben sich aus den Gräben und statt Bewaffneter besezt Gras und Kraut die zerklüfteten Thürme.

5. Die Stadt. Allgemeiner Eindruck.

Wir betreten die eigentliche, ausschließlich von den Türken bewohnte Stadt. Ihre Moscheenkuppeln und Minaretspitzen locken so verführerisch; hier oder nirgends muß sich die geträumte Pracht des Orients verwirklichen! Welch ein Leben und Treiben auf der ersten großen Schiffbrücke, die nach Pera führt, und im goldenen Horn, das mit Dampf- und Kriegsschiffen, mit den Flaggen aller Nationen und hunderten dazwischen umherkreuzender Caïks und Boote bedeckt ist! Dahinter breitet sich wie eine große Dekoration die Stadt mit ihren Häusern und Bäumen, Kuppeln und Spitzen aus. Darf man überhaupt Vergleichungen anstellen, so könnte man an das heilige Köln erinnern. Die Lokalität ist einigermaßen ähnlich, und wenn man die Deutzer Schiffbrücke mit Freiligrathscher Phantasie mit Gestalten des Orients bevölkert und die Kirchen und Thürme der alten Colonia für Moscheen und Minarets ansieht, so hat man ein Bild von Konstantinopel im Kleinen und Farblosen.

Zuerst nimmt uns ein Markt- und Landungsplatz auf, hinten von einer Moschee begrenzt und mit einem schönen Brunnen mit weit überhangendem Dach geschmückt. Massen von Menschen und Vieh drängen sich durcheinander, denn so eben ist die Brücke abgefahren worden, um einen türkischen Dampfer durchzulassen, und dadurch stockt der rege Verkehr. Geschäftig bieten uns die Pferdevermiether ihre kleinen muthigen Pferde an, die sich mit dem türkischen Geschirr und dem kecken Kopf stattlich genug ausnehmen. Wir haben aber heute so viel zu sehen und zu beachten, daß wir uns der in den engen, vollgedrängten Straßen ziemlich lästigen Führung des Pferdes gern überhoben sehen.

Der erste Eindruck, den ein Gang durch die Stadt macht, ist ein höchst eigenthümlicher und fremdartiger. Alles, woran man in europäischen Städten gewöhnt und verwöhnt ist, fehlt hier. Kein Trottoir zieht sich schützend längs den Häuserreihen hin, keine freundlichen Läden bieten in den Straßen ihre Sehenswürdigkeiten aus; der Detailhandel ist fast ganz auf die Bazars beschränkt, wodurch die Straßen mit ihren geschlossenen Fensterreihen ein einförmiges, todtenhaftes Ansehen erhalten. Kein Schild, kein Name gibt Kunde

vom Bewohner, der hinter den vergitterten und vergilbten Fenstern geheimnißvoll haust. Nur in den Quartieren der Juden, Griechen und Armenier guckt dann und wann ein seltsam malerisch geputzter Weiberkopf aus einem engen Fenster halb hervor. Keine Laterne verheißt uns für die Nacht Licht und Sicherheit in diesem Straßenlabyrinth. Vollständige Dunkelheit und Todtenstille liegt dann über der Stadt, nur zuweilen durch die Laterne eines einsamen Wanderers gebrochen, oder durch den Hufschlag der reitenden Nachtpatrouille, oder das heisere Bellen der Hunde.

Desto lebhafter und bunter sieht es am Tage an den Plätzen aus, wo sich das Verkehrsleben verdichtet, an den Landungsplätzen, in den Bazars, auf den Märkten und den Vorhöfen der Moscheen. Auch in die ihnen zunächst liegenden Straßen zieht sich noch die lebhafte Bewegung und Verkehrsthätigkeit hinein, die durch die Enge der Gassen noch größer scheint als sie in der That ist. Die entlegeneren Quartiere, besonders die am Marmorameer, sind dagegen leer und todt, schlecht gepflastert und ziemlich schmutzig. In dieser Hinsicht hat sich jedoch Konstantinopel in den letzten Jahren sehr gebessert. In der Gegend des Seraskierthurms sind mehrere Straßen offenbar neu angelegt, ziemlich gut gepflastert und sogar fahrbar. Wagen sieht man indessen sehr selten; die wunderlich altmodischen, rococoartig mit Schnitzwerk und Vergoldung ausstaffirten Wagen und die türkischen, mit Ochsen bespannten Originalfuhrwerke (Arabahs), deren sich nur die Weiber bedienen, sieht man nur in der Umgegend, nie in der Stadt. Das Pferd ist, wie es einem Nomadenvolk ziemt, das herrschende Fuhrwerk. Langsam und gravitätisch reitet der Türke durch die Straßen und Bazars, voran läuft der Diener und macht Platz. Auch den Transport besorgt nur das Lastvieh. Baumaterial, Balken, Steine, Erde, Kehricht, alles was man anderswo leicht und bequem auf Wagen fortschafft, wird entweder in Körben auf dem Rücken der Thiere getragen oder, wie Balken und dergleichen, an je zweien befestigt. Eine solche Reihe von Pferden oder Eseln, die mit Bauhölzern an einander befestigt sind oder mit schwellenden Oelschläuchen hinter einander hertraben, macht oft eine ganze Straße unsicher. Kann man sie nicht mit einem derben Schlag von sich abtreiben, so muß man sich oft in eine enge Hausthür drücken, um nicht umgerannt zu werden. Mit philosophischem Gleichmuth liegen dabei die großen, braungelben Hunde gemüthlich mitten in der Straße, meist schlafend, in sich zusammengeballt, ohne sich um das Leben und Treiben zu kümmern. Sicher, daß kein Mensch, kein Tritt eines Pferdes sie berührt, liegen sie ruhig, ohne auszuweichen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Rudolph ging nachdenklich nach dem Herrnhof zurück; wie er vor das Haus kam, fiel gerade das Licht aus seines Vaters Stube hell vor ihm auf die Erde nieder. Er nahte dem Fenster, da saß der alte Heinrich Falk am Tische und vor ihm lag die große Bibel aufgeschlagen, in der er allabendlich vor dem Schlafengehen zu lesen pflegte; beide Hände ruhten zusammengefaltet auf dem Buche; beim Lampenschein, der über sein ehrwürdiges Gesicht fiel, konnte Rudolph deutlich jeden Zug seiner Miene beobachten. Sie war ungewöhnlich ernst; auch las er nicht, wie der Sohn anfangs geglaubt hatte, im heiligen Buche; sein Blick war vielmehr starr auf die Lampe gerichtet, wie wenn der Geist des alten Mannes, weit vom gläubigen Gebete ab, einem unbegreiflichen Gedanken nachsänne. Voll Rührung betrachtete Rudolph das theure, ernstfromme Vaterantlitz, in dem er heute abermals jenen tiefschmerzlichen Zug einer unbekannten Sorge wahrnahm, der ihm schon so manchmal aufgefallen war. Er denkt gewiß an dich, sagte ihm eine innere Stimme; ach! vielleicht ahnt sein redliches Herz in diesem Augenblick, welcher Kummer ihm künftiges Frühjahr bevorsteht, wenn er dann allein und einsam Abends in seiner Kammer sitzt und —

„Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele zu dir, o Gott!" hörte Rudolph in diesem Augenblick deutlich den Vater seufzen; zuckend glitten dabei die Finger der gefalteten Hände auseinander, der Blick des Greises hatte einen gläsernen Ausdruck bekommen und aus den geisterhaft bleichen Zügen sprach die stumme Resignation einer an Gott und Welt irre gewordenen, an ihrem innersten Glauben gebrochenen Seele.

„Armer alter Mann!" dachte Rudolph. „Du bist mit deinem gottesfürchtigen, frommen Sinn und deinem allzueifrigen Glauben arg in die Irre gerathen und ringst nun wie der ungerechte König in Angst und Noth vergebens nach Frieden und Erleuchtung. Wahrhaftig! wenn du ein Sünder bist, was sind dann wir, die wir auf List und Betrug gegen dich, den besten der Menschen sinnen, im Vergleiche zu dir! du, der du dein ganzes Leben lang nur Treue und Redlichkeit geübt hast! Dir kann Niemand einen Fehl nachweisen, alle Welt liebt und ehrt dich, nur du selbst bist dir Feind und verkennst den Werth deiner tugendhaften Seele aus übertriebenem Glaubenseifer." So dachte der Jüngling und schlich erschüttert durch den schmerzlichen Anblick des alten Vaters, den er so innig liebte und verehrte, nach seiner Stube hinauf.

Die sorgfältige Art, womit sich Rudolph bei Ammy nach der Stelle erkundigte, wo ihr Vater das Messer eingegraben habe, hat wohl den Leser bereits den Plan errathen lassen, auf den es der junge Mann hiebei abgesehen hatte. Und in der That hatte die Erzählung des Mädchens, weit entfernt ihm wirklich so gleichgültig zu seyn, wie er sich anstellte, einen dunkeln Argwohn gegen den feindlichen Nachbar in seiner Seele geweckt, und schnell war sein Entschluß gefaßt, diese Entdeckung weiter zu verfolgen und wo möglich das vergrabene Messer von dem Platze, wo es jener eingescharrt, heimlich wegzuholen. Voll von diesem Plane, ging er mehrere Tage mit sich zu Rathe, wie er sein Vorhaben am sichersten ausführen könne, ohne weder Ammy noch sonst einen Menschen in sein Geheimniß zu ziehen. Endlich glaubte er das Richtige gefunden zu haben. Da des Kastenmeisters Knecht seine Lagerstätte im Stall hatte, mußte er vor allem darauf bedacht seyn, diesen für eine Nacht vom Hofe zu entfernen; dann konnte er leicht und unentdeckt durch den Garten in die Scheune des Nachbars gelangen und am bezeichneten Ort finden, was er suchte. Nun hatte sein Vater einen Knecht in seinem Dienste, der mit dem des Kastenmeisters näher bekannt war. Hierauf baute Rudolph seinen Plan, und eines Tags, als Jost, so hieß der Knecht, mit den Pferden aus der Schwemme geritten kam, ging er ihm in den Stall nach und fragte ihn ohne Umschweife, ob er sich ein schönes Stück Geld und einen herzlichen Dank obendrein verdienen wolle.

Jost, ein treuherziger und zuverlässiger Bursche, war sogleich zu jedem Dienst bereit und erwiderte, was er für Rudolph thun könne, solle ihn niemals gereuen. Da sagte dieser: „Du weißt, Jost, wie es mit mir und dem Mädel drüben steht; und weil wir noch immer heimlich zusammenhalten, trotzdem daß uns die Alten mit ihrer Feindschaft einen Strich durch die Rechnung gemacht haben, so möchte ich wohl morgen Abend ein Stündchen mit Ammy plaudern. Im Stalle, da sieht uns Niemand; darum sollst du mir des Kastenmeisters Knecht morgen Abend mit nach Raunrod nehmen, wo g'rade Kirmeß ist, und ihn dort traktiren. Willst du mir das zu Gefallen thun, so sag' ja."

„Dreimal für einmal und alle Tage dazu," erwiderte Jost, sichtlich geschmeichelt durch das Vertrauen, welches ihm Rudolph durch dieses Anerbieten bewies, worauf dieser in die Tasche griff und dem Knecht fünf harte Thaler in die Hand drückte, wobei er hinzusetzte: „Das ist für die Raunroder Kirmeß; aber halte mir ja den Hannes bis Mitternacht fest; denn je später ihr zurückkommt, um so lieber ist's mir und meinem Mädel." — Jost begriff sehr wohl die Wichtigkeit seines Auftrags und führte darum denselben mit so viel Eifer und Geschick aus, daß des Kastenmeisters Knecht ohne Arg seine Einladung hinter dem Rücken seines Herrn annahm, zumal ihm der Kamerad freie Zehrung versprach.

In derselben Nacht hatte sich Konrad Wahl früher als gewöhnlich zu Bette begeben; er war auch bald eingeschlafen, wurde aber von einem bangen Traume geplagt, erwachte darüber, griff schlaftrunken nach der Branntweinflasche und that einen langen Zug daraus, um seine aufgeregten Lebensgeister zu betäuben und die dunkeln Traumbilder aus seiner Seele zu verscheuchen. Er schlief auch wirklich wieder ein, als ihm gegen Mitternacht träumte, die Milchkuh im Stalle sey vor der Zeit zum Kalben gekommen und brülle darum einmal über's andere ängstlich um Beistand. Der Traum war so lebhaft, daß er abermals darüber erwachte, und gleich nachher hörte er wirklich das Brüllen der Kuh, die bald in längeren, bald in kürzeren Pausen klägliche dumpfe Töne ausstieß und gar nicht damit aufhören wollte. Zuletzt stand der Bauer auf, fluchte auf den faulen Knecht, der das Thier vergebens schreien lasse, und ging nach dem Stalle, um selber nachzusehen, was der Kuh fehle. Im Hofe stolperte er in der Dunkelheit über ein zerbrochenes Wagenrad, das im Wege lag, und wäre beinahe zu Falle gekommen, was seinen Zorn noch steigerte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Gölzschthalbrücke.

Wozu, fragt man, diese Colosse, wozu diese Unsummen von Baustoffen und Geldkosten, diese Opfer an Zeit und Menschenkraft, wenn damit nicht Wüstes angebaut, Unwegsames fahrbar gemacht, Lebensbedarf zugeleitet, nur eine ohnehin schon von Tagen zu Stunden verkürzte Fahrt noch um Ein Halbstündchen beschleunigt, die geringe Beschwer eines Ab- und Aufladens täglich ein paarmal vermieden werden sollte? Man hatte auch wirklich früher solchen Zweifeln Raum gegeben; man verhandelte lange, ehe man zur Ausführung der jetzigen Brücken-

bauten schritt; man dachte die geringen Zwecke leichter zu erreichen. Vor 1846 hatte ein Sachkundiger wenigstens für das tiefere und weitere Gölzschthal einen viel kleinern, bloß mittlern Brückenbau entworfen, dem sich beiderseits die Bahnflächen so zuneigten, daß die Züge durch Maschinenwerk mit geringem Zeitverlust hinabgelassen und hinaufgezogen werden konnten. Das Modell zum Entwurfe war auch schon damals im alten Lokal der Gewerbschule zu beliebiger Ansicht und Prüfung ausgestellt, und der Kostenüberschlag klang für die Steuerbelasteten viel tröstlicher. Aber sey's nun, daß jenes Hemm- und Zugverfahren die Probe nicht bestanden, oder die modische Hast und Gier, die maßlos mit der Zeit geizt, überwogen, oder die alterthümliche Lust an erhabenen Bauten wieder Leben gewonnen hat: genug, die riesenhafte zwei- und vierstöckige Ueberbrückung ist auf der sächsisch-bayerischen Bahnlinie an der einen, schwierigeren Stelle nunmehr entschieden ausgeführt, an der andern vermuthlich schon in Angriff genommen. Zur Gölzschthalbrücke wurde am 30. Mai 1846 der Grundstein gelegt, von der Festfeier der Schlußsteinsetzung habe ich Ihnen im Sept. v. J. geschrieben, im Mai d. J. soll der fünfjährige Bau vollendet, und am Gedächtnißtage der Gründung die Brückenfahrt eröffnet werden. Schon im Sommer 1848 pflegten die Leipziger und einzelne ihrer Gäste in Sonntagspartien auf der bis Reichenbach fortgeführten Eisenbahn zu dem im Bau begriffenen Wunderwerk zu wallfahrten, und bei dieser Gelegenheit in dem nahen romantischen Greiz einen lustigen Mittag zu machen. Damals sah man vom Mittelstück der Brücke den untern Sandsteinbau und das wundervolle Netz des Gerüstes etwa 80 Ellen hoch bis zum zweiten Stock aufgeführt, bekam aber schon durch das in der Bauhütte zu sehende mannshohe und doch sehr zierliche Modell * der mittlern 5 in vier Stockwerken wiederholten Bogen eine ziemlich genügende Vorstellung vom Ganzen. Das seichte, kaum fünfzehn Fuß breite Flüßchen schien der Riesengewölbe über und neben sich zu spotten; nur seine Frühjahrsfluthen sollen es zum Maße des Baus in ein erträglicheres Verhältniß setzen. Mit dem gewöhnlichen Wasserbetrag über statt unter sich, als erhöhter Kanal, würde das Ganze allerdings noch mehr Sinn haben, als mit dem Schienenwege der zur Zeit in einfachem, genau die Mitte haltenden Geleise darüber hingeführt wird. Auch dieß gehört zu den Maßregeln der Sicherstellung, die man bei diesem Bau vielfältig angewendet und im richtigen Bewußtseyn des Gewagten an Material und Form mehrfach erprobt hat. Erst nach einigen Jahren sollen zwei Geleise gezogen werden; an dem noch jungen Bau will man jeden einseitigen Druck nach dem rechten oder linken Rande vermeiden. Möglich, daß für den Anfang auch die Passagiere durch diese Fahrt in der Mitte geschüzt und geschont werden; denn näher am Rande muß der Blick in die jähe Tiefe etwas haarsträubend seyn, wenn gleich die Brustwehren, zwischen denen man hinfährt, 3 Ellen Höhe bekommen. Diese nicht eingerechnet, beträgt die mittlere, etwa 300 Ellen fortlaufende Gesammthöhe des Baus 136 Ellen. Eine beim Modell mit ausgelegte Abbildung unseres Schloßthurms zeigt die Höhenlinie der Gölzschbrücke über der lezten Thurmgalerie gerade an der Hälfte der Spille. Solche Höhe zu erreichen sind in der Mitte, unten von Granit und Sandstein, oben von Backsteinen, zwei kolossale Hauptbogen über einander gebaut, der untere, etwa 70 Ellen hoch, 51 Ellen, der obere 54 Ellen weit gespannt.

(Fortsetzung folgt.)

* Dasselbe größere Modell des Mitteltheils ist auch jezt in der Werkstatt der polytechnischen Schule aufgestellt und zum Theil noch mit dem treu nachgebildeten Gerüst umsponnen. Leider ist aber gerade dieses nicht nach London bestimmt.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Industrieausstellung.

Am 26. September wurde der Grundstein zum Krystallpalaste gelegt, oder vielmehr die erste Säule aufgerichtet, denn das ganze Gebäude besteht, mit Ausnahme des nöthigen Dielenwerks, einzig und allein aus Eisen und Glas. — Ich kann mich hier natürlich auf keine architektonische Schilderung dieses kolossalen Bauwerks einlassen, und beschränke mich auf einige Notizen, welche die ungeheuern Dimensionen des Palastes anschaulich machen werden. Das Glashaus liegt mitten in der Stadt, und zwar im schönsten und fashionablesten der Londoner Parks. Es hat eine Länge von 1851 und eine Breite von 408 Fuß. In der Mitte ist es von einem gewölbten Durchgange (Transept) durchschnitten, der eine Höhe von 108 Fuß hat, und in welchem sich eine Reihe jener Bäume befindet, die durch die Parlamentsverhandlungen eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Die beiden Flügel sind 66 Fuß hoch, und der östliche 948, der westliche 900 Fuß lang. Das Ganze besteht aus drei Stockwerken (die Flur mitgerechnet), welche treppenartig aufeinander gesezt sind, so daß die obere immer schmäler ist als die untere. Das Gebäude wird von 3300 Eisensäulen getragen, die von 14½—20 Fuß hoch sind. Die Eisenstäbe, in welche das Glas gefaßt ist, haben zusammengenommen eine Länge von 205 englischen Meilen. Das nöthige Glas bedeckt einen Raum von 900,000 Quadratfuß, und hat ein Gewicht von 400 Tonnen (zu 20 Centnern). Es wurden bis jezt Tag für Tag 8000 Scheiben eingesezt. Der Glaspalast bedeckt eine Oberfläche von 18 englischen Acres, also mehr als 20 deutsche Morgen, und wenn man die Galerien mitrechnet, bietet er mehr als 21 Acres Platz. Der ganze Raum für die auszustellenden Waaren hat eine Länge von mehr als 8 englischen Meilen. Der gesammte Cubikinhalt, mit Ausnahme der für die Maschinen bestimmten Abtheilung von 948 Fuß Länge und 48 Fuß Breite, beläuft sich auf 33 Millionen Fuß. Die ganze Construktion beruht auf dem Duodecimalsystem. Außen stehen die Säulen 8, in den Flügeln 24, im Transept 72 Fuß auseinander. Das Mittelschiff ist 72, die Seitenschiffe sind 48 und die Corridors und Galerien 24 Fuß breit. Ueber den Eindruck, den dieses unvergleichliche Werk der Baukunst von außen auf den Beschauer macht, können wir nicht eher urtheilen, als bis die hölzerne Wand gefallen ist, welche die Formen noch verhüllt. Aber der Anblick im Inneren ist schon jezt unvergleichlich großartig. Diese ungeheuern Gänge, deren Ende das Auge vergeblich sucht, diese tausende und abertausende von schlanken Säulen, die uns in chaotischen Massen und doch in mathematischer Regelmäßigkeit umringen, diese Galerien, die auf dünne Eisenstäbe gestüzt in der Luft zu schweben scheinen, diese gewaltige Kuppel, deren Dimensionen bei der Durchsichtigkeit des Glases noch viel bedeutender scheinen — dieß alles gibt uns ein Bild, so überwältigend und doch so schön, so zusammengesezt und doch so einfach, daß wir dem Genius, der dieses Werk geschaffen, unsere Bewunderung nicht versagen können. Die Kosten des Glaspalastes sind verhältnißmäßig gering. Fox und Henderson haben ihn für 77,500 Pfund Sterling übernommen, behalten sich aber nach Beendigung der Ausstellung das Material vor. Sollte das Gebäude, was wahrscheinlich ist, nicht niedergerissen, sondern zu einem andern Zweck verwendet werden, so fordern sie im Ganzen 150,000 Pfund. Dickens hat ausgerechnet, daß der Industriepalast genau genommen billiger ist, als die schlechteste Lehmhütte Irlands, indem der Quadratfuß nicht höher als auf etwa 1 Penny (3 Kreuzer) zu stehen kommt.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 49. Mittwoch, 26. Februar 1851.

— Foul deeds will rise,
Though all the earth o'erwhelm them, to men's eyes.
Shakespeare.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Im Stalle selbst war es noch dunkler. „Holla, Hannes!" rief Konrad Wahl nach dem Bette des Knechts hinüber; „was soll das heißen! Die Milchkuh brüllt in Nöthen, und du fauler Schlingel hörst's nicht einmal! Was ist's mit dem Vieh?" Ein schweres Schnarchen, gleich nachher einige unartikulirte Töne und ein Knarren des Bettstollens war alles, was der Knecht von seiner Lagerstätte aus hören ließ, worauf der Bauer brummend zur Milchkuh ging, das Thier in der Dunkelheit betastete und sich überzeugte, daß ihm nichts fehle. Er warf einen Arm voll Kleeheu auf's Reff und die Kuh fraß munter. — „Du fauler Taugenichts! das Vieh hat nur Hunger, darum brüllt's so erbärmlich, daß man's durch's halbe Dorf hört, und doch, Schlafmütze, regst du dich nicht! Aber wart' nur! Ich will dir auf Johannis den Weg aus meinem Dienst zeigen, daß kein Hund mehr ein Stück Brod von dir nehmen soll. Und das laß dir gesagt seyn, passirt der Kuh beim Kalben ein Unglück, so kriegst du keinen Batzen von deinem Lohn, du Taugenichts, du Hallunke!" — Mit diesen Worten stolperte der Alte fluchend und wüthend über des Knechts hartnäckiges Schweigen aus dem Stall, schlug die Thüre heftig hinter sich zu und kehrte mit schweren Tritten in's Haus zurück.

Jezt erst richtete sich der im Bette Liegende athemlos lauschend auf; und als alles im Hofe ruhig blieb, sprang er mit gleichen Füßen aus dem Bette, zog das blanke zweischneidige Messer unter der Decke hervor und enteilte damit durch die Scheune in den Garten. Mit einem Satze war er durch die Hecken auf der Straße und lief nun, ohne sich umzusehen, dem Herrnhof zu.

Dunkle Chronik der Schuld, wer schreibt deine wunderbaren Hieroglyphen? Gleich dem Schatten des Raben, der über sonnige Auen dahin fliegt, so verschwinden sie dem Blicke des Schauenden, und wie der Tropfen im Sande, verrinnt ihre Spur in der Jahre Vergessenheit. Der aber, dessen Schuld sie verkünden, sieht sie doch und sein scheues Auge begegnet ihrer blutigen Schrift in jeder Erscheinung des Lebens, und jeder Ton, der sein Ohr berührt, ruft ihm im Wehlaut die That seiner alten Sünde in's Gedächtniß zurück. Nur die Furcht vor der Entdeckung schüzt ihn noch vor der Vernichtung und leitet instinktartig seine Schritte auf dem schmalen, schwindelnden Pfad, zu dessen Seiten der Abgrund gähnt. Aber einmal irre gemacht in der Angst grauenvoller Gewohnheit, einmal durch einen fremden unberechneten äußern Moment aus der Methode seines innern Schuldbewußtseyns herausgerissen, verliert der Verbrecher den sichern Boden unter seinen Füßen, sein Troz, seine Haltung verläßt ihn und umsonst greift er nach neuen Consequenzen seiner alten blutigen Missethat. Das ist der Moment, wo die Eumenide ihn faßt an der lezten Silberlocke seines greisen Schädels und ihn rettungslos, erbarmungslos in den Abgrund ihres düstern Reiches hinunter zieht. —

Rudolph kam glücklich vor Mitternacht mit dem geraubten Hirschfänger auf seine Stube, warf den blanken Stahl auf's Bett und zündete hastig das Licht an. Erst jezt merkte er, wie seine Hand zitterte und

die Aufregung in Folge des gehabten Schrecks ihm das Blut heftig durch die Adern jagte. Wie das Licht brannte und sein Auge zufällig in den vor ihm hängenden Spiegel fiel, erschrack er fast über seine Blässe und das Verwilderte in seinen Gesichtszügen, so sehr hatte das überstandene Abenteuer ihm zugesetzt. Er warf sich erschöpft der Länge nach auf's Lager, um sich von seiner physischen und moralischen Anstrengung zu erholen. Denn eben als er die Grube wieder zugeworfen, die Steine an ihre vorige Stelle gefügt und die Kuh wieder angebunden hatte — alles in der größten Eile — hörte er den Kastenmeister auf den Stall zugehen; erschrocken raffte er das Messer vom Boden auf und sprang damit ohne langes Bedenken in das Bett des Knechtes, wobei er jedoch mit dem Kopfe so heftig wider einen Balken rannte, daß er halb betäubt niederfiel. Aber zugleich war die Finsterniß, die ihm diesen Unfall bereitete, auch seine Beschützerin; denn wer weiß, was geschehen wäre, wenn der Kastenmeister ihn entdeckt hätte?

Während dieser Betrachtung fing der Kopf an ihn heftig zu schmerzen; die Beule schwoll immer dicker auf und das Blut klopfte fieberhaft an der verletzten Stelle. Er wusch die Geschwulst mit kaltem Wasser und band ein in Essig getränktes Tuch darüber, bis er allmählig Linderung verspürte. Dann kleidete er sich aus, um zu Bette zu gehen; vorher aber griff er noch einmal nach dem geraubten Hirschfänger und trat damit an's Licht, um ihn näher zu betrachten. Es war in der That ganz so, wie Ammy die Waffe beschrieben, der Stahl so blank, als sey er eben erst frisch polirt worden, und der Hirschhorngriff von ungemein künstlicher Arbeit. Noch betrachtete Rudolph mit Verwunderung die schöne schmucke Jägerwaffe, und abermals drängte sich ihm der Gedanke auf, was den Kastenmeister dazu bestimmt haben könne, dieselbe als ein unnützes, werthloses Stück in die Erde zu vergraben; da fiel sein Auge auf eine wohl zolllange Silberplatte von ovaler Form am Knopfe des Griffes und er entdeckte eine in dieselbe gravirte Zeichnung; sie stellte einen Tannenbaum dar, unter welchem ein Schütze mit seinem Hunde ruhte, und darunter stand deutlich zu lesen der Name „Friedrich Krafft."

Wie der Blitz, der plötzlich vor uns niederschlägt, uns durch seinen allzuhellen Schein nicht allein blendet, sondern auch einen Moment jeden andern Eindruck der Sinne unmöglich macht, so hatte auch Rudolph nicht sobald den Namen Friedrich Krafft gelesen, als der Gedanke, daß er des vor vielen Jahren ermordeten Tannenschützen Waffe in der Hand halte, wie Blitzeshelle ihn durchzuckte und so heftig alle seine Sinne betäubte, daß er eine zeitlang keinem andern Gefühle Raum geben konnte. Der Tannenschütz und nur der Tannenschütz war sein einziger Gedanke, und erst als er sich nochmals den Namen des Unglücklichen fest durch's Auge in die Seele geprägt, daß eine Täuschung darüber nicht mehr möglich war, fiel es wie ein zweiter dröhnender Wetterschlag auf sein Haupt dann ist der Kastenmeister sein Mörder!

Und wie vorhin im finstern Stalle das Messer, so grub er nun in einer Minute die ganze dunkle That aus der Nacht der Hölle heraus; sein Herz zitterte in hörbaren Schlägen, der blanke Stahl, den er vor Schreck auf den Tisch hatte fallen lassen, sprühte und funkelte beim Lichtschein wie das Richtschwert der ewigen Gerechtigkeit; in fieberhafter Glut pochte seine wunde Stirne, alle seine Sinnen wirbelte ein wildes Entsetzen durcheinander: Der Tannenschütz — Ammy — Konrad Wahl — und er selbst, der Entdecker der alten Unthat! — — Ein Bild, eine Gestalt verdrängte so vor seiner Seele die andere; er war nicht mehr im Stande alle diese Eindrücke des innern Grauens von denen der furchtbaren Wirklichkeit zu scheiden, und fast wäre es um seinen Verstand gethan gewesen. Er hatte keinen Willen, keinen Entschluß, nur eine dumpfe Angst lag bleiern auf seiner Seele; er warf sich wie gelähmt an allen Gliedern auf's Bett und die erschöpfte Natur sank bald aus wirrer Betäubung in einen festen Schlaf, den selbst dunkle Traumgestalten nicht zu stören vermochten.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

6. Trachten.

Neugierig schweift das europäische Auge überall umher. Zuerst haftet es auf den Costümen, die, wenn auch nicht mehr so originell und malerisch wie früher, doch ihrer Mannigfaltigkeit wegen immer noch sehr anziehend erscheinen. Die europäische Tracht hat bekanntlich auch hier die Nationaltracht zum Theil verdrängt; der vornehme Türke, der Militär- und Civilbeamte trägt fast durchweg abendländische Kleidung, die aber weder seinen Bedürfnissen noch seinen Gewohnheiten entspricht. Der Turban und der weite Kaftan ist eine schöne, stattliche Tracht, gegen welche unsere an sich unschöne Kleidung bedeutend im Schatten steht. Dem Orientalen aber, der an weite, faltige Gewänder gewöhnt ist, steht sie vollends gar nicht, da sie auf gutes Anschließen an den Körper berechnet ist. Eine Art polnischer oder altdeutscher Rock, mit Einer Reihe Knöpfe über den dicken Wanst bis zum fleischigen Halse zugeknöpft, gibt den meist kleinen, gedrungenen Gestalten ein höchst unglückliches Aussehen. Eben so unvortheilhaft wie unbequem müssen für den Türken die engen europäischen Beinkleider seyn, zumal

bei seiner Gewohnheit, mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen. Nimmt man dazu den kleinen rothen Fes, schlechte Schuhe oder gar Pantoffeln, so macht ein solcher modern gekleideter Türke einen komischen Eindruck. Dieser förmlichen Travestirung stehen die asiatischen Costüme der Reisenden, Kaufleute, Handwerker gegenüber, die durchaus, besonders durch die verschiedenartigen Turbans und die weiten, faltigen Gewänder schön und malerisch sind.

Auch die Tracht der Weiber ist hier noch ganz national, aber ihr Costüm außer dem Hause — und nur hier hat man Gelegenheit sie zu bewundern — nichts weniger als schön. In lange fliegende Gewänder, dominoartig, maskeradenhaft eingehüllt, das Gesicht bis auf die Augen vermummt, die dürren Beine in gelben Stiefeln und schleppenden Pantoffeln, schleichen sie gespensterhaft durch die Straßen und Bazars, oft mit niedlichen, bunt gekleideten Kindern, die lange blonde Haarzöpfe, weite seidene Höschen, kleine gelbe Pantoffeln und den unentbehrlichen Fes tragen. Der konstantinopolitanische Fes ist eine kleine runde, dicht am Kopf anschließende hochrothe Mütze mit blauseidenem Quast, die ganz allgemein getragen wird. Die besten werden im Staate Marokko verfertigt und mögen vom Ort Fez ihren Namen haben; eine geringere Sorte, die man auch in den Bazars findet, wird aus Frankreich eingeführt. Früher trugen die Türken einen größern, höhern Fes, wie er jezt bei den Griechen und Mauren im nördlichen Afrika Sitte ist und der bei weitem malerischer aussieht. Wenn über den Fes um die Schläfen ein Shawl von Mousselin oder gewirkter Seide geschlungen wird, so wird der Turban daraus, der einem ächt morgenländischen Kopf erst seine volle Schönheit gibt und zugleich in den heißen Ländern gegen die brennende Glut der Sonne nothwendig ist.

Zu den türkischen Trachten kommen nun noch die Nationalcostüme der Griechen, Armenier, Juden, Perser, Kleinasiaten, Europäer, Bulgaren u. s. w., und starke Mischungen dieser Nationaltrachten nach Noth, Vorliebe, Phantasie, wodurch eine unbeschreibliche Buntheit des Anblicks hervorgebracht wird, die aber hier so hergebracht ist, daß sich keiner über den andern wundert, selbst nicht über die bizarrsten Zusammensetzungen.

7. Gewerb und Verkehr. Bazars.

Es gibt hier weder ein öffentliches noch ein Privatleben im Sinne des Abendlands. Ein politisches Leben existirt überhaupt nicht und ein Privatleben wenigstens nicht für den Fremden. Das ganze Volksleben beschränkt sich auf die Verkehrs- und Gewerbthätigkeit, und diese eine Lebensrichtung ist es daher ausschließlich, die der Fremde einigermaßen zu beobachten Gelegenheit hat. Beim niedrigen Kulturzustande des Volks sind auch Handel und Gewerbe nur von geringer Bedeutung und so ziemlich auf die Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse beschränkt. Höhere geistige, wissenschaftliche, künstlerische Anliegen gibt es hier wenig oder nicht, und ebenso unbekannt ist europäischer Luxus und Comfort in seinen tausendfältigen Formen. Für die Reichen und Vornehmen besteht der Luxus in der Zahl der Weiber, Sklaven, Pferde, in kostbaren Waffen und reich geschmückten Pfeifen; im übrigen leben sie so einfach und schmucklos wie die große Menge. Von solchem Luxus kommt aber außen wenig zum Vorschein; nur bei großen Festen sieht man militärischen Pomp und Pracht. Die Industrie hat demnach verhältnißmäßig wenige Bedürfnisse zu befriedigen, und von einem Schwung derselben kann in keiner Beziehung die Rede seyn; der größere Theil der Bazars von Smyrna und Konstantinopel ist daher auch mit europäischen Produkten, hauptsächlich englischen Manufakturwaaren, angefüllt. Die türkische Gewerbthätigkeit beschränkt sich fast gänzlich auf die beiden nächsten Bedürfnisse des menschlichen Lebens, Kleidung und Nahrung.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Industrieausstellung.

Es bedurfte natürlich außerordentliche Mittel, um ein so ungeheures Bauwerk in so kurzer Zeit herzustellen. Ganze Wälder mußten gelichtet werden, um das Material für die Gerüste zu liefern, riesenhafte Bestellungen wurden in den Eisen- und Glasöfen gemacht, 1800 Arbeiter in Bewegung gesezt, und massenhafte Maschinenkräfte in Anwendung gebracht. In einem Nu war der Boden von tausenden von Spaten umgewühlt, das Fundament mit überraschender Geschwindigkeit gelegt, und mit zauberhafter Schnelle stiegen die Säulen empor. Das Material wurde verwendet, sobald es aus den Fabriken kam, das Eisen frisch aus dem Schmelzofen in die Erde gefügt, und das Glas kaum erkaltet in seine Rahmen gefaßt. So bot der Hydepark

bis in die lezten Tage ein Bild des emsigsten Lebens dar. Das rastlose Hin- und Hertreiben, diese tausende von Männern, die mit der dem Engländer eigenthümlichen Ruhe arbeiten, das sichtliche Voranschreiten des ungeheuern Werks, das Pochen der Hämmer, das Tosen und Summen der Maschinen, die Hunderte von Wagen, die ab- und zufahren, die unzähligen Zuschauer, welche sich neugierig um die Bretterwand drängen — wer dieß alles gesehen, wird es nie mehr vergessen. — Durch diese Anstrengungen ist das Gebäude jezt in der Hauptsache vollendet, und es bleiben nur die Arbeiten im Innern übrig. Die Industriekommission hat schon seit mehreren Wochen ihren Siz in demselben aufgeschlagen, und die Aufstellung und Anordnung der Waaren hat bereits begonnen. — Schon jezt wird vielfach darüber gestritten, was aus dem Industriepalaste werden soll, wenn die Ausstellung vorüber ist. Es widerstrebt einestheils dem englischen Stolze, ein Monument zu vernichten, das er im Grunde nur seiner eigenen Größe errichtet hat, und außerdem verbietet ein sehr natürliches Kunstgefühl, eine Schöpfung von so klassischer Vollendung nach kaum halbjährigem Bestehen wie ein Kartenhaus umzuwerfen. Die aristokratische Welt sieht zwar mit Widerstreben, daß der Hydepark zu etwas anderem verwendet wird, als zu einer fashionabeln Reitbahn und einem Corso der vornehmen Gesellschaft, aber die öffentliche Meinung theilt diese Ansicht nicht, und die öffentliche Meinung herrscht in England. Wir können es also als ausgemacht betrachten, daß das Gebäude dem Volke erhalten wird, und die Stimmen sind nur hinsichtlich der künftigen Verwendung getheilt. Wahrscheinlich wird es in einen Wintergarten umgewandelt werden, und in diesem Falle würde es jede Einrichtung dieser Art an Großartigkeit wie an Schönheit weit hinter sich lassen. Doch dieß nebenbei; kehren wir zur Hauptsache zurück.

Es ist vielfach behauptet werden, der Glaspalast sey nicht solid genug konstruirt, um einen heftigen Sturm, oder das Gewicht einer großen Menschenmasse auszuhalten. Diese Besorgniß ist ungegründet, und Fox, einer der Unternehmer, hat in einer Sitzung der Kunstgesellschaft alle Einwendungen der Art siegreich widerlegt. Er zeigte, wie die 1060 Säulen, welche das Gebäude von außen stützen, so fest durch eiserne Querbalken verbunden sind, daß sie zerbrochen werden müssen, um zum Umsturz gebracht zu werden. Nun kann aber jede dieser Säulen ihrer Länge nach wenigstens 12 Tonnen tragen, d. h. die 1060 Säulen zusammengenommen können einen Druck von 12,720 Tonnen aushalten.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Göltzschthalbrücke. — Eisenbahnunfall.

Zu beiden Seiten des Mittelstücks läuft der übrige Bau in kleineren, meist 25 Ellen weiten Bogen über den Thalgrund und die Lehnen, zum dritten Theil etwa vier-, dann drei-, zwei- und einstockig fort; an der einen Seite aber schließen sich drei oder vier höhere, wieder durch zwei Stock gehende Bogen an eine 50 Ellen hohe Erdböschung an, eine Ungleichheit, die freilich der Ansicht schadet, aber durch Bodenverhältnisse bedingt seyn mag. Die obere Gesammtlänge mißt 1001 Ellen und zunächst unter derselben laufen außer dem mittlern großen noch dreißig kleinere Bogen hin. Das untere Stockwerk besteht aus hellfarbigen Bruchsteinen, die übrigen aus rothen Ziegeln; und so spannt sich das Ganze über die Thalweite wie ein großes gehäkeltes Tuch hin, das, dunkelfarbig und hellbebortet, in der Mitte zwei regelmäßige Oeffnungen und übrigens eine Menge lichtdurchschimmerte Maschen zeigt. Aber näher besehen schwillt das Tuch zum dicksten Gemäuer. Das unterste Stockwerk ist 58 Ellen breit, und die obern verjüngen sich in Absätzen so viel, daß zulezt für die Bahnen innerhalb der Brustwehren noch 14 Ellen bleiben; im Durchschnitt kommt also die Brücke einem Thurmbau gleich. Daß aber dieses Zwitterungeheuer von Thurm und Brücke allein 8,000,000 Ziegel in sich aufgenommen und über 2,000,000 Thlr. verschlungen hat, kann bei dem Anblick nicht Wunder nehmen. Man wundert sich eher, wie ganz Deutschland die Tausende zu seinem Dombau oder seinem Arminius nicht zusammenbringt, wenn schon das kleine Sachsen, freilich für den Götzendienst der Zeit, solche Summen opfern kann. Auch die Elsterthalbrücke, auf derselben Bahn unweit Plauen, soll noch 1,000,000 Thlr. erfordern; sie ist der beschriebenen ganz entsprechend gebaut, nur 12 Ellen niedriger und bloß halb so lang; aber die Oertlichkeit hat dort einen noch harmonischeren Bau begünstigt. Die gleichwohl imposantere Göltzschthalbrücke ist auch dem Publikum in großen und kleinen, schwarzen und bunten Lithographien schon vielfach vor Augen gestellt worden.

Doch „die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand.“ Einen niederschlagenden Contrast zu jenen Geistestriumphen in den zur Schau gestellten Bauwerken gab das gleichzeitige bedeutende Unglück auf der schlesischen Eisenbahn. Die Zeitungen haben davon bereits berichtet. Es war innerhalb Sachsens die erste verunglückte Dampffahrt, die Menschenleben kostete, und auch dießmal war nicht Fahrlässigkeit, sondern unabwendbare Naturgewalt die Ursache. Aber der Uebelstand, daß auf der ersten stark ansteigenden Bahnstrecke immer zwei Zugmaschinen nöthig werden, ist allerdings zu beseitigen, oder in seiner Gefährlichkeit zu beschränken. Noch am zweiten Tag nach dem Unfall waren die Trümmer der gewaltigen Zerstörung, die der kaum erworbenen Staatsbahn gleich einen Schaden von 25,000 Thlr. verursacht hat, nicht alle von der Stelle geräumt. Am Abhang des 15 Fuß hohen Dammes lagen noch einzelne Reste der Güterwagen herum; ein Tender wurde mit Mühe fortgezogen, ein anderer lag noch umgestürzt. Von den zwei hier besonders mächtigen Lokomotiven war erst die hintere aufgerichtet; die vordere, schräg am Abhang liegend, streckte ihren schwarzen Bauch und die starr gewordenen Läufe, wie ein gefallenes Ungethüm, dem Beschauer entgegen. Es war ein wüster, trauriger Anblick, ganz als hätte ein Erdbeben Boden und Geräth eines Bahnhofs umgestürzt. Und doch waren es nur winzige Veränderungen im Eisenkörper, die das große Unheil angerichtet. Man hat längst beobachtet, daß das Schmiedeeisen seine haltbare sehnige Textur durch allzuhäufige und heftige Drehung in die körnige, zum Bruch geneigte Struktur des Gußeisens umwandelt. Die von Artillerieoffizieren vor dem Kanonentransport angeordneten Hammerschläge auf die Achsenenden sollen jenen festeren Halt wiederherzustellen dienen, aber für die rasche Rotation bei Lokomotiven nicht ausreichen. Man hat hier wiederholtes Ausglühen und Umschmieden versucht, soll dieß auch im schlesischen Bahnhof vor jenem verhängnißvollen Morgen nicht unterlassen haben; und dennoch ist etwa eine viertel Stunde nach der Abfahrt, eben so wie in denselben Tagen auch auf andern deutschen Bahnen, der Bruch der Eisenachse erfolgt. Es scheinen also Temperaturverhältnisse im Spiele zu seyn, und wie das retirende Eisen vor diesen zu schützen, bleibt so noch eine dankbare Aufgabe der Naturforschung. Die Lösung dieses Problems wird wohlthätiger seyn als die schon errichteten Hülfskassen für verunglückte Bahndiener. Einer der dießmal Umgekommenen, der Schaffner der Güterwagen, hatte immer zu jener Assekuranz kein Vertrauen gewinnen können. Eine unabweisliche Todesahnung hatte ihn vor dem Unfall Monate lang verfolgt; er war wiederholt und dringend um einen Gensdarmendienst beim Minister eingekommen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 50. Donnerstag, 27. Februar 1851.

Des Deutschen Stirne laß umwehn
Die Wohlgerüche der Levante!

Freiligrath.

Skizzen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

In den Bazars findet man die ganze Industrie beisammen und ist so im Stande das hiesige Gewerbeleben, so wie Maaß und Art der Bedürfnisse mit Einem Blick zu übersehen. Die türkischen Bazars sind keine hellen, glasbedeckten Passagen wie die zu Brüssel oder Paris, hier herrscht noch rohe Ursprünglichkeit. Es sind enge, einander durchkreuzende Gänge, an beiden Seiten mit Buden und Läden jahrmarktmäßig besezt und mit flachen Gewölben mit Oeffnungen für Licht und Luft oder auch nur mit Brettern bedeckt. In dem engen Straßenraum zwischen den Buden schiebt sich nun im Halbdunkel der Strom von Menschen, Männern, Weibern und Pferden, kurz der ganze Troß der Straße hindurch. Vor den offenen Läden sitzen, wie auf niedergeschlagenen Tischen, die Verkäufer und bieten den Vorübergehenden ihre Waare an. Will man etwas kaufen, so sezt man sich zu ihnen auf den niedrigen Ladentisch, bis man nach längerem Handeln über den anfänglich meist sehr hoch angesezten Preis der Waare einig wird. Jede Straße in diesem Budenknäul hat ihre eigenen Artikel und diese in größter Auswahl. Es ist gewissermaßen eine stehende morgenländische Industrieausstellung.

Zuerst betritt man eine größere, weitere Halle, den sogenannten egyptischen Bazar, in dem alle gangbaren Drogueriewaaren aufgestapelt stehen, Schwefel, Spezereien, Farbstoffe, besonders Henna zum Färben der Nägel, und dergleichen. In diesem Bazar herrscht ein eigenthümlich starker Geruch, wie in einer Apotheke. In den folgenden engeren und schmutzigeren, auch wohl älteren Gängen findet man dann alle Artikel der hier gangbaren morgenländischen und abendländischen Industrie. Da sind die Budenreihen der Kleiderhändler, die Brussaer Seidenstoffe, Schlafröcke, Kleidungsstücke aller Art verkaufen, während dort andere Stoffe für Weiber, Tücher, Baumwollenzeuge feilbieten. Dann kommt man zu den Zeilen, wo Tabaksbeutel in allen Farben, mit Gold gestickt oder mit aufgesezten Litzen verziert, zu haben sind; sie möchten aber mehr eine eingeführte abendländische als eine orientalische Industrie seyn. Die größte Auswahl hat man wohl in den Galerien, welche die Schuhmacher einnehmen; in allen Größen, Farben und Gestalten prangen hier Schuhe, Halbstiefeln, Pantoffeln, von den kleinen roh gearbeiteten Kinderpantoffeln bis zu den mit Gold und Stickerei bedeckten, welche die vornehmen Damen der Harems tragen und die man, weil man sie nicht eigentlich anziehen kann, Schibschib nennt. Wieder in andern Budenreihen findet man Waffen, Säbel, Sättel, Geschirre, Juwelen, Pfeifen u. s. w., jede Waare abgesondert und in einer Reihe von Buden vereinigt.

Da der ganze Detailhandel für die Stadt und die Umgegend sich auf diese Punkte beschränkt, da außerdem Massen von Fremden, Müssiggängern und besonders Weibern, die hier Gelegenheit zu Liebeshändeln suchen, sich hier herumtreiben und der Straßenverkehr sich durchzieht, so herrscht in den Bazars immer ein Drängen und Schieben, ein Rufen und Ausschreien von Waaren, daß der Fremde anfangs ganz betäubt und verwirrt wird. Schon wegen dieser bunten Jahrmarktsthätigkeit sind die Bazars von großem Interesse, mehr noch weil man hier die ganze Gewerbsthätigkeit

auf Einen Punkt concentrirt übersehen kann, während man sie sonst wohl gar nicht kennen lernte. Sie gewähren uns endlich wenigstens mittelbar einen Blick in das innere Leben und Bewegen dieses seltsamen Volks, das uns noch so wenig bekannt ist, weil die Häuser und das Leben des Hauses dem Fremden verschlossen sind.

8. Kaffee- und Barbierstuben. Badehäuser.

Diese freilich sehr mangelhafte Kenntniß des Volkslebens wird einigermaßen ergänzt durch die Anstalten, die ein zweites tägliches Bedürfniß, das der Nahrung und Reinlichkeit, befriedigen. In den Kaffee-, Barbier- und Badestuben hat man Gelegenheit den Morgenländer in seinen Lieblingsbeschäftigungen zu beobachten. Sie sind aber, gleich den Bazars, nur in kulturgeschichtlicher Hinsicht interessant. Die Kaffeestuben sind viereckige, schmucklose, ausgeweißte, ziemlich schmutzige Gemächer mit möglichst vielen Fenstern, an den Seiten mit Divans versehen, auf denen die Türken niederhocken. Im Hintergrund ist der Herd und Plätze für das Geschirr und die Pfeifen, in der Mitte zuweilen eine kleine Fontäne. Der Kaffee, dieses Lieblingsgetränk des Morgen- und Abendlandes, ist auch hier kein Mocca-, sondern geringer Brasilkaffee. Er wird jedesmal frisch gekocht und in kleinen, unsern Eierbechern ähnlichen Porzellantäßchen, die in einem blechernen oder messingnen Untersatz stehen, in der Hand gereicht. Er wird ohne Zucker und Milch getrunken und läßt einen starken Bodensatz zurück. Außer einigen niedrigen Binsenstühlen für Griechen, Armenier und Franken findet man nichts in diesen Kaffeestuben als die Pfeifen, die nothwendig zum Kaffee gehören. Der Tschibuk oder das Nargileh wird immer zugleich mit dem Kaffee vom aufwartenden Jungen, meist schon angeraucht, angeboten. Der Tschibuk ist die lange Pfeife mit Bernsteinspitze und dem kleinen rothen Thonkopf, das Nargileh die eigentliche morgenländische Wasserpfeife, in Ostindien Huka genannt. Mit tiefen Athemzügen zieht man durch den langen, durch Wasser gehenden Schlauch das Aroma des persischen Krautes ein, das angefeuchtet unter der glühenden Kohle liegt. Der lange bewegliche Schlauch führt in das auf der Erde stehende Wassergefäß, dessen Wasser durch das Ausathmen des Rauches stets in brodelnder Bewegung gehalten wird. Das Rauchen ist überhaupt für den Türken Selbstzweck, namentlich das Nargileh; es ist gewissermaßen ein Kultus, auf den die ganze Aufmerksamkeit, eine wahre Andacht verwandt wird. Daher wird die Cigarre bei den phlegmatischen Türken die Pfeife niemals verdrängen, während unter den beweglicheren Griechen und den Nichttürken überhaupt die Papiercigarre nach spanischer Sitte bereits sehr verbreitet ist. Man genießt so den trefflichen türkischen Tabak ganz frei von den Einflüssen der leicht schmutzig werdenden Röhren und Spitzen. In jeder Kaffeestube findet man, wie bei einem deutschen Studenten, eine Sammlung schöner Weichselrohre mit Bernsteinmundstücken, und auf einem Borte stehen die Nargilehs; eben so in den Barbierstuben, den Wachen, den Feuerthürmen, wo alles zu diesem unentbehrlichen Bedürfniß auf's Beste eingerichtet ist. Diese Gegenstände sind daher auch ein Hauptzweig der türkischen Industrie, namentlich die Bearbeitung des eingeführten Bernsteins zu den Mundstücken, die man in den Bazars von den geringsten Sorten (von gefärbtem Glase) bis zu den feinsten findet, welche mit Perlen und edlen Steinen besezt sind. Jeder Handelsmann arbeitet und verkauft auch in diesem Artikel nur sein bestimmtes Stück, einer die Röhren, der andere die Mundstücke, der dritte die kleinen rothen Thonköpfe, der vierte das duftende Kraut von Latakia.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Ammy, die am Nachmittag des folgenden Tages ein Geschäft in das benachbarte Bergdorf führte, hatte auf ihrem Heimweg durch den Wald einen Kranz von Immergrün gewunden, den sie im Vorbeigehen auf's Grab ihrer Mutter legen wollte; denn schon wehten Herbstesschauer durch's Land und der Winter konnte da seyn, ehe man sich dessen versah.

Wie sie aus dem Walde trat, lag der Abendschein prächtig auf der Landschaft und die Bergheiden, die der blühende Thymian bedeckte, glühten im Glanze der Sonnenlichter. Da mußte sie unwillkürlich an Amerika denken, denn so einsam war es rings um sie, als wohne weit und breit keine Menschenseele, gerade wie Rudolph ihr so oft das Leben im fremden Welttheil beschrieben. Sie blieb auf dem Hügel stehen, blickte sinnend in's Abendroth und sagte: „Der Rudolph hat am Ende doch recht: wir werden erst glücklich seyn, wenn die Sonne, die uns hier untergeht, dort ihr Morgenroth über unsere stille Hütte im Urwald wirft, wenn dort Abend seyn wird, wo hier der Tag anhebt. O Sonne, du bleibst ja doch immer die nämliche, nicht wahr? Und seh' ich dich in Amerika Morgens aufgehen, dann will ich immer denken, eben wird's Abend in Altenhain, eben wirft die Sonne ihren lezten Strahl auf der Mutter Grab und der Mond geht leuchtend über'm Walde auf."

Sie schritt dann den Hügel nach dem Dorfe hinunter und achtete bald, in Gedanken und Bilder der Zukunft verloren, kaum mehr der Außenwelt. Wie sie aber jezt hinter dem Erlenbusch hervortrat, da wo

der Feldweg um den Hügel herum biegt, sah sie in der Entfernung von etwa hundert Schritten auf der steinernen Brücke, die über den Bach führte, einen Mann stehen, der, die Hände auf den Rücken gelegt, starr in's Wasser hinab blickte. Im hellen Abendschein schnitt sich seine hagere, dunkle Gestalt in lichtscharfen Umrissen von der Luft ab; aber weil Ammy selbst von der Sonne geblendet wurde, erkannte sie ihn nicht sogleich, bis sie ihm näher gekommen war und nun sah, daß es der alte Heinrich Falk war. Er hatte seinen gewöhnlichen langen Tuchrock an und darunter trug er faltige Stiefeln, die bis zu den Knien reichten; sein Haupt bedeckte ein schwarzes Sammtkäppchen, unter welchem seines Haares Silberlocken im Abendscheine hervorglänzten. Wer ihn nicht gekannt hätte, würde in dieser mehr bürgerlichen als bäurischen Tracht den Seelsorger oder Schulmeister des Dorfes vermuthet haben, ein Glaube, dem das ernstehrwürdige, von scharfen Zügen markirte Gesicht noch weitere Bestätigung verlieh. Auch das gelbe spanische Rohr mit dem silbernen Knopf paßte nicht recht zum Landmann, wenn derselbe unter der Abendfeier hinaus nach seinen Feldern wandelt, um nachzusehen, ob die Stoppeln gehörig untergepflügt oder die Wassergräben ausgestochen sind. Kurz, es war eben eine andere Erscheinung als die des gewöhnlichen Vogelsberger Bauers, denn etwas fremdartig Förmliches und Zurückhaltendes lag von jeher im Wesen des alten Herrnhofbesitzers, der den besten Theil der Altenhainer Gemarkung sein eigen nannte und darum wohl auch schon in seiner äußern Erscheinung eine Ausnahme vom „geringen" Manne machen durfte.

Ammy klopfte das Herz, indem sie dachte, daß sie jezt so nah an ihm vorübergehen müsse. Sollte sie den Vater Rudolphs grüßen? sollte sie stumm an ihm vorbeiwandeln? Sie hatte immer eine gewisse Scheu vor dem ernsten stillen Nachbar im Herzen getragen, dessen Augen stets so fest und ruhig auf sie gerichtet waren, wenn sie ihm einmal zufällig begegnete, als kenne er sie gar nicht, während sie doch fast unter diesen Augen aufgewachsen war. „Ich biet' ihm doch einen guten Abend," sprach sie nach kurzem Bedenken, „und laß' es darauf ankommen, ob er mich wieder grüßt. Er ist ja am Ende doch Rudolphs Vater, der ihn nach mir über alles in der Welt liebt und werth hält."

„Guten Abend, Nachbar Falk," sagte sie darum im Vorüberschreiten so laut, daß der alte Mann fast erschrocken aus seinem tiefen Sinnen auffuhr und sich hastig nach ihr umkehrte; ja, er ging sogar einige Schritte auf sie zu, wie wenn er sie anreden wolle, obwohl sie merkte, daß er es nur aus Zerstreutheit that. Denn als er sie erkannte, stand er mitten auf der Brücke still und blickte sie so starr an, daß ihr dabei ganz sonderbar zu Muthe wurde und sie gleichfalls unwillkürlich stehen blieb.

„Du bist die Ammy Wahl?" redete er sie nach einer Pause mit einem, wie ihr vorkam, unsichern Tone an. „Ei ja doch," erwiederte sie beklommen und schlug vor dem strengen Blick, mit dem er sie betrachtete, die Augen nieder. „Er kennt mich schon, Nachbar Falk, und weiß — —" Ihre Stimme stockte. „Für wen ist denn der Kranz da, den du am Arme trägst?" fragte er um ein weniges milder nach einer Pause. „Ich wollt' ihn auf's Grab meiner Mutter tragen," erwiederte sie und bemerkte bei diesen Worten eine leise Bewegung in seinen Zügen. Ermuthigter fügte sie hinzu: „Es ist ja das lezte, was ich ihr noch thun kann. Wollte Gott, sie lebte noch!"

Da sagte der Alte mit einem sonderbar veränderten hastigen Tone: „Laß sie ruhen, deine arme, brave Mutter, und gönne ihr den ewigen Frieden! Ihr ist wohler als uns allen." Er legte nach diesen Worten mit einemmal seine Hand auf des Mädchens Schulter, und wie Ammy ihn verwundert anblickte, merkte sie, daß etwas in ihm vorgehe, wie wenn er ihr Wichtiges mittheilen wollte und nicht das rechte Wort dafür finden könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

(Schluß.)

Schauspiele. — Musik.

Aber die nahegerückten und vielbesprochenen Scenen des Jammers sind im Publikum bald wieder vergessen werden. Vor und nachher gab es Zerstreuungen so viel und mannigfach wie fast noch nie. Dem alljährlichen Bogenschützenschmaus, der das höhere Bürgerthum der Stadt darstellt, wohnten zu Ehren der durchlauchtigen Schützenkönigin dießmal auch die Prinzen und einige Herren von der Conferenz bei. Die Thatsache, daß

von diesen Schützen keiner unter den Maiaufrührern gewesen, wurde rühmend hervorgehoben, und ein österreichischer Gast brachte zum Entzücken der Einheimischen auf das „liebe" Dresden einen Trinkspruch aus. Zu den Tanzfreuden in allerlei Gesellschaftskreisen ist seit 1850 auch ein Schulball für die Gymnasiasten gekommen, wogegen man von Kinderbällen jezt, Gottlob, weniger hört. Auch an musikalischer Unterhaltung hat es nicht gefehlt. Im Theater sang die Lagrange oder geigte die zehnjährige Gerato aus Venedig. Die öffentlichen Concerte auf der Terrasse wurden ein paarmal zu Gedächtnißfesten erhoben. Man feierte am 27. Januar Mozarts, am 3. Februar Mendelssohns Geburtstag mit allerlei Tonsezungen der beiden Meister, und es war erfreulich zu sehen, wie die klassische Musik auch noch so viel männliche Zuhörer anzog, und sogar ohne die im obern Saal verpönte Cigarre stundenlang festhielt. Neben dem Hof- und Volkstheater unterhält ein vielgerühmtes Puppenspiel kleine und große Kinder; es ist bei der Schuhmacherinnung eingekehrt, wird aber nicht bloß von Schustern besucht. Auch außerdem hat uns die Spekulation auf unsere hohen Gäste eine Menge von Schaustellungen auf einmal oder kurz hintereinander zugeführt. Hier paradirte ein mehr als vierzehn Viertel hohes Riesenpferd neben einem Zwerggeschöpf gleicher Gattung, dort zeigte ein gelehrter Hund, „Professor Mohr" betitelt, seine arithmetischen und andern Künste. Der gepriesene Nappo ist nach kurzer Entfernung wiedergekehrt, oder wie manche versichern, nur Einer der Seinigen, der den tönenden Namen mißbraucht. Ueber dem verschütteten Judenteich tummeln sich noch immer Bereiter (»putrem quatit uncula campum«) und locken die Zuschauer selbst mit Freiloosen zu ausgespielten Rossen. Wenige Schritte davon treibt ein ägyptischer Zauberer, Professor Bils aus Athen, seinen Hokuspokus. Den meisten und anhaltendsten Beifall aber hat die Loczer ungarische Musikgesellschaft gefunden. Es offenbarte sich auch hier wieder, wie sich unsere Kunst und Bildung schier ausgegeben hat und gern bei der halben Barbarei borgen geht. Es hätte einen wehmüthigen Eindruck machen sollen, daß aus dem kaum erst bezwungenen, kläglich verblutenden Nachbarvolke ein Edelmann mit fünfzehn ihm dienstbaren Spielleuten, die unterlegenen Nationalfarben zur Schau tragend, dasselbe Land, das seine Vorfahren einst siegreich bis zur Mitte durchstreiften, jezt von Stadt zu Stadt, im Grund bettelnd, durchwandert. Seine erste Ankündigung im Tageblatt klang auch erbarmenswerth verworren. Aber das Traurige der Erscheinung wurde wenig oder gar nicht beachtet. Nach dem ersten glorreichen Auftreten auf der Hofbühne wurden den Femdlingen noch drei Theaterabende verwilligt. Seitdem sind sie auch in größere Privatcirkel berufen, und sogar eine volle Nacht durch zur Tanzmusik engagirt worden. Alles an diesen Ungarn, Sichtbares und Hörbares, hatte den Charakter des Grellen, die Sinne ungestüm Ueberwältigenden; schon ihre stramme Haltung, ihre halbtatarischen breiten und trozigen Gesichter, ihre aus Hochroth und Blau zusammengesezte, mit Borten, Schnüren, Knöpfen überdeckte Tracht, noch mehr ihr zuckendes oder schabendes Bogenstreichen, wobei dem Chorführer die Roßhaare umherflogen und nach jedem Stück abgepflückt wurden, am meisten endlich das zwar energisch taktvolle, aber schreiende, selten wohlthuende musikalische Getön, in dem die Blasinstrumente überwogen. Bewundernswerth erschien nur ihr wohlgeübtes, exaktes Zusammenspiel ohne alle Noten und Taktschläge. Märsche und Tänze, zumal die nationalen, gelangen am besten; der Rakoczymarsch mußte allabendlich wiederholt werden. Das Publikum berauschte sich an den Klängen, wie jener Ungarjüngling in Lenau's „Werbung." In einem Stück „der Nachtigall Abschied," war wenig von Nachtigalltönen zu vernehmen, in dem „Zimbal-Solo" nur der Urahn unseres Klaviers als Curiosum mitleidig zu erkennen. Aber in dem übrigen, fast steten Furioso vergegenwärtigte sich ein ungarischer Reiterangriff, oder man dachte an jenes:

> Lauter immer, immer toller
> Braust der Instrumente Kampf,
> Braust die alte Heldenweise,
> Die vor Zeiten wohl mit Macht
> Frische Knaben, welke Greise
> Hinzog in die Türkenschlacht.

London, Februar.

(Fortsezung.)

Die Industrieausstellung.

Der stärkste Sturm, welcher je in England beobachtet worden ist, drückte auf den Quadratfuß nur mit einem Gewicht von 22 Pfund. Nehmen wir aber 28 Pfund an, so gibt dieß für die ganze äußere Oberfläche nur 1400—1500 Tonnen, also kaum den zehnten Theil dessen, was die Säulen tragen können. Die Stürme, welche wir in den lezten Monaten hatten, und die zu den heftigsten gehören, deren man sich zu erinnern weiß, erschütterten den Glaspalast nicht im Geringsten, obgleich er damals nach der Windseite hin offen war und dem Element also den freiesten Spielraum bot. Eben so ungegründet ist die Befürchtung, daß die Galerien zu schwach seyen, um eine große Menschenmasse zu tragen. Fox hat nachgewiesen, daß jede der eisernen Stützen für die Galerien leicht 15 Tonnen trägt, und daß sie zur Probe bis zu 30 Tonnen belastet worden sind. Nimmt man aber die größtmögliche Anzahl von Menschen, die auf der Galerie zusammengedrängt seyn können, d. h. ungefähr ein Gewicht von 112 Pfund auf den Quadratfuß, so gibt dieß für jede einzelne Stütze nur $5^1/_3$ Tonnen, also nicht viel mehr als den sechsten Theil dessen, was sie tragen kann. Ferner wurde vielfach behauptet, das innerhalb des Gebäudes verdunstende Wasser würde sich an der Glasdecke sammeln und in Tropfen herunterfallen. Fox stellte darüber Versuche an und ließ große Quantitäten Wasser verdampfen, ohne daß auch nur die geringste Unannehmlichkeit eingetreten wäre. Das Dach bildet nämlich keine ebene Fläche, die einzelnen Glasplatten sind wie eine Reihe von lateinischen Fünfern (VVVV) zusammengefügt, und die Feuchtigkeit, wenn sie von innen herabströmt, wird in kleinen Rinnen aufgefangen, die an der untern Spitze der Dreiecke angebracht sind und in den hohlen Säulen ausmünden. — Hinsichtlich des Zutritts zum Glaspalast während der Dauer der Ausstellung sind die Meinungen getheilt. Der Vorschlag, nur in den ersten Wochen und später nur einen Tag in der Woche Eintrittsgeld zu erheben, hat vielen Widerspruch gefunden. Die Times berechnet, daß jeden Montag ohne die Fremden 250,000 Menschen ohne Beschäftigung sind, die natürlich alle die Ausstellung besuchen wollten; und wenn auch das Industriegebäude 50,000 Menschen fassen könne, so müßte auf diese Weise doch ein solches Gedränge entstehen, daß die Absichten der Taschendiebe nicht wenig begünstigt würden. Paxton hat vorgeschlagen, daß die Kosten, welche durch das Eintrittsgeld nicht gedeckt werden, von der Staatskasse zu übernehmen wären. Dagegen sprachen sich alle Blätter auf's Entschiedenste aus und erklärten, daß das ganze Unternehmen durch eine solche Einmischung der Regierung seinen großartigen Charakter einbüßen würde. Die Ausstellungskommission ist übrigens so wenig geneigt, auf diesen Vorschlag einzugehen, daß sie sogar die königlichen Sappeurs und Ingenieurs, welche bei den Arbeiten helfen, aus ihrer Tasche bezahlt.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

# Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 51. Freitag, 28. Februar 1851.

— All his visage wann'd,
Tears in his eyes, distraction in's aspect,
A broken voice — And all for nothing?
Shakespeare.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Ein Widerstreit in den Gefühlen Falks war deutlich in seiner Miene zu lesen, bis er zuletzt seine Unentschlossenheit überwand und zögernd sagte: „Höre, Ammy, es ist gut, daß ich dich einmal unter vier Augen sprechen kann; schon lange hatt' ich's im Plane, dir meine Herzensmeinung offen darzulegen, denn du — obwohl du seine Tochter bist — verdienst doch mein Vertrauen, weil ich dich für eben so ehrlich und fromm und gut halte, wie ich deinen Vater — doch das soll hier nicht gesagt werden! Zur Sache denn, weil es einmal Gottes Wille ist, der das Glück und den Frieden meiner alten Tage in deine Hand legt, mein gutes Kind! — Wie steht's mit dem Rudolph? Habt ihr's noch im Geheimen mit einander? oder geht er dir aus dem Wege wie du ihm? Warte noch, sage mir noch nichts, ehe du's recht überlegt hast, da hier die reine Wahrheit uns allen, auch dir, Ammy, zum Heile gereicht. Also besinne dich zuvor, mein Kind, denn wisse, was du mir sagst, hört nicht allein dieses Ohr; auch der allwissende Gott hört deine Worte und Er" — hier faltete er bewegt die Hände — „Er wolle nicht mit dir in's Gericht gehen, wenn du einen alten bekümmerten Vater belügst. Beim Gedächtniß deiner selig entschlafenen Mutter, sprich die Wahrheit, Ammy: wie steht's mit dem Rudolph? Liebst du ihn noch?"

Das Mädchen wurde durch diese Frage, die ihr in's innerste Herz griff, eben so erschüttert wie durch den feierlichen und doch zurückhaltenden Ton, mit dem der Alte dieselbe an sie richtete. Ein schrecklicher Zweifel ergriff sie; sollte sie ihm alles bekennen, sollte sie ihm alles verschweigen? Mit zitternder Stimme sagte sie deßhalb, und um nur Zeit zu gewinnen an eine Ausflucht zu denken: „Ach, Nachbar Falk, wie quält Er doch mein Herz und möchte es ausforschen bis zum allertiefsten Grunde! Und Er selbst, Er selbst sagt mir doch auch nicht, was ich so gerne von Ihm wissen möchte und wofür ich jetzt gleich zehn Jahre meines Lebens dahin gäbe." — „Was soll ich dir sagen?" rief Falk auflauschend. „Sprich, Ammy, Vertrauen gegen Vertrauen — was soll ich dir sagen?"

Da faßte sie sich ein Herz, und mit einer festen Stimme, so fest, daß sie ihr beinahe selber fremd klang, erwiederte sie, indem sie ihm muthig in's Auge sah: „Sage mir der Nachbar Falk zuvor, warum Er eigentlich meines Vaters Todtfeind ist, wie dieser der Seinige, und wenn ich's richtig weiß, soll Er auch von mir hören, wie ich's mit dem Rudolph halte. Ich kann nun einmal dieser Feindschaft nicht auf den Grund schauen, und doch hat sie mir mein Liebstes in der Welt — —"

Des alten Mannes Gesicht hatte bei dieser Wendung des Gesprächs den Ausdruck eines heftigen Schreckens angenommen; eine fahle Blässe bedeckte seine Züge und er war eine zeitlang vor Staunen und Bestürzung über diese dreiste Frage ganz außer Stande eine Antwort darauf zu geben. „Ich und dein Vater? das also willst du wissen?" stammelte er endlich tonlos und seine Brust hob sich krampfhaft. „Nun ja, Ammy, du sollst die Auskunft haben, wie ich die deinige eben so treulich erwarte. Nimm das Kränzlein da, trag's auf deiner Mutter Grab und frage sie, frage ihren verklärten Geist, er wird dir sagen, warum der Konrad Wahl und der Heinrich

Falk aus treuen Freunden Todfeinde geworden sind; er wird dir sagen, das beide sie zum Weibe begehrten und daß der, dem sie den Vorzug vor dem andern gab, sie eben so unglücklich machte wie der, den sie verschmähte, darüber selber unglücklich wurde. Nun hast du den Grund unserer alten Feindschaft und nun sprich: wie steht's mit dir und dem Rudolph?"

„Halt, Nachbar Falk!" rief Ammy, die nun mit sich im Klaren war, was sie thun solle. „Was Er mir da von meiner Mutter sagt, wußt' ich schon seit Jahren, und brauche darum nicht ihr Grab zu fragen, was ihr Mund mir einst selber anvertraut hat. Ich weiß, daß Er mit meinem Vater um die arme schöne Hirtentochter gefreit hat — ach! einer war damals noch so gut und brav wie der andere — aber sag' mir doch der Nachbar, wenn es auch natürlich wäre, daß Er, der verschmähte Freier, dem glücklicheren Nebenbuhler den Besitz der Katharina neiden durfte — was treibt denn meinen Vater zu dieser bittern Feindschaft, ihn, der Ihm doch die schöne Katharina abgewann? Und der Nachbar Falk, als ihn meine Mutter abwies, heirathete gleich darauf die Mutter seines Sohnes, lebte glücklich und in Frieden mit ihr bis zu ihrem Tode — Gott hab' sie selig! — und doch haßt Er meinen Vater fort und fort, als hätt' Er sein eigenes Weib niemals treu geliebt. Das, und nur das wollt ich von Ihm erklärt haben, und eher hab' ich auch die rechte Antwort nicht."

Falk hatte sie während ihrer Rede unbeweglich angesehen, ihr Einwand schien ihn jedoch lange nicht mehr so sehr zu überraschen, wie ihre erste Frage, ein seltsames Lächeln glitt sogar über seine Züge, und schmerzlich bewegt zuckte er mit einem frommen Blick gen Himmel die Achsel, indem er wie verwundert sagte: „Und das fragst du, Ammy? Du, des Konrad Wahl eigenes Kind fragst noch, warum dein Vater mich haßt? Bin ich ihm etwa so ähnlich an — Untugend, an — Lasterhaftigkeit und gottlosem Lebenswandel, daß er in mir einen von Seinesgleichen erblicken sollte? Ich sage dir, Ammy, dein Vater haßt mich um seines schlechten Herzens, um — — seines bösen Gewissens willen, verstehst du mich, Mädchen?"

Er sprach die lezten Worte zwar mit fester, feierlicher Betonung, war aber, was Ammy befremdete, innerlich so erschüttert davon, daß er zum nächsten Brückenstein wankte und sich wie erschöpft darauf niederließ, als wenn ihm die Kraft fehlte, sich noch länger aufrecht zu erhalten. Sie fühlte inniges Mitleid mit dem alten Manne, und wie er jezt sein Sammtkäppchen abzog, es in den gefalteten Händen zusammenpreßte und leise für sich zu beten anfing, machte dieß einen solchen Eindruck auf sie, daß sie in Schluchzen und Thränen ausbrach und gerührt sagte: „Ach, Nachbar Falk, nun hat Er mir, weiß Gott! die rechte Antwort gegeben, denn nun hab' ich's sicher, was mir schon lange mein eigenes Herz sagte: Der Konrad Wahl haßt Ihn um seiner Frömmigkeit, um seines gottesfürchtigen Wandels willen; er mag es nicht sehen, wenn einer seiner Nächsten an unsern Herrn und Heiland glaubt und treulich den Geboten der Religion nachlebt. Selbst wenn mein Vater zum heiligen Nachtmahl geht, flucht er vor und nach der Kirche, und Ihn, Ihn haßt er darum wie seinen ärgsten Feind, weil der Nachbar in allem das Gegentheil von dem thut, was mein Vater treibt und denkt. Gott segne Ihn, Nachbar Falk! Er ist wahrlich nicht so der Feind meines Vaters, wie dieser der Seine, und darum laß Er mich jezt mit einem Händedruck scheiden! — Wollte der Himmel, Er wäre mein Vater!"

„Wollte der Himmel!" sagte der Alte dumpf und gedankenvoll vor sich hin und sah mit einem schweren Seufzer empor, als das Mädchen jezt seine Hand ergriff.

„Du bist mir aber noch immer die Antwort auf meine Frage schuldig," fuhr er dann mit sanftem Vorwurf fort. „Nun, ich sehe daraus, auch ohne daß du mir's bekennst, daß dir der Rudolph noch nicht aus dem Sinne ist und du's am Ende gar noch heimlich mit ihm hast? Ist's nicht so? Ja, du wirst [illegible] du zitterst! Nun weiß ich genug und danke dem Herrn noch einmal, daß er uns beide zusammengeführt hat. Höre, Ammy, du bist ein verständiges Mädchen und wirst wissen es zu ertragen; darum sag' ich dir: Schlag' dir den Rudolph aus dem Sinn, denn ehe nicht aus Nacht Tag, aus Fluch Segen wird, kann aus dieser Heirath nichts werden; hörst du, Ammy, nichts, es triumphirten denn die höllischen Geister über euern Liebesbund und säße der schwarze Engel der Schuld beim hellen Sonnenlicht auf der Schwelle eurer Thüre! Das ist meine Meinung, Ammy: so lange dein Vater am Leben, oder du nicht vor Gott und Welt das Zeugniß ablegen kannst, daß du nicht sein Kind bist, gezeugt aus dem Samen des Fluches und genährt von der Milch der Verdammniß — hörst du, Ammy, das sag' ich, ich, der Vater deines Liebsten — so lange wollt' ich meinen einzigen Sohn lieber im Grabe als mit dir am Traualtare sehen. Darum schlage dir den Rudolph aus dem Sinn und höre mich weiter. Ich habe mir's reiflich überdacht, daß wenn ihr beide beisammen hier in Altenhain bleibt, die Sache kein gut thut. Jagt doch der Sommerwind die Nesselsaat aus deines Vaters Hof über die Mauer in meinen Garten, daß sie dort aufgeht; arbeitet sich doch der alte Hollunderstrauch in meinem Besitzthum durch's Mauerfundament in euern Hof und treibt dort neue Schößlinge, und die Liebe — o ich weiß, Ammy, die Liebe ist leichter als Nesselflocken und hartnäckiger und eifriger als Holderwurzel."

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Neben die Kaffeestuben stellen sich die Barbier- und Badstuben, da Waschungen nach den religiösen Vorschriften und den Geboten des heißen Klimas zu den täglichen Lebensbedürfnissen gehören. Die Badestuben sind viereckige, mit Kuppeln überwölbte Gemächer, in die sparsames Licht durch eine Oeffnung des Kuppelgewölbes fällt. Durch heiße Wasserdämpfe wird man zuerst in ungeheure Transspiration gesezt, dann von einem Badeknecht abgerieben, gestriegelt, mit heißem Wasser begossen, abgeseift, durchgeknetet, endlich kalt übergossen und dann wie ein Todter völlig in reinliche weiße Tücher eingewickelt und auf ein Ruhebett gelegt. In vollständiger Abspannung zwischen Schlaf und Wachen dämmert man dann in reichlicher Transspiration, beim plätschernden Geräusch einer kleinen Fontäne eine Stunde hin, bis man sich durch Kaffee und Tschibuk wieder zu neuer Thätigkeit ermuntert. Diese Bäder werden von den Türken sehr stark benuzt, namentlich von den Weibern, die sie zugleich als Vereinigungsorte zum Plaudern und zum Intriguiren benutzen, wozu den Männern die Kaffeehäuser und noch mehr die Barbierstuben dienen.

Diese sind im Allgemeinen den Kaffeestuben sehr ähnlich, nur kleiner, aber eben so nach der Straße zu geöffnet, so daß man sie von hier aus fast ganz übersieht. Die Hauptthätigkeit der Barbiere besteht darin, den Kopf gänzlich bis auf einen Haarbüschel abzurasiren. Der Kopf ruht dabei auf dem Schooße des Barbiers und wird mit unglaublicher Behendigkeit eingeseift und bis auf den Haarbüschel, an dem der Prophet die Gläubigen ins Paradies zieht, säuberlich abgeschoren. Es scheint dieß beim heißen Klima und der dichten Kopfbedeckung, dem filzenen Fes, unter dem zur Kühlung eine weiße wollene Müze getragen wird, aus Gesundheits- und Reinlichkeitsrücksichten nothwendig zu seyn. Das Barthaar wird dagegen nicht geschoren, sondern nur gestuzt und gibt einer ächten orientalischen Physiognomie erst ihr rechtes Gepräge.

Außerdem findet man in den Straßen verschiedenartige offene Buden, in denen Tabak, Brod, Confekt, sonstige Eßwaaren und dergleichen feil geboten werden. Da stehen Zuckersachen, eingekochte Früchte, Eis, Sorbet zu Kauf; unter Glocken von rosenrothem und weißem Flor liegen die wunderlich geformten Confituren, kleine Kügelchen von klarem Zucker mit Rosen- und Orangenwasser und andere fremdartige Näschereien zierlich ausgebreitet. Dabei hat man auch Gelegenheit von der Straße aus die Fabrikation dieser Gegenstände zu beobachten. In andern Buden werden geröstete Fische, geschmortes Fleisch, gebratene Kastanien verkauft, in andern stehen auf zierlicher Marmorplatte eingeschenkte Gläser mit Wasser bereit, so daß man für einen Para, eine unendlich kleine Kupfermünze, seinen Durst löschen kann, wenn gerade kein öffentlicher Brunnen oder keine Privatbegräbnißkapelle in der Nähe ist, bei denen gewöhnlich messingene Schaalen an zierlichen Ketten, mit Wasser gefüllt, zur allgemeinen Benutzung bereit stehen. Neben diesem Marktverkehr, der auf die Küche der niedern türkischen Volksklassen berechnet ist, gibt es einen ambulanten Ausruf. Orangen, Früchte, Salat, Limonade, Wasser, Confekt, Kohlen, Holz, alles was zu den gewöhnlichsten Lebensbedürfnissen gehört, wird umhergetragen, ausgerufen, verhandelt. Die vollen schwellenden Oelschläuche und die in Kuhhäuten aus der Bulgarei eingeführte Butter gewähren einen unangenehmen Anblick, und namentlich ist die in der Gestalt eines natürlichen Ochsen verwahrte Butter geeignet, einem Abendländer allen Geschmack dafür, wenigstens für Konstantinopel, zu verderben.

(Schluß des Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Pfalz, Februar.

Der große Prozeß.

Der Specialgerichtshof zu Zweibrücken hat am 11. Febr. sein Urtheil gefällt, und der erste Theil der öffentlichen Verhandlungen in dem großen Rebellions- und Hochverrathsprozesse ist somit vorüber. Die schweren Worte „Tod" und „Gefängniß" haben die Herzen der Betheiligten und der großen lautlos harrenden Menge erschütternd berührt, das erste zwei-, das andere zwölfmal. Zwölfmal ertönte aber auch das Jubelwort „frei!" Vier schwere Wochen sind dem entscheidenden Tage vorangegangen, anstrengend und ermüdend für Richter, Staatsanwalt und Vertheidiger, ängstlich spannend für die Angeklagten und ihre Freunde und selbst für das ab- und zuströmende Publikum, das sich zu Anfang und zu Ende sehr zahlreich, weniger während des langen Zeugenverhörs eingefunden. Nicht weniger als 196 Zeugen mußten abgehört werden, was fünfzehn lange Sitzungen in Anspruch nahm. Wenn die Aussagen der Belastungszeugen auch keineswegs den Beweis lieferten, daß die radikale, wild aufgehezte Bürgerwehr des Städtchens Bergzabern, in Gemeinschaft mit der zugezogenen Freischaar, am 17. Juni 1849 ein Complott oder Attentat gegen die conservative Gemeinde Steinfeld und die Dörfer Rechtenbach und Schweigen gemacht, das den Zweck hatte, Verheerung, Mord, Brand und Plünderung in eine oder die andere dieser Gemeinden zu tragen; wenn

sich als nächster Zweck des Steinfelder Zuges vielmehr die Befreiung ihres vor den anrückenden Preußen schon geflüchteten Commandanten herausstellte, der in Steinfeld verwahrt wurde, nachdem ihn die Zollschutzwache verhaftet hatte, so sind auf diesem Zuge doch Verbrechen begangen worden, die schon den freiwilligen Theilnehmer, noch mehr den einzelnen Thäter schwer belasteten. Ein Mann von Steinfeld wurde erschossen, fünf andere wurden schwer verwundet, eine Scheune niedergebrannt, unter anderem ein Pferd entwendet, verschiedene Verhaftungen mit großer Brutalität ausgeführt, eine derselben gegen den Zollcontroleur Noll unter Bedrohung mit Mord. Konnte der Gerichtshof einerseits nicht auf den Antrag des Staatsanwalts eingehen, der die Angeklagten, bis auf zwei, in die Todesstrafe verfällt wissen wollte, so konnten andererseits die fünf vertheidigenden Advokaten weder die Einrede der Incompetenz des Specialgerichtes durchsetzen, noch ihre Clienten alle so entlasten, daß eine allgemeine Freisprechung hätte Platz greifen können. Ein gewisser Hörner von Bergzabern, einer der wildesten Demokraten, der den Noll unter Todesdrohung verhaftet hatte, ward darum zum Tode verurtheilt, mit ihm ein gewisser Hall von Neustadt, der beim Anstecken der Scheune thätig war. Die ausgesprochenen Zwangsarbeitsstrafen lauten auf zwölf, acht, sieben, sechs und fünf Jahre, ein einziger der Verurtheilten kam mit zwei Jahren davon. Gott und der König mögen den Einzelnen gnädig seyn! — Wer der vierwöchentlichen Procedur einigermaßen gefolgt ist, hat hier wieder, wie in neueren Zeiten so oft, mit Staunen und Bedauern ausrufen müssen: „Welche Republikaner oder Verfechter der Reichsverfassung! welche Zeugen!“ Daß die Zeugen oft so widersprechend, ihren eigenen früheren Aussagen widersprechend deponirten, das wundert uns freilich nicht mehr so sehr, seit wir kennen gelernt haben, wie verwirrt und verkehrt die Begriffe von Recht und Sittlichkeit gerade auf dem sogenannten politischen Gebiete in unsern Tagen geworden sind. Wer aber begreift es, wie sich die Bevölkerung eines Städtchens, einer Gegend, von einem verdorbenen Krämer, wie der flüchtige Commandant Gorsch, dem hirnlosesten Schreier und größten Feigling, oder von einem hergelaufenen Schustergesellen, wie der Flüchtling Löhner, theilweise willig commandiren, theilweise unwidersprochen terrorisiren, ja schmählich tyrannisiren lassen konnte? Welche übermüthigen, brutalen Standrechtshelden auf der einen, welche armen Gevatter Schneider und Handschuhmacher als freiwillige oder gezwungene Republikaner und bewaffnete Mitzügler auf der andern Seite! Es ist ein Jammer! Was alles wird sich noch ergeben, wenn das Schwurgericht mit dem 3. März seine Verhandlungen beginnt! Wir werden außer den gewöhnlichen Vierteljahresassisen, für welche die Geschworenen, meist wohlhabende Geschäfts- und Landleute, bereits ernannt sind, noch zwei außerordentliche Sessionen unmittelbar darauf haben, und zwar mit neuen Geschworenen, ein Umstand, den die Vertheidiger der Angeklagten für gesetzwidrig halten und den sie wahrscheinlich als Cassationsgrund geltend machen werden. Eins scheint sicher, daß die ganze Verhandlung noch drei bis vier Monate in Anspruch nehmen wird. Jedenfalls dürfte nie ein Schwurgerichtsprozeß von solcher Ausdehnung weder in Deutschland, noch auch in Frankreich oder England vorgekommen seyn.

(Schluß folgt.)

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Industrieausstellung.

Man kann sich denken, daß in London umfassende Vorbereitungen für den Empfang der zahlreich erwarteten Gäste gemacht werden. Die Inhaber der Hotels rüsten sich gewaltig, um die gehofften Millionen aufzunehmen und nach Kräften auszubeuten; die Besitzer von Miethwohnungen schaffen Vorräthe an und schwelgen in der Hoffnung auf erhöhte Preise; tausende von Sprachkundigen spekuliren darauf, den Besuchern als Dolmetscher und Wegweiser zu dienen, und die zahlreichen Industrieritter, von dem vornehmen Swell Mob bis zum ordinären Taschendiebe herab, freuen sich im voraus auf die reichliche Ernte. Aber alle diese Spekulationen sind auf sehr lockern Grund gebaut und werden größtentheils scheitern. London ist eine Stadt von zu großem Umfang, als daß selbst der Zufluß einiger Millionen, die sich indeß auf ein halbes Jahr vertheilen werden, eine wesentliche Veränderung in den Preisen hervorbringen könnte. Die Nahrungsmittel können bei der ungeheuern gewöhnlichen Zufuhr nicht theurer werden, und wenn einzelne Wirthe ihre Zechen übertreiben wollen, so wird die Concurrenz diesem Unwesen schnell ein Ende machen. Es hat sich im Interesse der Fremden, welche der englischen Sprache nicht kundig sind, ein Comité gebildet, das tüchtige Männer, die deutsch und französisch sprechen, für die Dauer der Ausstellung wirbt, um den Ausländern in jeder Weise an die Hand zu gehen. Was die eigentlichen Gauner betrifft, so läßt sich allerdings nicht läugnen, daß dieselben, wie aus den Polizeiberichten hervorgeht, eine bedeutende Thätigkeit entwickeln, und es ist sogar sicher, daß die gewandtesten Industrieritter der Hauptstädte des Continents und Amerikas hieher zu kommen beabsichtigen. Ist doch neulich ein Abgesandter des New-Yorker Swell Mob in der ersten Cajüte des Dampfschiffs über das Weltmeer gereist und als Elegant in London angekommen, um das Terrain zu sondiren, und für seine Kameraden Quartier zu machen. Aber die Polizei kennt alle Machinationen dieser saubern Gesellen und hat entsprechende Maßregeln getroffen. Während der Ausstellung wird nicht nur die Zahl der Detectives (der eigentlichen Diebsfänger) verdoppelt und die der Constabler um 900 vermehrt, man hat auch wegen der fremden Gauner tüchtige Agenten aus Paris, Wien, Berlin, Petersburg und New-York nach London bestellt, so daß sich das Publikum über diesen Punkt vollkommen beruhigen kann. Um die Handhabung der Ordnung im Industriepalaste selbst zu sichern und Diebstähle so gut wie unmöglich zu machen, ist durch das ganze Gebäude ein elektrischer Telegraph gelegt worden. Sollte also einer der Aussteller oder der Besucher irgend etwas vermissen, so braucht er nur Lärm zu machen, und im Nu sind die Beamten in allen Räumen unterrichtet; die Thore können geschlossen und die nöthigen Nachforschungen angestellt werden, ehe der Dieb Zeit hat mit seiner Beute zu entwischen. So wenig also ihre Sicherheit gefährdet seyn wird, eben so wenig brauchen die Fremden zu fürchten, kein Unterkommen, oder nur zu enormen Preisen zu finden. Man erwartet, und zwar mit Recht, einen ungeheuern Zufluß von Menschen, und die englische Presse schlägt ziemlich einstimmig die Zahl der Besucher aus dem Auslande auf zwei Millionen und aus dem vereinigten Königreiche auf fünf Millionen an; wenn aber diese Zahlen auch nicht übertrieben sind, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Ausstellung fünf Monate dauert. Nehmen wir für die Ausländer im Durchschnitt einen Aufenthalt von vierzehn Tagen und für die Inländer von acht Tagen an, was eher zu viel als zu wenig ist, so befinden sich höchstens 200,000 inländische und 250,000 fremde Besucher zu gleicher Zeit in London, d. h. die Zahl der ständigen Bewohner von beinahe drei Millionen wird etwa um ein Sechstel vermehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Monatsregister Februar.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 2. Donnerstag den 27. März 1851.

Wilhelm von Humboldt.

[195] Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Lichtstrahlen aus W. v. Humboldt's Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin. Vierte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr. Gebunden 5 Thlr.

---

[52] So eben erschien:

Der

musikalische Hauslehrer

oder

theoretisch-praktische Anleitung für Alle

die sich **selbst** in der Tonkunst, namentlich im Pianofortespiele, im Gesange und in der Harmonielehre ausbilden wollen.

Von

Dr. G. W. Fink.

Zweite Ausgabe in 4 Lieferungen à 10 Ngr. Mit vielen Notenbeispielen. gr. 8. br. Vollständig 1 Thlr. 10 Ngr.

Mehrfach geäußerten Wünschen gemäß habe ich den Preis dieser Ausgabe ermäßigt und hoffe somit Gelegenheit zu geben, daß dieses vortreffliche Buch, welches sich ganz besonders für den Musikunterricht eignet und von vielen Autoritäten empfohlen worden ist, recht häufig dazu benutzt werde.

C. A. Haendel in Leipzig.

---

[193] Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Moderne Titanen

Kleine Leute in großer Zeit.

Drei Theile.

Gr. 8. Geheftet. 4 Thlr.

---

[54] In der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Zweiunddreißigster Jahrgang.

Zweites Februarheft.

Inhalt: Beschreibung eines Apparats zum Speisen der Dampfkessel und zum Unterhalten eines gleichen Wasserstandes in denselben bei jedem Dampfdruck; von Hrn. Bloch in Straßburg. Mit Abbild. — Ueber die Nothwendigkeit die Bewegung des Luftpumpenkolbens der Condensations-Dampfmaschinen zu compensiren; von G. Heaton in Birmingham. — Maschinen zum Behauen und Bohren von Felsen oder Steinen, sowie zum Einrammen von Pfählen; von W. Newton in London. Mit Abbild. — Methoden zum Vereinigen von Gutta-percha-Röhren. Mit Abbild. — Verbesserungen an elektrischen Telegraphen; von E. Highton, Ingenieur in London. Mit Abbild. — Ueber die Kohksbereitung zum Eisenbahnbetriebe in Belgien und in dem nördlichen Frankreich; vom Bergwerksingenieur de Marsilly. — Ueber den Unterschied zwischen Luftheizung und Ofenheizung in ihrer Einwirkung auf die Zusammensetzung der Luft der beheizten Räume; von Dr. Max Pettenkofer. (Forts.) — Elektrochemische Verzinnung der Metalle; von A. G. Roseleur und E. Boucher. — Ueber farbige Feuer; von Prof. Winkelblech. (Schluß.) — Verfahren zum Starrmachen der Spuren von Fußtritten im lockersten Boden, bei Criminaluntersuchungen; von Hugoulin. — Versuche über den Einfluß des Gypses auf die Vegetation; von Ch. Mène. — Einfaches Verfahren, das spezifische Gewicht der Kartoffeln zu bestimmen; von Prof. Fresenius und Prof. Schulze. — Ueber die Menge des Kalis, welche dem Boden durch die Cultur des Weinstocks entzogen wird; von Boussingault. — Ueber den Wassergehalt des in den Jahren 1849 und 1850 geernteten Weizens; von Millon. — Miscellen. Der elektrische Copirtelegraph zur Mittheilung gedruckter oder geschriebener Depeschen. — Ueber die Darstellung der Newton'schen Farbenringe; von Dr. J. Löwe. — Analyse einer käuflichen schwefelsauren Thonerde. — Ein sehr guter Steinkitt. — Sand- und andere poröse Steine fest und undurchdringlich zu machen. — Reinigung des Brennöls nach Wilks. — Ueber die Bestimmung der Menge an freier Säure in Fruchtsäften; von Dr. Graeger. — Bereitung des Collodion. — Ein Verfahren zur Conservirung des Holzes. — Verfahren der alten Aegypter bei der Mumienbereitung. — Ueber die Anwendung des Zinkvitriols als Desinficirmittel, zur Gewinnung künstlichen Düngers; von Gaultier de Claubry. — Vorschrift zu einem Baumkitt.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 30ster Jahrgang oder Band 1 bis 114 zu 480 fl. oder 280 Rthlr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

---

[45] Im Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nacht und Morgen.

Neue Zeit-Gedichte

von

Franz Dingelstedt.

8. geheftet. Preis fl. 1. 36 kr. oder Rthlr. 1.

Der kosmopolitische Nachtwächter der alten Zeit begrüßt den Morgen der Neuzeit mit dieser Sammlung politischer Gedichte aus den Jahren 1845 bis 1850, einer thatsächlich und poetisch ebenso bewegenden als bewegten Epoche. Die Sammlung, abgetheilt in: Letzte Nachtwachen — Nachtwächter als Hofpoet — Tagesanbruch — Erster Reichstag — Licht und Schatten, enthält eine ansehnliche und in Stoff und Stimmung mannigfaltige Reihe von Bildern und Liedern aus Zeit und Leben, deren einzelne, in öffentlichen Blättern gelegenheitlich abgedruckt, bereits große Anerkennung fanden: so die Fresken in der Paulskirche, die Gedichte an S. K. H. den Erzherzog-Reichsverweser, auf Radetzky's Einzug in Mailand, Latours Ermordung, die Epigramme aus Erfurt u. a. m. Diese Gedichte und eine große Mehrzahl bisher ungedruckter, erscheinen hier zum erstenmal zu einem vollständigen und organischen Ganzen geordnet, so daß die Sammlung, welche der Verfasser als seinen letzten Beitrag zur Lyrik bezeichnet, zugleich als Abschluß der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" und als Nachlese der unserm Verlage angehörigen „Gedichte" dem Publikum angekündigt werden darf.

Stuttgart und Tübingen, März 1851.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[48] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und liegt in allen Buchhandlungen vor:

Schiller und Goethe
im

Xenienkampf.

Von

Eduard Boas.

Zwei Theile. gr. 8. geheftet.
Preis fl. 3. 48 kr. oder Rthlr. 2. 12 Ngr.

„Der Xenienkampf ist ein so ganz besonderes, merkwürdiges Ereigniß, daß keine Literatur eines andern Volkes etwas Aehnliches aufzuweisen hat." Mit diesen Worten beginnt der Verfasser die Einleitung des Werkes, welches uns den interessantesten Zeitraum der deutschen Literatur vorführt. Wir sehen unsere beiden großen Dichter in reger Wirksamkeit, und belauschen, durch die Lösung tiefsinniger Räthsel, ihre geheimsten Gedanken über Welt und Leben, über Kunst und Wissenschaft. Die satyrischen Xenien sind hier mit erstaunlicher Sorgfalt und Sachkenntniß erläutert; die philosophischen Votivtafeln treten als ein Ganzes zusammen und werden für jeden Leserkreis verständlich. Dann begegnet uns die Schaar der Feinde, welche mit wilder Epigrammenwuth wider Schiller und Goethe heranrücken: auch in diesem Abschnitt sind alle persönlichen Beziehungen genau erklärt, um die Mysterien jener merkwürdigen Literaturzeit zu enthüllen. Der anerkannten Gründlichkeit und Tüchtigkeit des Verfassers gelang es, ein Werk zu schaffen, das eben so wichtig für den Gelehrten von Fach, als für denjenigen Leser ist, der die feineren Züge der Literatur nur im leichten, gefälligen Vortrag kennen zu lernen wünscht. Deshalb wird dies Buch jedem gebildeten Deutschen eine höchst willkommene Erscheinung seyn.

Stuttgart und Tübingen, März 1851.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[46] **Schillers Leben.**

Ein Nachtrag zur Taschen- und Oktavausgabe der sämmtlichen Werke.

In Unterzeichnetem ist erschienen und liegt in allen Buchhandlungen vor:

Schillers Leben.

Verfaßt aus
Erinnerungen der Familie
seinen eigenen Briefen
und den
Nachrichten seines Freundes Körner.

Taschen-Ausgabe. broch. Preis 1 fl. oder 18 Ngr.
Oktav-Ausgabe. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Verfaßt nach authentischen Quellen, aus dem Nachlasse seiner Gattin, aus seinen eigenen Briefen, aus den Mittheilungen seiner Schwester und seines innigsten Freundes Körner, liefert dieses Buch das treueste Bild eines Mannes, der ganz Deutschland, ja der ganzen gebildeten Welt lieb und theuer geworden ist und es wohl immer bleiben wird.

In Format und Ausstattung schließen sich beide Ausgaben genau unsern neuesten Editionen von Schillers Werken an, und dürften somit besonders den zahlreichen Besitzern derselben als würdiges Supplement willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen, im März 1851.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung zur Rindviehzucht

von

H. W. v. Pabst.

Mit 24 Bildern in lithographischem Farbendruck von Benno Adam
und vielen in den Text eingeschobenen Holzschnitten.

Unter Zugrundelegung der Ausgabe von 1829 neubearbeitet.

Größtes 8. Gebunden in Sarsenet. Preis fl. 8. oder Rthlr. 4. 20 Ngr.

Hauptabschnitte des Inhalts.

Einleitung. — Literatur über Rindviehzucht. — I. Von der Natur des Rindes. 1. Naturgeschichtliche Eintheilung und ursprüngliche Heimath. 2. Naturgemäßer Aufenthaltsort, naturgemäßeste Nahrungsmittel. 3. Organe zur Ernährung und Verdauung und zum Athmen. 4. Lebensperiode, Lebensdauer. 5. Fortpflanzung. 6. Besondere Eigenschaften. — II. Von den Rindviehracen. 1. Südöstliche und mit diesen verwandte Racen. 2. Niederungsracen der Nordseeküstenländer und damit verwandte Racen. 3. Gebirgsracen der Schweiz und des südlichen Deutschlands. 4. Mitteleuropäische Höhelandsracen. 5. Englische Racen. 6. Französische Racen. 7. Zusatz. — III. Von der Paarung. 1. Zweck der Züchtung. 2. Abkunft der zu paarenden Thiere. 3. Besondere Beschaffenheit der Zuchtthiere. 4. Alter der zu paarenden Thiere. 5. Sonstige bei der Paarung zu beachtende Punkte. — IV. Von der Aufzucht. 1. Die Trächtigkeit. 2. Die Geburt des Kalbes. 3. Die Säugezeit. 4. Weitere Aufzucht der Kälber nach dem Absetzen. — V. Von der Ernährung und Pflege. 1. Allgemeine Grundsätze. 2. Beurtheilung der einzelnen Futtermittel. A. Heu. B. Grünfutter. C. Stroh und getrocknetes Laub. D. Wurzelfrüchte und Kohl. E. Getreide, Oelkuchen, Eicheln. F. Abfälle bei den landwirthschaftlich-technischen Gewerben. G. Zusammengesetztes Brühfutter &c. 3. Stallfütterung. 4. Stalleinrichtung und Stallpflege. 5. Die Weide. 6. Verbindung der Stallfütterung mit der Weide. Zusatz in Betreff der Krankheiten des Rindviehes. — VI. Von der Benutzung des Rindes durch die Milch. 1. Auswahl und Fütterung der Milchkühe. 2. Menge und Beschaffenheit der Milch. 3. Behandlung der Milch bei und nach dem Melken. 4. Bereitung der Butter. 5. Käsebereitung. 6. Verwerthung der Milch durch den verschiedenartigen Molkereibetrieb. — VII. Von der Nutzung durch die Aufzucht. — VIII. Von der Mastnutzung. 1. Auswahl des Mastviehes. 2. Mastungsmethoden. — 3. Besondere Beförderungsmittel der Mastung. 4. Wahl der Jahreszeit zum Mästen. 5. Dauer und Beendigung der Mast. 6. Schätzung des Mastviehes. 7. Resultate der Mastung. 8. Mastung der Kälber. — IX. Vergleiche über die Futternutzung durch Milchwirthschaft, Aufzucht und Mastung. 1. Futternutzberechnung beim Molkereibetrieb. 2. Futternutzberechnung bei der Jungviehaufzucht. 3. Futternutzberechnung bei der Mastung. X. Von der Benutzung des Rindes zur Arbeit.

Stuttgart und Tübingen, März 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 52. Sonnabend, 1. März 1851.

Ludus enim genuit trepidum certamen et iram,
Ira truces inimicitias et funebre bellum.

Horat.

Schiller und Goethe im Xenienkampf.

Unter diesem Titel hat so eben F. Boas (im J. G. Cotta'schen Verlag, zwei Bände) eine mit Kenntniß, Fleiß und Geschmack geschriebene Geschichte jenes berüchtigten Xenienkampfes erscheinen lassen, der für die Zeitgenossen das aufregendste literarische Ereigniß war und unserem rückwärts schauenden Blicke als ein wohlthätiges Gewitter erscheint, das die dumpfe, schale Luft unserer Literatur erfrischt und gereinigt hat. Die kecke That der zwei großen verbündeten Dichter und die bedeutenden Folgen derselben verdienten es allerdings, einen guten Geschichtschreiber zu finden. Die eine Seite der Aufgabe war, die bisherigen vielfach lückenhaften und irrigen Commentare der Xenien einer genauen Revision zu unterwerfen und dabei überall auf die Quellen zurückzugehen. Der Verfasser hat auf diesem Wege zahlreiche Irrthümer berichtigt und manche interessante Entdeckung gemacht. Andererseits ist über dem genialen Angriff die mehr oder minder unglückliche Gegenwehr bisher in der Literaturgeschichte fast gar nicht beachtet worden; und doch sprach schon Schiller damals gegen Goethe die Absicht aus, alle gegen die Xenien erschienenen Schriften zusammendrucken zu lassen, damit sie in der Geschichte des deutschen Geschmacks könnten ad acta gelegt werden. Es wurde nichts daraus, weil die polemische Fluth allzu hoch anschwoll. Dieser Plan ist nun von Boas wieder aufgenommen worden, indem er mit großem Fleiß alle Antixenien gesammelt und kritisch beleuchtet hat. Er zieht dabei aus den Gegenschriften das Eigenthümlichste und Witzigste, das Pikanteste und Boshafteste aus, und unterdrückt das Platte und Gemeine so weit, als es geschehen konnte, ohne die charakteristischen Züge des entflammten Streites auszulöschen. „So wird nicht nur Schillers Absicht erreicht, sondern auch ein deutliches Bild jenes Zeitalters entworfen, das durch seine literarischen, politischen und kulturgeschichtlichen Verknüpfungen so große Ansprüche auf unsere Theilnahme hat." — Wir geben im Folgenden eine Skizze der leidenschaftlichen Bewegung, welche in den deutschen Geistern durch ein Ding hervorgebracht wurde, das bei uns schon so lange keine Kraft und keine Bedeutung mehr hat, durch einen Musenalmanach.

Der Xenienkampf ist ein so ganz besonderes, merkwürdiges Ereigniß, daß keine Literatur eines andern Volkes etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Zwei Poeten fühlen „eine Armee in ihrer Faust," oder besser, in ihrem Haupte. Wider eine ganze Heerschaar schleudern sie die Küchenpräsente und treiben, wie jener Feldherr sich rühmte, die Gegner mit dem Kochlöffel zu Paaren. Alt und Jung müssen weichen vor ihrer Titanenkraft; es sind drei Generationen der literarischen Welt — von Ramler und Klopstock bis auf Jean Paul und Schlegel — welche eine stürmische Niederlage erleiden.

Man darf es nicht verhehlen, der erste Anlaß dieser Xenien war der Zorn verletzten Selbstgefühls, aber auch im Zorn bewährten Schiller und Goethe ihre reiche, ihre göttliche Natur. Wenn Jupiter grollend die Locken schüttelt, dann zucken wohl Blitze aus den Wolken, doch zugleich strömt frischer, fruchtbringender Regen herab. Das zähe Alter saß auf dem Thron der Poesie und als Kronwache stand die Unfähigkeit mit kritischer Lanze daneben; sie sah ihren Untergang vor Augen, wenn das Scepter an die Gewaltigen in Jena und Weimar gelangte. Kann es diesen wohl zum Vorwurf gereichen, daß sie ihres herrlichen Wollens und Vollbringens sich klar bewußt waren? daß sie, um Raum zu gewinnen für ihre wunderbaren Schöpfungen, den verdorbenen Geschmack brandmarkten und die Stümper bei Seite schoben?

Sie schrieben die Xenien als ein drohendes Mene, mene tekel upharsin! für alle Philister, Schwärmer und Heuchler. Da wurde Zeter gerufen über sie und ihre Feinde wappneten sich zur letzten, verzweiflungsvollen Schlacht. Ein vulkanisches Regen und Bewegen durchzuckte die Grenzmarken der Literatur; die Xenien-

kämpfer hatten Berg und Thal mit glühender Lava überfluthet, das Unkraut zu zerstören. Wurden dabei nun einzelne Saathalme versengt, so war es nicht ihre Schuld, denn wer mag dem Krater, dessen Flammenzorn einmal erregt ist, gebieten: bis hierher und nicht weiter! Die schwerbedrängten und verwundeten Gäste wollten sich auf gleiche Weise zur Wehr setzen; sie riefen Minerva Xenia um Hülfe an, aber sie vergaßen, daß diese Göttin eben Minerva sey. Wo innen kein Feuer ist, kommt auch keines heraus, und alle Antixenien sind nur Wasser- oder Schlammvulkane geworden.

Es schmollte und grollte, es eiferte und geiferte damals in Deutschland entsetzlich wider die beiden Helden. Am giftigsten zeigten sich jene literarischen Eintagsfliegen, deren Bedeutungslosigkeit viel zu groß war, als daß man ihnen ein Gastgeschenk hätte zuwenden sollen. Sie machten eine sehr fromme und klagende Miene, aber im Herzen freuten sie sich gegen Goethe und Schiller in anscheinend sittlicher Entrüstung losziehen zu können; sie kamen sich hiebei fast so wichtig vor wie Hündchen, die den Mond anbellen. Treffend sagt ein neuerer Kritiker: „Wir heutzutage denken von den Xenien freilich anders und beurtheilen sie von einem andern Standpunkte aus, in ihnen ein literaturgeschichtliches Kleinod bewahrend; träten aber Goethe und Schiller als xenische Redivivi unter uns, ich glaube wir verführen, trotz unserer superioren Stellung und feinern Auffassung, nicht glimpflicher mit ihnen und würden uns schwerlich eines wüthenden: Kreuziget sie! enthalten.“ Dieser Ausspruch möchte wohl auf alle Zeiten gelten, denn die menschlichen Leidenschaften bleiben sich gleich und gekränkte Eitelkeit ist ein grimmer Löwe, der keine Mäßigung kennt, den keine Bildung zügeln kann.

Man hat die Gegenwehr von Schillers und Goethes Feinden bisher fast unbeachtet gelassen; viele der kleinen Flugschriften mit ihrem bald elegischen, bald boshaften, bald versöhnlichen Inhalt schienen verloren im weiten Meere unserer Literatur; nur einzelne Exemplare sind an Korallenklippen haften geblieben, und es ist mühsam sie dort zu finden. Wollte man mit Absicht einseitige Berichte geben? wollte man die beiden Dichter in das majestätische Gewand der Unverletzlichkeit einhüllen? Man würde ihnen damit einen übeln Dienst erwiesen haben, denn es läßt uns kalt, wenn beim Homer die griechischen Götter noch so gewaltig kämpfen; ihre Unverletzlichkeit entfremdet sie uns. Achills herrliche Tapferkeit hingegen reißt uns begeisternd mit sich fort, und wir fühlen uns ihm nahe, weil er, wenn auch nur an einer einzigen Stelle, verwundbar ist wie wir. Trotzdem wäre es möglich, daß man mir den Vorwurf machen könnte, meine Schrift verrathe einen Mangel an Pietät. Aber das Gebiet der Pietät hat eine sehr feine Grenzlinie und man travestirt jene, sobald man diese überschreitet. Soll der Literaturhistoriker etwa die Diskretion so weit treiben, wie der Wiener Hofkriegsrath im siebenjährigen Kriege? Seine Bülletins zählten immer nur die Verluste des Feindes auf und suchten die eigenen überall zu verstecken. Friedrich der Große schrieb deßhalb nach einer bedeutenden Schlacht: „Die Oesterreicher haben wieder das bekannte Eine Packpferd verloren.“

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

„Darum muß eines von euch,“ fuhr der alte Falk fort, „um eures beiderseitigen Glückes willen fort von hier — je eher, je besser, und du, Ammy, du sollst mir nun sagen, ob du so große Liebe zu Rudolph im Herzen trägst, daß du dich von ihm trennen kannst, um ihn nicht eher wiederzusehen, als bis er dich vergessen hat und dein Bild für immer aus seinem Herzen verschwunden ist? Willst du das, so hab' ich einen Platz für dich bei meiner Base zu Fulda, die selber kinderlos ist, und wo du bei der guten alten Frau wie das Kind des Hauses gehalten seyn sollst. Willst du das, Ammy, so sprich ja, wo nicht, so muß Rudolph von hier fort; du kannst dann beim Konrad Wahl auch fernerhin ein elendes und mißhandeltes Leben führen, während ich, so oft ich dich sehe, denke: da geht die, die dir den Sohn geraubt hat und dem Sohne den Vater!“

Ammy war durch diesen unerwarteten Vorschlag des Alten in neue, noch größere Verlegenheit versezt und wußte anfangs gar nicht, wie sie sich jenem und seinem entschlossenen Willen gegenüber verhalten solle. Denn Heinrich Falk war ein Mann, der sich nicht leicht von einem gefaßten Vorsatze abbringen ließ und eigensinnig auf dem beharrte, was er einmal als recht und rathsam erkannt hatte. Das alles wußte sie aus Rudolphs Mund und darum erschrack sie über diesen Vorschlag so heftig, daß sie aller Muth verließ und sie in Thränen ausbrechend, ohne recht zu wissen was sie sagte, erwiederte: „Nun ja, darüber läßt sich schon sprechen, Nachbar; bin ich doch beinah schon selbst darauf gekommen und habe mehr als einmal denselben Plan gehabt. Noch gestern dachte ich bei mir —“ sie stockte einen Moment, und jezt wußte sie wieder was sie sagte — „daß ich im künftigen Frühjahr von Altenhain fortgehen wolle, weit fort; denn länger halte ich das trostlose Leben doch nicht aus und will mir lieber bei fremden Leuten mein Brod verdienen, als diese Noth und Trübsal noch länger ertragen.“

Der alte Falk war durch diese Bereitwilligkeit um so mehr überrascht, als er fast mit Sicherheit auf den entschiedensten Widerstand gerechnet hatte. Er zeigte sich demnach sehr erfreut über ihren muthigen Entschluß, in dem er das einzige wirksame Mittel erkannte, sie und Rudolph von einander abzubringen, und sagte: „Wußt' ich doch, daß du ein braves, kluges Mädchen seyst; darum sollst du aber auch immer an mir einen wahren hülfreichen Freund und Beschützer finden, ja, wenn du vorhin wünschtest, ich möchte dein Vater seyn, so sollst du das nicht in den Wind geredet haben; denn beim allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde schwöre ich dir, ich will dich halten, als wärest du mein leiblich Kind und nicht die Tochter meines wüthenden Feindes!"

Ammy hatte während dieser Worte ihre Geistesgegenwart völlig wieder gewonnen, und um ihrer Sache ganz gewiß zu seyn, sagte sie darum mit verstelltem Zweifel: „Aber was wird der Rudolph dazu sagen? Wird er sich gutwillig darein ergeben oder wird er mir am Ende gar nachgehen, so weit ich auch von hier wegkomme? Denn der Rudolph, Nachbar Falk, der Rudolph, fürcht' ich, läßt nimmer von mir, wenn ich ihn auch tausend mal verlasse!"

„Besser wär's freilich, du gingest bald von hier weg," erwiederte der Alte, betroffen von dieser Zuversichtlichkeit in ihrem Glauben an den Geliebten. „Was hält dich denn auch noch bei deinem harten Vater zurück?" — „Die Kinder meiner Mutter, besonders die kleine kranke Lisbeth," sprach Ammy mit leise zitternder Stimme; denn in dem Augenblick, wo sie doch eine Lüge sagte, kam ihr plötzlich der Gedanke an ihre wirkliche Schuld gegen ihre jüngeren Geschwister, die sie verlassen wollte, nicht um Rudolph zu fliehen, sondern erst recht ihm anzugehören, und mit ihm zu tragen und zu theilen, was Gottes Wille ihnen immer auferlegen werde. Doch schnell faßte sie sich wieder und fügte sicher hinzu: „Ja, Nachbar Falk, dessen sey Er gewiß, bevor die kleine Lisbeth nicht wieder ganz gesund ist und keine Gichter mehr hat, bringen mich keine zwanzig Gäule von Altenhain weg, denn ich hätte um des armen Kindes willen keine Ruhe vor Gott und meinem Gewissen."

„Ich will auch deßhalb nicht weiter in dich dringen," versezte Falk zögernd, da er dachte, daß er ihr nicht zu viel auf einmal abdringen dürfe. „Dein Schwesterchen wird ja hoffentlich bis zum Frühjahr genesen, aber dann, Ammy, dann —" — „Geh' ich von Altenhain fort, auch wenn ich Lisbeth allein zurücklassen muß," sagte sie mit erhobener Stimme, sah dabei dem Nachbar fest in's Auge und wiederholte mehrmals nachdenkend mit dem Haupte nickend: „Dann — dann!"

Falk schied von ihr und wußte nicht anders, als daß er in dieser einen Stunde fast ohne Mühe und halb durch Zufall erreicht habe, was ihm Tage und Wochen hindurch unmöglich geschienen und worüber er so manche Nacht schlaflos und kummervoll hingebracht hatte. Zum erstenmal seit langer Zeit kehrte er mit erheitertem Antlitz von seinen einsamen Abendgängen auf den Herrnhof zurück.

Ammy fand begreiflicherweise nicht eher Ruhe, als bis sie Rudolph von ihrem Gespräche mit dem alten Falk, so wie von dessen Absichten mit ihr in Kenntniß gesezt hatte. Aber vergebens harrte sie zur bestimmten Stunde an ihrem Kammerfenster auf das bekannte Zeichen; gestern Abend war er nicht gekommen und heute blieb er abermals aus. So mußte sie sich also bis zum folgenden Tage gedulden, wo sie ihm wenigstens einen Wink zu geben hoffte, daß sie ihm Wichtiges mitzutheilen habe. Hätte sie gewußt, was den Geliebten abhielt zu ihr zu kommen, ihr unter die Augen zu treten, sie wäre nicht so friedlich eingeschlummert mit dem Trost aller treuen Liebe: „Auf Nacht und Noth folgt Morgenroth."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Industrieausstellung.

Das Ausstellungscomité hat auch wohl eingesehen, daß ein Mangel an Wohnungen nicht zu befürchten ist, und hat es darum abgelehnt für das Quartier der Fremden zu sorgen. Wie schon gesagt, die Concurrenz der Spekulanten wird auch hier der beste Schutz derer seyn, auf die spekulirt wird. Die große Menge der vorhandenen Hotels zwingt die Wirthe zu mäßigen Preisen, und dasselbe ist natürlich auch bei den Besitzern von Privathäusern der Fall. Um übrigens den Fremden aus jeder Verlegenheit zu reißen, hat sich ein Ausschuß gebildet, der eine Liste der Hotels und der leeren Privatwohnungen, mit beige-

fügten Preisen aufnimmt. Auch für die Unbemittelteren wird in dieser Hinsicht Sorge getragen, und es werden von verschiedenen Kapitalisten großartige Vorbereitungen getroffen, um namentlich den Arbeitern ein billiges und gutes Unterkommen zu verschaffen. So läßt ein Spekulant in Pimlico, einem Stadttheile Londons, ein sogenanntes Lodginghaus errichten, das für tausend Menschen Raum hat. Diese Lodginghäuser, welche eine Eigenthümlichkeit Englands sind, und von denen ich bei einer andern Gelegenheit ausführlicher sprechen werde, enthalten gesonderte Schlafzellen und gemeinschaftliche, schön eingerichtete Kaffeezimmer, Lesezimmer, Schreibzimmer und Küchen. In der erwähnten neuen Anstalt bezahlt man für das Uebernachten 1½ Schilling (52 Kreuzer), für das Diner 8 Pence bis 1 Sch. (24—35 Kreuzer). Außerdem sollen Omnibus für 1 Penny regelmäßig nach dem Industriepalaste fahren. Ein ähnliches Haus wird auch in Lambeth eingerichtet, und mehrere andere sind projektirt.

Bei dieser Gelegenheit will ich einige Notizen einschalten, welche den fremden Besuchern einen Vorgeschmack Londons geben können. Die Engländer, welche alles, was von einiger Wichtigkeit für sie ist, mit der größten Genauigkeit erforschen, haben sich vielfach damit beschäftigt, welche Veränderung das Zuströmen der Fremden in der Frequenz der Straßen hervorbringen wird. Auf diese Veranlassung hat die Polizei einen Bericht veröffentlicht, aus dem hervorgeht, daß in Cheapside (in der City) täglich im Durchschnitt 13,796 Wagen mit 52,000 Menschen und 67,000 Fußgänger passiren, also im Ganzen 119,000 Menschen. Bei Tage passiren stündlich 1103 Wagen, also jede Minute etwa 19. Es leuchtet ein, daß sich die Fremden im Allgemeinen auf der ungeheuern Fläche, die London einnimmt, so ziemlich verlieren müssen, und wohl nur die fashionablen, oder der Ausstellung nahe liegenden Straßen, wie Regentstreet, Oxfordstreet, Piccadilly, Pall Mall, Strand u. s. w. werden ein noch größeres Menschengewühl zeigen als sonst. Man hat übrigens für den Fall, daß in diesen Gegenden eine Stockung des Wandels eintreten sollte, den Vorschlag gemacht, die Eisenbahn, welche von der City in die Gegend des Glaspalastes läuft und jetzt nur für Güter benutzt wird, auch dem Personentransport zu eröffnen.

Alle civilisirten Völker der Erde, ja selbst Nationen, die wir noch tief in Barbarei versenkt glaubten, haben dem Rufe Englands entsprochen, und werden mit den ausgesuchtesten und kunstreichsten Erzeugnissen ihres Bodens und ihres Fleißes auf der friedlichen Rennbahn der Industrie erscheinen. Der Chinese, noch vor wenigen Jahren durch eine undurchdringliche Mauer von der europäischen Civilisation getrennt, hat sich dem allmächtigen Einflusse des Handels gefügt und nimmt Theil am Völkerkongresse. Der ernste Hindu steigt aus den Thälern des Himalaya nieder, um die kostbaren Stoffe, die er in der Geburtsstätte des Menschengeschlechts gewoben hat, an den Ufern der Themse zur Schau zu stellen. Der Indianer Nordamerikas kommt mit den Produkten seiner eigenthümlichen Kunstfertigkeit und wird in Hydepark an der Seite des Bürgers der Vereinigten Staaten wandeln, als mitleiderregendes Beispiel der Unerbittlichkeit der Kultur, die Völker vernichtet, wenn sie sich ihren Geboten nicht unterwerfen. Der Sohn der Wüste, der Araber, öffnet sein Ohr dem Rufe der Industrie, er rafft sich aus seiner phantastischen Indolenz empor und vergißt die Mährchen der Tausend und einen Nacht, um zu einem wirklichen Feenpalaste im fernen neblichten Norden zu eilen. Der Perser, seit Jahrtausenden von der Weltbühne verdrängt und seit Jahrhunderten nur in mythischer Umhüllung bekannt, tritt aus dem Halbdunkel hervor und bewirbt sich um die Anerkennung desselben Europa, das seine Vorväter aus der Blüthe der ersten Bildung in asiatische Rohheit zurückschleudern wollten. Die Türkei reißt sich aus dem Schlummer der Erschlaffung, und der Herrscher der Gläubigen ergreift Maßregeln, um den Bekennern des Korans einen würdigen Platz neben den übrigen Europäern zu sichern. Spanien und Portugal erinnern sich der Zeit ihrer Größe und rüsten sich zu dem bevorstehenden Wettkampf. Italien, das alte Land der Kunst, vergißt den blutigen Krieg, der seinen Schooß zerrissen hat, und sendet seine Künstler, um nach der Siegespalme zu ringen. Griechenland, kaum erwacht aus dem tausendjährigen Schlaf der Barbarei, will die Civilisation nicht verläugnen, deren Mutter es war, und seine Söhne eilen jetzt zu der Völkerversammlung, wie sie einst zu den olympischen Spielen strömten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Pfalz, Februar.

(Schluß.)

Die Flüchtlinge.

Natürlich ist es, daß man bei den gegenwärtigen Anlässen öfter von den politischen Flüchtlingen spricht, unter denen gerade die Anführer des pfälzischen Aufstandes so ziemlich alle sind, während die Verführten und Bethörten den Ernst des Gesetzes fühlen. Wenn der eine darüber grollt, daß gerade jene entronnen sind, so möchte ich jedesmal fragen: Ist eine solche Verbannung keine Strafe? wenn der andere sie glücklich preist, möchte ich ausrufen: O des Glücks! Glücklich dürften sich wohl wenige der Selbstverbannten fühlen, und von ihrer äußern Lage hört man wohl bisweilen Wunderseltsames erzählen, wovon sich diese Leute in der Heimath nichts hätten träumen lassen, was aber keinen Schluß auf Glücklichseyn zuläßt. Daneben steigen wie mahnende und warnende Schemen die Bilder und Manen älterer, fast vergessener Landsleute auf, die auch im Umsturze das Heil gesucht und nichts als ihren Untergang gefunden haben. Nicht fern von dem Hambacher Schlosse haben sie unmittelbar vor Beginne der öffentlichen Gerichtsverhandlungen einen Choragen der pfälzischen Revolutionäre des Jahres 1832 begraben, der im Jahr 1848 aus der Verbannung auf den heimathlichen Boden zurückkehrte und nichts hinterläßt, als ein Weib mit sechs armen Kindern. Es war der ehemalige Pfarrer Hochdörfer. Sein Ende erinnerte wieder lebhaft an das, welches sein Freund und Genosse Siebenpfeiffer schon vor Jahren in der Schweiz gefunden. Wie dieser, war auch er in Wahnsinn verfallen. Ein anderer aus jener Zeit irrt wie ein ruheloser Geist in seiner neuen Heimath, der Schweiz, umher. Es ist Jakob Philipp Becker, der Bürstenbinder von Frankenthal, der einst mit Wirth, Siebenpfeiffer, Hochdörfer und Eifler vor den in der Festung Landau abgehaltenen Assisen stand, dann in Biel Berner Bürger, im Sonderbundskriege sogar Ochsenbeins Adjutant, im jüngsten badischen Aufstand Commandant der schweizerischen Freischaaren und deßhalb auf ein Jahr aus dem Kanton Bern verbannt wurde. Der Mann war viel und vielerlei, was ist er jetzt? Ein armer, von seinen Gläubigern völlig ausgezogener Mann, der in Genf zum Theil von den Unterstützungen seiner demokratischen Gesinnungsgenossen leben muß. Deßungeachtet ist er, der allzeit Bereite, Mund- und Schlagfertige, wie er und seine Freunde glauben, noch nicht am Ende seiner Laufbahn, die Demokratie hat ihn vielmehr an die Spitze eines allgemeinen Völkerbundes gestellt. Was er auf diesem seinem hohen Posten noch thun wird, muß die Zeit lehren. Ich will kein Prophet seiner Zukunft seyn, aber ich denke eben an seine Freunde, von denen ich vorhin sprach, und an gar manche andere, und die Frage fließt mir in die Feder: Ist's denn des Wahnsinns noch nicht genug? und haben denn Beispiele alle warnende Macht verloren?

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 53. Montag, 3. März 1851.

> Es ist entschieden, nun ist's gut, und schnell
> Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen.
>
> Schiller.
>
> Noch Niemand entfloh dem verhängten Geschick,
> Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
> Der muß es selber bauend vollenden.
>
> Derselbe.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Jedes Ding in der Welt hat seine zwei Seiten, und oft ist gerade dasjenige Erlebniß, welches uns im ersten Eindruck wie ein Schrecken ohne Ende niederwirft, bei näherer Betrachtung das lange und immer vergebens gesuchte Mittel unserer Rettung und wird, statt uns zu vernichten, die Brücke zu unserem besten Heile. — So erging es auch Rudolph nach jener Nacht der grauenvollen Entdeckung; denn die helle Sonne beschien den unheimlichen Gedanken an den ermordeten Tannenschützen ganz anders als der bleiche Mond, und bald griff der Jüngling mit ganz andern Gefühlen nach dem geraubten Hirschfänger als in der Nacht zuvor, wo Schrecken und Aufregung und des Blutes Fieberhitze ihm jede klare Erwägung unmöglich gemacht und das Gespenstische der Sache, im Bunde mit dem Eindruck der überstandenen Gefahr, ihm Sinne und Gedanken verwirrt hatte.

Jezt aber, wo die ruhige Prüfung des nächtlichen Erlebnisses mit der sichern Ueberzeugung Hand in Hand ging, daß endlich der Himmel sein heißes Gebet erhört habe, ihn mit Ammy zu vereinigen, ohne daß er darum Vater und Vaterland für immer zu fliehen brauche, jezt war auch sein Entschluß schon gefaßt und nur über die Art der Ausführung schwankte er noch. Mit dem Zeugniß des blanken Stahls in der Hand wollte er den tückischen Konrad Wahl, seinen und aller guten Menschen Feind, vor der Welt entlarven, wollte als Rächer des schändlich gemordeten Försters auftreten und dem weltlichen Richterarme, wenn auch spät, denjenigen überliefern, den Gott selbst durch ein sichtbares Wunder mit dem Kainszeichen der Blutthat stempelte, die so viele Jahre vergebens der Sühne geharrt hatte. Das war Rudolphs fester Entschluß, sich und Ammy, den Vater und ganz Altenhain von einem Menschen zu befreien, der schon so vieles Unglück und Herzeleid angerichtet hatte und für den auch nicht die leiseste Rücksicht der Menschlichkeit und des Erbarmens sprach, selbst wenn er nicht der fluchwürdige Mörder des unglücklichen Tannenschützen gewesen wäre.

Mit diesem Vorsatz in der Seele war Rudolph den ganzen Tag über im Walde herumgestreift, hatte alles noch einmal reiflich erwogen und war zulezt zu dem Resultate gelangt, daß er weder seinem Vater, noch dem Pfarrer, noch sonst einem Menschen in der Welt ein Wort davon sagen dürfe, bevor er dem Richter — es war noch derselbe, welcher einst dem Urheber der Missethat am Tannenstein vergebens nachgeforscht — seine wichtige Entdeckung mitgetheilt hätte. Denn nur **diesem** gehörte sein Geheimniß, diesem die Strafe des dem Gesetze Verfallenen.

Am folgenden Morgen rüstete sich Rudolph zum Gang nach der zwei Stunden entfernten Amtsstadt S., an deren südwestlichem Ende ein alterthümliches, massiv aus Stein gebautes Haus, das sogenannte S—r Schloß, in Mitten eines großen Weihers liegt, seit uralter Zeit der Sitz des Amtsgerichtes dortiger Gegend. Er hatte den Hirschfänger des Tannenschützen in einer ledernen Scheide um den Leib geschnallt und darüber trug er seinen Mantel. Wie Rudolph durch die Dorfstraße schritt, begegnete ihm gerade der Kastenmeister, der ihn höhnisch feindlich von der Seite ansah; aber der Jüngling erwiederte den boshaften Blick so fest und sicher, daß der Alte, sichtbar

betroffen, die Augen von ihm wegwandte, und wie Rudolph im Weiterschreiten noch einmal nach ihm umblickte, stand jener unter dem Thore seines Hauses und sah ihm aufmerksam nach. — „Ja, das ist der Mörder!" sagte Rudolph und faßte unwillkürlich nach dem Hirschfänger an seiner Seite.

Ammy hatte ihn am Hause vorübergehen sehen und vermuthete richtig, daß er nach der Stadt wolle, wohin ihn häufig Geschäfte führten. Schnell lief sie, um ihm wenigstens einige flüchtige Worte zu sagen, durch den Garten nach dem Kirchhof hinauf und erwartete ihn hier in der ersten Biegung des Hohlwegs. Wie Rudolph wenige Minuten nachher mit ihr zusammentraf, wunderte sie sich, daß er bei ihrem Anblick heftig erschrack und sie bestürzt fragte, was sie so frühe schon hier thue. Sie sagte ihm darauf, wie sie ihm den Vorsprung abgewonnen habe, um ihm eine Sache von Wichtigkeit mitzutheilen, und erzählte ihm dann ihre Begegnung mit seinem Vater und welches sonderbare Anerbieten ihr der alte Mann gemacht habe; sie schritten während dieses Gespräches langsam den Hohlweg hinauf und Ammy begriff gar nicht, warum der Geliebte so ganz zerstreut ihr zuhörte und ihrer Erzählung kaum einige Theilnahme schenkte. Sie glaubte eine innere Bewegung und Unruhe an ihm zu bemerken und fragte ihn besorgt nach dem Grund derselben. Er gab ihr jedoch nur eine ausweichende Antwort und forschte dann wiederholt nach dieser und jener Aeußerung seines Vaters, obwohl seine Gedanken alle Augenblicke eine andere Richtung nahmen und er sogar ihr selbst keine rechte Aufmerksamkeit schenkte.

„Mein Gott! was hast du, Rudolph?" fragte sie endlich beklommen, als er wiederum in düsteres Sinnen versunken neben ihr hinschritt. Da erwiederte er ihr hastig: „Noch kann ich dir nicht mehr sagen, Ammy, als daß es bald anders, ja, so Gott will, ganz gut mit uns beiden stehen wird. Hab' nur noch Geduld bis zum Abend; dann bin ich zurück und du erfährst das Nähere. Hoffentlich erspart uns der Weg, den ich eben gehe, die Reise nach Amerika und wir werden ein Paar hier in Altenhain, sollte auch die Hölle selber Einsprache dagegen thun. Wie sagte mein Vater gestern zu dir? Nicht eher als bis aus Nacht Tag, aus Fluch Segen werde, könntest du mein seyn?" — „So sagte dein Vater," versetzte sie ängstlich und sah ihn voll banger Sorge an.

„Wohl denn, er hat wahr gesprochen!" rief der Jüngling feierlich. „Ja, Ammy, aus Nacht soll Tag, aus Fluch Segen werden, zwischen heute und morgen, und dann trennt uns keine Macht der Erde mehr! Wir sind an der Grenze unseres Leidens angelangt. Siehst du dort das graue Kreuzchen unter der wilden Rosenhecke? Das ist der Markstein unseres Schicksals, und wie der Tannenschütz noch jüngst in stiller Nachtstunde dort oben auf der Höhe unsere heimliche Liebe beschirmte, so soll er nun auch der Engel werden, der uns bei hellem lichtem Tage zusammenführt, wenn anders es Gottes Wille ist, daß aus Nacht Tag, aus Fluch Segen wird!"

Ihr graute bei diesen dunkeln Worten des Geliebten in innerster Seele, zagend blickte sie nach dem Steinkreuz hinüber und sprach mit bebender Stimme: „Rudolph, Rudolph! was hast du vor? Ein unseliges Gespenst der Furcht und des Aberglaubens sollte der Engel unserer wahrhaftigen Liebe werden? O sprich, was bedeutet das? Was willst du in der Stadt?" Sie warf sich bei diesen Worten krampfhaft an seine Brust, er aber machte sich sanft von ihr los und sagte: „Gedulde dich bis zum Mittag; dann kehr' ich zurück und du bist mein, mein für immer! Adieu, auf Wiedersehen!"

Rasch eilte er dann vorwärts, dem Tannenstein zu und ließ sein Mädchen in sorgenvollster Unruhe und Ungewißheit am Platze stehen. Sie blickte ihm nach und rief erschüttert, indem sie die Hände faltete: „So begleite du ihn, mein Gebet, und beschütze ihn vor bösen Mächten! Rudolph! Rudolph! Denk an deine Liebe!" — Er hörte sie nicht mehr; schon war er auf der Höhe angelangt und schritt hastig am Gemäuer vorüber dem Walde zu. Wie Ammy seiner noch einmal in weiter Ferne zwischen den Baumstämmen ansichtig wurde, glaubte sie etwas Glänzendes in seiner Hand blitzen zu sehen, oder war es nur ein Sonnenstrahl gewesen? — Tief beklommen ging sie nach dem Dorfe zurück.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Schiller und Goethe im Xenienkampf.

(Fortsetzung.)

Für ein solches Bemäntelungssystem stehen Goethe und Schiller viel zu hoch. Es kommen in den Antixenien freilich arge Invektiven vor, allein es war eben Krieg, und wo man Holz haut, fallen Späne, sagt ein altes Sprüchwort. Die Verbündeten machten wahrlich keinen Anspruch auf eine so kindische Schonung, da sie selbst keine Schonung geübt haben, und während sie die Revolution in der politischen Welt verurtheilten, proklamirten sie dieselbe in der Literatur, denn sicher gehörte schon ein Anflug von terroristischer Kühnheit dazu, die gesalbten Häupter eines Klopstock, Ramler, Wieland, Gleim mit wildem Xenienspott anzurühren. Und diese lebten noch, als Schillers und Goethes Pfeile sie erreichten, aber von denen, die im Xenienkampf eine irgend bedenkliche Rolle spielten, wandelt keiner mehr auf Erden.* Um

* Die Epigramme auf Alexander v. Humboldt (X. 161) und Schelling (X. 181 f.) sind völlig stachellos.

so nothwendiger ist es, die Geschichte des Kampfes jezt zu schreiben, denn unsere Generation kam noch in Berührung mit den Zeitgenossen und konnte durch sie mündliche Aufklärung über manche Einzelnheiten empfangen.

(Von der Entstehung der Xenien, die im Allgemeinen Jedermann bekannt ist, soll hier nicht die Rede seyn; wir beschränken uns auf eine flüchtige Schilderung des Sturmes, welchen diese verwegenen Distichen in der deutschen literarischen Welt erregten. Wir dürfen dabei wohl voraussetzen, daß sich die Xenien in irgend einer Ausgabe in allen Händen befinden.)

Am 29. Sept. 1796 überschickte Schiller seinem Freunde Körner den fertigen Almanach für das Jahr 1797. Er hatte den Druck und die Versendung der zweitausend Exemplare von Jena aus besorgt, hatte dabei seine „Buchhalterlehrjahre" bestehen müssen und war kaum im Stande die lästig drückende Arbeit zu bewältigen. Bald fehlten Titelblätter, bald Umschläge, und die verzögerte Ankunft der Musikbeilagen machte wieder eine Masse neuer Pakete nothwendig. Sich in sein Schicksal fügend, schrieb er (9. Oktober) an Goethe: „So sehe ich mich frühe für das Böse gestraft, das wir den schlechten Autoren erzeigt haben." Endlich, nach langer Mühseligkeit, ordnete sich das Ganze; die J. G. Cotta'sche Buchhandlung verkündigte, daß der Almanach erschienen sey, und bemerkte zugleich: „Außer etwa 200 Seiten Gedichte von verschiedenen berühmten Verfassern enthält derselbe noch einen Anhang von mehr als 400 Epigrammen, die sich auf den neuesten Zustand der Literatur beziehen und eine in ihrer Art ganz neue Erscheinung sind." Nun brach der Tumult los; bis zum nächsten Frühjahr konnte neben dem Xenienkalender kein anderes Buch Raum gewinnen; er nahm alles Interesse der literarischen Welt vollständig in Anspruch. Um die Eindrücke desselben in ihrer Mannigfaltigkeit auffassen zu können, wollen wir ihn, so gut es geht, auf seiner Reise durch Deutschland begleiten.

Aus **Weimar** meldete Goethe am 8. Oktober, die „mordbrennerischen Füchse" (Xenion 43) hätten schon angefangen ihre Wirkung zu thun. Des Verwunderns und Rathens sey kein Ende; der Sinn dieser Räthsel werde tausendfach, und Schiller möchte deßhalb ja kein zweifelhaftes gestehen. Jedermann fand sich auf's Aeußerste überrascht durch das Phänomen, und jedermann nahm sich zusammen, um mit anscheinender Unbefangenheit, mit mehr oder weniger Behagen von den Xenien zu sprechen. Johannes **Falk**, der Satyriker, erklärte die Bezeichnung Wielands als zierliche Jungfrau für sehr charakteristisch; dagegen soll Wieland geäußert haben: er bedauere nur, daß ... * in den Xenien gelobt sey, weil so viele andere ehrliche Leute mißhandelt wären. Auch den Angriff auf Gleim billigte er nicht; obgleich er zugeben mußte, die jetzige Poesie des Dichtergreises sey außerordentlich schwach, so war es ihm doch unbehaglich, daß demselben sein Alter vorgeworfen worden. „Denn welcher Dichter darf es nun wagen alt zu werden?" fragte er in der gewohnten naiven Weise. Herders Gattin, eine große Verehrerin von Gleim, stimmte ganz mit Wieland überein; sie sprach voll Heftigkeit über die Ausfälle wider den würdigen Pelias. **Herder** selbst war durch die wilde Epigrammenherrschaft höchlich erzürnt; bei einer gewissen Gelegenheit meinte er, die Horen müßten sich fortan mit u schreiben, und noch nach Jahresfrist, als Böttiger ihm neue Xenien mitgetheilt hatte, gab er zur Antwort: „Ich hasse die ganze verdammte Gattung und wünschte, daß dieß die lezten in unserer Sprache wären. Jeder ehrliche Mann, der seines Weges fortgeht, kann eine Klette an's Kleid oder einen Schandfleck in's Gesicht geworfen bekommen, und man sagt: es war eine Xenie." **Böttiger** betrachtete die Sache von seinem eigenen Standpunkt aus und fürchtete namentlich den Schaden, welchen die Xenien wegen der Gesinnungen der Höfe und Höflinge über die Gelehrten anrichten könnten.

Einige Wochen nach dem ersten Brief schreibt Goethe (26. Oktober) an Schiller: „Mit dem Weimarschen Publikum bin ich im Ganzen wegen des Almanachs ziemlich zufrieden, doch ist der Gang noch immer derselbe; die Xenien verkaufen die tabulas votivas, und was sonst Gutes und Ernsthaftes in dem Büchlein stehen mag." — Goethe selbst fühlte eine innere Genugthuung, als der stechende Xenienschwarm nun wirklich in's Freie entlassen war; das sieht man aus seinem Bericht (30. Oktober) an Meyer in Italien: „Es ist mir sehr lieb, daß Ihnen die vortreffliche reisende Dame * aufgestoßen ist und daß Sie durch dieses Musterbild einen Begriff von dem christlich-moralisch-ästhetischen Jammer bekommen haben, der sich an den Ufern der Ostsee in der unmächtigsten Aufgeblasenheit versammelt. Es ist weder ein Bund noch eine Gesellschaft, sondern der höchste Grad von Schwäche, Armuth, Verworrenheit und Eigendünkel, der sie verbündet; denn im Grunde sind sie mit einander gar nicht einig, als darin, daß sie gern alles, was sich über den Niveau ihrer Misère erhebt, dem Erdboden gleich machen möchten. Wir haben in dem Schillerschen Musenalmanach eine sehr lebhafte Kriegserklärung gegen das Volk gethan und sie so gewürzt, daß sie wenigstens Jedermann lesen wird. Denn da die Gesellen mit ihrer Druckserei, Schmeichelei und heiligen Kunstgriffen aller Art immer theils im Stillen fortfahren, theils auch sich gelegentlich mit einem vornehmen Christenblick öffentlich sehen lassen, so bleibt nichts übrig, als ihnen hartnäckig und lebhaft zu zeigen, daß man in der Opposition verharren werde. —

* Muthmaßlich Voß.

* Vielleicht die Gräfin Auguste Bernstorff, geb. Stolberg. Vergl. Goethes Briefe an dieselbe, Leipzig 1839.

Ich hoffe wir sollen uns bei unserem bösen Ruf erhalten und ihnen mit unserer Opposition noch manchen bösen Tag machen. Sie haben zwar eine Menge für sich, aber es wird ihnen doch immer weh, wenn man auf ihre Schattengötzen auch nur mit der Laterne zugeht; und dann ist es das Lustigste, daß, wie bei andern Parteiverhältnissen, die Familien unter sich nicht einig sind, und ehe man sich's versieht, einmal ein Sohn oder eine Tochter sich zu unserem credo herüberneigt."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Industrieausstellung.

Eben so wenig werden die Völker des Nordens fehlen, und der Russe und der Schwede, der Norweger und der Däne werden neben dem Südländer die Produkte ihrer kühleren Sonne und ihrer jüngeren Industrie zur Schau stellen. — Vor allen aber sind es die Deutschen, die Engländer, die Franzosen und die Bürger der Vereinigten Staaten, welche als Träger der modernen Civilisation um den Preis ringen werden, und müssen wir auch im Großen und Ganzen die Ueberlegenheit der Britten anerkennen, so läßt es sich doch nicht läugnen, daß sie auch in vielen Punkten von ihren Concurrenten erreicht, und in einzelnen übertroffen werden. — Als Anerkennung des deutschen Geistes kann es gelten, daß mehrere der wichtigsten Blätter während der Ausstellung, und einzelne sogar schon jezt, Aufsäze in unserer Muttersprache bringen. Als Nation werden wir aber auch bei dieser Gelegenheit, wo unser Volk doch so würdig vertreten ist, nicht anerkannt. Während England mit seinen Colonien den westlichen Flügel des Glaspalastes einnimmt, sind die fremden Staaten in den östlichen Theil, und zwar in der Reihenfolge verwiesen: Frankreich, China, Schweiz, Norwegen, Schweden, Belgien, Norddeutschland, der Zollverein, Rußland, Oesterreich, Vereinigte Staaten von Nordamerika, Arabien, Persien, Italien, Griechenland, Türkei, Egypten, Portugal, Spanien, Dänemark. Also troz des Arndischen Liedes, ein Zollverein, ein Norddeutschland und ein Oesterreich.

Der stolze Britte hat die Welt nur darum zur Concurrenz eingeladen, weil er ihr seine Obmacht zeigen will. Dieses Gefühl der nationalen Ueberlegenheit durchdringt den reichen Fabrikanten, wie den armen Arbeiter, der nichts besizt als seine Kunstfertigkeit, und durch das ganze Land hindurch macht sich ein beispielloser Eifer geltend, um den Triumph der einheimischen Industrie zu sichern. In allen nur einigermaßen wichtigen Städten haben sich Zweigcomités für die Ausstellung gebildet, und aus den eingelaufenen Listen geht hervor, daß kein Zweig der so reichen englischen Industrie unvertreten seyn wird. Die Londoner Gewerbtreibenden sind darauf bedacht, den Ruhm der großen Metropole aufrecht zu erhalten, und sie haben sich zu den kostbarsten und kunstvollsten Beiträgen, von den feinsten und reichsten Juwelierarbeiten bis zu den imposantesten Maschinen verpflichtet. Die Baumwollenindustrie wird hauptsächlich, und zwar in der weitesten Ausdehnung, von Manchester repräsentirt, aber auch die übrigen Fabrikstädte und Distrikte bleiben nicht zurück. Die Eisenmanufaktur, neben der Baumwollenindustrie die wichtigste Englands, liefert Erzeugnisse jeder Art und jeder Feinheit. In Sheffield, Birmingham, Leeds, und wie die andern Städte heißen, wird Tag und Nacht gehämmert und geschafft, um den Glaspalast würdig zu schmücken. Die Kohle, ein so wesentlicher Faktor der englischen Größe und des englischen Reichthums, erscheint in allen Gestalten. Neben dem Steinkohlenblock aus Staffordshire, der dreißig Fuß im Durchmesser hat, wird der Fremde eine Menge von kleinen Kunstwerken, Statuen rc. bewundern können, die aus diesem Material gefertigt sind. Irland liefert seine Linnen, Schottland seine Wolle, und die brittischen Seidenstoffe werden mit den französischen wetteifern.

Es sey mir noch erlaubt, einige Merkwürdigkeiten zu erwähnen, welche für den Glaspalast angesagt sind. — Eine Künstlergesellschaft aus Liverpool liefert ein genaues Modell des dortigen Hafens mit allen vor Anker liegenden Schiffen. Von den 1500 Fahrzeugen, welche dieses Kunstwerk enthält, wird jedes einzelne bis ins kleinste Detail ausgearbeitet. — Ein Fabrikant aus Manchester schickt ein Pfund Baumwolle, das zu einem Faden von der Länge von 238 englischen Meilen und 1120 Yards ausgesponnen ist. Die Arbeiter der Glasfabrik in St. Helens haben mehrere Glasplatten verfertigt, deren eine fünfzig Quadratfuß mißt und auf das Kunstvollste bemalt ist. — Eine Pariser Glasfabrik hat eine Flasche von Krystallglas versprochen, die $4\frac{1}{2}$ Ellen hoch ist und 14 Ellen im Umfange hat. In ihrem Inneren können sich drei Menschen bequem bewegen. Diese Monstreflasche hat ein Gewicht von zwölf Centnern. Die Kunstgärtner Londons haben sich anheischig gemacht 1851 verschiedene Blumen und eben so viele Gattungen von Früchten in den Glaspalast zu liefern.

Ich hoffe, daß man mir in Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes verzeihen wird, etwas ausführlich ins Detail gegangen zu seyn. Die Industrieausstellung dieses Jahres ist ein Ereigniß, das in der Kulturgeschichte der Menschheit einzig dasteht. Der Völkerkongreß, von dem politische Ideologen seit Langem geträumt haben, tritt hier, freilich der utopistischen Phantasien entkleidet, in die Wirklichkeit, und die Abgesandten aller Nationen strömen in der ungeheuern Metropole des Handels zusammen, um die Fortschritte der Civilisation zu schauen und zu zeigen. — Wie wichtig an und für sich schon das Zusammenkommen von Millionen aus den verschiedensten Gegenden der Erde ist, liegt auf der Hand. Wie viel Vorurtheile werden abgestreift, wie viele Erfahrungen gemacht, wie viel Kenntnisse gesammelt werden! Wie ersprießlich ist es für die gebildeteren Völker, daß sie bei dieser Gelegenheit in das Centrum des englischen Lebens eintreten, und die merkantile und industrielle Größe des brittischen Staates aus eigener Anschauung kennen lernen! Was das neunzehnte Jahrhundert vor den früheren auszeichnet, ist sein rastloses Bestreben, jede nationale Scheidewand niederzuwerfen. Die politische Propaganda hat dieses Ziel zu ihrem Schiboleth gemacht, und die vermehrten Verkehrsmittel, namentlich die Eisenbahnen arbeiten auf die Verwirklichung hin. Der blinde Haß, der die Völker trennte und so häufig nur auf dem Schlachtfelde zusammenführte, verschwindet von Tag zu Tag mehr, und die großartigste Aeußerung dieser Stimmung ist die Londoner Ausstellung. Man hat dieselbe einen Friedenskongreß genannt, und mit Recht.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 54. Dienstag, 4. März 1851.

Ich möchte selbst in künstlichen Sonetten,
In sprachgewandter Maaße kühnem Stolze,
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen.

Goethe.

Sonette.

1.

Brief.

Daß ihm die Liebste doppelt sey gewogen,
Besingt der Dichter seine Herzenswunde:
Von Schmerz und Lust gibt er beredte Kunde,
Mit süßem Inhalt füllt sich Blatt und Bogen.

Doch wie der Fischer wohl, vom Glück betrogen,
Vergeblich wühlet in der Wasser Grunde,
So wird vom Dichter in der falschen Stunde
Zuweilen auch ein leeres Garn gezogen.

Noch heute wollt' ich in verliebtem Drange
Mein holdes Kind mit einem Liede grüßen,
Deß reicher Sinn die Seele ihr ergötze;

Am Ufer der Gedanken stand ich lange,
Und, ach! wie wenig leg' ich ihr zu Füßen:
Ein kleines Fischlein in dem weiten Netze!

2.

Alles vergebens!

Wohl hab' ich in dem Plane mich ergangen,
Ihr Herzchen zu erschleichen fein und sachte:
Doch dieses Herz, das kluge, streng bewachte,
Ihm braucht vor Diebeslisten nicht zu bangen.

All meine Künste wollen nichts verfangen,
Ob ich nun seufze, schmeichle, schmolle, schmachte;
Und wenn ich recht auf alle Zeichen achte,
So still' ich nie mein brennendes Verlangen.

Zuletzt mit Liedern sucht' ich sie zu kirren:
Auch das umsonst, die liebliche Kokette
Verstrickt sich nicht in meiner Reime Schleifen;

Dieß Köpfchen läßt sich nimmermehr verwirren,
Selbst nicht durch meine trefflichen Sonette,
Die doch an Rückert oder Platen streifen!

3.

An Sie.

Genesung haben Kranke oft verspüret,
Das Leiden flieht, der Krampf der Schmerzen endet,
Wenn sich die Seele zu den Heil'gen wendet,
Und fromm die Hand ein Gnadenbild berühret.

So hat der Glaube mich zu dir geführet!
Dem kranken Pilger hast du Trost gesendet,
Dem müden Waller hast du Kraft gespendet:
O Heil'ge! nimm den Dank, der dir gebühret!

Ein Denkmal weih' ich dir — in meinem Herzen.
Ein traulich Kirchlein will ich drin errichten,
Und will dein Bildniß auf den Altar malen;

Und hell entflammen will ich lichte Kerzen,
Die zauberisch, gleich reizenden Gedichten,
Am dunkeln Ort dein süßes Bild bestrahlen.

4.

Stufen der Liebe.

Als Knabe sucht' ich munt're Mädchenschaaren,
Ein Pfänderspiel schien mir das höchste Gut,
Und süße Küsse reizten meinen Muth,
Mit heit'rem Witz und Scherzen nicht zu sparen.

Der Jüngling sollte bitt'res Leid erfahren:
Ein frostig Herz verschmähte seine Glut,
Und manche Zähre, wie's die Jugend thut,
Hab' ich geweint mit meinen zwanzig Jahren.

Nun dien' ich wieder einer Königin:
Mit Doppelmacht weiß diese zu regieren,
Sie schafft mir beides, Thränen und Entzücken;

Zu frohem Jubel reißt ihr Scherz mich hin,
Und meine Thränen misch' ich mit den ihren,
Wenn Schmerz und Kummer ihre Seele drücken.

5.

An einen Freund.

Begeistert seh'n wir deine Blicke strahlen,
Wenn deine Lippe von dem Süden spricht:
Dort ist die Welt ein zauberhaft Gedicht,
Und Schönheit strömt aus tausend reichen Schalen.

Ach! mancher wird die Schuld dem Tod bezahlen:
Er kennt der Erde Glanz und Wunder nicht!
Wie manches Aug', das bald im Sterben bricht —
Italiens Himmel wird sich nie drin malen!

Es träumt der Mensch von unbekannten Sphären,
Von einem Eden, das die Hoffnung baut,
Von einer lichten, himmlisch schönen Ferne;

Sein Auge soll sich drüben neu verklären:
Und doch, wie wenig hat er hier erschaut,
Ein armer Fremdling auf dem eig'nen Sterne!

6.

Unsern Dichtern.

Ihr sollt nicht frech mit großen Stoffen schalten:
Denn nur den Auserwählten ist's gegeben,
Die schwere Masse geistig zu beleben,
Und auszuformen hehre Kunstgestalten.

Zum höchsten Flug darf bloß der Aar entfalten
Die Schwingen, die ihn weit zum Himmel heben;
Des Waldes Bäume macht der Sturmwind beben,
Doch keine Eichen wird der Zephyr spalten.

Schmollt aber nicht zu frühe mit den Musen,
Wenn euch mißlingt der tiefe, volle Psalter,
Der in dem Innersten bewegt den Busen.

Es tragen dich zur Sonne nicht die Flügel:
Vielleicht erreichest du den schlanken Falter,
Der lustig segelt nach dem Blüthenhügel.

Th. R.

Schiller und Goethe im Xenienkampf.

(Fortsetzung.)

Hieran schließt sich eine spätere Mittheilung Goethes vom 19. Januar 1797, ebenfalls für Meyer bestimmt: „Da wir voraussahen, daß wir schon durch diese Aeußerungen uns Feinde und Widersacher genug zuziehen würden, so hielten wir für das Beste, gleich auf einmal dem Fasse den Boden auszustoßen und in ungefähr vierhundert und fünfzig Distichen Baven und Mäven, den Phantasten und Heuchlern, theils namentlich, theils mit leichter und schwerer Deutung zu Leibe zu gehen, worüber ein fürchterlicher Lärm entstanden ist, wovon Sie seiner Zeit mehr vernehmen sollen, wenn ich nur erst selbst das corpus delicti in die Hand gebracht habe."

In Jena, am Quell des reißenden Stromes, scheint es ziemlich ruhig geblieben zu seyn. Körner ließ von fernher seine kräftig ermunternde Stimme vernehmen, auch Humboldt, welcher seit Anfang August eine Reise in's nördliche Deutschland unternommen hatte, gab durch Briefe Botschaft. Woltmann wußte mancherlei zu erzählen, und A. W. Schlegel, so eben von Leipzig zurückgekehrt, wo er mit Reichardt zusammengetroffen war, brachte mündliche Nachrichten. Uebrigens hatte Schlegel nach mehreren Wochen die „jungen Nepoten" (X. 341), mit denen sein Bruder Friedrich und er gemeint sind, noch nicht ergründet und fragte den Dichter ausdrücklich darnach. In der allergrößten Verlegenheit aber befand sich Schütz, weil er nirgend einen Ausweg sah, die Xenien in der allgemeinen Literaturzeitung zu besprechen, ohne auf dieser oder jener Klippe zu stranden. Endlich kam ihm in seiner Rathlosigkeit ein Strahl von oben; er dachte wie König Salomo: „wenn Reden Silber ist, ist Schweigen Gold," und recensirte die Xenien gar nicht. — Von hoher Bedeutung muß es uns seyn, zu erfahren, wie Charlotte v. Schiller den wilden Epigrammenstreit betrachtete. Diese treffliche Frau erkundigte sich bei ihrem Jugendfreund, Friedrich v. Stein, was Hermes zu den Xenien sage, und fährt dann fort: „Sie werden wohl gedacht haben, daß die beiden Dichter mitunter etwas unartig waren, aber es ist im Ganzen nicht so böse gemeint. Alles was noch dagegen gesagt worden, gibt einen neuen Beweis, daß sie manches Wahre gesagt haben, nämlich über die Fähigkeit und Art des gelehrten Publikums die Dinge aufzunehmen. Manche haben platte Deu-

tungen gemacht, die sie erst selbst hineingelegt haben, manche haben es moralisch zu ernstlich genommen, keiner hat aber den Reichthum von Witz aufweisen können, den die beiden verschwendet haben, und es ist noch nichts erschienen, was dagegen aufkommen könnte. Ich bin nicht parteiisch, so lieb und werth mir beide Verfasser sind, dieß Urtheil muß jeder unbefangene Leser fällen."

Die Nachbarstadt Gotha hielt noch fest an den Formen des französischen Geschmacks, und Herzog Ernst hatte niemals sonderliche Vorliebe für deutsche Poesie gezeigt. Ein ganzer Kreis von Männern, denen die Xenien übel begegneten, stand zu dieser Residenz in naher Beziehung: Friedrich Jacobs, Schlichtegroll und Rudolf Zacharias Becker hatten dort ihren Wohnsitz, Thümmel pflegte Monate lang dort zu verweilen und Manso war erst seit einigen Jahren nach Breslau übergesiedelt. Gotha gerieth deßhalb in große Bewegung ob der Tollkühnheit unserer Dioskuren; vorzüglich wurde der alte Gotter sehr erschreckt und lamentirte gewaltig über solchen Xenienskandal. Der Herzog selbst war äußerst ungehalten, weil man Schlichtegroll, seinen Günstling, so spöttisch behandelt hatte, aber Goethe meinte (26. Oktober 1796), das sey recht gut. „Man hat in Gotha mit der größten Gemüthsruhe zugesehen, wenn man mir und meinen Freunden höchst unartig begegnete, und da das literarische Faustrecht noch nicht abgeschafft ist, so bedienen wir uns der reinen Befugniß, uns selbst Recht zu verschaffen und den nekrologischen Schnabel zu verrufen, der unserem armen Moritz * gleich nach dem Tode die Augen aushackte. Ich erwarte nur, daß mir jemand etwas merken läßt, da ich mich denn so lustig und artig als möglich expektoriren werde." (Vergl. X. 127 und Tabulae votivae 549—551.)

Drei Tage später berichtete er selbst von der Gothaischen Aufgeregtheit und theilte dem Freunde ein Blättchen Distichen von — mit, der die Sache noch artig genug nahm. Schiller gab zu, die Epigramme wären ganz liberal ausgefallen, aber er mußte dennoch gestehen, daß ihm diese Auffassungsweise am allerfatalsten sey. „Es blickt nichts daraus hervor," sagte er, „als eine Schonung der Leerheit und Flachheit, und ich weiß nichts Impertinenteres, als von einer Seite dem Erbärmlichen nachzulaufen und dann, wenn Jemand demselben zu Leibe geht, zu thun, als ob man es bloß geduldet hätte; erst es dem Guten entgegenzusetzen und dann sich zu stellen, als ob es grausam wäre, es mit demselben vergleichen zu wollen. Der Pentameter: „Unser Wasser erfrischt ꝛc." ist merkwürdig und ganz erstaunlich expressiv für die ganze Klasse." — Diese Distichen rührten ohne Zweifel von Friedrich Jacobs her; er vertheidigte sich darin gegen X. 88, wo er mit Manso und Schatz als Fischlein vorkommt, und das „erfrischende Wasser" bezog sich auf Sulzers Cisterne.

Berlin bildete damals ein mächtiges Triebrad deutscher Literatur und Kritik; es konnte den verbündeten Dichtern nicht gleichgültig seyn, wie man die Xenien an der Spree aufnahm. Zufällig befand sich Wilhelm v. Humboldt, eben dort und so durften sie unbefangene Berichte erwarten. Humboldt selbst war durch den Almanach bedeutend überrascht worden; er schwelgte recht darin, und die Xenien machten auf ihn den heitersten Eindruck. Vor den tabulis votivis hatte sowohl er als Friedrich Gentz einen großen Respekt, aber eine Auseinandersetzung des Schiller- und Goethe'schen Eigenthums an diesen gemeinschaftlichen Produktionen fand Humboldt sehr schwierig. In Berlin gab es ein gewaltiges Reißen um den Kalender, doch verlautete darüber weder Interessantes noch Kurzweiliges. Die meisten kamen mit Gemeinplätzen angestiegen, oder sie belachten alles ohne Unterschied wie eine literarische Hatze. Sämmtliche Xenien schob man Goethen in die Schuhe, worin die Berliner durch Hufeland noch mehr bestärkt wurden, da dieser behauptete, er habe sie alle in Goethes eigener Handschrift gelesen.

(Fortsetzung folgt.)

* Karl Philipp Moritz, Verfasser des „Anton Reiser," geb. 1757, gest. 1793 als Professor an der Akademie der Künste zu Berlin.

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der Trave, Februar.

Die Kaiserlichen.

Wenn ich jezt durch die schlecht gepflasterten Straßen des alten Hansasitzes gehe, komme ich mir vor wie ein vom Tode Auferstandener. Ich kann mich eines unheimlichen Gefühls, eines Gefühls, als hätte ich einmal, vor mehr als zweihundert Jahren gelebt, nicht erwehren und habe manchmal Lust, mich selbst für einen umgehenden Geist zu halten. Wo ich hinsehe, erblicke ich

„Kaiserliche,“ wo ich hintrete, stoße ich auf „Kaiserliche,“ und damit ja nichts an vollkommenster Aehnlichkeit dieser Kaiserlichen mit jenen des siebzehnten Jahrhunderts fehlt, welche unter Wallensteins Führung den germanischen Norden besuchten, reden die meisten derselben kein deutsch, sondern welsch, aber — Gott verzeih' mir, wenn ich den Leuten Unrecht thue — es ist dieß ein welsch, das selbst Tasso, der gründliche Kenner seiner schönen Heimathsprache, schwerlich verstanden hätte. Vor Jahresfrist noch würde man demjenigen eine Freistelle im Irrenhaus angewiesen haben, der einen Besuch solcher Kriegsleute uns prophezeit hätte, und heute ist das, was damals als Mährchen unbedingt verlacht worden wäre, handgreifliche Wahrheit geworden. Kann man's einem verdenken, wenn der Sterbliche dadurch Lust zu keckem Prophezeihen bekommt? Wär' es nicht eben so möglich, daß im nächsten Jahre die Russen „feine Röthe“ bei uns trinken könnten, während die jezt hier lagernden österreichischen Kaiserjäger und lombardischen Füseliere am schönen Strand der Garonne und in der Hauptstadt der Mode, in der Metropole der Kunst Revolution zu machen, nach schäumendem Champagner pirschten? Man hört hie und da solche Gedanken oder Vermuthungen unter den Truppen selbst laut werden, und Gerüchte gehen ja, wie bekannt, häufig den wirklichen Ereignissen wie dunkle warnende Schatten voraus.

Nach der vorläufigen Einigung der beiden deutschen Großmächte in Olmütz und den Vorgängen in Kurhessen war nicht mehr daran zu zweifeln, daß auch in Schleswig-Holstein ein Umschwung der Dinge, von unabwendbarer Nothwendigkeit geboten, bevorstehe. Meines Erachtens konnte die nunmehr abgetretene Statthalterschaft sammt der Majorität der Landesversammlung nicht anders handeln, als sie gehandelt hat, mag auch die radikal demokratische Partei noch so sehr darüber wettern und schimpfen. Ein gewisser Opfertod des Heeres in blutigem Verzweiflungskampfe zwischen zwei Heeren hätte, nach den in höchsten Kreisen obwaltenden Ansichten, nur zu gänzlicher Unterjochung des Landes und seiner Bewohner geführt; denn daß von dem Anblick solchen Kampfes elektrisirt, ganz Deutschland sich abermals erhoben haben würde, können nur Phantasten glauben. Deutschland erhebt sich jezt nicht, denn es kann eben nicht. — Seit nun die Oesterreicher bei uns sind, fühlt hier jedermann, daß es im ganzen lieben Vaterlande doch recht düster aussieht. „Was wollen die Leute bei uns?“ „Wie lange werden sie bleiben?“ „Wie kommen wir ruhigen Reichsfreistädter dazu dieselben zu verpflegen?“ So hört man täglich wiederholt fragen, und die Gesichter der Bürger werden immer länger und faltenreicher. In der That, unsere Lage ist gegenwärtig keine beneidenswerthe. Wir leben in einem freien, souveränen Staate, haben gar nichts verbrochen, sind äußerst ruhig und solid, und doch müssen wir Tausenden Brod und Quartier geben, ohne zu wissen, wann diese Verköstigung ein Ende nehmen wird, ob unsere Gäste auch wieder so fortgehen, wie sie gekommen sind, d. h. ohne uns ein paar vergilbte Pergamentblätter aus dem goldenen Buche unserer hansischen Freiheiten mitzunehmen? Das ist's, was die Travebewohner mehr drückt und ängstigt, als die Last der Einquartierung. Bis jezt ist es nun allerdings dem Senate gelungen, seiner Selbstständigkeit Geltung zu verschaffen, allein alles Protestiren gegen länger dauernde Herlegung österreichischer Truppen hat doch zu weiter nichts geführt, als zu freundlichen Zusicherungen. Und sollte dereinst, was ja Niemand wissen kann, der Tag kommen, wo man wegen höherer politischen Rücksichten den Drang in sich fühlte, die Freiheit und Selbstständigkeit der kleinen, aber reichen Handelsrepubliken zu beschneiden, wo wäre dann die Macht, solchem Ansinnen mit Glück Widerstand zu leisten? Sie sehen, die hansischen Kaufherren an der Trave wie an der Elbe haben genügenden Grund, gegenwärtig mit geringerem Appetite wie früher lucullische Gastmähler zu besuchen.

(Fortsetzung folgt.)

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Industrieausstellung.

Die Verschiedenheit der materiellen Interessen ist der einzige Grund des Zwiespalts unter den Nationen, und nur durch den freien Verkehr und den gegenseitigen Austausch der Produkte und Ideen kann dieser Grund entfernt und der Weltfriede gesichert werden. Es ist wahr, auf dem bevorstehenden Congreß wird nicht in ideal kosmopolitischer Weise vom Bruderbund der Völker und dem Endzwecke der Menschheit gesprochen, es werden nur Produkte der Natur und der Menschenhand zur Schau gestellt, aber die Industrie ist nun einmal die Trägerin der modernen Kultur. Mögen wir auch den Einfluß der idealen Wissenschaften und Künste noch so hoch anschlagen, so viel ist gewiß, die Erfindung der Spinnmaschine und die Anwendung der Dampfkraft hat einen Umschwung in den Ideen und Sitten hervorgebracht, dem nichts Aehnliches aus der früheren Geschichte an die Seite zu setzen ist. Selbst die politischen Revolutionen haben bei weitem nicht so tief in das Leben der Völker eingegriffen, als die industriellen. So sind in England im Grunde alle Spuren des Mittelalters verwischt, obgleich in der Gesetzgebung weit mehr davon erhalten ist als irgend wo anders. Aber die Städte sind mit Fabriken angefüllt und durch Eisenbahnen verbunden, in den Dörfern sprühen die Essen, die Güter der Aristokratie haben mit dem Dampfpflug die moderne Industrie in sich aufgenommen, kurz das Mittelalter ist in England, wo es gesetzlich noch besteht, durch die Industrie radikaler vertilgt, als in Frankreich durch drei Revolutionen. — In dieser kulturgeschichtlichen Bedeutung des Gewerbfleißes liegt auch die Bedeutung der kommenden Ausstellung. Die Gesammtindustrie der Welt auf einen Punkt zu vereinigen, um die Entwicklung allgemein und den Fortschritt des einen Volks zum Fortschritt aller Völker zu machen, das ist ein Gedanke, den nur das neunzehnte Jahrhundert fassen und nur England ausführen konnte. — Das englische Volk steht im Mittelpunkte des Weltmarkts und es scheint längst berufen, den prometheischen Funken der Kultur über alle Weltstriche zu verbreiten. Der Britte hat die europäische Bildung auf seinen Handelsschiffen mit den Produkten seiner Fabriken in die Thäler des Himalaya und an die Ufer des Ganges, in die Urwälder Amerikas und über die Mauer des chinesischen Reichs, an den Nil und in die Ebenen Australiens getragen, und sein Werk zu krönen, beruft er jezt die Völker der Erde an die Themse, um ihnen seine Macht und seine Entwicklung an der Quelle zu zeigen. Dieß alles hat freilich sehr egoistische Triebfedern, aber welche andere Nation hat gleiche Erfolge gehabt? Es ist wahr, auch diese Ausstellung verdankt keiner begeisterten kosmopolitischen Aufwallung ihren Ursprung, und wenn wir auf den Grund der Sache gehen, finden wir die nüchternste Berechnung und die handgreiflichsten Motive. Wir sehen, die englische Industrie ist im Laufe ihrer unerhörten Entwicklung so weit gekommen, daß sie in ihrer eigenen Ueberproduktion ersticken muß, wenn sie keine neuen Absatzwege auffinden, oder die alten nicht erweitern kann. Das erstere ist vorerst unmöglich, und soll das ganze Gesellschaftsgebäude nicht rettungslos über den Haufen geworfen werden, so bleibt nichts übrig, als die alten Märkte zu erweitern, das heißt sie fähig zu machen, größere Quantitäten englischer Waaren aufzunehmen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 55. Mittwoch, 5. März 1851.

The city won for Allah from the Giaour.
Byron.
Imitatores, servum pecus.
Horat:

Skizzen aus Konstantinopel.

(s. Nr. 46—51.)

9. Baukunst.

Die Privathäuser sind meist klein, zweistockig und von Holz, nach orientalischem Brauch bunt bemalt, mit vielen vergitterten Fenstern und mit schrägen, mit Schindeln oder Ziegeln bedeckten Dächern versehen. Man sieht hier keine glatten, terrassenförmige Dächer wie im nördlichen Afrika. Die meisten Häuser sind von schönen Bäumen umgeben; wenn ihm ein Kind geboren wird, pflanzt der Türke eine Platane, bei Todesfällen eine Cypresse. Die Stadt bietet daher einen bunt wechselnden Anblick von Grün und Roth dar, und aus dem Meere von Bäumen und Häusern erheben sich die Massen der Moscheen und der vielen Minarets, wie Inseln und Mastbäume, und gewähren dem Auge Ruhepunkte. In den Minarets und in den öffentlichen Brunnen begegnet man der einzigen originellen Entwicklung der türkischen Baukunst, denn auch in dieser Kunstrichtung, fast der einzigen, die sie überhaupt kultivirt, haben sie nichts Selbstständiges geleistet. Ihr steppenhafter phantasieloser Charakter zeigt sich im entschiedensten Gegensatz zu dem der Mauren, wenn man die arabischen Bauten mit den ihrigen vergleicht. Ein nomadisches Volk baute es seine leichten Wohnungen wie das Zelt der Steppe rasch auf und nahm, unfähig für seine neue Religion selbstständige Bauwerke zu erfinden, die Kunstformen an, die es in den eroberten Ländern vorfand. Dieß waren in Konstantinopel die Formen der späteren christlichen Römerzeit, zu denen es nur im Minaret, das man der schlank emporstrebenden Zeltstange vergleichen kann, und in der ausgeschweiften Bogenform ein originelles Element hinzufügte. Mit Unrecht würde man den Grund der wenig entwickelten türkischen Baukunst im Islam suchen, der allerdings Malerei und Skulptur verbietet, aber in der Baukunst eine freie Entwicklung vollkommen zuläßt, wie es die Bauten der Mauren beweisen, die in Afrika und Spanien eine Architektur geschaffen haben, die mit ihren Palästen (die Alhambra), Moscheen und Säulenhallen den Schöpfungen anderer Völker vollkommen ebenbürtig zur Seite steht. Nur zu oft verwechselt man diese maurische Baukunst mit der islamitischen überhaupt und macht sich so von der Pracht der Moscheen und der Paläste von Konstantinopel eine phantastische Vorstellung, die keineswegs begründet ist.

Um die bedeutendsten öffentlichen Gebäude, das alte Serail, die Moscheen, die hohe Pforte und die Grabmonumente einiger Sultane zu sehen, bedarf man einer speziellen Erlaubniß der Regierung, eines sogenannten Firmans, der übrigens auf das Ersuchen einer Gesandtschaft ohne weitere Schwierigkeiten gegen 250 türkische Piaster ertheilt wird. Dieser Firman, der in der Hand des Beamten bleibt, und gehörige Trinkgelder (Backschisch) öffnen uns sofort die Pforten der Heiligthümer. Mit diesen Trinkgeldern, die an der Pforte jeder Moschee, jedes Grabmals ausgetheilt werden, belaufen sich die Kosten dieser Moscheenwanderung auf ungefähr 800 türkische Piaster, also etwa 180 französische Franken, die sich unter die verschiedenen Theilnehmer, die man aus den Gasthäusern dazu einladen läßt, vertheilen, so daß der Aufwand für den Einzelnen nicht zu hoch wird. Der Beamte der Pforte, der den Firman nicht aus der Hand läßt, eröffnet den Zug, der außerdem vom türkischen Diener der respektiven Gesandtschaft (dem sogenannten Hawaß)

und den Lohndienern begleitet wird, die ihren Herren die Pantoffeln nachtragen, welche man beim Betreten der Heiligthümer anziehen muß, weil man mit der Fußbekleidung, welche die Straße berührt hat, nicht eintreten darf.

Auf dieser Wanderung pflegt man zuerst das alte Serail zu besuchen, früher die eigentliche Residenz der Sultane. Von Mauern, Thürmen, Thoren, Gärten, Kiosks umringt, mit vielen Höfen und dazu gehörigen Gebäuden, liegt es im Dreieck an der äußersten Spitze der Stadt, wo die Wasser des Bosporus und der Propontis zusammenfließen. Die dem Marmorameer zugewandte Ecke nennt man „die Spitze des Serails." Vom Wasser aus nimmt es sich mit seinen Mauern, leichten Kiosks und Baummassen sehr schön aus und trägt viel dazu bei, der Stadt von der Wasserseite die wundervolle Ansicht zu geben. Sein Inneres, die Säle und Gärten, bieten aber lediglich nichts von bedeutendem Interesse dar. Man durcheilt eine Reihe von Höfen und Galerien mit schlechten europäischen Kupferstichen, Säle mit europäischen Möbeln, Sophas, Uhren und Spieldosen, und besieht dann den Garten, von dem man, wie auch aus den Fenstern, die schönste Aussicht auf den Bosporus und die asiatische Küste hat. Der Garten, in dem einst die Bewohnerinnen dieser jetzt verlassenen Gemächer lustwandelten, ist eine altfranzösische steife Anlage mit barock unter einander blühenden edlen und ganz gewöhnlichen Blumen und Gesträuchen. Man findet hier keine schattigen Laubgänge, keine geheimnißvollen Baumschatten mit plätschernden Fontänen oder rauschenden Quellen, wie sie wohl die meisten Besucher erwarten. Offen und flach, mit einer Balustrade umgeben, zum Lustwandeln und Genießen des kühlenden Seewindes liegt die Anlage da in altfranzösischer Regelmäßigkeit und Steifheit.

Nicht weit vom alten Serail liegt das große Thor, „die hohe Pforte," nach dem man die türkische Regierung zu bezeichnen pflegt. Durch ihre vielen und großen Höfe eilten wir hindurch, besahen die alte Bibliothek der Sultane und den früheren Thronsaal mit dem Thronsessel, auf dem die alten mächtigen Padischahs Audienzen gaben und zu Gericht saßen. Eng und dunkel macht er in roher Pracht und kleinen Dimensionen den beängstigenden Eindruck einer finstern, tyrannischen Herrschaft. In der Bibliothek waren rings an den Wänden des kleinen, viereckigen, mit Holz getäfelten Zimmers in vergitterten Schränken kleine, fremdartig geheftete Bücher unordentlich aufgeschichtet; auch zeigte man hier ein großes Gemälde auf Leinwand, das die Porträts sämmtlicher Sultane bis zu einer gewissen Periode enthielt, die mit ihren steifen ernsten Gesichtern gespensterhaft von der Leinwand uns anblickten.

Von hier ging es durch d.. hohe Pforte zu einem freien Platz, auf dem die frühere Kirche der heiligen Irene liegt, die jetzt ein Waffendepot und eine Art Museum ist, wie wir früher schon erwähnt haben. Man findet hier außer einer Menge neuer Waffen die Schlüssel eroberter Städte, gewaltige Damascenerklingen, Schwerter aus den Zeiten der Kreuzzüge, Panzerhemden, Helme, Trommeln, Mörser, Kanonen, eroberte christliche Fahnen, Trophäen aller Art, interessant für Freunde mittelalterlicher Trachten und Curiositäten. Am Eingang der Basilika stehen vor aufgestellten Reihen von Gewehren und Pistolen zwei hölzerne Figuren in eng anschmiegenden Kettenpanzern mit Streitärten und grimmigen Gesichtern, als Hüter der Waffen.

(Fortsetzung folgt.)

Schiller und Goethe im Xenienkampf.

(Fortsetzung.)

Um von den einzelnen Schriftstellern zu sprechen, so verdient Nicolai wohl den ersten Platz, weil er, wenn auch nicht in der Literatur, doch in den Xenien die hervorragendste Rolle spielte. Er nannte das schreckliche Buch den Furienalmanach. Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, Redakteur des Archivs der Zeit, war überzeugt, die Duumvirn hätten sich in den Xenien selbst heruntergerissen und Schiller habe das Distichon: „Wohlfeile Achtung" (X. 92), auf Goethe gemacht. Johann Erich Biester, königlicher Bibliothekar und Mitglied der Akademie, äußerte sich ganz entzückt über die Satiren, nur fand er sie noch zu mäßig geschrieben. Johann Friedrich Zöllner, Oberconsistorialrath und auch als Schriftsteller bekannt, theilte diese günstige Meinung, während ein anderer seufzend erklärte: jetzt sey wieder eine Landplage mehr in der Welt, weil man sich jedes Jahr vor dem Almanach zu fürchten habe.

Karl Friedrich Zelter, der Componist des Almanachs, mußte innerlich laut auflachen über die Xenien, worin seine Freunde, Nicolai, Reichardt u. a., wie lebende Schatten citirt waren, aber nach außen durfte er sein Vergnügen nicht merken lassen. Er sollte den Blitz verfluchen, der eingeschlagen, und war froh, dessen Leuchten zu sehen. Man zürnte schon auf ihn, weil er, als Märker, Goethes Musen und Grazien in der Mark componirt hatte, besonders konnte ihm sein Schwager Spener * das nimmermehr verzeihen. Eines Tages, als er bei diesem zu Tische geladen war, trank er in dessen Wein die Gesundheit der Xenien. Was keiner leugnete, was auf jeder

* Ein bekannter Buchhändler und Verleger von Schmitt's Kalender der Musen und Grazien.

Zunge lag, war heraus, und nun ging's an ein Rathen: „diese Xenie ist von Ihm' (Goethe)!" „Nein, die muß vom Andern (Schiller) seyn!" u. s. w. Zelter, der uns die drollige Scene schildert, fügt treuherzig hinzu: „Bewahre Gott, daß ich mich hätte ergötzen sollen an der Züchtigung guter Männer! ich war froh gewesen und blieb wie ich gewesen; sie lebten ja alle und tobten auf ihre Art, was sollte ich nicht leben auf meine Art?"

Wenden wir uns nach Halle, so sehen wir mehrere berühmte Lehrer der Universität durch die Xenien in große Zufriedenheit versezt, obgleich dem Professor Jacob arg mitgespielt worden; derselbe mochte sich also wohl keiner sonderlichen Liebe bei den Collegen zu erfreuen haben. Das helle Auge Friedrich August Wolfs erblickte schon die Klarheit, welche auf den düstern Schauer folgen mußte; Johann August Eberhard, der scharfe Denker und geistvolle Erzähler, hatte ebenfalls seine Lust daran, und selbst Ernst Friedrich Klein, Professor der Rechtswissenschaften, ein naher Verwandter Nicolai's, stimmte in das Lob der Xeniendichter ein.

Goethe war zur Zeit in Ilmenau und hoffte dort sein episches Gedicht ein wenig vorwärts zu bringen. Schiller sendete ihm Grüße in dieses einsame Thal, wo er leicht das Städtchen seines Hermann finden und wo auch ein Apotheker und ein grünes Haus mit Stuccaturarbeit nicht fehlen würde. Der Dichter erwiederte aus der stillen Bergstadt am 12. November: „Ihre beiden Briefe, werthester Freund, habe ich erst spät in Ilmenau erhalten, wohin, wie nach Cimmerien, die Boten langsam gehen, die Sonne selten in dieser Jahreszeit dringt, der Almanach aber doch früh genug den Weg gefunden hat. Ich stehe vorerst dabei stille, daß wir mit beiden Werklein im Ganzen den gehörigen Effekt gethan haben; einzelne Aeußerungen können dem Autor selten wohlthun. Man steht denn doch am Ziel, es mag nahe oder fern gesteckt seyn, wenn einen der Leser gewahr wird. Nun kommen sie, gehen, rennen und trippeln wohl auch herbei, andere bleiben unterwegs stehen, andere kehren gar um, andere winken und verlangen, man solle wieder zu ihnen zurückkehren in's platte Land, aus dem man sich mit so vieler Mühe herausgearbeitet. So muß man die allgemeine Aufmerksamkeit für das Resultat nehmen und sich ganz im Stillen mit denjenigen freuen, die uns Neigung und Einsicht endlich am reinsten nähert; so habe ich Ihnen das nähere Verhältniß zu Körnern und Humboldt zu verdanken, welches mir in meiner Lage höchst erquicklich ist." — Jezt erfuhr man auch, daß Alexander v. Humboldt, damals Oberbergmeister in den Fürstenthümern Ansbach und Baireuth, über die Xenien entzückt sey. „Das ist doch wieder ein neue Natur, die sich diesen Stoff assimiliren kann," sagte Schiller freudig.

Dresden hatte zu jener Zeit nur eine geringe Bedeutung für deutsches Schriftthum. Aber Körner, der edle, feinsinnige Freund, war dort zu Hause und sein Urtheil wog schwer, denn es kam immer frisch aus Geist und Herz. Gleich nach Empfang des Almanachs hatte er (5. Oktober) an Schiller geschrieben: „Ich habe gesucht, mir die Xenien fremd zu machen und alles Persönliche dabei zu vergessen, und es sind nur wenige unter den polemischen, die ihren Werth nicht behaupteten. Eine gewisse vis comica, wovon es im Deutschen so wenig Beispiele gibt, herrscht bei weitem in dem größten Theile und macht sie zu einem bedeutenden Kunstwerke für jeden, der für das Komische Sinn hat, er mag sich nun für literarische Streitigkeiten interessiren oder nicht. Freilich ist der Sinn für's Komische selten in unsern Tagen und mancher möchte seine Stumpfheit gern für Gutherzigkeit verkaufen. Manchem fehlt es auch an Unbefangenheit, weil er irgend einen werthen Bekannten gegeißelt findet. Darum wundere Dich nicht, wenn diese Produkte auch von dem nicht interessirten Theile des Publikums anders aufgenommen werden als sie sollten."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Schluß.)

Die Industrieausstellung.

Die übrigen Völker sind der brittischen Macht gegenüber im Grunde nichts anderes als Handelskolonien, und wie es keine thörichtere und verderblichere Politik gibt, als die eigentlichen Kolonien maßlos auszusaugen und zu erschöpfen, so ist auch im Verkehr der Nationen nichts unsinniger als die rücksichtslose unbeschränkte Ausbeutung. Spanien hat in früherer Zeit dieses System seinen Kolonien gegenüber befolgt, und es ist arm geworden, troz der ungeheuern Schätze der beiden Indien. England ist klüger, und wie es die Entwicklung seiner Kolonien zu befördern sucht, so auch die der übrigen Völker,

natürlich ohne seine eigene Ueberlegenheit zu gefährden. Es betrachtet sich als den großen Fabrikherrn der Welt, der seine Untergebenen gut verpflegen muß, um bessere Arbeit von ihnen zu erhalten und mehr Geld zu verdienen. Statt den Baum umzuhauen, um auf einmal seine Früchte zu bekommen, wartet es ihn sorgfältig, um seine Tragfähigkeit zu vermehren und auch für die Zukunft zu sorgen; kurz England ist zu der Erkenntniß gelangt, daß die Steigerung seines eigenen Wohlstandes von der Entwicklung der Industrie und des Reichthums der übrigen Nationen bedingt ist, und aus diesem Grunde hat es den monopolisirten Handel mit dem Freihandel vertauscht, d. h. es will das Prinzip der freien Concurrenz, das innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft schon längst zur Geltung gelangt ist, auf den internationalen Verkehr ausdehnen. Durch die Concurrenz der Völker untereinander wird die Industrie, und somit die Civilisation der einen Nation zum Eigenthum aller gemacht, und die ganze Menschheit in den Strudel der ungehemmten Entwicklung gerissen. Auf dem industriellen Gebiete entwickelt sich der glühendste Wetteifer, alle Schätze des Bodens werden ausgebeutet, alle Kräfte der Natur aufgeboten, und die gesammte Produktion in mancherlei Weise gesteigert. Und das ist es gerade was England will, denn bei seiner Ueberlegenheit ist es des Löwenantheils gewiß. Um diesen Zweck zu erreichen, hat es schon gewaltige Anstrengungen gemacht; es hat seine Zölle erniedrigt, die Navigationsakte abgeschafft, seine Propagandisten auf den Continent und nach Amerika geschickt, und jezt veranstaltet es die Industrieausstellung. — Als sich China der Einfuhr englischer Waaren widersezte, predigte ihm John Bull die Lehre des Freihandels mit Kanonen. Den europäischen Staaten gegenüber wäre dieses Experiment etwas gefährlich, und darum zieht er hier friedlichere Mittel vor; er sucht ihre Industrie zu entwickeln, um sie den Grundsätzen des Freihandels zugänglich zu machen. Wenn wir es genauer betrachten, ist also die große Ausstellung nichts anders als ein Mittel der Propaganda für den Freihandel. Aber sey dem wie ihm wolle, die Idee dieses Unternehmens, und die Art, wie es in's Werk gesezt wird, verdienen unsere Bewunderung, und die Begeisterung, mit welcher es in allen Welttheilen aufgenommen worden ist, beweist zur Genüge, daß die Völker seine Bedeutung erfaßt haben und von starrer Abgeschlossenheit nicht mehr die Segnungen erwarten, welche nur dem freien und schrankenlosen Verkehr entspringen können. Und was die Motive anbelangt, so vergessen wir nicht, daß der Egoismus, ohne es zu wollen, der Humanität größere Dienste geleistet hat, als der menschenfreundlichste, aufopferndste Idealismus.

M. L.

Von der Trave, Februar.

(Fortsezung.)

Schleswig-holsteinsche Kriegsgefangene. — Kunst.

Unser Publikum ist an militärische Paraden nicht gewöhnt. Es ist daher sehr natürlich, daß die jezt täglich vor den Thoren stattfindenden Exercitien, heute der tiroler Scharfschützen, morgen der Infanterie, dann wieder der Artillerie zahlreiche Zuschauer herbeilocken. In noch größerer Menge versammeln sich die Bewohner unserer Stadt Abends beim Zapfenstreich. Zweimal wöchentlich pflegt dieser mit beiden vollen Musikchören abgehalten zu werden, bei welcher Gelegenheit dem commandirenden General v. Mantini vor dessen Wohnung ein längeres Ständchen gebracht wird. Diese Nachtmusiken wurden gleich in den ersten Tagen Anlaß zu unerquicklichem Straßenlärm, der leicht schlimme Folgen hätte nach sich ziehen können. Junges Volk, größtentheils Matrosen, deren jezt sehr viele von den überwinternden Schiffen müssig hier herum schlendern, begleiteten in sehr großer Zahl die rasselnden Trommeln, stimmten das schleswig-holsteinsche Nationallied an und amusirten sich später in der Nähe der Generalswohnung mit Pfeifen und Schreien. Von Seiten der Polizei, die man bekanntlich in den Hansestädten wenig bemerkt und in der Regel auch nicht braucht, hatte man bei dieser außerordentlichen Gelegenheit wohl nicht alle nöthige Vorsicht angewendet, sonst hätte dem Lärm früher gesteuert werden können. Glücklicherweise lief die Sache ohne Konflikt ab, es blieb beim Singen und Pfeifen, und jezt sind hinreichende Vorkehrungen getroffen, damit ähnliche fatale Scenen nicht wieder vorkommen können.

Seit dem unglücklichen Tage bei Idstedt haben wir schon verschiedene male den traurigen Anblick aus der dänischen Gefangenschaft zurückkehrender schleswig-holsteinscher Invaliden gehabt. Die Bürger und Einwohner Lübecks haben bei diesen Gelegenheiten ihren Patriotismus, ihre Sympathien für Schleswig-Holstein sattsam an den Tag gelegt, wie sie aus Zeitungsberichten wissen. Auch in den lezt verflossenen Tagen hatten deutsch fühlende Herzen abermals Gelegenheit, diese Sympathien auf's Neue durch die That zu beweisen. Das Gros der Kriegsgefangenen ward auf zwei dänischen Dampfschiffen, dem „Holger Danske" und dem „Waldemar" in Travemünde an's Land gesezt, zusammen 1001 Mann, worunter sich 40 großentheils schwer verwundete Holsteiner befanden. Nur diese lezten besuchten unsere Stadt, wurden hier verpflegt, einen Tag und Nacht beherbergt und am nächsten Morgen auf Kosten des politischen Vereins, welcher die Unterstützung schleswig-holsteinscher Nothleidender schon seit geraumer Zeit in die Hand genommen hat, nach Ahrensböck weiter befördert. Es konnte dießmal nur in der Stille geschehen, ohne musikalische Ehrenbegleitung, da eine solche leicht entweder als Demonstration hätte ausgelegt werden oder unter Umständen dazu führen können, und heut zu Tage thut man gut, wenn man dergleichen möglichst zu vermeiden sich bemüht. Die Nichtinvaliden marschirten von Travemünde sogleich weiter über Schwartau in die holsteinschen Dörfer. Lübeck hätte auch diese wackern Söhne eines schwer gemißhandelten Volksstammes gern in seinen Mauern gesehen und gastlich aufgenommen, allein die Klugheit gebot, einer so bedeutenden Anzahl aus peinlicher Gefangenschaft zurückkehrender junger Männer unter den jezt obwaltenden Verhältnissen einen andern Weg anzuweisen. Der Rest der Kriegsgefangenen — etwa 300 Mann — sind inzwischen theils über Travemünde, theils über Wismar ebenfalls in ihre Heimath zurückgekehrt.

Handelsstädte sind selten auch Pflanzstätten der Kunst und Wissenschaft. Lübeck besonders hat meines Wissens in dieser Beziehung niemals vor andern sich hervorgethan oder mit Städten gleicher Größe und gleicher Einwohnerzahl wetteifern können. Die Wissenschaften liegen hier eigentlich ganz darnieder, wenn man die wenigen ausnimmt, die sich ex officio damit beschäftigen müssen und sie in der Stille cultiviren. Auch die Kunst blüht keineswegs. Von allen Künsten hat nur die Musik einige Geltung, wird von Einzelnen wirklich mit Liebe gehegt und gepflegt, bleibt aber trotzdem immer eine exotische Pflanze. Es fehlt hier allerdings nicht an allerhand musikalischen Aufführungen, doch läßt sich im Allgemeinen von diesen nicht behaupten, daß sie musikalische Genüsse darböten. Nur die von dem Musikverein während des Winters veranstalteten Abonnementsconcerte machen eine rühmliche Ausnahme. Das Orchester kann, wenn es will, d. h. wenn tüchtige Uebungen vorausgehen und keine Spaltungen in seinem Schooße ausbrechen, wie dieß leider in diesem Winter geschah, sehr Gutes leisten.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 56. Donnerstag, 6. März 1851.

Die Uebelwollenden zu ganzen Schaaren,
Die Mißverstehenden zu ganzen Haufen,
Und wenn ich alles insgesammt erwähne,
Der Krittler freche, wenn auch stumpfe Zähne.

Platen.

Schiller und Goethe im Xenienkampf.

(Fortsetzung.)

Schon am 11. Oktober folgte ein neuer ausführlicher Brief Körners über den Almanach, welcher die beiden Streiter wahrhaft erquickte. Darin hieß es zum Schluß: „Und nun zu den Xenien im weiteren Sinn, nämlich mit Inbegriff der tabulae votivae und derer, die auf Amors Schicksale folgen („Vielen" und „Einer"). Für mich ist es ein herrlicher Genuß, eine solche Reihe von Kindern vor mir zu sehen, die eure geistige Heirath zur Welt gebracht hat. Eben aus der Verschiedenheit eurer Naturen sind die köstlichsten Mischungen entstanden: hier Klarheit bei tiefem Sinne, dort Innigkeit bei froher Laune; hier üppige Kraft bei strenger Zucht, dort zarte Empfänglichkeit für die Natur bei dem höchsten Streben nach dem Ideale. — Was ich bei diesen Produkten vorzüglich ehre, ist das Spiel im höheren Sinne. Spielend behandelt ihr die fruchtbarsten Resultate des schärfsten Nachdenkens und der geprüftesten Erfahrung, die lieblichsten Bilder der Phantasie, die süßesten Empfindungen, die widerlichsten Albernheiten; und gleichwohl verliert der Gedanke nichts an seinem Gehalt, der Stachel der Satire nichts an Schärfe. In dem polemischen Theile der Xenien ist vielleicht manchmal noch zu viel Ernst. Gern möchte ich noch manches über manche Distichen sagen, aber wo soll ich aufhören? Ganze Bogen ließen sich über einige Zeilen schreiben." — Schiller erwiederte hierauf: „Von dem Schicksale unseres Almanachs in der Welt habe ich noch nicht viel in Erfahrung bringen können. Für das Komische darin ist in der jetzigen Lesewelt zu wenig Humor und für das Ernsthafte zu wenig Tiefe. Von der einen Seite haben wir also an der Schwerfälligkeit und von der andern an der Flachheit einen unüberwindlichen Feind zu erwarten."

In Leipzig, wo Dyk die Bibliothek der schönen Wissenschaften herausgab, wo Platner und Heydenreich lebten, mußte die Erbitterung besonders heftig seyn. Ende Decembers 1796 reiste Goethe in Begleitung des Herzogs dorthin und besuchte einen großen Ball. Hier traf er den Magister Dyk nebst einer Schaar von dessen Mitarbeitern, welche sämmtlich bemüht waren, dem Xenienschleuderer durch entrüstete Blicke ihre Aufmerksamkeit kundzuthun.

Aus Süddeutschland erfuhr man wenig oder nichts vom Almanach, denn Stuttgart, Mannheim, Frankfurt und andere namhafte Städte waren mit fremden Truppen überschwemmt; der kriegerische Lärm ließ die bunten Epigramme nicht durchdringen. R. K. v. Senkenberg schrieb im November 1796 aus Gießen an Goethes Jugendfreund, den geheimen Tribunalrath Höpfner: „Bei Gelegenheit des Schimpfens fällt mir ein, Sie zu fragen, ob Sie auch den Schimpfmusenalmanach, d. i. Schillers seinen und die hinten angehängten Xenien gelesen haben? Doch was hat Freund Höpfner wohl im Fach der schönen Wissenschaften nicht gelesen? Aber traurig ist, daß denn auch in Versen geschimpft wird. Wo ist das didicisse fideliter artes, emollit mores? Welche Muse hat wohl die Distichen auf Jakob, auf Nicolai u. s. w. eingegeben?"

In Wien geschah, was dort gewöhnlich zu geschehen pflegte: der Xenienalmanach wurde verboten. Uebrigens konnte man sich damit trösten, daß auch den ganz unschuldigen Jahrgang 1796 dieses Schicksal

ereilt hatte. Goethe hielt schon ein Epigramm für's künftige Jahr bereit, welches in der Quartausgabe seiner Werke, Bd. 1. S. 203 unter der Aufschrift: „Zu den Xenien 1797" abgedruckt ist und also lautet:

„Eines soll mich verdrießen für meine lieben Gedichtchen:
Wenn sie die Wiener Censur durch ihr Verbot nicht bekränzt."

Anders sah es oben an der deutschen Meeresküste aus. In der freien Stadt Hamburg und im grünen Holstein, besonders in Altona, mußten die Xenien sehr aufregend wirken, denn dort lebte mancher schwergetroffene Autor, nebst einem starken pietistischen Anhang der Stolberge. Schiller erwartete deßhalb, daß in jenen Gegenden der Absatz des Almanachs bedeutend seyn werde. Im November schrieb Friedrich Heinrich Jacobi „einen fulminanten grünen Brief" (an Humboldt?) über Schlegels Recension seines Woldemar, und sprach sich darin auch über die Xenien aus. Ganz außerordentlich erbittert zeigte sich Voß in Eutin, obwohl ihn die Gastgeschenke auf eine wahrhaft glänzende Weise gefeiert hatten. Ernestine Voß erzählt: „Der Xenienalmanach machte einen sehr üblen Eindruck auf Voß, den er lange nicht verschmerzte, so viel anziehendes für ihn sie auch enthalten mochten; nur fühlte er, Witz und Laune dürften nicht angewandt werden, andern wehzuthun, oder gar zu schaden; es sey unrecht, Gleim, der einen Halladat gedichtet, Kriegslieder gesungen, die eine Zeitlang im Munde aller gewesen, und Fabeln geliefert, die zum Theil schwer zu übertreffen seyen, so an sein Alter zu erinnern, weil seine Lieder nicht mehr den für ächt gehaltenen Ton anstimmten, obgleich selbst diese Lieder auf einen großen Theil der Leser zum Guten wirkten. Die erste lärmende Wirkung dieser Menschenausstellung war ihm sehr unangenehm."

Uebereinstimmend äußerte sich Voß in seinem Briefe an Friedrich August Wolf vom 3. November 1796: „Der Schiller'sche Musenalmanach treibt es doch etwas zu arg. Gegen die überstrenge Gerechtigkeit sticht die Parteilichkeit für die Nachbarn ab, und die Personen hätten nicht berührt werden sollen: der alte Gleim, der Schulmeister Manso!" Auffallen muß es, daß Voß sich gegen Schiller selbst gerade entgegengesezt ausgesprochen zu haben scheint. Dieser sendete am 9. December ein Brieflein des „eutinischen Leuen" an Goethe, worin derselbe muthmaßlich sein Urtheil über den Xenienstreit niedergelegt und seinen nahen Besuch angekündigt hatte, denn Goethe erwiedert: „Die Art, wie Voß sich beim Almanach benimmt, gefällt mir sehr wohl, auf seine Ankunft freue ich mich recht sehr." Allein unter'm 27. März 1797 berichtet Voß an Nicolai: er werde von Weimar und Jena zurückgehalten, wo nach Erscheinung der Xenien gewiß noch weniger Freude und Herzlichkeit wohne, als er vor drei Jahren dort gefunden. Daß sich hier eine arge Doppelzüngigkeit kund gibt, beweist Vossens eigene Schilderung seines früheren Lebens in den genannten Städten, wo durchaus keine Klage über die Aufnahme zu entdecken ist.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

10. Aja Sophia.

Die Sophienkirche, als einziges Denkmal des christlichen Konstantinopels und als Muster der übrigen bedeutenden Moscheen, verdient eine nähere Berücksichtigung. Sie ist in geschichtlicher wie in künstlerischer Hinsicht gleich bemerkenswerth.

Ursprünglich war schon von Constantin der heiligen Weisheit eine Kirche zu Konstantinopel gebaut und von Constantius, seinem Sohn, und Theodosius II. restaurirt und erweitert worden. Sie brannte später ab und ward von Justinian nach einem erweiterten und wesentlich abweichenden Plan neu hergestellt. Am 24. December 538 wurde sie unter großen Feierlichkeiten eingeweiht; tausend und aber tausend Opferthiere sollen dabei gefallen und 30,000 Metzen Korn und drei Centner Gold unter das entzückte Volk vertheilt worden seyn. Justinian selbst, von der Größe des Augenblicks hingerissen, soll vor dem Hauptaltar mit ausgebreiteten Armen auf die Knie gesunken seyn und in seiner bekannten bombastischen Weise ausgerufen haben: „Gott sey gelobt, der mich für würdig erachtete solch ein Werk zu vollenden! Ich habe dich besiegt, o Salomo!"

Fast ein Jahrtausend später, am 29. Mai 1453, hielt Muhammed II. nach siebenmonatlicher Belagerung der Stadt seinen Einzug zu Roß in das altbyzantinische Heiligthum, die lezte Zufluchtsstätte des Clerus und des wehrlosen Volks. Er sprengt zum Hochaltar und ruft mit donnernder Stimme: „Es ist kein Gott außer Allah, und Muhammed ist sein Prophet!" Mit diesen Worten gibt er seinen siegestrunkenen Schaaren das Zeichen der Plünderung und, wie Hammer sich ausdrückt, „zu einer Messe der Rache und wilden Lust im entweihten Heiligthume des Herrn."

Im vorigen Jahr (am 13. Juli 1849) wurde Aja Sophia nach zweijähriger Restauration, welche vom italienischen Architekten Fossati geleitet worden und die Herstellung einiger wankenden Bögen und Gewölbe unter möglichster Annäherung an die altchristliche Ausschmückung zum Zweck hatte, durch den Selamlik des Sultans (freitägiges Mittagsgebet) feierlich eingeweiht. Sämmtliche Minister, Beamte und sonstige Würdeträger, das Corps der Ulemas und eine auf 50 bis 60,000 zu schätzende Menschenmenge

befanden sich in der Kirche. Auf dem Platze standen, von Eunuchen bewacht, mehrere türkische Wagen, in denen sich die Sultanin Mutter, die jungen Prinzen und einige Damen des Serails befanden. Durch ein Spalier von Soldaten ritt der Sultan, umgeben von seinen Großwürdenträgern, vom alten Serail aus zu dem für ihn bestimmten besondern Eingang. Nach dem Gebet, an dem sich die auf dem Platze aufgestellten Truppen durch Allahrufen auf Kommandowort betheiligten, ließ sich der Sultan in allen Theilen der Moschee herumführen und schied mit Lobsprüchen und Geschenken für alle, die am Werk Theil genommen hatten. *

Im Plane der Kirche ist die ältere Basilikenform noch zu erkennen, wenn gleich durch das System der Kuppelwölbung mannigfach modificirt, so daß das ganze Gebäude dadurch ein von der ursprünglichen Basilika wesentlich abweichendes Gepräge erhält. Es bildet ein längliches Viereck, gegen 250 Fuß lang und 228 Fuß breit, welches nach Art der älteren Basiliken in drei Schiffe zerfällt, von denen das mittlere bedeutend höher und breiter ist als die Nebenschiffe. In der Mitte des Hauptschiffes erhebt sich auf vier mächtigen Pfeilern eine gewaltige, 108 Fuß im Durchmesser haltende Kuppel. Diesem quadratischen, überwölbten Kuppelbau schließen sich nun, nach dem Eingange und der diesem gegenüber liegenden Altartribüne zu, zwei andere Bauten an, deren Grundriß einen Halbkreis bildet, und die gleichfalls mit auf Bogen und Pfeilern ruhenden Halbkuppeln überwölbt sind. Nach der Altarseite zu sind zwischen den Pfeilern drei Nischen angebracht, deren mittlere und größere früher die Altartribüne war. Diese drei Nischen sind gleichfalls überwölbt und ihre Halbkuppeln schneiden in das Gewölbe jener größern Halbkuppel ein, ähnlich wie diese wieder in den Bogen der mittleren Hauptkuppel. Ganz ähnlich ist es an der gegenüberliegenden Seite, nach dem Eingange zu, nur daß sich hier statt der Altartribüne eine gerade abschließende Wand mit dem Hauptportal befindet. Nach den beiden Seitenschiffen zu sind die die Pfeiler verbindenden gewaltigen Bogen der Hauptkuppel durch drei Reihen von Arkaden und darüber durch eine von Fenstern durchbrochene Wand ausgefüllt. Diese Seitenschiffe zerfallen wiederum in drei Haupttheile, die mit von Säulen getragenen Gewölben bedeckt sind. Vor der Eingangsseite zieht sich eine schmale Vorhalle hin, verhältnißmäßig niedrig wie die Seitenschiffe, und von derselben läuft rings um das Gebäude, mit Ausnahme der Altarnische, eine Galerie herum, die mit Gewölben und in den vier Eckräumen mit Kuppeln bedeckt ist.

So steht denn der kolossale Bau Justinians noch vollständig in seiner alten Form und Gestaltung da, nur mit den Abänderungen, die er seit der Umwandlung zur Moschee erlitten hat. Diese bestanden hauptsächlich in einer Kalküberkleidung des bildnerischen Schmucks und in der Vernichtung der prachtvollen Mosaiken. Diese so weit als möglich wieder herzustellen, war eine Hauptrücksicht bei der lezten Restauration. Die Mosaiken und Marmorbekleidungen mußten von der Kalkschichte befreit, die Lücken mit den ausgefallenen Steinchen, Marmorstiften und Glaswürfeln ausgefüllt, und wo diese nicht hinreichten, durch Uebermalung ergänzt werden. So wurde die Galerie des Frauenchors, die ganz ihres Mosaiks beraubt worden war, in der Art hergestellt, daß der Goldgrund, die Einsatzrosen und Arabesken des byzantinischen Ornamentarstyls in Farben nachgeahmt wurden. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Reihe der alten Mosaikgemälde wieder entdeckt und getreu copirt, deren Veröffentlichung, wie ein genauer Grundriß der Kirche, an dem es noch immer fehlt, im Interesse der Kunst sehr wünschenswerth wäre. Unter diesen Mosaikgemälden sollen besonders sehr schön seyn die Mutter Gottes in der Kuppel über dem Hochaltar, die Apostel zwischen den Fenstern des auf der Nordseite gelegenen großen Bogens, und ein Thorgemälde am südlichen Eingang der innern Vorhalle.

(Fortsetzung folgt.)

* Siehe den Bericht in der Allgem. Zeitung, Jahrgang 1849, 5. August, Nr. 217. Beilage S. 3357.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Das alte und das neue Berlin. — Journalwesen.

△ Es ist nicht eine bloße Redensart, wenn behauptet wird, daß Berlin seit dem Jahr 1848 seinen Charakter verändert habe. Wer die Stadt vor dem Jahr 1848 genauer kennen gelernt hat und sich gegenwärtig bei einem Besuche die Illusion bewahren will, als befinde er sich wieder in dem alten Berlin, darf nicht tief in das Leben und die Lebensverhältnisse eindringen. Zwar sind die Spuren der Märztage an den Häusern, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen überall von der Polizei sorgfältig vertilgt worden, auch sind die Häuser die alten, auch ist das „Schwindelviertel“ zwischen dem Brandenburger und Pots-

damer Thore nicht größer und nicht kleiner geworden; selbst die „Polkakneipen“ haben den März überdauert und fördern nach wie vor kuriose Dinge zu Tage, um Gäste anzulocken. Fragen Sie aber nach den ehemaligen Besitzern der Häuser im Schwindelviertel, so erfahren Sie, daß ein großer Theil derselben bankerott gemacht hat. Bei Clausing in der Zimmerstraße finden Sie noch immer das alte Berliner Weißbier, das viele Leute deßhalb als das beste Bier rühmen, „weil man einen Kümmel dazu trinken kann.“ Der Berliner Philister findet sich dort Abends nach wie vor ein, raucht aus langen Pfeifen, spielt Domino und geht vor eilf Uhr nach Hause. Wie Clausing und seine Frau, so hat auch er sich die alte Physiognomie bewahrt. Von den Märztagen hat er sich nicht hinreißen lassen, trotz aller Experimente ist er bis auf den heutigen Tag nicht constitutionell geworden, aber er rechnet, rechnet, woher er die Steuern für Stadt und Staat nehmen soll. Früher hieß es, am Steigen der Steuern sey lediglich die constitutionelle Verfassung Schuld; jezt hat er so viel heraus, daß die Kammern in Preußen nicht regieren und gleichwohl Steuern und Schulden sich mehren. Das macht ihn bedenklich und er fragt nach dem Warum. Geht man zu dem beweglicheren Theile der Einwohner, der die Tollheiten des Jahres 1848 zwar mitgemacht, aber doch im Grunde niemals seine Gutmüthigkeit verläugnet hat, so finden wir statt der früheren so zu sagen noch liebenswürdigen Frivolität und statt des französischen Leichtsinns einen Anflug von verbissenem Groll und Sorge um die Existenz. Berlin ist ernster geworden, Philisterthum und Demokratie haben ihre frühere Harmlosigkeit verloren. Berlin denkt und liest Zeitungen in einem Grade, wie nie zuvor.

Die Berliner Presse zählte im Beginn dieses Monats 88 Zeitungen und Zeitschriften, darunter 22 politische und amtliche Blätter, 51 wissenschaftliche, technische und Anzeigeblätter, und 15 Unterhaltungsblätter. Von den Unterhaltungsblättern ist der „Beobachter an der Spree“ das älteste; die „Pfennigblätter“ haben schon früher den Weg in die Provinzen gefunden; „Kladderadatsch“ ist eine Errungenschaft der neuesten Zeit und wird nicht nur von Berlinern, sondern überhaupt in Norddeutschland viel gelesen. Dem politisch ungebildeten Berliner ist er das für die Politik, was dem Berliner überhaupt die akademische Normaluhr für die Zeit ist. Wie er an dem Gebäude der Akademie niemals vorübergeht, ohne nach der Uhr hinaufzusehen und darnach nöthigenfalls seine Uhr zu rectificiren, so läßt er die Woche niemals verstreichen (Kladderadatsch erscheint am Abend des Sonnabends), ohne den Kladderadatsch zu lesen und darnach seine politische Ansicht von der Lage der Dinge nöthigenfalls zu rectificiren. Das würde sehr schlechte Folgen haben, weil Kladderadatsch so ziemlich die ganze Welt für Kladderadatsch erklärt, wenn nicht dieses Blatt sich die alte Berliner Gutmüthigkeit bewahrt hätte. Kladderadatsch ist radikal, Feind der absoluten wie der constitutionellen Monarchie, aber er ist durchaus nicht verbissen, er lebt und läßt leben, er ist nicht auf die Vernichtung des Gegners bedacht, sondern freut sich vielmehr von seinem erhabenen Standpunkt aus über die Thorheiten der Welt. Die „Buddelmeier-Zeitung“ hat witzige Dinge gebracht und bringt auch noch witzige Dinge, ist aber, wie es scheint, auf dem Punkte sich zu überleben, weil sie an Einförmigkeit leidet. Von den wissenschaftlichen, technischen und Anzeigeblättern sind die „evangelische Kirchenzeitung,“ die „allgemeine Kirchenzeitung“ und das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ in weiteren Kreisen bekannt. Ein Theil dieser Blätter behandelt ganz specielle Gegenstände, wie schon der Name andeutet: „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland,“ „deutsche Klinik,“ „Journal für Kinderkrankheiten,“ „Schachzeitung,“ „Zeitschrift für Gymnasialwesen,“ „Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin,“ u. s. w. Von den politischen Zeitungen erwähne ich: „Staatsanzeiger,“ „deutsche Reform,“ „Spenersche Zeitung,“ „Vossische Zeitung,“ „Constitutionelle Zeitung,“ „Nationalzeitung,“ „neue preußische Zeitung,“ „die Zeit.“ Hinzugefügt können noch werden die sechs mal die Woche erscheinenden lithographirten Korrespondenzen, die „Constitutionelle Korrespondenz“ und das „Korrespondenzbüreau,“ wodurch die angegebene Summe von 88 auf 90 erhöht wird.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Trave, Januar.

(Schluß.)

Kunst. — Neubauten.

Wenn dieß nicht immer der Fall ist, so liegt die Schuld daran, daß seit dem Tode Bachs noch kein Musikdirektor hat gewonnen werden können. Abzuhelfen wäre diesem Uebelstande freilich, wenn die begüterten Familien, welche vorzugsweise die Musik unterstützen und für Musikliebhaber gelten, einen Fonds gründeten, aus dem ein tüchtiger Musiker zu diesem Behufe angemessen honorirt würde. Es sind im verflossenen Herbste allerhand Versuche gemacht worden, um etwas der Art zu Stande zu bringen, allein, wie es scheint, ohne Erfolg. Und so werden wir denn wahrscheinlich noch einige Zeit laviren müssen. Ab und zu verirrt sich ein Fremdling auch in die Metropole an der Trave, um uns mit Ausübung seiner Kunst zu erquicken. So hörten wir z. B. vor kurzem den Violinvirtuosen Mollenhauer aus Braunschweig, ein sehr bedeutendes Talent mit edler, feiner musikalischer Bildung. Leider fand der noch junge Mann nicht die ihm gebührende Anerkennung, was hier überhaupt nur denen möglich zu seyn scheint, welche alle Taschen voll Empfehlungsbriefe mitbringen. Unter den hier domicilirenden Musikern verdient Franz Maria Schreinzer anerkennende Erwähnung. Dieser Mann, Böhme von Geburt, kam in sehr früher Jugend nach Petersburg, wo sein verstorbener Vater, wenn ich nicht irre, Mitglied der deutschen Oper war. Welcher Zufall diesen trefflichen Pianisten hieher verschlagen hat, ist mir unbekannt. Genug, er sizt hier auf ziemlich wüster Insel, da es von Lübeck aus schwer hält sich nach dem übrigen Deutschland als Künstler Bahn zu brechen. Schreinzer pflegt während des Winters einige Quartette für die Elite der hiesigen musikliebenden Welt zu geben, und ich darf sagen, in diesen Quartetten hört man wirklich Musik, gute Musik. Könnte dieser in Deutschland fast gar nicht gekannte Virtuose auf dem Fortepiano eine Kunstreise nach den größeren deutschen Städten antreten, so bin ich überzeugt, man würde bald seines Lobes voll seyn. Unter den einheimischen Künstlern, die eben erst auftauchen, verspricht der Pianist Stiehl dereinst ein sehr geübter Meister auf seinem Instrumente zu werden.

Unsere Eisenbahnarbeiter haben bisher gute Zeit gehabt, da sich der Winter kaum auf Stunden eingestellt hat. Die Erdarbeiten sind sehr weit gediehen, so daß, wenn nicht ganz unvorhergesehene Störungen eintreten, im Herbste dieses Jahrs der Bau wohl beendet werden dürfte. Eben so förderten auch die sehr mühsamen und mit großen Kosten verbundenen Wasserbauarbeiten, theils unternommen zur Korrektion des Strombettes der Trave, theils zur Anlegung des neuen (zweiten) Hafens im ehemaligen Stadtgraben. In etwa vierzehn Tagen ist höchst wahrscheinlich die Erdschüttung durch die Trave oberhalb der Wipperbrücke ziemlich beendigt, und dann wird der Fluß sogleich durch das schon fertige neue Bett auf kürzerem Wege dem Hafen zugeführt werden können.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 57. Freitag, 7. März 1851.

— Turbans now pollute Sophia's shrine,
And Greece her very altars eyes in vain.
Byron.

Skizzen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Das Thorgemälde stellt in der Mitte Christus, zu seinen Seiten Constantin und den die Kirche auf seinen Händen darbringenden Justinian vor. Leider sind diese Mosaiken jezt, da der Koran (Sura VII., Vers 22) die Darstellung menschlicher Figuren auf's Entschiedenste verbietet, wieder übermalt worden, aber in einer Weise, daß sie leicht wieder an's Tageslicht gezogen werden können. Der Architekt hat auf der dünnen Glastafel, welche die Mosaiken, ganz wie in St. Marco zu Venedig, gegen äußere Beschädigung schüzt, Rosen und Arabesken auftragen lassen, so daß, wenn türkische Herrschaft oder Religionsvorurtheil ihrer Enthüllung nicht mehr im Wege stehen, die dünne Farbenschicht nur weggewaschen zu werden braucht, um die alte Farbenpracht an's Licht treten zu lassen. Die Köpfe der kolossalen Seraphim an den vier Ecken der großen Hauptkuppel, deren Flügel unter den Türken stets sichtbar geblieben waren, sind jezt mit Zinksternen bedeckt. Als wir die Kirche noch während ihrer Restauration besuchten, waren sie ganz frei. Ueber dem mittlern Eingangsthor sah man ein Basrelief in Erz, einen Tisch vorstellend, auf demselben ein aufgeschlagenes Buch mit dem Anfang des Evangeliums Johannis, über ihm die Taube. Es ist unverstümmelt geblieben, weil keine menschliche Figur darauf erscheint. Auch die zum Theil erhaltenen alten ehernen Thore, die in die Kirche und in die äußere Vorhalle führen, sind wieder hergestellt. Der Fußboden, einst mit kostbaren Marmorplatten ausgelegt, ist jezt, wie in allen Moscheen, mit Strohmatten gedeckt, von denen 30,000 Stück im Werth von 600,000 türkischen Piastern in Smyrna bestellt wurden. Die Gesammtkosten sollen sich auf 15,000 Beutel, also 7½ Millionen türkischer Piaster (750,000 Gulden) belaufen haben; sie werden von den frommen Stiftungen (Ewkaf) getragen. Dieses Kirchenvermögen besteht aus kaiserlichen und Privatstiftungen; reicht das einer Moschee nicht aus, so wird das der andern zu Hülfe genommen, die entlehnte Summe in die Bücher der restaurirten Moschee als Schuld eingetragen und nach und nach abbezahlt.

Als wir Aja Sophia besuchten, war ihre Wiederherstellung noch lange nicht vollendet. Das Geräusch der Werkleute und die Schläge des Hammers tönten durch ihre Hallen und der Gesammteffekt ward durch die Baugerüste sehr beeinträchtigt; dennoch machte sie durch den imposanten Kuppel- und Arkadenbau den großartigsten Eindruck. Jezt ihrer ursprünglichen Ausschmückung wieder näher gebracht, mag sie einigermaßen ihr altbyzantinisches imposantes Ansehen wieder erhalten haben, nur muß man sich, statt der durch den Islam gebotenen Schmucklosigkeit, den prachtvollen Hauptaltar, die reichen Silberschranken und die mit Teppichen und Marmorbekleidungen geschmückten Wände hinzudenken. Ihre äußere Erscheinung, obgleich etwas schwerfällig, ist sehr großartig, indem sich die obern Theile mit ihren Kuppeln, Bögen und Halbkuppeln malerisch über die niedrigen Umgebungen emporbauen und die spielende schlanke Form der vier Minarets einen nicht unangenehmen Gegensatz zum massenhaften Hauptgebäude bildet. Die nähere Umgebung, die Portiken, Brunnen und Höfe waren damals abgebrochen und der Platz mit Werkschuppen bedeckt; jezt wird auch hier die schaffende Hand des



Architekten einen Vorhof und Säulenhallen geschaffen haben, die dieses großen Werkes byzantinischer Baukunst würdig sind.

Vom Dach der Kirche, auf welches wir auf den Gerüsten der Werkleute hinaufstiegen, genossen wir eine Aussicht auf die Stadt und die Umgegend, die zu den unvergeßlichen Eindrücken gehört, deren uns diese Reise so viele im raschen Fluge vorüberführte, die aber zu schildern unmöglich ist. Eine aufsteigende Rauchsäule aus einem dichten Knäul von Häusern verkündete eine Feuersbrunst, die aber im Entstehen erstickt ward.

11. Moscheen und übrige Bauten.

Die übrigen bedeutenden Moscheen Konstantinopels sind unmittelbare Nachahmungen des byzantinischen Kuppelbaus, zunächst der Sophienkirche. Sie stehen somit in direktem Gegensatz zu den maurischen Moscheen, die aus vielfachen, neben einander herlaufenden Arkadenreihen bestehen und keine Kuppeln und Minarets haben. Von den dreizehn kaiserlichen Moscheen kann man im allgemeinen nur sagen, daß dabei die Struktur der Sophienkirche mehr oder weniger frei wiederholt ist; die große Menge der übrigen — man zählt im Ganzen 346 — sind zweistockige Häuser, die man nur an dem danebenstehenden Minaret als Moscheen erkennt. Die Moschee des Sultan Muhammed II. ist die älteste, sie wurde 1463 durch einen griechischen Architekten erbaut und ist schon eines der ansehnlichsten Gebäude. Die des Soliman (aus dem sechzehnten Jahrhundert) ist als das Modell osmanischer Baukunst, die des Achmed (Ende des siebzehnten Jahrhunderts) als Muster des Ungeschmacks und der Uebertreibung anzusehen. Sie ist die größte und gewaltigste und hat sechs Minarets. Sie macht aber mit ihren vier ungeheuern Pfeilern, die eine noch größere und höhere Mittelkuppel als die der Sophienkirche tragen, mit ihren weiten geweißten, von vielen Fenstern durchbrochenen Wänden, leer und ohne allen Schmuck, mehr einen befremdenden als großartigen Eindruck. Das Auge wird durch die großen Verhältnisse und kahlen Flächen nicht befriedigt, es findet keinen Ruhepunkt und schweift fessellos umher. Aller Bilderschmuck ist aus der Kunst und aus den Moscheen verbannt, und die Schrift, das abstrakteste aller Embleme, bildet mit ihren krausen, bunten Buchstaben die einzige Verzierung. Doch auch diese Ornamente sind nur sehr sparsam und vereinzelt angewendet.

(Fortsetzung folgt.)

Schiller und Goethe im Xenienkampf.

(Schluß.)

Am allerschlimmsten sah es oben in Kopenhagen aus. Dort war der Sinn für deutsche Literatur sowohl durch den Mangel einer einheimischen, als durch Friederike Brun's und Baggesen's Bemühungen rege erhalten. Nun zeigte sich die frömmelnde Aristokratie Dänemarks „ganz grimmig" über die Behandlung, welche ihre Lieblinge, die Grafen Stolberg, in den Xenien erfahren hatten. Beide Brüder standen dem dänischen Hofe nah: Christian war königlicher Kammerherr, Friedrich Leopold hatte längere Zeit als Botschafter dort gelebt, und Auguste Stolberg, Goethes ehemalige Geliebte, war an den Minister Bernstorff verheirathet.

Schiller empfing von theilnehmender Hand Nachricht über das Unwetter in der Dänenhauptstadt, nämlich von der Gemahlin des Grafen Schimmelmann, der im Jahre 1791, mit dem Prinzen von Holstein-Augustenburg vereint, die bedrängte Lage des Dichters auf eine so feinfühlende Art zu lindern wußte. Die Gräfin gehörte keineswegs zu den Mystikern, und sie wäre gern gerecht gewesen, hätte sie nur nicht mitten unter den empörten Kopenhagenern gewohnt. Schiller referirte aus ihrem Brief an Goethe (18. November) und fügte hinzu: „Daran dürfen wir überhaupt gar nicht denken, daß man unser Produkt seiner Natur nach würdigt; die es am besten mit uns meinen, bringen es nur zur Toleranz. Mir wird bei allen Urtheilen dieser Art, die ich noch gehört, die miserable Rolle des Verführten zu Theil; Sie haben doch noch den Trost des Verführers." — Goethe antwortete mit jener homerischen Götterlaune, die uns an ihm so wunderbar entzückt: „Ich hoffe, daß die Kopenhagener und alle gebildeten Anwohner der Ostsee aus unsern Xenien ein neues Argument für die wirkliche Existenz des Teufels nehmen werden, wodurch wir ihnen denn doch einen sehr wesentlichen Dienst geleistet haben. Freilich ist es von der andern Seite sehr schmerzlich, daß ihnen die unschätzbare Freiheit, leer und abgeschmackt zu seyn, auf eine so unfreundliche Art verkümmert wird."

Goethes Prophezeiung, die Xenien würden den Almanach verkaufen, erfüllte sich übrigens außerordentlich rasch. Zur Michaelismesse wurden vierzehnhundert Exemplare nach Leipzig geschickt und der Buchhändler Böhme schrieb, daß sie reißend vergriffen würden. Das Einzige, was Schiller neben aller Qual und Noth hiebei gewann, blieb die klare Uebersicht der Verbreitung, und sein aufmerksamer Sinn wußte dieselbe sogleich in ein System zu bringen. Am 10. Oktober waren in Jena zweiundsiebzig Almanache abgegeben; er glaubte, Weimar werde das Hundert voll machen, doch hatten beide Orte mit etwa zwölftausend Menschen schon am 17. Oktober hundert und acht gebraucht, obgleich dort über ein Dutzend Freiexemplare cursirten. „Es wird interessant seyn," sagt Schiller, „den aktuellen Zustand der poetischen Lektüre in deutschen Städten aus diesen Beispielen zu ersehen. Ich

bin überzeugt, daß in Thüringen und im Brandenburg'schen, vielleicht noch in Hamburg und umliegenden Orten, der dritte Theil unserer Leser und Käufer sich finden wird."

Aber die andern Gegenden des Vaterlandes zeigten sich nicht minder xenienverlangend. Ende Oktober hatte Schiller den ganzen Vorrath, „selbst die schadhaften, bis auf ein einziges Exemplar," abgesezt. Es mußte also eine neue Auflage gemacht werden, wobei er seine buchhändlerischen Erfahrungen benuzte. Besonders starker Begehr war nämlich nach Exemplaren auf Schreibpapier gewesen, so daß es „zugleich an Almanachen für die Käufer und an Käufern für die Almanache fehlte," denn — das sind Schillers eigene Worte — „auch der elendeste Lump will nicht mehr mit Lumpen vorlieb nehmen." Er ließ daher dießmal nur fünfhundert Abdrücke auf lauter gutem Papier machen, weil er nicht sicher war, ob nicht aus den entfernteren Theilen Deutschlands viele zurückkommen könnten. Goethe unterstüzte den schwergeplagten Freund und schrieb am 14. December recht wohlgefällig: „Hier sende ich noch Titelkupfer; mag die flinke Terpsichore, zum Verdruß ihrer Widersacher, weiter in die Welt hineinspringen."

Auch auf diese zweite Edition fanden sich Bestellungen genug, und selbst um Jena herum, wo schon so viele Exemplare zerstreut waren, wurde immer noch nachgekauft. Eine privilegirte Freibeuterei säumte nicht, sich der Xenien als eines guten Fangs zu bemächtigen; Jenisch gab die „literarischen Spießruthen" heraus, und suchte durch seine Anmerkungen den Schein der Berechtigung zu retten. Trotzdem reichten die rechtmäßigen zwei Auflagen nicht hin, um der fortdauernden Nachfrage Genüge zu leisten, und es mußte wirklich eine dritte veranstaltet werden, so daß der Xenienalmanach, auf Grund eines alten deutschen Sprüchwortes, sich gewiß den „guten Dingen" zuzählen durfte.

Um nun den Eindruck, welchen die dreiste That der beiden Dichter hervorbrachte, noch einmal im Ganzen zu überschauen, möge die Schilderung eines Mannes hier stehen, der das Ereigniß in seiner besten Jugend miterlebt hatte. Franz Horn berichtet: „Ich erinnere mich jener Zeit noch sehr genau, und darf, der völligen Wahrheit gemäß, erzählen, daß vom November 1796 bis etwa Ostern 1797 das Interesse für die Xenien in den gebildeten Ständen, bei Lesern und auch bei sonstigen Nichtlesern, auf eine Weise herrschte, die alles andere Literarische überwältigte und verschlang. Es war, als erschölle nicht bloß auf dem deutschen Parnasse, sondern durch das ganze, auf Bildung Anspruch machende Deutschland ein furchtbarer Feuerruf, Trommelschlag, Schwertergeklirr u. s. w., und selbst unschuldige Seelen, die kein Wasser trüben und sonst nur lesen, um die Zeit zu vertreiben, wurden erhizt oder ängstlich. An eine ruhige Würdigung war nicht zu denken, es folgte eine Recension, eine Gegenschrift auf die andere, ja es glaubte mancher nicht ruhig schlafen zu können, wenn er nicht seinen Unmuth über die unartigen Dichter durch den Druck bekannt gemacht hätte. Es war ein ganz eigenes Schauspiel: beinahe das gesammte ästhetisch-philosophische, schreibende Deutschland mit ungeheuern Papierballen bewaffnet gegen zwei Männer, die nur ein paar kleine Streifschen vom Berge herab in das Thal geworfen hatten. Je ungeberdiger aber man sich anstellte, je eifriger man bemüht war den ganzen Haß auszusprechen, je mehr zeigte sich die Wirkung der Xenien, und während auch nicht eine einzige Schrift unter den hunderten **für** die Xenien erschien, feierten diese dennoch einen stillen Sieg bei der gesammten geistreichen und muthwilligen deutschen **Jugend**. Was die Dichter gewollt hatten, war geschehen; die Opposition, die längst in manchen Gemüthern lebte, war auf eine gewaltige und glänzende Weise konstituirt und hatte eine anlockende Fahne gefunden."

Kaum war der Almanach erschienen, so brausten plötzlich, wie aus einer geöffneten Schleuse, die Erwiederungen, Recensionen und Angriffe hervor, in Versen und in Prosa, von namhaften Schriftstellern oder von anonymen Nachteulen, Journalartikel, Flugblätter und ganze Bücher. Beleidigte und Nichtbeleidigte — die lezteren mit doppeltem Ingrimm, weil man sie übergangen hatte — zogen in hellen Haufen gegen die beiden Dichter daher und suchten sie schonungslos zu verunglimpfen. Der hundertfach überlegene Feind scheute kein Mittel, sie vom Hochsitz der Poesie herabzustürzen. Neid, Zorn, Gehässigkeit und Rachlust mit allen bösen Dämonen, die im Solde dieser Leidenschaften stehen, wurden entfesselt, um Goethes und Schillers Bildsäulen zu besudeln, zu zerschmettern. Sieht man das, und sieht man auch, wie groß und hehr sie aus dem Streit hervorgingen, ohne daß nur ein Fleckchen auf dem reinen Marmor haften blieb, dann wachsen ihre Gestalten immer unendlicher empor, dann empfinden wir die Hoheit ihres Geistes, die ewige Frische ihres Nachruhms um so deutlicher. Alle Gegenschriften besitzen keine verwundende Kraft mehr; der giftige Kirschlorbeer hat sich in Lorbeer verwandelt, die scharfen Stechpalmen haben ihre Stacheln abgelegt; Lorbeer und Palmen kränzen die Stirn unserer herrlichen Dichter, deren ganzes Vergehen darin bestand, daß sie es wagten das Schlechte schlecht und das Dumme dumm zu nennen. Eben so haben die vielgeschmähten Xenien nunmehr jede dunkle Chrysalis abgestreift, und ihre leuchtende Psyche blieb ungetrübt zurück, denn nicht bloß die Götter sind todt, auch über den Gräbern der Helden und Pygmäen ist Moos gewachsen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Journalwesen.

Von den genannten eilf politischen Zeitungen trägt der von Zinckeisen redigirte „Staatsanzeiger“ einen eigenthümlichen Charakter, indem er farblos die sichern und verbürgten Thatsachen aus dem Gebiete des politischen Lebens zusammenstellt und namentlich alle irgendwie wichtigen Dokumente wörtlich mittheilt. Die Redaktion ist sorgfältig und würdig, so daß die Zeitung dereinst eine ergiebige und zuverlässige Quelle für den Geschichtsforscher werden wird. Die Nachrichten aus dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft sind nicht selten sehr gediegen, doch ist zu bedauern, daß sie sehr spärlich fließen. Mit Berichtigungen hat die Zeitung seit der Zeit, daß das Ministerium in der „deutschen Reform“ ein officielles Organ besitzt, nicht viel mehr zu schaffen. Von den übrigen Zeitungen sind die „deutsche Reform“ und die lithographirte „Constitutionelle Korrespondenz“ officielle Organe. Reichlichere Mittheilungen aus dem Ministerium erhielt die Spenersche Zeitung, so lange Ladenberg noch Minister war; gegenwärtig wird die Vossische Zeitung vom ehemaligen literarischen Cabinet aus inspirirt; ab und zu erhält auch das „Korrespondenzbüreau“ tendenziöse Notizen. Der conservativen Rechten gehört die Spenersche Zeitung an, der radikalen Rechten die neue preußische Zeitung und „die Zeit;“ die Richtung der „Constitutionellen Zeitung“ ist bekannt; der Linken gehört die „Nationalzeitung“ und der radikalen Linken die „Urwählerzeitung“ an; die Vossische Zeitung und das „Korrespondenzbüreau“ sind vollständig charakterlos, will man sie indeß unter eine Parteirubrik bringen, so wird man sie conservativ nennen müssen.

Was zunächst die officielle Presse mit Ausnahme des Staatsanzeigers anlangt, so kenne ich zwar die officielle Presse der übrigen deutschen Staaten theilweise gar nicht, theilweise nur ungenau, glaube aber so viel a priori behaupten zu dürfen, daß es wenigstens keine schlechtere als die unsrige geben kann. Die „deutsche Reform“ wurde am besten redigirt unter Keller; seit der Zeit hat sie alle Augenblicke den Redakteur gewechselt, bis endlich ein jüdischer Literat, Selig Cassel, die Vertretung des Ministeriums übernahm. Nach seinem Abtritte zeichnet sich ein Herr Berg als verantwortlich; es ist aber dieser Berg kein anderer, als der Expedient der Zeitung, während eine eigentliche Redaktion gar nicht vorhanden ist. Den französischen Artikel redigirt der ehemalige Hauptredakteur, Hahn. Die Zusammenstellung der politischen Thatsachen ist ungenügend und tendenziös, die Korrespondenzen ohne Sorgfalt, Tendenzlügen nicht selten. So ließ sich das Blatt, um nur ein Beispiel anzuführen, im November v. J. aus Paris telegraphiren, daß zwischen Changarnier und Louis Napoleon ein Vergleich dahin zu Stande gekommen sey, daß Changarnier Louis Napoleon zum Kaiser machen, Louis Napoleon dagegen das linke Rheinufer erobern werde, natürlich zu dem Zwecke, um die Olmützer Punktation plausibel zu machen. In ihren leitenden Aufsätzen hat die deutsche Reform zu ihrem Nachtheil niemals die Lehre beachtet, daß zu vieles Renommiren das Renommée verderbt. Bis in den Himmel wurde die Verfassung vom 5. December erhoben, aber auch bis in den Himmel die Revision, bis in den Himmel die königliche Botschaft; die Schwärmerei für die Union trug sogar einen juvenilen Charakter; Selig Cassel besprach in einer Reihe von leitenden Aufsätzen die „feste Position“ der Olmützer Punktation und der Dresdener Conferenzen, aber Selig Cassel fiel und die deutsche Reform führte bald darauf den Beweis, daß von den Dresdener Conferenzen nichts zu erwarten sey. Die Aufgabe der Regierungspresse ist die, allen Schritten der Regierung eine erbauliche Seite abzugewinnen und dieselbe in behutsamer Weise dem Publikum zu zeigen, ohne den Tag geradezu vor dem Abend zu loben; denn man kann nicht wissen — — —. Statt dessen hat die deutsche Reform stets übertrieben gelobt und die Folge ist, daß sie sich um allen Credit gebracht hat, ja, sie ist sogar verächtlich und gemein geworden, seit sie in neuester Zeit im Sinne des Zuschauers der neuen preußischen Zeitung sonst hervorragende Personen wie Straßenbuben behandelt. Ich erinnere nur an einen nichtsnutzigen Artikel über den Grafen Schwerin.

Die „Constitutionelle Korrespondenz“ behauptete eine Zeit lang unter Merkels Leitung eine würdige Stellung. Als die Mobilmachung des Heeres erfolgte, gerieth sie in kriegerischen Enthusiasmus. Am 14. November v. J. schrieb sie: „Die energischen Maßregeln der Regierung haben im Volke einen Enthusiasmus entzündet, der jenem des Jahres 1813 gleichkommt.“ — — „Das Schicksal Deutschlands ist die Haupttriebfeder seiner kriegerischen Erregung.“ — — „Oesterreichs Forderungen, Kurhessen unter Hassenpflugs Willkürregiment zu beugen und Schleswig-Holstein mit Gewalt zu pacificiren, sind die ersten Wechsel, welche die Wiener Reaktion auf deutsche Geduld zieht.“ — — „Preußen ist ein freier Staat“ — „kraft seiner Freiheit vertritt es die Freiheit Deutschlands in politischer und religiöser Beziehung, und diese Freiheit ist der Scheidebrief zwischen Deutschland und Oesterreich, der Magnet, welcher die Völker auf Preußens Seite zieht.“ — — „Diese Idee ist der Sinn des Kampfes. Preußen hat nur die Wahl: entweder Deutschland zu führen, oder Oesterreich zu gehorchen. Tertium non datur! das erste ist seine Bestimmung, das andere wäre sein Untergang. Dieser Kampf hört auf verschiebbar zu seyn; denn er ist eine Nothwendigkeit, die der Geschichte vorangerückt, ein Schicksal, das seine Erfüllung fordert, ob früher oder später, immer gleich unvermeidlich.“ — Im December v. J. lautete die Sprache: „Die Meinung, daß unser Vaterland durch ein friedliches Zusammengehen mit Oesterreich nur verlieren könne, und daß unser Heer, wenn es, ohne das Blut des Feindes gesehen zu haben, demoralisirt werde, das eigene Land mit Gefahren bedrohe, rührt von jenen Leuten her, welche auf Wirren spekuliren und nichts mehr fürchten als Ruhe und Ordnung.“ — — „Die Landwehrmänner werden gewiß lieber mit gesunden Gliedern und heiler Haut zu ihren Familien zurückkehren, als mit abgehauenen men und abgeschnittenen Beinen oder mit einigen blauen Bohnen im Unterleibe. Diejenigen aber, die durch die Mobilisirung in Kosten gesetzt worden sind, werden sich froh die ände reiben, daß sie mit einem blauen Auge davon gekommen sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 58. Sonnabend, 8. März 1851.

— Wie ist denn Euch,
Daß Ihr die Augen heftet auf das Leere,
Und redet mit der körperlosen Luft?
Wild blitzen Eure Geister aus den Augen,
Und wie ein schlafend Heer beim Waffenlärm,
Sträubt Euer liegend Haar sich als lebendig
Empor und steht zu Berg!

Shakespeare.

Es naht sich! Es wird sich mit Schrecken erklären!

Schiller.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(s. Nr. 28—44. — 46—53.)

III.

Den Kastenmeister wollte an diesem Morgen der Blick Rudolphs gar nicht wieder verlassen, und wo er ging und stand, verfolgte ihn die Erinnerung daran. Wie hatte der ihn angesehen! Was war es gewesen, was ihn in diesem Blick erschreckte? Je mehr er seinem Zweifel nachgrübelte, auf was ihn eigentlich Rudolph so scharf angeschaut haben möge, um so ängstlicher stiegen allerhand dunkle Bilder in ihm auf; er konnte zuletzt die wachsende Unruhe und Bangigkeit seines Innern kaum mehr bemeistern und sein Seelenzustand wurde ihm von Stunde zu Stunde unerträglicher. Bald hatte er keine Ruhe mehr im Hause; er suchte noch vor Mittag die Schenke auf, kehrte aber auch von dort in kurzer Zeit wieder zurück, und als er von Ammy hörte, daß der Knecht auf den Acker gefahren sey, nahm er, einige unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd, seinen Weg in den Stall. Das Mädchen war allzusehr mit sich beschäftigt, als daß sie dem Vater große Aufmerksamkeit geschenkt hätte; sie achtete kaum auf sein verstörtes Wesen, alle ihre Gedanken waren beständig bei Rudolph, und leise vor sich hinweinend besorgte sie in der Küche das Mittagsmahl. Ihr war so schwer und ahnungsvoll um's Herz, und als sie später einen Augenblick unter die Thüre trat, gerade als vom Ulmenbaum im Hofe zwei Raben krächzend aufflogen, fiel ihr der Gedanke centnerschwer auf die Seele: „O Gott, die schwarzen Vögel bedeuten gewiß nichts Gutes! Rudolph, Rudolph! warum bist du so von mir gegangen?"

In Hof und Haus blieb's still; erst als ihre Geschwister aus der Schule kamen, ward es munter und lebendig um sie; sie deckte, um die Ungeduld der kleinen Hungrigen zu beschwichtigen, den Tisch, trug, als gleich nachher der Knecht in den Hof fuhr, die Suppe auf und hieß den ältern Buben nach dem Vater im Stall oder der Scheune sehen und ihn herbeirufen. Sie selber sagte dem Knecht, daß das Essen bereit stehe, trat dann an den Tisch und schnitt Brod.

Da kommt der Knecht mit einer betroffenen Miene in die Stube und sagt ihr, draußen im Stalle sitze sein Herr leichenblaß auf dem Haferkasten, höre nichts und rege sich nicht, wie wenn ihn der Schlag gerührt hätte. Ammy ließ erschrocken Brod und Messer fallen und lief nach dem Stalle. Da saß wirklich der Alte bleich wie der Tod auf dem Haferkasten, regte sich nicht und blickte starr, mit gräßlich verzerrten Zügen nach dem Stand der Milchkuh, wo das Pflaster aufgerissen und der Sand herausgescharrt war. Ein Blick — ein Gedanke, und vor ihren Augen dunkelte es; sie mußte sich an der nächsten Wand festhalten und stammelte: „Gerechter Gott! Vater, was habt Ihr?"

Der Knecht trat auf den Bauer zu und rüttelte ihn am Arm; da blickte ihn der Kastenmeister endlich wie traumestrunken mit stieren Augen an und lallte mit schwerer Zunge, kaum vernehmbar: „Was — was da? Dort —" er deutete auf die frische Grube — „dort hatt' ich's vergraben — und nun ist's fort! Ein Räuber oder der Teufel muß es geholt haben, und ich — ich hab' mir selber mein Grab gegraben! — Dort — dort — ha! da glitzert's wieder!"

Er wollte sich erheben und nach dem bezeichneten Orte hinwanken, aber die Angst, die furchtbare, hing sich wie Blei an seine Füße, er wankte und taumelte besinnungslos in des Knechtes Arm. Ammy, von dem gräßlichen Anblick des Vaters auf's Tiefste erschüttert, und im Wahne, er sterbe vor ihren Augen, stieß einen lauten Schrei aus und lief jammernd in den Hof; Leute aus der Nachbarschaft kamen herbei und trugen den Kastenmeister, der mit gebrochenen Augen alle fremd anstarrte, während ihm ein weißer Schaum auf die Lippen trat, wie einen halbtodten Mann in's Haus. Nur langsam erholte er sich wieder.

Schnell hatte sich die Kunde davon im Dorfe verbreitet und die Nachricht, dem Kastenmeister sey eine beträchtliche Summe Geldes gestohlen worden, die er zu größerer Sicherheit im Kuhstalle vergraben, hatte so viel Glaubwürdiges, daß Niemand daran zweifelte, zumal bekannt geworden war, daß er erst in den lezten Tagen mehrere Güterstücke um einen namhaften Kaufpreis in andere Hand gegeben hatte. Viele Leute kamen in's Haus und die Grube im Kuhstall, wo der Dieb den versteckten Schatz geholt, war Gegenstand der allgemeinen Neugierde. Der Verdacht fiel natürlich zunächst auf den Knecht und derselbe mußte manches unzweideutige Wort anhören, welches ihn des Raubes an seines Herrn Eigenthum beschuldigte. Er ging darum zu Ammy, die bleich und verstört in ihrer Kammer saß, und klagte ihr die unverdiente Anschuldigung.

Da sagte diese, von einer Todeskälte durchschauert: „Laß dich's nicht kümmern, Hannes, die Leute wissen nicht was sie sprechen. Bald wird alles an's Tageslicht kommen und der rechte Dieb gefunden werden; dann hört die böse Nachrede von selbst auf, und die dich jezt beargwohnen, werden dir in ihren Herzen dafür Abbitte thun." — „Schon recht," erwiederte der ehrliche Hannes bekümmert. „Aber wenn's nun im Dunkel bleibt? dann hängt der Schimpf für immer an meinem Namen, daß ich meinen Herrn bestohlen, und alle Leute sehen mich zeitlebens darauf an."

„Eines begreif' ich selber nicht," sagte Ammy nach einer Pause: „wie der Dieb in den Stall kam; besinne dich einmal recht, Hannes, ob du auch von der Schuld ganz frei bist?" — „Ach, das ist's ja eben," erwiederte dieser und krazte sich verlegen hinter'm Ohr. „Freilich war ich neulich Nachts nicht zu Hause, sondern bis zum Morgen in Raunrod auf der Kirmeß, wohin mich der Jost aus dem Herrnhof mitgenommen hatte. Wir hatten viel getrunken und getanzt, ich schlief auch gleich ein. Morgens kam der Herr, schrecklich böse, sagte, ich hätte die Milchkuh vergeblich die halbe Nacht nach Futter brüllen lassen, bis er selbst aufgestanden und in den Stall gegangen sey; er wolle mich dafür auf Johannis aus dem Dienst schicken. Mir fiel's gleich auf, daß er meinte, er habe in der Nacht mit mir geredet und ich habe im Bette geschnarcht, doch ließ ich ihn nichts merken; wie er aber fort war, suchte ich dem Ding auf die Spur zu kommen und sah auch gleich, daß ein fremder Mensch im Stalle gewesen seyn mußte. Mein Bett war ganz sandig, das Laken zertreten; auch stand das Scheuerthürchen nach dem Garten zu offen und im Grase sah ich frische Fußspuren." — „Der Jost hat dich mit nach Raunrod genommen?" fragte Ammy. — „Er redete mir so lange zu, bis ich mit ging," erwiederte Hannes; „er hatte fünf harte Thaler, die auch richtig alle für Musik und Wein drauf gingen."

Sie hatte ihre lezte Kraft nöthig, um sich aufrecht zu erhalten und dem Knecht gegenüber gelassen zu bleiben; ihre Befürchtung, daß Rudolph das Messer entwendet habe, ward ihr dadurch fast zur Gewißheit; aber noch furchtbarer als diese lag auf ihrer Seele das, was Rudolph ihr am heutigen Morgen im Hohlwege vom Tannenschütz gesagt hatte, und als der Knecht die Kammer verlassen, stammelte sie, auf ihre Knie niedersinkend, von einer schwarzen Ahnung ergriffen: „Gerechter Gott im Himmel! der Rudolph geht meinem Vater an's Leben!"

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

In der kleinen Moschee des Sultans Osman, die inwendig mit weißem Marmor bekleidet ist, bestehen die Friesverzierungen aus fußhoher goldener Schrift auf schwarzem Grunde. Diese Moschee (aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts) ist überhaupt durch Eleganz und Regelmäßigkeit bei weitem die schönste und verdient, obgleich sie nur klein und pfeilerlos ist, vor allen eine nähere Berücksichtigung. Die Moschee endlich der Sultanin Valide (aus dem siebzehnten Jahrhundert) ist bemerkenswerth durch die Bekleidung sämmtlicher inneren Räume mit persischem Porzellan.

Was das Innere der Moscheen im Allgemeinen betrifft, so sind sie vollständig leer und schmucklos und scheinen deßhalb noch größer, als sie in der That sind. Die nach Mekka zu, in der sogenannten Mekkalinie (Kiblah) liegende leere Nische (Mihrab) bezeichnet den Ort des Grabes des Propheten, zu dem gewendet der Orientale sein Gebet spricht. Zu beiden Seiten dieser Nische steht eine gewaltige Wachskerze. Rechts vom Mihrab erhebt sich eine schmucklose, einfache Art Kanzel mit einer Treppe; von ihr ruft der Gebetausrufer die Gebete ab; links steht eine Art von Gerüst auf Säulen, zu

geistlichen Vorträgen dienend. Eine vergitterte Loge, die man immer findet, ist für die Freitagsandacht (Selamlik) des Sultans bestimmt. Im Innern hängen an einer rings herumlaufenden Eisenstange kleine Glas- und Papierlampen, die in festlichen Nächten angezündet werden; an den Wänden sieht man hie und da vergilbte Pergamente hängen, die Verse aus dem Koran enthalten.

Desto reizender erscheinen die äußern Umgebungen der größern Moscheen, die gleich den byzantinischen Basiliken mit großen Vorhöfen und Säulenportiken umgeben sind. Die umlaufenden Säulenhallen haben durch den geschweiften maurischen Bogen etwas ungemein zierliches und gefälliges. Auf diesen Vorhöfen, die gewöhnlich auch mit schönen Bäumen, besonders Platanen geschmückt sind, befinden sich meistens auch Fontänen. Diese bilden jedoch kein Bassin, in dem ein Wasserstrahl plätschert, sondern gleichen einem viereckigen Hause. Die äußern Wände sind bunt bemalt mit Goldverzierungen, mit rothen und blauen Inschriften auf weißem Grund; das Wasser rieselt aus kleinen Nischen, an die metallene Schaalen gekettet sind, womit sich der Türke zu bestimmten Stunden Gesicht und Hände wascht. Das Dach ist fast chinesisch, weit überhangend, bunt bemalt und vergoldet. Hier nistet die Taube, der Türken heiliger Vogel. Man sieht diese Thiere zu hunderten auf den Vorhöfen der Moscheen herumfliegen. Die schönste dieser Fontänen ist die neben dem Eingang zum alten Serail bei der Sophienkirche.

Wenn schon in diesen ältern türkischen Bauten sich im Ganzen wenig eigentlich selbstständige islamitische Kunst offenbart, so sind die neuesten Bauwerke in Konstantinopel, das neue Serail, die übrigen Paläste am Bosporus, die Grabkapelle des jüngst verstorbenen Sultans u. s. w. ganz im charakterlosen, modern abendländischen Styl aufgeführt und bieten in architektonischer Hinsicht durchaus nichts Originelles oder sonst Bemerkenswerthes dar.

12. Auf dem Bosporus.

Wenn wir in den bisherigen Skizzen nicht in das gewöhnliche Lob eingestimmt haben, welches man so häufig in Reiseberichten „dieser Wunderstadt" gespendet sieht, so war dieß nicht Lust am Widerspruch, sondern die Folge unbefangener Anschauung. Dagegen ist es vollständig begründet, daß die Umgebungen der Stadt, namentlich der Bosporus, die schönsten und großartigsten Landschaften der Welt aufzuweisen haben, von denen wir einige, wenn auch nur im Schattenriß, am Leser vorüber zu führen gedenken.

Die Lage der Stadt an der Grenze zweier Welttheile und an der Verbindungsstraße zweier Meere ist eben so günstig, als ihre Umgebungen schön. Eingerahmt durch die Fluthen des Marmorameers und des Bosporus, erscheint sie kühn in das Meer hineingebaut. Gegenüber breitet sich die asiatische Küste aus mit ihren Gebirgen, rechts das Marmorameer mit den Prinzeninseln, und zum schwarzen Meer zieht sich links der Bosporus hinauf, ein verhältnißmäßig schmaler Meeresstreif. Ein Arm des Bosporus ist das sogenannte goldene Horn, das zwischen den Vorstädten und der eigentlichen Stadt eine Strecke weit in das Land einschneidet und den Hafen bildet. Der Bosporus ist vor allem reich an Naturschönheiten; pfeilgeschwind stürzt sich dieser klassisch romantische Meeresstrom aus dem höher gelegenen schwarzen Meer zwischen bergigen, grünbewachsenen und bunt bebauten Ufern mit klaren Wellen und tummelnden Delphinen dem Mittelmeer zu. Hier trug einst Jupiter als Stier die schöne Europa zum diesseitigen Ufer und gab dadurch Meerenge und Welttheil den Namen. In der Nähe der alten schimmernden Kastelle der Genuesen — Anatoli und Rumili Hissari genannt — schlug einst Xerxes seine Schiffbrücke, um seine Völker zum Kampf gegen Griechenland zu führen. Hier lebt die Vergangenheit in Namen, Sage und Denkmal unvergeßlich fort im unverwelklichen Reiz des Landes.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Tanzfeste.

Unsere Einbildungskraft, so gewandt Gegenstände, die für die Sinne zu fern oder vor ihnen versteckt sind, in mehr oder minder deutlichen Umrissen der Seele darzustellen, ist vielleicht eins mit jener andern Fähigkeit, die uns in den Stand setzt, leibhaftigen, oder doch sehr zudringlichen Vorstellungen, die uns verletzen, beunruhigen, zerstreuen, kurz in irgend einer Weise quälen und stören, unser Ohr zu verschließen, sie aus unserem Gesichtskreise hinwegzubannen und aus dem Gemüthe zu verjagen. Wenn dem wirklich so wäre, so würde das fashionable Paris in diesem Augenblicke höchst phantasiereich sich erweisen, denn es stößt die staatlichen Verwirrungen der Gegenwart und die Drohungen der nächsten Zukunft aus seinem Bewußtseyn

lachend fort und gibt sich mit der ganzen altfranzösischen Furie den Lustbarkeiten des Faschings hin. Der Leichtsinn, wenn meine psychologische Hypothese keine optische Täuschung meines Geistes ist, ein Sohn der Phantasie, scheint der Präsident der Republik und Terpsichore herrscht als unumschränkte Monarchin in den drei Königreichen Chaussée d'Antin, Faubourg St. Honoré und Faubourg St. Germain. Man tanzt sich die politische Sorge weg, wie wer einen wichtigen Brief, von dem Lebensglück oder Unglück abhängt, erwartet, sich die beängstigende Ungewißheit mit einem spannenden Romane hinwegliest, oder wer nicht weiß, wo er heute Nacht schlafen und morgen sich ein Stück Brod verdienen wird, das Hungergespenst in einer Branntweinschenke hinwegschlürft. Viele, ich möchte sogar darauf wetten, die meisten polken darauf los, ohne das Bedürfniß dem Gedanken an das Morgen aus dem Weg zu gehen, und unterhalten sich, weil es Sitte, oder gehen auf den Ball, weil er eine Gelegenheit zu anderem Vergnügen ist. Sitte, guter Ton, aristokratische Mode, Anlaß zu Exercitien der Eitelkeit und Einleitung ohne Zweifel zu Bekanntschaften zarter Natur, und schwerlich viel mehr sind auch die mildthätigen Tanzfeste, von denen in diesem Monate ein äußerst glänzendes in dem sogenannten Wintergarten stattfand. Der Wintergarten ist die Nachahmung einer sogenannten schönen Gegend, mit Thal und Hügel, Wald und See, alles natürlich Miniatur, aber in der beleuchteten, musikdurchrauschten Nacht, die auf Stunden weit denselben Zauber vermuthen läßt, den sie zehn Schritte von uns mit mystischem Dunkel zudeckt, die den Verstand mit dem Schimmer künstlichen Lichtes berauscht und durch eine leichte, gewinnende Musik für jede phantastische Annahme günstig nimmt, wird man den engen Horizont nicht gewahr, das Ding sieht etwas gleich und der Eindruck ist halb und halb ästhetisch.

Von dem Feste, das am 15. Februar in diesen Räumen gegeben wurde, kann wohl Niemand, der es nicht mitgemacht, auch durch die gelungenste und gewissenhafteste Beschreibung einen Begriff erhalten. Es regnet Glossen darüber, daß so viel Pomp und Flitter zur Linderung des Elends aufgewendet werde, und die Zugkraft einer morgenländischen Pracht nöthig sey, um aus den zierlichen Börsen der reichen Welt ein Goldstück zum Besten der Armen heraus zu locken. Es ist doch kurios (strange indeed), sagte ein stämmiger Sohn Albions, der sich mitten in dem Gedränge plötzlich aufgehalten sah, die Ellenbogen in die schwerfällig wogende Menge eingeklemmt hatte und nicht vorwärts, und nicht zurück konnte, es ist doch kurios, ganz Paris tanzt für die Armen, aber die Armen, wo sind denn die? Eine Dame verglich den Anblick der heutigen Bälle, wo die Herren im schwarzen Frack unter dem bunten Schimmer der Frauenanzüge einherstolziren, mit einem Blumenfeld, wo die Disteln hoffärtig das Haupt erheben. Auf den Ball im Wintergarten würde sie ihr Gleichniß nicht angewendet haben. Die schwarzen Fräcke hatten sich wie überall und immer eingestellt, aber auch glänzende Uniformen waren erschienen; der kecke, reiche Dolman des Husarenoffiziers und die goldenen Fangschnüre des Adjutanten stachen gegen die Civilkleidung der andern Männer vortheilhaft und heiter ab, brachten Charakter in das Gemälde und trugen zu der Magie des Ganzen nicht wenig bei.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Journalwesen.

Im Jahr 1851 hat die „Constitutionelle Korrespondenz" bereits eine Anzahl neuer politischer Lehren entdeckt, die wir früher in den Handbüchern der Politik nicht fanden, z. B.: „Jede Kammer, in der die Linke stärker ist als die Rechte, muß aufgelöst werden, weil die Kammern zur Stärkung der Regierung da sind; der „deutsche Bundesstaat" ist ein im Rausche des Jahres 1848 erfundenes Wort, ein Wahn und der Deckmantel revolutionärer Bestrebungen. Die Revolution auf den Barrikaden kennen wir; die Revolution im Schlafrock und Pantoffeln hat v. Manteuffel entdeckt." Die Constitutionelle Korrespondenz fügt noch eine dritte hinzu, die „Revolution des subjektiven Gewissens" und nennt diese die allergefährlichste, „weil sie Gott gegen sich selbst in's Feld führt." — — Wie gefallen Ihnen diese Proben „höherer Publicistik?" Sollte Ihnen übrigens die Constitutionelle Korrespondenz in die Hände gerathen, so thun Sie dem Herrn Froböse, der sich als verantwortlich zeichnet, kein Unrecht: er ist nichts mehr und nichts weniger als der Abschreiber der Zeitung, also nur im Sinne des preußischen Preßgesetzes verantwortlich, nach welchem auch der Colporteur für den Inhalt der Drucksachen, die er verbreitet, zur Rechenschaft gezogen werden kann.

Von der nichtoffiziellen Presse wird die „Nationalzeitung" am besten redigirt (von Zabel), wenn wir von der Richtung der Zeitung absehen. Sie vertritt die gemäßigte Demokratie, die „Monarchie auf breitester Grundlage," kämpft gegen die Gothaer und spekulirt auf den Pessimismus. Die „Urwählerzeitung" erscheint zwar wöchentlich sechs mal, aber in kleinem Format, und wendet sich vorzugsweise an die niedern Schichten der Gesellschaft. Sie ist, wie gesagt, radikal und kämpft gegen die „gottbegnadigte" Neue preußische Zeitung und gegen die „Constitutionellen." Um ihren Einfluß zu neutralisiren, ist von der entgegengesetzten Seite neuerdings „die Zeit" gegründet worden, der „Urwählerzeitung" ähnlich an Haltung und Format, beides nichtsnutzige Blätter, am nichtsnutzigsten „die Zeit." Die „Spenersche Zeitung" ist vortrefflich in ihren leitenden Aufsätzen, die nicht selten staatsmännischen Sinn und staatsmännische Einsicht bekunden, stets aber aufrichtige und warme Liebe zum Vaterlande athmen. Will man sie mit einer Kammerfraktion in Verbindung bringen, so wird man sie der Fraktion Geppert-Bodelschwingh zuweisen müssen. Die Zusammenstellung der Nachrichten aus den Provinzen und dem Auslande ist mittelmäßig; die Korrespondenzen haben wenigstens eine schwache individuelle Färbung. Die „Vossische Zeitung" hat die meisten Abonnenten, wird von den Damen wegen ihrer vielen Inserate geschätzt, sodann wegen des Papiers — sie erscheint noch in kleinem Format — das sich zum Reinigen der Fenster vorzüglich eignen soll. Ein Vorzug der Zeitung ist, wenn man will, die ungeheure Masse von Material, das sie gibt. Eine bestimmte Färbung hat sie, wie gesagt, nicht; wie Gymnasiasten, wenn sie ihre Exercitien nicht zur bestimmten Zeit gemacht haben, sich dem Lehrer gegenüber in Redensarten bewegen, wie z. B.: ich dachte, ich glaubte, ich meinte u. s. w., so bewegt sich die Vossische Zeitung in den Redensarten: es dürfte, könnte, würde, wenn vielleicht u. s. f., so daß sie unter jeden Leitartikel schreiben könnte: „Summa: nichts Gewisses weiß man nicht." Die Zusammenstellung der Nachrichten ist mangelhaft; die Korrespondenzen sind ohne jede individuelle Färbung, indem die Redaktion noch mit der vormärzlichen Anmaßung der Berliner auf alles herabsieht, was nicht in Berlin gethan und geschrieben wird. Die leitenden Aufsätze folgen den Ereignissen erst in einiger Entfernung; sie muß, wie die Neue preußische Zeitung sich ausdrückt, abwarten, wohin der Hase läuft. Neuerdings bringt sie die Nachrichten aus Berlin sehr zeitig, weil sie Mittheilungen aus dem ehemaligen literarischen Cabinet erhält. Die Theaterrecensionen und Kunstnotizen liefert Rellstab.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 59. Montag, 10. März 1851.

The European with the Asian shore
Sprinkled with palaces, the ocean stream
Here and there studded with a seventy-four,
Sophia's cupola with golden gleam.

Byron.

Skizzen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Eine Fahrt auf dem Bosporus ist eine Rheinfahrt im großen und morgenländischen Styl. Im schwanken Caik, behaglich auf den Teppich hingestreckt, durch den kräftigen Ruderschlag rasch gegen die Strömung dahingetragen, sieht man in buntem Wechsel die mannigfachsten Scenerien zu beiden Seiten vorübergleiten. Grünende Uferberge, stolze Kriegsschiffe, Fischerboote, dahinter Paläste, Moscheen, Dörfer und Häuser, alles schwebt in raschem Fluge, wie die wandelnde Dekoration im Oberon auf unsern Theatern, am erstaunten Blick vorüber. Hier glaubt man sich wirklich in eine orientalische Traum- und Mährchenwelt versezt.

Am Landungsplatz von Galata besteigt man das Boot und kommt, an der europäischen Küste hinfahrend, zuerst an der Kanonengießerei, den großen Kasernengebäuden und der hohen Moschee der Vorstadt Fündükle vorüber. Die Stadt scheint hier in's Unendliche zu wachsen, die ganze Küste ist mit Häusern, Straßen, Gärten, Gottesäckern und Weinfeldern bedeckt, an denen man ganz nahe vorüberfährt, bis plötzlich ein modernes zweistockiges Palais mit griechischem Frontispiz, Marmorsäulen und Terrassen unsere Aufmerksamkeit fesselt. Am hellen Uferrand, auf Marmorstufen, kokett lachend, wie aus Zuckerwerk oder Porzellan aufgeführt, liegt es da. Ist es ein Landsitz eines europäischen Großen oder das Werk einer Fee? Nein, es ist das Serail des Sultans, das Serail, das uns die Phantasie so gern in finsterem mittelalterlichem Style malt, als ein Schloß mit dicken Mauern und Thürmen, geheimnißvoll und verschlossen, voll düsterer Romantik. Nichts von alle dem: zwei schöne Gitterpforten mit zwei Schildwachen — mehr ist nicht aufgewendet, um das geheimnißvolle Innere von der Außenwelt abzuschließen. Vertraulich plätschern die Wellen an den Marmorstufen, langsam treiben die Ruderer das Schiff gegen die starke Strömung, neugierig schauen wir über den niedern Rand des Caiks, aber das glatte europäische Palais mit den modern gehaltlosen Zügen gibt der Phantasie keinen Anknüpfungspunkt und keine Ahnung von dem, was geheimnißvoll lebt hinter den vergitterten Scheiben.

Die Gärten des Serails erstrecken sich weit, bis zum Dorf Kurutscheme hin, dessen Gebäude durch weit über einander vorspringende, durch schräge Balken gestützte Stockwerke ausgezeichnet sind. In dieser Gegend ist der Strom so stark, daß die Ruderer die Ruder einziehen und das Schiff vom Lande aus eine ziemliche Strecke fortziehen lassen, wofür man den Leuten kleine türkische Münzen an's Ufer wirft, die sie begierig auflesen. Dann ergreifen die Ruderer wieder ihre langen, schaufelförmigen Ruder mit der dicken Handhabe, bestreichen sie an der Stelle, wo sie auf dem Rande des Bootes liegen, mit Fett, und weiter geht's unter dem herkömmlichen Aechzen in der prallen Sonnenhitze, daß ihnen der Schweiß von den bronzenen Gesichtern trieft. — Das Thal von Bebek öffnet sich jezt unserem Blicke, begrenzt von den dunkeln Cypressen eines Kirchhofes, an dessen Gräbern wir vorübergleiten, und an einer malerischen Felsenpartie vorbei gelangen wir zu den mächtigen Schlössern, die einst den Bosporus beherrschten und jezt als „die schwarzen Thürme“ zu Gefängnissen dienen. — Die Gegend ist hier auf der asiatischen Seite am schönsten;

hinter der düstern Festung liegt das Thal Göcksu mit „den himmlischen Wassern." Wir gleiten heute rasch daran vorüber, besuchen es aber auf unserer nächsten Bosporusfahrt, da es ein Lieblingsaufenthalt der Türken und wegen seiner schönen Lage und Naturpracht so gefeiert ist wie die „süßen Wasser von Europa." — Heute fahren wir noch etwa zwei Stunden an der europäischen Küste entlang bis zum freundlichen griechischen Dörfchen Neochori (Neustadt), um einen Reisegefährten vom Dampfschiff Leonidas wieder zu sehen, mit dem uns die kurze Reise von Athen zusammengeführt hatte. Hier ist es fast der halbe Weg zum eleganten Bujukdereh, der fashionablen Sommerresidenz der diplomatischen und feinen Welt Peras, in dessen Nähe ein alter Thurm den Namen Ovids trägt, da die Sage ihn als Gefängniß des Dichters „der Liebe und der Klagen" bezeichnet.

Den Rückweg nehmen wir längs der asiatischen Küste, die eben so reich, eben so abwechselnd, nur nicht eben so angebaut ist. Die Ebenen sind hier größer, die Berge höher, die Vegetation schöner und üppiger. Bald werden wir Asiens Boden betreten, der uns mit seinen blauen Gebirgen so verführerisch lockt; heute aber lassen wir uns von der raschen Strömung vorübertragen am reizend gelegenen Dorf Kandelli mit den kaiserlichen Gärten und den weitläufigen Palästen des Sultans. Bald winkt Scutari mit seinen Moscheen, dort liegt der Leanderthurm, das Boot wendet sich, und jezt sind wir am wimmelnden Landungsplatz und eilen auf den gekrümmten und abschüssigen Straßen durch das enge Thor von Galata nach unserem Hotel in Pera.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Im Pfarrhaus herrschte an dem Tage, der für Rudolphs und Ammys Verhältniß diese verhängnißvolle Wendung genommen hatte, eine stillfreudige Bewegung. Zwischen Ernst und Auguste war es endlich zur beiderseitigen Herzenserklärung gekommen, und leztere, noch jüngst dem Vogelsberg so wenig hold, fand hier plötzlich ein Glück, so selten und herrlich, wie sie sich's schwerlich in diesem rauhen Land geträumt hätte. Als Burkhard und seine Frau das junge Brautpaar herzlich beglückwünschten, sagte Auguste zur Heiterkeit aller: „Nun wird's wirklich romantisch bei euch, ganz so, wie ich es mir nach euern Briefen gedacht hatte. Scheltet mich auch nicht, daß ich den Vogelsberg eine zeitlang so wenig nach meinem Geschmack und euer Leben ziemlich einförmig fand. Im Grunde ging mir's anderswo nicht besser, und nur weil hier alles viel enger und beschränkter zusammengerückt und gedrückt war, trat Einem des Daseyns ewiges Einerlei um so deutlicher vor die Augen. Das junge Herz, dem die Liebe fehlte, empfand auch keine romantische Waldeslust, keine Bergesfreiheit, und eure idyllischen Lämmlein und Zicklein konnten mich auch nicht interessiren. Ach, lieber Ernst, so ein patriarchalisches Stillleben zweier verliebten Pfarrersleute ist für einen dritten Menschen mit und ohne Tannensteinromantik entsetzlich langweilig."

Der glückliche Bräutigam sagte: „Dem Kastenmeister ist sein vergrabener Schatz abhanden gekommen und wir heben dafür den unsern. So ist das Glück! Jenem schwindets, diesem fällts in Hülle und Fülle in den Schooß. Wer's aber hat, der halt' es fest und suche es immer fester zu halten. Seyd ihr hierin mit mir einverstanden, so machen wir gleich nach Weihnachten Hochzeit, der Schwager traut uns hier in Altenhain und die Schwägerin backt den Hochzeitkuchen dazu. Dann ist der Vogelsberger Romantik vollkommen Genüge geschehen und für das Frühjahr lad' ich hiermit die künftige Frau von Bernau höflich nach Neapel und Palermo ein." — „Lieber Burkhard!" rief Auguste, „wenn du wieder auf die Kanzel gehst, sprich doch am Schlusse deiner Predigt eine recht fromme Fürbitte für mich, daß dieser erstaunlich liebenswürdige Bräutigam ein eben so liebenswürdiger Ehemann werde. Nicht wahr, Schwester, du weißt auch ein Lied davon zu singen?"

In diesem Augenblick wurde die heitere Unterhaltung durch ein leises Klopfen an die Thüre unterbrochen und auf Burkhards Herein trat der alte Falk in die Stube. Des Mannes Wesen hatte etwas sonderbar Hastiges und Verstörtes, er achtete kaum auf die übrigen, sondern bat den Pfarrer mit gedämpfter Stimme um eine Unterredung unter vier Augen. Burkhard führte ihn sogleich hinauf in seine Studierstube, während die Hausgenossen unten beim Nachmittagskaffee sitzen blieben.

„Was hat der alte Mann?" fragte Auguste. „Er war ja ganz verwirrt und konnte kaum sprechen." — „Das macht seine Befangenheit," erwiederte die Pfarrerin. — „Auch mir schien es, als sey die Angelegenheit, welche ihn hierher führt, für ihn eine sehr ängstliche und dringende," meinte Ernst. — „Er ist immer ein wenig umständlich," sagte jene. „Schon häufig sah ich ihn so, und meinte anfangs Wunder was er habe; am Ende kam denn heraus, daß er sich diese oder jene dunkle Stelle in der Bibel nicht erklären konnte. Gebt Acht, es ist nichts als wieder solch ein theologischer Zweifel und er holt sich bei seinem geistlichen Gewissensrath die Aufklärung." — „Nein, das glaub' ich nicht!" rief Auguste. „Mit diesem scheuen Blicke sucht Niemand einer heiligen Wahrheit auf den Grund zu sehen. Ich mag nun einmal diesen bigotten

Alten nicht, so sehr ich auch den Rudolph um seines offenen und natürlich feinen Wesens willen gern habe. Diese kalte Frömmigkeit aber war mir immer in den Tod zuwider."

Burkhardt blieb lange aus und der Nachmittag ging beinahe darüber hin, ohne daß man von den beiden etwas sah und hörte. Da kommt plötzlich gegen fünf Uhr der junge Schulvikar in großer Aufregung in die Stube gestürzt und meldet, so eben sey der Amtmann mit dem übrigen Gerichtspersonal und mehreren Landjägern nach Altenhain gekommen, und gleich darauf sey der Kastenmeister, des Mords am Tannenschütz dringend verdächtig, auf das Rathhaus geführt worden, wo ein vorläufiges Verhör stattfinden solle. — Staunend hörten die im Pfarrhaus die seltsame Mähr; der Schulvikar fügte noch hinzu, es sey allgemein das Gerede, Rudolph Falk habe den Feind seines Vaters als Mörder des Försters angegeben, nachdem er im Stalle des Kastenmeistens den Hirschfänger des Getödteten gefunden und dadurch die Entdeckung herbeigeführt.

„Großer Gott! da will ich doch gleich meinen Mann rufen," sagte die Pfarrerin und eilte die Treppe hinauf. Sie ging durch das Besuchzimmer nach Burkhards Stube; aber wie sie jezt durch die halbgeöffnete Thüre blickte, war sie nicht wenig erstaunt, ihren Mann im Priesterornat zu sehen, der dem auf den Knieen vor ihm liegenden Falk das heilige Abendmahl reichte und zu dem andächtig Lauschenden niedergebeugt demselben den Altarkelch an die Lippen hielt, wobei er die Worte des Sakramentes sprach. Betroffen wich sie aus dem Zimmer zurück; der unerwartete Anblick dieser heiligen Scene hatte sie heftig ergriffen, sie ging die Treppe hinunter und wollte sich in die Wohnstube begeben, als ein Tumult im Pfarrhof sie vor die Hausthüre zog.

„Guten Abend, Frau Pfarrerin," sagte der alte freundliche Amtmann, der eben die Haustreppe herauf kam. „Entschuldigen Sie, daß ich in dieser Gesellschaft" — er deutete auf die ihm folgenden Landjäger — „Ihnen meinen Besuch abstatte und den Frieden Ihres Hauses störe. Wir suchen den Heinrich Falk. — Die Leute aus dem Hofe!" befahl er einem der Landjäger, da der Andrang der Dorfbewohner immer stärker wurde.

„Den Heinrich Falk? was ist mit dem?" stammelte Friederike. „Eben reicht ihm droben mein Mann das heilige Abendmahl." — „Hat's nöthig!" erwiederte der Amtmann. „Erschrecken Sie nicht, verehrte Frau; den einen Mörder des unglücklichen Försters Krafft haben wir und den andern suchen wir unter Ihrem Dache. Landjäger, holt ihn herunter!"

Während dieses kurzen Gesprächs waren Ernst und Auguste aus der Stube gekommen und vernahmen nun gleichfalls zu ihrem höchsten Erstaunen die entsetzensvolle Nachricht. Der Kastenmeister hatte seinen Todfeind als Mitschuldigen am Morde des Tannenschützen angegeben. Und schon kam der alte Falk an Burkhards Hand die Treppe herunter, bleich, das leibhaftige Bild des zerschmetterten Sünders, der mit greisem Haare dem Lohne seiner Missethat entgegen wankte; stumme Resignation lag in den starren Zügen, die Lippe zitterte in leisem Gebete.

Erschüttert sagte der Pfarrer zum Amtmann: „Nehmen Sie ihn hin; Gott der Allgütige hat sich seiner erbarmt, und ich habe ihm, kraft meines heiligen Amtes, um seiner wahrhaftigen Reue willen, die himmlische Gnade verheißen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Journalwesen.

An der „neuen preußischen Zeitung" haben wir, abgesehen von den Inseraten, die Zeitungsexcerpte, die Korrespondenzen, die leitenden Aufsätze und den Zuschauer zu unterscheiden. Obwohl die Zeitung ein zahlreiches Personal von Mitarbeitern hat, so daß sie den Aktionären viel Geld aus der Tasche zieht, so sind gleichwohl die Korrespondenzen und Excerpte so dürftig, so willkürlich, daß der Leser nicht im Stande ist, an ihrer Hand allein den Zeitereignissen zu folgen. Gut ist nur die Berliner Korrespondenz, weil die vielfachen Verbindungen, in der die Zeitung mit dem Hofe und dem Ministerium steht, ergiebige und sichere Quellen für die neuesten Ereignisse gewähren, so daß sie im Grunde weit besser unterrichtet ist, als die officielle „deutsche Reform." Der „Zuschauer" ist auf die Skandalsucht berechnet; die Zeitung würde von 4000—5000 Abonnenten, die sie hat, sicher die Hälfte verlieren, wenn der Zuschauer beseitigt würde. Die Aufgabe des Zuschauers ist, jeden, der es nicht mit der Partei der neuen preußischen Zeitung hält, gelegentlich mit Koth zu bewerfen und die Verdächtigungs- und Verleumdungssucht,

die ohnehin, seit französisches Wesen bei uns eingedrungen groß genug geworden ist, noch mehr zu steigern. Und dabei gilt kein Ansehen der Person; hoch und niedrig, arm und reich, wer sich gegen die neue preußische Zeitung rührt, ist ein Lump, vielleicht gar ein Verräther am Vaterlande, ein Heide. Nur Eigennutz kann jemanden bewegen anders zu denken, als die neue preußische Zeitung. — Der Richtung nach vertritt die neue preußische Zeitung die feudale Staatsordnung, ferner die radikale und kosmopolitische Rechte und die Solidarität der Regierungen. Der Widerspruch, der zwischen diesen beiden Richtungen liegt, hebt sich, wenn man erwägt, daß die feudale Staatsordnung, abgesehen davon, ob sie überhaupt wiederherzustellen ist, nur auf dem Wege der Gewalt geschaffen werden kann. Cäsar erzählt irgendwo in seinen Tagebüchern über den gallischen Krieg, daß eine Scheidung in Parteien durch das keltische Volk gehe, und daß diese Schridung sich auf allen Gebieten des Lebens geltend mache; Napoleon äußerte einmal, die Revolution sey eine Reaktion des Keltenthums gegen das Germanenthum. Wenden wir das auf die neue preußische Zeitung an, so ist sie durch und durch keltisch, so viel sie auch von organischen Lebensverhältnissen und organischer Gliederung des Volkes redet. Was sie vertritt, das sind die Interessen des Adels; die Interessen des Königs, die Interessen der übrigen Bevölkerung des Landes sind nur von Bedeutung, so weit sie den ersteren dienen. Der Rundschauer (v. Gerlach) — „monatliche Visionen eines politischen Zelotismus" nannte der Graf Arnim vor einiger Zeit die Rundschauen — erinnert die Hohenzollern wohl gelegentlich daran, daß sie eingewandert, daß die Rechte des Adels älter seyen, als die Rechte des Königs. Den Absolutismus der Büreaukratie will die Zeitung nicht, auch denkt sie nicht im entferntesten daran, das gegenwärtige Ministerium unbedingt zu stützen, vielmehr sieht sie in diesem Ministerium nur das Mittel, das den Weg für die Herrschaft ihrer Partei ebnen soll. Soweit das Ministerium daher auf Vernichtung aller neueren Institutionen hinarbeitet, werden seine Handlungen utiliter acceptirt; so weit das nicht geschieht, so weit das Ministerium selbst schaffen und eine positive Politik befolgen will, buhlt es noch immer mit der Revolution. Bis zum November v. J. wälzte sich Preußen im Schlamme der Märzrevolution umher; aber sein alter Freund und Alliirter, Oesterreich, hat ihm die treue Bruderhand gereicht, und Preußen hat sich erhoben und ist wiederum in die Reihe der Großmächte eingetreten. Preußen kann den Dank hiefür nicht besser abtragen, als wenn es nun wiederum Oesterreich die Hand reicht, damit auch dieses sich vollends reinige vom „Märzkothe." In der lezten Zeit ist indeß eine Verstimmung eingetreten, weil Oesterreich im Innern die Centralisationspolitik fortsezt, ja sogar eine Zolleinigung mit Deutschland anstrebt. Nun eifert zwar die neue preußische Zeitung gegen die Gewerbefreiheit, kämpft aber für unbedingte Handelsfreiheit. Von jeher, meinte sie vor einigen Tagen in einem leitenden Aufsatze, habe sie auf eine Einigung Preußens und Oesterreichs hingearbeitet, aber mit einem „communistischen Oesterreich" wolle sie nichts zu thun haben, das verabscheue sie, da schneide sie das Tischtuch entzwei.

(Schluß folgt.)

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Deutsche Musik. — Eine deutsche Kirche.

An's Tanzen war freilich vor zwei Uhr Nachts nicht zu denken, man konnte keine zwei Schritte thun, ohne einen Fußtritt zu geben oder zu leiden, wobei natürlich Kernsprüche des Zornes nicht ausblieben. Doch das war noch nichts; man erstickte, auch das ließe sich noch ertragen, aber die Tänzerinnen, die, wie schon bemerkt, nicht tanzten, wurden zerknittert und zerknitterten (chiffonnées et chiffonnant, bemerkt mit unübersetzbarer Grazie eine geistvolle, liebenswürdige Berichterstatterin in einem Provinzblatt); sie stießen von Zeit zu Zeit einen Seufzer des Unmuths oder gar einen Schrei des Entsetzens aus; blendende Kerzen ließen nämlich ihre heißen Thränen auf die Kleider der Schönen niederfallen und mehr als eine weiße nackte Schulter wurde getroffen. Kurz es war ein unvergleichliches Fest und achtzigtausend Franken der Ertrag. — Nicht bloß getanzt, auch gesungen wurde für die Armen; unter andern gab der deutsche Hülfsverein ein Concert, das ziemlich besucht war, und von den Leistungen deutscher Künstler, wie von dem Fleiße und Geschicke deutscher Dilettanten aus allen Klassen dem Auditorium, in dem auch Franzosen und Französinnen sich befanden, einen nicht ungünstigen Begriff gab. Namentlich rechtfertigten die Chöre von neuem die gute Meinung, welche das ganze gebildete Europa vom deutschen Massengesange hat. Unter den neueren Tonstücken, die vorgetragen wurden, erhielt ein Lauda Sion vom deutschen Kapellmeister der Kirche Notre-Dame de Lorette den allgemeinsten und wärmsten Beifall. Neben diesen kunstreichen Proben religiöser Musik, die der deutsche Genius den Franzosen gibt, ertönt in Paris auch das deutsche Kirchenlied, wie es das Volk singt, und wer in der freilich etwas entlegenen Jesuitenkapelle der Rue des Postes Sonntags um eilf Uhr Vormittags sich einfindet, kann sich in eine deutsche Dorfkirche, wenn sein vergangenes Leben ihm anders diese Erinnerung bietet, zurückversezt glauben. Eine deutsche Gemeinde läßt da während der Messe, in deutscher Sprache, andachtvolle Gesänge ertönen und nach Beendigung der Messe wird der Versammlung, die großentheils aus Personen des untern Bürgerstandes zu bestehen scheint, das Evangelium in deutscher Uebersetzung vorgelesen und eine deutsche, sehr schlicht gefaßte Anrede gehalten, so wie über die religiösen Zustände der deutschen Katholiken in Paris den Zuhörern Aufschluß ertheilt. Die wichtigste Thatsache, die in der jüngsten Zeit mir auf diese Weise bekannt wurde, ist die Errichtung einer den deutschen Katholiken als Eigenthum zugehörenden Kirche, in der alles, was in den übrigen Kirchen französisch geschieht, deutsch geschehen wird. Ob die französische Regierung diesem Unternehmen keine Schwierigkeiten bereiten wird, ist freilich nichts weniger als gewiß, aber bei der Zähigkeit, mit der die Katholiken überall ihre kirchlichen Plane verfolgen, darf man keck voraussagen, daß alle amtlichen Hemmnisse die Durchführung des Werkes nicht verhindern werden. Es ist außerdem nichts billiger, als daß den deutschen Katholiken, die durch ihre Anzahl eine Stadtgemeinde zweiten, wenigstens dritten Ranges bilden, eine Freiheit eingeräumt werde, welche die Engländer aller Sekten hier genießen. Freilich wenn die rothe Republik zu dauernder Vollgewalt gelangen sollte, so wären die Bestrebungen der deutschen Katholiken in Paris, ihren Gottesdienst möglichst national zu machen, so sehr gefährdet als die Kirche überhaupt; denn obgleich die Radikalen das Jahresfest der Februarrevolution in Notre-Dame begangen haben, so wird doch kein katholischer Priester oder Laie, der mit Menschenwitz und Menschentücke etwas vertraut ist, auf derlei Kundgebungen großen Werth legen und darin einen Beweis oder nur ein Anzeichen sehen, daß die Demagogen vom Hasse ihrer Hoffart gegen die Lehre der Demuth und der Unterwürfigkeit zurückgekommen seyen. In diesem Augenblicke aber schreibt und spricht man zwar allenthalben vom unausbleiblichen Triumphe der Demagogen, und wär's nur für einen Moment, allein man geht, wie gesagt, in allem zu Werk, als wenn an ihr Aufkommen nie zu denken wäre.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 60. Dienstag, 11. März 1851.

Leicht verschwindet der Thaten Spur
Von der sonnenbeleuchteten Erde,
Wie aus dem Antlitz die leichte Geberde —
Aber nichts ist verloren und verschwunden,
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden
In den dunkel schaffenden Schooß aufnahmen!

Schiller.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Der alte Falk sagte kein Wort; stumm reichte er allen die eiskalte Hand zum Abschied, und erst als er sich von dem Pfarrer losriß, brach er in die erschütternden Worte aus: „Schützen Sie meinen armen Sohn Rudolph vor Verzweiflung und bringen Sie ihm und Ammy meinen Segen!" Dann im Abgehen fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu: „Gott sey uns gnädig und segne uns, er lasse uns sein Angesicht leuchten, Sela! Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde!"

Gefaßt bestieg er dann den im Hof haltenden Bauernwagen, der ihn unter Gensdarmeriebegleitung in das Amtsgefängniß nach S. führen sollte, und langsam sezte sich hierauf der ernste Zug mit dem betenden Verbrecher durch die Dorfstraße in Bewegung. Gleich nachher folgte ein zweiter Wagen, auf dem, mit Ketten an beiden Händen und Füßen, der Kastenmeister saß, der dem Pfarrhaus und den hinter den Fenstern stehenden Bewohnern desselben im Vorüberfahren einen feindlich glühenden Blick zuwarf.

Der Pfarrer hatte einige Zeit der Ruhe und Sammlung nöthig, um sich von der Erschütterung der lezten Stunde zu erholen und seinen Hausgenossen den Zusammenhang dieser so räthselvollen tragischen Geschichte mitzutheilen. Alle waren wie betäubt von dem unerwarteten Schlag und Auguste zumal hatte die Sache so lebhaft aufgeregt, daß sie um Gotteswillen bat, man möge für's Erste nicht weiter davon reden.

Da sagte ihr Schwager mit innerer Bewegung: „Das darf uns allen nicht erspart werden; denn ich versichere euch, was sich heute in unserer unmittelbaren Nähe ereignet hat, gehört zu den seltenen Erlebnissen, die einen unvergänglichen Moment in unserem Daseyn bilden, weil uns in ihnen so recht klar und anschaulich wird, wie wunderbar die göttliche Vorsehung sich mit den Geschicken des Menschenlebens verkettet und sie auf scheinbar entgegengesezten Bahnen doch zulezt einem ewigen Ziele entgegenführt. Da forschen und grübeln die Denker und Philosophen beständig nach dem Grund der lezten Dinge und streben den Schleier zu lüften von dem unerforschlichen Wechselverhältniß zwischen Welt und Ewigkeit, zwischen göttlicher Allmacht und menschlichem Willen; aber die rechte Offenbarung gibt uns doch nur das Leben, und nur der ist weise, nur der versteht und ahnt das heilige Wesen der Gottheit, der hinabsteigt in die tiefe Menschenseele und sich aus ihr den goldenen Schlüssel holt zum Tempel der ewigen Wahrheit. Ja, wer von uns heute nicht an Gott glaubt, und zwar an einen gerechten und allweisen Gott, dem ist für immer dieser heilige Tempel verschlossen und vergeblich wird er Zeit seines Lebens in diesem Dämmerungsthale nach Licht und Erkenntniß ringen."

„Gib uns deine Erzählung nur gleich und vollständig," sagte Ernst. „Am Tage unseres Glückes wird sie für Augusten und mich eben um des Gegensatzes willen doppelt reichen Stoff zum Nachdenken bieten." — „Laßt sie in Gottes Namen der dunkle Rahmen seyn zum hellen Bild eurer Glückseligkeit und Liebe," erwiederte Burkhard und erzählte hierauf seinen lauschenden Zuhörern folgende Geschichte aus alter Zeit.

Heinrich Falk und Konrad Wahl waren noch junge Bursche und hatten von Kindheit auf immer als gute Kameraden zusammengehalten. Weil jeder stets für den andern einstand und des Freundes Sache redlich zu der seinigen machte, so hatten beide, welche noch außerdem die Söhne der reichsten Bauern und kräftige waghalsige Gesellen dazu waren, den Vortheil davon, daß ihnen bei jeder Gelegenheit unter den übrigen jungen Leuten die erste Stimme zufiel und sie so zu sagen den Ton im Dorfe angaben. Bei Kirchweih- und Erntefesten spielten sie immer die Hauptrollen, führten die schönsten Mädchen auf den Tanzboden, ließen die meisten Thaler springen, und was der Heinrich und der Konrad mit einander verabredeten, das erhielt von selbst den Beifall der andern und galt für ausgemacht. Selten machte ihnen einer diesen Vorrang streitig, und trotz des Uebermuths der beiden also Bevorzugten trugen sie gewöhnlich den Sieg davon, ja mancher, der mit ihnen anband, hatte den Schaden allein für sich und suchte sich bald wieder in Güte mit ihnen zu vertragen.

Für das schönste Mädchen in Altenhain galt damals die Tochter des armen Dorfhirten Traut; sie hieß Katharina und war trotz der Armuth ihrer Eltern unter dem Namen „Trautkäthchen" die vielbekannte Zierde des Dorfes. Und doch sollte gerade sie durch ihre Schönheit so großes Unheil über Altenhain bringen! Alle Burschen hatten nur Augen für sie, alle Alten beneideten den armen Hirten um die schöne schlanke Tochter; aber Trautkäthchen ward darum nicht stolz und übermüthig und sorgte und achtete nur um so eifriger auf ihren guten Ruf, damit sie niemals Anlaß zu schlimmer Nachrede gebe.

Da kam ein neuer Förster auf die Stelle in dem Walde, der zur Altenhainer Gemarkung gehörte, Friedrich Krafft mit Namen; ein junger schmucker Jägersmann, den bald alle Leute nur den schönen Tannenschütz nannten, da sein Försterhaus im Tannenforst gelegen war und er gewöhnlich ein grünes Tannenreis zum Schmuck auf seinem Hute trug. Er war am Rhein zu Hause und die Altenhainer Mädchen fanden bald, daß er sich sehr zu seinem Vortheil von den Bauernburschen unterschied; sein Benehmen war viel feiner, und seine fremdländische Sitte und Sprache, so wie sein lebenslustiger heiterer Sinn verschafften ihm bald manche stille Huld, manche offenkundige Zuneigung. Er hatte, noch ehe er darnach strebte, ein bedeutendes Ansehen im Dorfe gewonnen; die schönsten und reichsten Bauerntöchter bevorzugten ihn sichtbar und jede fühlte sich geehrt, wenn der schlanke Tannenschütz in seinem schmucken grünen Jägerkleid sie zum Tanze führte und ihr das Glas mit einem freundlichen Trinkspruch zubrachte. Dabei war er ein kecker, muthiger Geselle, war bald tüchtig hinter den Holz- und Wilddieben der Umgegend her, ließ sich weder in seinem Waldrevier noch im Dorfe etwas bieten und hielt wacker wie ein braver Jägersmann auf seine Pflicht und Ehre. Auch beobachtete er gegen die Bauernbursche gewöhnlichen Schlags eine sichere Zurückhaltung, nahm niemals Theil an ihren rohen Scherzen und Ausschweifungen, sondern blieb immer mäßig und anständig. Wiewohl es ihm bald nicht an offenen und heimlichen Feinden fehlte, behauptete er doch sein Ansehen unter den Bauern und ging unbehindert im Dorfe aus und ein.

Anfangs hielten Falk und Wahl zu ihm: beide fühlten seine überlegene Persönlichkeit sehr wohl und suchten darum seine Freundschaft; aber sey es nun, daß er ihnen nicht recht traute, sey es, daß der Uebermuth, mit dem sie sich an ihn drängten, ihm mißfiel, er wies sie einigemal kurz und entschieden von sich und achtete auch später kaum darauf, als beide zu seinen geheimen Neidern wurden und aus diesen zuletzt seine offenen Feinde.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

13. Der Kirchgang des Sultans und die himmlischen Wasser von Asien.

Heute, am Freitag, trägt uns das schwanke Caik nach Asiens nahgelegener Küste, nach Anatoli Hissari, in dessen Moschee der Sultan heute seinen Selamlik, das freitägige Mittagsgebet, verrichten sollte. Bei dieser Gelegenheit hatten wir das Glück den Sultan zu sehen und konnten zugleich das in der Nähe gelegene reizende Thal besuchen, „Asiens himmlische Gewässer" genannt, an dem wir vor einigen Tagen vorübergefahren waren.

Jeden Freitag hält der Sultan den Vorschriften des Koran gemäß sein Gebet in einer der vielen Moscheen der Stadt oder Umgegend. In den Hauptwachen erfährt man, welcher Moschee diese Ehre zugefallen ist, und stellt sich dann in eine der hinzuführenden Straßen, um den Herrscher der Gläubigen zu sehen. Heute war es eine kleine, unbedeutende Moschee in Asien. Wir stiegen daher zu Schiff und eilten in raschem Fluge hinüber, um wo möglich vor dem Sultan anzukommen und ihn aus seiner Staatsbarke steigen zu sehen. Kaum aber hatten wir die Hälfte des Weges zurückgelegt, als rollender Kanonendonner von beiden Seiten des Bosporus und die an den Kasernen aufgestellte Regimentsmusik uns verkündeten, daß seine Hoheit bereits den am asiatischen Ufer gelegenen Palast verlassen und das Staatscaik zu besteigen geruht hatte. Bald sahen wir es auch in fliegender Eile, wie einen

glänzenden, goldgeschuppten Fisch, vom raschen Schlag von 28 Ruderern dahingetrieben, durch die plätschernden Fluthen dahinschießen, fortwährend von Kanonendonner und kreischender Musik begrüßt. Als wir endlich landeten, hatte der Sultan längst die kleine Moschee betreten, und wir mußten uns begnügen ihn auf dem Rückwege zu sehen.

Inzwischen hatten wir Gelegenheit und Muße, die beiden Prachtboote in Augenschein zu nehmen und die Umgebung zu mustern. Lang und schlank, reich vergoldet, vorne mit einem goldenen Drachenbild, in der Mitte ein rother Baldachin über einem reichen Sitz, lag es da, ein zweiter Bucentaur, stolz und ruhig auf der gekräuselten Fluth; daneben lag ein zweites, einfacheres, das der Etikette gemäß leer hinterher zu fahren pflegt. — Um die Staatsbarke drängte sich eine Menge mehr oder weniger schön verzierter Caiks, in denen die höheren Würdenträger, Offiziere, Beamte, Fremde und Neugierige herausgefahren waren. Das Gewimmel dieser Boote, die kräftigen, gebräunten Gestalten der Ruderknechte in ihren leichten weißen Gewändern, der reiche Hintergrund, das prächtige Grün der Bäume, die alten Kastelle, die melancholisch auf die vorbeiströmende Fluth herabblickten, all das, in einen prachtvollen lichten Himmel eingerahmt, bildete ein lebensfrisches, zaubervolles Gemälde.

Um den Sultan bei seinem Austritt aus der Moschee zu sehen, stellten wir uns in eine enge, auf die Moschee zuführende Straße, in der man die balkonartige, mit Teppichen belegte Treppe gerade im Auge hatte. Inzwischen musterte ich die originelle Umgebung. Da stand eine Gruppe Asiaten, den bunten Shawl um das ovale, ausdrucksvolle Haupt geschlungen, in langen farbigen Gewändern, ehrwürdig und schön; dort Anwohner vom Libanon mit breiten, flachen Turbanen, persische Kaufleute mit feinen Gesichtern und kegelförmigen Mützen, Einwohner von Mekka mit spitzen Turbanen und seltsamen Kaftans. Dazwischen drängten sich Weiber und Kinder, Bulgaren mit dicken Pudelmützen und weiten bauschigen Hosen, Ruderknechte und Soldaten aller Waffengattungen. Leztere bildeten gleichsam die komische Seite des Bildes: in europäische Uniform gesteckte, kleine, unbeholfene Kerle, mit Jacken, Kreuzbandelieren und dem Fes statt der Pickelhaube. In ihrer groben blauen Uniform, mit gemeinen Schnüren besezt und mit halbmondförmigen Epauletten, in schlechten Schuhen oder Pantoffeln, meist ohne Strümpfe, machen diese neutürkischen Soldaten mehr einen komischen als kriegerischen Eindruck. Selbst die Offiziere, im blauen Waffenrock, eine Schärpe über den Wanst gespannt, einen Schleppsäbel an schlechtem Riemen angeschnallt, den Fes bis über die Ohren hinabgezogen, sehen wie in Uniform gesteckte Bediente oder gar wie Affen aus; namentlich machten manche Negeroffiziere, die in den Reihen ihrer Krieger mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt standen, diesen Eindruck und erinnerten in ihrer komischen Erscheinung an die Bilder von Kaiser Faustins Armee im Charivari.

Nach einer halben Stunde, die mir vor dieser Musterkarte von Costümen rasch genug verging, ertönte die Kriegsmusik. Aller Blicke richteten sich nach dem Thore der Moschee, in welchem alsbald der Sultan erschien, im Gespräch mit seinem Schwager und andern europäisch gekleideten hohen Staatsbeamten. Er war in einen einfachen Paletot gekleidet und trug auf dem ernsten, melancholischen, von schwarzem Bart umrahmten Kopf den einfachen Fes mit der Diamantagraffe. Unter dem Schalle der Kriegsmusik schritt er über den ausgelegten Teppich ernst und feierlich durch die lautlos dastehende gaffende Menge ans Ufer, bestieg das zweite Caik und fuhr pfeilgeschwind zu seinem Palast zurück. Auch die übrigen bestiegen ihre Boote und fuhren ab; lautlos und rasch zerstreute sich die Volksmenge.

Ich muß gestehen, daß ich mir die äußere Erscheinung des Nachfolgers des Propheten, besonders seinem Volke gegenüber, großartiger und imponirender gedacht hatte, da der Padischah in der That wie in der Idee so unendlich hoch über seinem Volke steht und man sich einredet, daß dieß auch in seiner äußern Erscheinung allen zum Bewußtseyn gebracht werden müsse. Gilt der Sultan doch nach orientalischer Anschauungsweise nicht nur für den Beherrscher der Gläubigen, sondern auch für den Oberlehnsherrn aller christlichen Fürsten, und wenn nach einem Regierungswechsel ein neuer Gesandter erscheint oder neue Creditive überreicht werden, so sieht der Türke darin eine dem Haupt aller Fürsten dargebrachte Huldigung.

Nicht weit von diesem Orte fällt ein kleiner Fluß in den Bosporus durch eine flach an's Ufer auslaufende Wiese, die mit den prächtigsten Platanen, Ulmen und Eichen geschmückt ist. Dieß sind „die himmlischen Gewässer von Asien,“ ein Lieblingsaufenthalt der Türken. Heute am Freitag, zumal der Sultan in der Nähe sein Gebet verrichtet hatte, war eine Menge Menschen hieher geströmt. An den Ufern des Flüßchens, auf Teppichen hingestreckt, im kühlenden Schatten saßen die Weiber, vermummt wie immer, essend, rauchend, Kinder spielten umher und Sklaven bereiteten das Mahl. Zwischen den Bäumen standen die gewaltigen orientalischen Wagen mit ihrer unförmlichen baldachinartigen Bedeckung (Arabahs); die großen weißen Zugochsen waren ausgespannt und ruhten phlegmatisch im tiefen Grase. Boote kamen und gingen, Verkäufer boten Naschwerk, Wasser, Serbets aus, Musiker sangen und quickten auf alten Violinen und andern wunderlichen Instrumenten. Das Ganze gewährte ein buntes Bild orientalischen Volkslebens, um so anziehender, als es originell war, nicht mit

fremdartigen Elementen vermischt, die zwar den Auftritt bunter und mannigfaltiger machen, aber den eigenthümlichen Charakter verwischen. Hier sahen wir ein Bild des eigentlich orientalischen Stilllebens, im Gegenstück dazu, an den „süßen Wassern Europas,“ den bunten Carneval der hier zusammengewürfelten Nationen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Schluß.)

Kunstausstellung.

Die bekannte californische Goldbarre hat, wie vor einigen Jahren die Eisenbahnen, eine fieberische Verrücktheit hervorgebracht; aus allen Theilen der Provinz gehen Aufträge von Leuten ein, die sich für die Auserwählten halten, und besonders Dienstboten gedenken sich durch die Gnade des Zufalls aus ihrer Knechtschaft emporzuschwingen. Das Haus, wo die Seltenheit ausgestellt ist, wird von Menschen belagert, als ob die Rachel beständig darin spielte, und wo man hinkommt, hört man von der Goldbarre reden wie von einer neuen Revolution. Der Ausstellung schenkt man ungleich weniger Aufmerksamkeit, obgleich sie fortwährend sehr besucht ist. Sie ist es nothwendigerweise, denn halb Paris läuft ohnehin durch das Palais royal, manche der ausgestellten Bilder behandeln Gegenstände, welche die Menge anziehen, und da mit Sammt beschlagene Bänke in dem großen Saal stehen, so ist dem gemeinen Mann hiemit umsonst ein vornehmer Comfort geboten. Als Zeugniß künstlerischer Kraft ist der Salon mittelmäßig; er enthält gewiß keine zwanzig Bilder, die einen Blick der Nachwelt verdienen. Er zeigt uns im Ganzen kein neues Moment der französischen Malerei; wir sehen dieselben Systeme, dieselben Kunstgriffe, wie vor zehn Jahren. Decamps erfreut uns noch immer, allein er überrascht uns nicht mehr durch eine neue und zugleich hervorleuchtende Seite seines Talents, wie er unter andern im Jahr 1845 durch sein Leben Simsons in Aquarellzeichnungen that. Corot hat vielleicht die Sorgfalt in der Ausführung seiner Landschaften weiter als je getrieben, seine Bäume sind stattlicher und besser gruppirt, sein Laubwerk ist saftiger als zuvor, nie vielleicht ist ihm die Poesie der Stille und die Magie der Fernsichten so völlig gelungen, aber seine Manier ist was sie war; er hat es nicht gelernt den Beschauer auf den ersten Anblick zu fesseln und zu überwältigen; man muß sich erst in seine Wald- und Wiesengründe hineinschauen und ihn erst gleichsam lieben wollen, damit man ihn liebgewinne. Diaz, der bisher die in die Geheimnisse seiner Werkstätte nicht eingeweihten Kunstfreunde durch den bestrickenden Farbenschmelz, durch die schelmisch holden Stellungen seiner Frauen, durch die phantastische Grazie der kleinen Paradiese, in denen er seine Gestalten einquartierte, und die liebenswürdige Verworrenheit seiner Erfindungen theils angezogen, theils verblüfft, aber im Stillen Ernsteres vorbereitet hatte, brachte uns heuer eine keineswegs umfangreiche Landschaft im wahrhaft großen Style. Eine unsägliche Schwermuth liegt über dieser leblosen Oede; man fühlt sich wohl in dieser Verlassenheit, und doch auch bange; man fühlt sich heimlich und wieder unheimlich; alle Widersprüche des Gefühls, die den Menschen fern von seines Gleichen am Meer oder auf einer Heide, überall wo die reine Natur, von keinem Werk sterblicher Hände unterbrochen, sich weit, unabsehbar ausdehnt und den Eindruck des Unendlichen gibt, bestürmen und übermannen, drängen sich zusammen in diesem engen Rahmen. Ganz ausgezeichnet sind die feurigen Wolken, die am Himmel hinwandern, und die wundervollste Harmonie herrscht in diesem Meisterstücke, der Perle des dießjährigen Salons, nach meinem Dafürhalten, durch wahrhaft dichterische Auffassung und wahrhafte Virtuosität in der Technik. — Viel Aufsehen erregt ein gewisser Courbet durch die Rücksichtslosigkeit, womit er die gemeinsten und trübseligsten Zustände des wirklichen Lebens in großen Bildern, ohne alle Reinigung und Verfeinerung, aber mit ungewöhnlicher Stärke der Farbengebung, Energie der Zeichnung und hiedurch Lebendigkeit des Ausdrucks darstellt. In seiner Dorfbeerdigung sind tief ergreifende Einzelheiten unmöglich zu verkennen, und in seinen kleineren, obwohl für Genresachen immer noch ansehnlichen Bildern muß man die außerordentliche Kunst und Kraft der Nachahmung bewundern, ja bewundern, ich finde kein schwächeres Wort, um meine Ansicht mit Genauigkeit zu veranschaulichen. Lächerlich ist es allerdings, wenn Courbet von den Fanatikern seines Anhangs als ein neuer Caravaggio gepriesen wird, und ich möchte nicht einmal dafür einstehen, daß dieß ein sehr großes Lob ist; allein wenn die Aesthetiker mit zarten Nerven kommen, und im Namen der Idealität ein großes Geschrei erheben, so kann ich nicht umhin ihnen in's Gesicht zu sagen, daß mir in einer Zeit, in der mit der Idee und immer wieder mit der Idee ein so großer Unfug getrieben und so mannigfaches Unheil gestiftet wurde, ein derber, ich gebe es zu, maßlos derber Realismus eine Erleichterung und Erquickung ist. Nehme ich dagegen all die Farbenkolosse aus der Revolutionszeit, von denen jeder höchst wahrscheinlich eine Idee dem Pariser Bewußtseyn zu vergegenwärtigen bestimmt ist, Vinchons Rekruten, ohne ein Atom von Charakter in einem einzigen Gesicht, mit einer Farbentemperatur unter Null und dem nichtssagenden Pathos in Stellungen und Geberden; Philippoteaux's leztes Bankett der Girondisten, so fleißig glatt und platt korrekt, eine revolutionär empfindsame Phraseologie für das Auge, und die lezten Opfer der Schreckensregierung von dem gefeierten Charles Müller, dieses eintönige und glanzlose Chaos von prächtigen Anzügen und emphatischen Bewegungen, an dem die hochwohlgeborne und hochweise Reaktion mit besonderer Zufriedenheit sich weidet, so kann ich mich des nichtswürdigen Gedankens nicht enthalten, daß die Kunst mit der Philosophie blutwenig zu schaffen habe und die sogenannten Ideen ein höchst ungenügender Ersatz für den Mangel an Farbe und Zeichnung seyen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 61. Mittwoch, 12. März 1851.

— Mille turbans aux brillantes couleurs,
Sous l'azur d'un beau ciel mosaique animée.
Méry et Barthélemy.

Skizzen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

14. Ein Sonntag in Kiatane. — Die süßen Wasser Europas.

Etwa eine Stunde von Konstantinopel, am Ende des goldenen Horns, liegt ein wunderbar liebliches Thal, von grün bewachsenen Bergen rings eingeschlossen und von einem muntern Flusse durchströmt, der sich rasch durch die üppigen Wiesen dahinschlängelt und in's goldene Horn ergießt. Es heißt darnach „die süßen Wasser Europas" und ist im Mai ein von der Bevölkerung Konstantinopels, von Muselman wie Christ gleich besuchter Belustigungsort. In leichten Caiks, auf schnellen Rossen, die Weiber in schwerfälligen Wagen, strömt die Menge hieher, am Freitag vorzugsweise die muhammedanische, am Sonntag die christliche Bevölkerung. An beiden Tagen ist dieser constantinopolitanische Prater oder Volksgarten gleich besucht, gleich ergötzlich wegen der bunten Mischung von Trachten, dem wirren Drängen, Treiben und Lärmen, wie man es in dieser Weise gewiß sonst nirgend findet. In alten barocken, wiegenartigen Wagen oder in den kastenartigen Nationalfuhrwerken liegen bunt gekleidete Griechinnen mit geschminkten Gesichtern oder lemurenhaft vermummte Türkinnen. Reiter auf den kleinen muntern Rossen, meist im kurzen Galopp, Fußgänger aller Stände, Verkäufer und Ausrufer, affenartiges Militär, Bänkelsänger, Tänzer, Bulgaren, Zigeuner, Phantasiecostüme in maskeradenhafter Mannigfaltigkeit, alles drängt und schiebt sich bunt durch und neben einander hin. Unter den Bäumen an den Ufern des Flusses sitzen auf Teppichen und Kissen Gruppen von Männern und Weibern, essend, spielend, rauchend. Neben ihnen stehen ihre Krüge und Kannen, sind Sklaven und Diener beschäftigt. Auf dem Flusse selbst ist gleichfalls reges Leben, hunderte von Caiks kommen und gehen, bringen Gäste her oder zurück oder liegen wartend am Ufer. Hier knistern Feuer, dort tönt ohrzerreißende Musik, weiterhin ziehen Weiber vom Lande, Lieder trällernd oder Zoten reißend, hier tanzt ein Kerl mit wirrem, fliegendem Haar und krankhaft excentrischen Bewegungen. — An manchen Stellen sind leichte Zelte und Buden mit Getränken und Speisen aufgeschlagen, ambulante Eis- und Confektverkäufer schreien ihre Waare aus, Schenkwirthe preisen ihre Limonade und Orangen; Tabak, Cigarren und Schwefelhölzer, Cigarrenpapier und Blumensträuße werden ausgeboten.

Behaglich vor einer Kaffeebude sitzend starre ich in das bunte Guckkastenbild, um es in der Erinnerung festhalten zu können, denn man glaubt unwillkürlich, das Ganze sey nur ein Traum, den uns eine aufgeregte Phantasie vorgaukle. Aber nein, da schreitet unser Egypter langsam mit den Pferden auf und nieder und thut zuweilen einen Zug aus einer ihm angebotenen Pfeife, hier spielt eine wallachische Musikbande neben uns furchtbare Melodien auf einer Mandoline, einer Papagenoflöte und zwei alten quikenden Violinen. Der armenische Kaffeewirth bringt Limonade und in der zierlichen Zange die glühende Kohle. Auf dem Büffet sind nach italienischer Weise Citronen, Orangen, Eßwaaren aller Art hübsch aufgestellt, und zwischen Blumen und Früchten hängen zwei jämmerliche Nürnberger Lithographien, das Herrscherpaar von Griechenland vorstellend. Wie haben sie sich hieher verirrt von der gemüthlichen Stadt Nürnberg in das

Zelt eines armenischen Kaffeewirths im Thal der süßen Wasser bei Konstantinopel?

Eine rauhe Stimme schreckt mich aus diesen Betrachtungen auf; es ist ein Bettler, der verächtlich sein Giaur (Christenhund) ruft, weil ich kein türkisches Geld in der Tasche hatte und unser Dragoman fortgegangen war, um einer schönen Griechin seine Huldigungen darzubringen. Ein Eisverkäufer offerirt sein Milcheis, das er in einer kleinen Tonne herumträgt, zierlich auf porzellanener Schaale mit zinnernem Löffel, ein Confektverkäufer sein türkisches Confekt, das fremdartig, aber nicht übel schmeckt.

Aber die Stunde drängt; also zu Pferde und langsam zurück durch die Menge, die von Augenblick zu Augenblick zahlreicher und bunter wird, eine wirkliche Maskerade unter dem schönsten blauen Himmel im schönsten Saal, dessen Dekorationen durch grünbewachsene Berge, ein Kiosk des Sultans und eine Moschee gebildet werden. Hiezu bieten die wunderlichen Büffel, die bis an die Köpfe im Sumpfe liegen, die klugen weißen Stiere, denen bunte Fliegenwedel über den Rücken herabhängen, die wiehernden Pferde, die frei in die Weide getrieben umherspreugen, eine passende Staffage, wodurch das bunte Bild nach allen Theilen vervollständigt und ergänzt wird.

Nach einem Monat ist das liebliche Thal wüst und leer, Bäume und Wiesen versengt und verbrannt, die Gegend wegen der Ausdünstungen ungesund, das Wasser ein stehender Sumpf; weder Mensch noch Vieh kommt hieher, bis sich im nächsten Mai die konstantinopolitanische Faschingslust wieder erneut.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Trautkäthchen hatte den Tannenschützen durch ihre Schönheit bald eben so sehr für sich eingenommen, wie durch ihr stilles, bescheidenes Wesen. Er sah und sprach sie oft auf den Waldtriften bei der Heerde, und es entspann sich allmählig zwischen beiden ein Verhältniß, das zwar den Augen der Welt verborgen blieb, aber doch nicht so vollständig, daß nicht wenigstens zwei Menschen es merkten, die sich dadurch in ihrer eigenen Bewerbung um den Besitz des schönen Mädchens sehr unbequem gestört sahen. Und dieß waren eben die beiden Freunde Falk und Wahl, von denen jeder für sich dem Trautkäthchen nachging und nach dessen Gunst strebte. Zwischen beiden entstand, da sie sich als Nebenbuhler erkannten, eine gewisse Spannung, und der Tannenschütz allein, der ihnen noch ungleich gefährlicher war als einer dem andern, verhinderte, daß sie sich schon damals um des Mädchens willen offen entzweiten; vielmehr hielten sie fortwährend gegen ihn zusammen und schmiedeten allerhand tückische Plane, um ihn aus Trautkäthchens Herzen zu verdrängen. Sie reichten jedoch damit nicht weit; mit dem Glücke des Försters bei Katharina wuchs in beider Seelen der Haß gegen ihn, sie vergaßen zuletzt ganz, daß sie sich selber als Nebenbuhler gegenüber standen, und vereinigten all ihren Grimm gegen den fremden Eindringling, der ja jedem von ihnen den gleichen Schaden anthat. So blieben sie denn nothgedrungen Freunde gegen den gemeinsamen Feind und jeder suchte anfangs den lästigen Nebenbuhler auf eigene Hand und zu seinem Vortheil aus dem Felde zu schlagen, bis sie zuletzt einsahen, daß diesem auf solchem Wege nicht beizukommen sey.

Es war zuerst Heinrich Falk, in dem das tiefere Gemüth auch eine tiefere und zerstörendere Leidenschaft begründete, der dem Konrad Wahl von ferne und anfangs nur wie im Scherze die verruchte Absicht zu erkennen gab, den Förster ein für allemal unschädlich zu machen. Der andere stutzte, hielt anfangs zurück und wich dem Versucher aus; denn noch hoffte Wahl auf weniger gefährlichem Wege zum Ziele zu kommen. Er gewann hinter Falks Rücken den alten Traut; aber Katharina wollte trotz des Vaters Wunsch und Willen nichts von dem aufgedrungenen Freier wissen, und nach einigen heimlichen Gängen zog der reiche Konrad mit einem förmlichen Korbe ab, während der Tannenschütz sein Verhältniß mit dem Mädchen im Stillen fortsetzte. Nun erwachte des wilden Wahls ganze fürchterliche Racheluft, er schwor dem Förster den „blassen" Tod, suchte selbst den Freund auf, und die sichere Gewißheit ihres gemeinsamen Verlustes, wenn der Tannenschütz am Leben bliebe, vereinigte beide schnell zu einem eben so furchtbaren als raffinirten Bubenstück. Das eigene Interesse trat bei jedem nun noch vollständiger in den Hintergrund; die Frage, wer von ihnen die Katharine haben solle, wollten sie durch's Loos entscheiden; ein gräßliches Loos!

„Laß es darauf ankommen," sagte der listige Falk; „wenn nur der Tannenschütz sie nicht kriegt, dann hab' ich keinen Neid. Wir lauern dem rheinischen Windbeutel auf, schlagen ihn zusammen und werfen das Messer über seiner Leiche in die Luft. Wem dann die Spitze zufällt, der nimmt das Mädchen zum Weibe. Bist du's zufrieden?" — „Ich bin's!" sagte Wahl und schlug ein zum Bunde der schrecklichen Missethat. Die Liebe hatte sie getrennt, der Haß vereinigte sie.

Von nun an war das Leben des jungen Försters dem Untergange geweiht, und es war nicht die Schuld seiner beiden Feinde, daß der Sommer darüber hinging, ohne daß sich zur Ausführung ihres verbrecherischen Anschlags eine passende Gelegenheit geboten hätte, wiewohl Trautkäthchens holde Liebe bald im

grünschattigen Busch, bald in der Hütte des Hirten ihn so glücklich und sorglos machte, daß er kein Auge hatte für den lauernden Mordgedanken in den Blicken seiner Feinde. Mehrmals gingen sie ihm heimlich nach, wenn er Abends aus dem Dorfe in seinen stillen Tannenwald hinaufstieg; theils fehlte ihnen jedoch der Muth zur Ausführung ihrer blutigen That, theils retteten den Förster günstige Umstände, so einmal, daß er einen andern Weg wählte und die Hohlstraße umging, wo jene ihn erwarteten; das anderemal, daß er unterwegs einen Begleiter antraf, mit dem er dann dicht an seinen in der wilden Rosenhecke versteckten Feinden arglos vorüber wandelte.

Aber endlich schlug dennoch seine Stunde, und an einem nebligen Herbstabend, wo Konrad und Heinrich wiederum das Haus des Hirten umschlichen, sahen sie den Gesuchten durchs Fenster, wie er drinne beim Trautkäthchen saß und vertraulich mit ihr koste. Hell warf der flackernde Kienspan von der Wand sein Licht auf die beiden Liebenden, sie lachten und scherzten mit einander und sie duldete es, daß er seinen Arm um ihre Hüfte schlang und sie küßte; dann riß er von ihrem Rocken einigen Flachs ab, wickelte ihn leicht zusammen und hielt ihn dann an's Licht; lodernd fuhr die Flamme an die Decke; da rief sie: „Ach, Friedel, so flattert die Seele in den Himmel;“ er aber sagte lachend: „Nein, Käthchen, ich mein's anders: so wie das Flachsfeuerchen hat der Konrad Wahl dich geliebt, und wie dieses, so schnell ist auch die Flamme in seinem Herzen erloschen. Ich aber halte dich fest in alle Ewigkeit und lasse nicht von dir!“ — Das alles sahen und hörten die beiden am Fenster und des Försters Glück goß neues Oel in die Gluth ihrer Rache; rasch eilten sie im grauen Nebel hinauf nach dem Tannenstein, wo sie sich in den Hecken am Hohlweg versteckten.

Der Förster ließ lange auf sich warten; erst gegen Mitternacht vernahmen sie seine Schritte. Wie er durch den Hohlweg ging, pfiff er ein munteres Jägerlied, sorglos war er dem Endziel seines jungen Lebens genaht, da brachen plötzlich die beiden aus den Büschen hervor. Erst traf ihn Falks Beil in den Nacken, daß er mit einem lauten durchdringenden Schrei zu Boden taumelte; noch zog er auf der Erde liegend den Hirschfänger, um wenigstens sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, da zerschmetterte ihm Wahl mit einem wüthenden Schlag der Holzart den Hirnschädel — ein tiefer Seufzer und des Tannenschützen Seele flatterte in den Himmel.

Die Bösewichter standen einen Moment starr vor dem Opfer ihrer blutigen Unthat; dann rief Falk, indem er den blanken Hirschfänger von der Erde aufhob: „Nun laß uns um's Trautkäthchen loosen! Klinge oder Stiel! Gib Acht, Konrad, die Spitze gilt dem Glück!“ Und hoch warf er bei diesen Worten den Stahl zwischen sich und dem Genossen in die Luft, beide wichen zurück vor dem fallenden Messer, das funkensprühend auf die Kieselsteine im Hohlweg niederklirrte; und wie sie hineilten, um das Ergebniß dieses schauerlichen „Messerwurfs“ zu sehen, lag die Klinge auf Konrads Seite.

„Mein ist die Katharine!“ sagte dieser schwerathmend und hob den Hirschfänger von der Erde auf. Falk gab ihm die Hand und erwiederte: „Das Glück hat für dich entschieden; der da macht sie dir gewiß nicht mehr streitig und auch mich soll's nicht verdrießen, wenn ich dich an seinem Platze sehe. Ich heirathe nun die Gertrude, du aber kannst lustig singen:

Erst Todtschlag und dann freien;
Juchhe, wen soll's gereuen!“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Eine Miethwohnung.

Man erwartet einen so großen Zudrang von Fremden zu der vielbesprochenen Industrieausstellung aller Nationen, daß die Vorsicht gebietet sich in Zeiten mit Dach und Fach für die Sommermonate zu versehen, mag die Vermuthung nun zur Wahrheit werden oder nicht. Im Mittelpunkte der Stadt würde schon jezt Niemand auf längere Zeit vermiethen. Ich begab mich daher in eine der Vorstädte, wo ich an den Ufern der Themse, in einer höchst angenehmen und der Communikation wegen bequemen Lage, ein sehr hübsches Quartier zum billigen Preis von zwölf Schillingen, d. i. vier Thaler preuß. Courant erhielt. Die Wohnung ist im ersten Stock, auf dem sogenannten Drawingroom-Floor. Sie besteht aus zwei Zimmern, jedes mit zwei Fenstern. Das Wohnzimmer, der Drawingroom, hat einen marmornen Kamin, was immer als ein Beweis des Wohlanständigen gilt, und über demselben einen großen Spiegel in goldenem Rahmen. Ein schön geblümter Brüsseler Teppich deckt

den Boden und ist in der Mitte des Zimmers zur Schonung sorgfältig mit einem Stück ungebleichter Leinwand überdeckt. Auf dieser steht ein runder Tisch, mit einer bunten Tuchdecke belegt. Vor dem Kamin liegt der hearthrug, ein kleiner, plüschartig gewobener Teppich, auf dem es sich weich steht, wenn man des Feuers in der Nähe genießen will. Zur Seite des Kamins befindet sich ein bequemer, mit braunem Marrokin überzogener Lehnstuhl. Eine Art Chaiselongue, gleich den Stühlen mit geblümtem Zitz überzogen, ist dem Lehnstuhl gegenüber an die andere Seite des Kamins gerollt. An der Wand steht ein Bücherschrank mit einem Spiegelglas darüber. Die Vorhänge, die an einem breiten Bronzediadem befestigt sind, bestehen auf der einen Seite aus geblümter Musseline, an der andern aus Kattun gleich den Stuhlüberzügen. Das Schlafzimmer ist in gleichem Geschmack eingerichtet. Ein großes Bett mit Vorhängen und vortrefflichen Matratzen, ein Waschtisch mit marmorner Platte, daneben ein kleines, braun polirtes Gestell zum Aufhängen der Handtücher, ein Toilettentisch mit weißer Musseline überhangen und auf demselben ein Toilettenspiegel, und eine unendliche Commode — darin besteht das Ameublement dieses Gemaches. Eine Dienerin steht dem Hause vor, das außer mir nur Einen Miethsmann hat, einen alten Herrn, der zur ebenen Erde wohnt und im zweiten Stock schläft; außerdem hat die Magd dem Miethsherrn und seiner Frau nebst einem kleinen Kinde Dienste zu leisten. Um halb acht Uhr Morgens erscheint sie in meinem Schlafzimmer mit einem Vorrathe warmen Wassers; darauf höre ich sie mein Wohnzimmer reinigen, den Kamin putzen, was eine langwierige, schmutzige Arbeit ist, dann das Feuer anzünden, hierauf das Frühstück bringen und einen Theekessel auf die Flamme setzen, worauf sie mich meinem Schicksale überläßt, das denn auch ein ganz erträgliches zu nennen ist. Nachdem sie nun die übrigen Bewohner eben so bedient hat, erscheint sie wieder und fragt nach meinen Wünschen für das Mittagessen und um welche Zeit ich zu speisen gedenke. Sie geht auf die Post für mich, leistet überhaupt jeden Dienst, bereitet das Essen, scheuert das Haus, besorgt alle Einkäufe, ist immer willig, hat immer Zeit. Dieß kann Ein englisches Mädchen leisten, und für dieß alles wird kein Pfennig angerechnet.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Februar.

(Schluß.)

Journalwesen.

Um die Art und Weise zu verstehen, in der die „neue preußische Zeitung" einseitig für die Interessen des Adels kämpft, muß ich noch hinzufügen, daß sie nicht nur den Conservatismus und den Patriotismus, sondern auch die Religion gepachtet hat. Jeder Gegner ist a priori revolutionär, unpatriotisch und gottlos. Natürlich kann es nicht ausbleiben, daß dadurch oft geradezu Unsinn zu Tage gefördert wird. So suchte sie vor einigen Tagen die Theorie vom Fürsten von Gottes Gnaden in einer Reihe von leitenden Aufsätzen anschaulich zu machen. Der Fürst ist Mensch, das Amt desselben ist von Gott: wo beginnt nun bei den Handlungen der Fürsten das Göttliche, wo endet das Menschliche? Sie hat dafür einen sichern Maßstab: sobald der Fürst gegen die feudale Ordnung handelt, handelt er gegen die Ordnung Gottes. Was ist nun zu thun? Eine kitzliche Frage. Schließlich führt sie aus dem alten Testamente den Beweis, daß die Fürsten in jeder Beziehung von Gottes Gnaden seyen. Denn als Simei dem David geflucht habe, habe David gesprochen: lasset ihn, der Herr hat's ihm geheißen. Aehnlich, meinte sie, müsse man auch die schlechten Fürsten als eine Strafe Gottes ertragen. — Die „Urwählerzeitung" übertrifft die neue preußische Zeitung vielleicht noch an Bibelfestigkeit und der Urwähler meinte sofort, aus dem Citate der neuen preußischen Zeitung folge vielmehr, daß man die Revolution geduldig als eine Strafe Gottes hinnehmen müsse. Zudem möge Simei immerhin ein fluchender Märzdemokrat gewesen seyn, auch möge der König David gesagt haben, was man ihm zuschreibe, aber David habe darin nur den Zeitverhältnissen Rechnung getragen; denn als er vor seinem Tode seinem Sohne Salomon die lezten Rathschläge gegeben, habe er ihm geheißen, jenen fluchenden Märzdemokraten nicht in Ehren in die Grube fahren zu lassen. Die neue preußische Zeitung predige daher „gottbegnadigten Unsinn," sie sey eine Strafe Gottes.

Ich rede so ausführlich von der neuen preußischen Zeitung, weil sie, wie bekannt, zur Zeit einen entscheidenden Einfluß auf die Regierung ausübt, sodann weil auch die übrigen deutschen Staaten eine stärkere oder schwächere Partei von Kreuzrittern in ihren Grenzen beherbergen. Die „Rundschauen" sind oft hauptsächlich in Rücksicht auf den König geschrieben und der König soll ab und zu höchst verdrießlich über diese oder jene Aeußerung geworden seyn. Ein Lieblingsthema des Herrn v. Gerlach ist zu zeigen, was ein tüchtiger König sey. Vor allem darf ein König von Gottes Gnaden nicht den Bürgerkrieg scheuen. Der König denkt zu human, denkt zu deutsch, als daß derartige Predigten ihn für die Dauer bestimmen könnten, aber gefährlich bleibt immer der Umstand, daß der Rundschauer eine fabelhafte Belesenheit in allen demokratischen Schmutzblättern besizt, aus diesen Blättern reichliche Proben liefert und alles übrige ignorirt. Bei der Besprechung der kurhessischen Angelegenheiten mußte z. B. die Hornisse herhalten, nur sie war der eigentliche Gegner Hassenpflugs. Was an der Richtung der neuen preußischen Zeitung Wahres ist, wird der denkende Leser eben so leicht herausfinden, als die Ursache, warum sie sich in einer so verzwickten Denkweise bewegt. Es ist richtig, daß eine gesunde staatliche Ordnung eine gesunde sociale Ordnung voraussezt Nun ist der Mörtel der staatlichen Ordnung das Gesetz, der Mörtel der socialen Ordnung die Sitte. Die Sitte ist etwas, was sich nicht machen, nicht erzwingen läßt, sie entsteht im Laufe der Zeit und bei ihrem Werden ist die Religion die erste schöpferische Macht, während die Gesetzgebung nur eine sekundäre, eine Hülfsmacht ist. Die absolute Monarchie vernichtete das Volk als ein lebendiges; die modernen constitutionellen Verfassungen sprechen im Allgemeinen wieder den Grundsatz aus, daß ein Volk vorhanden sey. Damit ist aber noch keine organische Gliederung gegeben, sondern diese muß die Zeit bringen, damit die constitutionellen Verfassungen, die noch leere Gefäße sind, Inhalt erhalten. Daß dieß der nothwendige Gang der Dinge ist, das sieht die Partei der neuen preußischen Zeitung nicht ein. Sie nimmt die nivellirte Gesellschaft nicht als eine geschichtliche Thatsache hin, vielmehr steuert sie, angelangt am Ufer der neuesten Zeit, zurück nach den Formen des Mittelalters, während die wahrhaft conservative Partei vorwärts durch die Nacht zum Lichte schreitet. Der leztern Partei ist die Abstraktion der constitutionellen Verfassung Ausgangspunkt, die erste kehrt bei ihrem Anblick um. Insofern die constitutionelle Verfassung erst die Möglichkeit zu einer sittlichen Reform bietet, die Partei der Kreuzritter dieselbe aber mit Gewalt beseitigen will, ist sie das Gegentheil der conservativen Partei, ist sie revolutionär und gehört jeder andern, nur nicht der historischen Schule an. Ob sie zur Regierung kommen, ob sie eine friedliche Lösung der Wirren vor der Hand unmöglich machen wird, wer mag es vorher bestimmen?

Beilage: Preis-Herabsetzung technischer und architektonischer Werke aus dem Verlage der literarisch-artistischen Anstalt in München.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 62. Donnerstag, 13. März 1851.

— Murder, though it have no tongue, will speak
With most miraculous organ.
Shakespeare.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

Der Pfarrer hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: „Das ist die Geschichte von dem Mord des Tannenschützen, wie sie mir heute Nachmittag der alte Falk wörtlich mitgetheilt hat, nachdem endlich nach vielen, vielen Jahren furchtbarer Pein ein Zufall die Entdeckung der alten Unthat herbeigeführt hatte. Rudolph nämlich, so wollte es der Gottheit Rathschluß, fand im Stalle des Kastenmeisters den von lezterem vergrabenen Hirschfänger des Försters; Ammy hatte ihm den Ort verrathen. Der unglückliche Jüngling eilte zum Gericht, deponirte dort alle näheren Umstände, wie er in den Besiz der Waffe gekommen, und als er später heimkehrte und seinem Vater erst jezt alles entdeckte —“ — „Gerechter Gott!“ stammelte Auguste. — „Da ist der alte Falk schnell zur Erkenntniß gekommen, daß es für ihn nur noch Ein Heil in der Welt gebe, und statt sich durch die Flucht zu retten, wie er wohl gekonnt hätte und wie Rudolph ihn fußfällig beschwor, eilte er zu mir, um mir alles zu entdecken, und mit dem Troste des heiligen Sakramentes versehen, sich selbst seinem Richter zu stellen. Der Amtmann kam ihm darin nur zuvor, was ich auch morgen vor Gericht auf meinen Amtseid zu Protokoll geben werde.“

„Das ist ja eine Schicksalstragödie sonder Gleichen,“ sagte Ernst. „Wer hätte das gedacht! Diese Feinde bei so furchtbarer gegenseitiger Mitwissenschaft!“ — „Und doch löst gerade sie uns das Räthsel ihres jahrelangen Hasses,“ versezte Burkhard. „Ja, ich möchte sogar behaupten, diese Feindschaft sey der bei weitem wichtigste psychologische Moment in der ganzen Geschichte. Falk hat sich bei mir weitläufig darüber ausgesprochen, und fasse ich alle seine Aeußerungen zusammen, so muß ich bekennen, daß mich gerade diese Seite seines Unglücks am meisten mit ihm ausgesöhnt hat. Denkt euch zwei Menschen von ungefähr gleicher Gemüthsart, gleicher Geistes- und Charakterbeschaffenheit, auf deren Seelen sich plözlich ein und dasselbe Schuldbewußtseyn mit gleich ungeheurer Schwere wälzt, und die nun durch Jahr und Tag dazu verdammt sind, es der Welt in tiefinnerster Brust zu verheimlichen und ängstlich jede Erinnerung, jedes Zeugniß ihrer schwarzen That zu meiden. Wie zwei an *eine* Kette geschmiedete Galeerensklaven hängen sie an einander, jeder empfindet doppelt die unerträgliche Last der Unfreiheit, keiner kann ohne den andern sich bewegen, jeder schleppt an der Mitwissenschaft des andern fast noch schwerer als an seiner eigenen Schuld. Und nun laßt diese beiden Unglücklichen Nachbarn seyn, Aug' in Auge sich beständig gegenüber stehen — soll da nicht die stärkste Natur allmählig mürbe werden, der eisernste Willenstroz brechen? Soll da nicht alles, was menschlich in ihnen lebt, zu Grunde gehen? Man müßte wahrlich zuvor wissen, was es heißt, einen Mord *für sich allein* auf der Seele zu haben, um erst recht zu begreifen, *wie* zwei Seelen an *einem* bösen Gewissen zu tragen haben!“

„Entsezlich!“ rief die Pfarrerin zusammenschaudernd. „Aber eines versteh' ich nicht. Du nanntest eben Wahl und Falk gleichgeartete Charaktere, und doch, gibt's eine größere Verschiedenheit zwischen zwei Menschen als die ihrige?“ — „Ganz recht,“ erwiederte Burkhard. „Aber auch diese Verschiedenheit ihres Charakters war nur eine nothwendige Folge ihres

bösen Gewissens. Wer hier ein Seher wäre, um in den Herzen dieser beiden Männer zu lesen, wie es geschah, daß sie, von einem und demselben schwarzen Punkte ausgehend, sich zuletzt so weit von einander entfernten, daß der eine ein Frömmler, der andere ein Gottesleugner wurde! War es das, ich möchte sagen instinktartige Gefühl der Selbsterhaltung, daß jeder nur darnach strebte, dem andern vor den Augen der Welt so unähnlich als möglich zu werden? Wollten sie vielleicht dadurch die Gleichartigkeit ihres Seelenzustandes verbergen? Wer kann es sagen! Es war eben ein und derselbe Samen der Schuld, der so verschiedenartige Frucht erzeugte; bei dem einen nahm das gefolterte Gemüth die Richtung nach dem Uebersinnlichen; beim andern ging der Charakter vollends in moralischer Schlechtigkeit unter; der eine wollte sich durch Beten und ein mäßiges, gerechtes Leben mit dem Himmel abfinden, der andere verlachte in wilder Sinnenlust die Hölle und spottete der Stimme seines Gewissens, so oft es sich regte; nur die Feindschaft war das bleibend Gleichartige in ihnen, wie ihr Schuldbewußtseyn selbst, aus dem ihr Haß entsprang. Und zuletzt reißt dennoch eine Hand beide in's Verderben, und aus dem eigenen Blute erwächst ihnen in ihren Kindern der Rächer ihrer Missethat. Ernst, das ist mehr als Schicksalstragödie, und wir nennen's wohl nur darum so, weil wir die geheimen und mächtigen Fäden der Seele nicht sehen, an welchen Gott das Menschenleben seinem Ziele entgegenführt."

„Laßt uns dieses Thema abbrechen," sagte die Pfarrerin. „Wir feiern heute euern Verlobungstag und da soll uns nur Glück, Freude und Liebe des Lebens beschäftigen." — „Aber Liebe ist ja auch in diesem schwarzen Bilde," erwiederte Auguste. „Denkt doch an Rudolph und Ammy. Gewiß! wenn etwas der Himmel mit dem furchtbaren Unheil, welches die beiden Alten sich und der Menschheit angerichtet haben, versöhnen kann, so muß es diese Liebe seyn, die so rein, schuldlos und leidvoll in der Missethat dunkler Nähe hintrauerte und ohne die schreckliche Katastrophe von heute wohl nimmer erlöst worden wäre."

„Mein erster Gedanke war Ammy," sagte Friederike. „Was muß das weiche Herz bei dieser erschütternden Wendung der Dinge empfunden haben! Wir wollen uns ihrer nun aber auch doppelt hülfreich annehmen." — „Und Ernst und ich stehen Rudolph zur Seite," sprach Burkhard. „Wie ich den leidenschaftlichen, gefühlvollen Jüngling kenne, der mit grenzenloser Liebe an seinem Vater hing, wird er der Freundschaft für's Erste noch benöthigter seyn als der Liebe. Gebe nur Gott, daß diese tragische Geschichte wenigstens für die beiden Kinder der alten Verbrecher zum Heile ausschlägt!"

Man kam hierauf überein, für den Rest des Abends alle düstern und traurigen Betrachtungen zu verbannen, und bald gelang es auch dem glücklichen Bräutigam, die Stimmung der übrigen durch seine eigene heitere Erregtheit aufzuhellen und den letzten Schatten von den Gemüthern zu verscheuchen. Die Punschbowle dampfte zu Ehren der beiden Verlobten und in ungestörter Freude beschloß man einen Tag des Glücks, der zweien so ganz für einander geschaffenen Menschen, wie Ernst und Auguste, in dem Augenblick die heitere Pforte einer schönen Zukunft öffnete, wo ein eben so seltenes als erschütterndes Verhängniß seinen dunkelsten Akkord in den Jubel ihrer Herzen mischte.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

15. Ein Morgen in Asien und die heulenden Derwische in Scutari.

Heute trug uns das schnelle Caik rasch hinüber zu Asiens Küste, nach dem alttürkischen Scutari, um von hier aus einen Spazierritt nach dem nahgelegenen Berge Bulgurluh (auf Deutsch Grützkopf) und dem am Marmorameer gelegenen Kadiköi, dem alten Chalcedon, zu machen. Freilich hatten schon früh Morgens drohende Regenwolken am Himmel gestanden und der vom schwarzen Meer herblasende Wind war auch kein günstiges Zeichen, aber wer wird sich von einem Spazierritt in Kleinasien durch Regen abhalten lassen! Und kaum hatten wir die in Scutari gemietheten Pferde bestiegen und ritten die schmutzigen, schlechtgepflasterten Straßen bergan, als ein feiner, norddeutscher Regen eintrat, der immer dichter und dichter ward und uns binnen kurzer Zeit bis auf die Haut durchnäßte. Langsam zogen wir die schlüpfrigen Wege hinan zum Bulgurluh, aber da lag eine dichte Wolkenschicht über Meer und Stadt, so daß an Aussicht gar nicht zu denken war. In einer nahgelegenen türkischen Kaffeeschenke trockneten wir uns und wärmten uns an Kaffee, während ich vergebens nach einem Glase Wein oder Branntwein forschte, der mir unter diesen Umständen am willkommensten gewesen wäre. Endlich hörte der Regen auf, die Wolken verzogen sich, die Sonne kam hervor, und zauberisch beleuchtet glänzte das reiche Panorama mit Stadt und Meeren, Inseln und Buchten und fernen Gebirgen. So wurden wir doch noch belohnt für unsere Ausdauer und genossen um so mehr des prachtvollen Anblicks, als er bald wieder von Nebelwolken verhüllt wurde.

Von hier ging es in raschem Schritt durch endlose türkische Leichenfelder mit ihren umgestürzten und verfallenen Grabsteinen und Cypressenwäldern nach Kadiköi, das sehr schön unter grünen Bäumen am Marmorameer liegt. In einer türkischen Kneipe stärkten

wir uns mit saurer Milch und Brod, gönnten den müden Pferden einige Ruhe und sprengten dann nach Scutari zurück zum Kloster der heulenden Derwische.

Dasselbe liegt in einem der entlegensten Theile von Scutari, in der Nähe der sich meilenweit erstreckenden Leichenfelder, und ist ein unbedeutendes, armseliges, aus Fachwerk gebautes zweistockiges Haus. Durch eine breite Vorhalle, in der man die Schuhe zurückläßt, tritt man in einen viereckigen Saal, der oben mit vergitterten Logen, unten mit einer Schranke von rohen Brettern umgeben ist. Vor der Altarnische stand der Oberderwisch im violettenen Talar und weißem Turban. Die Derwische begannen bald darauf ihren Tanz nach einer sonderbar näselnden Musik und tonleiterartigem Gesang, nachdem sie ihre Gebete verrichtet und den Fußboden geküßt hatten. Ihr Tanz war durchaus von dem der drehenden Derwische in Pera verschieden; sie standen wie festgewurzelt auf den Füßen, schwenkten und reckten aber ihre Glieder alle in derselben Richtung und zu gleicher Zeit vorwärts und rückwärts, jezt rechts, dann links. Dabei stießen sie ein plärrendes Geheul aus, erst langsam, dann immer rascher, immer geschwinder, und im selben Tempo steigerten sich die Gliederschwenkungen bis zu den tollsten, wildesten Bewegungen.

Diese infernalische Messe ward von zwei Priestern geleitet, die Muhammeds ganzes Geschlecht von Abdallah an absangen und denen vom Chor der Derwische mit dem bekannten Glaubenssatz La allah il allah! geantwortet wurde. Diese beständig wiederholten Worte gingen, namentlich beim rascheren Tempo der Musik, in ein dumpfes Geheul, wie Stöhnen und Todesröcheln über. Dieses teuflische Toben, die bleichen oder rothen, schweißtriefenden Gesichter, der wüthende Tanzrhythmus, bei dem sich doch keiner vom Platz regte, und der das Spiel schwirrender Maschinen schien, die einzelnen Worte endlich, die sich im raschen Tempo der Musik in ein wirres Geheul verwandelten, aus dem nur die Sylben Ja-hu, Ja-hu fürchterlich herausklangen, das Alles macht einen erschütternden, beängstigenden Eindruck, man glaubt unter einer Bande Tobsüchtiger zu seyn und freut sich unwillkürlich, wenn man mit gesunden Sinnen die freie Luft wieder gewonnen hat, so angreifend wirkt der Spuck dieser Ruhanis, wie diese heulenden Derwische genannt werden. Eine ähnliche Erscheinung soll man nach dem Bericht eines Freundes bei einer geistlichen Sekte, den Isani, wiederfinden, die an der afrikanischen Nordküste in den Moscheen zu gewissen Tagen ihr Wesen treiben. Diese islamitische Religionsübung erinnert auch an eine christliche Schwärmersekte, an die Shaking Quakers in Nordamerika.

16. Die drehenden Derwische von Pera.

Die drehenden oder tanzenden Derwische von Pera (Mewlewis) bilden den Gegensatz zu den heulenden. Ihre Gottesverehrung, die in einem kreiselartigen Tanz besteht, ist eben so seltsam, aber weniger unschön. Ihr ansehnliches Kloster, dessen Pforte mit goldenen Inschriften aus dem Koran verziert ist, liegt an einer der Hauptstraßen Peras, in der Nähe des Kirchhofs. Im Hofe desselben stehen einige schöne Cypressen und ein achteckiges Tempelgebäude, das dem heiligen Tanze gewidmet ist. Durch eine Vorhalle, in der man die Schuhe zurück läßt, tritt man in das Innere des Pavillons, das ziemlich modern chinesisch und schmucklos wie eine Moschee aussah. Die ringsum angebrachten Fenster waren bis auf drei, die in der Mekkalinie, also nach Südost, liegen, durch Jalousien verschlossen; durch die offenen hatte man eine schöne Aussicht auf Scutari und die Gebirge Kleinasiens. In der Mitte des Octogons hing ein Glaskronleuchter und an einer rings herum laufenden eisernen Stange, wie in den Moscheen, allerlei kleine Glas- und Papierlampen, die bei festlichen Gelegenheiten angezündet werden. Zur ebenen Erde war eine Art Balustrade für die Zuschauer, oben an vier Seiten vergitterte Logen für den Sultan, die Weiber und die Musik. In der Mekkanische standen zwei Wachskerzen und davor auf einem Teppich saß der Oberderwisch, ein alter Mann mit langem weißen Bart, violettenem Kaftan und grünem Shawl um den spitzen Filzcylinder.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Austin-County, State of Texas, Januar 1850.

Brief einer ausgewanderten jungen Frau.

Vor allem müßt ihr wissen, daß wir uns nicht auf unserem Lande bei Braunfels niedergelassen haben, sondern in Austin-County an der Quelle des San Bernard eine fertige Farm für 300 Dollars gekauft haben. Sie enthält 120 Acker, wovon ungefähr 20 Prairie sind, das übrige Wald, der aus sehr schönen egalen Bäumen besteht. Die Farm ist erst voriges Jahr angelegt worden, weßhalb erst 5 Acker zu Feld gemacht sind. Das Haus ist ein einfaches Blockhaus, ohne Fenster und mit ächt amerikanischem Fußboden, d. h. die Dielen sind zwei Fuß lange Breiter, lassen sich in die Höhe heben und liegen an manchen Stellen Hand breit von einander. Die Stube ist 18 Fuß lang und 14 breit; nach Westen liegt das Kamin, das sehr gut gebaut ist, gegenüber stehen die Betten; an der Nord- und Südseite befindet sich eine Thür, von denen eine beständig offen ist; den übrigen Raum füllen meine Commoden aus, ein Schrank, mehrere Koffer, sechs hölzerne, mit Kuhhaut überzogene

Stühle. In der einen Ecke steht ein Mehlfaß, daneben liegen eine Menge Säcke mit Bohnen, Reis und dergleichen. An der andern Seite des Kamins ist ein Wandschrank, in dem das Geschirr verwahrt wird; auf dem Kamin stehen zwei große eiserne Töpfe und ein Theekessel. Mitten in der Stube steht mein Waschkoffer, der uns als Tisch dient, in diesen Tagen bekommen wir jedoch einen bessern. Auf einem Brete über der Commode prangt unsere Bibliothek; ein kleiner Bücherschrank wird jedoch nächstens auch erscheinen. Ich glaube ihr könnt euch nun eine Vorstellung von unserer Häuslichkeit machen. Obgleich das einzige Zimmer zugleich Wohn- und Schlafstube und Küche für so viele Personen ist, ist es doch nicht so eng, als ihr wohl glaubt; zuerst dachte ich auch, wir würden mit unsern vielen Sachen nicht Platz haben, aber es ist ganz schön gegangen. Moritz und Franz * schlafen auf dem Boden in einem Blockhaus, wo die Bäume ungespalten zusammengefügt und die Zwischenräume nicht mit Latten verdeckt sind. Zu ebener Erde bildet die eine Hälfte den Pferdestall, die andere haben die meisten unserer Kisten in Beschlag genommen; auf dem Boden liegt das Korn, d. h. der Mais und das Futter für das Vieh. Dann haben wir noch ein drittes Gebäude, ein Rauchhaus, das aus bloßen Fenzriegeln besteht. Dasselbe steht noch in unserm Hofe dicht neben der Kuhhürde (Pen). Unsere Aussicht ist sehr beschränkt, was viele tadeln, mir aber sehr gefällt; ringsum nichts als Wald jenseits unserer kleinen Prairie um das Haus; etwa vierzig Schritte dahinter fließt der San Bernard. — Von dem Vieh muß ich auch schreiben, denn das ist ein Hauptpunkt. Wir haben eine Stute für 75 Dollars, es ist ein feines, schönes Thier, dann einen Schimmel für 50 Dollars, ein tüchtiges Pflugpferd und zugleich ausgezeichnet zum Reiten, seiner Sicherheit wegen besonders für Damen. Zwei Joch Ochsen müssen wir noch anschaffen, und sie werden wahrscheinlich 100 Dollars kosten, zwei Kühe mit Kälbern haben wir von unserm Vorgänger gleich gekauft. Den ersten Morgen auf der Farm hättet ihr uns sehen sollen. Es war zum Lachen, wie wir alle fünf im Kuhpen standen und die Kühe zum Melken nicht stillstehen wollten. Erwine, als ausgelernte Wirthschaftsmamsell, mußte natürlich zuerst daran, zumal sie vorher sehr mit ihrer Geschicklichkeit geprahlt hatte; kaum kam sie aber in Jones Nähe, so schlug diese tüchtig aus und Erwine war nicht zu bewegen näher zu treten. Da sahen wir uns alle an und hätten doch so gern Milch zum Kaffee gehabt. So nahm ich denn all meinen Muth zusammen und ging zur andern Kuh, zu Sarah. Karl ließ sie Salz aus der Hand lecken, so blieb sie ruhig, und ich war nicht wenig stolz, daß ich so schön melken konnte, obgleich ich es kaum einmal aus der Ferne gesehen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

* Karl ist der Gatte, Moritz und Erwine sind die Geschwister der Schreiberin; der fünfzehnjährige Franz ist der Neffe.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Lebensweise.

Die Kosten der Kohlen belaufen sich auf ungefähr 4 Pence (3 Silbergroschen) den Tag, wenn ich von früh bis Mitternacht das Feuer brennen lasse. Ein Pfund Wachslichter (soi-disant) kostet 10 P., ein Pfund vom besten weißen Zucker 6 P., ein Pfund Kaffee 18 P., ein Pfund Thee anderthalb Thaler, die Milch zum Frühstück und zum Thee 1 P., das Pfund Fleisch 8 P. Diese Details mögen für manchen, der England besuchen will, von Interesse seyn, darum setze ich sie hieher. Es läßt sich demnach leicht überrechnen, daß man sich hier so einrichten kann, daß der hiesige Aufenthalt nicht höher zu stehen kommt, als in irgend einer größern Stadt des Continents. Ein Mann, der nur ein Schlafzimmer braucht, den ganzen Tag umherläuft, gelegentlich in einem Speisehaus einspricht, seinen Hunger zu stillen, kann ungemein billig auskommen. Nur muß er während der Ausstellung sein Quartier möglichst fern vom Krystallpalast suchen; denn die Leute haben sich einmal in den Kopf gesetzt, während derselben Berge Goldes zu ernten, und werden daher in ihren Forderungen alle Grenzen der Billigkeit übersteigen. Selbst in diesem meinem Winkel der Erdoberfläche spukt es von einem Californien. Da ein deutsches Herz sich immer nach dem heimathlichen Nectar, nach den geliebten Kaffeetöpfen sehnt, und die Engländer dieses Getränk nicht zu bereiten wissen, so ging ich zu einem Klempner in meiner Nachbarschaft und fragte nach einer Filtrirmaschine. Er hatte keine vorräthig, weil niemals Nachfrage nach dergleichen sey, versicherte mir aber, ich werde in ein paar Tagen eine große Auswahl in seinem Laden finden, indem er für die fremden Herrn, die vom Continente zur Ausstellung kommen, eine Menge Kaffeemaschinen jeder Art und Größe bestellt habe. Man hält hier aber immer noch den nach der alten Weise gekochten Kaffee für den besten, und Mistreß L. hat mir dringend empfohlen, mich an diese Weise zu halten, d. i. den gemahlenen Kaffee mit ein wenig Eiweiß zu mischen und dann aufwallen zu lassen. Das Schwierigste ist hier nur wirklichen Kaffee zu bekommen. Die Materialhändler verkaufen ihn gemahlen, und da soll er aus Korn, Cichorien und wer weiß was bestehen; sie verkaufen ihn aber auch bloß gebrannt, und nun glaubt man sicher zu gehen, weil man wenigstens doch lauter Bohnen und keine anderartigen Früchte vor sich sieht. Aber weit gefehlt! Sie machen künstliche Bohnen, die sich von den wirklichen durch das bloße Auge nicht unterscheiden lassen. Im natürlichen Zustande kauft man sie nicht, weil man sie nicht zu rösten versteht; und wäre das üblich, so würde bald auch ein Mittel gefunden werden, irgend ein englisches Product statt des ächten Mocca dem Käufer in die Hände zu spielen. Man ist zu geübt in diesen Künsten der Civilisation, gegen welche die zehn Gebote leider nichts einzuwenden haben, weil diese Sünden des neunzehnten Jahrhunderts den barbarischen Juden noch eine unbekannte Welt waren.

An einem Sonntag ist es christlich seine Mahlzeit zwischen den Morgen- und Nachmittagsgottesdienst zu verlegen, um den Dienern Zeit zu lassen eine christliche Toilette zu machen, was nicht gut unter der Küchenarbeit geschehen kann, und »cleanliness comes near to Godliness,« sagt das Sprichwort. Ich richtete mich also so ein, um von meinem Ausfluge nach der Kapelle des Kardinals Wiseman um die zweite Stunde zurück zu seyn, wozu der Entfernung halber schon eine kleine Vorbereitung nöthig war. Die Fahrt kostete uns eine Stunde. Es war ein schöner heller Morgen, und die Straßen wimmelten gegen die eilfte Stunde bereits von Sonntagsgesichtern. Der Fluß, der die Strahlen einer glänzenden Morgensonne lachend wiedergab, winkte einladend zu einer Fahrt; aber Mistreß N. fürchtete die Kühle des Elements, und so zogen wir einen sonntäglichen Omnibus vor, der uns bis an die Brücke von Westminster führen sollte, an deren anderer Seite die berühmte Kapelle von St. George liegt. Sonntäglich nenne ich den Omnibus, weil er in neuen Farben von außen und in prächtigem rothen Sammt von innen prangte, so daß er wohl wenig oder keine Wochenfahrten erlebt hatte. An einem so schönen Morgen und unter dem Geläute der Glocken bestiegen wenige das unkirchliche Fahrzeug. Eine Frau mit einem schreienden Wickelkind war die einzige Reisegefährtin, bis später noch eine steinalte Dame mit ihrer Gesellschafterin hinzukam, welche uns ein angenehmes Bild einer andern sorgenden Frauenliebe als der mütterlichen vorführte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 63. Freitag, 14. März 1851.

> Tanzen ist ein Gottesdienst,
> Ist ein Beten mit den Beinen.
>
> Heine

Skizzen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Nach und nach traten die Dervische ein, gehüllt in lange buntfarbige Mäntel, nach Art der spanischen, aber ohne Kragen, auf dem Kopf einen hohen, kegelförmigen Filzhut ohne Rand; junge und ältere, schöne und nichtssagende Physiognomien. Ich zählte vierundzwanzig; zwei sehr alte jedoch und der Oberdervisch tanzten nicht mit. Der Alte auf seinem Teppich gab nun zu verschiedenen malen unartikulirte Laute, wahrscheinlich Gebete, von sich; rings im Kreise saßen die Dervische, auf den Knieen hockend, und schnellten bei gewissen Gebetsformeln blitzschnell mit dem Kopf und dem ganzen Körper küssend auf den Boden.

Jezt erhob sich von der Tribüne ein näselnder Gesang, begleitet von einer rohen, einförmigen Musik, zwei Töne auf einer Flöte und immer derselbe Ton auf einer Trommel; der Oberdervisch und noch eine andere Stimme antworteten eben so näselnd und monoton. Die Dervische lagen jezt knieend in zwei Reihen, nach Mekka gewendet, und kippten bei gewissen Worten wie untertauchende Wasservögel vornehüber, küßten mit Inbrunst den Boden und schnellten sich eben so rasch wieder in ihre knieende Stellung zurück.

Endlich begann mit dem Tanz der eigentliche Gottesdienst, die Darstellung des Laufs der Gestirne. Dieselbe Musik begann und gab den Takt zum Tanze. Feierlich erhoben sich die Dervische, gingen langsamen Schrittes, die Hände über die Brust gekreuzt, vom Oberdervisch geführt, fünfmal um das Innere des Pavillons herum, legten dann ihre weiten faltigen Mäntel ab und zeigten sich in langen, vom Gürtel an weitbauschigen Weiberröcken; darüber trugen sie kleine offene dunkelfarbige Jacken. In der Mitte des Saals auf dem blanken Parketboden nahm jeder seinen Platz ein, und nun begannen sie nach dem Takt der Musik sich erst langsam und dann immer schneller und schneller auf den Zehen der bloßen Füße jeder um sich selbst und dabei langsam um einander, mit zurückgebogenem Kopf, geschlossenen Augen und weit ausgebreiteten Armen herumzudrehen. Wie von einer mechanischen Gewalt getrieben, fast leblos, die weiten Röcke trichterförmig aufgebauscht, wirbelten die zweiundzwanzig Menschen in dem verhältnißmäßig engen Raum, ohne sich zu berühren, in der größten Symmetrie rasch wie Kreisel umher. Nach zehn Minuten ungefähr, auf den harten Schlag einer Trommel, machten sie plötzlich Halt und schritten mit über die Schultern gekreuzten Armen, Gebete murmelnd, durch den Saal hin. Mit der Musik begann auch der Tanz wieder, was sich ungefähr vier oder fünfmal wiederholte. Als der Tanz beendet war, fiel jeder erschöpft auf seinen Platz auf der Binsenmatte hin, blaß und von Schweiß triefend. Die alten Dervische legten ihnen die Mäntel um und lange gemurmelte Gebete und Küssungen des Bodens schlossen diese eigenthümliche Art der Gottesverehrung.

Der Eindruck dieser wirbelnden Gestalten, die man den leblosen Puppen, die auf Tellern tanzen, vergleichen kann, ist zwar ein höchst befremdender, aber durchaus nicht so abschreckend wie der, den die heulenden Dervische hervorbringen. Während die Ruhanis widerlich abschreckend sind, sind die Rewlewis nicht ungraziös. Diese tragen den Charakter eines milden Wahnsinns, während jene die wildeste Tobsucht



darstellen; der Tanz in Pera ist eine Art Ballet, der in Scutari eine Scene aus dem Tollhaus.

16. Türkische Leichenfelder.

Wir können uns nicht von diesen Gegenden, von diesen seltsamen Menschen und ihren noch seltsameren Gebräuchen trennen, ohne noch einen Blick auf ihre in kulturgeschichtlicher wie landschaftlicher Beziehung gleich merkwürdigen Grabstätten zu werfen. Die türkischen Gottesäcker sind wegen ihrer ungeheuern Ausdehnung, ihrer schönen Cypressenwälder und ihrer barocken Leichensteine gleich bemerkenswerth. Wo einmal eine Leiche eingesenkt ist, dahin legen die Türken nie eine andere; das Grab eines Todten gehört nur ihm und bleibt ihm für immer. Daher sind ihre Leichenfelder unglaublich groß und breiten sich, durch keinerlei Befriedigung eingefaßt, noch fortwährend aus. Die Stätte, wo ein Leichnam ruht, bezeichnet eine Cypresse, die man dem Todten pflanzt, und ein Leichenstein, eine längliche Tafel, auf welcher der Kopfschmuck des Lebenden, der Turban oder jezt durchgängig der Fes, in Stein, mit bunten Farben bemalt, angebracht ist. Inschriften und Koranverse mit rother und goldener Schrift bezeichnen den Mann, der hier ruht. Das Weib dagegen bezeichnet keine Inschrift; auch im Tode wie im Leben unbekannt und verschleiert, zeigt sie auf ihrem Grabe nur ein Lotosblatt. Auf den flachen Grabsteinen sind Vertiefungen angebracht, in denen sich das Regenwasser sammelt, das Hunden und Vögeln zur Löschung des Durstes dient, was der Türke gern sieht, weil sich der Glaube daran knüpft, daß der Todte dann im Paradiese selig sey. Durch die weitläuftigen Anlagen, die mit den rothen Turbanen, mit umgestürzten und zerfallenen Monumenten bedeckt sind — denn nichts wird hier angerührt, wie's fällt, so fällt's, wie's liegt, so liegt's — ziehen sich die Landstraßen, der ganze Strom des Lebens, Bettler sitzen am Wege und Roß und Reiter rennen gedankenlos hindurch.

(Schluß folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

So hatte sich denn der Tannenschütz, und was im Volksglauben an Furcht und Sorge seiner unheilvollen Erscheinung anhing, abermals bewährt, nur daß er dießmal nicht allein als Unglücksprophet für andere, sondern auch als eigener Rächer der an ihm verübten Missethat auftrat, indem er den beiden Mördern seines jungen Lebens, trotz ihrer grauen Haare, den Untergang bereitete. Denn allgemein war bekannt geworden, daß der Kastenmeister den Hirschfänger vergrub, als die Kunde, das Gespenst habe sich wieder gezeigt, das schlummernde Gewissen in ihm weckte und ihn zu jenem Schritte bewog.

Wie begreiflich war die Aufregung, welche die Gemüther bei dieser unerwarteten Katastrophe ergriff, anfangs eine so große und allgemeine, daß diese Anschauungsweise nicht sogleich beim Volke Eingang fand; wohl aber hatte die Begebenheit zur unmittelbaren Folge, daß die Altenhainer Bauern, so viele Jahre durch den Haß zwischen Falk und Wahl in zwei feindliche Parteien geschieden, in diesem erschütternden Ausgang einen Wink des Himmels erblickten, ihren alten Hader beizulegen, der so vielen Unsegen über das Dorf gebracht hatte, gleichsam zur gerechten Vergeltung für die Unthat, welche die zwei angesehensten Männer von Altenhain verübt hatten. Darum eilte denn ein jeder sich mit seinem Feinde auszusöhnen, um auch keinen Augenblick länger an dem unseligen Fluch der beiden Missethäter mitzutragen und das Dorf ein für allemal von der alten Schuld jener frei zu machen. „Wir haben's alle schwer genug gebüßt, daß wir zwei Mörder so lange ungekannt in unserer Mitte hatten,“ sagten sich die Bauern; „fortan soll der Tannenschütz uns nicht mehr schrecken und mit dem Frieden kehre auch wieder der alte Segen und der alte Glauben in unsere Hütten und Herzen ein.“

Es war wenige Tage vor Weihnachten, als Ernst, den dringende Geschäfte fast zwei Monate lang in der Residenz aufgehalten hatten, nach dem Vogelsberg zurückkehrte, wo unterdessen der Winter in seiner ganzen wilden Schönheit eingezogen war. Von dem Städtchen S., in welchem er am späten Abend zuvor angelangt, hatte er sich am Morgen des folgenden Tags aufgemacht, um zu Fuß Altenhain zu erreichen, da bei dem tiefen Schnee die Straße dahin völlig unfahrbar geworden war. Zudem trennten ihn nur wenige Stunden von dem Ziel seiner Sehnsucht, und der Reiz der winterlichen Gebirgsnatur war ihm noch aus seiner Kindheit allzu erinnerlich, als daß er denselben, trotz Schnee und Kälte, hätte aufgeben mögen.

Und in der That wurde die Gebirgslandschaft, je höher er aus den nebligen Thalgründen in den eigentlichen Oberwald hinauf gelangte, immer reizender und die wildromantische Schönheit des rauhen Vogelsbergs trat immer großartiger und imposanter aus den schneeigen Nebelhüllen hervor. In weiten Spiegelflächen breiteten sich die eisbedeckten Bergheiden über die ganze Hochebene aus; leuchtend blizte der Schnee im Sonnenlicht, so weit das Auge reichte, nichts als ein einziges glänzendes Schneegefild, in welchem nur hier und da ein dunkler Tannenwald, oder ein einsam gelegener Bauernhof das winterliche

Kolorit der Landschaft unterbrachen. Ueberaus prächtig und malerisch erschien der Bielstein, ein mächtiger Basaltfelsen, dessen schwarzes Steingeklüft mit dem im Schnee leuchtenden Gipfel, aus der Ferne betrachtet, einem riesigen Memnonsantlitze glich, das halb im Wüstensand versunken mit stummen großen Augen den Wanderer anstarrt. Um den waldbedeckten Hoherothskopf, den höchsten Gipfel des Vogelsbergs, lagerten dichte Nebel, aus welchen der alte steinerne Thurm auf der Höhe nur in grauen, undeutlichen Umrissen hervorschaute.

Ernst, ein gewandter Eisläufer, glitschte mit Windeseile über die spiegelglatten Eisflächen dahin; ihm war so froh und frisch zu Muthe in dieser stummen wilden Natur der Heimath wie einst als Knabe, und fast vergaß er über der sonnig klaren Luft des scharfen Nordosts, der über die schneebedeckten Höhen des Oberwaldes dahin fuhr und die Nebel immer höher an den Bergen hinauf jagte. Dabei war es so still, so schweigsam in dieser kalten und doch so schönen Winterwelt, und die Eisblumen an den kahlen Sträuchern und Halmen blitzten und funkelten so zauberisch im Krystallglanz, wie gesponnenes Glas, als wollten sie der Erde des Frühlings Luft und Glanz ersetzen. Kaum zeigte sich ein lebendes Wesen im öden Gefilde; nur einmal huschte ein Hase dicht vor unserem Wanderer aus seinem Lager auf und in der Nähe des Tannensteins hüpfte ein Rothkehlchen leise singend aus der Dornhecke hervor, flog eine zeitlang wie verwundert über die fremde Menschenerscheinung von Zweig zu Zweig neben ihm her und schien ihn fragen zu wollen, woher des Weges er komme und was ihn, den Fremdling im seinen warmen Pelzkleid, zu dieser Fußwanderung auf des Vogelsbergs rauhen Höhen bewege.

Endlich, es war gegen eilf Uhr Vormittags, gelangte Ernst an den Tannenstein und den Hohlweg. Oben am Rande desselben hinschreitend sah er erwartungsvoll nach dem Thal hinunter, das sich vor ihm zu öffnen begann; denn gleich mußte der Altenhainer Kirchthurm hinter'm vordern Hügelrand hervortreten und ein wenig später auch das Dach des Pfarrhauses.

Da plötzlich tönte aus dem Hohlweg zur Seite ein unterdrücktes Seufzen und Schluchzen in sein Ohr, und wie er sich rasch umsah, erblickte er eine alte Bauerfrau, die unten vor dem steinernen Kreuzchen stand, das nur mit der Spitze aus der Schneedecke hervorragte. Die Bäuerin war schwarz und sonntäglich gekleidet; sie trug eine weiße Haube mit großem steifem Hinterschild, von welchem ein Trauerband niederhing; in der Hand hielt sie ein Gesangbuch, in dem ein Rosmarinzweig steckte, und so schien sie in dieser Tracht, obgleich es Werktag war, zu einem Kirchgang gekleidet.

Die Erscheinung der trauernden Alten an dieser Stelle und am kalten Decembermorgen erweckte Ernsts Neugierde; sie merkte indessen seine Anwesenheit erst, als er ihr von oben einen guten Morgen zurief, worauf er schnell durch den tiefen Schnee am steilen Wegabhang hinunterkletterte und ihr nahte. „Was fehlt Euch, liebe Frau?“ fragte er in mitleidigem Tone. „Ihr weint da am Kreuz, das der Schnee bedeckt, und denkt in Eurer Trauer nicht an Euer Alter in der eisigen Kälte.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Kardinal Wisemans Kapelle.

Auf der Brücke wimmelte es schon und unter ihren Bogen schossen lustig die Dampfboote hin. Jenseits kam uns eine andere Welt entgegen, als die uns im Mittelpunkte des civilisirten Londons umgeben. Wir sahen weniger stattliche Damen, wohl aber rauchende, lachende Männer, geöffnete Läden und hastiges Drängen nach Befriedigung der materiellen Lebensbedürfnisse. Kirche um Kirche flog an unsern spähenden Blicken vorbei, aber immer noch nicht die gesuchte. Ich rief einen Herrn an und fragte nach der Kapelle des Kardinals Wiseman. „Um's Himmels willen! den Namen nicht!“ mit diesen heftigen Worten zupfte mich meine Begleiterin, aus Furcht vor einer Steinigung durch die Menge; mir war nichts der Art eingefallen. Endlich lag das ungeheure Gebäude vor uns, das eine Kapelle heißt. Der kleine Theil desselben, der bis jezt zum Gottesdienste verwendet wird, bietet immer einen Raum wie unsere größern Dome. Am Eingange stand ein Klosterbruder und bot den Ankommenden Billete an. Der erste Platz kostete einen Schilling, der zweite sechs Pence, der dritte einen Penny. Wir wählten den zweiten und wurden sofort angewiesen mit unsern Karten in dem Mittelgange fortzuschreiten, bis wir auf eine Frau stoßen würden,



die uns dieselben abzunehmen und uns unsere Plätze anzuweisen bestimmt sey. Etwa im Mittelpunkte der Kirche stieß dieser weibliche Charon auf uns, und bestimmte kurzweg unser weiteres Schicksal. Alles war still; die ansehnliche Menschenmenge die hier bereits versammelt war, — es waren mehrere Tausende — saß unbeweglich und hustete nur im Chor, was in den Wintermonaten in der Ordnung ist. Da wir über keine Töne der Art zu verfügen hatten, so hüllten wir uns einfach in philosophisches Schweigen und machten unsern Augen das kleine Vergnügen die fortwährend herzuströmende elegante Welt zu überschauen. Es war eine schöne Mischung von Winterhüten und kleinen Mäntelchen, das läßt sich gar nicht läugnen. Die Orgel hinter uns war stumm, der Altar vor uns, der übrigens noch so ferne war, daß wir ihn nur in magischer Dämmerung sahen, zeigte nur zwei brennende Wachskerzen. Eine weiße Gestalt bestieg endlich die Kanzel, sprach ein kurzes Gebet und begann dann eine Predigt, die eine ganze Stunde dauerte. Das Thema war die Disciplin, deren der Mensch zu seinem ewigen Heil auf seinem Wege durch das Leben bedürfe, um gerade zu wandeln, und der er sich in seiner Blindheit in weltlichen Dingen unterwerfe, von der er aber im Geistlichen nichts wissen wolle. Der Soldat kenne keinen eigenen Willen, nur das Gesetz seines Obern; eben so solle der Laie sich der Einsicht der Kirche anvertrauen und von ihr geleitet den Weg durchs Leben gehen, der allein zum ewigen Heile führe. Die Predigt war gut als solche und enthielt weit mehr Logik, als die Reden der englischen Geistlichen der Hochkirche in der Regel aufzuweisen haben. Sie war erbaulich und tröstend für den, der sich für unzurechnungsfähig hält und gerne auf fremde Schultern die Last seiner weltlichen Verantwortlichkeit legen möchte. Kein Wunder, wenn der den Frieden außer sich suchende ihn da nimmt, wo er ihm geboten wird. Nach der Predigt gingen die dienenden Brüder sammelnd in der Gemeinde umher und erhielten von den meisten kleine Gaben. Nun begann die Orgel in vollen Tönen und daneben erhob sich ein Chor von Stimmen zum schönsten Kirchengesang. Nun wurde es auch vor dem Altare lebendig, ein Sternenschimmer von Kerzen strahlte aus seinem Halbdunkel zu uns herüber, und im blendenden Lichte derselben tauchten zahlreiche weiße Gestalten empor, die unter dem Klingeln des hellen Glöckchens ihr mystisches Werk verrichteten. Bereits verließen indessen manche der Gläubigen unter Kniebeugungen den heiligen Ort, und die bloßen Zuschauer gingen in Schaaren mit festem Tritte und kühn umherblickend ihres Weges; wir aber blieben, bis die Schaar der Priester mit ihren Kerzen in das Innere des großen Tempels ihre Prozession gehalten; dann erst brachen auch wir auf und folgten dem unendlichen Menschenschwarm, bis wir am Ufer des Flusses in das eben anhaltende Dampfboot sprangen, das uns bei hohem Wasser gar schnell vor der Thüre unserer Wohnung absezte. Ein herrlicher Fluß ist diese Themse, und herrlich sind die Ufer desselben mit ihren Gärten und Palästen und welthistorischen Gebäuden, die den denkenden Beschauer sogleich in eine Fluth der angenehmsten Ideen untertauchen.

(Fortsetzung folgt.)

Austin-County, State of Texas, Januar 1850.

(Fortsetzung.)

Brief einer ausgewanderten jungen Frau.

Die Amerikaner melken stehend und nur mit Einer Hand, in der andern halten sie die Schüssel. Jones ließ sich die folgenden Tage von mir auch so gut wie gar nicht melken, und als sie mich einst so hart stieß, daß ich umfiel, glaubten wir schon auf sie verzichten zu müssen. Da probirte es Franz und bei diesem war sie ganz artig. Von nun an überließ ich sie ihm und hielt mich an Sarah. Edwine ist nicht wieder in die Pen gegangen. Moritz besorgt immer das Anbinden der Kälber; Nachts bleiben nämlich die Kühe in der Pen; Morgens werden die Kälber hinein gelassen, und wenn sie gesogen haben, werden sie an einen Baum gebunden, bis man gemolken hat. — Wir haben schon 29 Schweine, kleine und große; zu Sylvester haben wir das erste geschlachtet. Unsere 70 Hühner muß ich auch erwähnen; an ihnen freue ich mich sehr; ich bekomme doch sechs bis acht Eier täglich. Auch besitzen wir zwei Katzen; bei Tage bekommen sie viel Schläge, wenn sie sich in der Stube blicken lassen; Nachts machen sie immer einen schrecklichen Spektakel vor dem Kamin.

Ihr fragt, weßhalb wir diese Farm gekauft haben? Der Hauptgrund ist, daß die Landreise uns alle, besonders Edwinen und mich, furchtbar erschöpft hatte. Wir waren froh endlich ausruhen zu können und nicht noch weiter reisen zu müssen. Dann redete auch Wolters, der nur eine halbe Stunde von hier wohnt, uns sehr zu hier zu bleiben. Mir ist dieß ganz lieb; wer, wie wir, beständig in der Stadt gelebt hat, und soll nun auf einmal auf einer ganz einsamen Farm im Walde hausen, der muß mehr Muth haben als ich. Im Anfang fürchtete ich mich immer entsetzlich, so oft Karl aus dem Hause ging und es anfing dunkel zu werden. Das eine mal war er mit Moritz zu Wolters gegangen und kam erst gegen Mitternacht zurück; da bin ich vor Angst beinahe krank geworden; jezt ängstige ich mich nicht mehr so arg und will es mir ganz abgewöhnen. — Für immer werden wir übrigens wohl nicht hier bleiben, Karl wünscht wenigstens sehr weiter westlich zu wohnen. Ich wäre es ganz zufrieden, wenn wir nicht noch einmal zu reisen brauchten. — Unser Haus soll zu Ostern vergrößert werden. Nach hinten soll eine Stube angebaut, vorn soll eine Art Veranda angebracht werden. Wenn der Norther nicht weht, läßt es sich in einem Blockhause ganz angenehm wohnen. Troz dem, daß jezt tiefer Winter ist, haben wir oft starke Hitze und häufig Gewitter, und dann sind die Wände mit ihren unzähligen Ritzen und Lücken recht willkommen; weht freilich der Norther, dann wünscht man sich eine festere Wohnung, ist er aber vorüber, so vergißt man es schnell wieder. Ihr habt keinen Begriff davon, wie durchdringend und schneidend dieser Wind ist; wenn er Eis mitbringt, ist er ganz unerträglich, gewöhnlich hat er indessen bloß Regen in seinem Gefolge. Nachts kommen oft solche Windstöße, daß man denkt, das ganze Haus müsse umfallen. Bis jezt ist er wohl fünf mal gekommen und dauert immer drei Tage, selten länger. Im Freien kann dann nie gearbeitet werden; in der Stube wird aber auch nicht viel gethan, alle sitzen um das Kamin; geht man weiter, so friert man entsetzlich, besonders wenn die Südthür wegen der Helle aufsteht. Ehe der Norther erscheint, herrscht eine drückende Hitze, und dann mit einem mal braust er heran und die Luft ist im Nu eisig kalt. Drei Tage vergehen zum Glück sehr rasch.

Mit unsern Nachbarn sind wir ganz wohl zufrieden; die Frauen der beiden Wolters sind ganz nett, sie sind schon mehrere Jahre hier, und so kann ich von ihnen manches lernen. Die Amerikanerinnen haben größtentheils ein feines, nobles Aussehen, dagegen habe ich eigentlich noch keine schöne Frau oder Mädchen gesehen. Man macht hier auch gar nicht solche Ansprüche wie bei uns, und so oft ich gefragt habe, wenn von einer Dame die Rede war: ist sie hübsch? so oft lautete die Antwort: „nein, darauf sieht man hier auch nicht, wenn sie nur fleißig ist.“ Daß ein großer Mangel an Mädchen herrscht, ist wirklich wahr, und von unserer Reisegefährtin Alwine haben wir gehört, daß ihr schon zwei Heirathsanträge gemacht worden seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 64. Sonnabend, 15. März 1851.

The hearts of men, they must perforce have melted,
And barbarism itself have pitied them.
But heaven hath a hand in these events,
To whose high will we bound our calm contents.
Shakespeare.

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Fortsetzung.)

„Ach, Herr!" erwiederte die Bäurin und trocknete sich mit der schwarzen Taffetschürze die Augen. „Grad' an mein Alter dacht' ich eben, wie ich vor dem Kreuzchen stand, und daß ich so großes Herzeleid noch in meinen alten Tagen erleben muß." — „Hat etwa das Kreuz da für Euch eine besonders traurige Bedeutung?" fragte Ernst weiter. — „Freilich," antwortete sie schwer seufzend. „Der Herr ist fremd im Vogelsberg, sonst müßt' Er sicherlich die Geschichte vom Tannenstein wissen, von der eben die Leute weit und breit reden." — „Ich kenne die schreckliche Geschichte," sagte Ernst. „Auch bin ich keineswegs so fremd im Vogelsberg, wie Ihr meint. Selbst den Konrad Wahl und den Heinrich Falk kenne ich persönlich."

Da stieß die alte Frau einen Schrei der höchsten Ueberraschung aus, schlug erschüttert die Hände zusammen und rief: „O lieber Jesu! so ist Er gewiß der Freund des Herrn Pfarrers zu Altenhain, von dem mir das arme Ammychen so oft erzählte?" — „Der bin ich allerdings," versetzte er und sah verwundert die alte Bäuerin an, die hierauf in lautes Weinen ausbrach, und schluchzend seine Hand erfassend, ausrief: „Ach Gott! ach Gott! So brauch' ich mich auch nicht vor Ihm zu schämen, wenn ich's sage, daß ich des verrufenen Konrad Wahls einzige Schwester bin vom Gaulenhof drüben hinter'm Berge und vor Jammer und Herzleid um den schändlichen Menschen mir die Seele ausweinen möchte."

„Was könnt' Ihr für seine Unthat?" erwiederte Ernst tröstend. „Schrecklich ist's freilich immer, einen solchen Bruder zu haben, aber zu schämen braucht Ihr Euch darum nicht; denn Euch sieht man's gleich an, daß Ihr gut und ehrlich seyd." — „Das ist alles recht," sagte die Alte und weinte noch heftiger. „Hätt' ich nur den heutigen Gang nicht nach Altenhain zu machen, so wollt' ich schon gerne mein Lebenlang des Kastenmeisters Schwester heißen — aber so — —"

„Habt Ihr denn heute Gottesdienst im Dorfe?" fragte Ernst. „Es ist Werktag und doch tragt Ihr Sonntagskleider und habt auch ein Gesangbuch?" — „Ein Gottesdienst am offenen Grabe," sprach sie gedankenvoll vor sich hin, und indem sie den Fragenden mit trauernder Miene anblickte, fügte sie hinzu: „Das weiß der Herr also noch nicht, daß wir heut' eine Leiche im Dorfe haben, eine schöne junge Leiche, um derentwillen ich mich schwarz trage und für die ich auch den Rosmarinzweig da —"

„Ammy!" rief Ernst, von einer dunkeln Ahnung ergriffen. — „Eben das Ammychen wird heute begraben," versetzte die Alte gedämpft. „Vorgestern Nacht hat der liebe Gott sich ihrer erbarmt und sie zu sich genommen. Was der Himmel der Erde nicht gönnt, das nimmt er ihr frühe mit ihrem Liebsten weg, und die Leute nennen das am gebrochenen Herzen sterben." — „O erzählt mir doch!" rief er auf das Tiefste erschüttert. „Hatte denn Ammy nicht noch ihren Rudolph?"

„Hätt's sterben können, wenn der Rudolph ihm geblieben?" erwiederte die Bäurin. „Das ist's ja gerade, warum alle Welt am Leid der beiden so innigen Antheil nimmt! Denn was war die Unthat der beiden Alten gegen die Noth, die den Jungen auferlegt wurde! O Jesu! das ist eine sonderbare Geschichte, daß man eigentlich gar nicht recht drüber nachdenken

sollte, weil man sonst an allem in der Welt irre werden möchte. Ja, ja, ihre Liebe war wohl zu heiß, und sie hatten auch sonst schon zu viel durchgemacht, als daß sie den lezten Schlag standhaft hätten aushalten sollen; darum, wie die Leute glaubten nun wär' alles gut und sie hätten den Berg hinter sich, kam erst das Schlimmste über sie und brachte beiden den Untergang."

Sie hielt einen Augenblick nachdenkend inne und fuhr dann fort: „Ja so, der Herr weiß noch von allem so gut wie nichts, und ich glaubte doch, so 'ne Geschichte wüßten alle Leute; nun, ich will's Ihm verdeutlichen, wenn ich's auch selber noch immer nicht recht begreife. — Wie der Konrad und der Falk in's Gefängniß abgeführt waren, da verschwand auch der Rudolph auf einmal aus dem Dorfe und hatte weder der Ammy noch sonst einem Menschen etwas davon gesagt. Niemand wußte, wo er hingekommen war, bis er erst nach acht Tagen wieder bleich und elend nach Altenhain zurückkehrte. Kaum erkannte man ihn wieder, so abgezehrt sah er aus; die Augen lagen ihm tief im Kopf und kein Blutstropfen Farbe war mehr in seinem Gesicht. Er war, wie er sah, daß alles verloren und die Mordgeschichte durch ihn an's Tageslicht gekommen sey, beim Landesherrn in der Residenz gewesen und hatte den Fürsten um seines alten Vaters Begnadigung angefleht, konnte aber nichts ausrichten und mußte mit Kummer hören, daß ihn nichts vom lebenslänglichen Zuchthaus retten könne. Das, mein' ich, hat ihm den Herzstoß gegeben, und so kam der arme Mensch wieder ins Dorf, als ob er wisse, daß ihn hier sein Grab erwarte. Ammy sah ihn von weitem die Straße heraufschleichen und stürzte ihm entgegen; er aber kannte sie kaum mehr, hieß sie kalt von ihm ablassen und sagte, daß er seines Vaters Sohn bleibe und keine Rede mehr von der Heirath mit ihr seyn könne. Ach! da hättet Ihr den Jammer des armen Mädchens sehen sollen! Es hatte alles verloren um seiner Liebe willen, hatte dem Rudolph das vergrabene Messer verrathen, was die Ursache von allem Unglück wurde, und nun stieß auch noch der Liebste sie grausam von sich und fluchte der Stunde, wo er ihr Treue geschworen und seinen Vater damit in lebenslängliche Gefangenschaft gebracht!"

„Ein paar Tage glaubten wir, sie verliere den Verstand, bis der Rudolph, der ihr so großes Leid angethan, wieder zu ihr kam und sie ein langes Gerede unter vier Augen mit einander hatten. Was sie da ausgemacht haben, weiß der liebe Gott; aber seitdem gingen sie wieder mit einander, waren häufig beisammen, entweder sie auf dem Herrnhof oder er bei Ammy im Haus. Aber von Liebe war nichts mehr zwischen ihnen zu merken, und eher hätte man sie für Bruder und Schwester halten mögen als für zwei Leute, die sich das Jawort gegeben und einander so herzlich gut gewesen waren. Beide schienen beständig niedergeschlagen, alle Fröhlichkeit war von ihnen gewichen, und wer's nicht schon wußte, hätte es ihnen auf den ersten Blick ansehen müssen, daß ihnen beiden das beste Leben zu Grunde gegangen und sie nur noch wie aus Gewohnheit zusammenhielten."

„Ich traute dem Ding gleich von Anfang nicht; denn immer hatten die beiden was Apartes an sich gehabt und das Leid von wegen der großen Feindschaft der Väter stand den Unglückskindern ordentlich im Gesicht geschrieben. Lange konnt's auch in dieser traurigen Weise nicht fortgehen, denn sie marterten sich zu Tode, eines um des andern willen, das sahen alle Leute, und mir kam's immer vor, als wenn sie etwas Heimliches mit einander abgeredet hätten und nur noch nicht darüber einig wären, wie sie's ausführen wollten. Der Rudolph aber wußt's am Ende doch und hat's auch richtig, Gott verzeih' ihm die Sünde! gethan; denn eines Morgens fand ihn der Waldhüter droben auf dem Tannenstein als Leiche: er hatte sich erschossen auf demselben Platz, wo er sonst mit Ammy beisammen gesessen und ihr ewige Treue geschworen hatte."

„Wie man dem armen Mädchen die Schreckenskunde hinterbrachte, stieß sie einen Schrei aus, als wäre ihr die Seele gesprungen, worauf sie wieder still wurde und seitdem auch nicht mehr von dem Rudolph gesprochen hat. Aber der Tod saß ihr von der Stunde an in den Augen. Acht Tage später holte man mich vom Gaulenhof, weil Ammy in der Nacht schwer erkrankt sey und nach mir begehre. Sie hatte fürchterliche Krämpfe bekommen, alle ihre Glieder waren wie gelähmt. Ich habe manchen Menschen in schweren Nöthen sterben sehen, aber solch ein Sterben mit gebrochenem Herzen kannt' ich noch nicht. Vierzehn Tage rang sie mit dem Tode, ehe Gott sie erlöste; nur in der lezten Stunde lag sie ruhig und schmerzlos da und lächelte ihrem Schwesterchen zu, das ich auf dem Arme hatte. Wie sie aber die Hände nach dem Kind ausstreckte, fiel sie auf's Kissen zurück und war todt."

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Konstantinopel.

(Schluß.)

Schon die Gottesäcker von Pera, die sogenannten großen und kleinen Leichenfelder, die sich vom bekannten Hotel der Madame Josephine weit und breit bis an's Wasser hinstrecken, sind sehr groß, sie scheinen indessen nicht mehr benuzt zu werden. Von schönen Wegen durchschnitten, bilden sie wegen ihrer prachtvollen Cypressengruppen und der reizenden Aussicht

einen sehr beliebten und belebten Spaziergang. Bedeutend größer sind die von Scutari, die sich meilenweit, von keinerlei Umzäunung eingefaßt, hinziehen und so viel Material an Leichensteinen enthalten mögen, daß man neue Stadtmauern daraus aufführen könnte. Scutaris Todtenfeld auf heimischer asiatischer Erde wird von den orthodoxen Türken vorgezogen, weil es ihnen mehr Sicherheit, ungestörtere Ruhe verspricht als der europäische Boden, auf dem sich die Türken immer noch als Fremdlinge betrachten und dessen einstiger Verlust manchen Sagen und Gebräuchen als Ahnung zu Grunde liegt. — Vor den Stadtmauern liegt ein sehr alter Kirchhof. Seine alterthümlichen Grabsteine, die wunderlichen Turbanformen, die zerstückten und zerfallenen Marmortrümmer liegen im üppigen, hoch aufschießenden Grase, das alles, Grabstein wie Mauern und Gräben, mit seiner ewig jungen Kraft überwuchert.

Außer diesen allgemeinen Begräbnißplätzen für die gewöhnliche Heerde der Menschen gibt es im Innern der Stadt eine Anzahl von Privatbegräbnißkapellen, wahrscheinlich Familiengräber. Es sind viereckige Höfe, von Arkaden eingefaßt, durch deren Fenster man zwischen Bäumen die bunt angestrichenen Turbans gespenstisch hervorgucken sieht. In den Moscheen zu beerdigen scheint nicht türkische Sitte zu seyn, wenigstens haben mehrere Sultane, denen dieß doch als Nachfolgern des Propheten zunächst zustehen dürfte, eigene Grabkapellen, in denen ihre Sarkophage über der Erde, mit prächtigen persischen Teppichen und Gold- und Sammtstickerei bedeckt, zwischen zwei kolossalen Wachskerzen frei dastehen. In einer der älteren kaiserlichen Begräbnißkapellen, die nur des Sultans Firman dem Blick des Fremden öffnet, befindet sich ein höchst rohes Modell von Mekka, der Grabstätte des Propheten. Es bildet ein ziemlich großes Quadrat, in dessen Mitte eine Kapelle nach Art der maurischen Marabuts steht, ringsum erheben sich Berge. Alles ist sehr roh aus Holz geschnitzt und der Zug der Pilger durch das Felsenthal durch eingeschlagene Nägel bezeichnet. Das Grabmal endlich des kühnen Reformators, des Vernichters der Janitscharen, Mahmuds, des Vaters des jetzigen Sultans, befindet sich in einer vom italienischen Architekten Fossati (dem Restaurator der Aja Sophia) erbauten Grabkapelle, die, obgleich im modernen abendländischen Geschmack aufgeführt, von außen einen sehr angenehmen Eindruck macht. Platanen, Cypressen, blühende Rosengebüsche bilden einen reizenden Garten hinter den mit prächtigen Fenstern und kunstvollen Arabesken verzierten Mauern. Hell und lustig strahlen Säulen, Kuppel und Gesimse aus weißem Marmor. In einem überwölbten Octogon ruhen in einem mit kostbaren, bunten Teppichen bedeckten Sarkophage die Reste des Mannes, der mit kühnem Geist sein Volk durch europäische Kultur den Nachbarvölkern gleichstellen wollte, und ohne ihre Hülfe nicht einmal den kecken Rebellen in Egypten bezwingen konnte, der gleich vergeblich nach demselben Ziele rang. Den Ort, wo Mahmuds Haupt ruht, bezeichnet der hohe Fes mit der Diamantagraffe und dem Reiherbusch; ringsum stehen kleine, mit reichen Teppichen verhüllte Särge, in denen seine Kinder ruhen.

Wild tobte der Bosporus, als wir uns am 24. Mai auf der Germania; einem Dampfschiffe des österreichischen Lloyd, zur Heimreise nach Deutschland einschifften. Schaukelnd prallten die dicht an einander liegenden Schiffe zusammen, Rippen krachten, Rahen zersplitterten; da ertönte plötzlich ringsum, von beiden Ufern, von allen türkischen Kriegsschiffen und Landbatterien rollender Kanonendonner. Auf allen Schiffen, auch an unserem Bord, wurde plötzlich die große türkische Flagge aufgehißt, deren goldener Halbmond und blitzende Sterne lustig im Winde flatterten. — Unter diesen lärmenden Grüßen verließen wir Konstantinopel: sie galten nicht uns, sondern der Geburt eines kaiserlichen Prinzen, der, wie ich später zufällig in der Schweiz am Brienzer See in einem kleinem Kantönliblatt las, Muhammed Bunhunydyn, d. h. Vorgebirge des Glaubens, genannt wurde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Austin-County, State of Texas, Januar 1850.

(Fortsetzung.)

Brief einer ausgewanderten jungen Frau.

Karl hat eine Karte von Texas gezeichnet. Er hatte viel Mühe dabei, er zeichnete nicht einmal auf einem Tisch, sondern auf dem Koffer; das war recht unbequem und er kam mir dann wie ein armer Maler in der Dachstube vor. Er zeichnete auch nur, wenn es draußen zu kalt zum Arbeiten war, und dann wurden ihm die Finger immer ganz steif. Als er nun die Karte ausmalen wollte, hatten wir vielen Spaß. Es fehlte uns an Farben. Nun rathet, was wir machten? Ich nahm die buntesten Kleiderflicken und goß etwas kochendes Wasser darauf,

ferner löste ich von bunten Bücherschalen durch Reiben die Farben ab. Zu dieser Malerei reichten ja ganz blasse Farben hin. Wir bekamen so eine Menge Farben, die meisten von unbestimmter Schattirung; mein blaues Kattunkleid gab die beste. Die Karte sieht ganz hübsch aus, als wenn sie mit den theuersten Farben gemalt wäre. — Was die hiesige Kocherei anbetrifft, so finde ich sie oft sehr unbequem. Ich kniee gewöhnlich vor dem Kamin, oder sitze auf einem kleinen Schemel. Einfacher als in Deutschland wird natürlich gekocht, und frisches Fleisch haben wir erst zweimal gehabt; es bekommt aber auch hier nicht, und sogar die Suppe ist nicht gesund; deßhalb kann man es recht gut entbehren. Wir leben indessen doch mehr nach deutscher Art, und das viele Speckessen unterlassen wir. Oft backen wir Batatenbrod, das ganz wie Kartoffelkuchen aussieht. Bataten schmecken auch süßlich wie erfrorene Kartoffeln; ich bin nicht im Stande sie zu essen, die andern aber lieben sie sehr. Die Hälfte unserer Bataten ist schlecht und aus diesen haben wir Essig und Stärke gemacht. Ein Umstand gefällt uns sehr übel: daß für Licht so schlecht gesorgt ist. Oel ist sehr theuer, und ein Talglicht brennt in der zugigen Stube nicht lange, schmilzt gleich herunter. Oft mußten wir uns mit dem Schein des Kaminfeuers begnügen; seitdem wir aber geschlachtet, haben wir mehr Fett zum Brennen. — Viel zu thun haben wir im Ganzen nicht; den ganzen Nachmittag nähen wir; nur wenn wir Wäsche haben, müssen wir uns anstrengen. Die erste Wäsche hat mich schrecklich angegriffen. Meine Hände waren ganz wund und das Blut strömte förmlich herunter; sie heilten erst nach einigen Wochen. Edwinen habe ich recht bewundert; sie hat doch zu Hause gar nicht gewaschen und hier mußte sie tüchtig Hand anlegen. Im übrigen ist die Arbeit sehr bequem, da wir am Bache waschen, und Holz zum Feuern liegt genug herum. Daß ich den Kessel habe, ist ein großes Glück; unsere Waschwanne ist ein durchgesägtes Faß. Unsere Wäsche ist schneeweiß; wir hängen auf keine Leine, sondern auf einen umgefallenen Baum mit einer Menge Aeste, und der soll auch liegen bleiben.

Den 30. Januar.

Seit acht Tagen wird auf unserem Felde tüchtig gearbeitet. Wir haben zwei Joch Ochsen gekauft, und mit ihnen wird das Land gebrochen. Moritz pflügt und Franz treibt die Ochsen; Abends sind sie recht müde. Karl legt einen Garten hinter dem Hause an. Das Gemüse wird jezt schon gesäet; siebzig Pfirsichbäume sind gepflanzt. — In der lezten Zeit haben wir recht oft Besuch gehabt, da backt man denn Plinzen. Wir hatten fast vierzehn Tage einen Tischler im Haus. Unsere Stube sieht jezt sehr hübsch aus, und alle Morgen betrachte ich zuerst unsern neuen Tisch und freue mich darüber. Der Tischler hat auch einen ordentlichen großen Eckschrank gemacht, und nun brauchen keine Töpfe mehr an der Wand zu hängen. Unsere rothen Bettdecken erregen viel Aufsehen; sie sehen auch sehr pompös aus neben den weißen Gardinen, die man hier rings um die Betten hat und die wir aus einigen unserer weißen Röcke gemacht haben.

(Schluß folgt.)

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Elend. — St. Barnabas.

Als ich Abends, behaglich in meinen Lehnstuhl gestreckt, meinen Thee auftragen ließ, tönten Hymnen zu mir herauf, eine Gesangstimme, von einem Klavier begleitet. Ich meinte der Schall sey ziemlich laut für ein Nachbarhaus, und fragte die Dienerin, woher die Musik komme. »If you please, it is Mistress who is plaging,« lautete die Antwort. Das Spiel war nicht übel, das Klavier gut. Sonderbar, dachte ich, in seiner Küche zu speisen und Klavier zu spielen! Später hörte ich die Frau jeden Abend spielen. Das Mädchen sagte mir, die arme junge Frau habe früher das ganze Haus bewohnt und zwei Dienerinnen für sich gehalten. Ihr Mann hatte ein Handelsgeschäft in der City, es mißglückte ihm aber im lezten Jahre damit, und sie waren zu Grunde gerichtet. Da vermiethete sie ihr Haus, zog in die Küche hinunter, verabschiedete ihre Dienerinnen, nahm ein kleines Laufmädchen an und that die Arbeit selbst. Jeden Montag Morgen wascht sie jezt die Wäsche für das ganze Haus; spielt sie dann am späten Abend auf dem Klavier, so kann ich nicht sagen, wie mich diese Töne rühren. In solchem Thun und Dulden des Nothwendigen liegt ein etwas, das den Menschen vor unsern Augen erhebt und groß macht und unser ganzes Mitgefühl in Anspruch nimmt. „Sie war eine so gute Herrin, als es ihr wohl ging," sagte die Dienerin; „jezt kann sie mir nur einen Schilling die Woche geben, und ich arbeitete gerne dafür, es reicht aber nicht hin; ich kann mich damit nicht kleiden; ich muß einen andern Dienst suchen." Ich fragte das Mädchen nach ihrem Alter, weil sie mir ihrer Gestalt nach ein halbes Kind schien, das eben keinen bedeutenden Dienst suchen könne. „Ich bin neunzehn Jahre alt," versezte sie. „Ich habe früher schon zwei Jahre hier im Hause gedient, wurde aber krank und ging zu meiner alten Mutter, die mir nichts geben konnte, so daß ich alle meine Kleider verkaufen mußte. Ich bin nun nur einstweilen hier, bis ich einen Dienst finde; ich bin sehr arm, habe Niemand auf der Welt, der mir einen Pfennig gibt, und habe schon seit meinem zwölften Jahre dienen müssen, weßhalb ich auch nicht ordentlich ausgewachsen bin." — Armes Mädchen! Wie viel Elend in dieser Klasse ist, sagen keine Worte.

Gestern kam ich an St. Barnabas vorüber. Still, stumm und einsam stand das stattliche Gebäude mit seinen zahlreichen Thürmen, Thürmchen, Giebeln und Bogenfenstern, durch die Mannigfaltigkeit des Aeußern schon seine vielseitigen Zwecke bekundend. Und was wird jezt sein Schicksal seyn? Der Gründer dieses Denkmals der Zeit, das den künftigen Geschlechtern von dem Heute reden sollte, ist von der Kirche verstoßen, das Werk seiner Mühe seiner Aufsicht entrissen. Mit Frau und Kind wird er in die Welt hinaus ziehen, ein Bettler. Vierhundert Arme sollten unentgeldlich in St. Barnabas unterrichtet werden — sollten! Aber der Bischof von London hat es anders beschlossen; was kümmern ihn die Armen? St. Barnabas wird zerstört und Benett wandert aus. So spricht der Cato der englischen Geistlichkeit. Das Kirchspiel sammelt für den geliebten Seelsorger. Man hat bereits 1500 Pf. St. beisammen und hofft die Summe zu einigen Tausenden zu steigern. In solchen Fällen ist der Engländer großmüthig. Doch ist damit Benett und seinem St. Barnabas immer noch nicht geholfen, und leicht kann man ihm den Schmerz nachempfinden, von einer Anstalt scheiden zu müssen, die das Werk seiner vieljährigen Mühen, das Kind seiner frommen Wünsche zu nennen ist. — Seit der päpstlichen Hoffnungsperiode ist eine Art Angst in die englischen Gemüther eingezogen, die ihnen ihr Sonntagsleben zur doppelten Himmelspein macht. Sie fürchten sich jezt vor allem, jedes Wort, jede Anspielung ist ihnen zu viel, wobei es entfernt um die Möglichkeit eines Glaubenswechsels handelt, und sie schreien gegen den Gesang in den englischen Kathedralen, als wäre das bischen gutes Singen dort im Vergleich zu dem Gekrächze ihrer eigenen Hymnen plötzlich eine Blasphemie geworden. Es ist wirklich spaßhaft, wie leicht sie in diesem Punkt »shocked« sind, und sagt man ihnen vollends, man habe Kardinal Wiseman predigen hören, so sind sie »shocked« bis über die Ohren.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 65. Montag, 17. März 1851.

Mir scheint ein solch Studiren
Im Ganzen gut und recht;
Nur sind die Resultate
Zuweilen etwas schlecht.

Franz Kugler.

Erinnerungen aus Ungarn.

1835—1838.

Schemnitz. — Akademisches Leben.

Der Postmeister von Bath, zwei Stationen von Schemnitz auf der Preßburger Straße, hielt eben Kindtaufschmaus; obgleich fremd, mußte ich Theil nehmen, bis der Wagen mit Stroh belegt, die Pferde von der Weide geholt, angeschirrt und in Ordnung waren. Endlich schnalzte die Peitsche meines Kutschers; ein hochstämmiger Slowake in schmutzigweißer Kuba und breitkrämpigem Hut. Erst als wir abgefahren, bemerkte ich, daß er betrunken war. Dieß hielt ihn nicht ab, noch von Zeit zu Zeit einige Züge aus seiner Branntweinflasche nachzuholen, bis er vollends fertig war.

Es war eine stürmische Novembernacht, der Weg dehnte sich melancholisch zwischen Wäldern und Schluchten dahin, es regnete und schneite durcheinander und die neptunischen Erdbildungen alter und neuer Zeit stellten sich plastisch anschaulich in den wachsenden Anschwemmungen auf der Straße dar. Der Kutscher überließ sich ganz seinen Phantasien; bald raste er mit den vier Kleppern einen steilen Berg hinunter, bald gefiel er sich, auf ebener Strecke wie eine Schnecke dahin zu schleichen, bald streckte er sich der Länge nach rücklings auf dem Wagenstroh aus, und endlich stand das Uhrwerk ganz still. Vergebens hatte ich ihn fluchend zur Ordnung gerufen, er verstand nicht deutsch, und erst als ich mit unzweideutigen Geberden über ihm den Stock schwang, schien diese allgemein verständliche Weltsprache auf ihn Eindruck zu machen; er glozte mich mit dummen Augen an, lallte etwas und nahm seine zerrütteten Verstandeskräfte einigermaßen zusammen.

Wir kamen um eilf Uhr nach Windschacht, eine Art Vorstadt, welche durch einen Bergrücken von Schemnitz getrennt ist, und endlich gegen Mitternacht nach Schemnitz selbst. — An einen hohen und nackten Bergrücken angelehnt, dehnt sich die Bergstadt längs dem Abhang hin, die Häuser zum Theil an den Berg angelehnt, so daß hie und da ein drittes Stockwerk auf der Rückseite das Erdgeschoß in einer obern Gasse bildet; nirgends ein ebener Fleck. Die Stadt, mit Einrechnung der entlegenen Vorstädte Windschacht und Hodritsch, zählt gegen zweitausend Häuser, von denen freilich ein großer Theil nur ärmliche Hütten sind.

Wer damals aus dem zahmen Oesterreich kam, wo die Schnurrbärte so gut wie das Tabakskraut eine fiskalisch verpönte Pflanze waren, mochte mit Recht erstaunen, wenn er zum erstenmal das akademische Kaffeehaus oder ein Kollegium betrat. Alles was wenigstens nach seinem Alter darauf Anspruch machen konnte, prangte mit Urbärten, über die keines Barscherers Messer gekommen, dazu in dunkelgrauen Barchetjacken, das Grubenleder umgeschnallt, die kupfergrüne Filzmütze als Kopfbedeckung.

Auch das Leben, wie man es an österreichischen Lyceen und Universitäten zu sehen gewohnt war, gestaltete sich hier ganz anders; es war ein landsmannschaftliches, burschenschaftliches Leben mit allen Licht- und Schattenseiten. Wüste Commerse, rohe Späße, aber auch treue Kameradschaft, festes, frohsinniges Zusammenhalten. Hier waren alle Lieder zu Hause, wie man sie in Heidelberg oder Jena sang; die Nachahmung erstreckte sich bis auf Gebräuche und Stichwörter, nur hie und da auf gut bergmännisch und ländlich sittlich

zugeschnitten und umgemodelt. So wurde die Einweihung der Neuangekommenen nicht bloß mit Absingen des Fuchsenliedes und mit Trinksprüchen gefeiert; der Fuchs mußte dabei auch über das alte Grubenleder eines Veteranen springen und dadurch seinen Eintritt in das Bergmannsleben beurkunden. Das Alter an der Schule gab, wie im Bergrecht das Alter im Felde, große Vorzüge, und nie fehlte es an Tonangebern und bemoosten Häuptern, die das Wohl und Wehe der kleinen Republik und ihre Würde nach außen unter ihren besondern Schutz nahmen. Nach innen herrschte eine gewisse, vielleicht unbewußte Organisation brüderlicher Aushülfe. War einer krank — ein Loos, das von den Deutschen im Anfang fast jeden ereilte — und war er auch fremd und unbekannt, so genügte, daß er Akademiker war; der Fall ward mittelst Anschlags am schwarzen Brette im Kaffeehaus bekannt gemacht, man wechselte in der Pflicht der Krankenpflege, und keine Stunde des Tages oder der Nacht ward der Kranke allein und hülflos gelassen.

Die Kollegien waren sehr mittelmäßig, ja unter der Mittelmäßigkeit; nur hie und da war ein Fach durch einen ausgezeichneten Mann vertreten; namentlich erfreute sich die Chemie von jeher vorzüglicher Pflege. In der Geognosie war man in den Vorträgen auf der Schule über Werner nicht hinausgekommen und auch den übrigen Fächern hing der Zopf an.

Die Akademiker standen auf höchst verschiedenen Bildungsstufen. So aufgeweckte Köpfe sich unter den Ungarn fanden, so brachten sie in der Regel nur kümmerliche Vorkenntnisse mit und den Strebsamsten wurde der Anfang gar sauer. Zuweilen saßen auf der Schulbank auch gestandene Männer, die aus Interesse für die Wissenschaft, oder um einen bessern Einblick in die Verwaltung ihrer eigenen Bergwerke zu erhalten, oder um sich nach manchem andern Versuche eine Laufbahn im Staate zu eröffnen, im reifen Alter die Akademie aufsuchten. Dabei herrschte viel Fleiß und Eifer, und die Gelegenheit Vieles und Tüchtiges zu lernen, war geboten. Mit kaiserlicher Freigebigkeit waren die Laboratorien jedem geöffnet und zur Benutzung für praktische Versuche zugänglich; auch in den Bergwerken war jede Gelegenheit gegeben sich umzusehen und zu lernen. Trotz der Mangelhaftigkeit in der Besetzung der Lehrstühle und der Dürftigkeit der theoretischen Vorträge gingen aus dieser Schule die ausgezeichnetsten Bergleute hervor, die im eigenen Vaterlande wie in entlegenen Ländern, ja in fernen Welttheilen durch ihr segensreiches Wirken zugleich der Akademie einen in vieler Beziehung unverdienten Ruhm einbrachten. Auch diese Verhältnisse sind mit der Zeit anders geworden.

Die ganze Stadt und ihre Umgebung ruht auf einem durchwühlten Boden. Der Bergbau reicht bis zu den ältesten Zeiten hinauf. Meilenlange Gänge durchkreuzen sich in verschiedenen Horizonten übereinder nach allen Richtungen und die tiefsten Schachte senken sich von Tag aus bis zu zweihundert und mehr Klaftern nieder. Ungeheure Maschinen arbeiten über und unter der Erde und in der Grube, bei den Poch- und Schlemmwerken, bei den Kunstteichen, in den Probirgaden, Schmieden und andern Werkstätten sind viele tausende von Händen beschäftigt und finden Erwerb und Lohn. Hat auch die Ausbeute im Laufe von Jahrhunderten ein wechselndes Geschick erfahren, und begnügt sich auch die Gegenwart zu durchwühlen und sorgsam aufzuarbeiten, was die reichere Vorzeit als Wegwurf betrachtete, an dem man vorüberging, oder womit man ausgehöhlte Plätze versezte und verschüttete, so ist auch dieser Wegwurf, wenn man die Menge des jährlich erzeugten Goldes und Silbers erwägt, noch immer ein Schatz, um den sich ein Königsrücken bücken darf, und hie und da strömt oft plötzlich wieder der Bergsegen in alter frischer Fülle, wie durch die Wünschelruthe gehoben.

Die Akademie, damals die einzige Anstalt der Monarchie in ihrer Art, war aus allen Winkeln des weiten Reichs besucht. Auch Ausländer fanden sich, doch nur spärlich und vorübergehend. Von interessanten Bekanntschaften erinnere ich mich eines Russen, des Sohns eines Forstmeisters jenseits des Urals, der, nachdem er mit sechzehn Jahren die Heimath verlassen, sich in England, Frankreich, Deutschland ein paar Jahre herumtrieb, um dann in die Einsamkeit sibirischer Wälder und Bergwerke zurückzukehren und dort eine Oberleitung zu übernehmen. Der junge Mann von etwa vierundzwanzig Jahren war klein, blatternarbig, häßlich, mit ächt mongolischen Gesichtszügen, dabei aber lebhaft, fröhlich, liebenswürdig, aller Herzen gewinnend. Ich sollte mit ihm später wieder auf deutschem Boden zusammentreffen, wo sein mongolisches Gesicht, durch ein höchst gewandtes und angenehmes Benehmen gutgemacht, sich unter der Frauenwelt vieler Eroberungen erfreute.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte aus den rauhen Bergen.

(Schluß.)

„Heute wird sie neben dem Rudolph begraben, und der Herr kommt eben noch recht, das schöne Ammychen auf seinem lezten Gange zu begleiten. Das ganze Dorf trauert um sie, als sey allen ein Engel gestorben. Ach Gott! ach Gott! wir alten Leute heißen oft wunderlich und sonderbar, aber die Jungen treiben's, weiß der Herr, nicht besser. Da hätten sie nun glücklich werden können, trotz der blutigen Schuld ihrer Väter; denn sie waren ja reinen

Herzens und liebten einander treulich troz der Alten Feindschaft; — aber nein: wie's zum Halten und Binden für immerdar kommen sollte, gehen sie auseinander nach so viel treuer und standhafter Liebe, und nur im Grabe finden sie sich wieder!"

Unter diesem Gespräche waren sie fast am Dorfe angelangt, und die Bäuerin hätte wohl noch weiter erzählt, wenn ihnen nicht plözlich das Geläute der Glocken die Beerdigung angekündigt hätte. Rasch eilten beide vorwärts, und wie sie in das Dorf einschritten, schlug die alte Bäuerin laut jammernd die Hände zusammen; denn eben bog der Leichenzug um die Ecke und bewegte sich langsam, unter dem Gesang der Schuljugend, die Dorfstraße herauf. Der Sarg, in welchem man das schöne Ammychen seinem Bräutigam zutrug, war über und über mit Kränzen und Blumen geschmückt, freilich nicht mit denen des Frühlings, sondern nur mit bunten Flitterblumen, aber doch gar anmuthig bräutlich, als wenn man noch bis zum Grabesrand des Lebens holde Täuschung habe festhalten wollen.

Ernst blieb, des Zuges harrend, am Eingang zum Friedhof stehen, dort wo er vor wenig Monaten bei seiner ersten Ankunft im Dorfe das schöne Ammychen gefunden hatte. Das Ganze machte auf ihn einen unbeschreiblich wehmüthigen Eindruck, und auch ohne seine persönliche Beziehung zu der Dahingeschiedenen hätte dieser Anblick sein innigstes Mitgefühl erweckt. Der reine Glanz des Schnees, welcher alles blendend überschimmerte, dazu die schwarzen Trauergestalten, die bunten Blumen und das einförmige Kirchenlied der hellen Jugendstimmen, welches der alte Dorfschullehrer nach jeder Strophe von neuem anstimmte — alles das im Verein mit der Betrachtung des wahrhaft tragischen Schicksals, das hier seine lezten Klageakkorde ausspielte, erhöhte in ihm noch das Melancholische des Eindrucks und rührte mächtig erschütternd sein innerstes Gemüth. Er hatte ein Gefühl, als würde in dieser Stunde seine eigene glückselige Kindheit, die er in Altenhain verlebt hatte, zu Grabe getragen; und wie noch jüngst der Anblick des schönen Ammychens ihm diese zuerst wieder so recht lebendig in's Gedächtniß zurückgerufen, so erschien ihm heute der lange Leichenzug mit dem blumengeschmückten Sarge als die lezte Erinnerung an dieselbe.

Jezt nahten die Träger mit dem Sarge der Treppe; der alte Tannenbaum schüttelte leise wie zum Gruße aus seinen grünen Zweigen Schneeflocken auf die Blumen und Bänder; Ernst erblickte hinter dem Sarge den Freund im Priesterornat und auch Burkhard ward seiner ansichtig. Sie drückten sich die Hand und jener sagte erschüttert: „Das also ist der Ausgang!" — „Und der Eingang zum Frieden," entgegnete der Pfarrer bewegt.

Ernst wohnte der Beerdigung bei, bis der Sarg in die Grube gesenkt war und das Grab auch diese seltene Perle des Lebens in seine dunkle Tiefe hinabgezogen hatte, worauf er sich leise, da Burkhard seine Rede begann, vom Friedhof entfernte, um in's Pfarrhaus hinüber zu eilen.

Auguste, die ihn schon gesehen hatte, flog ihm auf der Treppe entgegen; er drückte sie an sein Herz und sagte: „Vergib mir, Geliebte, daß ich erst dem todten Ammychen meine lezten Grüße in's frühe Grab nachrief, ehe ich dir den Gruß und Kuß meiner lebendigen Liebe brachte!" — „Wo fände diese auch schöner und himmlischer Kraft und Weihe, als am Grabe der Todten?" erwiederte sie gerührt. „Komm, du Theurer, und laß dich dafür noch einmal umarmen. Daß du, deinem Glücke so nahe, der Trauer um das fremde Unglück nicht vergaßest, das soll mir unvergeßlich bleiben."

Korrespondenz-Nachrichten.

Austin-County, State of Texas, Januar 1850.
(Schluß.)

Brief einer ausgewanderten jungen Frau.

Von unserer Landreise müßt ihr doch etwas Näheres erfahren; ich habe damals einiges notirt und das will ich jezt benuzen. Am 11. November fuhren wir gegen Mittag von Houston ab. Unsere Sachen waren auf einen Maulthierwagen geladen; vorne stand ein Koffer, auf dem Edwine und ich Plaz nahmen. Kaum waren wir aber einige Minuten auf dem abscheulich schlechten Weg gefahren, so fing Edwine an zu weinen und wollte durchaus gehen. Einen schlechteren Siz konnte man sich freilich nicht denken; nur hinten an der über den Wagen gespannten Leinwand konnte man sich etwas festhalten; aber der Weg war so holperig, daß man jeden Augenblick entweder in die Höhe flog oder nach einer Seite geworfen wurde. Dann kamen fußtiefe Löcher oder Sumpfstellen. Die andern drei kamen mit ihren Stiefeln wohl durch, aber Edwinen wollten wir das Gehen nicht gestatten; endlich mußten wir ihr doch ihren Willen lassen, sie weinte gar zu jämmerlich. Nach einer Stunde mußte ich auch absteigen, es wurde wirklich gefährlich sitzen zu bleiben; eine Kiste über mir war losgegangen und hätte mich beinahe heruntergeworfen. So gingen wir denn alle neben dem

Wagen her auf der Prairie in fußhohem Grase, bis an die Knöchel im Wasser. Später kam noch ein tüchtiger Regen und die Tücher schüzten uns nicht. Gegen Abend erreichten wir ganz erschöpft eine Farm und übernachteten dort; das Kaminfeuer war uns eine große Wohlthat. Am andern Morgen fanden wir den Weg wo möglich noch aufgeweichter, noch öfter Stellen, wo der Wagen umzufallen drohte; unsern schönen Siz verschmähten wir deßhalb sogleich, und gingen ganz tapfer auf der schlammigen Wiese. Auf einmal aber sanken wir bis an die Knie in das Wasser; ich erschrack dabei so, daß mir unwillkürlich die Thränen aus den Augen stürzten, und wollte nicht mehr weiter. Karl wollte mich tragen, die Strecke war aber zu groß, und ich mußte mit den andern durch. Die Sonne schien sehr heiß, und so waren die Strümpfe bald wieder trocken. Gegen Mittag blieb der Wagen stecken; damit wir hernach nicht rasch zu gehen brauchten, gingen wir beide allein voraus und die andern halfen den Wagen heraus schaufeln. In arger Sonnenhitze mochten wir wohl zwei Stunden auf Texas Fluren gewandelt haben, als uns Karl einholte. Den Wagen hatten sie glücklich herausgebracht, gleich darauf aber war das Rad gebrochen. Das war nun sehr niederschlagend, denn seit dem Frühstück hatten wir nichts gegessen. Der Fuhrmann mußte mit dem zerbrochenen Rade nach Houston zurück, und uns blieb nichts übrig als einen Campplaz zu suchen. Wir fanden auch einen sehr schönen am Anfang eines Waldes. Die erste Nacht im Freien zu schlafen, das ist ein ganz eigenes Gefühl. Man muß sich wegen des starken Thaus bis über den Kopf in die Decke hüllen. Als wir ungefähr eine Stunde geschlafen hatten, fing Edwine fürchterlich an zu schreien: „Ich bleibe nicht hier, da kommen Ochsen!" Nur mit der größten Mühe und mit ernsten Worten vermochten wir sie zu beruhigen. Als ich später aufwachte, krochen einige Schweine an meiner Matraze umher. — Das Wetter war uns bei unserem Bivouak sehr günstig, und es gefiel uns zwei Tage lang ganz wohl im Walde. Wir aßen Eier, Maisbrod und tranken Kaffee. Am 16. kam der Fuhrmann mit dem Rade zurück und wir verließen unsern schönen Wald ungern. Der Weg war trockener geworden, unser Siz hatte sich auch verbessert, er war jezt hinten angebracht, aber Edwine war nicht hinaufzubringen; ich dagegen fuhr meistens, so unangenehme Erschütterungen es auch gab, und stieg bloß an gefährlichen Stellen ab. Nachts blieben wir auf einer Farm, weil ein Gewitter im Anzuge war, das auch ausbrach. Vom folgenden Tage ist nicht viel zu sagen, nur gab Edwine ihren Eigensinn auf und fuhr, so oft es anging. Abends blieben wir in einem Walde. Den andern Tag hatten wir aber einen anstrengenden Marsch. Es ging sechs Meilen weit durch einen Urwald, und da wollten uns oft die Kräfte verlassen, mich wenigstens; Karl mußte dann seine ganze Beredtsamkeit aufwenden, um mir wieder Muth zu machen. Fahren konnten wir nicht, denn jeden Augenblick mußte man fürchten, daß wieder ein Rad brach. Einmal mußten wir aber doch herzlich lachen; ein etwas breiter Bach war zu passiren, Karl trug mich hindurch; Edwine mußte sich entschließen Schuhe und Strümpfe auszuziehen und uns zu folgen; wie sie glücklich durch war, sagte sie immer: „So tief bin ich noch nie im Wasser gewesen!" — Als wir endlich Nachmittags den Urwald im Rücken hatten, sezten wir auf einer Fähre über den Brazos, an dem jenseits St. Felipe liegt, früher eine bedeutende Stadt, im lezten Kriege zerstört. Wenige zerfallene Häuser sind die Ueberreste seiner ehemaligen Pracht. Abends waren wir alle todesmüde und blieben deßhalb bei einem Amerikaner. Der folgende Tag brachte uns keinen bessern Weg; wir konnten keine Stunde fahren, hatten wieder einen furchtbaren Wald zu passiren, und die Sonne brannte entsezlich. Abends erreichten wir Wolters Farm, gänzlich erschöpft. Karl meinte, bis Braunfels könnten wir solche Anstrengungen nicht ertragen; deßhalb entschloß er sich kurz den Mühen der Reise ein Ende zu machen, besah sich am andern Morgen eine Farm, kaufte sie Mittags. Nachmittags zogen wir mit unsern Kisten hin, und campten drei Tage, weil der Eigenthümer nicht eher ausziehen konnte. Nachts wurden wir immer vom Regen tüchtig durchnäßt. Am 24. November zogen wir in unser Blockhaus und leben seitdem ganz vergnügt und zufrieden darin.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Straßenscenen.

Man erzählt von einem Franzosen, er habe während seines Aufenthalts in England in sein Tagebuch für den Sonntag eingetragen: »Jour, distingué par un pudding,« und ohne Zweifel ist dieß der solideste Vorzug, den dieser Tag allgemeiner Pönitenz vor dem Alltag hat. Sie gehen an jedem Sonntag Morgen mit ernstem Blick und stattlichem Schritt in ihren besten Kleidern zu ihrem »place of worship,« ohne daß sich in ihnen der Blick der Verehrung nach oben zu richten vermöchte; die Erde hält ihn fest. Hudson, der berüchtigte Eisenbahnkönig, scheint seine Zeit ganz richtig zu verstehen. Neulich, so erzählt man, auf einem Balle in York streifte ein Herr, der ihn in seinen glänzenden Tagen gekannt und an seiner Tafel gespeist, an ihm vorüber, als habe er ihn nie gesehen. Hudson legte seine schwere Hand auf die Schulter desselben und rief: „Warum wollen Sie mich nicht kennen? (why do you cut me?) Wissen Sie nicht, daß mir noch hundert tausend Pfund Vermögen geblieben sind?" — Als wir kürzlich nach der London-Library in St. James Square gingen, fanden wir dort eine Masse der schönsten Equipagen, und wir wußten nicht, was das Gedränge zu bedeuten habe. Belehren muß man sich immer, dachte ich, und fragte einen gähnenden Diener, der an einem Lampenpfosten lehnte. Die Eröffnung des neuen Clubs für die Armee und die Marine hatte die ganze schöne Welt hergelockt, um das Gebäude, das sehr schön seyn soll, weil es 120,000 Pfund kostet, in Augenschein zu nehmen. Immer muß man hier etwas zu schauen haben. Dickens sagt, er habe einen Mann vom Pferde stürzen und in ein Haus tragen sehen, worauf sich alsbald eine unendliche Menschenmenge gesammelt, um die Thüre anzuschauen. Als er nach zwei Stunden wieder des Weges gekommen, habe er das Gedränge noch immer gleich stark gefunden. Alle haben unverwandt die Thüre angegafft, durch die der Verunglückte fortgetragen worden. Fast ähnliches erlebten wir neulich. Ein Knabe bot in Bond Street ein Eichhörnchen zum Verkauf aus. Das Thier war allerliebst und wir unterhielten uns lange, indem wir den geheimen Wunsch des Ankaufs mit allerlei Schwierigkeiten zu überwältigen suchten. Wie erstaunten wir aber, als wir im Umschauen die ganze Straße mit großen und kleinen Leuten angefüllt sahen, die uns anblickten, weil wir das Eichhorn anblickten. Mit einem »Dear me!« schlüpften wir eilig davon, dem Knaben lachend zu seiner durch uns gewonnenen Bedeutsamkeit gratulirend; denn mußten sie jezt nicht das Eichhorn anschauen, schon um zu wissen, warum wir es angeschaut, und konnte das nicht einen Käufer anlocken? — In der Bibliothek war heute Niemand. »Newman on the human soul,« und »the seven lamps of architecture« von Ruskin waren verliehen, dafür nahmen wir »Leigh Hunt's town« mit, und warfen daneben noch einen verlangenden Blick auf Kuglers Geschichte der Malerei, die schön gebunden neben einer Ausgabe von Strauß prangte. — Das Parlament sey aufgelöst, schrie der Postbote heute Morgen. Wir fragten den Bibliothekar, was er dazu sage, und hörten: Gar nichts; es sey ihm einerlei. In der politischen Welt wird es freilich anders aussehen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 66. Dienstag, 18. März 1851.

— Jam migravit ab aure voluptas
Omnis ad incertos oculos et gaudia vana. —
Si foret in terris rideret Democritus.
Horat:

Der Brand des Krollschen Etablissements und die Hoffeste.

Berlin, März.

Der Brand des Krollschen Etablissements ist eine alte Geschichte. Ich käme also zu spät mit einer Schilderung, wie der „wandernde Gedanke“ mit seinen Urwäldern, Zaubergrotten, mit dem Frühling, Sommer, Herbst und Winter des Menschengeschlechts, in einem Nu in Flammen stand, und deßgleichen die Zukunft Europas, Herrn Cassidys Missisippifluß, mit allen seinen Ansiedlungen vom Kornlande bis zum Zuckerlande in wenig Minuten verzehrt war, und damit die Aussicht des Amerikaners auf eine Ernte im alten Europa, deren Anfang sehr günstig gewesen.

Die Erzählungen vom Brande sind reich an Schauerstücken und Stoff zu Betrachtungen. Keiner, der die Weihnachtausstellung gesehen, eben jene phantastische Wanderung des Gedankens, erwehrt sich des Schlußgedankens, welch unermeßliches Unglück hätte eintreten müssen, wenn an einem jener Abende der Funke die gefirnißte Leinwand ergriffen und die Tausende von Zuschauern, die sich ohnedieß in dem Zauberwalde kaum zurecht fanden, mit Qualm und Brand umwirbelt hätte. Man ist nun plötzlich klug geworden und begreift nicht, wie derartige feuergefährliche Ausstellungen geduldet wurden. Wenn man aber an jede Möglichkeit eines Unglücks denkt, was müßte dann nicht verboten werden! An Verboten und Hindernissen wird es indessen eben nicht fehlen. Doch auch nicht an Mildthätigkeit. Wenn ein Unglück mit solchen Feuerstrahlen zur Welt spricht, öffnen sich die Herzen und die Beutel. Ein Beispiel ist das brennende Hamburg. Wie lange aber mußte Schleswig-Holstein schreien, bis — bis aus ganz Deutschland so viel für die stillen, muthigen Kämpfer um ihr heiliges Recht einkam, daß die Gesammtsumme eine Spottgabe erscheint gegen die Gaben für die reiche Hansestadt! Hätte man auf der Stelle für den Besitzer des Missisippipanoramas gesammelt, so wäre er vielleicht schon auf der Brandstätte durch die milden Gaben pekuniär für seinen Verlust entschädigt worden.

Aber die Besitzer des Etablissements selbst? Auch für sie wird gesorgt seyn. Auch dieses Institut hatte seine politische Seite. Und wenn es immer klarer wird, daß diese schon bei seiner Gründung in der vormärzlichen Zeit mitsprach, daß politische Rücksichten diese Gründung ermöglichten, so kann man überzeugt seyn, daß sie auch für die Restauration thätig seyn werden. Der verstorbene Kroll war als ein mittelloser Mann aus Breslau nach Berlin gekommen, mit keinen andern Antecedentien, als daß er in Breslau bei der Anwesenheit Sr. Majestät des Königs einen großen prachtvollen Wintergarten erbaut hatte, zu Ehren des königlichen Gastes einen großen Volksvergnügungsort. Er wußte darzustellen, daß ein solcher großartiger Vergnügungsort für das Berliner Volk fehlte. Allerdings war keiner da, aber das Bedürfniß war auch noch nicht da; also konnte er nicht fehlen. Indeß drang seine Ansicht durch; Unternehmer mit Geld und Spekulationslust wurden gefunden, und vom Staate ward für das Vergnügen der Berliner wenigstens der Grund und Boden unentgeltlich hergegeben. Seitdem ist ein neues Bedürfniß bekannt geworden, und es wird nicht an Geld fehlen, das großartige Institut, um das Volk zu belustigen, wieder aufzubauen; denn man muß dem Volk etwas geben, um es von politischen Gedanken abzubringen.

Siehe da, aus dem Bedürfniß ist eine Nothwendigkeit geworden! Es ist eine uralte Nothwendigkeit, schon von den römischen Cäsaren erkannt. Darum erbauten sie jene kolossalen Bäder und Theater, deren riesenhafte Trümmer noch unser Staunen erregen; Kanäle, um durch Lust und mehr als Lust die Gedanken zu beschäftigen und die Unzufriedenheit abzulenken.

Und wir sind auf denselben Standpunkt gekommen. Wer hätte das in Preußen gedacht! Ja es ist sogar schon ein zünftiges Gemeinwesen dafür in's Leben gerufen, der Orden des neunzehnten Jahrhunderts, der Treubund, der für das Vergnügen des Volks zu sorgen hat. Vielleicht könnte dieser Orden den Wiederaufbau des Krollschen Hauses am passendsten übernehmen, wenn er nicht leider in jüngster Zeit etwas in's Stocken gerathen schiene. Er hat einen eigenen großen Tempel dem Vergnügen und der Treue in der großen Friedrichsstraße erbaut, aber das Geld soll so ausgegangen seyn, daß er zur Zeit nur Rettung sucht in dem größten Industriezweig des Jahrhunderts, im Geldmachen. Aber seine Papiere haben unter den Brüdern selbst schlechten Cours. Das mag der Grund seyn, daß man in lezter Zeit wenig von seinen Exhibitionen hört. Seltsam ist dabei nichts, als daß zwei Strömungen, die dem Laien unverträglich scheinen, sich begegnen, die kirchlich strenge und die weltlich lascive. Daß jede für sich angewendet wird zum Versuch, das altersschwache Gebäude der Vergangenheit zu stützen, ist nicht befremdend, aber wohl, wie sie beide cooperiren sollen.

Von den prachtvollen Hoffesten im Carneval bringen unsere Zeitungen auffallend weniger Berichte als man erwartet hatte. Ganze Spalten damit zu füllen hätte sich jezt wohl geschickt, und es fehlte weder an Glanz noch an Geschmack. Vor Lichterglanz, Blumen, Festons, plätschernden Springbrunnen und duftenden Gebüschen übersah man wohl das, was auf den meisten Gesichtern fehlte, die ungetrübte Heiterkeit. Seit dem März sah man zum erstenmal wieder eine „Robencour." Auch die Schleppen tauchten wieder aus der Vergangenheit auf, und auch eine neue liturgische Scenerie steht uns bevor. Die Knaben des Domchors sollen nach englischer Weise in rothe Wappenröcke und schwarzsammtene weite Beinkleider mittelalterlich costumirt werden. Schöne Aussichten für Kunst und Künstler, wenn eine Erscheinung um die andere aus dem glücklichen Rococothum und dem gewiß noch glücklicheren Mittelalter in's Leben zurückgerufen wird! — Aber die Kunst, die aus einem, seiner selbst bewußten Volke, aus dem Bedürfniß, dem Drang, der Eigenthümlichkeit herausschafft und fortschreitet, mit der nationalen Bildung und ihr voraus? Wo sind die Träume des zu früh verstorbenen Hellmann, der nicht allein unsere Architektur, sondern die deutsche Gesammtkunst auf diesen natürlichen Volksboden zurückführen wollte, und dafür der direkten Anerkennung und Gunst Sr. Majestät des jezigen Königs sich erfreute!

Erinnerungen aus Ungarn.

(Fortsetzung.)

Unter dem jungen akademischen Volk machte sich vorherrschend ungeleckte Bärennatur geltend. Der Akademiker von ächtem Schrot und Korn besuchte die Schule, machte seine Einfahrten und saß Abends im Freundescirkel in irgend einer Kneipe, wo getrunken und gelärmt wurde. Dabei fehlte es aber nicht an andern, die sich lieber auf dem geselligen Boden der Familie bewegten. Es wurde viel gegirrt und der zarten Liebesfäden wurden zwischen den Jünglingen in der Barchetjacke und den hübschen Mädchen von Schemnitz sehr viele gesponnen. Eine Frauengesellschaft unter dem Namen Damenkasino nahm sich der Bildung der jungen Leute an. Es waren angenehme, harmlose Kränzchen, wo man sang, tanzte, deklamirte, Gesellschaftsspiele trieb, die aber von den rauheren Genossen in den Schachtschenken vielen Spott erfuhren, wo häufig die Scenen im Kasino als karrikirte Possen drastisch wiedergegeben wurden.

Der Vorstand der Akademie wie des ganzen niederungarischen Bergwesens war der Oberstkammergraf von Svaiczer, ein stolzer Magnat, streng im Dienst, voll Ehrgeiz, aber wohlwollend gegen die Akademiker, von denen er viele in sein Haus und an seine Tafel zog.

Das junge Volk der Akademie übte nicht bloß in der Bergstadt selbst, sondern auch weithin in der Umgebung eine Art Herrschaft. Man brauchte sie als Tänzer, Courmacher, Gesellschafter, nothwendige Staffagen zu jeder Unterhaltung und Festlichkeit. Von Neusohl und Kremniz, ja noch aus entlegeneren Städten kamen im Carneval regelmäßige Einladungen zum Erscheinen in Masse, und die Kunde: „Schemnitzer sind da," verbreitete sich wie ein Lauffeuer und machte volle Tanzsäle.

Waren die Bälle in Schemnitz namentlich, welche unmittelbar von der Akademie ausgingen, gewöhnlich glänzend und belebt, so genossen die sogenannten Komitatsbälle in Neusohl noch eines größern Rufs. So eine Ballfahrt war eine kleine Völkerwanderung. Man fuhr in zwölf, fünfzehn Wagen; die Wagen wurden häufig im Dorfe Radvan vor Neusohl in offene Schlitten umgetauscht und der Einzug maskirt gehalten. Da gab es Bären, Bärentreiber, Chinesen, Türken, Matrosen; an den Fenstern und auf den Straßen begegnete man lachenden Gesichtern und häufig wurde das willkommene Tänzervolk auf Regimentsunkosten

versorgt. Auch die nahegelegenen Bäder in Eisenbach und Glashütte standen unter dem Einfluß der Akademie. Zur schönen Jahreszeit lag man dort wochenlang im Quartier, um der Gesundheit zu pflegen, noch mehr, um als maîtres de plaisir sich den Badegesellschaften nützlich zu erweisen.

Gäng und gäbe waren die Spitznamen, worin man sehr erfinderisch war, und welche häufig die wirklichen Namen ganz in den Hintergrund drängten. Mitunter waren sie sehr bezeichnend. Der chemische Eifer, der noch im beständigen Reagentiengeruch des Zimmers nachwirkte, verschaffte meinem theuersten Freunde den Namen Doktor Ammoniak, während ein anderer, durch seine Sprachkunde ausgezeichnet, nie anders als Master genannt wurde.

Nie fehlte es von Zeit zu Zeit an einem Spaße, der mit großem Ernst wie eine Staatsaktion gehandhabt wurde. Als man einmal eine Theatergarderobe verkaufte, sah man längere Zeit darauf bei hellem Tage in den Straßen von Schemnitz Ritter und Bürger des Mittelalters, so wie Herrn aus der Rococozeit mit Allongeperrücken öffentlich herumspazieren. Ich erinnere mich eines Bekannten, der einen Sommer hindurch immer vom Wirbel bis zu der Zehe weiß gekleidet umherwandelte, selbst die Schuhe nicht ausgenommen, die von weißem Perkal waren.

Zwischen den Bürgern und Akademikern gab es häufige Reibungen und Händel. Jene rächten sich mit Wucher, diese mit Spott und mitunter auch mit Thätlichkeiten. Ein sehr beliebtes Lied, welches sich über ein Jahrzehent an der Akademie erhielt, stellte unter dem Titel: Philisterhetze, die Namen aller Bürger in Reimen zusammen, die darin als Philisterwild nach einer bekannten Opernmelodie mit Hussah und Halloh gejagt wurden.

Unter diese Scenen des Frohsinns und ausgelassenen Muthwillens mischten sich zuweilen düstere Streifschatten. Ich gedenke aus jener Zeit in rascher Folge dreier Selbstmorde. Einer war die Folge von Ausschweifung. Der Sohn vornehmer Eltern machte der gutherzige, aber leichtsinnige junge Mann mit einem raschen, entschlossenen Dolchstoß seinem Leben ein Ende. Ich sah ihn liegen in zerrissenen Hemdärmeln, die Haare wüst in's Gesicht gestreut, mit der klaffenden Brustwunde todt in seinem Blute. Ein anderer Fall gehörte zu jenen dunkeln Räthseln, die sich nie aufhellen werden. Ein junger blühender Bursche, froh und wohlgemuth, erzählt zwei Freunden, mit denen er zecht, ganz ruhig, er werde sich heute erschießen. Kaum haben diese, der Aeußerung nicht achtend, die Schwelle seiner Thüre überschritten, als ein Schuß erschallt und der Arme röchelnd in seinem Blute liegt. Auch eines Opfers der Ausschweifung in Trunk und der gemeinsten Art von Liebe entsinne ich mich nie ohne Rührung. Blühend, der geliebte Sohn wohlhabender Eltern, war er angelangt, der sofort mit ungestümer Hast seiner eigenen Zerstörung entgegeneilte. Nun trugen wir ihn hinaus nach dem Friedhof.

So ein Begräbniß eines Akademikers hatte etwas wirklich Herzergreifendes. Der Sarg, mit Wappen und bergmännischen Abzeichen geschmückt, wurde von Akademikern getragen, die sich in diesem traurigen Geschäfte ablösten. Die Begräbnisse fanden immer zur Nachtzeit statt. Der lange Zug von dreihundert Akademikern in ihren dunkeln Grubenjacken, die brennende Grubenlampe in der Hand, bewegte sich hinter dem Sarge. Auf dem Friedhofe bildete sich eine weite Runde um den Sarg, ein Bergmannslied wurde angestimmt und den Schluß machte ein dreimaliges donnerndes Glück auf! das dem Scheidenden in die Grube nachdröhnte.

Das Volk in Schemnitz war roh, auf der untersten Stufe der Bildung. Es waren Slowaken, von der Bergarbeit mühselig ihr Leben fristend und keinen Genuß kennend als den Branntwein. An Zahltagen lagen diese Unglücklichen bis zur Bewußtlosigkeit betrunken in allen Gassen umher, oft im tiefen Koth oder Schnee sich und ihr elendes Daseyn vergessend.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, März.

Literatur.

Es liegen mir dießmal einige ganz interessante neue literarische Erscheinungen vor, und so beginne ich meine heutige Korrespondenz ohne weiteres mit einer kleinen Excursion über den Leipziger Büchermarkt. Ich nenne Ihnen zunächst als jezt erschienen das schon erwähnte Buch von F. Gustav Kühne: „deutsche Männer und Frauen." Es enthält zwölf Charakteristiken, worunter die von Kaiser Joseph, Georg Forster, Heinrich von Kleist, Hölderlin und Friedrich Fröbel, die beiden leztern aus einem Reisetagebuche, das der Verfasser später noch zu veröffentlichen gedenkt. Mit der Behandlungsweise des für solche

Charakterschilderungen so begabten Verfassers sind wir in so weit nicht immer einverstanden, als die Auffassung hin und wieder noch an die Zeit der Tendenzen erinnert, aus denen allein man einzelne Persönlichkeiten wie Rahel, Charlotte Stieglitz u. a. begreifen zu können meinte. Es ist keine Frage, daß es unsere Aufgabe ist, auch in der Beurtheilung von Persönlichkeiten zu der einfachsten und natürlichsten Anschauungsweise zurückzukehren, und es sollte uns freuen, wenn der Verfasser bei ferneren ähnlichen Arbeiten, denen wir mit Vergnügen entgegen sehen, dieser unserer bescheidenen Ausstellung einige Rechnung tragen könnte. — Ferner erschienen „Bilder aus Oesterreich (1848 bis 1849) von einem deutschen Reisenden.“ Der ungenannte Verfasser ist Jakob Kaufmann, welcher seit einer Reihe von Jahren durch meist anonyme Journalartikel auf die öffentliche Meinung in Deutschland einen nicht geringen Einfluß geübt hat. Man erinnert sich, wie der aufgeklärte Ruge ihn einen „Knoblauchfresser“ schalt wegen seines merkwürdigen Urtheils über die Pariser Februarrevolution, das er schon im März des Jahres 1848 veröffentlichte und dem man jezt fast eine prophetische Bedeutung zuschreiben möchte; ferner aus neuerer Zeit, wie Herr Griepenkerl seine Reisen und seine Vorlesungen des Robespierre einstellen mußte, nachdem Kaufmann in den Grenzboten sein leidenschaftliches Urtheil über das Stück veröffentlicht hatte. Einer der ersten Oesterreicher, welche nach Leipzig aus ihrer schönen Heimath in die freiwillige Verbannung gingen, langte er etwa um's Jahr 1838 als junger Student hier an, nahm bald an der damaligen Zeitung für elegante Welt näheren Antheil und später eben so an den Grenzboten. Von der österreichischen Regierung verfolgt, schnürte er sein Bündel und wanderte größtentheils zu Fuß an den Rhein, um nach Paris zu gehen. Seine alte Abneigung gegen Frankreich, die bei einem Schüler Börne's merkwürdig ist, bewirkte indessen, daß er in Brüssel eine Lehrerstelle in einem Institut annahm und Paris niemals sah. Er wollte von nun an der Literatur ganz entsagen, wie er denn schon vor seiner Reise mehrere Anträge von Buchhändlern, welche seine Aufsätze zu einem Buche zusammenzustellen wünschten, abgelehnt hatte. Der Umschwung in Deutschland und das Zureden der Freunde rief ihn nach Leipzig zurück, wo er eine Zeit lang mit Julian Schmidt als Redakteur der Grenzboten genannt war. Im Herbst 1848 trat er in die Redaktion der ostdeutschen Post ein und erlebte also die Oktobertage in Wien, wo er bis zum Sommer 1849 verweilte. Was er während der Oktoberrevolution in Wien gesehen, so wie die Erlebnisse einer Sommerreise in Oberösterreich schildert er jezt in diesen geistvollen Skizzen. Im Herbst 1849 war der Autor von Wien nach Leipzig zurückgekehrt und im Jahr 1850 ging er, abermals von Wien aus verfolgt, von hier nach London. England war schon längst die geistige Heimath dieses liebenswürdigen Franzosenfressers gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Dr. Wilson. — Gavazzi. — Struve.

Wir gingen heute in die Stadt, um einer Vorlesung über physische Geographie beizuwohnen, die Dr. Wilson einer Versammlung von Damen im „Bedford College,“ der neu errichteten Mädchenschule in Bedford Square, versprochen hatte. Etwa dreißig Damen, meistens junge Mädchen, waren versammelt, unter den ältern bemerkte man die Schriftstellerin Emely Taylor, Miß Anna Swanwich, die lezte Uebersezerin von Goethe's Faust, und Mistreß Carlyle. Dr. Wilson gab sich ungemeine Mühe den Damen keinen Anstoß in religiöser Hinsicht zu geben, und verwirrte sich ein wenig über das Alter unseres Erdballs, die Abstammung aller Menschen von Einem Paare und die endliche Bestimmung des Menschengeschlechts. Er gehört zu den Geistlichen, die die Mutter Kirche mit schelem Auge ansieht, und er ist der Meinung, daß seit dem Apostel Paulus Niemand zu predigen verstanden bis auf ihn, was seine Amtsbrüder keineswegs zugestehen. Ich muß bekennen, daß die Stunde physischer Geographie langsam genug verstrich. — Es war ein ungemein heller Tag, und der schöne Nachmittag verlockte uns zu einer Wanderung Piccadilly hinunter. Die Menge der Equipagen, der Fußgänger und Reiter war hier so groß, daß der Mittelpunkt der Saison nicht mehr aufzuweisen hat, und wir sehen so bestätigt, was vielfältig behauptet werden, daß nämlich gar manche Familien es vorgezogen schon vor Ostern in die Stadt zu kommen, um dem erwarteten Menschenmeere zu entgehen, andere um ihr Stadthaus während der Saison theuer zu vermiethen, und wieder andere, um jezt billiger zu miethen als zu jener Zeit. London ist demnach belebt und geräuschvoll wie in seinen Blüthetagen und man hört von Gesellschaften und Bällen ohne Ende. — Außer den gewöhnlichen Vorlesungen in der königlichen Akademie der Wissenschaften, in denen Master Barlow seine Zuhörer jezt durch ein Suchen nach Philosophie in jedem Schubbande langweilt, gibt es sonst von öffentlichen Merkwürdigkeiten noch wenig. Pater Gavazzi bleibt also noch immer der einzige Anziehungspunkt, und mit jedem Sonntag steigt die Zahl seiner Zuhörer. Anfangs, als man von dem armen, unbekannten Priester nichts erwartete und wenig wußte, überließ man ihm das Lokal für 15 Sch.; dann steigerte man den Preis von Vortrag zu Vortrag und ist jezt zu 3 — 4 Pf. St. gekommen. Von allen Engländern, die ich gehört, hatte ihn Niemand verstanden; alle aber lobten seine ungemeine Beredtsamkeit, die sie aus seinen Gesten, aus dem Fallen und Steigen seiner Stimme, die er bald zum brausenden Sturme erhebt, bald zum sanften Murmeln plätschernder Wellen fallen läßt, und endlich aus dem Mienenspiel abgenommen, das einen steten Wechsel bietet, der dem Engländer um so unterhaltender ist, weil er davon bei sich und bei andern so wenig zu dulden geneigt ist, daß die Gesichter zu lebenden Masken werden Außerdem nimmt Pater Gavazzi noch häufig seinen großen schwarzen Priestermantel zu Hülfe und stellt, indem er ihn so oder so drapirt und damit um sich schlägt, gewisse Redetropen dar, die die Zuhörer dann um so mehr bewundern, je weniger sie diese symbolischen Darstellungen begreifen. Wie wenig es doch in London bedarf, um einen Mann groß zu machen! Die wenigen, die ihn verstehen, nennen ihn einen »impudent, vulgar priest,« diese Stimmen verhallen aber in der Menge und beschwichtigen die Neugierde nicht, die, einmal erregt, selbst sehen und urtheilen will. Man bittet ihn jezt sogar in Gesellschaften als einen Lion, wo dann die athletische Gestalt des Priesters in seinem langen schwarzen Gewande, das große rothe Kreuz auf der Brust, die seidenen Strümpfe und die enormen weißen Glacéhandschuhe aller Augen auf sich ziehen, und er durch seine Größe ein Duzend kleiner „Löwen“ ersezt. — Ronge ist nun auch angekommen und von den Demokraten mit offenen Armen empfangen worden. Am Mittwoch fand ihm zu Ehren ein großes Nachtessen statt, zu dem auch Kinkel, Struve und alle übrigen Celebritäten geladen waren. Struve ist nämlich nach London zurückgekehrt, indem der Kartoffelbau in Yorkshire seinen demokratischen Kräften nicht ganz so entsprechend war, wie seine Einbildung sich die Kultur dieser edeln Pflanze, durch deren Genuß der Mensch mit keinerlei Lastern der ominösen Thierwelt imprägnirt wird, geträumt hatte. Was Amalie dort geschrieben, ist uns noch nicht bekannt geworden, wohl aber, daß sie hier deutschen Unterricht ertheilt, was allerdings gewisse Vortheile hat.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 67. Mittwoch, 19. März 1851.

> Agnosco procerem: salve, Gaetulice, seu tu
> Silanus, quocumque alio de sanguine! rarus
> Civis et egregius patriae contingis.
>
> Juvenal.

Der Wiener Fasching.

Mein alter Freund, der tollköpfige Fasching, ist jung geblieben, und da ich ihn nach so vielen Jahren einmal wieder antraf, hat er mich selber auf Wochen jung gemacht. Kaum glaublich, aber wahr, und zwar dergestalt, daß ich nicht einmal den Katzenjammer der Beschämung empfinde, nachdem der Taumel vorübergegangen. Ich bin nüchtern geworden, aber mit Behaglichkeit. Das Einzige, was mich allenfalls kränken könnte, ist, daß ich vor eitel Vergnügen gar nicht dazu kam an euch zu schreiben. Und das ist gewiß eine läßliche Sünde, denn ihr werdet mich nicht vermißt haben, und wir laufen einander nicht davon. Seit ich euch an den Pforten des Elysiums verließ, habe ich die Feder zu nichts anderem mehr in die Hand genommen, als um dem Leserkreis einer Zeitung die Tagesbegebenheiten aus Frankreich und England zu verdolmetschen, und einigen Spuck im Kellergeschoß desselben Blattes zu treiben — im „Feuilleton," wie die Leute hier es nennen, weil sie vor der deutschen Sprache gerade so viele Achtung hegen wie die Berliner.

Jezt hat der Aschermittwoch den Fasching in sein „Gelatorium" zurückgebracht, wo er bis zum nächsten Dreikönigstag eingefroren bleiben soll, um dann in unversehrter Jugendlichkeit wieder aufzuthauen, wenn es ihm nicht etwa abermals begegnet, zwei Winter überspringen zu müssen, wie vom 8. März 1848 bis zum 6. Januar 1851.

Der Wiener Fasching ist übrigens ganz anders beschaffen als sein Bruder Carneval am Rheinstrom. Die Bewegung in frischer Luft ist nicht seine Sache, und seine gefirnißte Fußbekleidung kommt niemals mit dem Straßenpflaster in Berührung. Das ist eigentlich Schade, denn das ebene Pflaster dieser Stadt gäbe mit seinen regelmäßigen Würfeln von Granit einen trefflichen Fußboden für Maskenzüge. Leider aber ist dieser lichte Gedanke noch nicht zum Bewußtseyn gedrungen und das Volk hat viel eher einen ganz andern Gebrauch begriffen, welcher sich von den regelmäßig behauenen Pflastersteinen machen läßt, die zur Erleichterung des Verkehrs bestimmt, sich so bequem zur Sperrung desselben verwenden. Die Barrikaden von Wien waren die zierlichsten, welche es jemals gab, und sie sind — nebenbei bemerkt — auch besser vertheidigt worden als alle andern in ganz Deutschland, was ihnen freilich nicht mehr anzusehen ist, wenn die Schleppsäbel der jungen Lieutenants so lärmend darüber hinrasseln.

Denkt euch einen Maskenzug, der sich im Herzen der (innern) Stadt, auf dem Graben oder bei St. Stephan versammelte, vielleicht auch im Hofe des deutschen Hauses, an der Stelle, wo die republikanischen Arbeiter auf die kaiserlich gesinnte Bürgerwehr aus dem schwarzgelben Kärntner Viertel feuerten, und mit ihren Kugeln, welche dem Herzen Oesterreichs galten, die deutsche Einheit verwundeten. Welch einen herrlichen Weg hätte der Zug vor sich zwischen lauter prachtvollen himmelhohen Häusern mit lichten Fenstern von ungezählter Menge! Kennt ihr den Kohlmarkt, die breite und in ihrer Regellosigkeit prachtvolle Straße? den Michelerplatz vor der Burg? den Josephsplatz mit dem ehernen Standbild des zu früh geborenen Unsterblichen? den weiten Burghof? die Herrengasse, wo seit einem Jahrtausend die edelsten Geschlechter des Landes wohnen, deren Blut bis in

unsere Zeiten an glücklichen wie an unglücklichen Tagen jedes Schlachtfeld taufte?

Vergönnt mir hier eine kleine Zwischenbetrachtung. — Es ist euch hinlänglich bekannt, daß ich einen Vorzug der Geburt nicht anerkenne. Ein Mensch, der zur Welt kommt, ist im Palast wie in der Hütte die Frucht einer und derselben geheimnißvollen Wirkung der schaffenden Natur, und in der schweren Stunde ist die Fürstin wie die ärmste Magd eine Tochter Evas, an welcher die Worte der Schrift sich erfüllen. Ihr werdet darum auf den Aufschriften meiner Briefe niemals sehen, daß ich einen Sterblichen mit Wohl-, Hochwohl- oder Hochgeboren anrede. Auch kommt mir's höchst lächerlich vor, wenn ein Mensch, der dreißig oder vierzig Jahre lang mit Wohlgeboren ange — schrieben wurde, plötzlich Hochwohlgeboren heißt, weil die Urkunde, welche ihm irgend einen Titel verleiht, bis zu dem Spreusack zurückwirken soll, auf welchem er zuerst das Licht des Tages anwinselte. Doch darum bin ich lange noch kein Gegner der Einrichtung, welche im Staat den erblichen großen Grundbesitz aufrecht hält und dadurch ein Gegengewicht gegen die maßlose Zersplitterung schafft, welche, indem sie den Landbau zu Grunde richtet, zugleich den Bestand des Gemeinwesens in Frage stellt. Die Bürger sind allerdings nicht unbedingt für den Staat da, sondern umgekehrt der Staat für seine Bürger, aber diese sind um ihrer selbst willen verpflichtet, die Opfer zu bringen, welche zur Erhaltung des gemeinen Wesens nothwendig sind. Und da nun alle gesellschaftliche Ordnung auf „Mein" und „Dein" beruht, so muß, freilich gegen die ursprünglich menschliche Natur, der Bürger sich zu bescheiden wissen, und nicht mit Gewalt nehmen wollen, was seinem Mitbürger gehört. Ich sage mit Gewalt, weil die Veränderung des Besitzes ohnehin im Lauf der Zeiten sich von selber ergibt. Dein Ahnherr besaß als unumschränkter Eigenthümer weite Strecken von Bauland, Weiden und Wald. Seine Enkel hatten davon nur noch Zinsen und Gülten zu heischen, und dir, mein Freund, haben die jüngsten Stürme auch diese genommen; du magst zufrieden seyn, wenn du eine nur leidliche Entschädigung dafür erhältst, etwa ein Drittel des wahren Werthes. In dieser Einschränkung des Einzelrechtes auf Grund und Boden, welche aus der Zunahme der Bevölkerung als unabweisbare Nothwendigkeit hervorgeht, liegt das Fünklein unsterblicher Wahrheit, welches von den Gracchen bis zu den Nachfolgern St. Simons so manchen Brand entzündete. Der österreichische Adel hat sich in diese geschichtliche Nothwendigkeit zu finden gewußt, obschon sie seinen meisten Mitgliedern unerwartet kam, weil sie mit offenen Augen nicht gesehen, mit offenen Ohren nicht gehört hatten. Vielleicht gibt es auch manche darunter, welche sich einbilden, das Verlorene ließe sich wieder gewinnen. Wenn ich nun noch ausdrücklich hinzufüge, daß ich als ächter und rechter Sohn meiner Zeit den erhaltenden Adel des großen Besitzes mehr von diesem, als von angeborenen Titeln abhängig gemacht wissen will, und daß Herr Schmid oder Müller mir als Mitglieder eines Oberhauses eben so genehm erscheinen wie irgend nur der Träger eines Namens aus Rürners Turnierbuch, dann habe ich wohl Zugeständnisse genug gemacht, um mit einem frommen Gefühle geschichtlicher Ehrfurcht durch die Herrengasse wandeln zu dürfen und mich aufrichtig zu freuen, daß in der Reihe ihrer Paläste noch dieselben Geschlechter hausen, von deren Wappenschildern geschützt einst Rudolph von Habsburg die entscheidende Schlacht auf dem Marchfelde gegen Ottokar den Böhmen gewann.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus Ungarn.

(Fortsetzung.)

Die Nationalitäten an der Akademie waren geschieden, ohne sich darum feindlich gegenüber zu stehen. Die Steyermärker, Tiroler und eigentlichen Oesterreicher, als Deutsche par excellence, hielten zusammen, eben so die Böhmen, und wiederum die Ungarn und Polen. Die Siebenbürger theilten sich zwischen den Deutschen und den Madscharen. Doch hatte diese Regel viele Ausnahmen und die innigsten Freunde waren oft verschiedenen Stammes. Nur bei Reibungen der einzelnen Koterien traten die Nationalitäten sich schroffer gegenüber; aber die Klugheit des Vorstands wußte meist zu vermitteln und tiefer fressenden Feindseligkeiten zu steuern.

Wohin und wie weit habt ihr euch zerstreut, ihr guten Freunde, die wir einst so fröhlich zusammensaßen! Nach allen Richtungen, in alle Winkel der Monarchie, aber auch über's weite Weltmeer und in ungemessene Fernen. In Brasilien und Egypten, in Kleinasien und Sibirien wandelt hie und da einer, dem wir beim Abschied mit und ohne Ahnung zum ewigen Lebewohl herzlich die Hand geschüttelt. Aber auch in der Verbannung, in den Kerkern von Munkacz, unter den Grabeshügeln der Schlachtfelder müssen wir manchen lieben Namen suchen. Auch bei den Schlächtereien von Szalathna unter der Hand wuthentbrannter Wallachen fielen uns alte Freunde, die einst im fröhlichen Kreise unsere Freuden getheilt. Ihnen allen unter und über der Erde sey mit diesen Zeilen mein freundlicher Gruß aus der Ferne gespendet.

Auf der Donau.

Wir fuhren mit dem Dampfschiff um fünf Uhr früh von Preßburg ab. Das Schiff war mit Passagieren

gefüllt und flog rasch dahin, als uns, die wir eben beim Frühstück in der Kajüte versammelt waren, drei Stunden unter Preßburg ein gewaltiger Stoß von unsern Feldstühlen aufrüttelte. Alles eilte nach dem Verdecke — das Schiff saß fest. Nun war guter Rath theuer. Im Anfang wurden die gewöhnlichen Operationen versucht, die sich aber fruchtlos erwiesen. Die Gesellschaft wurde aufgefordert sich auszuschiffen zu lassen, um das Schiff beweglicher und leichter flott zu machen. Zum Glück begünstigte uns der Tag; Zelte wurden aufgeschlagen, Zweige abgerissen und herbeigeschleppt, um Laubhütten gegen die Sonnenhitze zu errichten und sichs bequem zu machen, so gut es anging.

Nun erst besah ich mir meine Reisegefährten. Es waren drei Dänen, ein paar Engländer, eine Französin, einige Herrn und Damen aus dem ungarischen Adel; auch die Wissenschaft war vertreten in der Person ungarischer Professoren, dazwischen bewegten sich unvermeidliche Judenjünglinge und einige kecke Juraten, die aber der allgemeine Ton der Gesellschaft etwas im Zaume hielt. — Die Noth brachte schnell die erwünschte Annäherung zu Wege und man befand sich bald wie in gewohntem und bekanntem Kreise.

Ein neuer Schreck stand uns bevor. Aus der Schiffsküche wurde uns verkündet, daß keine Table d'hote stattfinde. Man könne sich nicht aller Lebensmittel begeben, um für einen vielleicht mehrtägigen Aufenthalt eine Reserve zu behalten. Wir waren mitten in den Auen, das nächste Bauerndorf drei Stunden entfernt. Das Schiff war ungewöhnlich stark besezt, besonders die zweite Klasse. Eine Hungersnoth im Kleinen stand in naher Aussicht. Fouragierpartien flogen nach allen Enden, und dabei galt es sich selber Hülfe zu schaffen. Es waren Flinten und Schießbedarf an Bord und die neuen Robinsons zogen auf die Jagd. Bald waren zum allgemeinen Jubel ein Hase und einiges Geflügel eingebracht und wurden unter freundschaftlichen Toasten verzehrt.

Unterdessen verkürzten Kartenspiel und Gesang die Zeit, so wie eine Vorlesung, an der sich vorzüglich die Damen betheiligten. Die Conversation der Ungarn drehte sich um die projektirte Pesther Kettenbrücke, welche durch die drohende Brückenmauth den ungarischen Edelleuten unendlich viel Kopfschütteln und Mißbehagen verursachte. Ein ungarischer Edelmann und eine Brückenmauth — das waren Dinge, die sich nicht zusammenreimten.

Der Abend vereinigte uns wieder auf dem Schiffe, aber der Platz war so eng, alles so aufgeregt, daß an keine Ruhe zu denken war. Jeder bemächtigte sich eines Stuhls und man brachte mit Spiel und Lektüre den größten Theil der Nacht zu, nur hie und da nikte ein Kopf und zollte der Natur den schuldigen Tribut.

Unter diesen für alle, die nicht mit der Zeit gedrängt waren, ganz leidlichen Nöthen verstrich auch der zweite Tag, nur durch die Frage über das w a n n der Erlösung etwas verdüstert. Erst spät am Abend gelang es mit Aufgebot der Bauern und der Pontoniers, die man von Preßburg kommen lassen, das Schiff flott zu machen. Es legte noch eine kleine Strecke zurück, um dann die Nacht über ruhig vor Anker zu liegen.

Am dritten Tag steuerten wir wieder lustig und wohlgemuth auf den Wellen dahin. Bald erschien Komorn, das mit seinen Thurmspitzen herüberblickte. Wer ahnt hinter diesen niedern Mauern die jungfräuliche stolze Festung? Ich kannte sie aus einem frühern Besuche, bei dem ich in die unterirdischen Casematten hinabgestiegen war.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Geister in Amerika.

In der Literatur haben wir des sonderbaren Phänomens einer Korrespondenz zwischen Master Atkinson und Miß Martineau zu erwähnen, in welcher der Atheismus als die einzige Wahrheit und der Mensch als bloßes Produkt physischer Organisation dargestellt wird. Alle Sekten werden sich vereinigen dieses Buch als eine Blasphemie zu verdammen und die Verfasser als böse Geister zu bezeichnen. Wehe ihnen, wenn die Gesellschaft sie ausspukt! Und neben diesem verneinenden Prinzip kommt uns von der andern Seite des Oceans die wunderbare Neuigkeit zu, daß Jonathan im engen Verkehr mit der Geisterwelt steht, mit den Dahingeschiedenen verkehrt, mit ihnen redet, ja sogar kleine Billete von ihnen erhält, die mit Bleistift in Schriftzeichen geschrieben sind, die nur ein Eingeweihter lesen und erklären kann. So wurde selbst Swedenborg nicht bevorzugt. — Der Hauptgeisterseher sind ein Master Davis und ein Master Fox und seine Töchter. Ersterer gibt in Springfield ein Wochenblatt heraus, das den Titel: »the spirit messenger« führt und die Geschichte seines Umgangs mit der Geisterwelt

enthält. Ein anderes Blatt, »the spiritual Philosopher,« erscheint in Boston und nennt als Hauptherausgeber einen Herrn Freligh, der aus St. Louis hochfliegende Poesien datirt. Außerdem haben wir noch aus New-York und aus Auburn Flugschriften, die denselben Gedanken vertreten, daß nämlich das Menschengeschlecht für eine neue Offenbarung aus der Geisterwelt reif sey und diese täglich zu erwarten stehe, weßhalb die Abgeschiedenen des Hämmerns und Klopfens kein Ende finden können, wodurch Jonathan sich sehr geehrt fühlt. Swedenborg, Szrooke, Wesley, der Geist des Sokrates werden als Belege angeführt, daß die Auserwählten zu allen Zeiten eines solchen Verkehrs gewürdigt worden, und so tritt Amerika jezt in die Aera, wo Propheten erstehen und wo der Visionär das Künftige und das Vergangene mit demselben Blicke umfaßt. Das materielle Amerika! — Die Geschichte des mysteriösen Klopfens beginnt im Jahre 1845, wo ein Herr Michael Weekmann im kleinen Dorfe Hydeville in der Grafschaft Wayne dadurch in seinen Träumen gestört wurde. Als er das Geräusch das erstemal vernahm, glaubte er es sey jemand vor der Thüre, und eilte zu öffnen; aber nichts war zu erblicken. Er wollte sich eben wieder zu Bette begeben, da klopfte es lauter und deutlicher als zuvor. Wieder eilte er zu der Thüre und wieder war Niemand zu sehen. Er ging auf die Straße, dort war alles still. Kaum war er wieder im Zimmer, so klopfte es von neuem. Mit der Zeit jedoch hörte das Klopfen auf und Weekmann vergaß die Sache, bis eines Nachts sein Töchterchen von acht Jahren unter lautem Geschrei erwachte und die ganze Familie sich angstvoll um ihr Bett versammelte. Es war Mitternacht. Sie sagte, eine kalte Hand sey über ihr Gesicht gefahren und habe sie schaudern gemacht. Sie zitterte an allen Gliedern und wollte lange nicht in diesem Zimmer schlafen. — Achtzehn Monate darauf wurde das Haus an einen Herrn Fox vermiethet, einen Methodisten, der eine Frau und drei Töchter hatte und unter seinen Mitbürgern in großer Achtung stand. Er bezog dasselbe im December 1847 und im März 1848 fing das sonderbare Klopfen wieder an. Es war am Abend, als man sich eben zur Ruhe begeben wollte, und die Familie suchte lange nach der Ursache des störenden Geräusches umher, jedoch ohne Erfolg. Die Mädchen, die schon im Bette waren, fingen an aus Spaß mit den Fingern zu schnippen, und siehe der Geist machte es ihnen nach. Hierauf rief die eine: „Nun zähle mit mir: eins, zwei, drei, vier, 2c., und indem sie bei jeder Zahl in die Hände schlug, that der Geist es gleichfalls. Dieß erschreckte sie und sie wurde still. Frau Fox forderte den Geist jezt auf zehn zu zählen, und zehn Töne erschallen. Sie fragte dann nach dem Alter ihrer Tochter Katherine, und die richtige Anzahl Schläge erfolgte; eben so bei den übrigen Kindern. Frau Fox fragte nun, ob es ein menschliches Wesen sey, das dieses Geräusch mache, und keine Antwort erfolgte; sie fragte ferner, ob es ein Geist sey, und wenn dem so, so solle er dieß durch zwei starke Schläge bethätigen. Die Schläge erfolgten. Sie fuhr nun fort mit ihren Fragen, bis sie in Erfahrung gebracht, daß der klopfende Geist einst in einem Manne gewohnt, der Krämer gewesen und hier in seinem 31sten Jahre ermordet worden sey; er habe eine Frau und fünf Kinder hinterlassen, von denen erstere zwei Jahre nach seinem Abscheiden gestorben. Sie fragte dann, ob sie die Nachbarn herbeirufen dürfe, den Geist klopfen zu hören, und erhielt eine bejahende Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, März.

(Fortsetzung.)

Literatur. — Theater.

Auch von Ernst Kossack liegen uns gelungene Skizzen vor unter dem Titel: „Berlin und die Berliner.“ Was bei der Lektüre derselben eigenthümlich berührt, ist das, daß man sich vergeblich nach allen höheren Gesichtspunkten umsieht und durchaus nichts findet, als eine allerdings vortreffliche Schilderung der verkümmerten Berliner Zustände. Wir wollen zwar einem jeden den alten Tendenzenkram gern erlassen, verlangen ihn also auch von dem Berliner keineswegs. Aber wir wollen doch sehen, wie der Autor zu den einfachsten Beziehungen des Lebens steht, wie er sich zu seinem Vaterlande verhält u. s. w. Uns über dergleichen in's Klare zu setzen, können wir auch dem Witz eigentlich nicht erlassen, da wir sonst auf den thurmhohen, erhabenen Berliner Standpunkt zurückkommen, den Bruno Bauer mit Nante Strumpf gemein hat. — Um auch dießmal wieder einer Gedichtsammlung zu gedenken, nenne ich die Gedichte des hier jezt als Schauspieler lebenden ehemaligen bayerischen Lieutenants Karl Schultes. Schultes bildet in gewissem Sinne einen Gegensatz zu dem von uns früher erwähnten Theodor Fontane. Wenn dieser uns eine gewisse prosaische Nüchternheit in seinem Wesen durch norddeutschen Ernst und sittliche Gediegenheit vergessen macht, so fesselt der Bayer uns dagegen durch gefällige, frische, herzliche und in gewissem Sinne volksthümliche Weisen. Die alten Volkslieder hat Schultes in seinen Gedichten sich geradezu zum Muster genommen, etwa wie einst der Pfarrer Meinhold in seiner Bernsteinhexe den alten Chronikenstyl. Und wer möchte z. B. seinen Landsknechtliedern absprechen, daß es ihm damit ganz wohl gelungen sey, und daß er, wo nicht Landsknechtlieder, doch überhaupt gute und volksthümliche Soldatenlieder geschrieben habe? Von demselben jungen Lyriker finden wir auch Beiträge in dem starken und prachtvoll ausgestatteten Bande: „Von der Isar. Jahrbuch des Vereins für deutsche Dichtkunst in München.“ Dieses Jahrbuch, das übrigens auch Prosa enthält, verdient als ein landsmannschaftliches Zeugniß von dem Leben und Streben an der Isar freundlichst willkommen geheißen zu werden.

Auf der Bühne ist uns jezt das im Jahr 1848 spielende Stück von Georg Köberle: „die Verkannten,“ wirklich vorgeführt worden, ohne indessen einen andern Erfolg als die tödtlichste Langeweile hervorzurufen. Da wir nicht Gelegenheit gehabt hatten eines der früheren Stücke des Verfassers aufführen zu sehen, und auch den „Helden von Etampes“ nur aus fremden Urtheilen kannten, welche bei weitem günstiger waren, als man nach diesen „Verkannten“ hätte erwarten sollen, so sind wir dadurch veranlaßt worden Köberle's frühere dramatische Laufbahn, wie sie in seinen „Medicäern“ und in seinem „Heinrich der Vierte von Frankreich“ (beide als Handschriften für die Bühnen gedruckt) vorliegt, einer Musterung zu unterwerfen. Diese frühern Arbeiten scheinen uns nun allerdings über dem „Verkannten“ zu stehen und im vierten Akte des „Heinrich IV.“ steckt offenbar ein Stück Poesie in der Scene im Thronsaale. Allein schon das Vorwort dieser „Tragödie Heinrich,“ wie Köberle sie nennt, oder, wie er auch schlechtweg sagt, „Heinrichs,“ überzeugte uns, daß, wenn der Verfasser überhaupt Talent besaß, es nothwendig an seiner Selbstüberschätzung zu Grunde gehen mußte, die ein wahrhaft ernstes Streben nicht aufkommen lassen konnte. „Heinrich,“ sagt Köberle im Vorworte seines Bühnenmanuscripts, „will und darf nicht nach der bisher gültigen Norm abgeurtheilt werden! Er (!) trägt den Maßstab seiner Beurtheilung in sich selbst, denn er kündigt sich als den Vorläufer einer neuen Richtung der deutschen dramatischen Literatur an, deren Grundsätze erst dann, wenn diese Tragödie nicht mehr als einzelne Erscheinung dastehen wird, einen Platz in der Theorie der neuesten Aesthetik finden werden.“ Heinrich wird dann vorläufig, bis ihm sein Platz in der Aesthetik der Zukunft angewiesen seyn wird, vom Dichter selbst als „ein Stück Weltgeschichte“ definirt.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 68. Donnerstag, 20. März 1851.

— Via duro frigore saeva.
Lucan:

Erinnerungen aus Ungarn.

(Fortsetzung.)

Die Donaufahrt von Preßburg bis Pesth, wenn auch an Naturschönheiten der obern Donau und dem Rhein nachstehend, hat nichts desto weniger sehr reizende und anmuthige Punkte. An jenen weingekrönten Hügeln liegt Neßmiel, dem sein vortrefflicher Wein zur Berühmtheit verholfen. Weiter unten blickt majestätisch von der Höhe der Prachtbau von Gran, die Domkirche mit dem Palast des Erzbischofs, woran sich die Wohnhäuser für die Mitglieder dieses reichsten aller Domkapitel prunkend anreihen. In Gran wurde der heilige Stephan, Ungarns erster König, geboren, getauft und gekrönt. Bald darauf kommen wir zu den Trümmern des alten Wissegrad, die von steilen Felsen trauernd herniederblicken. Der große Corvinus hatte die nackten Felsen in einen herrlichen Garten verwandelt, so daß der päbstliche Legat, der ihn zu besuchen kam, davon wie von einem irdischen Paradiese sprach.

Waizen ist vorüber und wir gelangen endlich nach Altofen und die lange Wasserstadt entlang an den Landungsplatz am linken Donauufer. Die Dämmerung war angebrochen, der Himmel voll Sterne. Ich eilte nach dem nächsten Gasthofe, dem König von Ungarn, und von da in's nahe Theater, wo ich mir von der Aufführung einer Lieblingsoper großen Genuß versprach. Aber die Natur forderte ihre Rechte. Ich hatte zwei Nächte geopfert. Vergebens waren alle Anstrengungen, mich jezt wach zu erhalten. Ich bot das Unmögliche auf — umsonst! Ich erhob mich von meinem Sitze, ich trippelte unruhig hin und her, rieb meine Augenlider — vergeblich, mich übermannte der Schlaf, ich mußte nachgeben. Es blieb mir nichts übrig als eine stille Ecke zu suchen und dort unter den Trillern der Madame Schröder-Devrient, die in der Hauptrolle gastirte, selig im Herrn zu entschlummern.

In der Zips.

„Bevor Sie Ungarn verlassen, denken Sie Ihres Versprechens und besuchen Sie uns noch einmal." So war die freundliche Einladung ergangen und ein Wagen stand bereit, mit Leinwand überspannt und drei rüstige Pferde davor. Es war wie mit den Einladungen aus dem Geisterreich in den alten Wiener Possen, wo hinter der Einladung auch schon der Wagen aus der Luft niedersteigt, um den Eingeladenen nach dem Geisterreiche zu entführen. Jedenfalls war auch hier die Fahrt sehr lustig; es war Winter und die straffe Leinwand bot der Januartemperatur wenig Widerstand.

Doktor Ammoniak war unschwer zu bewegen, sich als Reisegefährte anzuschließen, und nach zwei Stunden waren wir auf der Straße. Sie stellte eine Gebirgswelt im Kleinen vor; es hatte nachgelassen und wieder gefroren, und so schwankte unser Wagen zwischen Kothbergen und Thälern und suchte mit Mühe das Gleichgewicht. Am Abend des zweiten Tages kamen wir in ein Dorf am jenseitigen Abhang des Sturetz in den Vorkarpathen. Die große geräumige Wirthshausstube mit gestampftem Lehmboden war zugleich Küche, Schlafzimmer für Herrn und Frau, Gast- und Speisezimmer, Kindsstube und Gesindekammer. Die gemeinsame Haushaltung war hier versammelt. Auch hatten sich am offenen Feuerherd noch zwei Wanderjuden und einige Zigeuner eingefunden, die

eine musikalische Reise machten. Wir ließen uns von ihnen vormusiciren, und während wir ihre melancholischen Weisen einschlürften, streckten wir uns auf das frische Stroh. Aus Vorsicht, die nicht schaden konnte und unsere Gesellschaft in keiner Weise zu beleidigen schien, versammelten wir unsere Habseligkeiten in möglichster Nähe und entschliefen endlich, die Hand über unsere Mantelsäcke schützend ausgebreitet.

Am andern Morgen war eine furchtbare Kälte, zwanzig bis einundzwanzig Grad unter Null. Mit jugendlichem Leichtsinn wenig verwahrt, fühlte ich bald mein Gesicht erstarren, und unser Kutscher, der eben am Wagen herging, meinte mit einem Blick auf meine frostweiße Nase: „Die Nasen ist auch schon weg." Ich war durch diese offenherzige Mittheilung, in slovakischem Accent vorgetragen, keineswegs erbaut und angenehm betroffen, und es blieb mir nichts übrig, als auf der nächsten und übernächsten Station mein Gesicht wiederholt mit Schnee zu reiben, was auch wirklich allein die Rettung meiner Nase bewirkte. Auch unser Mittagsmahl wurde in ungeheizter Stube eingenommen. Nachmittags bei klarstem Wetter hatten wir den herrlichen Anblick der Karpathen, der Komnitzer Spitze, des Kryvan, die ihre hohen Felsenhäupter im hellblauen Aether badeten. Es war eine prächtige Winterlandschaft, vor uns Hügel und Fläche in tiefem Schnee, nur einzelne bereifte Nadelwälder die weiße Decke unterbrechend, und zur Linken die gewaltigen Bergesriesen. Abends in der Dämmerung hatten wir den Weg verloren, denn es war alles verweht. Der Kutscher ging neben dem Wagen her, bis über die Knie im Schnee watend und mühsam sich umsehend nach bekannten Gegenständen, die als Anhaltspunkte zum Wiederfinden des Weges dienen sollten, zugleich auch mit kräftigen Armen den Wagen stützend, der unsicher hin und her schwankte. Auf einmal werden die todtmüden Pferde lebendig, blasen durch die Nüstern, schlagen aus, zerren an den Strängen, und nur mit Mühe hält man sie ab, nach der Seite rechts und links auszuspringen. Auf der weißen Fläche im Schneelicht huschen einige flüchtige Schatten vorüber. Die Pferde bäumen sich empor, ihre Haare sträuben sich. Der Kutscher ruft: Wölfe! Wir fahren nach unsern Flinten und der Fackel, die wir eigens für diesen Zweck vorsichtigerweise in Neusohl gekauft hatten. Aber während unserer Bemühungen, mit den Zündfläschchen Feuer zu machen, werden unsere Hände ganz froststarr und wir sind schlechterdings nicht im Stande einen Funken herauszubringen. Glücklicherweise scheinen die Bestien weniger Hunger als wir Mißgeschick mit unsern Gegenanstalten zu haben, und das Fluchen und Schreien des Kutschers benimmt ihnen vollends den Muth.

(Schluß folgt.)

Der Wiener Fasching.

(Schluß.)

Unter der Herrengasse würde der Maskenzug wieder auf einen weiten, freien Platz treffen, auf die Freiung, von wo ein kurzer Durchgang zu einem nicht weniger schönen Platz führt, welcher „am Hof" heißt und wo jezt vor dem Hofkriegsrathsgebäude, einem ehemaligen Jesuitenstift, eine blanke Reihe von Feuerschlünden unheimlich uns androht. Noch unheimlicher ist die Erinnerung, welche sie wecken. Hier war es, wo am 6. Oktober 1848 das verblendete Volk, einer Rotte bestochener Meuterer folgend, den greisen Latour ermordete. Die Mörder, welche unmittelbar Hand an das unglückselige Opfer blinder Wuth gelegt, hat seitdem der Arm der strafenden Gerechtigkeit erreicht. Die eigentlichen Anstifter sind entronnen, und wenn vielleicht verunglückt und gerichtet, doch nicht unmittelbar um dieses Mordes willen dem Tode verfallen. An den Hof schließt sich mit kurzer Verbindung der Judenplatz, von wo es nicht weit ist zu dem geräumigen hohen Markt, von welchem aus der Stephansplatz bald erreicht wird, so daß es selbst mitten in der Stadt nirgends an Raum für den Zug und die Zuschauer gebräche.

Doch was kümmert unsern Fasching der offene Raum? In Mantel und Pelzwerk dicht verhüllt, fährt er bloß nächtlicherweile durch die Gassen, nicht um sich zu zeigen, sondern um an Ort und Stelle zu gelangen, z. B. um die schönste Räumlichkeit zu nennen, hinaus auf die „Landstraß" in den Sophiensaal. Dieser Saal ist im Sommer eine Schwimmschule, wo zu gewissen Stunden auch das schöne Geschlecht die Kunst der Fische erlernt, und zu anderer Zeit die junge und alte Mannschaft ihre Glieder in das erquickende Naß taucht. Was der Sommer trennte, vereint in demselben Raum der Winter. Männlein und Weiblein durften nicht mitsammen in's Wasser gehen, aber sie tanzen zusammen auf dem Estrich, von welchem die Fluth verronnen und wo die Damen mehr von ihren Reizen zur Schau tragen, als das Badgewand sehen läßt, wenn ich die Tracht im Sophiensaal nach der in den gemeinschaftlichen Bädern von Baden (in Oesterreich) beurtheilen darf, wo Niemand an dem Zusammentreffen beider Geschlechter Anstoß nimmt.

Obwohl ich selbst nicht tanze, so liebe ich das Schauspiel des Tanzes mit einem Anflug von Leidenschaft. Wer selber tanzt, begreift das nicht, weil er das Vergnügen des unbegehrlichen und darum unbefangenen Zuschauers nie genossen hat. Als ich noch jung war, behaupteten meine Freunde, ich sey zum Tanzen zu faul, aber das weiß ich besser. Meines Großvaters Urgroßvater war in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Gesandter bei der hohen Pforte, und hat von den Türken gelernt, daß es viel anständiger sey, sich etwas vortanzen zu lassen, als

andern zum Schauspiel zu werden. Diese morgenländische Erblehre hat sich in unserem Hause seitdem fortgepflanzt, und so lasse ich nicht aus schnöder Faulheit, sondern als „Eklektiker" auf gut Türkisch mir etwas vortanzen, besonders gern in Wien, und dann wieder ganz besonders gern, wenn gewisse volksthümliche Tänze ausgeführt werden.

Kennt ihr die Masurka? Nein, ihr kennt sie so wenig als den ächten Ulanen. Wie der polnische Lanzenreiter mit Roß und Lanze Wunderdinge ausführt, von welchen ein Bursche aus dem Westen trotz seines viereckigen Tschakos keine Ahnung hat, eben so ergeht es uns auch mit dem masurischen Reigen. Der Deutsche lernt freilich alles, sogar Deutsch, wenn er sich's mit Fleiß angelegen seyn läßt; nur Polnisch lernt er nicht, weder sprechen, noch reiten, noch tanzen, wie denn überhaupt in der polnischen Sprache der Schlüssel zu den beiden genannten Künsten liegt. Die Weiber nehme ich aus, deren Weltbürgerlichkeit bekanntlich so weit geht, daß sogar hie und da eine Engländerin deutsch walzen lernt. So auch sind es vielfach deutsche Frauen, welche in Wien die Masurka unvergleichlich tanzen. Ich habe dabei besonders eine im Auge, an die ich etwa mein Herz hätte verlieren können, wenn sie nicht zu allem Glück eine Gräfin wäre, keine „Comtesse," wohlverstanden, sondern was man in Wien mit dem vornehmen Namen bezeichnet. Herodias hat gewiß nicht anmuthiger getanzt, als diese Gräfin mit ihrer füllreichen hohen und doch so biegsamen Gestalt, mit ihrem regelmäßig schönen Gesicht, mit ihren seidenen Locken von dunklem Aschblond. Wenn nun durch den Tanz der Herodias ein Heiliger, der nicht einmal zusah, um den Kopf kam, was soll den unheiligen Zuschauer retten?

Um allenfallsigen Mißverständnissen vorzubeugen, muß ich euch hier ausdrücklich bemerken, daß die Eintrittskarten zu den öffentlichen Bällen jedem verabfolgt werden, welcher den Preis dafür erlegt. Andere Papiere als Banknoten und Münzscheine sind nicht aufzuweisen, wie etwa bei geschlossenen Bällen irgend einer gewissen Gesellschaft oder Gilde. Die Schutzwehr gegen unliebsamen Zudrang bilden neben dem mehr oder minder hohen Eintrittspreis die Erfordernisse der äußern Erscheinung; dadurch werden allerdings die gewöhnlichen Fledermäuse abgehalten, doch nicht die Aristokratie der Zunft, welcher ein weißes Atlasgewand so wenig Sorge erregt, als euch die Anschaffung von ein paar gelben Glanzhandschuhen, um sie der Ballnacht zum Opfer zu bringen.

Zu den lustigsten Nächten des Carnevals gehörten die Maskenbälle in den Redoutensälen der Kaiserburg, die „Redouten," wie man kurzweg diese Unterhaltungen nennt. In den vergangenen zwei Wintern war von dem hartherzigen „Ausnahmestand" den Wienern dieses Lieblingsvergnügen versagt worden; dießmal wurde die Preßfreiheit nach alter Art wieder entzügelt und bis zu den Hefen genossen, ohne jedoch jenes Uebermaß herbeizuführen, welches die Guttenberg'sche Schwarzkunst bei ihrem kurzen Gastspiel hier entwickelte.

Ich habe die Menschenpresse in der Redoute gerade so wiedergefunden, wie ich sie vor zweiundzwanzig Jahren zum leztenmal gesehen. Ich selbst bin seitdem ein anderer geworden, als ich damals war, und weiß das glücklicher Weise, denn sonst würde ich allerdings eine gewisse Veränderung zum Nachtheil der Maskenbälle entdeckt haben. Hat doch keine einzige schöne Maske mir einen Ring zum Pfand gegeben, wie damals, um mehr mich als sich selbst an das verabredete Stelldichein zu binden. Aber um der Wahrheit die Ehre zu lassen, füge ich hinzu, daß ich auch kein Pfand begehrt habe, und überhaupt mir nicht einfallen ließ, den jungen Menschen zu spielen. Ich habe mich darum nicht weniger und nicht minder nachhaltig ergözt, und meine gesammelten Erfahrungen werde ich bei passendem Anlaß eben so gut ausplaudern wie die früheren.

Für heute schließe ich, da ich das billige Maß eines Briefes ohnehin längst überschritten habe. Nächstens mehr, und zwar vermuthlich von dem Adel, der zwar von Gottes Gnaden angeboren, aber nicht ererbt wird. Den gelegenen Anknüpfungspunkt dazu bietet mir Bauernfelds gekröntes Preislustspiel, das am Dienstag (11. März) zur Darstellung kommen soll.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Geister in Amerika.

Die Nachbarn erschienen, sehr aufgelegt die Familie sammt ihrem Geiste auszulachen. Aber wie wurde den Frauen, als der Geist ihnen sämmtlich ihr Alter auf das genaueste mittheilte, eine Wissenschaft, die doch der Familie Fox wie der ganzen übrigen Welt ein tiefes Geheimniß war! Der nächste Morgen sah das ganze Dorf um das Haus versammelt; aber der Geist sprach an diesem Tage nicht. Sonntag den 2. April in der Morgenstunde

fiel es ihm indessen mit einem male ein sich bemerkbar zu machen, und er redete den ganzen Tag fort, wobei sich zu Zeiten mehr als fünfhundert Zuhörer einfanden. Ein Comité wurde ernannt, die Sache zu untersuchen, und der Bericht desselben, der mit dem oben Erzählten übereinkommt, wurde in New-York durch eine Flugschrift bekannt gemacht. — Zunächst erfahren wir nun, daß auch im Hause des Herrn Sunderland in Boston ein Geist sein Wesen treibt, und gleichfalls durch Klopfen die an ihn gerichteten Fragen beantwortet. Hier ist der jüngst verstorbene Sohn des Hauses der Klopfende, und als Herr Rufus Elmer, ein neugieriger Besucher, die Frage wagt, ob seine verstorbene Tochter nicht auch ein wenig kommen könne? macht diese sich zum Erstaunen des Vaters sogleich durch eine ganz besonders liebliche Stimme bemerklich. Beide Herrn genießen seitdem des Glückes die verstorbenen Glieder ihrer Familie immer um sich zu empfinden. — Nun fängt es auch in der Stadt Ravena zu klopfen an. Herr Johann Clackner verliert einen Sohn, und wenige Monate nach dessen Absterben klopft dieser und gibt durch geklopfte Buchstaben, wahrscheinlich auf dieselbe Art, wie die Gefangenen auf dem Spielberg sich durch Klopfen Mittheilungen machten, folgendes kund: „Ich fürchtete mich zu sterben, jezt aber bin ich glücklich. Weine nicht um mich. Ich habe nichts weiter zu sagen, als daß du bald bei mir seyn wirst. Du hast nur noch wenige Tage zu leben. Ich habe geendet.“ Worauf der Vater: „Wenn dieß der Geist meines Sohnes Johann ist, so klopfe er mir die Zahl der Buchstaben seines ganzen Namens!“ Und die richtige Zahl erfolgt, worauf Johann sich für dießmal zurückzieht. — In Stratford, Cincinati, bei einem Geistlichen, dem hochehrwürdigen Dr. Phelps, einem Manne von sechzig Jahren, der eine zahlreiche Familie hat, zieht aber eine ganze Bande böser Geister ein, die von keiner Unterhaltung, von keinem Klopfen und keinen sanften Warnungen wissen wollen. Es scheinen Dämonen zu seyn, wie weiland in die Säue fuhren. Sie machen einen unsinnigen Lärm im Hause, stürzen die Stühle übereinander, schrecken den alten Herren durch den Anblick einer Leiche in seinem Bette, die bei näherem Hinschauen aus zusammengefalteten Betttüchern besteht, reißen Thüren und Fenster auf, stehlen das Brod aus dem Schranke, kurz spielen ganz die Rolle von neckenden Kobolden. Mitunter schreiben sie ihm aber auch Briefe. Am 28. Juli 1850 fiel die erste dieser Episteln aus der Luft herab, deren Inhalt jedoch höchst weltlich klingt. — Da die Geister in den von ihnen geliebten Familien (ihre Zuneigung bestimmt sich nach der ihnen genehmen elektrischen Atmosphäre der Personen) als Rathgeber und Schutzgeister des Hauses dienen, so wurden sie neulich von einer Mutter aufgefordert, ihrem neugeborenen Töchterchen einen Namen zu geben, worauf sie „Royalannie“ buchstabirten, ein Name, der die ganze gläubige Welt entzückte, weil auf dieser Erde noch nie ein solcher da gewesen. „Royalannie Cooper,“ nennt sich also das glückliche Dämchen, das seine Gevatterin in der Geisterwelt hat.

(Schluß folgt.)

Leipzig, März.

(Fortsetzung.)

Theater.

Höchst seltsam und abgeschmackt ist, was der Verfasser in seinem bogenlangen Vorworte, in's Einzelne eingehend, über die verschiedenen Charaktere seines Stückes sagt, von denen der eine „gleichsam auf einer Springfeder steht, so leicht und beweglich ist er,“ das Wesen des andern aber auf das „einfache Rechenexempel“ zurückgeführt wird: „Zwei mal zwei ist vier. Unmöglich kann es anders seyn.“ Einen dritten Charakter hatte der Verfasser nach den Winken der Kritik für die zweite Aufführung in Leipzig ganz ausgemerzt, sah sich aber dann „durch die vielfach laut gewordenen Wünsche des Publikums veranlaßt, ihn wieder in seine Rechte einzusetzen.“ Gegenwärtig verlangt selbst das Leipziger Publikum gar nichts mehr von ihm. Für ihn löscht Thalia ihre Lampen aus, weil er ihr, seinen Beruf zu ihrem Dienste vorausgesezt, wenigstens nicht mit reiner Hingebung und ohne Egoismus zu dienen verstand. — Ein ernstes Streben kann man der Tragödie „Tiberius Gracchus,“ die hier zuerst zur Aufführung kam, nicht absprechen, und der dritte Akt kann als wohlgelungen bezeichnet werden. Der Dichter derselben, Moriz Heydrich, ist ein geborner Leipziger, hat sich als praktischer Schauspieler, wenn wir nicht irren in Hannover und Hamburg, die Bühnenkenntniß erworben, von der sein Tiberius Gracchus in durchaus edler Weise Zeugniß ablegt, ging dann nach Rußland und war nach der Märzrevolution eine Zeitlang Sekretär eines sächsischen Ministers. Obgleich das Stück von Phrasen frei ist, so müssen wir es doch zu den Produkten der Literatur rechnen, die ohne die Revolution gewiß nicht das Licht erblickt hätten. Die Wahl eines Römerstoffes für die jetzige deutsche Tragödie können wir nicht billigen, theils aus höhern Gründen, theils schon der Darstellung wegen. Sichtlich wurde es den Schauspielern schwer, sich mit den schweren antiken Gewändern, fast möchte man sagen, es wurde den Gewändern schwer, sich mit den Schauspielern auf der Bühne zu bewegen. — Ein Stück nach dem Französischen: „Bajazzo und seine Familie,“ hat die gemüthlichen Leipziger viele Thränen gekostet. Es ist mit geschickter Benützung der neuern französischen Geschichte geschrieben und gehört dem mit Recht verrufenen Genre haarsträubender sogenannter Volksdramen an. — Unter den Lustspielen ist die kleine Posse „Einer muß heirathen“ von Wilhelmi, welche zwei noch lebende deutsche Gelehrte auf's Theater bringt, von großer Bühnenwirkung und seit lange das beste, was wir hier sahen. Die Berliner Posse, „Wenn Leute Geld haben,“ von Weirauch und Dohm fand um so größern Anklang, als sie einem unserer jüngern Schauspieler, Menzel, zum erstenmal durch eine größere Rolle Gelegenheit gab zu zeigen, welch bedeutendes komisches Talent wir in ihm besitzen. Menzel gab den Schuhmachergesellen im Stück, während Franz Wallner den Schuster Pluster darstellte. Daß man in diesem Stück die mannigfachste Veranlassung hat, recht herzlich zu lachen, kann Niemand in Abrede stellen. Im übrigen sehen wir hier, daß die Berliner Posse seit „Berlin bei Nacht“ doch in der Form Fortschritte gemacht hat, wenn gleich bei diesem ganzen Genre natürlich für die Kunst nichts heraus kommen kann. — Ueber die neue Oper von Julius Rietz, „der Corsar,“ hat sich das Urtheil günstiger gestaltet, seit der Tondichter sie durch bedeutende Kürzungen für die Bühnenaufführung handlicher gemacht hat. Rietz, ein geborner Berliner, schrieb übrigens, als er noch am Orchester des königstädtischen Theaters zu Berlin beschäftigt war, schon die Musik zu Holtei's „Lorbeerbaum und Bettelstab.“ Aus seiner kümmerlichen Berliner Stellung wurde er als Kapellmeister an das Immermannsche Theater in Düsseldorf berufen und blieb auch nach der Auflösung desselben in dieser musikliebenden Stadt. Von dort kam er nach Leipzig, wo er nach Mendelssohns Tode auch die Leitung der Gewandhausconcerte übernahm. — Mit dem nächsten Concerte geht der dießmalige Wintercyclus dieser musikalischen Aufführungen zu Ende. In dem vorigen Concerte hörten wir zum erstenmal Frau Castellan, welche auch bei dem Leipziger Publikum großen Beifall fand.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 69. Freitag, 21. März 1851.

> Die halbcirkelförmige Straße der Boulevards könnte die Pfortader von Paris genannt werden. Was sie besonders anziehend macht, ist, daß sie beinahe mit jedem Hundert Schritte einen andern, dem Quartier der innern Stadt, das sie umgürtet, analogen Charakter annimmt.
>
> Fr. Kölle.

Die Pariser Bilderläden.

(s. Nr. 1—3.)

Wie sich von selbst versteht, befindet sich auf den Boulevards für die müßig dämmernde und geschäftig eilende, einheimische und fremde, neue und wiederkehrende, neugierige und gedankenlose, der unberechenbaren Mehrheit nach keineswegs sehr kunstsinnige Menschenmenge, die auf denselben dahin wandelt, eine ziemliche Anzahl von Bilderbuden dritten, fünften, achten, zehnten Ranges, wo mit dem sichern Instinkte, der den klugen Kaufmann auszeichnet, vorzugsweise der Geschmack derjenigen berücksichtigt ist, von denen sich vermuthen läßt, daß sie in dieser Stadtgegend mit mehr oder weniger Aufwand den Vorrath an Bilderschmuck für ihre, ihrer Freunde oder Auftraggeber Wohnungen holen werden.

Die Boulevards, die sich von der Madeleine bis zur Bastille schlangenähnlich hinziehen, sind weit entfernt überall denselben Charakter darzubieten. Doch könnte man sie allenfalls in drei Zonen eintheilen. Die eine, wo vornehmer Reichthum, Luxus und Farniente herrschen, beginnt an den Grenzen des Faubourg St. Honoré und erstreckt sich bis zur Höhe der Straße Montmartre. Dann kommt ein Zipfel neutrales Gebiet, der an die Zone der geschäftigen und selbstständigen Mittelklasse stößt. Diese läuft fort bis zum Boulevard du Temple, wo die Melodramentheater auftauchen und in der Nachbarschaft des Faubourg St. Antoine das Reich und der Tummelplatz des Proletariats anfängt. Der hier angegebene Charakter dieser Zonen ist nicht jeder derselben ausschließlich eigen; wie überall sind die Elemente auch hier gemischt, und es konnte nur meine Absicht seyn anzugeben, was an dem einen oder dem andern Orte besonders vorwiegt.

Die Bilderläden, die man auf dieser lang hingedehnten Linie antrifft, scheinen die hier gemachte Eintheilung ziemlich zu bestätigen. Da wo Luxus und Farniente gleichsam tonangebend sind, setzen sie, wie wir dieß übrigens schon bei Hausser gesehen, üppige Lebensgewohnheiten und das Bedürfniß prachtvollen Comforts voraus. Bei der Auswahl der Kunstgegenstände werden offenbar weniger die Vorstellungen und Leidenschaften, die in dem sittlichen, religiösen und politischen Bewußtseyn des Menschen wurzeln, als der wirkliche Kunstwerth und die ästhetische Mode, die Wirkung auf die Sinne und die glänzende Ausstattung berücksichtigt. Die Heiligenbilder stehen hier, abgesehen von den Ansprüchen, die viele von ihnen in ihrer Eigenschaft als Meisterwerke auf diese Ehre haben, nicht für Käufer zur Schau, die sich an denselben erbauen wollen, sondern als Lockspeise aristokratischer Liebhaberei und Eitelkeit; was der Politik eingeräumt ward, ist kaum mehr als ein Promemoria, und nur was in das Treiben und Trachten der großen Welt einschlägt, was der Rennbahn, der Jagd und der großen Oper angehört, ist auf diesen fashionableren Boulevards häufiger als anderswo zu sehen. Obgleich ganz in der Nähe des Stadttheils, wo die vornehme Sittenlosigkeit herrscht, obgleich von Sonnenuntergang bis Mitternacht von meist geschmacklos aufgeputzten Dirnen beständig durchschritten, zeigen uns diese Boulevards doch nur äußerst selten Scenen von so anwidernder Ausgelassenheit, wie sie die Straße des 24. Februar in jeder nachsichtigen Stunde der Polizei auszukramen sich beeilt. Zwischen dem Café Tortoni, wo die Löwen der Börse ihr Parlament

halten, und dem Theatre de Madame, wo das Vaudeville selbst die Augen niederschlägt, bleibt die Verderbniß auf halbem Wege stehen und hält sich gleichsam in den gesetzlichen Schranken. Es ist, als ob Paris die züchtigen Ladys und Misses, die gewöhnlich gleich nach ihrer Landung im Sturmschritt auf die Boulevards eilen, von diesem weltberühmten Spaziergange nicht abschrecken und Angesichts der vielen Fremden, die sich auf demselben zu ergehen pflegen, mit einiger Verschämtheit aufzutreten sich bewogen fühlte.

Paris ist überhaupt auf den genannten Boulevards kosmopolitischer als sonst in einer Gegend der Stadt, und es ist nicht mehr als billig, daß bei Ritter und Goupil, in dem wohl glänzendsten Bilderladen von ganz Paris, der zur Rechten die Rue Vivienne, die Rue Richelieu zur Linken hat und so in Prunk und Reichthum förmlich eingefaßt ist, Kunsterzeugnisse aller Kulturvölker Europas mit einander wetteifern. Steindrücke und Kupferstiche nach den beliebtesten Arbeiten der Schulen von Düsseldorf und München hängen hier mit den in Stahl gestochenen Jagd- und Thierstücken der Engländer beisammen. Zahllos sind die in Paris vereinigten Talente verschiedener Zungen, die alle zum größern Ruhme Frankreichs beitragen und auch, mögen sie nun den Namen Calamatta oder den nicht französischeren Namen Forster tragen, von dem ungeheuern Haufen der stockpatriotischen Gallier, eben so gut wie Leibnitz und Haller, Meyerbeer und Rossini, als Eigenthum der großen Nation betrachtet werden. Alles nun, was diese gewandten Hände an ältern oder neuern Schöpfungen in der Malerei und Skulptur nachbilden und vervielfältigen, alles was sie durch dieselben Mittel, die diesem Zwecke dienen, zur Veranschaulichung der eigenen Gedanken zu Tage fördern, ist bei Ritter und Goupil in sonst nirgendwo erreichter Vollständigkeit versammelt und man könnte diesen Bilderladen eine allgemeine Kunstausstellung im Kleinen nennen.

In dem Maße aber, in dem man sich vom Boulevard Montmartre entfernt und der Porte St. Martin zusteuert, verliert sich dieser elegante und kosmopolitische Charakter mehr und mehr; zwar ziehen wir noch immer an glänzenden, stattlichen Kaufläden vorüber; die Speisehäuser, und zwar die appetitlichen Speisehäuser scheinen sich sogar zu vermehren. Die Vorstadt Poissonnière, an der wir vorbei kommen, ist ein neuer, schmucker, lachender Stadttheil, der von Leuten bewohnt wird, die wahrhaftig nicht darben, und das oben erwähnte „Theatre du Gymnase,“ das sich eine zeitlang des Patronats der Herzogin von Berry erfreute und mehrere Jahre hindurch sowohl das adelige Faubourg St. Germain als die hohe Bank, des edlen Faubourgs Nebenbuhlerin, durch den Magnet Scribescher Poesie in seine Logen zog, liegt noch weiter gegen die Bastille zu, auf dem Boulevard Bonne Nouvelle. Aber diese einzelnen Punkte bilden kein Ganzes mehr, es ist nicht die ununterbrochene Magie mehr, die uns noch kurz zuvor geblendet, es ist die Oper eines mittelmäßigen Tonsetzers, wo einige recht ansprechende Motive aus der Masse nichtssagenden Geleiers auftauchen, gegen einen Barbier von Sevilla, der lauter Melodie ist. Die ausländischen Gesichter, Haltungen und Anzüge, die steifen Engländer und bizarren Engländerinnen zumal nehmen sichtlich ab, die Metamorphose springt in die Augen, und mit jedem Schritte werden wir es deutlicher gewahr, daß wir weiter rücken in eine neue Welt.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus Ungarn.

(Schluß.)

Am vierten Abend waren wir in Leutschau und bald unter lauter bekannten, freundlichen Gesichtern. Noch am selben Abend war in der Familie P. große Berathung, wie sich die Zeit am vergnügtesten zubringen lasse. Ein Liebhabertheater wird in Vorschlag gebracht, der Vorschlag schnell zum Beschluß erhoben. Zwei Stücke werden gewählt: „Richards Wanderleben,“ nach dem Englischen des O'Keave, und die Schuld von Müllner. Die Rollen werden noch am selben Abend vertheilt. Die Zeit zur Ausführung ist sehr kurz, wir haben nur acht Tage vor uns. Lust und Liebe und unendlicher Eifer müssen alles ersetzen. — Schon am andern Tage ging es ernstlich an's Werk. Am Theater war zu richten und auszubessern, die Rollen wurden abgeschrieben, die doppelte Garderobe bestellt, Schneider und Nätherinnen in Requisition gesetzt.

Nachmittags fuhren wir im Schlitten nach Iglo, einem wohlhabenden, betriebsamen Städtchen. Unterwegs begegnete uns Master in polnischem Pelz und Mütze, gleichfalls im Schlitten, mit vier prächtigen Rappen bespannt. Er erkannte mich schnell, war mit einem Satze aus dem Schlitten, purzelte in den Schnee und stürmte noch schneeüberdeckt und blüthenweiß auf mich los, mich zu umarmen. Er hatte keine Zeit sich als Schauspieler zu betheiligen, versprach aber als Mechaniker und Dekorationsmaler mitzuwirken.

Unser Regisseur war Herr P., ein reicher und doch armer Mann, denn — er war blind. Wie es hieß, hatte er zu schnell gelebt, aber Lust und Liebe zum Vergnügen waren in ihm noch sehr lebendig. Er ließ sich täglich in die Probe führen, musterte, kritisirte, traf Anordnungen, half mit Rath und That und Geld in allen Nöthen. Fast jeden Nachmittag war Gesellschaft im Hause meiner freundlichen Wirthe. Die hübschen Fräulein tanzten Quadrille, Walzer, Galopp. Der Ton war ein ungezwungener, angenehmer. Die Gesellschaft bestand zum Theil aus Professoren der evangelischen Lehranstalt, unterrich-

teten Männern, die ihre Bildung in Deutschland, zumeist in Göttingen geholt hatten. Durch diese Beimischung deutsch gebildeter Elemente gewinnt das gesellschaftliche Leben in protestantischen Städten Ungarns überhaupt an Anstand und Sitte. Man fühlte sich ganz nach Deutschland versezt. Am späten Abend war gewöhnlich noch Herrncirkel bei Herrn P. Eine Bowle Punch dampfte auf dem Tische, zuweilen wurde auch Crampampuli gebraut. Ein paar privilegirte Spaßmacher durften nicht fehlen. Ein Männerchor ließ sich mit vierstimmigem Gesang vernehmen und der alte P. vergaß, in die allgemeine Lustbarkeit mit einstimmend, sein Elend.

Der Tag der Aufführung rückt heran. Die Zettel und Einladungen werden verschickt. Das Theater strozt von Zuschauern. Das Stück geht ziemlich gut seinen Gang und nach der Vorstellung ist großes Souper im Costüm. Doktor Ammoniak als Herrnhuther sizt neben der schönen Susanna, die ihm noch vor Kurzem als Zofe der reichen Sophie Donner die Augen auskratzen wollte, und der alte Seekapitän, seiner Rolle getreu, donnert zwar nicht mehr, aber vergnügt sich an der Flasche.

Tags darauf ist eine nächtliche Schlittenfahrt angesagt mit Fackeln. Die Damen sollen durch das Loos gezogen werden; aber die ungarische Gastfreundschaft will ihre Gäste nicht dem blinden Zufall preisgeben. Ich werde ausgeholt, wen ich am liebsten an meiner Seite sähe. Als der Topf mit den Zetteln erscheint, worauf die Namen der Damen verzeichnet sind, steht der blinde P. zu meiner Rechten. Er krabbelt an meinen Händen herum; ich merke dieß, aber nicht sogleich seine Absicht. Endlich fühle ich einen Zettel in meine Hand gedrückt. Ich lese ihn beim nächsten Lichte: er enthält den Namen eines weiblichen Mitglieds der Dilettantengesellschaft, das in der Schuld als Jerta glänzen soll, eines Bürgersmädchens von ausgezeichneter Schönheit und dem angeborenen Anstand, die ihr den Beinamen der Königin erworben. — Die Schlitten, jeder mit einem Pechfackelträger hinten auf, fahren dreimal durch die Stadt und halten endlich an einem beleuchteten Hause. Wir fragen was es gebe: es ist ein improvisirter Ball, eine zahlreiche Gesellschaft ist bereits versammelt, und der Ball währt bis zum Morgen.

Die Aufführung der Schuld macht noch mehr Arbeit als Richards Wanderleben. Master hatte einen neuen ganz artigen Rittersaal zusammengeklekst; Ammoniak spielt mit Würde den spanischen Don Valeros, aber seine Gedanken schweifen aus Spanien und Schweden nach dem frühern Schauplatz seiner Thätigkeit, da er als Herrnhuther sich auf den Brettern bewegte. Ein Liebhabertheater ohne eine kleine Liebesintrigue wäre ein Unding. Ammoniak schmachtet für die schöne Susanne. — Die Schuld ist vorüber, der Abschiedstag ist gekommen, Thränen werden geweint, zumeist aber fließen die Thränen der schönen Susanne um den stattlichen Ammoniak, der sich nach gespielter Rolle wieder verflüchtigt.

Dichterloos.

Nach dem Dänischen des Henrik Herz.

Um zu leben, muß ich schreiben,
Ob auch Harm erfüllt mein Herz;
Um zu leben, muß ich treiben
Musen euch zu Vers und Scherz.

Um zu trinken diese Luft,
Um zu sonnen mich in Wärme,
Um zu athmen Blumenduft,
Fern von Häusern, fern dem Lärme;

Um zu schwärmen zwischen netten,
Blauen schwebenden Libellen,
Muß ich schreiben an Novellen,
An Terzinen und Sonetten.

Um des Meeres Nereiden
Bei des Abends Purpurgluth
Gehn zu sehn in stillem Frieden,
Schaumbedeckt auf hoher Fluth;

Dann im lauschig kühlen Bade
Grüner Büsche plätschernd schau'n
Nach dem Haar und Augenbrau'n
Dort der seufzenden Dryade;

Oder um bequem zu seh'n
Durch der Linden duftig Blühen
Unter dichten Lauballeen,
Welche Sterne leuchtend glühen;

Und in solchem Schau'n zu ahnen,
Tief versenkt in's All der Welt,
Jenen Ewigen, der hält
Alle Stern' auf ihren Bahnen;

Dann, um mich herumzutreiben
Nach Belieben, wie ich mag,
Muß ich, herzenskrank und zag,
Früh und Abends schreiben, schreiben.

Um an Thränen mich zu letzen,
Muß auf dem Papier ich lachen,
Um mich lustig wo zu machen,
Schreibend dann die Augen netzen.

Um zu brechen meine Ketten,
Mehr' ich täglich ihre Last,
Zeig', um tiefern Sinn zu retten,
Mich dem Volk als närr'scher Gast.

Um mir Achtung zu erringen,
Muß ich tausend Kniff' ersinnen,
Muß dem Teufel Netze spinnen,
Mich zu Göttern aufzuschwingen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, März.

(Schluß.)

Musik. — Carneval.

Einen musikalischen Genuß anderer Art bereitet uns die Gesellschaft der Loszer Musiker, welche hauptsächlich aus Zigeunern besteht. Die Loszer Truppe wird geführt von dem Besitzer der Loszer Herrschaft, welcher die musikalischen Kräfte auf seinem Gebiete zusammenlas und ausbilden ließ und seitdem ihr Schutzpatron ist, wie denn überhaupt in Ungarn kein Zigeunertrupp es wagt in den Gesellschaften auf den dortigen Edelhöfen zu spielen, ohne daß irgend ein Edelmann ihr Schutzpatron und ihr steter Begleiter wäre. Oft sollen, wie wir von hiesigen Ungarn hörten, mehrere solcher Banden zu gleicher Zeit auf einem Edelhofe zu einem musikalischen Wettkampfe erscheinen, von denen jede ihren Edelmann als Patron bei sich hat. Der Führer der Loszer Musikanten hatte als Oberst am ungarischen Revolutionskriege Theil genommen, und seine Erlebnisse während und nach demselben sind sehr interessant. Während der Capitulation von Vilagos hatte er sich mit seinen Honveds durchgehauen, um sich nicht den Russen ergeben zu müssen, ein Zug aus dem ungarischen Kriege, von dem auch Schlesinger, jedoch ungenau, in seinem bekannten Buche berichtet. Später wurde er, da er nicht geflohen war, zur Strafe als k. k. Wagenschmierer und Trainknecht in die österreichische Armee gesteckt, verstand sich indessen bei der gegen ihn anhängig gemachten Untersuchung so klug zu vertheidigen, daß man ihn bald begnadigte. Er versicherte stets mit dem Rufe: „es lebe mein Vaterland und mein König!“ in den Kampf gezogen zu seyn und sich deßhalb während der Capitulation von Vilagos durchgehauen zu haben, weil er es für Verrath gehalten sich irgend jemand anders als der Armee seines Kaisers zu ergeben. „Nun, das heißt wie ein Ehrenmann gehandelt!“ rief ihm da der Untersuchungsrichter zu. Nach seiner Befreiung vom Train beschloß er mit seinen Zigeunern ganz der edeln Musika zu leben. — Der Eindruck der ungarischen Volksweisen, namentlich des Raceczi, ferner des Liedes: „Es senken die Wolken sich über Komorn,“ und einiger anderer, war bei dem Vortrage dieser Musikanten in Leipzig ein gewaltiger. Eine Leipziger geschlossene Gesellschaft, die sogenannte Gewandhausgesellschaft, hat sich den etwas raffinirten Genuß nicht versagen können, die Kinder der Heide, welche sonst hier nur Concerte gaben, für einen ihrer Bälle zu gewinnen, und im großen neuen Saale der Centralhalle nach ihrer Geige zu tanzen. Ueberhaupt schwamm Leipzig, seit ich Ihnen zuletzt schrieb, in einem Meer von Vergnügungen. Namentlich hat es eine große Anzahl von Maskenbällen gesehen. Ich füge Ihnen ein lebendiges Stück von unserem Carnevalsleben bei, nämlich das Programm eines Wirthes zur großen Volksmaskerade im Schützenhause. Sie werden daraus am besten sehen, was der ehrliche Leipziger auf dem Gebiete des Witzes und der Schalkhaftigkeit zu leisten vermag. Es heißt in diesem Programm: „Im Jahre 5801 nach Erschaffung der Welt, im 21sten nach Aufhebung der Leipziger Stadtsoldaten und im achtzehnten nach Erbauung des Schützenhauses wird in den Sälen desselben Donnerstag den 20. Februar, als am Tage Leberecht, ein großer Volksmaskenball stattfinden. Leberecht — schon der Tag sagt einem Jeden, daß er da nicht zu Hause sitzen und den Duckmäuser spielen soll. — Es werden daher alle Narren und Nichtnarren zu diesem Tage hiermit einberufen, da zu erwarten, daß dieser Tag eine nicolaithurmhohe Heiterkeit mit sich führen wird. Es soll dieser Volksmaskenball ein Aufgebot aller Freuden werden, eine Mobilmachung sämmtlicher Kobolde des Frohsinns, ein Leipziger Kladderadatsch mit bunten musirenden Narrheiten und lebenden Holzschnitten. Für diejenigen, welche nicht die große Industrieausstellung zu London besuchen, die sich nicht dem Cotillon der Völker anschließen können, um das große industrielle Völkerfest mit zu feiern, wird vorher schon im zweiten Saale des Schützenhauses die große Londoner Industrieausstellung zur Belehnung und Belustigung des Publikums stattfinden. Man wird in diesem Vorparlament der allgemeinen Menscheneinigung die Deputirten aus Stoff, Sache und Arbeit erblicken, Mitglieder aus Eisen, Stahl, Tuch und Leder; mit einem Wort: Lieder ohne Worte in Erz, Thon und Holz.“ Und so weiter.

London, Februar.

(Schluß.)

Geister in Amerika.

In Sandy Hook New Town ist gleichfalls eine Bande böser Geister eingerückt, und Herr Lorenz Hook sieht die Stühle in seinem Zimmer umhertanzen, die Tische in die Luft steigen, und längst gestorbene Glieder der Familie thun ihre Gegenwart kund. Als Dokumente für die Glaubwürdigkeit dieser Geister führt man dann auch Prophezeihungen durch Träume, Ahnungen, Visionen, kurz alles an, was für eine uns nahe liegende Welt der Geister zeugen kann. — Eine durch Augenzeugen beglaubigte amerikanische Geistergeschichte ist folgende: Ein Ansiedler im westlichen Amerika wurde auf seinem Pachthofe vermißt. Sein Hausvogt gab vor, er sey auf einer Geschäftsreise nach England und habe das Gut seiner Aufsicht übergeben. Man wunderte sich über die schnelle Abreise, bald jedoch hatten die Nachbarn die Sache vergessen. Da ritt eines Sonnabends Abends spät ein anderer Ansiedler des Weges heim, und als er an das Gehege kam, das den Pachthof seines Freundes von der Straße trennte, sah er ihn dort sitzen. Er rief ihm sogleich einen freundlichen guten Abend zu, und als keine Antwort erfolgte, stieg er ab und ging zu ihm hin. Der Nachbar verließ hierauf die Hecke und schritt quer durch das Feld einem Teiche zu, der unfern seiner Wohnung lag, die er so unerwartet verlassen hatte. Der Pächter fand die Sache höchst auffallend und ging am nächsten Morgen in's Haus seines Freundes, um ihn wegen dieses sonderbaren Benehmens zur Rede zu stellen; er fand aber nur den Hausvogt, der ihn auslachte, da sein Herr jezt bereits die Ufer Altenglands erreicht habe. Der Pächter beruhigte sich indessen nicht dabei und eilte zu einem Friedensrichter, um denselben darauf aufmerksam zu machen, daß vielleicht nicht alles richtig zugegangen sey. Ein Neger wurde mit einigen Polizeidienern abgesendet. Man ging zu der Hecke, wo der Pächter seinen Freund hatte sitzen sehen. Der Neger roch auf der Stelle umher und roch Blut, und der Spur desselben folgend führte er seine Begleiter dem Teiche zu, dessen Ufer er eine Weile untersuchte, bis er sich in ein kleines Gebüsch wandte, wo man den Leichnam des Vermißten vergraben fand. Der Hausvogt wurde eingezogen, auf die gegen ihn zeugenden Umstände hin verurtheilt, und bekannte vor der Hinrichtung sein Verbrechen. — Man sieht, mit dem ganzen Gepäck der europäischen Kultur ist vollständig auch der Gespensterglaube über das große Meer geschleppt worden, und er führt dort auf neu umgebrochenem, ungeschichtlichem Boden Zug für Zug dieselben kleinen Schauerdramen auf, welche seit dem Alterthum, in wunderbarer Gleichförmigkeit sich wiederholend, die poetische Kraft der Menschenseele vollständig bewiesen und die Frage nach einer uns umringenden Geisterwelt offen gelassen haben.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 70. Sonnabend, 22. März 1851.

— Facit discrimina cultus.
Ovid.

Bilder aus Schottland.

(s. Nr. 35—43.)

Beauly und Fort George.

Wenn man sich durch den „Feuerwagen" mit der Schnelligkeit des Windes von der Ostküste Englands an das Westgestade, von dem reizenden, zierlichen Dover, von dem lärmreichen London oder dem theerduftigen Hull an den Felskranz versezt sieht, an welchem sich die Wellen des atlantischen Meeres brechen, wird man sogleich gewahren, daß im Westen alles ernster, strenger, zurückhaltender, prosaischer ist als im Osten, und man gibt sich leicht dem Glauben hin, hier seyen deutsche Gutmüthigkeit, holländische Genußsucht und französischer Leichtsinn, dort der Ernst und die Strenge der amerikanischen Sitten nicht ohne Einfluß auf das Leben und den Charakter der Bevölkerung geblieben.

Schottland bietet dieselbe Erscheinung dar. Der Westhochländer steht zwischen einer großartigen wilden Berg- und Felsscenerie und einem fast immer stürmisch bewegten Meere und lebt in einem steten Kampfe, um als eine Art Wildheuer den in ewigem Fieberschweiß liegenden Glens und als Fischer der Wuth der See die Nothdurft des Lebens zu entringen. Ohne den Schmuck einer grünen Wandbekleidung lehnt sich seine Hütte an die triefende Felswand eines wilden Glens; der harte, feste Torf glimmt in der Mitte des aus gestampfter Erde bestehenden Stubenbodens und der Rauch hat keinen andern Ausgang als durch die Thüre oder die Rizen des mit Ginster oder Seegras belegten Daches; auf der einen Seite das ärmliche Lager, um welches die Schäze des Haushalts, Wolle und Ziegenfelle verpackt sind, auf der andern der Raum für die zwei Kühe, die jedoch dieses Obdachs nur im strengsten Winter bedürfen, denn sie streifen neun, oft zehn Monate des Jahrs Tag und Nacht auf ihren Hügeln umher. In diesen von der Welt fast ganz abgeschlossenen Towns und Cottages herrscht die Armuth, oft die bitterste Noth, aber auch die Einfalt, die Frömmigkeit, die Sittenreinheit der Idyllenwelt. Der Reisende, welcher Abends durch eines dieser einsamen Townships wandert, hört keinen andern Laut als das Gebet in den unbeleuchteten Hütten, und wenn man ihm in dem ärmlichen Innligh-osda, wie es der Gäle nennt — ein Crowdie, eine Art dicker Biersuppe, versezt, glaubt man ihm ein Leckermahl geboten zu haben.

Wie ganz anders an der flachen, sandigen Ostküste Schottlands, an welche die blauen Wellen des deutschen Meeres in heiterem Klange anschlagen! — Thätigkeit, Behaglichkeit, wenn nicht Wohlhabenheit, Heiterkeit allum. Der kleinste Hafen, die unbedeutendste Bai, das schmalste Firth verkehrt mittelbar oder unmittelbar, täglich, ja stündlich mit dem In- und Auslande, während auf der Westküste nur alle vierzehn Tage ein Boot regelmäßig aus dem Süden kommt. Stattliche Dampfschiffe kreuzen sich auf den belebten Wassern und sprechen, wie bei uns die wandernden Handwerksbursche, fast vor jedem Hause an, dessen hoher Giebel in die See hinaus blickt. Die vergoldeten Reisekäfige der vornehmen Welt, die reich und bunt bemalten Eilwagen, von vier stattlichen Rossen gezogen, fliegen die herrlichen Parlamentsstraßen entlang, deren Saum die Wellen küssen. Die tausend Gewerbe, welche der Schifffahrt dienstbar sind, vertheilen sich in den Townships Küste auf und Küste ab, und unter tausend Hände. Während der West-

schottländer sich bei dem Fischfang bloß als Löhnling betheiligt und fünf Monate des Jahrs Seemann, die übrige Zeit aber bloß »lubber,« Landratze ist, treibt sich der Ostküster Jahr aus Jahr ein auf eigene Rechnung in der See umher, oder nimmt als Küstenfahrer Theil an dem Gewinn, welchen der Großhandel über See abwirft. Man wandere von Beauly (sprich Bo-li) bis Wick hinauf und man wird jeden Abend an der belebten Straße ein behagliches Inn und Gäste jeder Art, Geschäftsleute zu jeder Jahreszeit, in den Spätsommermonaten Touristen »of every description« antreffen, während man im Westen auf seinen einsamen Glenpfaden kaum von Zeit zu Zeit einem Hirten begegnet und Abends den besten Willen, aber »a bad accomodation« findet. Dort bereitet man ein Beefsteak so köstlich wie in den berühmten Speisehäusern um St. Paul's zu London; hier begnügt man sich mit einem Grützebrei, aus Hafermehl und Ziegenfleischbrühe bereitet, und einem Ziegenrippchen mit schwarzem Brod. Die Wirthin erschrickt hier, wenn man einen Sovereign auf den Tisch legt; dort lächelt der Wirth eine fünf Pfundnote so freundlich an, als stieße das Bankgebäude von London unmittelbar an seinen Pferdestall.

In dieser Weise äußerte sich mein Reisegefährte, ein Landschaftsmaler von Edinburg, welcher einige Wochen in den westlichen Hochlanden zugebracht und unsern, mit goldenen, rothen, blauen und grünen Ortsnamen bemalten Wagen in einem „Town" bestiegen hatte, dessen Name aus drei ch. welche gegurgelt wurden, und sieben Vokalen besteht, von denen man nur einen halb hören läßt. Das Frühstück zu Dingwall hatte ihn nach der kalten Nacht im Gebirg in eine sehr behagliche Stimmung versezt und seiner angeborenen Redseligkeit neue Schwingen gegeben. Als wir das Muir of Ord, einst ein Raum, auf welchem sich die Frasers, Macleods und Mackenzies mit Vorliebe die Schädel einschlugen, jezt durch die großen Viehmärkte berühmt, welche die Schlächter und Pächter von halb Schottland und tausende der kleinen, schwarzen, struppigen und ungebahrigen Stiere nebst deren Sippschaft hier versammeln, hinter uns hatten, warf die Morgensonne ihren aus Purpurnebel gewebten Plaid zurück und schwelgte in dem Meere von Licht und Wonne, welches sie über das Firth von Beauly und dessen reizenden Ufersaum ausgoß. — „Da sehen Sie," rief der entzückte Maler, „einen Morgen an der Ostküste des Landes! Hier Licht, Glanz, Wärme, Leben; über den Bergen dicker, schwarzer Nebel auf Meer und Feldkuppen, Moordunst und Erstarrung. Der Druck, die Nacht, welche dort auf dem Lande lastet, lastet auch auf den Köpfen. Die Gebirge von Argyll thürmen sich in fünf stets höheren Zügen bis zum Himmel empor; wenn Sie aber den dort heimischen Aberglauben häufen könnten, würde die Masse die Höhe des Gebirgs überragen. Hier dagegen hat das Licht der Aufklärung selbst die untersten Schichten des Volks durchdrungen und mit dem Feudalgeist sind alle andern Geister und Gespenster verschwunden."

Ach, die Schwärmerei des Künstlers für seine Ostküste sollte sogleich zu Beauly einen herben Stoß erleiden. Obgleich wir unsere Plätze bis Inverneß bezahlt hatten, konnten wir es nicht über uns gewinnen, die wahrhaft entzückenden Umgebungen des Dorfes oder der Stadt Beauly — denn man hört hier an Ort und Stelle in derselben Minute Beauly »town« und »village« benennen — so rasch zu verlassen; wir ließen daher den Eilwagen über die schöne Brücke fliegen, legten unsere Reisetaschen in dem Lovat Arms Inn ab und schickten uns an, die Merkwürdigkeiten von Beauly und seinen Umgebungen im Sturme zu nehmen. Herr Small, der freundliche Wirth, erbot sich uns seinen Kellner als Führer mitzugeben, und wir hatten den Muth nicht, dieses gutgemeinte Anerbieten von uns zu weisen. Chrisy (Christian), welchen man, wie wir nachher hörten, zu Beauly nur Gristle, Knorpel, nannte, war ein kleiner, verschrumpfter und verknorpelter alter Bursche, welcher in dem Lovat Arms Inn von unten auf gedient hatte, das heißt vom Stalljungen zum Hausknecht, vom Hausknecht zum Kellner vorgerückt war und jezt der Tyrann des Hausgesindes, das Faktotum der Wirthschaft und die Zielscheibe des Witzes der reisenden Handlungsdiener abgab. Da sein Familiennamen Fraser war, gehörte er dem Lovat-Clan mit Leib und Seele an und äußerte sich ziemlich wegwerfend über die „Herrn der Inseln," welche den Frasers einst allerdings manchen schlimmen Dienst erwiesen haben. Kein Wunder daher, wenn er uns vor allen Dingen zur Wardlaw Kapelle führte, deren Wände von Wappenschildern und Gedächtnißtafeln der alten Häuptlinge seines Clans strotzen. Chrisy hätte uns an keinen schönern Punkt in dieser Gegend führen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Bilderläden.

(Schluß.)

Unter den zahllosen Symptomen dieser Umwandlung nehmen auch die Bilderläden ihre Stelle ein, und beredter noch als die Dinge, die sich bloß oder mehr auf das materielle Leben beziehen, zeugen sie von der Veränderung. — Nach eigentlichen Kunstsachen, nach bildlichen Darstellungen, die den Freund des Schönen zu interessiren vermögen, sieht man sich auf diesem Gebiete vergebens um, und wenn auch der gewissenhafte Sucher von Zeit zu Zeit etwas dergleichen entdeckt, so darf er das als einen kostbaren Fund betrachten. Was leicht in die Augen fällt und weder

Aufmerksamkeit noch feineren Sinn erfordert, bunte und reinliche Lithographien, die in die Völkerkunde einschlagen oder die Freuden des Lebens verherrlichen, mit Empfindeleien des häuslichen Glücks den Beifall eines ehrsamen Kleinbürgerthums erwerben, oder dem Nationalstolz und dem republikanischen Bewußtseyn des Pariser Philisters schmeicheln — das sind die hauptsächlichsten Kunstschätze, die auf dem Raume zwischen dem Boulevard Poissonnière und dem Boulevard du Temple uns begegnen.

Mit dem Boulevard du Temple endlich beginnt die dritte Zone. Hier fängt das Lager der Proletarier an, deren Vorposten bis zu der Vorstadt St. Martin und noch weiter vorgeschoben sind. Hier stand die Barake Fieschi's, hier oder ein paar Schritte von hier war in den Junitagen eine der hartnäckigsten Barrikaden errichtet; hier steht das Melodram in voller Blüthe, und das Publikum greift in die Handlung ein, wie der alte Chor, durch laute Ausbrüche des Unwillens, wenn der Tyrann eine recht schwarze That ausbrütet oder vollbringt, durch possirliche Aeußerungen seiner Zufriedenheit, wenn irgend ein Hirte, Fischer oder Grobschmied mit plebejischem Edelmuth ein geopfertes Fürstenkind aus den Händen der Habsucht, des Ehrgeizes oder der Bosheit rettet. Kaffeehäuser, Schenken, Kaufläden haben fast eine provinziale Physiognomie; man ist noch immer in einer großen Stadt, der Platz der Bastille erweckt zahlreiche Erinnerungen, und doch fühlt man sich halb schon auf dem Land oder vielmehr in einer unverhältnißmäßig ausgedehnten Landstadt, so groß ist der Unterschied zwischen dem Anblick dieses Bereichs und dem flimmernden Panorama der vornehmen Boulevards.

Die Bilderläden, wenn man überhaupt hier noch von Bilderläden reden darf, stimmen durchaus zum übrigen und machen die Aehnlichkeit mit einer Landstadt noch auffallender. Erstens nehmen sie, mit sehr unbedeutenden Ausnahmen, eine keineswegs unabhängige Stellung ein, sind mit anderem Schacher verbunden, bilden das Nebenverdienst eines schäbigen Antiquars, hängen mit einem kümmerlichen Buchhandel zusammen. Die engen, niedrigen Lesekabinette, die dem zeitungslesenden Proletarier hier zu Gebot stehen, tragen durch die Menge von Charivariblättern, mit denen ihre Fenster förmlich tapezirt sind, das Gepräge kleiner Bildermagazine. Das sieht man allerdings auch anderswo, allein es ist anderswo kein Surrogat für wirkliche Kunstanstalten, die diesen Namen mit mehr oder weniger Recht verdienen, und wird daher minder beachtet. Hier aber sind sie gleichsam, erlauben Sie mir das altfränkische Wort, die fürnehmsten Einrichtungen dieser Art, für den gemeinen Mann eine wahre Wohlthat. Der verbitterte oder verhezte Fabrikarbeiter freut sich da an dem kecken Hohn, womit die Thiers, die Molé, die Berryer und die übrigen großen Herrn, die er für seine Feinde hält, überschüttet werden. Der niedere Handwerker lacht gleichfalls billigend über die Schnurren, womit die wohlbezahlten Müssiggänger des Palais Bourbon (»vingt cinq francs la pièce«) aufgezogen werden, wenn es ihn gleich zuweilen verdrießen mag, daß man auch seinen Louis Napoleon so scharf auf's Korn nimmt. Der muthwillige Lehrling endlich hat seinen Spaß an allem, und es macht ihm eben so viel Jur, wenn der General Grammont, der zelotische Prediger gegen Thierquälerei, vom grausamen Poitevin in seinem Ballon als armes geduldiges Rößlein in die Lüfte entführt und wie ein vierfüßiges Wesen ausgestreckt vom kühnen Jokei geritten wird, als wenn hohe Beamte in Uniform mit voluminösen Frauenzimmern am Arm dem Elysée zustreben und am Thor die nicht eben tröstliche Anzeige lesen: „Heute wird nicht gespielt wegen Unwohlseyns der Kasse," und im Hintergrunde der alte verknöcherte Molé, als bemoostes Vagabundenhaupt gekleidet, eine mephistophelische Geberde, und der kleine Thiers als Straßenjunge, als kleiner Pariser Taugenichts, in der Blouse, aber mit seiner Brille auf der Nase, den enttäuschten Ankömmlingen eine lange Nase macht, was ihm von einer der voluminösen Frauen einen Blick voll aristokratischer Entrüstung zuzieht.

Was aber auch immer dem Auge dieser ungeschulten Beschauer vorkomme, es ist nicht die Ausführung, sondern der Gegenstand, der sie wesentlich beschäftigt. Die Fragen des Geschmacks gelangen nicht hieher, der Vorstädter kümmert sich nicht darum, ob die Pferde der Reiter auf den Schlachtbildern, die er bewundert, unmögliche Beine haben, oder ob das Fußvolk mit Händen versehen ist, die keinen Strickstrumpf halten, geschweige ein Schießgewehr regieren könnten, wenn nur die Franzosen Sieger bleiben. Die schauerlichsten und weinerlichsten Auftritte aus dem Thurm von Nesle und ähnlichen Melodramen mit erklärendem Texte in spanischer und französischer Sprache fesseln ihn, so abscheulich sie auch gerathen seyn mögen, und wiewohl er in den Köpfen seines Ledru, seines Lagrange, seines Pyat, kurz seiner großen Männer etwas Pathos verlangt, wiewohl der jüngere Proletarier zumal selbst Fehler der Zeichnung hie und da gut bemerkt und manchmal mit treffendem Humor hervorhebt, so gibt er sich doch schon zufrieden, wenn das Ideal nur schlecht und recht verwirklicht ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Robencouren. — Link. — Spontini. — Skulptur.

Die Hoffeste, welche mehrere Wochen hinter einander an jedem Mittwoch stattfinden, waren dieses Jahr äußerst glänzend. In der ganzen, nach dem Lustgarten hinausschauenden Front des Schlosses waren die beiden obern Stockwerke erleuchtet; das von Meyerbeer geleitete Concert, in welchem unter andern Künstlern die deutsche Sängerin Köster und die italienische Sängerin Castellan mitwirkten, war im weißen Saale angeordnet, in demselben Raume, in welchem der König die Vertreter des Volkes zur Thronrede zu berufen pflegt. Der technische Ausdruck für diese Feste ist „Robencour," weil alle Damen in Schleppkleidern erscheinen müssen; den Beamten ist nur im Gallakleide ihres Amtes der Zutritt gestattet. In Folge einer solchen oder ähnlichen Anordnung war z. B. dem Präsidenten der zweiten Kammer, Grafen Schwerin, bedeutet worden, man wünsche ihn in der alten landständischen Uniform erscheinen zu sehen. Graf Schwerin blieb aus und gab nachträglich als Grund des Ausbleibens an, daß nach seiner Ueberzeugung jene landständische Kleidung keine gesetzliche Geltung mehr habe. Da man den Grafen nicht entbehren wollte, gab man ihm zu verstehen, daß er auch in der Uniform eines Landraths, welches Amt er früher bekleidete, erscheinen dürfe, und in dieser Amtstracht besuchte der Kammerpräsident die zweite Robencour.

Die Sterblichkeit ist unter den Männern der Kunst und Wissenschaft auffallend stark. Neulich mußte ich Ihnen den Tod Lortzings und Meyers melden, und vergaß den Hintritt eines würdigen Veteranen der Wissenschaft, des trefflichen Botanikers und liebenswürdigen Humoristen Link. Jetzt erinnert mich daran die vom Professor Wichmann in Marmor gearbeitete, außerordentlich ähnliche Büste Link's, von der zwei Exemplare, eines für die Familie des Verstorbenen, eines für die hiesige Universität, angefertigt werden sollen. Zugleich kam aus Italien die Nachricht vom Tode des Componisten der Vestalin, des Cortez, der Olympia, des vierundsiebzigjährigen Spontini, der hier lange als preußischer Generalmusikdirektor wirkte, die Opern Nurmahal und Agnes von Hohenstaufen schrieb und für die würdige Pflege der klassischen Oper sorgte, wenn auch die jüngeren deutschen Componisten zuweilen über Vernachlässigung und Zurücksetzung zu klagen hatten. Seitdem Spontini durch eine Brutalität des Publikums, ein vom Zaun gebrochenes Auspochen, aus Berlin verscheucht wurde, ist unsere Oper tiefer und tiefer gesunken, weil keiner der angestellten Musiker den pseudo-ökonomischen Studien des Herrn von Küstner das genügende Gewicht entgegensetzen konnte, und selbst Meyerbeer, um fortwährenden Streitigkeiten zu entgehen, sich von der thätigen Theilnahme an der Opernleitung zurückzog. Mag man gegen die Amtsführung Spontinis manchen gerechten Tadel zu äußern haben, so steht doch das Eine unumstößlich fest, daß derselbe die glänzendste und würdigste Periode der Berliner königlichen Oper vertritt.

Meister Kaulbach hat uns jezt verlassen, da er nur im Sommer hier seine großen Wandgemälde im Treppenhause des neuen Museums fördert. Das zweite derselben (es werden sechs große Bilder), die Zerstörung Jerusalems, war beinahe vollendet, als die ungünstige Jahreszeit eintrat. Nun verdeckt eine Hülle von Papier das Kunstwerk und entzieht es der Betrachtung. Dagegen dauert die Arbeit in den Ateliers der für öffentliche Zwecke beschäftigten Bildhauer fort. Das kolossale Standbild Friedrichs des Großen, das am Eingange der Lindenallee zwischen der Universität und dem Palais des Prinzen von Preußen noch in diesem Jahre aufgestellt werden soll, steht bereits, im Gusse vollendet, in den Räumen der alten Münze, natürlich in zwei getrennten Stücken, Piedestal und Sockel für sich, und ebenso die mächtige Reitergestalt. Erst unter Gottes freiem Himmel wird die gewaltige Bronzestatue sich in ihrer ganzen Höhe emporrichten können und den Ruhm des Meisters Rauch zugleich mit dem würdigen Gedächtniß des großen Königs verbreiten, dessen Geiste wir Preußen eine Auferstehung wünschen in der Seele eines unserer Staatsmänner. Die ungeheure Last des Standbildes ohne Beschädigung von der entlegenen Münzstraße bis zu den Linden zu befördern, wird Zeit und Mühe kosten, und es heißt, man sey darauf vorbereitet, den königlichen Helden eine Nacht auf halbem Wege ruhen zu lassen. Die Bewachung könnte man in diesem Falle ihm selbst überlassen, denn es dürfte keinem unserer geschicktesten Diebe — wir besitzen deren eine erkleckliche Anzahl — gelingen, diesen Mann von Gewicht mit sich zu nehmen, noch irgend einem Diplomaten, ihn der einmal genommenen Stellung zu entfremden. Der metallene Koloß wird die Bäume hoch überragen, aber wegen deren Nähe doch von der Rückseite nicht gut gesehen werden können. Daher will man, wie verlautet, die Baumreihen bis zur Charlottenstraße fällen, was ich schwer beklagen würde. So hoch ich auch das Kunstwerk schätze, einen so unersetzlichen Werth hat für mich das Grün der Bäume mitten unter den Steinmassen einer großen Stadt. — Der Bildhauer Wichmann hat das Standbild Johann Winckelmanns, der Bildhauer Tieck das Standbild Schinkels vollendet. Beide Statuen sollen den Eingang des neuen Museums schmücken. Ein anderer, umfassender Cyklus von Marmorgruppen entsteht in den Ateliers der Bildhauer Bläser, Drake, Möller, Schievelbein, Wolf, Wichmann und Wredow. Diese Gruppen werden nach Schinkel'schen Entwürfen ausgeführt; sie stellen die Göttin Minerva, einen jungen Krieger in der Waffenkunst unterrichtend, in den fortschreitenden Stufen des Unterrichts dar und sollen die Postamente von geschliffenem Granit auf der Schloßbrücke zieren. Endlich sind noch die vom Professor Fischer gearbeiteten Modelle zu den vier Waterloogruppen zu erwähnen, welche auf dem am Südwestende der Stadt gelegenen, vor einigen Jahren mit Gartenanlagen und einer polirten Granitsäule geschmückten Belleallianceplatz aufgestellt werden sollen. Der Künstler hat in den Gruppen die vier Volksstämme dargestellt, welche an der Schlacht bei Waterloo sich betheiligten, die Nassauer im Beginn des Kampfes, die Engländer im heißesten Drange desselben, die Braunschweiger im Momente der Ermattung, das Herannahen der Preußen vernehmend und ein Dankgebet zum Herrn emporsendend, die Preußen nach errungenem Siege. Charaktervolle Wahrheit der Gestalten verbindet sich in der Darstellung mit inhaltvoller Allegorie. Die Gruppen gehören in Composition und Ausführung zu dem Schönsten, was die neuere Skulptur in Berlin hervorgebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 71. Montag, 24. März 1851.

He hath a heart as sound as a bell, and his tongue is the clapper.
Shakespeare.

Gedichte von Johannes Nordmann.

Frei und freudig!

Frei und freudig! heißt das Wort,
Das ich auf dem Schilde trage,
Und es ist mein Schutz und Hort,
Wenn ich muthig alles wage.

Frei und freudig! heißt mein Spruch;
Offen liegt euch meine Seele
Wie ein aufgeschlagen Buch,
Wie ich's treibe, was ich fehle.

Frei und freudig! heißt der Spruch;
Offen hab' ich angekündigt,
Frei der Willkür meinen Fluch,
Wenn sie frevelnd sich versündigt.

Was in tiefster Seele ruht,
Führe frei ich vor die Schranken:
Die geheimste Liebesgluth
Und die zornigsten Gedanken.

Spinnt die Liebe Träume dort,
Klingt im Liede aus die Regung,
Und es singt mein stürmisch Wort
Mövengleich des Meers Bewegung.

Alles wird euch offenbar
Von der Liebe und dem Hasse,
Da ich freudig sie und wahr
Das Geheimste sagen lasse.

Von der Liebe Angesicht
Fliegt der feingewebte Schleier,
Und mein Haß verbirgt sich nicht:
Er ist ein geborner Freier!

Schaut der Lieb' in's Auge tief:
Muthlos wird sie nicht verzagen;
Wer den Haß beim Namen rief,
Dem wird er die Antwort sagen.

Hab' vor Keinem noch versteckt
Je mein Spielzeug und die Waffe:
Freudig hab' ich aufgedeckt,
Was ich träume, denke, schaffe.

Frei und freudig! heißt das Wort,
Das ich auf dem Schilde trage,
Und es ist mein Schutz und Hort,
Wenn ich muthig alles wage.

Frei und freudig! heißt der Spruch,
Der mich tragen läßt das Leben,
Und ihr müßt in's Leichentuch,
Liebt ihr mich, den Spruch noch weben.

Heute — vielleicht auch morgen.

Was mein Loos, so lang ich lebe?
Mag nicht grämen mich und sorgen,
Lebe heut' — vielleicht auch morgen,
Und so leb' ich wie die Rebe.

Wie die Rebe in dem Hage,
Welche üppig grünt in Ranken,
Also wuchr' ich in Gedanken,
Ueppig grün mit jedem Tage.

Was mein Loos? Viel bange Trauer,
Ach, ich weiß es, die mich heimsucht:
Sucht doch auch der Rebe Keimfrucht
Heim der schwere Hagelschauer.

Wie die Rebe abgeschüttelt
Von dem Laub den Hagelschauer,
Also habe ich die Trauer
Von dem Herzen abgerüttelt.

Was mein Loos? Viel Sonnenstrahlen,
Die sich an mein Leben schmiegen,
Wie sie auf dem Weinlaub liegen
Und mit eitel Schimmer prahlen.

Freuden sind es, die sich helle
Wiegen auf dem grünen Laube,
Daß das Blut der rothen Traube
Meines Geistes reifend schwelle.

O, das ist ein fröhlich Leben,
Wie ich heut' — vielleicht auch morgen
Lebe ohne banges Sorgen:
Hab' es abgelernt den Reben.

Ihr schleppt wie eine schwere Last.

Ihr schleppt wie eine schwere Last
In banger Furcht das Leben;
Ich treib' es vor mir her in Hast
Wie einen Spielball eben.

Der rollet in das Jahr geschwind
Und hat nicht Rast und Weile;
Ich stürze wie ein tolles Kind
Dann hinterdrein in Eile.

Die Freude trag' ich, die mich schmückt,
Als Kranz in meinen Haaren,
Doch will ich nie, was mich bedrückt,
Mir allzulang bewahren.

Ich trage freudig frei mein Glück
Als funkelndes Geschmeide,
Und ziehe einsam mich zurück
Mit meinem finstern Leide.

Das hab' ich abgelernt dem Reh,
Das tief verborgne Stellen
Aufsucht mit seiner Wunde Weh,
Wo springen frische Quellen.

Vernarbte Wunden trag' ich viel
Verhüllt in dem Gewande,
Doch fahre ich mit Sang und Spiel
Laut jubelnd in die Lande.

Ich nehme nicht als schweren Druck
Das Leben meiner Tage,
Ich nehme hin es wie den Schmuck,
Den ich in Ehren trage.

So hab' ich stets mit stolzem Muth
Mein Leben schön gestaltet,
Und hab' es stets mit Flammengluth
In Blüthen reich entfaltet.

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Die Kapelle, welche auf den Trümmern einer alten Kirche, der Grabstätte der Familie Lovat, erbaut worden, liegt auf einer mäßigen Anhöhe, südöstlich von Beauly, an der alten Invernesser Straße. Das Beaulythal mit dem stattlichen, durch parkartige Ufer sich windenden Flusse, das zierliche Dorf Beauly mit den malerischen Trümmern der Abtei, die sich in dem klaren blauen Wasser spiegeln, Schlösser und Landhäuser von Buschwerk umgeben, dessen Laub der Herbst in seine bunten Farben getaucht hat, zierliche Cottages, bis zum Dache hinauf von blühenden Rosen umrankt, behagliche Pächterwohnungen, das reiche, romantische Nordufer des Firth, seltsamerweise Black Isle genannt und mit Landsitzen und Dörfern geschmückt — alles dieß liegt vor dem Auge ausgebreitet, und während die Lichtfülle der Morgensonne diese Scenerie mit dem heitersten Glanze überkleidet und durchströmt, scheinen im Westen die hohen Bergzinnen von Roßshire, der Ben Wyvis mit seiner Schneekrone, die Gipfel von Strathglass und Strathconnan wie dunkle, nebelumwogte Riesen vor diesem Edenfleckchen Wache zu halten.

Der Künstler war eben mit einer flüchtigen Skizze der westlichen Gebirgsscene, welche ihn der Kontraste und Abstufungen der Tinten wegen am meisten anzog, fertig, als ein ältlicher Herr in einem eleganten Cab an uns vorüberfuhr. Das todtenblasse Gesicht, die leblosen Augen, die welken, eingefallenen Züge deuteten auf einen tiefen Kummer oder auf eine zerrüttete Gesundheit. Da Chrisy den Herrn gegrüßt hatte, was dieser jedoch nicht zu sehen oder nicht zu beachten schien, fragte der Maler, wer der Cabmann sey: »Mo duillichinn! an latha dubh!« (ach, weh! o des unseligen Tages!) versezte der kleine Kellner. „Er ist am vierzehnten Mai geboren und darum verfolgt ihn das Unglück." Der Maler warf dem Burschen einen verächtlichen Blick zu, Chrisy ließ sich aber nicht irre machen, sondern fuhr fort: „Zu St. Andrews, wo er studirte, brach er zweimal den Arm. Sein Weib starb bei der Geburt seines ersten Söhnchens und

dieses folgte vor zwei Jahren seiner Mutter in das Grab, und nun soll er im vorigen Herbste sogar noch eine alte Hexe aus dem Glen Strathfarrar, die sich in einen Hasen verwandelt hatte, auf der Jagd todtgeschossen haben, was auch sehr glaublich ist, denn er spricht seit jener Zeit fast mit Niemanden und die Blässe seines Gesichts bedeutet, daß er die Sense des Todesengels hat blitzen sehen."

„Chrisy, meines Busens warme Hülle —" wie man sich in Sutherland, wo Schaffelle zu Wämsern verwendet werden, euphemistisch ausdrückt — rief der Maler ärgerlich und machte eine sehr bedenkliche Bewegung mit seinem rechten Arme; „gibt es wohl an diesem schönen Wasser noch mehr Leute, welche an solche alberne alte Geschichten glauben?" — „Das Uaislean (die vornehmen Leute) glaubt an dergleichen nicht mehr," erwiederte Chrisy mit der Ruhe der vollsten Ueberzeugung, „und die Geistlichen von der neuen Kirche, größtentheils Freigeister, predigen gegen Aberglauben und alte Sagen von Hexen und Gespenstern; es ergeht ihnen aber wie den Geistlichen von der alten Kirche, die gegen Tanz und Lustbarkeit predigten: man tanzte und musicirte in den Scheunen, wie man in den Hütten an Hexen und Gespenster glaubt, und wir zu Beauly haben in den lezten Tagen mit unsern eigenen leiblichen Augen uns überzeugt, daß die Gespenster sich noch nicht alle in die nördlichen Glens und an die Westküste des Landes geflüchtet haben."

Der Maler warf einen wüthenden Blick auf den kleinen Schwätzer, nahm mich am Arm und eilte thalab. Nach einer halben Stunde waren wir in den schönen Trümmern der alten Cistercienser Abtei von Beauly, die, von hohen Ulmen überschattet und von Epheu umwuchert, den Beschauer um so lebendiger in eine vergangene Zeit zurückversetzen, als in den dachlosen Abtheilungen des Innern die Grabdenkmäler von Familien sich finden, die, in den alten Liedern hochgeehrt, jezt erloschen sind, oder die sich in den Zeiten der Wegelagerer und der feurigen Kreuze wild bekämpften, während ihre Nachkommen jezt nebeneinander den lezten Frieden suchen. In dem nördlichen Flügel haben die Mackenzies von Gairloch ihre Grabstätte, während der Clan Fraser sein Gewölbe unter dem Chor hat. Nachdem wir die innern Räume der Priorei durchwandert hatten, nahm der Maler unter einer der alten Ulmen Platz und begann zu zeichnen, während ich mit Chrisy einen schön umhegten Pfad einschlug, welcher zur Nordseite des Dorfes und auf eine kleine Anhöhe, Croichnaire genannt, führte, von der aus das Auge in der reizendsten Wald- und Felsenparthie des rechten Ufers des Firth schwelgte.

„Was heißt euer rothwelsches Croichnaire, Chrisy?" fragte ich den Kleinen, um ihn zum Sprechen zu bringen, denn er war, seit wir uns dem Hügel genähert hatten, ungewöhnlich schweigsam geworden. — „Schandpfahl, oder richtiger „Galgen der Schande," weil nur Verbrecher, nicht aber Leute, die ihre politischen und religiösen Meinungen mit dem Leben büßten, hier ihr Ende fanden." — „Und einer dieser Verbrecher ist ohne Zweifel dieser Tage wieder auferstanden und hat seine nächtliche Runde gemacht? Heraus damit, Chrisy!" — „Wohl möglich — wer kann das wissen, Herr? So viel ist gewiß —" Der arme Bursche fiel hier mit einem lauten Schrei wie ein Kreisel um, denn ein mächtiger Bullenbeißer war, von einem Seitenpfad herkommend, an ihm aufgesprungen, den alten Freund, der ihm schon manchen Knochen zugeworfen, in plump herzlicher Weise begrüßend. „Hätte mich die Bestie doch beinahe erschreckt," sagte Chrisy, noch halb todt vor Angst, „Komm, Adair, komm, alter Kamerad! Und wo ist dein Herr?" — Adair schien den Kleinen zu verstehen, denn er wendete sich mit lautem Bellen dem nördlichen Feldpfade zu, auf dem ein seltsamer Zug, das Croichnaire umgehend, den Weg in das Dorf einschlug. Zwei bekiltete Hochländer zogen einen Schlitten, auf welchem zwei Säcke und einiges Kupfergeschirr lagen; drei Soldaten, deren blanke Waffen in der Sonne blizten, und zwei Acciseaufseher folgten dem Schlitten.

(Fortsetzung folgt.)



Korrespondenz-Nachrichten.

Jena, März.

Die Universität. — Parteien.

Jena, die alte berühmte Universitätsstadt, ist zwar, vom Glanze ihrer königlichen Schwestern überstrahlt, etwas in den Hintergrund getreten, hat aber dadurch an ihrem inneren, wahren Werthe nichts verloren, so daß einige Worte über sie ihren vielen Freunden willkommen seyn dürften. — Bekanntlich sind wir Deutsche so organisirt, daß unsere Geschichte, unsere Gedanken und Empfindungen häufig gerade so in Duodezform auseinanderfallen wie unsere Staaten und unsere Kirche, und der Leser wird daher entschuldigen, wenn ich bei meinen Mittheilungen diesen Charakterzug nicht verläugne, und bin ich dabei planlos, so sind wiederum nur die neueren Zustände unseres Vaterlandes daran schuld, die ja auch nichts weniger als planvoll sind. — In den Flegeljahren des deutschen Nationalbewußtseyns warfen hier die

Söhne Hermanns und Thusneldas zuerst den französischen Frack und die Weste von sich und gingen mit offener Brust und wallendem Haupthaar auf den Straßen. Sie sangen Lieder von der deutschen Treue und dem wälschen Truge und schwärmten gleichzeitig für Wodan und den lieben Gott. Das schwarz-rothgoldene Band wurde, trotz Spion und Inquisition, versteckt auf der Brust getragen und man sang sein „Ahnungsgrauend, todesmuthig ꝛc.“ — „das Volk steht auf ꝛc.“ und wie sonst die erhabenen Lieder heißen, so lange fort, bis die Fürsten selbst Burschenschafter wurden und der deutsche Bund Schwarz-Roth-Gold aufsteckte. Diese Farben, noch vor wenig Jahren dem Auge der deutschen Regierungen unangenehmer als Krokodillszähne, drängten sich von allen Seiten so herauf, daß man sich wunderte, wenn ein frühes Veilchen die Kühnheit hatte in andern Farben als im deutschen Tricolor aufzublühen. — Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert. Die Universitäten haben die Aufgabe die Kräfte des folgenden Geschlechtes zu entwickeln, und diese Aufgabe ist bei weitem wichtiger als die Meinungen des jetzigen Geschlechtes zu lenken. Die wichtigsten Fragen des Lebens, welche anfangs nur eine kleine Zahl von Gelehrten beschäftigen, werden durch die Universitäten weiter getragen und dringen so nach und nach in die Masse. So ist es denn gekommen, daß Ideen, welche in ihren Höhen kaum erreichbar, oder doch nur den Eingeweihten zugänglich schienen, sich im Leben allgemach verwirklicht haben. Der Geist steht nicht mehr der Wirklichkeit gegenüber, er umfaßt sie und strebt ihrer Herr zu werden. Wer kennt nicht die früheren Träger der Zeitideen an unserer Hochschule, Fries, Luden, Oken, Kieser, Scheidler? ꝛc. Wir haben aber auch jezt noch Männer in Jena, auf die wir mit Recht stolz seyn können, welche neben großer wissenschaftlicher Thätigkeit, wodurch sie bei der ihnen anvertrauten Jugend den festen Grund jedes künftigen Wirkens legen, zugleich die Theilnahme an den ernsten Fragen der Zeit in den künftigen Männern des Volkes rege erhalten. Schwarz, Rückert, Hoffmann, Stickel und Grimm unter den Theologen, Fein, Guyet, Michelsen und Luden, unter den Juristen, Siebert, Ried, Huschke, Schömann, Domrich und Kieser unter den Medicinern, und endlich Schleiden, Göttling, Apelt, Reinhold, Scheidler, Bachmann, Schulz und Wackenroder unter den Philosophen sind sämmtlich im Stande mit den Lehrern anderer Hochschulen in die Schranken zu treten und genießen der ungetheilten Liebe und Verehrung der Studirenden. — Auch hier hat sich aber, wie überall, in politischer Beziehung eine Linke und eine Rechte gebildet, wodurch hinsichtlich des geselligen Verkehrs eine Schranke zwischen den Männern beider Parteien gezogen worden ist, die sehr lästig erscheint. Auf die linke Seite stellten sich namentlich Fein, Schleiden, Siebert und Ried, Männer von großem Gewicht und Bedeutung für unsere Universität. Sie waren die ersten auf unserer Hochschule, welche sich vom Glauben an die Allwissenheit der politischen Hierarchie öffentlich lossagten. Sie lehrten, daß auf der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft ein jeder gleichviel werth sey, sofern er tüchtig und ehrenhaft seinen Platz ausfülle, und begehrten für jeden gleiches Recht bei Erfüllung gleicher Pflicht. Nur im Bewußtseyn, daß volle Freiheit der Staatsbürger die Zukunft der Regierungen sichert, haben sie für die Freiheit gesprochen und gewirkt. Siebert und Schleiden waren zugleich Volksvertreter bei unserem Landtage in den schweren Tagen des Jahrs 1848 und haben als solche ihren Einfluß zum Besten unseres Landes geltend gemacht; denn unsere Regierung hat mehr und schneller als in allen andern Staaten ihren Beruf erkannt, die allgemeine Bewegung zu leiten, den Forderungen des Volks die gesetzlichen Garantien zu gewähren und so das Vertrauen zu der neuen Ordnung der Verhältnisse im Staate wiederherzustellen. Sie hat durch freisinnige Verordnungen, durch durchgreifende Reformen ihren Verstand bewährt.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Künstlervereine.

Ich gedachte früher vorübergehend der hiesigen Künstlervereine. Es bestehen deren, so viel ich weiß, gegenwärtig drei: der ältere Künstlerverein, der früher einmal der jüngere war, der jetzige Verein der jüngeren Künstler, und die Kunstgenossenschaft, die jüngste unter den Vereinigungen. Ob der eigentlich älteste Künstlerverein noch besteht, davon habe ich keine Kunde. Die Kunstgenossenschaft trat im Jahr 1849 zum Zwecke besserer Verwerthung der von ihren Mitgliedern erzeugten Kunstarbeiten zusammen und verband damit zugleich die Errichtung einer Vorschußkasse. Durch regelmäßige, monatlich gezahlte Beiträge, durch außerordentliche Einnahmen, welche mittelst gemeinschaftlicher Unternehmungen erzielt werden, so wie durch Procente von den verkauften Gegenständen und den Zutritt von Kunstfreunden, welche an der Verlosung von Kunstwerken Theil haben, bildet sich allmählig der Fonds der Unterstützungskasse. Eine gemeinschaftliche Unternehmung war im Jahr 1849 eine schöne Transparentausstellung zur Weihnachtszeit, die mit einem Bazar von Kunstgegenständen verbunden war, und im lezten Winter eine zweite derartige Unternehmung in der Weihnachtsdekoration des Maeder'schen (ehemals Mielentz'schen, noch früher Jager'schen) Lokals unter den Linden. Durch leztere hat die Kunstgenossenschaft sich einen Stamm von Material zu solchen Ausschmückungen geschaffen, der in ihrem Besitze verbleibt. Maler haben sich nicht gescheut, den Tapezier zu spielen, Bildhauer haben gekleistert und geklebt gleich dem fleißigsten Buchbindergesellen. Wird ein Ding mit so praktischer Arbeitslust angegriffen, so führt es auch zum Ziele, und es ist ein erfreuliches Zeichen für den bescheideneren und zugleich verständigeren Sinn der jüngeren Künstler, daß sie von dem Hochmuthsrosse herabsteigen, auf dem gerade die unfähigsten Musensöhne in früherer Zeit sich am eitelsten brüsteten. Es ist noch nicht lange her, daß jeder angehende Pinsel sich für einen verkannten Correggio oder Raffael hielt und es unter seiner Würde erachtet hätte, statt des Farbentopfs und der Mohnölflasche einmal den Kleistertopf zu ergreifen. Wenn er nichts verdiente, schalt er auf sein Schicksal und den Kaltsinn des Publikums, als ob jenes ihm die gebratenen Tauben in das Maul jagen und dieses Entdeckungsreisen zum unbekannten Genius unternehmen müßte. Ich will nicht läugnen, daß von Seiten das Staates wie von Seiten des Publikums viel mehr geschehen könnte für Kunst und Künstler, als in der That geschieht, aber der Künstler selbst darf darum nicht in sentimentalen Träumen auf der Höhe seiner Ideale sich abschließen und erwarten, daß man zu ihm emporklimme, um mit ihm zu träumen. Er soll das Schöne in das Leben und den Geschmack am Schönen überallhin tragen, wohin seine Kunstfertigkeit zu dringen vermag. Die Kunst soll sich nicht hochmüthig vor dem Handwerk bekreuzen, als sey dieses zu gemein, um mit jener einen Bund zu schließen. Gerade durch die Gegenstände, welche alltäglich im Gebrauche des Volkes sind, dringt der Formsinn am meisten in die Ideenwelt desselben; der vereinzelte Eindruck schöner Kunstwerke wird aus der Seele verdrängt, wenn eine geschmacklose Umgebung täglich das Auge an das Unschöne gewöhnt. Die Kunst muß praktisch werden, ohne deßhalb das ihr ausschließlich angehörende Gebiet des Idealen aufzugeben, und daß die Berliner Kunst sich auf dem Wege zum Leben befindet, zeugt für ihre Lebensfähigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 72. Dienstag, 25. März 1851.

This is the very ecstasy of love,
That leads the will to desperate undertakings.
Shakespeare.

Zwei Weihnachtsabende.

Ein Stücklein von F. B.

Die Christnacht des Jahres 1847 war mit ihrem tiefen Dunkel auf die Stadt herabgesunken. Eisiger Wind fegte den dünnen Schnee durch die Straßen, die schon um des Wetters willen öde waren, noch mehr aber darum, weil alle Welt, Jung und Alt, sich in den warmen Stuben um die Christbäume drängte, die ihr helles Freudenlicht in das unheimliche Dunkel der Winternacht hinauswarfen.

In ein Haus drang kein Strahl noch Schimmer dieses Lichtes, kein Laut des allgemeinen Jubels. Dieses Haus war die Frohnfeste mit ihren hohen, massenhaften Mauern. Und in einer engen Zelle dieser Feste saß ein junger Mann, stattlich von Wuchs, hübsch von Angesicht, das nicht durch den dichten Bart, wohl aber durch die bleiche Gefängnißfarbe ein wenig entstellt war. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt, ein Licht brannte vor ihm auf dem kleinen Tische, und selbst ein paar Bücher lagen darauf. Eines derselben war vor ihm aufgeschlagen, er stierte hinein, aber lesen — das konnt' er nicht.

„O du fröhliche, selige Weihnachtszeit!“ rief er plötzlich, als ob aus der Brust heraus all die lang verhaltenen Gefühle sich Bahn brechen wollten; „warum liegst du so weit ab von mir! warum fällt kein Strahl deiner schimmernden Kerzen mehr in meine Seele! — O Vaterland! Vaterland! ich dachte einst mitzuhelfen, um dir einen freudehellen Christbaum anzuzünden, aber die farbigen Lichter erlöschen alle unter der Hand, es bleibt so trübe, so finster. Da stehen sie alle die finstern Gestalten und verbauen das Licht und lassen der Freiheit Morgenroth nicht durchscheinen, und das Volk ist stumm und stumpf und läßt die Märtyrer der Freiheit im Kerker verfaulen! — O Mutter! Mutter! wie recht hattest du, als du sagtest: Sey kein Thor, hoffe nichts vom Volke! — Wie mag dir die Weihnacht heute so trübe seyn!“

Es schlug sieben. Der Gefangene zählte die Schläge. Mit dem lezten sprang er auf. „Sieben!“ rief er, „sieben! ja, das ist die fürchterliche Zahl! Sieben lange Jahre soll ich elend hinter Gitter und Riegel hinschmachten wegen ein paar Worten, die sie für staatsgefährlich und hochverrätherisch zu halten beliebten! Entsetzlich!“ — In fieberischer Erregung schritt er im engen Käfigt auf und ab. „Schon die sieben Monate hätten mich in Verzweiflung und Wahnsinn gestürzt,“ fuhr er leise fort, „wenn sie nicht wäre. — Wird sie Wort halten? wird sie mir zum Christgeschenk die Freiheit bringen? Therese! Therese! wenn du, die ich für meinen guten Engel gehalten, mich auch betrogen hättest! — Ha, sie ist ja des Eisenmeisters Tochter, herangewachsen unter den Henkern der Freiheit und unter den Seufzern ihrer Opfer. Ist ja doch alles Lüge in der Welt; warum baue ich just auf dieses Gesicht, auf dieses klare Auge, auf dieses Wort, das nicht einmal klar ausgesprochen worden?“

Er lauschte an der schweren eisenbeschlagenen Thüre und trieb sich dann wieder ruhelos in der Zelle umher. Aber plötzlich stand er still: ihm war, als höre er etwas. Die Gefangenschaft schärft das Ohr unglaublich. Auf den Zehen näherte er sich der Thüre. Draußen tippte es so leise an die dicken eichenen Bohlen, daß sonst kein Mensch aufgehorcht hätte, aber der Gefangene horchte scharf, und über sein schönes bleiches Gesicht flog der strahlende Schimmer entzückter Freude. Er räusperte, zum Zeichen, daß er gehört



habe. In demselben Augenblick öffnete sich von außen das kleine Lädchen in der Thüre, das so zu sagen als Luginsloch und Sprachgitter dient, und durch das so oft unerwartet ein Lauscherblick in die Zellen fällt. Wer draußen stand, war nicht zu sehen, und der Gefangene hütete sich wohl zuerst ein Wort zu reden; man wird unendlich vorsichtig im Kerker. Wie gehaucht tönten jezt die Worte in die Zelle herein: „Während des Läutens vor oder nach der Mette muß es geschehen seyn!" Und mit diesen Worten glitt ein Pack in die Hand des Gefangenen.

„Therese," flüsterte der entzückte junge Mann, „ich rühre keine Hand ohne dein Versprechen, daß du mein seyn und bleiben willst, mag kommen was da wolle! Zum Zeichen nur deine Hand!" — Und eine schöne weiße Hand tauchte flüchtig durch das mit einem eisernen Kreuze versehene Lugfenster. Der Gefangene faßte sie, als wolle er sie nicht mehr los lassen, und drückte seine Lippen mit fieberischer Glut darauf. Im nächsten Augenblick hatte sich die weiße Hand zurückgezogen und das Lädchen war geschlossen.

Ueber den langen, durch eine Hänglampe spärlich erleuchteten Corridor, auf welchen die Thüre jener Zelle führte, huschte flüchtig und unhörbar leise eine schlanke weibliche Gestalt. Es war Therese, des Eisenmeisters schönes achtzehnjähriges Töchterlein. Das heftige Pochen ihres Herzens hätte wohl eher gehört werden mögen als der flüchtige Tritt ihres Fußes. Die Liebe hatte sie zu einem bedenklichen, ja höchst gefährlichen Schritte getrieben; kein Wunder, wenn ihr das pochende Herz die Brust zu zersprengen drohte. Aber welch tödtlicher Schreck überfiel sie erst, als sie eben den flüchtigen Fuß auf die Treppe setzen wollte und vor ihr der Kopf eines Mannes auftauchte! Beinahe hätte sie einen lauten Schrei des Entsetzens ausgestoßen. Ihr erster Gedanke war, es sey ihr Vater selbst, und ihr Gesicht ward noch marmorbleicher als es vorher schon gewesen.

„Erschrecken Sie nicht, Mamsell Therese," sagte eine Stimme, in der sie des Gefangenwärters Gehülfen erkannte, „ich habe nichts gesehen." — Therese bebte unter dem Ton dieser Stimme, noch mehr bei diesen lezten Worten. Völlig verwirrt stieß sie die Worte heraus: „Ich weiß nicht was Sie wollen." — „Ich sage Ihnen nochmals, ich habe nichts gesehen," sprach Deurer leise, aber mit bedeutsamem Nachdruck. „Doch, Mamsell Therese, wir sind hier einen Augenblick allein: wollen Sie mich jezt auch nicht hören?" Er griff nach ihrer weißen kalten Hand, aber sie zog dieselbe rasch zurück, und mit den Worten: „Ich habe jezt keine Zeit!" flog sie zitternd die dunkle Treppe hinab.

Der Wärter blieb auf der obersten Stufe stehen und wandte sich langsam, als wolle er ihr nachgehen. „Sie hat jezt keine Zeit," sprach er für sich, und in seiner Stimme lag etwas, das wie bitterer Hohn klang. „Nun, die Zeit wird sich finden. — Aber was jezt thun? Kommt er durch, so kann das ja auch für mich böse Folgen haben. Soll ich seine Flucht vereiteln? dann hab' ich's auf immer mit ihr verdorben, und er bleibt wieder, und ich muß täglich wieder sehen, was mir jedesmal das Herz im Leibe umwendet. Besser, er ist fort, dann hat die Geschichte hoffentlich ein Ende, denn für das Wiederkommen ist gesorgt, und in die Welt hinein ihm nachlaufen, das wird sie auch nicht. Ich wollte, er bräche über der Flucht den Hals, damit wäre gründlich geholfen."

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

„Ah, ah," sagte Chrisy mit einem Seufzer, welcher seine Sympathie mit den Bergthaubrennern deutlich verrieth. „Da hat Herr Max Lovat diese Nacht wieder einen Fang gethan! Unvorsichtiges junges Volk das auf den Bergen! Sind aber glücklich entschlüpft, sonst sähen wir sie geknebelt bei ihren Malzsäcken und Destillirkolben dort." — Wir sahen, wie sich der Zug dem Dorfe näherte und vor einer Scheune Halt machte, welche keine vierhundert Schritt von uns entfernt lag und durch einige Baumstücke von dem Gäßchen getrennt war, welches in das Innere des Dorfes führte.

„Was gibt es vor jener Scheune, Chrisy?" fragte ich, „und was geschieht mit dem weggenommenen Malz und dem Brenngeräthe?" — „Die Scheune ist das Magazin der Accisehherrn, und wenn sie einen bedeutenden Vorrath gesammelt haben, wird »the plunder« — ich weiß nicht, ob Chrisy den Ausdruck absichtlich wählte; plunder heißt in der Volkssprache das Zusammengepackte und das Geraubte — „unter den Hammer gebracht." Der Schrecken, in welchen die Liebkosung des mächtigen Hundes meinen kleinen Führer versezt hatte, die unverkennbare Theilnahme, die ihm das Schicksal der armen Whiskeybrenner einflößte, deren ganze irdische Habe vielleicht in dem Apparat und den zwei Malzsäcken steckte, und das Unheimliche des Ortes, zu welchem unser Weg zufällig geführt hatte — dieß alles brachte ihn um Fassung und Haltung, und seine Redseligkeit kehrte erst wieder, als wir in einem zierlichen kleinen Boote saßen und uns der Priorei zurudern ließen, um den Maler zum Mittagessen abzuholen. Hier erfuhr ich denn auch das Begebniß, welches, dem kleinen Chrisy zufolge, Beauly und dessen Umgebungen seit mehreren Tagen in Staunen und Schrecken versezte. Ich lasse Chrisy selbst sprechen.

„Vor etwa neunzig Jahren setzte der Führer einer bei Culloden zersprengten Schaar den Krieg gegen die Engländer, welche sich an den Firths hin festgesetzt hatten, auf eigene Faust fort, und wo man einen ermordeten Soldaten auf einem einsamen Glenpfade fand, entdeckte man auch die Hufspuren des schwarzen shetländischen Pferdchens, auf welchem der Freibeuter wie der Blitz aus seinen Schlupfwinkeln im Gebirg herabsetzte und wieder verschwand. Endlich wurde er gefangen und starb wie er gelebt hatte. Seine letzten Worte waren Flüche gegen England und gegen den Geistlichen, der ihn an den Galgen auf Croichnaire begleitete. Von jener Zeit an will man ihn dann und wann, besonders in neblichen Spätherbstnächten auf seinem schwarzen Each-beag (Rößlein) Stundenlang wüthend um Croichnaire sprengen gesehen haben. Seit vielen Jahren war jedoch keine Rede mehr von dem Boglebo (Gespenst) und manche freigeisterischen Prahler gaben die Sache für ein altes Mährchen aus. Die letzten Tage haben uns jedoch eines Bessern belehrt: er ist wieder erschienen, und einige unserer verwegensten jungen Bursche in und um Beauly sind plötzlich ganz kleinlaut geworden."

„Drei dieser kecken Gesellen hatten sich in einer der letzten Nächte am Hügel aufgestellt, um das Gespenst mit ihren Cuailles (Knütteln) zu empfangen; als der Boglebo aber gegen sie ansprengte, nahmen sie Reißaus, flüchteten, von ihm verfolgt, durch das Dorf, und erst als sie in den geweihten Mauern der Priorei Schutz suchten, ließ das Gespenst von ihnen ab. Eine alte Frau, welche aus dem Fenster ihrer Hütte nach dem Wetter ausschaute, fiel, als sie den Boglebo vorübersprengen sah, in Ohnmacht und kam erst gegen Morgen wieder zu sich. Kein Wunder daher, lieber Herr, wenn es jetzt mit der einbrechenden Nacht in dem Dorfe und dessen Umgegend so still ist wie in einer Quäckerkapelle, und wenn sich nach der Abenddämmerung Niemand mehr in die Nähe des Croichnairehügels wagt. Wer in jenen Stunden noch auf die nahen Berge muß, wählt lieber den weitesten Umweg, als daß er sich der Gefahr aussetzte, dem schwarzen Reitergespenste zu begegnen und vielleicht mit ihm in die Lüfte oder gar anderswohin zu fliegen."

Der Maler hatte, wie wir landeten, seine Skizze eben vollendet und Chrisy wurde nach Haus geschickt, um unser Mittagsmahl zu bestellen. Während wir langsam durch das Dorf hinauf schlenderten, sahen wir in der Richtung des „Schandpfahlhügels" eine Menge Menschen in großer Aufregung dem äußern Theile des Dorfes zueilen; die »rural policemen« von Beauly flogen an uns vorüber, vor dem Lovat Arms Inn, wo eben zwei Omnibus mit zahlreicher Ladung angekommen waren, fragte, schrie und gestikulirte die Reisegesellschaft, welche man sich kaum bunter denken kann; je mehr wir uns Croichnaire näherten — denn dort hatten wir, wie der Künstler emphatisch bemerkte, den Causalzusammenhang dieser Erscheinungen zu suchen — desto größer war das Gedränge, desto lauter das Schreien. Die Accisemen, mit dem „Supervisor" an der Spitze, die Soldaten, die Polizeileute, selbst die zwei großen Hunde, die auf die Malzwitterung abgerichtet sind und die Mauthherrn stets begleiten, waren in der lebhaftesten Aufregung. Der „Causalzusammenhang" meines Begleiters mußte in der oben erwähnten Scheune seyn, denn dorthin drängte sich alles. Es war uns jedoch nicht möglich diesen Brennpunkt der Geschichte zu erreichen, und nachdem wir mehreremal gefragt und entweder eine gälische oder gar keine Antwort erhalten, dagegen wiederholt die „eisernen Knochen" der Hochländer empfindlich gefühlt hatten, entschlossen wir uns zu einer rückgängigen Bewegung und gelangten mit Mühe und Noth in das Lovat Arms Inn, wo wir von Herrn Small oder Chrisy die erwünschte Auskunft über dieses »stirring event« zu erhalten hofften.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Bildende Kunst. — Theater.

Die Berufung einer Commission von Künstlern zur Betheiligung an der Leitung der königlichen Porzellanmanufaktur ist ein Zeichen, daß auch die Regierung den praktischen Beruf der Kunst zu fördern denkt. Die Neigung des Publikums, die inneren Räume der Wohnungen mit plastischen Werken zu verzieren, gibt dem Künstler mannigfachen Anlaß, sich praktisch zu bethätigen, und faßt er nur das Leben mit unbefangenem

Blick in das Auge, so gibt es immer neue Anregungen, den Sinn für das Schöne zu pflegen. Daß die Kunstgenossenschaft einer solchen Verbindung von Kunst und Leben geneigt ist, glaube ich nach ihren bisherigen Bestrebungen schließen zu dürfen. Sie hat auch schon durch die Art, wie sie den Verkauf von Werken ihrer Mitglieder behandelt, den lezteren praktische Vortheile verschafft. Die an die Vereinskasse abzugebenden Procente sind sehr mäßig gestellt: $6^{2}/_{3}$ Procent, wenn der Absatz keine Kosten verursacht, 15 Procent, wenn Kosten dadurch entstanden. Die Vortheile leuchten ein, wenn man bedenkt, daß der Künstler beim Verkaufe durch Kunsthändler nicht selten 50 Procent des Verkaufspreises einbüßen muß. Mögen die Zwecke dieser Genossenschaft gedeihen, wie der Handelsverkehr mit Kunstwerken, welchen der „jüngere Künstlerverein“ nach dem Auslande eröffnet hat!

In unserer Theaterwelt steht ein Ereigniß von Bedeutung bevor. Der König hat gestattet, daß das neueste Werk des hier lebenden Dichters Hans Koester: „der große Kurfürst, vaterländisches Schauspiel in fünf Akten,“ auf die königliche Bühne gelange. Zum ersten male wird auf dieser Bühne die dramatische Gestalt eines der Vorfahren unseres Königshauses erscheinen: Kurfürst Friedrich Wilhelm. Er führt kein Theaterleben hinter den Coulissen, wie Burggraf Friedrich von Zollern in Schneiders früher hier gegebenem Schauspiel „die Quitzows“ und der alte Fritz in Meyerbeers „Feldlager.“ Den Kernpunkt des Koesterschen Stückes bildet, wie in Kleists „Prinz von Homburg“ die Schlacht bei Fehrbellin, aber das episch-historische Interesse an der großen Geschichtsthat selbst, deren Entstehen und Geschehen sich vor unsern Augen begibt, ist das vorwiegende. Die historische Schilderung hat Leben und Wahrheit, die Charaktere sind großentheils in plastischer Rundung hingestellt, manche Situationen zu entschiedenem Eindruck gesteigert. Das Ganze ist indessen mehr ein historisches Epos als ein Drama, mehr ein Sichbegeben als ein Handeln, wenn wir nicht Fechten und Kriegführen ohne weiteres in die Kategorie dramatischer Handlung bringen. Ein kleiner Roman zwischen dem Stallmeister Froben und dem Fräulein Henriette von Briest, so wie einzelne Genrescenen aus dem Kriegsleben sind in den epischen Verlauf der Geschichte geflochten und lebenvoll gezeichnet. Von einem andern, ebenfalls hier lebenden jungen Dichter, Max Ring, sahen wir auf der königlichen Bühne ein einaktiges Lustspiel, betitelt: „Scarrons Liebe.“ Dem Spötter Scarron wie der geistvollen d'Aubigné, der späteren Maintenon, ist der französische Charakter vollständig abgestreift und dagegen eine Dosis ächt deutscher Gemüthlichkeit beigelegt worden; auch zeigt sich in Scenenfolge und Charakteristik manches Absichtliche und Uebertriebene. Aber ein ganz hübsches Talent spricht dennoch aus dem Stücke, und es fragt sich nur, ob dieses Talent sich wird zu dramatischer Energie zusammenraffen können. Der Dialog ist, um Zeit und Nationalität zu bezeichnen, in Alexandrinern gehalten und nicht ohne Geschick in springender Laune und witzigen Pointen durchgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Jena, März.

(Fortsetzung.)

Die Demokratie.

Die Verantwortlichkeit der Beamten ist keine chimärische mehr, wir haben öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren und der Gebrauch der freien Presse ist durch Geschwornengerichte gesichert; die Polizeigewalt ist in die Hände der Gemeinden gelegt und die Gleichstellung aller Bürger vor dem Gesetze eingetreten. Die Regierung hat ihren Stützpunkt im Vertrauen des Volks gefunden, sie hat Muth für die neue Lage des Staates, Festigkeit in ihren Zusicherungen und in Handhabung der Regierungsgewalt. Uns ist die Freiheit gerade nicht in homöopathischen Dosen gereicht worden, wir haben nicht das Phlegma, sondern den Spiritus erhalten, man wußte wohin man ging, und darum ging man nicht weiter. Zu allem diesem haben die oben genannten Männer unserer Linken, Schleiden, Siebert etc. nicht wenig beigetragen. Keiner derselben schwärmte, wie von einigen der Rechten fälschlich behauptet worden ist, für die Republik, aus sehr einfachem Grunde, weil wir noch keine Republikaner sind. Sie wußten, daß der Deutsche noch nicht daran gewöhnt ist, seine eigenen Gesetze zu achten; darum begehrten sie eine neue Erziehung, ein neues Rechtswesen, damit man sich durch Autonomie der kleineren Kreise zur Selbstregierung vorbereite. — Diese ehrenwerthen Männer mit jenen zu verwechseln, von denen wir sogleich reden werden, wäre mehr als Verleumdung. Suchten sie ihnen doch durch Gründung eines Volksvereins geradezu entgegen zu arbeiten, und erklärten in ihrem Programm ausdrücklich, daß sie mit den Regierungen gehen würden. — Denn nicht zu läugnen ist es, daß sich hier eine Communistencommandite niederzulassen beabsichtigte, die während ihrer kurzen Dauer durch das Predigen ihrer gefährlichen Grundsätze in den unteren Regionen viele Köpfe gänzlich verdreht hat und bei fernerer Dauer großes Uebel gestiftet hätte. Dr. Lastaurie, gegenwärtig Lehrer an der deutschkatholischen Gemeinde zu Hamburg, stand an ihrer Spitze, ein Mann von klarem, scharfem Verstande und von seltener Beredsamkeit. Er hatte sich bereits eine Schaar von Vollblutrepublikanern herangebildet, die sich aber wesentlich dadurch von ihm unterschieden, daß sie zu große Lungen und ein zu kleines Gehirn hatten, die schon das Verbot einer Katzenmusik für ein Attentat gegen die Freiheit hielten und wie weiland Karl Heinzen jede Versammlung für reaktionär erachteten, die nicht in jedem dritten Worte den Regenten einen Ekelnamen gab. Es war ein poetisches Völkchen, das zwar für die Freiheit sterben, aber nicht für die Freiheit arbeiten wollte. In ihren Versammlungen, zum großen Theil aus Lehrjungen, Handwerksgesellen, Schnapsbrüdern und vagabondirenden Literaten bestehend, wurden durch Händeerheben die wichtigsten Beschlüsse für Deutschlands Zukunft gefaßt. Sie fühlten sich äußerst gemüthlich und wohl, da sie, ungemeistert von einer höheren Intelligenz, nur mit ihres Gleichen verkehrten. Dieses souveräne Volk hatte in der That die giftigen Lehren der Welterlöser Blanc und Proudhon fleißig studirt, und sie jauchzten denen ihre Bravos zu, die ihnen goldene Berge ohne Mühe und Arbeit versprachen. Doch es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und es ist bekannt, daß die, welche ihre Kräfte übersteigern, der Lähmung nicht entgehen. Lastaurie's Schüler, die ihn nicht verstanden, radotirten in den Phrasen ihres Meisters und spielten mit seinen Stichwörtern Fangball dergestalt, daß zulezt in der allgemeinen Begriffsverwirrung keiner mehr wußte was er dachte, geschweige was er wollte. — Wie nun überhaupt die materiellen Interessen in diesem Leben das entscheidende Wort sprechen und die unverwüstliche Vernunft die Thorheit der Menschen überlebt, die in ihrem Namen schwärmen, so nahm auch das Drama der in Jena projektirten Republik ein lächerliches Ende, da außer Lastaurie das Personal aus lauter Dilettanten bestand. Nachdem im Großherzogthum freie Formen des Rechtsverfahrens und Selbstregierung der Stadt- und Landgemeinden gewährt worden, hat sich auch das öffentliche Leben in unserer Stadt wesentlich verbessert.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redaktenr: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 73. Mittwoch, 26. März 1851.

Could we rob the thieves, it would be argument for a week, laughter for a month, and a good jest for ever.

Shakespeare.

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Es dauerte jedoch lange, ehe unsere Neugierde befriedigt wurde. Herr Small war, wie fast alle Wirthe in den Hochlanden, überall zu finden, nur nicht in seinem Hause; Geschäfte und Spekulationen hielten ihn »a mach« — draußen — und Mistreß Small hatte die ganze Last des Hauswesens auf dem Nacken, der freilich dazu auch geräumig und kräftig genug war. Chrisy hatte alle Hände voll zu thun und sein »an gradaig« — sogleich — folgte sich fast so rasch wie das Picken der alten Wanduhr über dem Kamin. Das Räthsel löste sich indessen doch endlich, und der Art, daß wir es unserem kleinen Kellner nicht übel nahmen, wenn er geschäftiger that als nöthig war, um nicht eingestehen zu müssen, daß man seiner Leichtgläubigkeit, so wie der des Accisepersonals und der Bewohnerschaft von Beauly und dessen Umgebungen einen höchst ärgerlichen Streich gespielt hatte. Die Sache läßt sich mit wenigen Worten berichten.

Die Herrn von der Accise hatten in der lezten Zeit Glück gehabt. Die Vorräthe und Geräthschaften mehrerer heimlichen „Stills" waren ihnen in die Hände gefallen und in der gedachten Scheune, in der Nähe von Croichnaire, gesammelt worden. Je mehr sie sich auf ihren Antheil an einer so reichen Beute freuten, desto größer war ihr Aerger und ihr Geschrei, als sie heute, mit einem neuen Fange angelangt, das Thor zwar verschlossen und wohl verwahrt, aber den innern Raum leer fanden. Die Schelme, welche die gegründetsten Ansprüche auf das ihnen abgenommene Malz und die kupfernen Apparate zu haben glaubten, fanden Mittel, die verbleichende Geschichte eines um Croichnaire spuckenden Reitergespenstes in dem Andenken der guten Bewohnerschaft von Beauly aufzufrischen, um sie von dem Besuche eines an sich einsam schauerlichen Orts abzuhalten, wo sie ein Geschäft, welches für sie von großer Wichtigkeit war, ungestört abzuthun wünschten. Die ächt hochländische List gelang über Erwarten; die Gegend war, sobald die Nacht einbrach, so verlassen, als treibe der grausame Lhamdeary, „Bluthund," eines der furchtbarsten Gespenster der Hochlande, sein Wesen dort, und eine einzige dunkle Nacht mochte den »rogues« den »colprits« und »rare mountain-birds« wie jeder nach seiner Ansicht von der Sache die Schelme bezeichnete, hinreichen, ihre Schätze in die nahen Berge zu schaffen.

Beauly schien sich wieder gefaßt und beruhigt zu haben; der Supervisor und zwei Herrn von der Accise, welche in unserem Inn ihr Mittagsmahl einnahmen, trösteten sich Angesichts eines duftigen und saftigen Roastbeefs mit der Hoffnung, den „frechen Dieben" auf die Spur zu kommen, was ihnen jedoch, wie man mir später sagte, nicht gelang. Selbst Chrisy fand sich in sein Schicksal und bemühte sich zu vergessen, daß er um die beste Gespenstergeschichte, mit der er sich je herumgetragen, auf eine so rauhe Weise betrogen worden. Aber Beauly, dieser Vorort der Hauptstadt des nördlichen Schottlands, dieser Knotenpunkt der Straßen, welche von Inverneß nach den westlichen und nördlichen Hochlanden führen, dieses von den Wellen der See geküßte und doch so heimlich und behaglich von schwellenden Hügeln umbuchtete Beauly sollte heute nicht zur Ruhe kommen. Wir waren kaum mit unserem einfachen Mittagessen zu

Ende, als zwei Dudelsäcke wie besessen durch die Straßen schrien und die Einwohnerschaft wieder an Thüren und Fenster, an die Ecken und Seiten der Gassen riefen. Zwei ländliche Brautpaare im vollen hochländischen Costüm folgten nebst der Geleitschaft ihrer Bekannten und Verwandten den »pipers,« welche ihre Backen, Lungen und Arme in verzweifelter Thätigkeit erhielten, nach dem Caledonian Inn. Der Geistliche der freien Kirche hatte eben in seiner Wohnung den Bund gesegnet, und jezt ging es zum Hochzeitschmaus, und dann wurde getanzt, bis der Morgen dämmerte.

Der Maler blickte mit dem Entzücken des Künstlers auf den bunten Zug. Die beiden Bräute waren ungewöhnlich hübsche Wesen und nahmen sich in diesem lebhaft erregten Augenblicke um so liebreizender aus, als der laue Südwind mit den blonden Locken und den gelösten farbigen Bändern um Kopf, Hals und Gürtel, so wie mit dem buntgestreiften, mit einer Broche über der Brust lose befestigten Tonnag sein muthwilliges Spiel trieb, während die Sonne die frischen Farben von Plaid und Kilt bei der männlichen Jugend mit ihrem reichen Glanze übergoß und der ganzen Scene eine Heiterkeit und Wärme gab, welche mit der dunkeln, rauhen, nackten, wilden Gebirgsmasse im Hintergrund wundervoll kontrastirte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß fast in allen Theilen der Hochlande kein geknüpftes Band an der Braut geduldet wird, da sich leicht böser Zauber in die Knoten einschleicht. Auch bei der Wahl der Blumen, mit welchen sich die Braut schmückt, ist man sehr vorsichtig; dunkelfarbige Nelken, überhaupt Blumen von dunkeln Farben werden für unheilbringend gehalten; dagegen sind weiße und rothe Rosen, Orangenblüthen u. dgl. sehr beliebt.

„Sie haben hier," sagte mir der Künstler, als der Zug das Caledonian Inn erreicht hatte, „den ersten Auftritt einer unserer hochländischen »penny weddings« gesehen, wie wir sie in den Lowlands zu nennen pflegen. Die flatternden Bänder, die hellfarbigen Blumen und der Dudelsack sind ganz unerläßlich. Der zweite Aufzug, welcher nun in dem Inn spielt, ist verschieden je nach den Verhältnissen des Brautpaars und seiner Freunde. Die meisten Penny Weddings oder Hochzeiten armer Leute finden hier im December, also gerade in dem Monat statt, in welchem Hochzeiten in Italien eine Seltenheit sind. Zu welcher Jahreszeit sie aber auch gefeiert werden mögen, der erwähnte zweite Auftritt kann nur in einem Wirthshause vor sich gehen, und zwar in einem Wirthshause, in welchem sich ein Tanzsaal findet. Ganz unbemittelte Leute lassen es bei einem einfachen Essen bewenden, dem einige Stunden Tanz beim Klang der Sackpfeife folgen. Die, welche einiges Silbergeld in ihrem Pouch führen, bestellen ein gutes Abendessen und zum Tanz eine Violine und eine Baßgeige, welche bis zum hellen Morgen zu jigs und round-abouts klingen müssen. Je näher der Morgen heran kommt, desto schwindelnder werden diese ohnehin sehr raschen Tänze. Nur der Hochländer und die Hochländerin können sich, die Fußspitzen gegen einander stemmend und die Hände gefaßt, fünf Minuten lang in diesem rasenden Tempo wie zwei tollgewordene Kreisel drehen. Eigenthümlich bei diesen Festen ist es, daß jeder dieser jungen bekilteten Gentlemen seinen Antheil an dem Essen und dem natürlich unerläßlichen Whiskey selbst bezahlt. Eben so wird, wenn der Tanz zu Ende ist, die kleine Summe, welche die Musikanten ansprechen, von den Tänzern eingesammelt, worauf die Gesellschaft, mit dem Dudelsack an der Spitze, in ihre Berge, Cottages und Shanties zurückkehrt."

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Weihnachtsabende.

(Fortsetzung.)

Deurer schlich jezt leise, wie eine lauernde Katze, vorwärts. An der bewußten Zellenthüre blieb er stehen und legte das Ohr fest an. „Er arbeitet schon recht fleißig," dachte er. „Wie könnt' ich ihn jezt aus dem süßen Freiheitsrausche rütteln! Doch ich will ihn noch nicht stören, es hat noch Zeit, wenn es überhaupt geschehen muß. Erst muß ich reinen Wein von ihr haben, dann werd' ich handeln oder gehen lassen, reden oder schweigen. Sie und der Alte, beide sind sie in meiner Hand. Wir wollen sehen, ob sie jezt vielleicht Zeit hat."

Unter diesem Selbstgespräche war der Wärter wieder nach der Treppe zurückgekehrt und stieg sinnend hinab, in der Absicht Therese aufzusuchen. Unter dem Vorwande, als wolle er sich noch irgend eine Instruktion holen, trat er in die Wohnung des Eisenmeisters, sah sich aber vergeblich nach dem Mädchen um. Die Frau Eisenmeisterin sah er mit einer gewissen ängstlichen Geschäftigkeit hin und her laufen und nahm daraus Anlaß, im Tone theilnehmender Besorgtheit zu fragen, ob etwas passirt sey.

„Ach Gott!" sagte die Eisenmeisterin, „ich weiß gar nicht, was das Mädchen plötzlich angeflogen hat. Sie wollte in die Christmette gehen, und nun ist sie mit einemmal so elend geworden, daß sie sich niederlegen mußte. Ihr Kopf brennt wie Feuer, während ihr Körper vom Frost geschüttelt wird. Sie wird doch kein böses Fieber bekommen." — „Bedaure das gute Kind, daß sie einen so schlechten Christabend hat," sprach Deurer, der die Ursache des Fiebers wohl kannte. „Aber beruhigen Sie sich, solch ein Anfall vergeht meist so schnell als er kommt. Ich kenne das. Sagen

Sie Mamsell Therese, sie solle sich nur ganz ruhig verhalten, dann sey morgen früh sicherlich alles in Ordnung, das könne sie mir auf's Wort glauben."

Das sagte auch die besorgte Mutter dem Mädchen getreulich wieder, bemerkte jedoch nicht, wie dieses bei dem Namen Deurer von eiskaltem Schauer überlaufen wurde. Welch eine Nacht Therese verbrachte, läßt sich unschwer denken. Sie lag wie auf der Folter. Jeden Augenblick fürchtete sie zu hören, der Entweichungsversuch des Gefangenen sey entdeckt. Nur Deurers Worte, die ihr die Mutter berichtet und deren Sinn sie wohl verstanden, beruhigten sie auf einen Augenblick. Was aber Deurer für sein Schweigen und Geschehenlassen verlangte, das jagte ihr neues Entsetzen ein. Hatte sie doch längst schon Mühe seiner Liebeserklärung auszuweichen, und konnte sich denken, daß er jezt mit Bestimmtheit ihre Hand als Preis für sein Schweigen fordern werde. Sie litt unsäglich bei diesem verhaßten Gedanken, nicht minder bei dem, daß sie durch ihre That vielleicht Vater und Mutter in's Elend stürze. Sie zitterte, wenn sie dachte, die Flucht des Geliebten könnte mißlingen, wohl gar sein Leben kosten, und vergoß dann wieder einen Strom von Thränen, wenn sie an seine Entfernung dachte. Diese Liebe mußte das tiefste Leid über sie bringen, und doch hätte sie nicht um die Welt davon gelassen. Sie konnte nicht anders, mochte kommen was da wollte. So meinte sie in ihrer Leidenschaft.

Als die Glocken zusammenklangen, um die Gläubigen zur Mette zu rufen, fuhr sie empor. Die verhängnißvolle Stunde war gekommen. So hatten ihr diese Töne des Friedens und der Freude nie geklungen. Während die Leute in den Kirchen dem neugeborenen Heilande das Hosianna sangen, faltete sie die Hände krampfhaft und betete; aber ihr Kopf war so wirr, sie wußte nicht, was und für wen sie betete. Langsam schlich diese Leidensstunde vorüber. Die Glocken erklangen wieder, um das Ende des mitternächtlichen Gottesdienstes anzuzeigen. Noch ließ sich kein Lärm hören; hoffentlich war die Flucht gelungen. Aber eben dieser Gedanke fiel wieder wie Bergeslast auf die gemarterte Seele, und unter einem Strome von Thränen drückte das arme Mädchen das Gesicht tief in die Kissen, und was ihr Mund nicht ausrufen durfte, das rief um so lauter das durchwühlte Herz: „Werde ich ihn denn auch wirklich wiedersehen?"

Es ist wieder Weihnachtsabend, ein ganzes Jahr später, also im Jahr 1848. Wir sind wieder in derselben Stadt, aber nicht mehr in der Frohnfeste, sondern in einer entlegenen Vorstadt, in der niedern Stube eines kleinen Hauses. Es brennt kein Christbaum darin, nur ein Licht, das große Rosen ansezt, weil sich Niemand um dasselbe kümmert, und doch sind drei Personen in der Stube. Ein Mann mit gerunzelter Stirne geht auf und ab, eine Frau sizt neben dem Ofen und ein Mädchen am Tisch, der an dem Pfeiler zwischen den zwei kleinen Fenstern steht. Das Mädchen hält in der linken, schlaff auf den Tisch gesunkenen Hand eine Näharbeit, der rechte Arm ist aufgestüzt, die Hand vor der Stirne, als solle sie einen Augenschirm gegen das Licht abgeben. Unter dieser Hand hervor fallen große schwere Thränen auf den weiß gescheuerten tannenen Tisch.

„Und gerade weil es sich jährt in dieser Nacht," sagte der Mann mit scharfem Nachdrucke, ohne seine Wanderung einzustellen, „gerade weil es derselbe Abend ist, an dem dein unverantwortlicher Leichtsinn uns in das Elend gestürzt hat, gerade darum habe ich ein Recht, von dir zu verlangen, daß du deinen Fehler wieder so weit als möglich gut machest." — „Ich meine auch, du wärest es dir und uns schuldig, Therese," sagte die Frau in einem Tone, der freilich viel milder klang als der des Vaters.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Jena, März.

(Schluß.)

Gemeindeverhältnisse.

Durch die freie und selbstständige Wahl der städtischen Beamten haben wir einen Oberbürgermeister an der Spitze der Stadt, welchem außer seinen gründlichen juristischen Kenntnissen ein nicht gewöhnlicher Blick in die Verwaltung und ein seltenes Organisationstalent zu Gebote stehen. Der Jenenser Bürger ist jezt aufmerksamer im Combiniren der Thatsachen geworden und die ihm verliehene Oeffentlichkeit seiner Verwaltungsangelegenheiten schärft seinen Sinn und übt sein Urtheil. Die anfangs gehegten Befürchtungen, mancher brave Bürger und schlechte Redner werde sich durch die öffentlichen Verhandlungen in ein übles Licht stellen, zeigt sich als ungegründet. Die Debatten werden bereits mit Sachkenntniß, Ernst und Verstand geführt; der für das städtische Wesen sehr thätige Professor der Medicin, Dr. Schömann, leitet dieselben und der bekannte Buchhändler Frommann übt dabei durch seinen klaren Verstand, durch Redlichkeit und Biederkeit einen wohlthätigen Einfluß. — Es bewährt sich bei uns immer mehr, daß öffent-

liche Besprechung städtischer Verwaltungsangelegenheiten die Bürger wunderbar schnell groß zieht und geblendeten Beamten zu klareren Ansichten hilft. Wir konnten bisher über die politische Bildungsfähigkeit unserer Bürger gar nicht urtheilen, da ihnen alle Gelegenheit sich zu äußern fehlte und mit dieser Gelegenheit auch das nöthige Interesse. So lange dem Pulver kein Funke naht, ist es eben so wenig explosionsfähig als Streusand. In der Theilnahme an den Interessen seiner Gemeinde, in der Einsicht in die Verwaltung und Verwendung der selbst aufgelegten Steuern und Abgaben lernt der Bürger die Schwierigkeiten der politischen Tagesarbeit kennen und die innere Organisation des Staatsgetriebes begreifen. Im Bewußtseyn der Selbstregierung erstarkt die moralische und geistige Kraft des Bürgers. Die besten Regierungsmänner, die größten Staatsmänner der neuesten Zeit sind aus den Gemeindevorständen hervorgegangen; die Gemeindeverwaltung ist ja ein Spiegelbild der Staatsverwaltung, und es ist bekannt, daß die Kraft der englischen Verfassung auf dem Selbstgefühl, auf dem ausgebildeten politischen Leben der Stadt- und Landgemeinden beruht. — Zum Schluß gebe ich, ein völlig Unparteiischer, allen, die sich für unser Jena interessiren und ihre Söhne auf unsere Hochschule zu schicken geneigt seyn sollten, die Versicherung, daß den vielen Anfeindungen, welche hie und da über Jena ausgesprochen worden sind, nicht der mindeste Glaube zu schenken ist. Es herrscht hier ein sehr tüchtiger politischer Sinn, ein reges Streben für Wissenschaft und ein inniger Verkehr der Studenten mit ihren Lehrern. Für Medicin und Naturwissenschaften ist vorzüglich gesorgt, eben so für Pharmacie, Staats- und Landwirthschaft, und die übrigen Fakultäten zählen die bewährtesten und anerkanntesten Lehrer zu ihren Mitgliedern.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Theater.

Von Neuem taucht das oft vernommene Gerücht auf, Herr v. Küstner werde in Kurzem seine Stellung als Generalintendant der königlichen Schauspiele verlassen; dießmal hat es einige Wahrscheinlichkeit für sich. Zunächst soll er selbst einer berühmten Sängerin, welche von Wien aus sehr günstige Anträge erhalten hatte, Andeutungen gemacht haben, welche auf einen Rücktritt schließen lassen. Ist es wahr, was hiesige Blätter behaupten, daß im lezten Jahre der königliche Zuschuß bis zu der enormen Summe von 270,000 Thaler steigen mußte, während unter der Intendantur des Grafen Redern der höchste Zuschuß nur 194,000 Thaler (auch schon eine ganz hübsche Summe) betrug, so möchten allerdings die ökonomischen Prinzipien des Herrn v. Küstner sich nicht als besonders praktisch bewährt haben. Um dem Gerüchte noch mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, kommt endlich hinzu, daß dem Minister des königlichen Hauses, Fürsten von Sayn-Wittgenstein, unter dem das Hoftheater in oberster Instanz steht, ein Herr von Massow beigeordnet wurde, den man keineswegs als einen Gönner des Theaters bezeichnet. Wie versichert wird, ist derselbe bereits mit dem neuen Kultusminister, Herrn v. Raumer, in Unterhandlung getreten, um das Hoftheater in den Ressort des lezteren übergehen zu lassen. Dieß wäre der erste Schritt, um dem Theaterwesen eine angemessenere Stellung zu geben, indem es unter diejenige Behörde käme, der die gesammten Kunstangelegenheiten unterstehen. Doch soll hauptsächlich der Kostenpunkt Schwierigkeiten machen, da gewünscht wird, das Budget des Theaters von den Kammern bewilligen zu lassen. Ich glaube, daß dieß nur dann thunlich wäre, wenn man mit der gesammten Theaterverwaltung von Seiten des Staates eine zweckmäßige Reform vornehmen wollte. Dazu wäre die Ueberführung derselben aus dem Hausministerium und Gewerbeministerium zur Concentrirung im Kultusministerium nicht allein, sondern auch eine wirklich künstlerische Leitung und in der Hauptstadt eine Sonderung der dramatischen Gattungen für die verschiedenen Bühnen erforderlich. Jezt gibt z. B. die königsstädtische Bühne einen Mischmasch von italienischer Oper, Scenendarstellungen in englischer Sprache, Zauberposse, ernstem Versdrama und Taschenspielerkünsten. Dabei kann sich eine Bühne weder Darsteller noch ein Publikum erziehen. Wesentliche Veränderungen stehen dem Gebäude des königlichen Schauspielhauses bevor. Dasselbe soll den Sommer über geschlossen bleiben, um im Innern glänzend aufgefrischt zu werden, was allerdings längst ein Bedürfniß geworden. Auch von einem Umbau ist die Rede, der jedoch vermuthlich an dem Kostenanschlage scheitern wird, obwohl eine bessere Eintheilung der Zuschauerplätze zu etwas geringerer Unbequemlichkeit des Publikums zu wünschen wäre. Während man für das neue Gewand des Schauspielhauses sorgt, wird das prachtvolle Opernhaus auch für das Schauspiel dienen müssen. — Es scheint fast, als wolle der König überhaupt dem Theater ein lebhafteres Interesse zuwenden als bisher; wenigstens soll derselbe in eigener Person der Frau Charlotte Birch-Pfeiffer den Stoff zu einer Oper angegeben haben, deren Text in kurzer Zeit zur Composition fertig seyn soll. Der Ausgangspunkt der Handlung ist die Eroberung von Fleurance durch den König von Navarra, nachmaligen Heinrich IV. von Frankreich, im Jahr 1578. Katharina von Medicis hatte während des Krieges mit den Hugenotten, an deren Spitze bekanntlich der König von Navarra stand, ein neutrales Gebiet vermittelt, auf welchem fortwährend glänzende Feste veranstaltet wurden. Man verband katholischer Seits mit diesen Festen die Absicht, Heinrichs Offiziere durch die Schönheit und die Verführungskünste der Hofdamen Katharinas ihrem Kriegsherrn abwendig zu machen. Eine der Hofdamen verrieth jedoch auf einem Ball dem König von Navarra den Plan zu einem Kriegszuge, den die Medicäerin im Geheimen betrieb. Der König eilte vom Ball in das Lager, eroberte noch in derselben Nacht Fleurance und vereitelte so die Anschläge seiner Feindin! Dieß wären die Andeutungen des Königs, und wer erkennt nicht darin die Grundzüge eines wirksamen Opernstoffs?

Kunst.

* Die Porzellanmanufaktur ist in Preußen so gut als in Sachsen ein königliches Institut, doch kein monopolisirtes. Wenn die Gelegenheit sich findet, wird man diese Fabrikation wie andere commercielle Institute dem Privatverkehr übergeben. Inzwischen ist es ein Staatsinstitut und unterliegt einer Controle, jezt sogar der der Kammercommissionen. Aber eine vom Ministerium eingesezte Commission hat jüngst auch über die künstlerischen Richtungen der Porzellanmanufaktur ihr Gutachten abgeben müssen, und sie hat sich dahin ausgesprochen, daß es nicht zweckmäßig und schicklich sey, wenn dieses Staatsinstitut ferner in der Fabrikation der Rococopüppchen fortfahre. Die Anhänger des guten Geschmacks sind erfreut, daß doch in Einem Punkte noch ein Fortschritt gemacht wird. Es ist dieß zur Zeit ein Unicum. — Die sonstigen Bewilligungen für die Kunst werden beschränkt. Indeß wird man wenigstens wieder 50,000 Thaler für den Weiterbau des neuen Museums aussetzen. Es wäre traurig, wenn dieses Prachtgebäude der Kunst als Ruine alt würde. Kiß, der vielgelobte Schöpfer der Amazone, hat auf königliche Bestellung einen Erzengel Michael vollendet, der den Drachen ersticht. Der Drache ist dießmal der badische Aufstand. Man spricht es officiell aus und lobt sehr das Werk.

(Schluß folgt.)

* Von einem andern Berichterstatter.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 74. Donnerstag, 26. März 1851.

O schauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!
Da hast du ihn wieder!
Da nimm sie zurück!

Goethe.

Zwei Weihnachtsabende.

(Schluß.)

Therese ließ langsam die Hand von den Augen sinken, die voll schweren Thränen standen. Ihr Gesicht war sehr schön, aber sehr bleich und der Zug des stillen Grams in demselben nicht zu verkennen. „O Vater, o Mutter!“ sagte sie schmerzlich, „habe ich denn noch nicht genug gebüßt, noch nicht genug Leid getragen für das, was ihr meinen unverantwortlichen Leichtsinn nennt? Nur Gott weiß es, wie ich vor einem Jahre in der Christnacht gelitten und gerungen habe; nur er kann ermessen, mit wie viel tausend Thränen ich euch in meinem Herzen schon das Unheil abgebeten, das ich über euch gebracht, ohne es zu wollen. Habe ich nicht gearbeitet — —“

„Schon gut! schon gut!“ unterbrach sie der Vater, „aber gerade weil ich sehe, wie du dich härmst und quälst, will ich haben, daß dem Leid ein Ende wird.“ — „Vater, lieber Vater! du weißt ja, was ich ihm in jener entsetzlichen Nacht versprochen!“ — „Possen!“ eiferte der entlassene Eisenmeister, „Possen, wie sie in den verrückten Köpfen junger Romanheldinnen stecken, aber nicht im Hirn eines vernünftigen armen Mädchens vorkommen sollen. Du hast dich kirre machen lassen durch sein Studentengesicht, du hast geträumt, er werde vielleicht die Welt erobern, wenn du ihm forthelfest, und dann wiederkommen und dir nicht nur sein Rittergut, sondern wohl gar ein Königreich mit seiner Hand bieten. Ich habe mich auch getäuscht in ihm und bin Narr genug gewesen, diesen jungen Weltverbesserer für besser zu halten als andere. Zum Henker! wo steckt er denn? Die Amnestie ist bereits so und so lang ausgesprochen, aber er läßt nichts von sich hören noch sehen. Da hast du ein Exempel von der Treue dieser jungen Herren. Verrückt einem einfältigen Mädchen den Kopf, daß sie Vater und Mutter und Amt und Pflicht vergißt und ihm zur Flucht verhilft, und dann denkt er nicht mehr an sie!“

Therese weinte leise, aber schmerzlich bei diesen harten Worten des Vaters, denen sie doch mit Grund nichts entgegen zu setzen wußte. — „Da ist denn doch der Deurer ein anderer Mann,“ fuhr der ehemalige Eisenmeister fort. „Habe ihn zwar sonst nie ganz leiden mögen, aber ich sehe, er ist ein treu Gemüth, er liebt dich und hält fest, obwohl du ihn so schnöde abgewiesen. Er hat dir Zeit gelassen, damit du dich von deinem Irrthum überzeugen könntest, und will dich doch noch, wiewohl du deinen Sinn auf einen andern gestellt hast. Das will etwas heißen. Zudem ist der Deurer durch Erbschaft ein wohlbestellter Mann geworden, und das ist in unsern Umständen keine Kleinigkeit. Kurz, er hat alles für dich gethan und will's noch thun. Er hat geschwiegen gegen seine Pflicht, nur um deinetwillen; er hat vor der Untersuchungskommission dich und uns geschont, sonst wären wir nicht bloß abgesezt worden. Er könnte vielleicht jezt meine Stelle haben, und ist abgetreten um deinetwillen, weil man freilich keine solche Eisenmeisterin in der Frohnfeste brauchen kann, die den Gefangenen selbst ausbrechen hilft. Siehst du, solch ein Mann ist er.“

„Vater, Vater, du kennst den Deurer schlecht,“ rief Therese. „Er ist ein falsches, böses Gemüth und mir graut vor seiner Liebe. Du weißt nicht, wie er mir damals gedroht, er würde mich und dich vernichten, wenn ich ihm meine Hand nicht reichte. Nur

das hat ihn damals stutzig und vorsichtig gemacht, daß ich ihm sagte, er selbst sey hundertmal schuldiger als du; er habe ja um die Flucht gewußt und seine Pflicht nicht gethan. Da ist ihm erst ein Licht aufgegangen und er ist zahmer geworden. Und doch lasse ich mir nicht nehmen, daß er bei der Untersuchung eine Sprache geführt, die dich verdächtigte und machte, daß du entlassen wurdest." — „Kurzum," versezte der Vater ärgerlich, „er liebt dich und hat es durch seine standhafte Bewerbung seither bewiesen; als seine Frau bist du gut versorgt und uns ist auch geholfen. Ich hoffe, du bist am heutigen Weihnachtsabende vernünftiger als am vorigen und machst, daß er ein freudiger wird. Er erwartet bestimmte Antwort; ich gehe, sie ihm zu bringen."

Der Eisenmeister griff nach Mantel und Hut. Therese, die bisher wie vernichtet gesessen, sprang erregt auf, umfaßte ihren Vater mit beiden Armen und glitt wie gebrochen vor ihm nieder auf die Knie. „Vater, Vater, um's Himmels willen geh' nicht! nur heute nicht!" Die Mutter war in lautes Weinen ausgebrochen und Therese floh jezt zu ihr, drückte das Gesicht in ihren Schooß und rief: „Mutter, Mutter, bitte du den Vater für mich!" Der Vater stand halb ergriffen von Mitleid, halb von Aerger erfüllt. „O Weiber!" stieß er kurz heraus.

In demselben Augenblick klopfte es an das Fenster. Der Vater eilte hin, öffnete und sagte auf eine an ihn gerichtete Frage: „Ja, der bin ich; was steht zu Diensten?" — „Oeffnen Sie gefälligst, ich habe einen Auftrag," versezte draußen eine weibliche Stimme. — Der Eisenmeister schloß das Fenster wieder und eilte nach der Thüre mit dem halblauten Rufe: „Therese, nimm dich zusammen, es kommt Jemand."

Zusammenehmen sollte sich das arme Mädchen, und war außer sich vor unaussprechlichem Herzeleid. Sie zitterte jezt noch mehr, denn sie konnte nicht anders denken, als daß der verhaßte Deurer eine Botschaft sende. Indeß suchte die Mutter sie mit einigen Worten zu beruhigen und strich ihr dabei über das seidenweiche gescheitelte Haar, sicherlich nicht bloß aus Zärtlichkeit, sondern zugleich aus mütterlicher Eitelkeit. Sie wollte, daß ihr schönes Kind nicht unschön erscheine.

Inzwischen trat der Vater wieder herein, mit ihm eine Dame, gegen die Kälte wohl durch Pelz verwahrt und gefolgt von einem Bedienten im weiten Mantel. „Ihrer Tochter gilt eigentlich mein Auftrag," begann die Dame; „treffe ich sie zu Hause?" — „Hier ist sie," sprach der erstaunte Vater und deutete auf die halbdunkle Ecke, in welcher Therese zitternd an ihre Mutter gelehnt stand. „Komm her, Therese!" Mit niedergeschlagenen Augen gehorchte das Mädchen, hielt aber die Mutter fest an der Hand. Die Dame warf einen prüfenden Blick auf die hübsche schlanke Gestalt und das schöne blasse Gesicht des armen Kindes und sagte: „Therese, Sie scheinen keinen fröhlichen Weihnachtsabend zu haben; was fehlt Ihnen?"

Therese, die als fleißige und geschickte Stickerin viele vornehme Damen der Stadt kannte und von vielen vorgezogen wurde, weil sie einem politischen Gefangenen von guter Familie zur Flucht verholfen und dadurch sammt ihren Eltern unglücklich geworden war, glaubte eine dieser Damen vor sich zu haben; auch Vater und Mutter waren derselben Meinung. Ehe nun das Mädchen ein Wort erwiedern konnte, fuhr der Vater kurz heraus: „Gnädige Frau, sie soll einen braven, wohlhabenden Mann heirathen und sträubt sich dagegen. Ist das vernünftig?"

Das Mädchen warf einen Blick auf die Dame, und diese sah die großen Augen mit Thränen gefüllt. Sie schien zartfühlend genug, auf die Frage des Eisenmeisters nicht einzugehen, sondern trat näher, ergriff des Mädchens Hand und sagte: „Kommen Sie her, liebes Kind, ich habe den Auftrag, Ihnen ein kleines Christgeschenk zu überbringen." Sie winkte dem Diener und dieser zog unter seinem Mantel ein Kästchen von eingelegter Arbeit hervor, stellte es auf den Tisch und zog sich wieder an die Thüre zurück.

Therese wußte, daß ein Verein von Damen brave und fleißige Mädchen alljährlich mit kleinen Weihnachtsgaben bedachte, und daß sich die Mitglieder des Vereins nicht selten das Vergnügen machten, die Gaben selbst abzuliefern. Obgleich sie nun an diesem Abend so tief und schmerzlich litt, so war sie eben doch ein Mädchen und fühlte als solches einige Freude bei der Ueberraschung. Die Ueberraschung sollte aber noch größer werden. Die Dame schloß das Kästchen auf; dieses legte sich nach vier Seiten auseinander und in der Mitte stand ein silbernes Christbäumchen von sehr schöner Arbeit. Die Mutter that einen lauten Schrei vor Entzücken; Therese sah die Dame verwundert an, konnte sie aber nicht erkennen. Vielleicht waren ihre Thränen daran schuld. — „Treten Sie näher, liebes Kind," sagte jene; „es hängen einige Kleinigkeiten am Bäumchen."

Stumm folgte das Mädchen dem Winke, wischte sich die Thränen ab und sah am silbernen Baume zwei kleine goldene Feilen und ein Seil, von Golddraht gewunden. Wie ein Dolchstich fuhr es ihr durch's Herz. Mit einem unterdrückten Schrei aber fuhr sie zurück, als sie ein in Gold gefaßtes Miniaturbild erblickte, das einen jungen Mann mit schönem bärtigen Gesichte darstellte. Sie drohte umzusinken, aber in demselben Augenblicke flogen Hut und Mantel des Dieners weg und mit dem Ausrufe: „Therese, geliebte Therese!" fing das Original des Miniaturbildes sie in seinen Armen auf und hielt sie fest umschlungen. Dann nahm er die schöne weiße Rechte des Mädchens, das sein Gesicht zitternd an seiner Brust verbarg, hielt sie der Dame hin und sagte: „Mutter, sieh, das ist die Hand, die mir in der vorigen Christnacht das größte Opfer

der Liebe gebracht, indem sie mir die Werkzeuge zu meiner Befreiung reichte."

Die Dame nahm die Hand und wandte sich zu den sprachlos staunenden Eltern: „Darf ich sie in die meines Sohnes legen, der so eben über's Meer zurückgekehrt ist? Darf ich diese Hand in die eures Flüchtlings legen, damit sie ihn als ihren Gefangenen festhalte und es ein fröhlicheres Weihnachtsfest für uns werde als das vor einem Jahre?" — „Nun," sagte der Eisenmeister, „sie mag ihn jezt festhalten, gnädige Frau, er hat ja auch fester gehalten, als ich ihm zutraute. Gott segne sie!" — Und jezt war's ein rechter Weihnachtsabend voll süßer, seliger Freude.

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Der von Dingwall kommende Nachmittagswagen rasselte endlich die Gasse herab. Mistreß Small öffnete zum Abschiede die Schleusen ihrer tartanfarbigen Beredtsamkeit und übergoß uns mit einer Fluth von guten Wünschen, in welche das Hausmädchen in seinem nonnenartigen Kopfputze freundlich knirend einstimmte, obgleich sie nur mit wenigen Pence bedacht worden war. Auch Chrisy nahm sich Angesichts des silbernen Trinkgelds, welches ihm verdientermaßen zugefallen war, die Trennung von uns sehr zu Herzen und würde den Saum meines Plaids an seine Lippen gebracht haben, wenn ich ihm Zeit dazu gelassen hätte. Wie der Wind flog unser Viergespann über die schöne Lovatbrücke und die neue Straße nach Inverneß entlang. Es war als führen wir durch einen großen Park. Zierliche Landhäuser, geschmückte Cottages wechselten mit prachtvoll grünen Wiesenplaids und reichem Ackerland, kühne Felsvorsprünge und in Waldnacht gehüllte Schluchten und Glens, in welchen der blaue Rauch aus den versteckten Hütten in die sonnengetränkte Luft empor wirbelte, mit freundlich belebten Dörfern und malerischen Vorbergen, welche bald schroff und keck, bald in den anmuthigsten Formen in das blaßgrüne Wasser des Firth, oder, wie man gewöhnlicher sagt, in das Loch Beauly hinaustraten, auf welchem sich Schiffe, Boote und Nachen mit weißen und braunrothen Segeln lustig wiegten. Black Isle, das sich bereits mit dem Silberflor des Abenddustes zu umweben begann, zeigte nur da und dort eines seiner zierlichen Kirchlein in dem Spiegel der Bai, während weiße Nebel, wie Ossian'sche Geister aus den dunkeln Bergschluchten gegen Norden aufstiegen, sich reckten und dehnten und bald die ganze Gebirgsmasse in ihre geheimnißvollen Schleier hüllten.

Es war ein zauberreiches Gemälde, eine zauberreiche Stunde; der Zauber verschwand aber auch so schnell, wie, mit Ossian zu reden, „der Lufthauch aus Cromla, der Schatten, welcher Nebeln entsinkt, wie dämmernd am Himmel der Mond vom Sturme getragen." Der Wind hatte schon seit der Mittagsstunde lau und lässig aus Süden geweht; einige bedenkliche Stöße hatten uns ahnen lassen, daß er seinen Athem sammle und die Kraft seiner Lunge prüfe. Jezt brauste er plötzlich über die roth blühende Heidehalde zu unserer Rechten herüber, hüllte ganz Aird, den schönsten und fruchtbarsten Landstrich von Inverneßshire in eine Staubwolke und warf sich dann auf das Firth, dessen Silberspiegel er im Nu zerschmetterte. Es war als hätte er unsern Pferden einen Theil der Kraft seiner Schwingen geliehen, denn sie stürmten so wild durch das Dorf Clachnahary, daß wir nur auf eine Sekunde die Felskuppe zu Gesicht bekamen, auf welcher einst der Wächter in das Horn stieß, wenn die Ostküste von einbrechenden Clanleuten bedroht war. — Als wir das burgartige, zinnengekrönte Mairtown, den in Ulmen und Eschen eingehüllten Landsitz des kunstsinnigen Herrn Daff zu Gesicht bekamen, bemerkten wir, daß der Sturm zwei der thurmartigen Schornsteinbauten niedergerissen hatte. In der Nähe der „Royal burgh," der „Hauptstadt der Hochlande," des „alten Königssitzes" mäßigte der Wind seine Wuth und im Geleite eines kalten Regens fuhren wir über den caledonischen Kanal und zogen in das nebelumhüllte Inverneß ein, von wo wir mit dem Abendboote noch zu guter Zeit Fort George oder vielmehr das nahe Dorf Campbelton erreichten. Der Maler, welcher hier Bescheid wußte, führte mich in das treffliche Inn des Herrn James Fraser, wo wir eben so freundliche als billige Bewirthung fanden.

Wir beabsichtigten am nächsten Tage Tarbet und überhaupt so viel als möglich von der Zunge zu sehen, welche das formlose Roßshire zwischen dem Murray- und Dornoch-Firth in die Nordsee hinausstreckt; allein das Heer der Wolken zog in Eilmärschen nach Westen und heftiger Ostwind wechselte mit trägem Regen, so daß wir uns am Nachmittag beeilten an Bord der „Isabella Napier" nach Inverneß zurückzukehren. Nach drei stürmischen Tagen klangen endlich um sechs Uhr Morgens die Frühglocken der Stadt wieder hell und klar und am östlichen Himmel glühten die lezten Wolkennachzügler in den frischesten Farben des schottischen Tartans. Der Maler, dessen Launen mit dem Wetter wechselten, kam jubelnd in mein Stübchen. „Nun," rief er, „Sie begleiten mich doch bis Fort George? Man begeht dort heute die Jahresfeier eines berühmten Schlachttages in Afghanistan, Jellalabad oder wie das Ding sonst heißen mag; die Waffenübungen, die Musik, die hochländischen Spiele, vor allem aber das schöne Wetter werden das schaulustige Volk aus allen Städten, Dörfern und Hütten in der weiten Runde dorthin locken und die Gegend, welche Ihnen in Nebel und Regen schon ganz wohl

gefiel, wird Sie im Sonnenglanz entzücken.“ Bald waren wir am Bord des Dampfschiffes, welches seine seekräftigen Schwingen sofort in Bewegung sezte und uns genau in vierundfünfzig Minuten Angesichts des Fort George an das Land brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Schluß.)

Theater. — Jacoby. Meyer Hirsch. — Ein Prozeß.

Daß mit dem Theater eine Umgestaltung im Werke ist, darf nach den immer verstärkt umlaufenden Gerüchten nicht mehr bezweifelt werden, obgleich die Wünsche, daß eine Veränderung eintreten möge, sich häufig als Nachrichten, daß es geschehen werde, kund geben, entweder um die Stimmung zu prüfen, oder sie anzubahnen. Natürlich gilt es keine innere Umgestaltung; woher sollte die kommen? sondern nur einen Wechsel der obersten Regie. Bis jezt hat Herr v. Küstner den mannigfachen Angriffen, die oft sehr ernst waren, widerstanden. Wenn er jezt erliegt, ist es zweifelhaft, ob wegen der angeblichen großen Mehrkosten, welche das Institut unter seiner Leitung verursacht, oder, was wahrscheinlicher, weil man wieder einen Intendanten haben will, der zugleich eine Stellung am Hofe einnimmt. Ein Intendant, der nicht durch Geburt oder anderweitige Stellung mit diesem in Verbindung steht, ist für viele unbequem, und wo sich alles wieder in die alten Ordnungen zurückschiebt, ist diese Forderung nicht mehr als billig. Man nannte den Geheimenrath Seiffert als dazu bestimmt. Er hatte als preußischer Generalkonsul in Meriko in lezter Zeit fungirt, will dahin nicht zurück, und ist unstreitig zu dem Amte vollkommen befähigt. Doch stehen ihm Antipathien entgegen, die nicht zu überwinden sind. Da lenkt sich die Aufmerksamkeit wieder auf den früheren Intendanten, Grafen Redern, der, wie man hört, nur unter gewissen Bedingungen, auf die man einzugehen noch zögert, ein Amt annehmen will, dessen Dornen er kennen gelernt hat. So hält man für möglich, daß es aus Mangel an befähigten, beliebten und willfährigen Personen beim Alten bleibt. Für den Fall der Aenderung nennt man den früheren Hofschauspieler, jezigen Hofrath Louis Schneider, als künftigen Dramaturgen. Er hat seitdem eine nicht unbedeutende und nicht uneinflußreiche Rolle in der Politik gespielt. Für die ihm zugedachte Stellung ist er gewiß befähigt.

Zwei berühmte Mathematiker starben in den lezten Wochen. Jacoby, der Königsberger, ist in seinen besten Jahren ein Opfer der heftig grassirenden Pocken geworden. Doch wird beruhigend gesagt, daß er an einer seltenen und unheilbaren Krankheit seit Jahren leidend, dieser Seuche nur erlegen ist, weil sie den von jenem Uebel befallenen Körper schon geschwächt fand. Er stand als Mathematiker einzig da, und es geht in ihm eine universale Bildung frühzeitig unter. Auch auf dem politischen Theater hat sich Jacoby gezeigt, nicht hervorragend, aber man mußte auch hier seine geistige Kraft, sein ungemeines, eindringendes und versatiles Talent erkennen. Der Versatilität wegen genoß er hier nicht das Vertrauen, welches er als Gelehrter besaß. Er gehörte in lezter Zeit begreiflicherweise zu den Mißliebigen, obgleich mit dem großen Verdienstorden geschmückt. Bekanntlich hatte er einen vortheilhaften Ruf nach Wien angenommen; aber sein eminenter wissenschaftlicher Ruf bewirkte, daß man alles vergaß und ihn hier festhielt. Es gehörte freilich Alexander von Humboldts ganze Verwendung dazu, um unter den gegenwärtigen Verhältnissen das Unmögliche möglich zu machen. — Und fast zu gleicher Zeit starb in einem dunkeln Hofstübchen ein über achtzigjähriger Greis, ein Jude, dessen Existenz viele vergessen hatten, obwohl sein Name weiter bekannt ist als der Jacobys. Wer, der einmal in der Schule war und die Anfangsgründe der Mathematik oder auch nur mehr als rechnen gelernt, hat nicht von Meyer Hirsch gehört? Eigentlich hätten die Knaben aus allen Schulen und die Gymnasiasten seiner Leiche folgen sollen. — Vergessen war der Mann, dessen Büchlein in so vielen Exemplaren durch die Welt läuft, als vielleicht nur Wilmsens brandenburgischer Kinderfreund, vielleicht verhungert, wenn die dankbare Verlagshandlung ihn nicht durch eine kleine Pension erhalten hätte.

Unsere Polizei ist noch immer auf den Straßen sichtbarer als zu den schlimmsten Zeiten, wo man überall Pechkränze fliegen zu sehen glaubte; und doch hört man von großen Einbrüchen, obschon an jeder Ecke ein bewaffneter Constabler steht. Da es nichts hilft, und demokratische Verschwörungen sich nicht mehr entdecken lassen, will man jezt die Zahl der Constabler beschränken. Indem das Polizeipräsidium auch die Feuerlösch- und Straßenreinigungspolizei übernimmt, in Folge Abkommens mit dem Staate, wird überhaupt eine bedeutende Aenderung im Polizeiwesen eintreten. Es ist schlimm, daß wir einräumen müssen, wir können es nicht bedauern, denn aller Anstrengungen ungeachtet, wollte es unserer Gemeindeverwaltung nicht gelingen, das Feuer- und Stadtreinigungswesen so zu reguliren, wie eine große und mittelreiche Stadt darauf Anspruch hat.

Ein scandalöser Prozeß gab in der verfeinerten Gesellschaft ein großes Aergerniß. Die Frau eines wohlhabenden Mannes, berühmt wegen ihrer Schönheit und ihres vornehmen Anstandes, war angeklagt während des Scheidungsprozesses ihren Mann durch Einbruch bestohlen zu haben. Ein erster Prozeß der Art vor den Geschwornen. Der zweite Richter nahm den Beweis für nicht geführt an, und die Frau ward freigelassen. Die berüchtigte Henriette Wilke, die als Goldprinzessin vor zwölf bis fünfzehn Jahren in Berlin ein großes Aufsehen durch ihren kühnen Betrug spielte, in den sie den Namen des vorigen Königs hineinzog und Familien ruinirte, hatte sich, zwölf Jahr im Zuchthaus, keines bessern besonnen. Sie fing ihr Schwindelgeschäft von Neuem an, dießmal in der Maske der Frommen, und ist, nach manchem glücklichen Betruge, wieder zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilt. — Eine fromme Zeitung ermahnt dringend zur Wiedererrichtung von Privatabendandachten und Conventikeln, als dem einzigen Mittel, um der Gottlosigkeit zu begegnen, und die wahren Thürme und Brustwehren auf den Mauern Zions wieder aufzurichten.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 75. Freitag, 28. März 1851.

> Ihr werft den Handschuh Zeus und allen Göttern;
> Ihr steht gleich Föhren, die zerspellt von Wettern.
> Ward denn der Führer euch nicht angeboten
> In eigner Brust, daß ihr den Pfad verloren?
>
> Annette v. Droste-Hülshof.

Meine Patienten.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Arztes in London.

I.

Der Regen goß in Strömen. Froh, meine sichere Behausung erreicht zu haben, warf ich Hut und Ueberrock von mir, hüllte mich behaglich in meinen warmen Schlafrock, zündete eine meiner feinsten Cigarren an und streckte mich dann in einen großen Lehnstuhl vor des Kamins hell lodernde Flamme.

Comfort! was gleicht deinem Reize! dachte ich und folgte dabei mit dem Auge den leichten Wolken, die ich bedächtig in die Höhe wirbelte, während ich mein Ohr, um meines angenehmen Zustandes desto mehr bewußt zu werden, dem heulenden Winde und plätschernden Regen lieh. Nur in Albions Nebeln lernt man die ganze Bedeutung des Wortes Comfort verstehen; nur dort begreift man den Zauber, den der eigene Herd für den ernsten Insulaner hat.

Da dröhnte ein gewaltiges Schellen wie die Posaune des jüngsten Gerichtes an mein Ohr. Es wurde mein augenblickliches Erscheinen am Bette einer Kranken gefordert, und die Erbsünde der Trägheit mußte durch einen gewaltigen Machtspruch ärztlicher Pflicht in die Hinterkammer des Gewissens entweichen. Ein Wagen wurde bestellt und l'homme de principe rollte davon.

Mein Ziel lag in einem der lebhaftesten Stadttheile Londons und war bald erreicht. In einem weiten, anständig möblirten Gemache zur ebenen Erde fand ich die Kranke, auf einem Sopha gebettet, in starkem Fieber; zu ihrer Bedienung war Niemand da, zu ihrer Pflege sah ich keine Vorbereitungen getroffen. Beim Scheine des Lichtes, der auf ihr Gesicht fiel schätzte ich ihr Alter unter dreißig. Sie redete mich deutsch an und das Gewählte ihrer Ausdrücke verrieth die gebildete Frau. Sobald ich das Nöthige verordnet, sah ich mich nach einer exekutiven Gewalt um; sie erwiederte mir aber, sie selbst müsse mein verantwortlicher Minister seyn. Ich erbot mich, an ihre Verwandten oder Freunde zu schreiben und diese zu berufen, indem sie zu krank sey, um sich selbst zu bedienen. Die ersteren befanden sich indessen jenseits des Meeres und die andern, meinte sie, wären schwerlich zu solchen Liebesdiensten aufgelegt, und die Nothwendigkeit werde bei ihr schon die Lehrmeisterin machen. Ich bewunderte den Stoicismus der Frau in solcher Lage und schied mit dem Versprechen, daß sie morgen früh mein erster Besuch seyn solle. Als die Hausmagd mich hinausließ, drückte ich dieser eine Gabe in die Hand mit der Weisung, der Kranken dafür stündlich ihre Arznei zu reichen, wozu sie sich auch in christlicher Demuth, das Auge auf die Münze geheftet, anheischig machte.

Als ich mich wieder in meinem Armstuhl wiegte, wollte es mir, ich wußte nicht warum, nicht mehr so behaglich werden. In alle meine Träumereien mischte sich das Bild dieser verlassenen Fremden und wollte nicht von meinem innern Auge weichen. Das taugt indessen schlecht für einen Arzt, der seinen Menschen zu Hause lassen sollte, um daheim menschlich froh zu seyn. — Am andern Tage fand ich meine Kranke kränker, und am dritten wieder kränker, bis wir den Höhepunkt erreicht hatten und den Puls wieder auf siebzig zu fixiren vermochten. Sobald die Gefahr vorüber war, wurde meine Patientin höchst ungeduldig und wollte durchaus aufstehen und ausgehen. Als Arzt war das Maaß gemeiner Diskretion keine Regel für mich, ich drang daher in sie, mir die

Ursache ihres sonderbaren Benehmens zu erklären. Ohne Umschweif gestand sie mir dann, daß sie sich seit mehreren Jahren hier in London von Unterricht ernähre und durch längere Versäumniß alle ihre Stunden einbüßen würde. Ich wußte, daß sie verheirathet war, und wollte an ihren Gatten schreiben, damit er eine ihren Bedürfnissen entsprechende Summe sende. Sie verbot es mir. Die arme Frau! ihr blieb keine Hoffnung, keine Aussicht, kein Wunsch als der für das bischen tägliches Brod, und fehlte das jezt, so mußte die Erde wieder nehmen was sie gegeben.

Eine auf's Aeußerliche berechnete Erziehung, ein hübsches Vermögen hatten sie in der ersten Jugend einem Manne in die Arme geführt, der den schnödesten Egoismus mit hohen Worten zu übertünchen wußte. Die junge Frau lernte seinen Göttern huldigen; Genuß des Augenblicks wurde das Ziel ihres Lebens, und ein Taumel von Vergnügungen übertäubte jede Stimme, die sich mahnend Gehör verschaffen wollte. Die eigentliche Gesellschaft kannte sie nicht. Ueber die Convenienzen derselben war ihr Gatte zu sehr erhaben, als daß er sich ihnen hätte fügen mögen, und die Gesellschaft ihrerseits sah keinen Grund, ihm nachzusehen, was sie als die Bedingung ihrer Existenz aufgestellt hatte. Die Spaltung war daher unwiderruflich und entschieden. An Gästen aber fehlt es deßhalb einem gastlichen Hause niemals, und wohlbewirthete Gäste gestalten sich leicht zu Bewunderern. Es fehlte den Leuten daher keineswegs an Gesellschaft, und der Mann sah sich in der Mitte einer geistreichen Schülerzahl, die sich als die Apostel seines Glaubens bekannten. Es herrschte eine bunte, wilde Mischung in dieser peripathetischen Schule, die den Punsch als Hülfsmittel zur Erkenntniß ewiger Wahrheiten keineswegs verschmähte.

Einige Jahre gingen dahin, und immer tiefer sank die Schaale ihrer socialen Beziehungen, je mehr sich der Kreis derselben erweiterte. Aber jung, gesund und lebensfroh, unter dem Schutze eines Gatten, dessen Worte sie für Orakelsprüche nahm, umgeben von jungen Männern, die alle geistreich in demselben Sinne redeten, meinte die Frau den rechten Weg zu gehen und lächelte der Thoren, die sich das Leben um ein Nichts verbitterten, das Sitte oder gesellschaftliche Form genannt wurde.

Ihr Vermögen war ihrem Gatten übergeben worden; er hatte es verwaltet und sie sich nicht mehr darum bekümmert. Nicht sehr lange, so war er glücklich damit auf die Neige gekommen und erklärte seiner jungen Frau eines Morgens zu ihrer großen Ueberraschung, daß der lezte Thaler in der Kasse und keine Aussicht zu fernerer Einnahme da sey; er rathe ihr also, einstweilen zu ihrer Familie zurückzukehren. Dieß war unter den gegebenen Verhältnissen keineswegs thunlich. Von Vorschlägen zu irgend einem Broderwerb wollte er seinerseits nichts hören, weil jede gemeine Arbeit ihn vom Parnaß seiner philosophischen Träume herunterstieß und ihm die Lust seiner irdischen Pilgerfahrt verkümmerte, ein Punkt, in dem er durchaus keinen Spaß verstand.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Fort George ist jezt eine Art Vorwerk von Inverneß, ein Vergnügungsort der lebenslustigen Städter, ein Lieblingspunkt für die Ausflüge der Schönen am Neß und das Firth entlang, welche die rothen, reich vergoldeten Uniformen gern sehen; ein vorgeschobener Posten gegen allenfallsige spätere Eroberungsgelüste von Normannen slavischer Abkunft, wie es früher ein Bollwerk gegen die unruhigen und unbändigen Bergschotten abzugeben bestimmt war; ein Schauername für reiche Dandies in Uniform, welche hierher in Garnison kommen und in und um Fort George nur lebendige Illustrationen zu Zimmermanns Buch über die Einsamkeit — ein in Großbritannien sehr beliebtes und in vielen Bearbeitungen und Ausgaben verbreitetes Werk — zu finden erwarten können; ein Schreckbild für die freiheitliebenden Zigeunerjungen, welche hier leicht eine ungesuchte Unterkunft finden, für die Schmuggler, welchen die zwischen Fort George und Fortrose kreuzenden Boote besonders bei starkem Nebel und in dunkeln Nächten die unermüdlichste Aufmerksamkeit widmen, und für die heimlichen Bergthaubrenner, die wissen, wie gern die Rothjacken mit den Herrn von der Accise Ausflüge zu Land und zu Wasser machen und die waldumhangenen Glens und die felsigen Küsten entlang streifen.

Fort George hat, aus der Ferne gesehen, eine auffallende Aehnlichkeit mit den Schutzfesten, welche die Normannen im untern Italien auf Landzungen und auf Felsen, welche in die See vorspringen, gegen die Einfälle der Mauren erbaut haben, z. B. mit der sogenannten Sarazenencitadelle bei Lucera. Man hat gewiß nie in soliderer Weise auf Sand gebaut, denn Fort George ruht auf einer sandigen Landzunge, welche in den Murrayfirth vorspringt und mit der gegenüber liegenden Landspitze von Chanonry das reizende Wasserbecken von Beauly gegen die See fast abschließt; die Entfernung zwischen diesen zwei Punkten beträgt kaum eine halbe Stunde. Landeinwärts vom Fort liegt das schöne Dorf Campbelton, von einem Halbkreis anmuthig schwellender Hügel umgeben, welche eine wundervolle Aussicht auf die Sapphirbrust der See und die von Städten, Dörfern, Landhäusern und rosenumrankten Cottages bedeckten Küsten von Roß und Nairn darbieten, die Festungswerke aber auch in einer

Weise beherrschen, welche für einen Angriff von dieser Seite nicht günstiger seyn könnte; dagegen mag das Fort von der See her einer ganzen Flotte leicht Trotz bieten, obgleich auch hier etwas »foul« ist, wie wir später sehen werden.

Die kleine Buchtung wimmelte bald von Booten aller Art, welche ihre Wimpel fliegen ließen, die Fuhren von Fortrose und Black Isle schienen unter der Menschenmasse, welche sie herüberbrachten, zu versinken; die lahmsten Pferde, welche sich zu Inverneß fanden, wurden heute nicht verschmäht und stolperten athemlos die überfüllte Straße herab. Die frommen Gesichter der Mädchen von Nairn hatten an diesem Tage einen ziemlich weltlichen Ausdruck und in ihren schönen Augen war ein Feuer, in ihren Bewegungen eine Hast, welche der wohlehrwürdige Mackenzie von der freien Kirche nur mit großem Leidwesen gesehen haben würde; denn diese freikirchlerischen Geistlichen donnern nicht selten gegen weltliche Freuden und Belustigungen von der Kanzel herab, aber die hübschen Freikirchlerinnen eilen zu Musik und Tanz, wie ihre Mütter thaten, als die »established church« noch ausschließlich über die Gewissen schaltete. Patriarchalisch und pittoresk zumal waren die Wägelein und Karren, welche von den südlichen Glens herauf kamen, und sich zu den leichten Cabs und Gigs der Invernesser verhielten, wie die schweren, groben Plaids von Campbel-Tartan zu dem leichten Modeflitter des Stadtvolks. Das schöne Square in dem Fort, die Wälle füllten sich bald mit einer Menschenmenge, welche in allen Clansarben prangte.

„Diese Celten," sagte der Maler, welcher mit Entzücken auf das riesige Stück Tartan blickte, das sich vor uns ausbreitete, während er jener früher erwähnten niederschottischen Manie, sich über die Hochländer zu erheben, nicht völlig Herr werden konnte, „diese Celten und Celtinnen sind wahrlich das vergnügungssüchtigste Völkchen auf der weiten Erde. Wenn der Gutsherr auf vier Wochen seine Jagdlodge bezieht, müssen die Alten ein Mittagessen, die Jungen einen Ball haben. Der junge Laird mag machen was er will, z. B. auf die Welt kommen, oder mündig werden, oder heirathen, man ißt, trinkt und tanzt ihm zu Ehren. Der Vorsteher einer „Academy," wie man hier oben die Erziehungsanstalten jezt zu nennen beliebt, siedelt in eine andere Stadt über; flugs wird ihm ein Ball gegeben und die Jugend tröstet sich bei Musik und Tanz über den harten Abschied. Der oder jener Gesetzesvorschlag ist in dem Parlament, einer oder der andere Antrag in dem Gesellschaftsrathe durchgegangen oder verworfen worden; sofort wird von den in verschiedener Weise Betheiligten der Sieg oder die Niederlage mit einem Festessen gefeiert. Ein Mauthbeamter, welcher die Augen gelegentlich zuzudrücken wußte, ein Schiffskapitän, der einige Jahre zwischen Inverneß und Edinburg fuhr und seine Löwennatur ein wenig zu zügeln verstand, ein Gastwirth, mit dessen Tisch und Kreide man nicht sehr unzufrieden war, verlassen die Gegend und ihre Freunde geben ihnen ein Abschiedsessen mit ellenlangen Reden. Die Pächter eines Glens haben einen guten Markt gehabt; im Nu ist eine Scheune mit Laub und Blumen geschmückt, die Violine und der Dudelsack schrillen ohrzerreißend und die hübschen Bergnymphen tanzen, bis die Morgennebel von der See herauf kommen. Sie dürfen sich daher nicht wundern, wenn die Nachricht von einer großen Musterung, einem militärischen Aufzug oder von Wettspielen dieses leichte Völkchen aus seinen Mauern und Felsenthälern hierher lockt."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Straßenskandale.

Seit dem Abgang meiner lezten Nachrichten haben wir hier ein paar Wochen lang etwas von italienischem Leben gehabt, in den Häusern Sang- und Festlust neben Raub- und Rauflust auf den Straßen. Nur dürfen Sie sich die lezteren noch nicht so arg verstellen wie etwa in den Staaten Sr. Heiligkeit. Man bemerkte bloß in den lezten Februartagen, daß entfernt wohnende Herren mit ungewohnten Stöcken aus den Abendgesellschaften bewaffnet nach Hause gingen, und durch den „Anzeiger" kam einiges Straßenskandal zur öffentlichen Kunde. Einem friedlichen Hausbesitzer in der Antonstadt waren wiederholt Abends ohne denkbaren Anlaß Steine in die Fenster geworfen worden, und erst einer gedruckten Bedrohung mit der Doppelflinte waren die unentdeckt gebliebenen Muthwilligen gewichen. In derselben Gegend hatte sich auf dem nächtlichen Heimweg ein ehrwürdig ergrauter, aber noch rüstiger Herr eines Kerls, der ihn von

hinten anfiel, mit Stockschlag auf die feindliche Nase erwehren müssen; und in einer Gasse der Seevorstadt waren sogar zwei zarten Damen ihre Winterhüllen vom Leibe gerissen, und vom Geschrei und Zulauf, ohne daß man der entflohenen Räuber habhaft wurde, alle Nachbarn in Aufruhr gesezt worden. Ernsthafter noch, und zugleich merkwürdiger, weil dabei einmal das in den Dresdenern sonst schwache Nationalgefühl zur Erscheinung kam, war in der zehnten Abendstunde des 17. Februar eine Schlägerei, die lange der Gegenstand der geselligen Gespräche, wie der buntesten Auslassungen der Tagespresse in Prosa und Versen, in deutscher und fremder Sprache, zulezt auch und bis jezt noch Aufgabe gerichtlicher Untersuchungen geblieben ist. Drei junge Engländer und ein Russe waren unter Anführung eines sächsischen Cavallerieoffiziers (derselbe ist bereits zum Dienstaustritt genöthigt und bei der Quadrille eines Hoffestes vermißt worden) in übermüthiger Weinlaune von einem Gelag heimkehrend, an dem gastfreien Hause des auch in diesen Blättern öfter genannten Major S. vorübergezogen. Dort stand gerade der Diener des Hausherrn klingelnd und ruhig wartend vor der geschlossenen Pforte. Der junge Kriegsheld nähert sich ihm im Vorübergehen, schlägt ihm muthwillig den Hut in's Gesicht, wird aber von dem Beleidigten geschmäht, und da er mit seinen Begleitern davon eilt, bis in die Nähe des Ständehauses verfolgt. Hier, bei der Ausgangsstätte unserer gesetzlichen Ordnung, entspinnt sich gegen alle Staats- und Kampfgeseze eine allgemeinere Rauferei. Der Verfolger wird, da er seinen Beleidiger zu fassen sucht, von dessen zuspringenden Gefährten übermannt, geschlagen, niedergeworfen, getreten, und erst durch herbeigeeilte Vorübergehende, besonders einen sächsischen Schützenkorporal, von welchem auch einer der Engländer einen Stich durch die Hand bekommen haben soll, zwar unter Festnahme der Angreifer befreit, aber auch mit bedenklichen Verletzungen halbtodt aus der Duodezvölkerschlacht nach Hause getragen. Er hat seitdem schwer danieder gelegen, soll aber doch noch, vielleicht auf einem Ohre taub, davon kommen. Ueber die Bestrafung der Thäter ist noch nichts entschieden; die Gesandtschaften sollen sich dem geordneten Rechtsgang sehr günstig, die jungen Engländer, unter denen einer allein die Schuld tragen will, nicht unedel bewiesen haben. Eine Menge Federn auf dem Amthause und im Schlosse sind von der That der Fäuste in Bewegung gesezt; im Cabinet des Auswärtigen traf man den Sekretär noch drei Wochen nach dem Vorfall „dringend mit der ärgerlichen Sache“ beschäftigt. Aber mit dem anfänglich laut gewordenen deutschen Unwillen gegen den englischen Uebermuth contrastirt wieder der vergebliche Aufruf zu Zeugenaussagen, der von dem Amtsrichter sowohl als von dem Anwalt des Mißhandelten schon wiederholt ergangen ist. Freilich mag auch die begründete Scheu vor unsern gerichtlichen Formen manche Berufene zurückhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., März.

Ein Engländer über Frankfurt. — Vergangenheit und Zukunft.

Einer der Coryphäen und Vorsteher des Frankfurter Friedenscongresses, ein hochgebildeter Britte, schildert in dem „Herald of Peace“ nachträglich seinen Aufenthalt in Frankfurt und legt in dieser Schilderung viel Enthusiasmus für unsere Vaterstadt an den Tag. Insbesondere schwärmt er, wie die meisten Touristen, für unsere herrliche „Promenade,“ die er in solcher Pracht und Schönheit in keiner andern Stadt gesehen haben will. Auch bei der Paulskirche verweilt Master Richard mit besonderer Pietät und spricht von dem Parlament als von einer Versammlung, „welche in der ganzen civilisirten Welt ein so tiefes Interesse und so große Erwartung erregt, und an die sich so luftige und phantastische Hoffnungen auf deutsche Einheit geknüpft.“ Die Schilderung hat jedoch auch einige auffallende Unrichtigkeiten und Mängel. So bezeichnet er unter den weltberühmten Häusern Frankfurts ein Haus, von dessen Fenster aus Luther auf seiner Heimkehr von Worms zum Volke gepredigt habe. Von dieser Predigt weiß jedoch die Frankfurter Geschichte nichts, auch war der Platz, auf welchem das vermeintliche Lutherhaus stehen soll, damals bei weitem nicht so geräumig wie jezt. Das hält jedoch Master Richard nicht ab sich die Sache recht hübsch auszumalen. Er sagt: „Es war ein prächtiger Platz zu einer Predigt unter freiem Himmel, und es braucht nur wenig Phantasie, um sich diesen weiten Raum mit andächtigen Menschengesichtern gefüllt zu denken, aufwärts blickend in schweigendem, feierlichem Ernst, um dieser löwenähnlichen Stimme zu horchen, — dieser Stimme, die durch ihre Klänge die ganze Christenheit weckte, und deren Nachhall noch gehört wird, und hundertfach sich vervielfältigend bis in die fernste Zukunft gehört werden wird.“ Treffliche Bemerkungen über Luther und die Reformation folgen; nur schade, daß sie nicht in diese Schilderung Frankfurts passen. — Von Goethe's und von Rothschilds Geburtshaus sagt Richard zwar weniger Begeisterndes als vom Lutherhaus, das gar nicht existirt, aber er erzählt doch das Bekannte über diese beiden welthistorischen Häuser. Aber Börnes Geburtshaus in der alten Judengasse ist vergessen, und Richard war doch nicht weit von diesem Haus, als er vor dem Rothschildschen stand. Warum ist Börnes Haus vergessen? Ein hiesiges Blatt entschuldigt das mit folgenden Worten: „Börne ist in England unglaublich wenig bekannt; seine ganze, meist bloß prickelnde, bohrende, beißend witzige, aber nichts Positives und Praktisches enthaltende Weise zu raisonniren ist dem Engländer vollkommen ungenießbar. Auch fehlen ja dem Britten die Zustände, welche ihm diese Art des Raisonnements und den Beifall, den sie gefunden, einigermaßen begreiflich machen können.“ Ich aber glaube, daß nicht die Form, sondern daß die Tendenz der Schriften Börnes Richard abhielt bei diesem glänzenden Gestirn zu verweilen. — Noch ein merkwürdiger Irrthum kommt in dieser Schilderung vor. Richard versezt Dannekers „Ariadne“ in das Städel'sche Museum, während doch alle Welt weiß, daß dieses Meisterwerk der Plastik in Bethmans Lustgarten thront.

Ob Frankfurt wieder der Sitz der neuen Centralgewalt werden wird? Von verschiedener Seite wurde in Dresden gegen Frankfurt geeifert, und zwar zu Gunsten Leipzigs, Erfurts, Nürnbergs und verschiedener anderer Städte. Aber Oesterreich und die süddeutschen Regierungen vertheidigten Frankfurt mit Wärme und mit Erfolg. Man hat gegnerischer Seits auch die Revolutionsreminiscenzen gegen Frankfurt geltend machen wollen, und das war der allerunhaltbarste Grund, den man gegen die Stadt vorbringen konnte. Mit diesen Erinnerungen können füglich nur die Septembertage 1848 gemeint seyn, denn, diese Tage abgerechnet, war es nirgends in Deutschland im denkwürdigen Jahre 1848 ruhiger als in Frankfurt. Allein diese Septemberrevolution, unseligen Andenkens, wurde von außen nach Frankfurt getragen. Frankfurt selbst war daran so gut wie gar nicht betheiligt. Dazu kommt, daß Frankfurt in jener sturmvollen Zeit fast ganz ohne militärischen Schutz war, daß das Parlament darauf bestand, sich mit voller Hingebung dem Schutze der bewährten Frankfurter Bürgerschaft anzuvertrauen, und daß der Senat nur auf sein Linienbataillon hingewiesen war, das für eine so bedeutende Stadt, in der sich damals viele tausend Fremde aufhielten, gewiß nicht ausreichte. Und doch trug sich in diesem vielbewegten Parlamentsjahre bis zum 18. September nichts Bedenkliches zu, und Deutschlands Vertreter fühlten sich vollkommen sicher unter der gastlichen Obhut Frankfurts, und das ist auch ganz natürlich.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 76. Sonnabend, 29. März 1851.

— Populus festo concolor ipse suo est.
Ovid.

Bilder aus Schottland.

(Schluß.)

Der helle Klang der Hörner unterbrach meinen redseligen Gefährten und die Besatzung der Veste, ein Bataillon des Regiments Prinz Albert, zog compagnienweise auf das Square, ein herrliches, ehrfurchtgebietendes Corps, denn ein Theil der Männer, deren Reihen sich hier zur Musterung schaarten, hatte zweiundzwanzig Jahre in Ostindien gedient und sich in Afghanistan, namentlich vor Jellalabad, Kabul und der Festung Ghuznih unverwelkliche Lorbeeren erworben. „Der dort trug die Fahne, als man Ghuznih stürmte,“ hieß es zu meiner Rechten, und zur Linken rief man: „Seht dort John Wilson, den Hornisten, welcher zum Angriff auf das Hauptthor von Ghuznih blies.“ John Wilson trug, wie viele seiner Kameraden, drei Medaillen als Andenken an die genannten Schlachten auf der Brust, und man sah es ihm an, daß er nichts Unbescheidenes darin fand, indem er sich und seiner kräftigen Lunge die Erstürmung von Ghuznih zuschrieb. Während der Musterung spielte eine treffliche Musikbande die Melodien beliebter gälischer Lieder und Clanmärsche, und nach einigen rasch und präzis ausgeführten Evolutionen zog sich das Militär zum Festfrühstück in die Kaserne zurück, die Menge aber vertheilte sich in Campbelton und dessen Umgebungen, um sich an den erkauften oder mitgebrachten Leckerbissen zu laben und dem „Feuerwasser,“ dieser Pest der Hochlande, zuzusprechen.

Schlag zwei Uhr tönten die Hörner wieder und die bunte Masse folgte dem Militär auf den großen Rasenplatz, eine kleine Viertelstunde östlich von Campbelton. Die Waffenübungen nahmen eine volle Stunde hin, worauf der heitere Theil des Festes seinen Anfang nahm. Man hatte eine große Anzahl Bänke aus dem Fort heraus gebracht; das schöne Geschlecht nahm, bunt gemischt, der grobe grellfarbene Tartan neben der feinen, blüthenweißen Robe und dem kostbaren Shawl, die Plätze ein und die Spiele begannen. Da man diese aus vielfachen Beschreibungen kennt, bemerke ich nur, daß in dem „Shinty“ ein Unteroffizier durch Kraft und Gewandtheit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog; er hob die schwere Kugel auf der Spitze seiner Keule hoch in die Luft und gab ihr dann einen Schlag, welcher sie auf eine fast unglaubliche Entfernung hinaustrieb. Das „Tilg-a-cabar“ nimmt unter allen hochländischen Spielen die größte Muskelkraft in Anspruch. Von den drei Männern, welche sich um den Preis bewarben, gelang es nur Einem, das schwere Stück Holz in die Höhe zu heben. Das „Faßwälzen bei verbundenen Augen“ schien der Menge am meisten Vergnügen zu machen; auch waren die Bemühungen der acht bekilteten Bursche, welche ihre Fässer in die schmale Oeffnung der Schranken zu wälzen suchten, in der That höchst komisch. Der eine wendete sich rechts, der andere links; die meisten trieben sich mit ihren Fässern im Kreise herum, bis der Zufall dem Ungeschicktesten von allen zum Ziele verhalf. Einzelne dieser Spiele, z. B. Sacklaufen, Wettlauf bei verbundenen Augen u. a. sieht man auch bei unsern Volksfesten; hier schob man sie als komische Intermezzos in die eigentlichen Nationalspiele ein, die alle auf Körperkraft, Gewandtheit, List und rasche Entschlossenheit berechnet sind.

Ein sehr vernehmliches Murmeln und Flüstern des Wohlgefallens ging durch die Versammlung, als

zwölf Sackpfeifer, an ihrer Spitze der ehemalige Sackpfeifermajor des zweiundsiebzigsten Regiments Hochländer, mit ihren Instrumenten auftraten. Die Preise für die zwei besten „Pipers" waren eine silberne Agraffe, mit welcher die Hochländer das Plaid auf der Brust zu befestigen pflegen, und eine kunstreich gearbeitete Horndose. Die Kampfrichter sezten sich auf eine Bank, so daß sie den Piobairs den Rücken zuwendeten, um keiner Art Begünstigung Raum zu geben. Die „ländlichen" Künstler zogen ihre Nummern und der erste, der Sackpfeifer des Herzogs von Leeds, spielte die Melodie des Liedes »A Glas-Mheur,« eine der beliebtesten und schönsten Weisen der Hochländer, deren Theilnahme sich auch im weiten Kreise durch eine Stille kund that, welche selbst den schwächsten Ton des Brummers deutlich hören ließ. Der „Pipermajor" stimmte eine höchst kriegerische Weise an; es war die von »Bodaich na Briogasiun« oder Breadalban's Aufruf an seine Mannen, und ich fühlte hier zum erstenmal, daß die Sagen von der Wirkung des Dudelsacks auf den kriegerischen Geist der Hochländer eine Wahrheit seyn könnten. Die zunächst folgende Weise, »Cumha Mac Intosaich,« oder „Macintoch's Klage," von einem Hirten aus Sutherland vorgetragen, blieb um so weniger ohne Eindruck, als der junge Mann in seinem Plaid und Kilt von Hirtentartan eine sehr ansprechende Erscheinung abgab. „Die Glocken von Perth," Walter Scotts hochtönender Kampfruf, „das Pibroch von Donald Dhu," und endlich »The Glen is my own,« diese liebliche, den Gesang eines Waldbachs nachahmende und ganz für die gälische Schalmei geschaffene Weise, wurden mit all der Kunst ausgeführt, deren das Pibroch fähig ist. Es wäre ganz anticeltisch gewesen, wenn nicht einer oder der andere Piper einen der berühmten Clanmärsche, oder ein Reel, z. B. die Weise »Caber Feigh« oder »Tullochgorum« hätte hören lassen. Die Preise wurden unter lautem Beifall dem alten Pipermajor und dem jungen hübschen Burschen im Hirtentartan zuerkannt, und bald bewegte sich der militärische Zug in das Fort zurück, während die Menge den Fähren, Booten und Wagen, oder den Schenken von Campbelton zueilte, um sich zur Heimfahrt zu stärken.

Die lebendig bewegte Staffage einer reizenden Landschaft in unmittelbarer Nähe, das großartige Rundgemälde, in weiter Ferne von blaßblauen Wellen und schwarzen, in tausend wunderlichen Formen sich am Horizonte abzeichnenden Bergzacken eingerahmt, die Dampfer, Yachten, Boote und Nachen mit ihren bunten, lustig flatternden Wimpeln und Flaggen in der kleinen Bucht und auf dem Firth — alles dieß bot einen Nachgenuß, von dem ich mich um so schwerer trennte, als ich kaum hoffen konnte, diese erhabene Scene je wieder zu sehen.

Das Ufer des Firth und die zwei oder drei Hauptgassen von Campbelton wimmelten von Menschen aller Art, vom blinden irischen Bettler mit seinem abgemagerten Hunde und der mit bunten Lappen dürftig behängten alten Wahrsagerin bis zu dem reichen jungen Laird im prunkenden Nationalcostüm und der vornehmen Gutsherrin in Mantille und Federhut, und von dem kokettirenden Zöschen und dem schnurrbärtigen, bekilteten Gilly gefolgt. Die Wirthe und Bootsleute machten gute Geschäfte, indessen waren sie nicht die einzigen, welche von dem Feste Nutzen zu ziehen bemüht waren. Der glänzende Aufzug des Militärs mochte bereits manchem armen Hochlandjungen den Kopf verwirrt haben; einige Gläser Whiskey steigerten den Eindruck, und so hatten die acht bis zehn Werber, mit scharlachnen Wämsern, Kilt und Plaid geschmückt und von einigen leichtfertigen Schönen aus der „Hauptstadt der Hochlande" gefolgt, gar leichtes Spiel. Wir sahen von den Fenstern unseres Inn eine dieser verlockenden Scenen vor unsern Augen abspielen. Wie die Fliege dem in der Sonne glänzenden Spinngewebe naht, scheu zurückweicht und doch zulezt in das trügerische Netz geht, so kreisten zwei arme blutjunge Bursche um die Rothwämser, welche sich gar nicht um sie zu bekümmern schienen. Sie entfernten sich bis auf zwanzig Schritte von der glänzenden Gruppe der »recruiting party,« kamen wieder und wurden zuerst von den lockenden Augen der Invernesser Courtisanen, dann von den zuckersüßen Worten und Versprechungen der Werber geködert und waren nach einer kleinen Viertelstunde auf der Liste der „besoldeten Diener der Königin" und in gutem Gewahrsam.

Mit der einbrechenden Nacht wurde es allmählig in Campbelton still und dunkel wie in einem italienischen Städtchen, wo man hinsichtlich der Beleuchtung noch ausschließlich auf den Mondschein verwiesen ist. In der Gesellschaft des liebenswürdigen Künstlers verflossen die Abendstunden wie ein schöner Augenblick, und erst nach Mitternacht sangen uns die eintönig an das Ufer anschlagenden Wellen des Firth in sanften Schlaf.

Meine Patienten.

(Fortsetzung.)

Die arme Frau war in der peinlichsten Lage. Daß die Sorge für ihre Existenz ihr jezt persönlich anheimfalle, begriff sie ganz wohl und faßte auch muthig ihre Zukunft aus diesem Gesichtspunkte in's Auge. Aber welcher Arbeit sich unterziehen? Sie verstand keine und sprach auch keine fremde Sprache. Erziehen? — Wer würde ihr seine Töchter anvertrauen? Lehren? — Was sollte sie lehren? Sie beschloß endlich auszuwandern, nach Englands großer Hauptstadt

zu ziehen und hier ihre eigene Sprache zu lehren. Mit zahlreichen Empfehlungsbriefen versehen, langte sie hier an, miethete sich in einer englischen Familie ein und trat ihren neuen Beruf an. Unter vielfachen Mühen, unter Noth und Sorgen aller Art gelang es ihr bei einigen Schulen angestellt zu werden und so viel einzunehmen, daß der nothdürftigste Lebensunterhalt gedeckt war, aber nicht mehr! Die weiten Wege, ja Reisen, kann man sagen, in jedem Wetter, tagtäglich, wirkten nachtheilig auf ihre Gesundheit, und öfter schon hatte sie die verderblichen Folgen dieser zu anstrengenden Lebensweise verspürt. Was dann beginnen, wenn ihre Kräfte nicht mehr zureichten? Was anders, als dem Tode ruhig in's Auge sehen?

Sie sagte dieß alles ohne eine Thräne im Auge, ohne ein Zittern der Stimme, kalt, bestimmt, fest, obgleich unter der Last des tiefsten Schmerzes. Keine unnütze Reue über das Vergangene, keine Klage über die Gegenwart, kein Vorwurf gegen den gewissenlosen Gatten entschlüpfte ihrer Lippe. Sie bedauerte nur im Kampfe mit den Verhältnissen die Schwächere zu seyn, den Schwierigkeiten ihrer Lage keine noch festere Natur entgegen setzen zu können. Es lag ihr nur an Arbeit, sonst wollte und suchte sie keine Hülfe und keine Theilnahme; nur um jene sprach sie die Menschen an. Es lag etwas Achtung gebietendes in diesem festen Wollen einer Frau, in diesem eisernen Verfolgen eines harten Lebenspfades. Ich wünschte ihr auf ihre Weise helfen zu können; aber ein junger Arzt und ein Ausländer hat wenig Gelegenheit sich über den Unterricht junger Damen zu Rathe gezogen zu sehen.

Bald nachdem sie hergestellt war, sandte sie mir eine kleine Summe mit der Bitte, diesen kleinen Betrag nicht zu verschmähen, der leider alles sey, was die Dankbarkeit ihr an ihrer großen Schuld gegen mich abzutragen erlaube. Ich sandte die Gabe zurück, mit der sie den Landsmann und Freund in mir kränke, und ging nach einigen Tagen zu ihr, um sie persönlich über diesen Punkt zu beruhigen. Sie war nicht zu Hause. Der Kreislauf ihrer Tage hatte wieder begonnen und nahm sie von früh bis spät in Anspruch, und da auch meine Geschäfte mir wenig Muße gönnten und mir den Sonntag, gleich ihr, zum nothwendigen Ruhetag machten, so vergingen Monate, in denen ich sie nicht sah. So kam der August herbei und mit ihm die Cholera. Bei den vielen Wanderungen, die diese tausendfüßige Krankheit den Arzt machen ließ, fand ich mich eines Mittags unversehens in ihrer Nachbarschaft, und da mir beifiel, daß die Ferienzeit sie aus ihrem Joche abgespannt, machte ich den kleinen Umweg zu ihrer Wohnung. Sie war nicht zu Hause. „Und," setzte die Wirthin mit einigem Zögern hinzu, „wir wissen nicht wo sie ist und was aus ihr geworden. Sie erhielt einen Brief vom Lande, daß ein Freund im Sterben liege, und reiste denselben Abend zu ihm ab, und seitdem haben wir kein Wort von ihr gehört." — Der Freund war gestorben, ihr einziger Freund auf dem weiten Erdenrund, die einzige Person, die Theil an ihr nahm, wie sie mir oft gestanden. Sie hatte ihm die Augen zugedrückt und war verschwunden.

In einer Stadt, die achtzehn Quadratmeilen bedeckt, fällt täglich der Vorhang über dem Drama eines Lebens, ehe noch die Zuschauer die lezte Scene gesehen. Da ist ein weites Feld für den Beobachter, den Philosophen und den Arzt.

Vor dem Arzt wird gar mancher Schleier gelüftet; der Schein des äußern Lebens schwindet vor seinem Auge, die Wirklichkeit mit ihren Täuschungen, Schmerzen und verfehlten Zwecken tritt nackt vor ihn hin, und was man gewöhnlich Glück nennt, wird zur bloßen Chimäre. Befriedigung gewährt kein Leben, und wo sie scheinbar anzutreffen, ist ihr Quell im Grunde nur das geduldige Ertragen des Jezt bis aufs Jenseits.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

(Fortsetzung.)

Spielpacht und Staatsanlehen.

Es gibt wohl keine conservativere und besonnenere Stadt in Deutschland als Frankfurt, und das ist auch ganz natürlich. Eine Stadt, in der so großer Reichthum, so viele Gewerbs- und Handelsthätigkeit, und dabei kein Proletariat zu finden ist, neigt schon ihrer Natur nach zur Ruhe, zur Ordnung und zum behaglichen Lebensgenuß, also zum Conservativismus; sie kann nur im Frieden gedeihen. Stürme sind ihr Verderben. Ja selbst unsere Demokratie hat etwas von diesem angeborenen Frankfurter Conservativismus an sich; sie ist durchaus harmlos und neigt bei weitem mehr zur altliberalen Opposition, als zum nachmärzlichen Radikalismus. Der Bundestag hat 33 Jahre lang hier getagt, war nie geschüzt von einer fremden Besatzung, und doch ist ihm hier nie etwas in den Weg gelegt worden. Diese Bundestagsdiplomaten haben im Verlaufe eines Menschenalters hier gelebt wie die Bewohner des Olymps an Jupiters Tafelrunde, so glücklich wie Gott in Frankreich, und kein Mensch hat Anstoß daran genommen, und doch kann Niemand sagen, daß dieser Bundestag populär gewesen sey. Auch der jetzige, neue, fragmentarische Bundestag, der unter so ungünstigen Auspicien hieher kam, zog unbehelligt in den Bundespalast ein, und begann seine Wirksamkeit da, wo der alte Bundestag die seinige unterbrochen, als wäre seit drei Jahren gar nichts vorgefallen. Gerade so wird die neue Centralgewalt, wenn sie nach Frankfurt kommt, ein wahres Eldorado von einem Bundessitz finden, denn die Eschenheimer Gasse ist der verkörperte Friede, die selige Insel,

wo man viel mit Millionen, aber nichts mit Revolutionen zu schaffen hat.

Die sittliche Entrüstung der hiesigen Millionäre über das Ereigniß, daß der Spielpächter Blanc in Homburg v. d. H. das neue badische Anlehen von sechs Millionen Gulden al pari übernommen, war wahrhaft tragikomisch, und beschäftigte die hiesigen geselligen Kreise wochenlang. Ein Spielpächter soll es wagen, in Concurrenz zu treten mit den Frankfurter Bankiers erster Klaße, selbst mit denen von europäischem Rufe! Ist das je erhört worden? Der König des grünen Tisches soll den König der Börse verdrängen, Rothschild soll die Segel streichen vor François Blanc in Homburg — das ist noch nicht dagewesen! Die Sache wurde satirisch und ernst behandelt. Die einen nannten es eine unerhörte Anmaßung des Spielpächters, daß er, nur an das Laster des Spiels gewiesen, es wagt in das Bereich des viel tugendhafteren Spiels des Anlehens zu pfuschen; die andern meinten, nicht über Blancs Anmaßung habe man sich zu wundern, sondern über die Toleranz der badischen Regierung, die sich selbst mit Spielpächtern in Finanzgeschäfte einlasse, wenn sie, wie im gegebenen Falle, einen guten Handel schliessen könne. Wieder andere meinten, es liege gar nichts Auffallendes in diesem Geschäft der badischen Regierung mit dem Homburger Spielpächter. Nassau, Baden, Homburg, Anhalt-Köthen, Kurhessen, sie alle stehen ja mit Spielpächtern in Geldrapport durch die Spieltische, und es sey ganz einerlei, ob der Spielpächter Chabert, oder Benazet, oder Blanc heiße, und ob es sich um eine Viertels- oder um sechs Millionen handle. Auch über den Zweck des Herrn Blanc bei diesem neuen und ungewohnten Unternehmen wurde viel discutirt und ironisirt. Manche wollten wissen, Blanc habe der Frankfurter Bankieraristokratie den Untergang geschworen und wolle derselben alle Anleihen versauern, weil diese Besitzer von Millionen mit allen hohen Hazardspielern, nur nicht mit ihm Geschäfte machen, d. h. sich gar nicht an der Homburger Bank sehen lassen, und im Sommer lieber in ihren langweiligen Villas bleiben, als daß sie sich in Homburg von einem Theile ihrer Geldbürde befreien lassen. Wieder andere erzählten, Blancs Spekulation sey viel tiefgreifender, und er habe der badischen Regierung darum so günstige Bedingungen für dieses Anlehen gestellt, um die Regierung zu ködern, da demnächst der neue Pacht der Spiele zu Baden-Baden zu vergeben sey, und Blanc sich fertig mache, Benazet dort aus dem Sattel zu heben und die Quellen zu Homburg und zu Baden-Baden zugleich auszubeuten. Wie dem sey, die Bahn zum Großbankier, vielleicht zum Finanzminister ist für Blanc nun einmal gebrochen, und wenn demnächst andere geldbedürftige Minister bei ihm anklopfen, so wird das nicht mehr so viel Aufsehen in der Frankfurter Börsenwelt machen. Nur muß, wer ein Anlehen bei Blanc machen will, auch über eine Spielbank verfügen, und da Wilhelmsbad noch zu vergeben ist, so versteht sich Blanc vielleicht auch dazu, den kurhessischen Geldnöthen abzuhelfen. Am Ende werden die Gebrüder Blanc in Homburg wohl gar noch zu Reichsbankiers erhoben, und sie verdienen im Grund diesen Titel, als Schadloshaltung für die Feindseligkeit der Paulskirche, welche selige Paulskirche bekanntlich dem armen, braven Homburger Spielpächter mit einem Reichsgesetz gegen die Spiele und mit Reichstruppen arg zu Leibe rückte.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, März

(Fortsetzung)

Städtisches. — Die Blumenquadrille.

Die **Folge** der erzählten und wohl auch mancher andern Vorfälle ist nun, wie sonst auch gewöhnlich das Geländer erst nach einem Sturze, die Löschanstalt erst **nach** einem Feuer, auf einmal wieder die Herstellung unseres Bürgerwehrkorps, mit der man schon voriges Jahr eifrigst begonnen, aber plötzlich eingehalten hatte, außerdem die Vermehrung der Nachtwächter, die schon seit langer Zeit, man weiß nicht ob zur Schonung der Damennerven, nicht mehr in's Horn stoßen dürfen, endlich die Verdreifachung der ungenügend befundenen, allerdings auch wenig sichtbaren Polizeimannschaft zur Sprache gekommen. Eines oder das andere davon soll schon im Werke seyn, obgleich damit die baldige Erleichterung, auf die man uns in den städtischen Rechenschaftsberichten von Jahr zu Jahr vertröstet, die Minderung der gegen früher ums Vierfache erhöhten Stadtabgaben, abermals in die Ferne gerückt wird. Denn vom Zuwachs der Bevölkerung, die mit dem lezten Jahresschluß beinahe 90,000 erreicht hat, scheint die entsprechende Zunahme des städtischen Bedarfs am wenigsten gedeckt zu seyn. Aber statt jener drei Maßregeln, die den angeschwollenen Menschenhaufen in Ruhe halten sollen, hat ein ungenannter Patriot im Anzeiger die Errichtung einer zweihundert Mann starken, aus gedienten Unteroffizieren zusammenzusetzenden „Municipalgarde nach dem Beispiel anderer großer Städte" in Vorschlag gebracht. Sie sehen daraus, wie unsern Dresdenern „die Gedanken nicht niedrig stehen."

Doch in solcher Richtung mag sich der neuerwachte, zum Theil auch künstlich angefrischte Specialpatriotismus, wie die von manchen zur Schau getragene Loyalität immerhin breit machen. Wenn nur dieses Widerspiel von 1848 nicht wieder nach andern Seiten das Maaß überschritten, und selbst in die erwähnte harmlose Sang- und Festlust Störungen gebracht hätte, die eben so nahe an Barbarei streiften, wie manche nun beklagte oder vergessene Ausschweifungen der vorgeblichen Volksfreunde. Kaum hatte ein sinnig ausgestattetes Hoffest das Publikum wirklich einmal zur herzlichen Theilnahme am Glück der Regierenden angeregt, kaum hatte unseres Winklers (Theodor Hells) Jubelfeier den zahlreich Betheiligten die Misère der Zeit auf einen Tag oder Abend aus dem Sinne geschlagen, so mußten auch gleich wieder einzelne Uebereilungen oder Albernheiten kund werden. Doch eher als diese verdienen jene Feste selbst eine kurze Beschreibung. Des Königs Namenstag, der immer den 5. März (nach dem protestantischen Landeskalender) gefeiert wird, fiel dießmal auf Aschermittwoch und lud so zu einer Vorfeier beim Fastnachtshofball ein. Da hatte denn dem Vernehmen nach die Königin selbst, eingedenk der Pflanzen- und Blumenliebe ihres hohen Gemahls und seiner drei botanischen Reisen nach Tirol, Dalmatien und Schottland, neben einem menuet paré im Leibgarden- und Hofdamenkostüm aus der Zeit der sächsischen Größe (1730) auch eine eben so sinnreich als geschmackvoll angeordnete, den Gefeierten begrüßende Blumenquadrille veranstaltet, die in der Weise der fleurs animées von 32 Jungfrauen ausgeführt wurde. Hofrath Reichenbach, mit den botanischen Lieblingen des Königs vertraut, hatte unter den heimathlichen und fremdländischen Blumen die Auswahl getroffen, eine bewährte Künstlerin dieses Faches die verlangten Blüthen und Blätter auf das Täuschendste nachgebildet und an dem Haar-, Brust- und Saumschmuck der weißgekleideten Tänzerinnen vertheilt. Die Tänze selbst wurden mit anschaulicher Ausdeutung zweier vorher in Abdrücken verbreiteten Gedichte, deren eines Prinzessin Amalie, die bekannte Dramendichterin, zur Verfasserin hatte, in höchst gelungener Weise ausgeführt und vor dem Schluß auf allerhöchstes Verlangen wiederholt.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 77. Montag, 31. März 1851.

— The deck it is their field of fame,
And ocean is their grave.

Thomas Campbell.

Aus Mecklenburg.[x]

I.

Die Küstendörfer.

Ein gewaltiger Unterschied besteht zwischen dem mecklenburgischen Binnenland und dem Küstenstrich. Man glaubt kaum in demselben Lande sich zu befinden, wenn man zwei Orte hintereinander sieht, die nur wenige Meilen von einander entfernt liegen. In einem mecklenburgischen Bauerndorfe ist Landwirthschaft das einzige Gewerbe aller, und kaum leben da ein paar Flickhandwerker ohne Gesellen; an der Küste dagegen kennt man den Landbau kaum dem Namen nach. Die Leute haben oft nicht einmal ein Kartoffelgärtchen, um das Nothdürftigste selbst zu bauen Der weiße Flugsand der Dünen trozt jeglichem Anbau. Das Meer ist hier das Feld, auf dem sich der Mensch den Lebensunterhalt erwirbt, der rauschende Kiel des Schiffes ist sein Pflug, das Ruder sein Spaten oder Hammer.

In den Küstendörfern des „Fischlandes" — so heißt eine mehrere Meilen lange Landzunge, die sich vom Städtchen Ribnitz aus in die Ostsee erstreckt — wie in Wannemünde bringt die ganze männliche, ja selbst ein Theil der weiblichen Bevölkerung den größten Theil des Jahres fast nur auf dem Wasser zu. Das schaukelnde Boot ist gar oft die Wiege des Säuglings und die Wellen umrauschen nur zu häufig die Leiche des Mannes; eine nicht geringe Zahl findet alljährlich den Tod im trügerischen Elemente, dem sie so freudig ihr ganzes Leben anvertrauen.

Solch verschiedene Beschäftigung erzeugt natürlich auch verschiedene Sitten, und der Matrose der Küste ist ein ganz anderes Wesen als der Bauerknecht des Binnenlandes. Dazu ist die Bevölkerung der meisten Binnenstriche Mecklenburgs obotritischer, das heißt slavischer Abkunft, und solches bemerkt man noch deutlich genug an vielen kleinern wie größern Spuren, wenn sie auch sonst ganz germanisirt ist; so namentlich an der geringen Neigung für Reinlichkeit, oder gar Zierlichkeit der Wohnungen und ihrer Umgebung, ein gemein slavischer Zug. An den Küsten dagegen sind die Einwohner meist friesischen Stammes, denn der Slave liebt die See, und was mit ihr zusammenhängt, nicht besonders. Diese in früheren Zeiten hier eingewanderten Friesen haben auch ihren alten Sinn für Reinlichkeit bewahrt, und das kleine Holzhaus des ärmsten Fischers ist innen wie außen so sauber gehalten, daß es darin mit einem Königspalast wetteifern kann. Ueberhaupt ist diese Einwohnerschaft des Fischlandes — denn hier auf diesem öden Sandfleck, wo an 5000 Menschen hausen, erscheinen die Eigenthümlichkeiten des Küstenlebens am unverfälschtesten — ein prächtiger, fernhafter Menschenschlag, an dem jeder Menschenkenner seine Freude haben muß. Hier herrschen noch Biedersinn, Fleiß, Ehrlichkeit und Reinlichkeit, und Mann und Weib, Alt und Jung wetteifern in angestrengter Thätigkeit, um sich tüchtig durch's rauhe Leben zu schlagen. Troz des öden, kahlen Landes, das nur hie und da einen ärmlichen Tannenwald trägt, oder ein Kartoffelgärtchen, oder ein dürftiges Haferfeld, ist es darum im Fischlande so behaglich und traulich. Einem Bettler, ja nur einem Menschen in zerrissener oder unreiner Kleidung begegnet man nie, eine Wohnung in Verfall, ja nur eine zerbrochene, mit Papier ersezte Fensterscheibe entdeckt das schärfste Auge nirgends.

Im Sommer erblickt man fast nur Weiber und Mädchen oder silberhaarige Greise in den fischländischen Dörfern, und dieselben erscheinen dann doppelt öde, ja fast ausgestorben. Die männliche Bevölkerung, vom vierzehnjährigen Buben bis zu dessen noch rüstigem Großvater, schwimmt dann auf nahen und fernen Meeren, sich den Unterhalt für den Winter zu verdienen. Anders wenn der Spätherbst kommt und die rauhen Stürme die Schifffahrt auf den meisten Meeren so gefährlich machen, daß nur bei besonders günstigen Handelsconjunkturen die hohen Prämien herausgeschlagen werden, welche die Assekuranzgesellschaften dann fordern.

In der lezten Hälfte Novembers sieht man im Hafen von Rostock sehr viele Schiffe mit Ballast beladen einlaufen, um hier zu überwintern. Das ganze Jahr haben sie fortwährend herumgekreuzt und für fremde Rechnung Frachtgüter geführt. Bald haben sie Getreide aus dem kornreichen Odessa geholt und nach Antwerpen gebracht zur Ernährung der Fabrikarbeiter des stark bevölkerten Belgiens, bald sind sie um das gefährliche Nordkap, diesen Schrecken aller Seefahrer, in das Eismeer gelaufen, um von Archangel Produkte herzuführen, oder sie waren für Rechnung eines Hamburger Kaufmanns in Brasilien oder Jamaika. In allen Häfen Europas und Amerikas findet man diese mecklenburgischen Frachtschiffe mit ihrer fischländischen Bemannung, und überall ist leztere als tüchtig, beherzt, und besonders als ehrlich bekannt. Zum Winter suchen sie die Heimath zu erreichen; manchen ist dieß aber wegen zu großer Entfernung nicht möglich und sie bleiben oft zwei, drei, vier Jahre hintereinander aus.

Ein reges Leben beginnt jezt allmählig in den zur Sommerzeit so stillen fischländischen Dörfern. Kaum sind die Schiffe im Rostocker Hafen sicher untergebracht und ein Theil der Takelage abgenommen und in den Magazinen untergebracht, auch sonst alles wohl verwahrt, so macht sich die ganze Mannschaft des Fahrzeugs nach dem heimathlichen Dorfe auf. Die Fischländer hängen sehr an Familienbanden und an Verwandtschaften und bleiben, so weit es angeht, gern auch in ihrem Berufe nach Sippen beisammen. So kommt es vor, daß der Großvater Kapitän des Schiffes ist, der älteste Sohn der Steuermann desselben, einige jüngere Brüder oder Vettern die Matrosen und die beiden Enkelsöhne die Schiffsjungen. Fast immer hat der Kapitän einen kleinen Antheil am Fahrzeuge, das er führt, oft auch der Steuermann, selbst die Matrosen, wenn auch das meiste natürlich den reichen Rostocker Rhedern und Kaufherrn gehört.

Fröhlich und guter Dinge, sich des Wiedersehens der geliebten Familie im voraus freuend, sieht man im Spätherbst täglich Haufen von Seeleuten in Rostock aus dem Ribnitzer Thor der Heimath zuziehen. Alle sind im sonntäglichen Putz: weite blaue Beinkleider von gutem Tuch, eine kurze Jacke von gleichem Stoff, ein bunt gestreiftes Hemd, um den Hals ein seidenes Halstuch leicht geknotet, auf dem Kopf ein niederer runder Hut mit breitem Rand von Glanzleder, oder eine runde Pelzmütze, mit Otternfellen besezt. Ueber den Schultern hängt der volle Tragsack mit der übrigen Kleidung, in der einen Ecke desselben sorgsam eingepackt ein oft werthvolles Geschenk, für die Frau oder Braut aus der weiten Ferne heimgebracht. Nie verfehlt die Schiffsmannschaft, sobald sie aus dem Thor der alten Stadt Rostock getreten ist, in ein lautes, freudiges Juchhe auszubrechen und die Hüte und Mützen hoch über den Köpfen zu schwenken.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Patienten.

(Fortsezung.)

Zu den zufriedensten Menschen, die ich in meiner Praxis kennen gelernt, gehört eine alte Dame, die im Jahre 1826 in ihrem fünfzigsten Lebensalter hierher gepilgert war, um auf englischem Boden ihren Unterhalt zu finden, nachdem sie ein halbes Jahrhundert unter und mit den reichen Patriziern der freien Stadt Hamburg ein glänzendes Leben geführt. Als ich sie zuerst sah, hatte sie bereits zwanzig Jahre hier zugebracht. Sie erzählte mir mit der dem Alter eigenen Geschwätzigkeit vom Glanz ihres Hauses, vom Stolz ihrer Verwandten und von ihrer Abneigung, denselben beim Absterben ihres Vaters zur Last zu fallen, so wie vom Tod eines Geliebten, der auf den Schneefeldern Rußlands umgekommen und dem die alten Augen jezt noch eine Thräne des Andenkens widmeten. Zurückgesehnt in die Heimath hatte sie sich niemals. Die Ursache lag aber wohl tiefer, als es auf den ersten Blick schien.

Nach Fourrier sind auch die sogenannten schlimmen Leidenschaften des Menschen, in gehörigem Maße befriedigt, zu seinem Wohlseyn nothwendig, und meine alte Freundin bestätigte gewissermaßen diese Theorie. Die Natur hatte sie mit einer beträchtlichen Dosis von Hochmuth und Eitelkeit ausgestattet, und sonderbarerweise fanden beide Leidenschaften mehr Befriedigung hier auf fremdem Boden als unter den reichen Patriziern ihrer Vaterstadt. Die alte Dame war von einer schauderhaften Häßlichkeit, und sie gestand selbst, daß sie in ihren Blüthentagen dadurch aufgefallen; Talente besaß sie ebenfalls nicht, auch keine Sprachkenntnisse. In ihrer Heimath konnte sie daher unter ihres Gleichen nur zurückstehen und mußte das immer empfunden haben. In England stand sie allein, und was sie galt, galt sie durch sich selbst. Sie hatte Empfehlungs-

briefe an gute Häuser, und diese, ihr Alter und ihre Familienverhältnisse berücksichtigend, behandelten sie mit großer Achtung und sprachen ihr aus, wie sehr sie sie ihres tapfern Willens wegen schätzten. Man lud sie mitunter ein und erzeigte ihr manche Artigkeit, so daß sie selbstgefällig äußerte, sie gehe nur mit Engländern und mit den ersten Familien des Landes um. Sie wußte Mitleid und persönliche Zuneigung nicht zu unterscheiden.

Deutsche sah sie niemals; sie kannte keine von guter Familie und mit andern wollte sie nicht umgehen. Sie bildete sich ausnehmend viel darauf ein, daß sie so hohe Preise für ihre Lectionen erhielt, was sie ihrem vortrefflichen Unterricht und ihrem schönen Deutsch zuschrieb, und doch sprach sie kaum einen Satz richtig. Was man um ihrer siebzig Jahre und um ihrer weißen Haare willen für sie that, dieß sich zu fragen, fiel ihr gar nicht ein. — Auf ihre Toilette hielt sie ungemein viel und trug stets Blumen und allerlei elegante Zierlichkeiten. Sie meinte ihrem vornehmen Umgang diese Sorge für ihr Aeußeres schuldig zu seyn; es versteckte sich aber die kahle Eitelkeit darunter, die an diesem Erscheinen in kostbaren Flittern Gefallen fand. Sie war höchst zufrieden und stets heiter, was man ihr als ein großes Verdienst anrechnete, obwohl es ihr nicht die geringste Anstrengung kostete; denn sobald nur ihre Leidenschaften Befriedigung fanden, entbehrte sie nichts in der Welt.

Ihre Verehrung für Leute von Rang und alter Familie war der herrschende Zug in ihrem Wesen. Den Herzog von Wellington bewunderte sie so sehr, daß sie immer in dem Park vor seinem Hause spazieren ging, und wenn sie ihm begegnete, aus der Ferne eine tiefe Verneigung machte, was der alte Herr einstmals lächelnd gewahrte und ihr zuwinkte, eine Begebenheit, die ihr vor Freude manche schlaflose Nacht kostete. Auch besaß sie ein Autograph von ihm, das ihr das Allerheiligste war und mit ihr in das Grab gelegt werden sollte. — Für alles Königliche schwärmte sie natürlich mit grenzenloser Verehrung und die Königin von England war ihr eine wahre Gottheit auf Erden. Sie miethete sich ein paar Zimmer, von denen aus sie in den Garten der Königin sehen konnte, und brachte an ihrem Fenster sitzend die glücklichsten Stunden zu, wenn es ihr gelang die Prinzen und Prinzessinnen durch die Gebüsche zu erspähen. Solche Tage gehörten zu den Festtagen ihres Lebens.

Einst fiel es ihr aber ein, ihre geliebte Majestät auch einmal wieder im vollen Staat in's Parlament fahren zu sehen, und sie machte schleunigst die glänzendste Toilette mit Blumen und Bändern und eilte in den nahen Park von St. James. Hier war bereits die ganze Straßenjugend Londons versammelt, die ein ganzes Detachement von Polizeidienern in Ordnung zu halten bemüht war. Aber unsere alte Freundin ließ sich, trotz ihrer vierundsiebzig Jahre, von solchen Hindernissen nicht abhalten die gekrönten Häupter zu schauen, und ruhte nicht, bis sie sich zu einem leidlichen Platze durchgearbeitet, wo sie Hoffnung auf diese Augenweide hatte. Eine Stunde verging; bei solchen Gelegenheiten hat alle Welt Geduld. Da endlich begann ein Drängen und Stoßen, die Wagen kamen, jeder wollte nun noch besser sehen, und in dieser allgemeinen Bewegung vor- und seitwärts verlor die gute alte Dame das Gleichgewicht und fiel mit einem Blick auf ihre Königin zur Erde. Sie hatte sie doch gesehen!

Als ich zu ihr gerufen ward, fand ich sie im Bette in der heitersten Laune. Sie hatte ihre Schulter verrenkt, but what of that? Ein königlicher Bediente hatte sie nach Hause getragen. Sie schmunzelte bei diesem Gedanken in stolzer Selbstzufriedenheit und verlangte, so wie der Verband angelegt war, Tinte und Feder, um allen ihren Bekannten mit ihrer gesunden Rechten den Vorgang zu melden. Auch am nächsten Tage noch fand ich sie, trotz aller Schmerzen, äußerst vergnügt. Sie hatte Briefe erhalten, in denen man ihr zürnte, daß sie bei ihrem Alter sich in ein Gedränge wage. Sie lachte und sagte selbstgefällig: „Ich habe sie doch gesehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

(Fortsetzung.)

Hoffeste. — Theodor Hells Jubelfeier.

Die Zuschauer versichern einstimmig, nie etwas Anmuthigeres gesehen zu haben, loben aber hinsichtlich des Vortheils für die weibliche Schönheit neben dem idealen von der Person schwer ausgeglichenen Schmuck der Floratöchter fast noch mehr die Rococostüme der Menuettänzerinnen, meist sehr hübscher junger Ehefrauen an der Seite stattlicher Prinzen und Cavaliere. Jedenfalls war die ganze Festerscheinung eine sehr erfreuliche, und zeigte auch in diesen Regionen einen augenfälligen Fortschritt gegen jenen geschmacklos üppigen, mythologisch staffirten Festpomp an August des Starken Hof. Der Abend des 6. März brachte im Journal eine ausführliche, nur durch den schleppenden



Hofstyl den Gegenstand verunzierende Beschreibung. Das Willkommenste darin waren die mit abgedruckten zwei Gedichte. Die Schlußzeilen des einen: „Denn nur wer reines Herzens, der kann sich der Blumen freuen," verriethen eben so leicht die weibliche Autorschaft, wie in dem andern die Chöre der sächsischen, alpländischen, dalmatischen, britannischen Blumen, und die Schlußworte, daß „jede Blüthe, die das Herz erfreuet, In Deinem Lande schöner noch gedeihet," scientifisch und politisch das Werk des Mannes erkennen ließen. — Dem Verfasser des zweiten Gedichtes, Hofrath Winkler (Th. Hell) wurde bald nachher, am 10. März, von seinen Vorgesezten, Freunden und Verehrern ein gesang- und gabenreiches Jubelfest bereitet. Zum Mitjubeln finden sich stets eher Theilnehmer als zum Leidtragen. Am 12. Februar war unter Glockengeläut, mit vorausgetragenem Comthurkreuz des Verdienstordens, ein eben so hochverdienter wie hochgestellter, als Gelehrter wie als Mensch gleich achtbarer Rechtsbeamter, da er als hoher Achtziger im Ruhestand verstorben war, ohne anderes Geleit als die Familienangehörigen zu Grabe geführt, ohne Sang und Klang, ohne Predigerspruch, ja ohne ein lautes Wort der Theilnahme in die sandige, fast nur von Neugierigen umringte Gruft gesenkt worden; erst zwölf Tage nachher mußte ein längerer Nekrolog in der Zeitung, aber wieder aus der Feder eines Verwandten, den versäumten Dankeszoll nachbringen. Allein jezt, wo es galt, mit einem noch Lebenden, einem jugendlichen Siebziger, zu schmausen, da trat der Antheil in Fülle hervor. Zu dem späten Nachtessen im Harmoniesaal sah man gegen dreihundert Gäste, Herrn und Damen, versammelt. Aber freilich mußten des Gefeierten Stellung und vielfältige Verbindungen, so wie seine bei theilweise bestrittenem Verdienst doch unbestritten gutmüthige und dabei unverwüstlich jugendliche Natur mehr Theilnehmer herbeiziehen, als der auswärtige Literaturkenner vielleicht erwarten mag. Zu den literarischen Größen zählt er sich selbst gewiß am wenigsten und können ihn auch hier nur Unkundige zählen. Doch neben Heroen und bahnbrechenden Geistern wie Leibnitz, Lessing, Fichte, G. Hermann u. a. hat das meißnische Sachsen von jeher auch gewandte und betriebsame Arbeiter wie Pölitz, Krug, Engelhardt (R. Roos) u. dergl. geliefert; unter diesen kann Deutschland dem seit fünf Jahrzehnten als Uebersetzer, Redakteur und Autor bekannten Th. Hell ein bescheidenes Plätzchen wohl gönnen. Für die Dresdener aber ist ebenderselbe jezt Vicedirektor des Hoftheaters und der königlichen Kapelle, Sekretär der Kunstakademie, Landesgroßmeister der sächsischen Freimaurerlogen, Mitglied der Flora, des Alterthumsvereins u. a. m. Am genannten Tage feierte er, nachdem die noch fünf Jahre frühere erste Anstellung beim Stadtgericht unbeachtet geblieben war, den vor fünfzig Jahren erfolgten Eintritt in den seitdem ununterbrochenen Staatsdienst. Deputirte aus dem Archiv begrüßten ihn in derselben Vormittagsstunde, in welcher er dort vor einem halben Jahrhundert als Kanzellist und Amtsnachfolger der Dichter Meißner und Langbein vereidet worden war. Den Civilverdienstorden überbrachte der Bühnenintendant selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., März.

(Fortsetzung.)

Auswanderung nach Ungarn. — Carneval.

Für Auswanderung nach Ungarn hat sich in Frankfurt eine mit reichen Mitteln ausgestattete Unternehmung gebildet, der wohl jeder ein glückliches Gedeihen wünschen muß, der da weiß, welche großen und fruchtbaren Erdstriche in diesem uns so nahen Lande noch zu bebauen und zu bevölkern sind, während so viele Arbeitskräfte in Deutschland brach liegen oder einem ungewissen Geschick in Amerika entgegeneilen. Wenn auch im Osten vielleicht die politischen Zustände uns weniger freundlich lächeln, als im Westen, so hat die Emigration nach dem Osten doch den Vorzug, daß wir sie überwachen und uns das Geschick der Ausgewanderten zu Herzen nehmen können; sie bleiben uns nah und mit uns verbunden, gründen sich gleichsam ihre neue Existenz unter unsern Augen, und werden nicht losgerissen vom Mutterland, an welches sie heilige Bande knüpfen. Indem wir aber diese Emigration billigen und aufmuntern, bedauern wir, daß österreichische ministerielle Blätter nichts Eiligeres zu thun wissen, als zu erklären, daß die Emigration nach Ungarn auf Privatunternehmungen beruhe, mit denen die Regierung in keinerlei Beziehung stehe, mit andern Worten, daß die Regierung sich um die Sache nichts kümmere. Das ist schwerlich staatsklug. Die Regierung sollte vielmehr alles aufbieten, das Loos der Ankömmlinge in Ungarn günstig zu gestalten, da eine solche Einwanderung wesentlich nothwendig ist zur Germanisirung des Ostens, worin doch Oesterreichs Aufgabe in jenen Gegenden besteht.

Einen Carneval, wie ihn Frankfurt noch nie gesehen, haben wir dießmal erlebt; die Salons der Aristokratie und der kaufmännischen Welt entfalteten seltenen Glanz und seltene Ueppigkeit, und die Mittelklasse stand nicht sehr nach. Endlos war die Reihe der Bälle, der maskirten und unmaskirten; sie haben sogar zu dieser Stunde noch nicht aufgehört, und vielleicht vermag erst die Ostermesse ihnen Einhalt zu thun. Woher diese unglaubliche Tanzsucht? Ist Frankfurt von der Tarantel gestochen? Ist die solide Handelsstadt plözlich ausschweifend geworden? Nein, ich glaube man tanzt aus Zerstreuung, man tanzt, um schwüle Ahnungen einer kommenden düstern Zeit zu verscheuchen. Es ist nicht die gesunde Lebenslust, es ist nicht die Freude am Vergnügen oder das Vergnügen an der Freude, es ist das Bedürfniß nach Zerstreuung und Aufheiterung; man möchte die Sorgen und Ahnungen in der Lethe der rauschenden Vergnügungen versenken. Es fanden auch drei großartige öffentliche Maskeraden im Theater statt, mit Spielen, Festzügen und Mummenschanz aller Art, mit Lotterie und Preisvertheilungen für die schönsten und genialsten Masken. Besonders zeichnete sich die lezte Maskerade durch die Krönung des Prinzen Carneval aus, veranstaltet von 36 hiesigen Malern, auf sehr humoristische Weise durchgeführt und von dem Publikum mit Begeisterung aufgenommen. Ich glaube seit diesem Jahre an den Beruf der Frankfurter zur Narrheit, aber man muß ihnen Zeit lassen. Die dießjährigen Maskeraden haben gelehrt, daß für jezt die Goldader in Frankfurt noch ergiebiger ist als die Witzader, denn wir hatten Ueberfluß an glänzenden, großen Mangel an genialen Masken. Wie hätte sonst Hampelmann als die genialste Maske bei der dritten Maskerade gekrönt werden können? Der Hampelmannswitz hat nicht ein Körnchen Genialität; er liegt den Frankfurtern so dick im Blute, daß es gar kein Verdienst ist, wenn er zum Vorschein kommt, sondern ein Verdienst, wenn wir ihn zur Carnevalszeit bemeistern und besiegen. Aber der Mensch ist schwach auch in der Narrheit, und troz mancher gefährlichen Concurrenz hatte Hampelmann einen unsichtbaren Beschützer an unserem Frankfurter Nationalstolz, so daß Niemand neben ihm aufkommen konnte. Hampelmann erklomm den Gipfel des Ruhms, ohne sich Rechenschaft geben zu können, wie er hinaufgekommen, und ohne zu ahnen, daß sein Verdienst unsere Schwäche ist. Indessen es war ein guter Anfang, und die Theaterdirektion hat eine reiche Ernte bei diesen öffentlichen Redouten gehabt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Monatsregister März.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 3. Mittwoch den 16. April 1851.

[67] In der **literarisch-artistischen Anstalt** der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **München** sind erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Neue Wandkarte

von

EUROPA

Afrika's Nordküste und einem grossen Theil Asiens

nach dem neuesten Bestande und den zuverlässigsten Angaben, mit Bezeichnung der Eisenbahnen und Dampfschifffahrts-Verbindung zur See, sammt einem Höhen-Profile aller Gebirgszüge und statistischen Tabellen über die einzelnen Staaten Europa's

von

J. B. Roost.

4 Blatt im größten Formate. 1850.

Preis Rthlr. 2. oder fl. 3. 24 kr. Aufgezogen auf Leinen und in Futteral Rthlr. 3. 14 Ngr. oder fl. 5. 48 kr

---

Neue Wandkarte

in 4 Blatt grössten Formats

von

DEUTSCHLAND

den Königreichen Holland, Belgien und der Schweiz

sammt den angränzenden Gebieten von

Dänemark, England, Frankreich, den österreichischen und reußischen Ländern und Polen

in 1 Millionenmal verkleinertem Maassstabe, nach den neuesten Materialien und mit genauen Angaben aller **Eisenbahnen** gezeichnet und bearbeitet.

1850.

Preis Rthlr. 2. oder fl. 3. 24 kr. Aufgezogen auf Leinen und in Futteral Rthlr. 3. 14 Ngr. oder fl. 5. 48 kr.

Neue Wandkarte

von

ASIEN

Europa und der nordöstlichen Küste von Afrika

in 8 Millionenmal verkleinertem Maassstabe, nach den neuesten Angaben entworfen, gezeichnet und bearbeitet.

4 Blatt in größtem Format 1850.

Preis Rthlr. 2. 10 Ngr. oder fl. 4. Aufgezogen auf Leinen und in Futteral Rthlr. 3. 15 Ngr. oder fl. 6. 12 kr.

Die obigen Karten zeichnen sich ebenso durch ihre Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit als durch ihre relative Vollständigkeit aus, daher sie ebenso für Schulen wie für Bureaux und militärische oder wissenschaftliche Zwecke brauchbar sind.

Namentlich hat sich die Karte von **Deutschland** vielfach bewährt zu der Anfertigung von Marschrouten, und wird zu diesem Zwecke auch uncolorirt abgegeben.

[68] In der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Geist in der Natur

von

Hans Christian Oersted.

Deutsche Original-Ausgabe des Verfassers.

2 Theile geheftet (1ster Theil 21 Bogen, 2ter Theil 31 Bogen).

Preis des 1sten Theils Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr. rhein.
(in Oesterreich fl. 2. Banknoten oder nach Curs).

Preis des 2ten Theils Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 2. rhein.
(in Oesterreich fl. 2. 12 kr. Banknoten oder nach Curs).

Preis beider Theile Rthlr. 2. 6 Ngr. oder fl. 3. 45 kr. rhein.
(in Oesterreich fl. 4. 12 kr. Banknoten oder nach Curs).

Diese von dem berühmten Verfasser selbst besorgte Uebersetzung des dänischen Originals hat nicht allein diesen Vorzug, sondern zeichnet sich auch durch ihre äußere Ausstattung aus, in welcher sie sich den „Ansichten der Natur" von Alex. v. Humboldt anschließt.

Das Werk eines der ersten Naturforscher dieses Jahrhunderts, des berühmten Entdeckers der Grundthatsachen des Elektromagnetismus; — das Buch, in welchem einer der ersten Männer der Wissenschaft in klarer, für jeden Gebildeten faßlicher Sprache die tiefsten Fragen der natürlichen und sittlichen Welt zu lösen sucht; in welchem er die Resultate eines langen und reichen Lebens gewissermaßen als Erbgut seinen Zeitgenossen bietet — ein solches Buch bedarf zu seiner Empfehlung von Seite der Verlagshandlung nur der Hinweisung auf seinen Inhalt, von welchem wir hier eine kurze Anzeige geben:

Inhalt des ersten Theils.

1. Das Geistige im Körperlichen. — 2. Der Springbrunnen. — 3. Ueber das Verhältniß zwischen der Naturauffassung des Denkens und der Einbildungskraft. — 4. Aberglaube und Unglaube in ihrem Verhältniß zur Naturwissenschaft. a. Was Aberglaube und Unglaube sey. b. Ursprung und Entwicklungsgang des Aberglaubens und des Unglaubens. c. Das Mittelalter als Beispiel eines abergläubischen Zeitalters. d. Der Aberglaube greift verwirrend in das ganze Leben ein. e. Das vermeintlich Poetische des Aberglaubens. f. Die Wirkungen des Unglaubens. g. Wie Naturwissenschaft gegen Aberglauben wirkt. h. Die Wirkung der Naturwissenschaft gegen den Unglauben. — 5. Das ganze Daseyn ein Vernunftreich. a. Die Wesenseinheit des Erkenntnißvermögens durch das ganze Weltall. b. Die Grundähnlichkeit der Schönheitsgesetze im ganzen Weltall. c. das gleiche Grundwesen der moralischen Natur in dem ganzen Weltall. d. Erkenntnißgemeinschaft zwischen den Weltkörpern. — 6. Die Cultur der Wissenschaft, als Religionsübung betrachtet.

Inhalt des zweiten Theils.

1. Das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Dichtkunst. — 2. Das Verhältniß der Naturwissenschaft zu verschiedenen wichtigen Religionsgegenständen. — 3. Ueber die bildende Wirkung, welche die Anwendung der Naturwissenschaft ausüben kann. — 4. Zwei Reden in den scandinavischen Naturforscherversammlungen. — 5. Von der Schule ins Leben. — 6. Alte und neue Zeiten. a. Wird die Welt schlechter? b. Die Wärme der Luft hat sich nicht verändert. c. Die Menschen waren im Alterthum nicht größer oder stärker. d. Die Lebensdauer hat nicht abgenommen; man lebt gesünder. e. Die Menschheit ist in moralischer Beziehung nicht zurück, sondern vorwärts geschritten. — 7. Verhältniß der Naturwissenschaft zu den Zeitaltern und ihrer Philosophie. — 8. Christenthum und Geistesbildung unterstützen einander. — 9. Betrachtungen über die Geschichte der Chemie. — 10. Ueber Geist und Studium der allgemeinen Naturlehre.

---

[33]

☞ Allen Damen von Bildung und Geschmack ☜

können nachstehende, wahrhaft feine Toiletten-Gegenstände auf's Angelegentlichste empfohlen werden:

Dr. Edw. Johnson's aromatische Mund-Essenz, von höchst angenehm erfrischendem, ganz reinem Geschmack — anerkanntes Mittel wider Beinfraß, Mundfäule und unangenehmen Geruch aus dem Munde; auch sehr empfehlenswerth bei eingesetzten Zähnen. — Das Fläschchen mit Gebrauchsanweisung kostet 20 Sgr. Preuß. Cour. franco.

Orientalische Schönheits-Pastillen, nach einem persischen Recept vom Bergrath Dr. Hoffmann bereitet, sind unbezweifelt das vorzüglichste Mittel zur Erlangung oder Beförderung eines tadellosen Teints, welcher dadurch ganz zuverlässig erzielt wird, ohne der Haut im geringsten zu schaden. — Die Schachtel nebst Gebrauchsanweisung kostet 1 Thlr. Preuß franco.

India-Extract gegen Sommersprossen. Dieß untrügliche Mittel vertilgt sicher diese häßlichen Flecken, von welchen in der Regel gerade diejenigen Damen verunziert werden, die den feinsten Teint haben; es ist durchaus unschädlich und seit einer langen Reihe von Jahren bewährt. — Das Fläschchen kostet mit Gebrauchsanweisung 2 Thlr. Preuß. Cour. franco.

Darüber, daß beide Mittel keine schädlichen Bestandtheile enthalten, sind Zeugnisse des berühmten Chemikers, Professor Dr. Artus in Jena beigegeben. Beide Mittel sind einzig und allein zu beziehen von **Dr. Ferd. Jansen** in Weimar.

---

[70] Bei Fr. Ludw. Herbig in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ungarn im Vormärz.

Nach Grundkräften, Verfassung, Verwaltung und Kultur.

Von **Alex. Fényes,**
Mitglied der ungarischen Akademie.

Aus dem Ungarischen. 1851. 21 Bogen gr. 8. eleg. brosch. Preis 1⅔ Thlr.

Inhalt: Erstes Buch: **Die Grundkräfte Ungarns.** I. Land. II. Bevölkerung. III. Produkte. IV. Industrie. V. Handel. — Zweites Buch: **Ungarns Staatsverfassung.** I. Grundgesetze. II. Erb- und Thronfolge. III. Der ungar. König. IV. Rechte des Königs. V. Rechte der Nation. — Drittes Buch: **Ungarns Staatsverwaltung.** I. Politische Dikasterien. II. Das Militär. III. Staatseinkünfte. IV. Kirchenverfassung. V. Rechtspflege. — Viertes Buch: **Wissenschaft und Kunst.** I. Höhere Institute. II. Nichtconfessionelle. III. Confessionelle Lehranstalten.

Fényes ist auch im Auslande längst als einer der tüchtigsten Geographen und Statistiker der Neuzeit und als die beste Quelle zur Kenntniß Ungarns anerkannt. Sein vorliegendes Werk ist ein unentbehrliches Hülfsmittel zum richtigen Verständniß der jüngsten stürmischen und ereignißreichen Vergangenheit, wie der gegenwärtigen Schicksale dieses merkwürdigen Landes.

---

[71] So eben sind erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

Sternau, Gedichte. Eleg. geb. mit Goldschnitt. 2 Thlr.

—— Verbindende Dichtung zur Musik von Weber's Preciosa. 3 Sgr.

Firmenich, Germaniens Völkerstimmen. Lieferung 14. ½ Thlr.

v. Werckel, die Furcht vor den Dresdener Conferenzen. 3 Sgr.

Scribe, Les contes de la reine de Navarre. comédie. 10 Sgr.

Berliner Musikzeitung, Echo von Dr. Kossak. 1. Vierteljahr. 12½ Sgr.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol.

6]

Von Adolf Pichler.

Groß Oktav. 1850. broch. fl. 1. 12 kr. R.-W.

Innsbruck. Wagner'sche Buchhandlung.

---

[65] Im Verlage von **Scheitlin** und **Zollikofer** in **St. Gallen** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Predigten in Liedern

von

J. J. Rietmann,

V. D. M.

Miniatur-Ausgabe.

Preis 54 kr.

Der als Uebersetzer des Hiob im Gebiete der religiösen Poesie rühmlichst bekannte Verfasser hat in den „Predigten in Liedern" einen Versuch gewagt, im Geiste eines F. v. Sallet und Lenau, aber von einem positivern Standpunkte aus, als Dichterprediger zu seiner Zeit zu sprechen. Die geistreiche und ächt poetische Haltung dieser prophetischen Lieder, ihr hoher Ernst und ihre ästhetisch abgerundete Form stellen sie dem Schönsten und Besten gleich, was unsere Literatur in diesem Gebiete aufzuweisen hat.

---

[197] Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der letzte Hohenstaufe.

Tragödie in fünf Aufzügen von **O. H. Ayrer.**

8. geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

---

[64] Im Verlage von **Duncker & Humblot** in **Berlin** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nathalie.

Eine Erzählung

von

Julie Kavanagh.

Aus dem Englischen von Dr. A. **Diezmann.**

3 Theile. gr. 8. geh. Preis 2 Rthlr.

Seit dem Erscheinen von Johanna Eyre hat kein Werk in England so große Theilnahme gefunden wie das obige. Dieser Roman bildet zugleich den 17.—19. Theil der Britannia. Die früher erschienenen 16 Bände der Britannia nämlich: James, der Verurtheilte 3 Theile; Warren, Jetzt und Einst 2 Theile; Currer Bell, Johanna Eyre 3 Theile; James, Sir Theodor Broughton 3 Theile; Horace Templeton, Tagebuch und Notizen 2 Theile; Currer Bell, Shirley 3 Theile; sind zusammengenommen für 6 Rthlr. einzeln à Band ⅓ Rthlr. zu haben.

---

[30] In der **Kollmann**'schen Buchhandlung in Augsburg — bei **Neff** in Stuttgart — **Palm** in München — **Montag & Weiß** in Regensburg — **Riegel** und **Wießner** in Nürnberg und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Um in kurzer Zeit ein gebildeter Kaufmann zu werden, mit Ueberzeugung zur Anschaffung zu empfehlen:

Handlungswissenschaft

zur Kenntniß 1) **der merkantilischen Kunstausdrücke**, 2) **der Handelsgeographie**, 3) **der Handelsgeschichte**, 4) **des kaufmännischen Rechnens**, 5) **der Wechselkunde**, 6) **der Münz-, Maaß- und Gewichtskunde**, 7) **der Correspondenz**, und 8) **der Buchhaltung.**

Von **Fr. Bohn.** Vierte Auflage. Preis 1 Thlr.

Ein werthvolles Buch für alle diejenigen, welche sich in acht Tagen die wichtigsten Handlungskenntnisse verschaffen wollen.

In achter Auflage erschienen und ist zur Unterhaltung und Wiedererzählung die beliebte Schrift zur Anschaffung zu empfehlen:

Fr. Rabener,

Knallerbsen,

oder Du sollst und mußt lachen.

Enthaltend (256) neue Anekdoten von Nante, Manteuffel, Saphir, Rossini, Prof. Rau, Kaiser von China, Joseph II., Napoleon und Friedrich dem Großen. — Zur Aufheiterung auf Reisen, — Spaziergängen, — bei Tafel — und in Gesellschaften. Ueber 11,000 Exemplare wurden bereits davon abgesetzt. Achte Auflage. —

Preis 10 Sgr. oder 36 kr.

NB. Mit vielem Vergnügen wird man in diesem witzreichen Buche lesen und daraus gern wiedererzählen.

Auch bei **Credner & Kleinbub** in Prag — Hartleben in Pesth — Münster in Venedig — **Schimpf** in Triest — **Gerold & Sohn** in Wien und in allen Buchhandlungen vorräthig.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Edda

die ältere und jüngere

nebst

den mythischen Erzählungen der Skalda

übersetzt und mit Erläuterungen begleitet

von

Karl Simrock.

gr. 8. broch. Preis fl. 3. 30 kr. oder Rthlr. 2.

Eine Uebersetzung beider Edden besaßen wir bisher noch nicht. Von der ältern waren uns nur einzelne Lieder zugänglich gemacht, weniger unvollständig lag die jüngere vor. Selbst in Schweden und Dänemark giebt es kein Buch, das die ältere und jüngere Edda umfaßte, wie sie in dem gegenwärtigen zu gegenseitiger Erläuterung zusammengestellt sind. Durch Vereinigung beider bildet es gleichsam die nordische Bibel, und somit auch die unsrige, da der Glaube der Nordmänner im Wesentlichen mit dem deutschen übereinstimmte. Auf

die nordischen Heldenlieder ist unser Anspruch noch größer, da sie durch die Namen der Helden und den Schauplatz am Rhein ihren deutschen Ursprung verrathen. Jene uralten Gedichte von den Thaten und Kriegen unserer Vorfahren, welche Karl der Große aufzeichnen ließ und deren Verlust so schmerzlich beklagt wird, die Edda, diese Urgroßmutter deutscher Sage und Dichtung, hat sie erhalten und die vorliegende Zurückübertragung unserem Volke wieder angeeignet.

Stuttgart und Tübingen, März 1851.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Lenau's dichterischer Nachlaß.

[74] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und liegt in allen Buchhandlungen vor:

Nicolaus Lenau's

dichterischer Nachlaß.

Herausgegeben von

Anastasius Grün.

gr. 8. geheftet. Preis fl. 2. 42 kr. oder Rthlr. 1. 20 Ngr.

Enthält: „Don Juan“ ein dramatisches Gedicht — „Helena“ ein dramatisches Bruchstück — Lyrisches ꝛc.

Dieses schöne Vermächtniß eines unserer glänzendsten Talente, glauben wir nicht besser einführen zu können, als mit folgenden Worten aus der Vorrede des Herrn Herausgebers: „Reichhaltiger an Umfang, als es von einem so gefeierten Dichter der Neuzeit zu erwarten stand, deren wenigen die drängende Ungeduld der Lesewelt, so wie das eigene Gefühl des innigen Zusammenhanges mit der nächsten Gegenwart es erlaubt, das Horazische Neunjahr auch nur annäherungsweise zu berücksichtigen, umfaßt der Nachlaß unseres Freundes so vielfältige Proben seiner dichterischen Begabung, es finden sich darin fast alle Zeitperioden und Dichtungsformen, in welchen sich diese bewährt hat, so mannigfach und glänzend vertreten, daß, hätte der Dichter auch sonst nichts geschrieben, das Vorliegende allein genügen könnte zur kritischen Würdigung seiner Dichtergröße und zur genauen Zeichnung seines Dichterbildes in vollkommener Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit jenem Gemälde, das gewiegte Kunstrichter uns aus seinen übrigen Werken entworfen haben. So führt dieser Nachlaß uns Ueberlebenden die gliederreiche Reihe dichterischer Thaten des Dahingeschiedenen, wie bei einem ernsten Todtengerichte der Alten, noch einmal vor das Auge, daß wir den Mann und Dichter in seiner ganzen Würde und bedeutsamen Eigenthümlichkeit noch einmal an uns vorüberschreiten sehen und den tief erschütternden, aber auch erhebenden Ernst dieser Erscheinung verstehen lernen. In unsere Todtenklage darf sich das Gefühl der Befriedigung mengen, daß die edle Kämpfergestalt, indem sie unserem sinnlichen Auge entrückt wurde, vor unserem geistigen Blicke in ihrer reinen Erhabenheit stehen blieb, aufrecht, das leuchtende Schwert noch erhoben, Siegesgewißheit im wahrheitdurstigen Auge und den ersten noch ungetrübten Widerschein der anbrechenden Morgenröthe auf dem blanken, makelreinen Schilde; — wir sind beruhigt, daß es uns erspart blieb, sie später vielleicht gebeugt von Mißmuth und Trauer über den so schnell vereitelten Sieg, mit unwillig gesenktem oder gar mit zerbrochenem Schwerte zu sehen in den Tagen einer unerquicklichen Waffenruhe, die kein Frieden ist.“

Stuttgart und Tübingen, April 1851.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Feuchtersleben's Gedichte.

[66] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

8. Velinpapier.

Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

Diese Gedichte sind neben dem poetischen Talent, Produkte umfassender Bildung und einer tiefen Weltanschauung; sie sind ein Cyklus, in dem sich die Entwicklungsstufen eines reichen Gemüths darstellen und der Form nach höchst mannichfaltig, wie schon die Anordnung zeigt. Die Sammlung zerfällt in folgende Bücher: Trieb. Resultate. Gelegenheitlich, persönlich. Im Sinne des Alterthums. Sonette. Ghaselen. Erzählend. Dem Dichter. Sinn. Uebersetztes.

Stuttgart und Tübingen, März 1851.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1851.

Zweites Heft.

[74] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das zweite Heft

der

deutschen Vierteljahrs-Schrift

für 1851.

April — Juni.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Beiträge zur Feststellung der Grundsätze über das Armenwesen in Deutschland. — Der gegenwärtige Standpunkt der Heilkunde in Deutschland. — Die Benutzung der Eisenbahnen als militärische Operationslinien. — Die Aristokratie in ihrem socialen Berufe. — Die Errichtung einer deutschen Bank. — Die württembergischen Verfassungswirren in Folge der Einführung der deutschen Grundrechte ꝛc. vom Standpunkte des Rechts aus. — Das Kriegswesen der kleinen Staaten in Deutschland. — Der Branntweingenuß und die Mäßigkeitsvereine.

Stuttgart und Tübingen, April 1851. J. G. Cotta'scher Verlag.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 78. Dienstag, 1. April 1851.

Frailty, thy name is woman!
Shakespeare.

Meine Patienten.

(Fortsetzung.)

Ihr Zustand wurde indessen bedenklich. Im Alter versagen die heilenden Kräfte der Natur ihre Dienste und der Fall hatte sie überdem seltsam erschüttert. An Pflege fehlte es ihr nicht; jeden Tag hatte sie eine neue Sendung stärkender Sachen aufzuweisen; von der einen Seite kam ihr alter Portwein zu, von der andern Wild und Geflügel, ein dritter sandte ihr die schönsten Früchte, und alle diese Gaben standen vor ihr aufgehäuft, damit jeder Kommende das Register derselben und die hohen Namen der Geber von ihr hören könne. Genießen konnte sie von allem nichts; keine Speise wollte ihr mehr gedeihen, dafür genoß sie die Freude des Besitzes um so inniger und war zu jeder Stunde gleich heiter und vergnügt. Die nicht tiefer Blickenden rechneten ihr diese Geduld im Leiden, dieses Vergessen ihrer Schmerzen, diese Freude über empfangenes Gute unbeschreiblich hoch an, und hätten sie gerne mit einer christlichen Märtyrerkrone bedacht. Niemand fiel es ein, daß sie, die ihnen bedauernswerth Erscheinende, vor so vielen Sterblichen ein beneidenswerthes Loos gezogen, indem ihre herrschenden Leidenschaften auch unter anscheinend sehr ungünstigen Umständen eine Befriedigung fanden, die dem Individuum die höchste Selbstzufriedenheit verlieh.

Am fünfzehnten Tage nach ihrem Falle entschlummerte sie sanft, ohne Schmerzen, ohne ein Vorgefühl ihres Todes. In ihrem Testamente hatte sie sich ein anständiges Begräbniß ausbedungen, und demgemäß erhielt sie einen theuern Sarg, einen Leichenstein und Trauerwagen, um sie zu ihrer lezten Stätte zu geleiten, wo die stolze Patrizerin auf ein anständiges Wiedererwachen hofft.

Es sind nicht unsere Tugenden, es sind unsere Leidenschaften, die uns durch das Leben tragen und unsern Weg bestimmen. Für die Weiber sind aber Eitelkeit und Eifersucht die gewöhnlichen Klippen, an denen sie mit ihren Forderungen an das Glück Schiffbruch leiden. Mein Tagebuch enthält eine traurige Liste solcher Fälle.

Sobald eine Engländerin meine ärztliche Hülfe heischt, erscheine ich stets mit der Vermuthung vor ihr, ein Individuum zu finden, das mit der Gesellschaft ein Hühnchen zu pflücken hat und in ihrem Unwillen über alles Heimische sogar die britische Medicin verschmäht, und durch das Berufen eines Fremden der englischen Fakultät eine kleine Wunde schlagen will, obgleich eine solche nur in ihrer Einbildung besteht, wie so vieles bei den Weibern; denn wer wird die große Neuigkeit der Welt verkünden? — Bei den Damen der vornehmsten Gesellschaft ist diese Vermuthung selten irre gegangen.

Ein interessanter Fall dieser Art begegnete mir vor Kurzem. Eines Tags, als ich Nachmittags in meine Wohnung zurückkehrte, fand ich ein artiges Zöfchen meiner wartend, das mich drängte, sogleich mit ihr zu ihrer Herrin zurückzukehren. Da aber die von ihr angegebenen Symptome nicht so gar gefährlich erschienen und mein Mittagsmahl meiner wartete, so überredete ich das gute Kind, einstweilen zu ihrer Dame zurückzukehren und ihr zu melden, daß ich in einer halben Stunde bei ihr seyn würde. Sie hatte übel Lust dazu; ich glaube sie rechnete auf die Rückfahrt mit mir in meinem Wagen. Da ihre Ausflüchte jedoch vom Panzer meines Herzens, Hunger genannt,

abprallten, so knirte sie mir endlich ein schmollendes Lebewohl und überließ mich meinen Penaten, die sich denn auch sogleich an das Werk begaben, den leiblichen Menschen für die Werke seines Geistes zuzustutzen.

Es dämmerte, als ich die bezeichnete Wohnung erreichte. Mein Zöschen sprang mir die Treppe herab entgegen — die Gaslampe auf der Flur brannte bereits — und führte mich in den zweiten Stock, wo ich ihre ungeduldig harrende Dame, von einer halb überschatteten Lampe schwach beleuchtet, im Bette sitzend fand. Sie streckte mir alsbald ihre schöne Lilienhand voll kleiner Grübchen entgegen, damit ich den Puls fühle, der zwar sehr stark schlug, aber mehr aufgeregt als fieberhaft war. Ich berührte ihre Stirne, die allerdings glühte; doch sah ich nirgends eigentliche Krankheitssymptome. Die Dame behauptete indessen dem Tode nahe zu seyn, indem sie am Herzen leide, das jede Minute zu zerspringen drohe.

Zustände der Art haben ihre eigenen Schwierigkeiten. Ich rückte einen Stuhl an das Bett und bat um die ganze detaillirte Geschichte ihrer Krankheit, der Zofe zugleich unbemerkt ein Zeichen der Entfernung zuwinkend. Mir wurden nun allerlei seltsame Symptome des um sich greifenden Uebels mitgetheilt, die ich mit anscheinender Wichtigkeit aufnahm, während mein Auge forschend auf dem Mienenspiel der Erzählerin weilte. Ich hatte eine Dame von vielleicht vierzig Jahren vor mir, von vollendeter Schönheit. Die schönsten Gesichtsformen wurden durch einen blendend weißen Teint gehoben, dessen zarten Schmelz die dunkle Rosenröthe ihrer Wangen gleichsam zu zersprengen drohte. Ihr Mund war voll Grazie, fein und ausdrucksvoll bewegten sich die Lippen, hinter denen eine Perlenreihe sichtbar ward, so oft ein Lächeln die tiefen Grübchen der Wangen öffnete. Ihre dunkelblauen Augen leuchteten in ihrer gegenwärtigen Aufregung wie Sterne am dunkeln Nachthimmel, und ihre schöngeformte breite Stirne umgab herrliches braunes Haar, dessen Flechten unter dem zierlichsten Spitzenhäubchen, wie das elegante Negligé es erfordert, versteckt waren. Ihr ganzer Anzug war überhaupt der einer Dame, die auch nicht angekleidet auf's Eleganteste gekleidet ist. Sie sprach schön, lebendig, gewählt und verrieth in jeder Miene, jeder Bewegung die Dame der großen Welt. Als die nächste Ursache ihres Uebels gab sie mir einen tiefen Kummer an. Das wollte nicht passen. Ein tiefer Kummer läßt keine so gereizte, erbitterte Stimmung zurück. Ich bat sie, mir den Kummer zu nennen; ein Arzt könne nur dann heilen, wenn der Kranke ihn seines vollen Vertrauens würdige. Sie nannte mir die Scheidung von ihrem Manne, die Trennung von ihren Kindern. Ich besann mich jezt, vom Handel, der einiges Aufsehen gemacht, schon gehört zu haben. Aber freilich, aus diesem Munde klang alles anders; hier wurde der Gatte zu einem Ungethüm, hier wurde er der schwärzesten Verbrechen angeklagt. Der Sitz der Krankheit hatte sich mir jezt verrathen; ich verordnete Ruhe und sandte ihr einen kühlen, einschläfernden Trank.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Mecklenburg.

(Fortsetzung.)

Noch freudiger ist das Wiedersehen der Familie im heimathlichen Dorfe. Fast ohne Ausnahme ist der Fischländer ein zärtlicher Gatte, ein sorgsamer Familienvater, ein treuer Bräutigam. Daß einer dem Mädchen, dem er die Ehe versprochen, wortbrüchig würde, kommt fast nie vor; allgemeine Verachtung würde ihn dafür strafen und in keinem Hafen der Welt dürfte er sich wieder unter seinen fischländischen Kameraden blicken lassen. — Das Gerücht hat sich meist schon im Dorfe verbreitet, die Mannschaft des „Columbus," oder der „Ariadne," oder des „Polarsterns" werde heute heimkehren, und die ganze Verwandtschaft geht ihnen ein gutes Stück Wegs entgegen. Das Wiedersehen wird dann unter freiem Himmel gefeiert, und das treue Weib oder die verschämt und doch so glückselig lächelnde Braut am Arme betritt der Seemann die heimische Stätte. Sie ist ihm der liebste Fleck auf Erden, und weder die Palmenwälder Indiens, noch der Glanz der reichen Handelsstädte, die er besucht, können ihn je verlocken, seinem Häuschen auf der öden sandigen fischländischen Landzunge untreu zu werden.

Oft freilich mischen sich auch viele bittere Thränen des Schmerzes in die allgemeine Freude der Rückkehr. Manche Frau muß den Gatten, den treuen Ernährer der Familie, die Mutter den Sohn, die Stütze ihres Alters, die Braut die Hoffnung ihres zukünftigen Lebens vermissen. Ueber Bord gerissen in dunkler Nacht, vom wilden Sturme oder mit dem gebrochenen Maste weit in die schäumenden Wellen hinausgeschleudert, ward er ein Opfer seines gefährlichen Berufs. Seine Gebeine ruhen für immer im kühlen Schooße des Mittelmeers oder des gewaltigen Oceans, während im mecklenburgischen Dorfe manches Auge noch lange sich mit Thränen über seinen Verlust füllt. Oft sind auch ganze Schiffe mit der gesammten Bemannung spurlos verschwunden. Den Tag ihres Abgangs von einem Hafen haben die Zeitungen gemeldet, den der Ankunft verkünden sie nimmermehr. So findet man denn in den Dörfern auffallend viele Wittwen und Waisen und trauernde Bräute, die sich selten wieder verloben. Mit großer Mildthätigkeit unterstüzt die gesammte Einwohnerschaft des Dorfes solche Familien, wenn sie dessen bedürfen,

wie man denn wirkliche Armuth nirgends aufkommen läßt.

Die erste Freude des Wiedersehens ist vorüber, das mitgebrachte Geschenk für die Hausfrau, bei den Kapitänen oft in einem Stück schweren Silberzeugs, bei den Matrosen in einem hübschen Theekessel von englischer Arbeit oder ähnlichem Hausgeräth nebst einigen weiblichen Putzstücken bestehend, ist zur großen Befriedigung der Beschenkten abgeliefert. Sofort wird das auf der Reise ersparte Geld, beim Kapitän in etwa 200 Thalern, beim Steuermann in der Hälfte, beim gemeinen Matrosen in 50 — 60 Thalern bestehend, sorgsam der Hausfrau übergeben, damit diese die Kosten der Wirthschaft für das ganze Jahr davon bestreite. Einen tüchtigen Vorrath von Kaffee, Thee, Zucker und Rum bringt der Mann gewöhnlich auch mit, besonders wenn die Fahrt eine transatlantische gewesen.

Ein kleiner Garten liefert Gemüse und Kartoffeln, wenn auch selten in hinreichender Menge, so daß noch manches dazu gekauft werden muß; die dürftig genährte Kuh gibt spärliche Milch, und Fleischspeise liefern nur einige Gänse und zuweilen ein Schwein, das zu Weihnachten geschlachtet wird. Getreide zu Brod wird nicht gebaut und muß im Binnenlande gekauft werden. Da muß denn das Meer mit seinem Reichthum an Fischen aushelfen. Das Fischland führt den Namen nicht mit Unrecht; Alt und Jung, Mann und Weib treibt hier Fischfang mit so viel Eifer als Geschick. Im Sommer, wo die Männer fast alle fort sind, sieht man häufig Boote, nur mit Weibern und jungen Dirnen bemannt, weit in der See, um Fische mit Netzen zu fangen. Selbst den Kühen werden, wenn es an anderem Futter fehlt, getrocknete und zerstoßene Fischgräten in das Heu gemengt, die sie dann aus Hunger mit verzehren.

Fehlt es auch den Männern während der drei oder vier Wintermonate, die sie zu Hause zubringen, oft an Arbeit und ruhen sie recht mit Bewußtseyn von den überstandenen Mühseligkeiten aus, so können und mögen sie doch nicht ganz müssig die Hände in den Schooß legen. Das erste, was bald nach der Heimkunft jeder Hausvater unternimmt, ist alles Holzwerk des Hauses neu zu bemalen. Der Matrose kann meist ein wenig mit dem Pinsel umgehen, und so erhalten Fensterrahmen, Thüren, Laden einen glänzend grünen, das übrige Holzwerk einen braunen Anstrich. Die Wände und Decken innen und außen werden geweißt oder je nach Vermögen bemalt und alles vom Größten bis zum Kleinsten frisch und sauber hergerichtet. Diese Sorge um sein Haus versäumt sicher der wohlhabendste Kapitän so wenig als der gemeinste Matrose. Alle diese einstockigen Holzhäuschen im Fischlande sehen daher immer so rein und gut erhalten aus, als kämen sie eben aus einem Nürnberger Spielwaarenladen.

Die ärmeren Seeleute holen im Winter ferner Holz zur Feuerung für das ganze Jahr auf Handschlitten aus den nahen Tannenwaldungen, wobei sie es mit dem Bezahlen wohl nicht immer so genau nehmen mögen. Erlaubt es irgend noch die Witterung, so geht es in Booten auf das Meer zum Fischfang. Furchtbaren Beschwerden aller Art, von denen der Binnenländer kaum einen Begriff hat, sind diese Fischer in ihren offenen Booten in dieser rauhen Jahreszeit häufig ausgesezt. Der Sturm treibt sie troz aller Vorsicht bisweilen zu weit von der Küste ab, die Nacht überfällt sie, und es braucht dann viele Stunden harter Arbeit, bis sie das Land wieder gewinnen; dabei werden ihre Kleider von den in's Boot spritzenden Wellen ganz durchnäßt, sie haben keine Lebensmittel bei sich, und all dieß, um im glücklichen Fall einige Fische zu bekommen, die keinen Thaler werth sind.

Eine minder beschwerliche, selbst belustigende Beschäftigung ist die Jagd auf die wilden Schwimmvögel, besonders Schwäne und wilde Gänse, die aus dem hohen Norden hieher zum Ueberwintern kommen. In den kleinen Teichen, die hier in den Tannenholzungen zerstreut liegen, gibt es oft Quellstellen, die nur beim strengsten Frost zufrieren. Solchen offenen Wasserflecken ziehen die Vögel nach, um besonders die Nächte daselbst zuzubringen. Beim Mondschein schleichen sich nun die Jäger vorsichtig an diese ihnen bekannten Plätze, überraschen die armen Thiere und richten oft eine furchtbare Verheerung unter ihnen an. Mancher gute Braten wird auf solche Weise in die Küche der Strandbewohnerin geliefert, und das ungeheure Deckbett des Ehepaars erhält einen schwellenden Zuwachs von zarten Flaumen. Das Fleisch dieser Schwäne und Gänse hat indessen einen etwas thranigten Geschmack und muß deßhalb eigenthümlich zubereitet werden, wenn es munden soll. Die jungen Bursche namentlich lieben diese Jagd leidenschaftlich, suchen sich, wie sie nur können, ein altes Schießgewehr und Pulver und Blei zu verschaffen, und durchwachen manche Winternacht oft vergeblich, bis es ihnen gelingt eine Beute zu erhaschen. Sie schießen auch Möven und andere kleine Strandvögel bloß um der Federn willen, denn das Fleisch derselben ist wegen des allzustarken Thrangeschmacks ungenießbar.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

(Schluß.)

Museum. — Theater.

Die Museumssaison ist vorige Woche zu Ende gegangen. Die zehn Museumsabende boten in diesem Jahre in ihrem nichtmusikalischen Theil nur ethnographische und kunstgeschichtliche Gegenstände, Vorträge, die an sich allerdings interessant genug waren, die aber dem Publikum dieser Abende zu fern liegen, und die auch im Ganzen dem Zweck des Museums nicht entsprechend sind. Im Museum erwartet man nur Vorträge von rein literarischem oder artistischem Gepräge, und man fand auch in früheren Jahren immer nur solche, z. B. erklärende Abhandlungen über klassische Dichter und Dichtungen, in populärem Styl gehalten, mit Hervorhebung einzelner Musterstellen derselben; ferner Erläuterungen über Musik, Poesie, Plastik, Malerei, dramatische Kunst. Man verband mit diesen Vorträgen stets nicht nur einen unterhaltenden, sondern auch einen belehrenden Zweck; sie liefen auch nicht, gleichsam als etwas Untergeordnetes, nur neben der Musik her, sondern wurden als sehr wesentlich behandelt und es war ihnen fast die Hälfte der jedesmaligen Sitzung gewidmet. In dieser Saison aber wurden solche Vorträge nicht gehalten, dieselben wurden überhaupt dem musikalischen Theile untergeordnet, es schien sogar Absicht darin zu liegen, daß man Gegenstände wählte, welche die Lust am literarischen Theil der Museumsabende schwächen mußten. Es ist gewiß nur Rühmendes von dem musikalischen Theile der dießjährigen Museumsabende zu sagen; die Beethoven'schen und Mendelssohn'schen Werke, so wie das deutsche Lied hörte man hier in ihrer ganzen Herrlichkeit vortragen; aber diese großen Symphonien, diese schwere klassische Musik gewährt nur dem Kenner den vollen Genuß, die große Mehrheit würdigt das Ganze wie ein gewöhnliches Concert, und nimmt nicht die geringste Erhebung mit aus dem Auditorium, wenn auch die Vorträge spurlos vorübergehen.

Bei unserer Bühne ist ein Wechsel der Kapellmeister vorgegangen, und dieser war von einem obligaten Theaterskandal begleitet. Dieß gab einige Abwechselung in der Monotonie unserer Theaterzustände. Der bisherige Kapellmeister, Schindelmeisser, hatte sich durch musikalische Tüchtigkeit und Dirigentengewandtheit eine gute Stellung hier gemacht, was keine leichte Aufgabe war, da mancher glaubte, daß sein Vorgänger Guhr, dieser Heros der Kapellmeister, nach seinem Tode nicht zu ersetzen sey. Er ist aber von Schindelmeisser ersezt worden. Kaum hatte dieser sich allgemeine Anerkennung erworben, als auch die Direktion schon mit einer Kündigung bei der Hand war und den Wießbadener Kapellmeister Gustav Schmidt, Schwiegersohn unseres Theaterdirektors, engagirte. Das hielt das Publikum zugleich für eine Beeinträchtigung der Kunst und für eine Coulisseneintrigue. Man schwur Rache, und als der neue Kapellmeister dieser Tage zum erstenmal dirigirte, wurde er von der Galerie mit Pfeifen und Zischen und mit entsetzlichem Lärm empfangen. Die ganze Ouvertüre zu Don Juan ging darüber zu Grunde. Indessen wurden die Zischer von der Partei Schmidt zum Schweigen gebracht, und gegen eine Wiederholung solchen Skandals wurden polizeiliche Maßregeln getroffen. Nun ist Schmidt bereits ziemlich befestigt und bewährt sich als tüchtiger Musiker. Die Entfernung Schindelmeissers war zwar für den Betroffenen hart, aber die Kunst leidet nicht dadurch. In so fern ist auch die Direktion, die den Wechsel vornahm, in ihrem Rechte. Der schlechte Empfang Schmidts ist aber nicht zu entschuldigen, um so weniger, da dieser sich Mühe gab, daß seine Wießbadener Stelle Schindelmeisser übertragen wurde.

Dresden, März.

(Fortsetzung.)

Th. Hells Jubelfest.

Die Gesellschaft Flora hatte die Empfangsräume von Th. Hells Wohnung mit Blumen und Gewächsen dekorirt; sie wurden vom frühen Morgen an fast den ganzen Tag über nicht leer von Bühnensängern, Kapellmusikern, Gabenspendern, Abgeordneten und Beglückwünschenden aller Art. Unter den Festgeschenken prangte vor allen eine Statuette des Kronos als Uhr, von Herzogin Amalie mit einem freundlichen Handbillet dem dramaturgischen Gehülfen übersandt, ein Ehrenbürgerdiplom von Seiten der dazu einmal einig gewordenen Stadträthe und Communrepräsentanten, ein in hellblauem Sammt mit Silberemblemen prachtvoll eingebundener Pergamentdruck, das Glückwunschgedicht im Namen der Freimaurer. Es ist das einzige, das ich noch nicht habe lesen können; aber von den übrigen sieben Liedern, die theils einzeln, theils in ein Heft gesammelt, die leztern bei der Abendtafel, zum Vorschein kamen, zeigte sich, mit Ausnahme etwa eines Sonnets aus dem Archiv, wo also die seit Langbein geflossene Quelle noch nicht versiegt scheint, kein einziges des Festes würdig. Das jüngere hiesige Belletristengeschlecht, seit Jahren schon auf Auerbach, Gutzkow, Reinicke und uns unbekannte Einzelne beschränkt, und nicht einmal zu einem Dresdener Unterhaltungsblatt vereinigt, hatte begreiflicherweise an der Feier keinen Antheil genommen. Und so hatte neben einem Bühnenberichtschreiber, einem Chorsänger und einem Theaterarzt, welch leztere zwei als Poeten im Tafelgesangheft genannt waren, der Gefeierte und Besungene selbst mit einem Lied auf den König, das nach dem ersten Toast gesungen wurde, noch das Beste liefern müßen. Auch seine Dankrede, die ein Abends zuvor entworfenes Gedicht einrahmte und mit einem Hoch auf den Bühnenintendanten schloß, zeigte die gewohnte jugendliche Lebendigkeit. Die übrigen Trinksprüche und Gesänge, jene vom Minister des Innern mit beredtem Lobe des Jubilars eröffnet, diese von Tichatscheks jezt weniger schreiendem Tenor gehoben, verliefen gleichwohl ohne bedeutende Wirkung, bis ein vernehmlich vorgetragenes, an sich etwas haltloses und künstliches Gedankenspiel, das die bewunderte Jugendlichkeit des Gefeierten in seinen Lebensepochen vorbedeutet nachwies, mit dem schließlichen begeisterten Hoch auf diese ewige Jugend die Gemüther zuerst lebhafter aufregte. Ein daran von einem vormaligen Minister angeknüpfter Trinkspruch auf die Conferenzen, so wie v. Dalwigks Dankrede darauf war unter dem nicht leicht mehr beruhigten Lärm nur wenigen noch verständlich, desto deutlicher aber ein paar laute Schelt- und Schmähruse, die den meisten unerwartet, und von manchen für den Anfang eines Scherzes genommen, von wohlbekannter Stimme ertönten. Sie galten aber in bitterem Ernst dem Beifall und Dacaporuf, womit ein Fehlgriff des Orchesters, ein Musikstück des Maiflüchtlings Wagner, begrüßt worden war. Die Tafelfreude war gestört; hier erhob sich Gezänk, dort müssige Debatte, ob der musikalische Werth den politisch verfehmten Componisten decke u. s. w. Ein Glück, daß wenigstens der zum Schluß noch erwartete Tanz von dem garstigen Aergerniß nicht gehindert wurde.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 79. Mittwoch, 2. April 1851.

— Frigoribus parto plerumque fruuntur.
Invitat genialis hiems curasque resolvit
Virgil.

Aus Mecklenburg.

(Fortsetzung.)

Eine friedlichere Beschäftigung der älteren wie jüngeren Männer ist das Stricken der Netze zum Fischfang; auch bessern sie ihre Boote aus, schnitzen Ruder, machen kleine Holzgeräthschaften, und was dergleichen Dinge mehr sind. Der Matrose ist häufig ein Tausendkünstler, der mit seinem Messer alles Mögliche leistet. Die Kapitäne und Steuerleute verkürzen sich die Zeit mit dem Lesen guter Bücher, besonders geographischen Inhalts, oder treiben wohl auch Sprachstudien; namentlich die jüngern Steuerleute, die sich zu Führern von Schiffen bilden wollen, benutzen diese Muße der Wintermonate eifrig, um sich die theoretischen Kenntnisse anzueignen, die ein tüchtiger Schiffskapitän heutzutage besitzen muß, wenn er fortkommen will, und die auch im Examen von ihm gefordert werden.

Alle diese Beschäftigungen lassen aber natürlich manche freie Stunden übrig. Da kommen denn in den langen Winterabenden die Nachbarn zusammen, rauchen ihre Pfeife oder Cigarre, trinken ein Glas steifen Grog, und während die Frauen das Spinnrad lustig schnurren lassen, spinnen auch sie ihren Faden langer, oft gar wundersamer Erzählungen ab. Der eine erzählt von Konstantinopel, wo er in diesem Jahr gewesen, und schildert die Reize der Gegend oft wirklich mit lebendigen Farben; der andere beschreibt einen gefahrvollen Kampf mit einem riesigen Eisbären bei Spitzbergen, worauf der dritte ein kleines Gefecht preisgibt, das die Mannschaft seines Schiffes im lezten Jahr mit malaiischen Seeräubern im ostindischen Archipel bestanden. Von den älteren, ergrauten Männern wissen noch manche viel von Admiral Nelson zu sprechen und von der gewaltigen Schlacht, die sie unter ihm bei Trafalgar geschlagen. Viele Matrosen der mecklenburgischen Küstendörfer haben in den Napoleonischen Kriegsjahren auf der englischen Flotte gefochten, da die Continentalsperre ihnen daheim ihren Erwerb raubte. Neugierig lauschen die Frauen den Worten der weitgereisten, vielerfahrenen Männer, die ihnen eine völlig neue Welt aufschließen, da sie in ihrem ganzen Leben selten weiter als höchstens einige Meilen von ihrem Heimathorte wegkommen.

Sonntags ist zuweilen Tanzmusik in der Schenke des Dorfes, deren Wirth zugleich einen kleinen Handel treibt, da er vom spärlichen Wirthshausbesuch allein sich nicht ernähren könnte. Dann tanzen die jungen Bursche einige Stunden mit ihren Mädchen, während die älteren Männer mit der Pfeife im Munde an den Wänden herumlehnen. Wenn auch kräftig und wild, so tanzt man in den Küstendörfern doch weit besser als in den bäuerlichen Ortschaften des Binnenlandes. Der Matrose ist immer weit gewandter und mit seinem Körper geschickter als der Bauerknecht. In Folge seines Berufs, der ihn beständig auf den schwankenden Strickleitern und glatten Raaen wie eine Katze herumklettern läßt, hat er seinen Körper vollständig in seiner Gewalt. Auch die Mädchen, fast durchgängig hohe, schlanke Gestalten, in ihrer Jugend mit feinen, oft wirklich schönen Gesichtern, die aber durch die strenge Arbeit im rauhen Seewind bald verblühen, haben eine freiere, edlere Haltung als die Bäuerinnen. Das viele Rudern hebt die Brust heraus und bringt die Arme zurück, und so hält sich manches Fischermädchen hier so aufrecht und stolz wie eine Fürstin.

Auch die weibliche Tracht weicht vortheilhaft von der im Binnenlande ab. Die Bauernmädchen lieben grelle, bunte Farben; das Wollenzeug ihrer selbstgemachten Röcke ist mit rothen, gelben, grünen Streifen durchwoben, die Kanten sind von bunten Wollenbändern, das Busentuch ist grellroth mit schwefelgelben Verzierungen, die Bänder am Strohhut sind gleichfalls von schreienden Farben. Auf dem Fischlande und in Warnemünde dagegen tragen die Mädchen lange faltige Röcke von dunkelblauem Wollenzeug, unten am Saum mit zwei handbreiten schwarzen Sammtstreifen besezt, blaue Schürzen, dunkelblaue Jacken, fast nach Männerart geschnitten, und lange schwarze Seidenbänder an den kleinen niedern Strohhüten mit breitem Rand. Die ganze Tracht hat etwas Sittsames, Züchtiges, wozu noch beiträgt, daß sie selbst bei der Arbeit immer rein und ordentlich gehalten wird.

Bei den sonntäglichen Tanzbelustigungen geht es übrigens immer sehr ordentlich und ruhig zu und wilde Störungen irgend einer Art kommen fast nie vor. So roh und übermüthig sich der Matrose bei der Rückkehr von langer Reise in den Schenken der Hafenstädte beträgt, so gesittet ist er gewöhnlich im heimathlichen Dorfe im Schooße der Familie. Das weibliche Geschlecht ist der Zucht und Sitte früherer Zeiten auffallend treu geblieben. Wenn auch jeder junge Bursche sein Mädchen hat, das er oft erst nach Jahren heirathen kann, so sind doch uneheliche Kinder hier so selten als im Binnenlande häufig.

Bisweilen wird diese fast idyllische Winterruhe, der sich die Seeleute während der drei rauhesten Monate daheim hingeben, durch Begebenheiten unterbrochen, die sie in die Gefahren ihres Berufes zurückversetzen. — Bleischwer liegt die dunkle Luft auf dem von ihrem Widerschein eben so finster gefärbten Meere. Der weiße Sand der Dünen sticht grell ab vom düstern Grau der Wellen, die sich rollend an ihm brechen. Die Möven, die hier in großen Schaaren hausen, verkündigen durch gellende Klagetöne das aufziehende Unwetter. Schon der kleine Fischländer Bube kennt dieses sturmverkündende Geschrei der Möven, und rasch läuft er nach Hause und ruft seinem Vater zu: „Vader, et wat weihn, der Meer der chriet so dull." Bald ist auch der Sturm im Anzug; brausend fährt er mit voller Kraft über die schmale, niedere, auf beiden Seiten vom Meere bespülte Landzunge weg und rüttelt an den Gebäuden, daß das Holzwerk in allen seinen Fugen knarrt. Die Wellen der Ostsee schlagen lauter und immer lauter an den Strand, so daß man den eigenthümlich rollenden Ton schon aus weiter Ferne hört. Schon sind die Spitzen derselben mit weißem schaumigen Gischt gefärbt. Einer gährenden, kochenden Masse gleicht die Meeresfläche, an der jezt kaum mehr eine bestimmte Farbe zu erkennen ist, so mischt sich der milchweiße Schaum mit dem Dunkelgraugrün des Wassers. Aengstlich klopft dem Landbewohner, der vom sichern Hause aus diesen Kampf der Elemente mit ansieht, das Herz beim Gedanken an die Tausende, die in diesem Augenblick im gebrechlichen Schiff dem wilden Meere preisgegeben sind. Wie freut er sich, daß er nicht dabei ist, und läßt sich das Punschglas noch einmal füllen, um es in behaglicher Sicherheit hinter dem warmen Ofen mit doppeltem Wohlbehagen zu schlürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Patienten.

(Fortsetzung.)

Als ich am nächsten Morgen vor das Bett meiner Kranken trat, fand ich sie sichtlich ruhiger; der Puls ging weniger hoch, die Fieberröthe auf ihren Wangen hatte sanfteren Tinten Plaz gemacht. Kaum aber war ich über die ersten Fragen hinaus, so trat die Zofe mit einem Briefe ein, nach dessen eiliger Uebersicht sie in einen Strom der leidenschaftlichsten Ausrufe und Verwünschungen ausbrach. Ich bat sie, ihres leidenden Zustandes eingedenk zu seyn, sich zu mäßigen, aber vergeblich. Der Strom war nun einmal über seine Ufer getreten und mußte seines Weges gehen.

Ich erfuhr nun, daß ihr Gatte ihr bei ihrer Trennung nur eine geringe Summe ausgesezt, und daß sie jezt eben um eine Vergrößerung derselben eingekommen, indem sie schon lange ihre Ausgaben nicht zu bestreiten vermocht und stark in Schulden gerathen sey. Man hatte sie abschläglich beschieden. Was jezt beginnen? Da war schwer zu rathen.

Bei jedem neuen Besuche hörte ich neue Klagen der Art, und die Aufregung meiner Kranken wollte sich auf keine Weise beseitigen lassen. Hätte sie ihren Gatten verachtet, wie sie zu thun vorgab, so wäre sie wohl gleichgültiger gewesen; Verachtung macht kalt und lehrt schweigen. Dieser ewig brennende Zorn auf den Lippen mußte einem tieferen Quell entströmen. — Die äußern Begebenheiten ihres Lebens theilte sie mir im Laufe der Zeit umständlich mit, wie sie denn überhaupt kein Hehl vor mir hatte; was ich dabei denken wollte, blieb mir überlassen.

So erfuhr ich denn, daß sie, ein fröhliches, blühendes Mädchen von zwanzig Jahren — wie schön sie gewesen, konnte ich ermessen — von einer alten Tante, die Mutterstelle bei ihr vertrat, in die Welt geführt worden, und daß sie hier sehr bald die Aufmerksamkeit eines geistreichen, schönen jungen Mannes auf sich gezogen und von ihm zur Frau begehrt worden sey. Die Partie wurde von der Welt sehr gut genannt,

was Titel und Vermögen betraf, und da von seiner Seite nur Neigung ihn zum Schritt bewegen konnte, indem sie keine äußern Vortheile zu bieten hatte, so mochte man ihr mit Recht Glück wünschen. Von ihren Gefühlen für den Mann ihrer Wahl sprach sie nicht; doch beschrieb sie mir genau den Eindruck, den die Erscheinung des schönen jungen Paares überall hervorgebracht, so wie die ersten Zeiten ihrer Ehe, die einem goldenen Morgen geglichen. Und wohl bemerkte ich den Schmerz und auch die Befriedigung, die solche Erinnerungen in ihrer Seele hervorriefen. Sie hatte ihn geliebt, innig geliebt, das ward mir klar, sie hatte seine Liebe in derselben Stärke festhalten wollen, und es war ihr nicht gelungen. Da mußte der Dorn ihres Lebens stecken.

Wir kommen jezt zum zweiten Akt, wo sie die Entdeckung macht, daß ihr Gemahl neben ihr auch für andere schöne Weiber Augen hat, wo die Furien der Eifersucht an ihr zu nagen beginnen, wo sie ihn auf Schritten und Tritten mit Argusaugen verfolgt und endlich, endlich — ertappt. — Hier machte die Erzählung eine lange Pause.

Wenn wir den Vorhang wieder aufziehen, sehen wir beide Gatten in ihrem Salon einander gegenüber sitzen. Alles Vertrauen, alle Einigkeit, alle Achtung ist verschwunden. Die Frau verzeiht es nicht, oder vielmehr ihre Eitelkeit verzeiht es nicht, daß sie von ihm, dem sie noch immer gefallen möchte, mit gleichgültigem Auge betrachtet werden soll; der Mann verzeiht ihr nicht, daß sie nicht für seine Schwächen blind gewesen. Haß ist in beider Herzen; im ihrigen wohnt er als der Schaum gekränkter Liebe, und die verwundete Eitelkeit mengt ihm ihre Dosis Wermuth bei; im seinigen ist er mit Rache verschwistert, die dafür züchtigen möchte, daß man von ihm noch Liebe fordert, da doch die Flamme derselben schon lange in seinem Herzen erstorben ist, und die Gleichgültigkeit gegen die Gattin jeden Anspruch von ihrer Seite zu einer ihm widerlichen Anmaßung macht.

Sie sitzen sich in ihrem Salon gegenüber und messen sich dann und wann verstohlen mit einem düstern Blick. Jedes Wort wird jezt zum Zwiste, und nicht lange, so sehen sich beide in heftigem Streite begriffen, in welchem jedes das herausstößt, was dem andern am empfindlichsten seyn muß. Hohe Gluth lodert bald auf beider Wangen, die Lippe zuckt, das Auge glüht. Sie gibt ihm endlich geradezu den Ehrentitel, den er verdient, und bei diesem Wort schnellt er in die Höhe und gräbt seine scharfen Zähne tief in ihre weiße entblößte Schulter. Auf ihren Schrei eilen die Diener herbei, denen sie ohne Zögern die Wunde und den Thäter zeigt. Ihr Gatte zieht sich zurück mit einem Blick, der deutlich sagt: das will ich dir vergelten! Sie fordert Shawl und Hut und verläßt sofort das Haus, um es nie wieder zu betreten.

Der geistliche Gerichtshof entschied für die Trennung — nicht die Ehescheidung — sprach dem Gatten die Kinder als „sein Eigenthum" zu und verurtheilte ihn zur Zahlung einer kleinen jährlichen Rente an seine Gemahlin. Das war hart.

Ein Jahrzehent war seitdem verstrichen, Länder und Menschen hatten sich als neue Eindrücke in diese Periode geschoben, und die Zeit, so sollte man meinen, hatte ihre lindernde Kraft bewiesen; dem war aber nicht so. Schönheit, Talent, Wiz, vereint wie hier, mußten manches Männerherz angezogen und huldigend zu des Weibes Füßen gelegt haben; aber ihre Hand hatte es verschmäht solche aufzuheben, weil sie nicht aufgehört den zu lieben, gegen den sie Schmähungen ohne Ende ausstieß. Seltsamer Widerspruch des weiblichen, des menschlichen Herzens!

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

Fastnacht. — Eis.

Wir haben heute Fastnacht. In unserem Norden ist dieses Fest kein heiteres, wiziges, sondern vielmehr das durch größte Rohheit ausgezeichnete des ganzen Jahres. Die Theater geben jedesmal den „lustigen Schuster, oder der Teufel ist los" und die Räume sind bis zum Brechen gefüllt. In jedem Schenk- und Schnapslokal, das sogenannte „sizende Gäste" hat, brechen die Tische unter der Last gepöckelten und geräucherten Fleisches aller Art, worunter der geräucherte und gekochte Schweinskopf die erste Rolle spielt und durchaus nicht fehlen darf. Ein Schenkwirth, der an Fastnacht solchen seinen Gästen nicht vorzusezen hätte, wäre ruinirt und käme um seine ganze Kundschaft. Denn Sie müssen wissen, daß die „sizenden Gäste" am Fastnachttage gratis schmausen, und zwar so viel, als ihr Magen nur irgend

fassen kann. Dabei käme nun für die Wirthe eine schlechte Rechnung heraus, wenn nicht das zu diesen Massen salzigen Fleisches erforderliche Getränk das Deficit wieder deckte. Nun hält es aber jeder Esser mit seiner Ehre unverträglich, sich in Hinsicht des Getränks knauserig zu zeigen, und so wird desselben so viel genossen, daß man, man mag gehen, wohin man will, den ganzen Tag über auf Banden Betrunkener stößt, die unter dem Namen der „Fastnachtsbrüder" die Herren der Gassen und Plätze sind. Anständige Personen halten sich daher gern zu Hause und namentlich Damen wäre nicht zu rathen, sich öffentlich zu zeigen, da sie sicher seyn dürften beleidigt zu werden. Das Singen, Schreien und Jauchzen ist mit Anbruch der Nacht wirklich ohrzerreißend, namentlich in Gegenden, wo viele „kleine Leute" wohnen. In frühern Jahren wurde noch ärgerer Unfug getrieben, indem die Fastnachtsbrüder sich zusammenrotteten und an den Ecken der Gassen durch eine vorgehaltene Büchse jedem Vorübergehenden eine Contribution abzwangen, die man nicht ohne Gefahr verweigerte. Die Polizeibehörde hat große Mühe gehabt, diesem ein Ende zu machen, so wie auch den Haussammlungen, die von Mitgliedern aller Gewerbe, bis auf den „Lichtabputzer" der Gassenlaternen hinab, vor Fastnacht veranstaltet wurden und die Hausbewohner sehr belästigten. Man denke aber nur nicht, daß das Volk allein Fastnacht feire; auch in den höhern Ständen fehlt es nicht an Schmausereien und auch hier spielen gekochte Schweinsköpfe, Rauch- und Pökelfleisch, Würste, Puddings und vor allen Dingen die sogenannten „heißen Wecken," hier „Hetwey" genannt, die bedeutendste Rolle. Man ladet Gäste zu einem Frühstück ein, wo Dinge der Art im Ueberflusse aufgetischt sind, und trinkt tüchtig Wein, besonders Madera, dazu. Aber trotz dem dürfen Fleischberge, Puddings und grüner Kohl auf der Mittagstafel nicht fehlen, und man sucht darin dem Tage Ehre anzuthun, daß man sich den Magen zweimal überladet. Die Aerzte halten gleich nach Fastnacht, wie nach Weihnachten, eine reiche Ernte und Rhabarber und Ipecacuanha steigen im Preise. Man lese nach dieser Schilderung des norddeutschen Faschings etwa Goethes „römischen Carneval" und der Contrast muß einen betrüben. In unserm Norden ist es bei allen Festen der Magen, der die bedeutendste Rolle spielt, und eben dieß macht denselben so widerwärtig für den poetischeren Südländer.

Der März brachte uns, woran wir den ganzen Winter über Mangel gehabt hatten, Schnee und Eis und zugleich die größte Kälte des Jahrs, 6½ Grad. Die Elbe bedeckte sich, aber nur einen einzigen Tag, mit einer Eisdecke und gleich sah man die Besitzer der Conditoreien und Eiskeller darüber her, Wagen und Karren mit Eisstücken zu beladen, um im Sommer nicht Mangel daran zu leiden, der aber trotz dieses Eifers eintreten dürfte; denn schwerlich werden die nur einige Linien dicken Eisblätter der Wärme des Sommers widerstehen können. Man wird also zu chemischen Prozessen seine Zuflucht nehmen müssen, um die erforderliche Kälte zu erzeugen, und damit dürften wohl die Conditoren für ihr Geschäft ausreichen, nicht aber die Schlächter und Wildhändler, die der Eisgruben und Eiskeller zur Aufbewahrung des Fleisches nicht entbehren können. Wild und Geflügel sind hier übertrieben theuer, und so wird es von den Händlern als ein großer Verlust betrachtet, wenn ein Stück verdirbt, und doch müssen sie immer mit allem wohl versehen seyn und stets das Geforderte liefern können. Zu dem Ende hat jeder nur irgend bedeutende Wildhändler seinen Eiskeller, der ihm wochen-, ja monatelang seine Waare conservirt. Diese Einrichtung ist um so nöthiger, da manches, was aus weiter Ferne kommt, z. B. die böhmischen Fasanen, die Ortolane u. s. w. bereits in ziemlich schlechtem Zustande hier anlangt und nur mit großer Noth erhalten wird. Die Fleischer, denen früher im Sommer so manches delikate Stück Fleisch verdarb, machen es den Wildhändlern jetzt nach, und somit spielt das Eis hier eine sehr wichtige Rolle. Daß es den Oesterreichern, bei der vorwiegenden Neigung unserer guten Stadt für materielle Genüsse, hier sehr gut gefällt, kann man sich vorstellen. Desto größer aber war die Angst, die wir vor dieser neuen Einquartierung hatten. Man machte sich die übertriebensten Vorstellungen von diesen Leuten und glaubte eine Herde Kroaten, Panduren u. s. w. einziehen zu sehen, so daß gewiß mancher Aengstliche seine Werthsachen in sichern Versteck brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, März.

(Schluß.)

Die Oesterreicher.

Die neue Quartierbelastung von Oesterreichern ist glücklicherweise nur vorübergehend, hätte aber doch, wie viele meinen, vermieden werden können, wenn die Truppen, ohne erst hier die Huldigung des Hofs und Militärs zu genießen, von Leipzig in Einer Bahnfahrt gleich bis zur böhmischen Grenze gebracht worden wären. Bis zum 18. ist noch täglich ein Bataillon angesagt, womit die Stadtviertel abwechselnd belegt werden. Der neugierige Theil des Publikums ist durch das neue Schauspiel für die Last entschädigt. Am meisten hat die achtzig Mann starke Regimentsmusik ergötzt, und dabei die von einem Hunde gezogene große Trommel belustigt. Das Chor hat am 15. zur königlichen Tafel, dann im großen Garten vor dem Publikum, zuletzt noch bis in die späte Nacht vor einzelnen Offiziersquartieren gespielt, wobei es vielleicht mehr Zulauf und Beifall gefunden als der geistliche sechshundertstimmige Knabengesang in der Frauenkirche, oder das eben so zu wohlthätigen Zwecken bestimmte Kapellconcert im Theater, mit ausgezischter Berliozscher Symphonie. — Gestern hat man auf der Hofbühne, nachdem kürzlich für Lortzings Waisen dessen „Czaar und Zimmermann," später der halbsocialistische „Bajazzo rc." über die Bretter gegangen waren, den kaiserlichen Offizieren zu Liebe geschwind „Wallensteins Lager" aufgeführt, ohne dessen nichts weniger als kaiserlich loyalen Grundton zu beachten. Von dem König, den Prinzen, dem Kriegsminister, sind Oberst und Generalstab auf das allerfeierlichste empfangen und mit Banketten bewillkommt worden. Im Publikum ist die Stimmung nicht feindlich wie zu Magdeburg. Das Ansehen der Leute ist unbestreitbar besser als beim früheren, in den Kriegen bis 1815 uns vorgekommenen österreichischen Militär. Die Leute sind eher klein als groß und nicht eben wohlgebildet; das norditalienische Landvolk kann vor dem unserigen nicht viel voraushaben. Was die politische Bedeutung dieser Durchzüge betrifft, so ist man hier mit längst gewonnener Ruhe gleichgültig dafür und auf alles gefaßt. Am Erfolg der Conferenzen fängt man an zu verzweifeln. Der Brief des Königs von Württemberg wurde mit Beifall gelesen, aber mehr still beseufzt als besprochen. Hat doch ein preußisches Ministerblatt nun auch im Titel wie in der Tendenz die „deutsche Reform" aufzugeben erklärt; die deutschen Farben, die deutsche Flotte, das deutsche Reich sind gleichmäßig zerronnen. Scherzend, aber bezeichnend schrieb jüngst ein Freund an einen auswärtigen Journalisten, der ihm seine Verlobung meldete:

Ein Zeitungschreiber verlobt!
Nun hoff' ich auf bessere Zeiten:
Denn wie kann ein liebendes Herz
Trübselige Zeitung bereiten?

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 80. Donnerstag, 3. April 1851.

Marriage from love, like vinegar from wine —
A sad, sour, sober beverage — by time
Is sharpen'd from its high celestial flavour
Down to a very homely household savour.

Byron.

Meine Patienten.

(Fortsetzung.)

Wie aber war dieses Uebel zu heilen? Wie sollte ich eines Herzens Schläge regeln, in dem ein Sturm der Leidenschaft wüthete? wie ein Gemüth beruhigen, das keinen Gründen der Vernunft Gehör gab? Ich fühlte meine Kunst in jedem Sinne unzureichend, und wiederholte meine Besuche nur, weil es der Unglücklichen Erleichterung gewährte, ihren Kummer wieder und wieder vor mir auszuschütten. Auch gelang es mir sie zum Aufstehen zu bewegen und an die frische Luft zu bringen, wodurch sie freilich bessere Nächte gewann, aber auch neugestärkt mit jeder neuen Sonne zu ihrem ewigen Leid zurückkehrte. Sie litt Tantalusqualen.

Eines Tages fand ich sie früh schon ausgegangen und hörte von der Zofe, die Nachricht von der Krankheit ihres Kindes habe sie bewogen einen Versuch zu machen, ob sie nicht zu demselben gelangen könne. Ihre Bitte war abgeschlagen worden, und zwar in einer herben Botschaft des Gatten, die der Diener der gekränkten Mutter mit roher Unverschämtheit an der Thüre entgegen geschrien. Dieser Vorfall hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Sie war seit jenem Tage still, ernst, bleich, nachdenklich, aß wenig und sprach fast gar nicht. Ihres Gatten und jenes Auftritts erwähnte sie mit keinem Wort, auch gegen mich nicht, den sie sonst ihres ganzen Vertrauens würdigte. Ich kam jezt seltener, denn sie schien meiner nicht zu bedürfen. Da fiel mein Auge eines Abends auf einen Paragraphen in den Times, in dem es hieß, Lord L. sey von einer Frau durch Vorhalten eines Schnupftuchs mit Chloroform getödtet worden. Das war ihr Gatte. Ich eilte in ihre Wohnung — sie war verschwunden.

Der Monat August ist doch der traurigste im ganzen Jahre, d. h. in London. Die Hitze ist zum Ersticken, die Luft ein Meer von Staub, und Menschen und Thiere scheinen unter den Einflüssen einer unreinen Atmosphäre zu erliegen. Und dennoch kann der Arzt diesen Monat keineswegs als einen goldenen anmerken. Weiß der Himmel, meine Börse hat sich nie weniger behaglich gefühlt als gerade dann, wenn die ganze Menschheit in einen Zustand des Unbehagens versezt schien. Die Menschheit? — Ja, in diesem Worte und seiner Anwendung liegt hier freilich das ganze Geheimniß. Man findet im Monat August keine eigentliche Menschheit in London, weil die Reichen davongeflogen sind, um in andern Lüften und Climaten ihren Nachsommer zu feiern. Gott sey Dank, daß ich Arzt bin und durch meinen Beruf festgehalten werde. In einem Lande, wo arm zu seyn eine Schande ist, möchte ich sonst wahrlich auch nicht in den Hundstagen mit diesem Brandmal an der Stirne über die Straße gehen. Ich würde mich vor jedem Hunde fürchten.

Wenn ich jezt Abends durch die einsamen Parks schlendere und den verbrannten Rasen, die schwarzbestaubten Bäume und die in Purpurglut getauchte Sonne anschaue, dann komme ich mir oft vor wie der „lezte Mensch“ auf dem Bilde von Martin, und meine Seele dünkt mir eine Wüste. Ich muß das Bild dieser großen Ruine los werden, muß, sey es auch nur auf eine Woche, an die Meeresküste fliehen, wo der weite Ocean mit seiner schäumenden Brandung meinen Fuß bespült und das geheimnißvolle Walten des großen Elements meinem Auge das kleine Menschen-

leben entrückt, das dem Arzte leider in allen seinen Tiefen schauerlich vorliegt.

Es war Abend, als ich Brighton erreichte. Das Meer ruhte still und stumm unter einer dicken Nachtwolke, die sich so tief darauf gesenkt hatte, als wolle sie Himmel und Erde in Eins verschmelzen. — Am Ufer stand ein Corps deutscher Musiker und blies so herrliche Melodien in den milden Sommerabend hinaus, daß selbst die schöne englische Welt dem Reiz nicht widerstehen konnte, und aller Sitte zum Trotz in tiefer Dämmerung auf der Promenade auf und ab schlenderte. Jetzt stieg die sanfte Luna glutroth empor und schoß ihre ersten Strahlen auf die sich meilenlang hinstreckende Reihe palastartiger Gebäude, die eingeschwärzt von Kohlendampf das Meeresufer zieren. Da wurde es Licht am Gemäuer vom Wiederschein zahlloser Fensterscheiben, die die milden Strahlen zurückzuwerfen versuchten. — Ich setzte mich auf das harte Gestein, so weich ich konnte, und überließ mich dem bezaubernden Eindruck dieses Jean Paul'schen Sommernachtstücks, wobei ich nicht umhin konnte meiner Seele einen seiner Träume zu wünschen.

Mein Name, von zarten Lippen, nicht geflüstert, sondern überlaut gerufen, riß meinen Geist im Momente, da er die Flügel entfaltete, in den Staub zurück. Mein Auge fiel auf ein weibliches Wesen, das mir in der magischen Mondbeleuchtung ganz wohl als ein Seraph hätte erscheinen können, hätte nicht die materielle Umhüllung eines gewaltigen Umschlagtuches und eines schleierbehangenen Strohhutes solch liebliche Täuschung im Keime erstickt. In der Beschattung durch den Hut konnte ich ihre Züge nicht unterscheiden; als sie aber nochmals meinen Namen nannte, erkannte ich alsbald die Stimme und ich drückte meiner liebenswürdigen Landsmännin nun sogleich meine Verwunderung aus, sie hier zu finden. Sie ließ sich neben mir auf einen dem meinigen ähnlichen Sitz nieder und bat mich, sie künftig nicht mehr bei ihrem Mädchennamen, sondern als Madame Varn zu begrüßen.

Ich fuhr zurück. — „Der Name klingt mir sonderbar bekannt," sagte ich halb verlegen; „doch kann ich mich nicht gleich besinnen, wie und wo mir derselbe vorgekommen." — „Ich will Ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen," versetzte sie mit leiser, vor Bewegung zitternder Stimme: „mein Mann ist jener berüchtigte Chartistenhäuptling, dessen Name Ihnen wohl in dieser Beziehung erinnerlich ist."

War es möglich? Aber wo jetzt einen Glückwunsch hernehmen? Ich rieb mir die Hände, räusperte mich einigemale und sagte dann mit einer gewissen schnarrenden, langgezogenen Betonung der Worte, unter der man gewöhnlich mangelnde Theilnahme und Verlegenheit zu verstecken sucht: „Sind Sie schon lange verheirathet, beste Frau?" — „Erst seit dem Frühling," erwiederte sie. „Mein Mann ist jetzt hier, um Vorlesungen über Phrenologie zu halten, und nach diesen gedenkt er als Magnetiseur aufzutreten, was eigentlich sein Fach ist, wie Sie wissen. Er wünscht sehr, mich dabei als Clairvoyante vorzustellen, ich fürchte aber, daß es ihm nicht gelingt; ein unbegreiflicher Schauder überfällt mich jedesmal, wenn er es versucht, und er ist bis jetzt noch immer davon abgestanden, aus Furcht, daß ich ihn alles Ernstes hassen möchte, wie ich ihm immer versichere, wenn er mich zu einem Zwecke benützte, gegen den sich mein ganzes Gefühl empört."

„Ihre Wahl war aber doch wohl Sache der Neigung?" fragte ich behutsam. — „Allerdings, in dem Sinne wenigstens, daß in den äußern Verhältnissen meines Mannes kein Anziehungspunkt für mich lag. Innerlich aber war es von meiner Seite ein Muß, über das ich mir keine Rechenschaft geben konnte, noch kann." — „Und ihr schönes Talent? Ich hoffe, daß die Ehe die Muse der Tonkunst bei Ihnen nicht eingeschläfert hat?" — „Das darf sie nicht. Wir bedürfen meines Talentes zu unserer Existenz. Doch, kann ich Ihnen nicht sagen, wie sehr mir das Spielen zuwider ist und welche Ueberwindung es mir kostet, mich an's Piano zu setzen. Mein Mann tadelt mich deßhalb sehr," fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Mecklenburg.

(Fortsetzung.)

Da wird im fischländischen Dorfe die Kunde laut, ein dänischer Westindienfahrer sey in Sicht und habe die Nothflagge aufgezogen. Er fürchtet das gefährliche Sandriff, das sich längs eines Theils des Fischlandes hinzieht, und sucht Hülfe, um dasselbe zu vermeiden. Diese Nachricht bringt wie mit einem Zauberschlag das ganze Dorf auf die Beine. Trotz des schneidenden Nordostwindes, der eisig kalt durch die Glieder fährt, eilt alles an den Strand. Selbst die Weiber und die kleinen Buben, die kaum die Hosen anhaben, fehlen nicht, und auch gebrechliche Greise humpeln am Stabe hinterdrein, um wenigstens ein Wort des Rathes mitsprechen zu können.

Die jüngeren Burschen, von einigen älteren erfahrenen Männern geführt, bleiben unterdeß nicht bloß müssige Zuschauer. Rasch werden die „Schanzloper" (weite bis an das Knie reichende Jacken von dickem gefüttertem Wollenzeug, wie sie die Seeleute bei kalter Witterung auf dem Schiffe tragen) angezogen, die mit Wachstuch überzogenen Hüte, „Nord-

wester" genannt, aufgesezt und einige Boote ausgerüstet, um dem bedrängten Schiffe Hülfe zu bringen. Oft nur mit großer Anstrengung wird das Boot in die See gebracht; wie eine Nußschale schleudern es die Wellen hin und her, jezt es auf ihren Kamm erhebend, jezt es in ihren Wasserthälern verbergend, so daß es dem am Strande Nachblickenden oft ganz verschwindet. Aber mit eiserner Faust führt der alte durchwetterte Seemann das Steuerruder so geschickt, daß keine anrollende Woge das Boot von der Seite fassen und umwerfen kann. Eine sichere Hand und ein scharfes Auge gehören zum Steuern bei solchem Sturme; eine einzige Wendung zur unrechten Zeit, ein falscher Druck kann allen den gewissen Untergang bringen. Aber die acht Burschen, die die Bemannung bilden, sind von der Geschicklichkeit des Führers so überzeugt, daß solche Besorgniß keinen Augenblick bei ihnen auftaucht. Wie fest liegen sie in den Rudern, wie kräftig schlagen ihre sehnigten Arme die langen Blätter durch das schäumende Wasser, daß das zähe Eschenholz sich unter der gewaltigen Kraft biegt! Und immer in gleichem Takte setzen sie ein, als wenn ein und dieselbe Hand alle Ruder regierte.

Sehr rasch schneidet das Boot durch die Wogen, trotz des starken, ewig wechselnden Widerstandes derselben. Bisweilen freilich drängt ihre Gewalt es weit zurück, ja haben sie es einmal gepackt, so schleudern sie es wie einen leichten Fangball hunderte von Schritten fort, und nur mit äußerster Vorsicht und gewaltsamer Anspannung aller Kräfte kann dann das Umkippen verhütet werden. Hie und da, wenn auch nur selten, kommt dieß wirklich vor und die Mannschaft ist dann gewöhnlich rettungslos verloren. Als starre Leichname werfen dann die Wellen, wie in ihrer Rache gesättigt, die kühnen Männer auf den Strand der Düne. Manche Familie, eben noch ein Bild des friedlichen Glücks, wird so auf einmal eine Stätte der Trauer; Vater, Bruder, Sohn sind derselben plötzlich geraubt; den Ocean hatten sie so oft glücklich durchschifft, im fernen Ländern Gefahren aller Art bestanden, um hier am heimischen Strand vor den Augen der Ihrigen den Tod zu finden. Das ist die Poesie im Berufe des Seemanns; jezt im Arm der heißen Liebe, und gleich darauf im Schooße des kühlen Meeres.

Endlich ist die Mannschaft mit den Booten beim Schiffe angekommen, dem der Sturm auch übel mitspielt und es trotz seiner Größe wie einen Kreisel hin und her schleudert. Mit großer Gefahr, von den Wellen an das schwankende Schiff geschleudert zu werden, in welchem Fall das Boot unfehlbar zerschmettert würde, bringt man es so nahe wie möglich heran. Vom Bord aus wird nun ein Tau zugeworfen, das einer der Männer mit einer Schlinge um den Leib befestigt und nun mit kühnem Schwung in die Wellen springt, um sofort von der Schiffsmannschaft in raschem Zug auf's Verdeck gehißt zu werden.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bremen, März.

Eidestreue. — Literatur.

So große Veränderungen auch in dem Verhältnisse der Bürgerschaft und ihrer Vertreter zum Senate, als der vollziehenden Gewalt, durch unsere Verfassung, das Kind der Märztage, hervorgebracht sind, so wichtig auch die auf den Grund der Verfassung durchgeführte völlige Trennung der Justiz von der Verwaltung war, indem die Zahl der Senatoren von achtundzwanzig auf sechzehn vermindert und ein Richterkollegium von zwölf Mitgliedern geschaffen wurde, so ist doch ein uraltes Verhältniß, in dem der bremische Bürger zum Staate steht, unangetastet geblieben. Ich meine die löbliche Sitte, welche das schönste Zeugniß vom Vertrauen ablegt, das der Staatskörper in jedes einzelne seiner Glieder sezt, die Sitte, daß jeder Bürger bei der Zahlung seiner Vermögens- und Einkommensteuer keiner Art von Abschätzung oder Controle unterworfen ist, sondern diese Pflicht lediglich auf den Grund seines Staatsbürgereides erfüllt, in dem er verspricht „Schoß und Accise richtig zu bezahlen, auch die Consumtionsabgabe gehörig zu entrichten, so lange solche mit Beliebung des Raths und der Bürgerschaft im Gebrauch bleibt." Das Verfahren dabei ist dieses, daß jeder schoßfähige Bürger seinen Vermögensschoß, der früher nur 1/8 Procent betrug, jezt aber auf 1/4 sich gesteigert hat, in die Oeffnung einer großen eisernen Kiste wirft, und daß er bei der Entrichtung der einprocentigen jährlichen Einkommensteuer einen Friedrichsd'or als das zu zahlende Minimum (denn wer unter 500 Thalern einnimmt, ist einer andern Art von Steuer unterworfen) auf den Tisch legt, den von keinem Sterblichen gesehenen Mehrbetrag aber ebenfalls in die Kiste hinabklingen läßt. Da mags denn, wie man sagt, oft eine so starke Erschütterung geben, daß das ganze alte Rathhaus davon erbebt. Wir wissen wohl, daß diese Art von Vertrauen nicht nur soweit die deutsche Zunge dringt, sondern auch soweit das Geld in die Staatskassen klingt, etwas Unerhörtes, kaum Glaubliches ist; aber es ist so, und es ist unstreitig unsere schönste Eigenthümlichkeit. Wie

könnte unsere Handelswelt sich auch wohl denken, daß es anders wäre? Wie würde sie es für erträglich oder gar für möglich halten, vom Staate abgeschäzt und censirt zu werden nach Vermögen und Einkommen? Wer kann auch nur annähernd bestimmen, wie viel unsere großen Häuser in dem jedesmal verflossenen Jahre verdient oder besser gewonnen haben, da diese Netteeinnahme so unendlich schwankend ist? Wer wäre im Stande, und wer darf im Stande seyn, in die Geheimbücher unserer Börsenmatadore einen solchen Blick zu thun, daß er die Schoßsumme darnach bestimmen könnte? Das wird, glaube ich, bestehen, so lange Bremen eine blühende Handelsstadt bleibt, und das wird sie bleiben, so lange es den deutschen Großmächten gefällt. Man will freilich bereits einige male bemerkt haben, daß der Ertrag der Einkommensteuer die Summe nicht erreicht hat, welche man sich versprach, aber wer möchte es wagen, darum auch nur im Allgemeinen auf unsere Eidestreue einen Schatten zu werfen und die Heiligkeit dieses uralten Instituts antasten zu wollen? Wenn nur überall in deutschen Landen ein solches Vertrauen der Unterthanen zu den Regierungen und der Regierungen zu den Unterthanen herrschte, wie hier der Staat seinen Bürgern schenkt, so wäre das Vaterland einig und stark.

Der belletristischen Thätigkeit des neuen Redakteurs der „Weserzeitung," sowie der Bereitwilligkeit des Verlegers haben wir es zu danken, daß das vor länger als zwei Jahren in den Stürmen der Politik untergegangene „Sonntagsblatt" als wöchentlicher Begleiter der Weserzeitung seit Neujahr wiederum erscheint. Es brachte uns bereits mehrere interessante Mittheilungen aus dem Reiseportefeuille des vielgewanderten Redakteurs, so wie aus der Feder des vor kurzem wegen des Gastspiels seiner Frau hier anwesenden Wieners Franz Schuselka und des ebenfalls wieder abgereisten, uns schon bekannten Carl Andrée. Lezterer wird, wie ich höre, zum Zweck der Herausgabe eines „amerikanischen Museums" und der Weiterförderung seines großen, hier viel gelesenen Werkes über Amerika, gegen das Ende des Sommers sein bleibendes Domicil in dem ihm so sehr zusagenden Bremen aufschlagen. Das sind, wie Sie es auch von einer Handelsstadt, die eben nichts anderes ist als Handelsstadt und daher auch nicht ein einziges Produkt ihres Kunstfleißes nach London geschickt hat, nicht besser erwarten können, nur vereinzelte Sterne an unserem literarischen Himmel, aber Sterne, die uns hoffentlich wenigstens zum Theil nicht so bald wieder untergehen werden; denn lange genug herrschte an demselben fast ununterbrochene Dunkelheit, weil die im engeren Sinne sogenannten Schriftsteller sich höchstens aus politischen Gründen gedrungen fühlen konnten, hier ihren polizeilich unangefochtenen Wohnsitz zu nehmen. Denn wir erfreuen uns auch der Absonderlichkeit einer in keinem, also auch nicht im Fache der politischen Mißliebigkeit allwissenden Polizei. Dazu sind unsere Zustände noch viel zu patriarchalisch, eben weil sie republikanisch sind.

Hamburg, März.

(Fortsezung.)

Die Oesterreicher. — Gesundheitszustand.

Indeß ist diese Furcht, die wohl gar von Senat und Oberalten getheilt wurde, weil man alle nur erdenklichen Mittel aufbot, sich von den Oesterreichern zu befreien, bald verschwunden, und man muß bekennen, daß es kaum friedlichere und genügsamere Truppen geben kann. Sie selbst scheinen sich auch bei uns ganz behaglich zu fühlen und höchst naiv klingt ihre Aeußerung: „sie hätten halt nit geglaubt, daß ihr Kaiser so tief im Norden noch so a schmuck Städtel hätt!" Zum Ruhme muß man ihnen nachsagen, daß sie mit den entlassenen schleswig-holsteinschen Kriegern auf eine wahrhaft liebevolle, ja brüderliche Weise umgehen und sie nicht für Rebellen und Verräther, sondern für tapfere und unglückliche Männer ansehen.

Der merkwürdige Winter, der in unserer Gegend eigentlich ein fortwährender April war und uns einen Tag Regen, den andern lachenden Sonnenschein bei 3 — 6 Grad Wärme brachte, hat auf den Gesundheitszustand der hiesigen Bevölkerung höchst nachtheilig eingewirkt, und namentlich hat die sogenannte Grippe nicht nur eine große Menge Individuen auf's Krankenlager geworfen, sondern auch manche Opfer gefordert, namentlich unter alten Leuten. Sie hatte dießmal einen besonders bösen Charakter und die von ihr Befallenen konnten sich oft in vielen Wochen nicht wieder erholen; ließ man sich aber die mindeste Unvorsichtigkeit zu schulden kommen, dann wurde das Nervensystem eigenthümlich ergriffen und der Ausgang der Krankheit war in vielen Fällen tödtlich. Es ist auffallend, daß diese Seuche, ganz im Gegensatze zu andern, die im Laufe der Zeit bei öfterer Wiederkehr milder aufzutreten pflegen, wie der Scharlach, selbst die Cholera, mit jedem neuen Erscheinen bösartiger auftritt. Wenigstens habe ich das hier beobachtet, wo sie bei ihrem ersten Auftreten ein bloßes Schnupfenfieber war, während sie jezt als eine sehr ernstliche Krankheit betrachtet werden muß und nicht selten eine völlige Zerrüttung des Nervensystems hinterläßt. In Berlin will man Aehnliches wahrgenommen haben. Von der Cholera zeigte sich bis jezt noch keine Spur; dagegen leiden unglaublich viele Menschen an Rheumatismen und die Geschäfte des Herrn Goldberger mit seinen Rheumatismusketten sollen im schönsten Flor stehen, obgleich in Dinglers „polytechnischem Journal" unlängst nachgewiesen wurde, daß die Wirkung derselben sich auf Null reducire. Es vergeht keine Woche, wo man nicht mehrere male durch die Anpreisungen dieser Ketten in den öffentlichen Blättern gelangweilt wird, und Herr Goldberger soll der Presse jährlich einen Tribut von 25,000 Thalern für Anzeigen entrichten. Es ist überhaupt auffallend, daß, während die ärztliche Pfuscherei so streng verpönt ist, alle Intelligenzblätter mit Anpreisungen von Geheimmitteln angefüllt seyn dürfen, als ob das nicht auch Pfuscherei wäre. Wie mancher mag seine Gesundheit für den ganzen Rest seiner Lebenszeit durch Anwendung dieser Kräuter, Tropfen, Pillen und Mixturen vernichten, wie mancher sich direkt dadurch tödten, während er bei richtiger Behandlung durch einen verständigen Arzt schnell und sicher wieder genesen wäre!

Die Reisen nach Amerika werden jezt fast zu Spaziertouren, freilich nur mit den Dampfschiffen, wovon eines die Fahrt von New-York nach Liverpool vor einiger Zeit in zehn Tagen und einigen Stunden zurückgelegt haben soll. In fünfzehn Tagen hat man hier regelmäßig Briefe und Zeitungen von New-York, so daß man behaupten darf, daß der transatlantische Postverkehr eben so geregelt ist wie der europäische. Dieser schnelle und gesicherte Verkehr mit Nordamerika führt uns denn auch Flüchtlinge aller Art und aus allen Gegenden zu. Namentlich scheinen die schurkischen Postbeamten ihren Cours allemal hieher zu richten, werden aber fast ohne Ausnahme von unserer wachsamen Polizei gepackt und mit ihrem Raube zurück spedirt. Erst kürzlich kam wieder ein Fall der Art vor, und dießmal war es dem Verbrecher gelungen, sich längere Zeit hier zu verbergen; allein troz dem entging er seinem Schicksale nicht.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 81. Freitag, 4. April 1851.

Daß weiß Gott, 's ist ein elend Leben! —
Möcht's doch nicht für ein andres geben.

Schiller.

Aus Mecklenburg.

(Schluß.)

Einen oder zwei Mann, je nach den Umständen, gibt so jedes Boot dem Schiffe zur Hülfe ab und macht sich dann so gut es geht auf den Rückweg. Die dem Schiff abgegebenen Seeleute, die demselben als Lootsen und zur Verstärkung der durch den Sturm erschöpften Mannschaft oder zur Aushülfe bei den Pumpen dienen, fahren gewöhnlich bis zum nächsten Hafen mit, nach Warnemünde oder Helsingör im Sund, oder nach Lübeck, Flensburg, Kopenhagen u. s. w. Zu Lande eilen sie dann wieder der Heimath zu, der sie auf so unerwartete Weise oft mehrere Wochen entführt worden.

Für solche Hülfe erhält der Mann einen guten Tagelohn, gewöhnlich einen preußischen Thaler. Oft bleiben auch junge Matrosen gegen doppelte „Heuer" (Monatslohn) gleich auf dem fremden Schiff, da die Mannschaft desselben durch Sturm oder Hunger zu sehr gelitten, um die im Winter doppelt beschwerlichen Arbeiten alle verrichten zu können, wohl auch Leute durch Sturzseen verloren hat.

Es versteht sich von selbst, daß die von solchen Expeditionen glücklich wieder an den Strand zurückgekehrten Männer sich Abends ihre Extraportion Grog doppelt gut schmecken lassen und ihr Abendbrod, gewöhnlich Kartoffeln in der Schaale, die in eine Speck- und Zwiebelsauce (Nippels) getunkt werden, mit großer Behaglichkeit verzehren.

So, im behaglichen Leben, im Kreise der langentbehrten Familie, zuweilen von Unternehmungen wie die eben geschilderte unterbrochen, gehen die wenigen Wintermonate rasch dahin. Mit den Vorboten des Frühlings, gewöhnlich zu Anfang oder in der Mitte März, rüsten sich die Männer bereits wieder das Land zu verlassen und auf ihr zweites Lebenselement hinaus zu ziehen. Ein herzlicher Kuß, ein kräftiger Handschlag, oft zum Abschied auf Nimmerwiedersehen, und der Mann verläßt die Gattin, der Vater den unbewußt lächelnden Säugling, der Bräutigam die zagende Braut. Wie oft kommt dann im sehnlichst erwarteten Herbst statt seiner die Trauerbotschaft in das stille Dorf, daß er im Sturm an dieser oder jener Küste geblieben! Bisweilen vergehen aber auch Jahre, bis der Seemann sein Heimathdorf wieder erreichen kann. Das Kind, das beim Abschied in der Wiege lag, springt dann als munterer Bube dem Vater entgegen, die jugendliche Frische der Braut ist erbleicht, schärfere Linien hat die rauhe Arbeit des Tages und die stete Sorge um den fernen Schatz ihres Herzens in das sonst so liebliche Gesicht eingegraben.

Im Hafen von Rostock herrscht um die Frühlingszeit ein sehr reges Leben. Gewöhnlich laufen dann 200 bis 230 Fahrzeuge im Zeitraum von wenigen Wochen aus, über die Hälfte mit Ballast beladen, um erst in fremden Ländern Fracht zu suchen. Wohin es geht, gilt dem Seemann gleich, wenn nur der Verdienst gut ist. Lustig klettern die Matrosen auf den Masten umher, das Tauwerk zur neuen Reise zu richten, oder hängen in Kasten am Bauch des Schiffs, um diesem mit frischem Anstrich wieder ein stattliches Ansehen zu geben. Mit schwellenden Segeln, gleich riesigen Schwänen, gehen oft hintereinander zehn bis zwölf große Segelschiffe aus dem Hafen von Warnemünde, dem Außenhafen von Rostock.

Das eine wendet sich nach St. Petersburg, nach Rio de Janeiro das andere; diese Brigg geht nach Messina, eine Ladung goldener Orangen zu holen, jene segelt nach dem Eismeer, an die Küste von Spitzbergen, zum Kampf mit dem wilden Wallroß und dem wüthenden Eisbären. Nach allen Strichen der Windrose, in die fernsten Zonen zerstreuen sich die Männer, die während des Winters im kleinen fischländischen Küstendorfe so friedlich zusammen gelebt.

In den Dörfern selbst ist es während der acht bis neun Monate, wo die Männer größtentheils fort sind, sehr still und öde. Die Weiber besorgen ihre häuslichen Geschäfte, graben den kleinen Garten um, pflanzen Kartoffeln und anderes Gemüse und mähen auf dem dürftigen Grasfleck das Futter für die kleine Kuh. Hie und da fahren sie auch hinaus zum Fischfang, und besuchen wohl auch auf dem Fährboot das Städtchen Ribnitz, um Wirthschaftsbedürfnisse und Kleidungsstücke einzukaufen. Fremde Reisende kommen fast nie in diese von jedem Verkehr abgeschnittenen Küstendörfer; höchstens besucht sie einmal der Beamte oder der Forstmeister. Hie und da fährt ein hausirender Jude im kleinen Planwagen, von magerem Pferde gezogen, durch die Ortschaften und betreibt einen kleinen Tauschhandel, wobei er gewöhnlich Schwanenhäute und Federn zu bekommen sucht. Großer Jubel ist im Hause, ein wahrer Festtag, wenn der Bote einen Brief vom Postamt Ribnitz bringt, in dem der Gatte, der Vater, der Bräutigam seine glückliche Ankunft im fernen Hafen meldet. Auch die Schiffsnachrichten der Rostocker Zeitung werden begierig gelesen und alles freut sich, wenn man hört, daß der „Archimedes" in Konstantinopel und der „Friederich Franz" in Bordeaux glücklich angekommen sind. Freilich bringt die Zeitung oft auch böse Kunde von einer schweren Beschädigung, ja vom Untergang dieses oder jenes bekannten Schiffes. — So kommt endlich der Spätherbst wieder heran und nach ihm die so heiß ersehnte Winterzeit, von der wir ein Bild zu geben versucht haben.



Meine Patienten.

(Fortsetzung.)

„Wahrscheinlich ist Barn ein großer Freund der Musik?" — „Verzeihen Sie, durchaus nicht; er wünscht nur, daß ich mich übe, wenn er nicht zu Hause ist, damit ich andern Leuten vorspielen kann. Ich habe bis jezt noch manchen meiner früheren Schülerinnen Unterricht ertheilt; seit einigen Wochen fühle ich mich aber so matt, daß ich der Anstrengung nicht mehr gewachsen bin, weßhalb ich auf einige Tage nach Brighton kam. Morgen kehre ich nach London zurück. Mein Mann glaubt an keine Aerzte, und ich darf deßhalb Niemand zu Rathe ziehen; wenn Sie aber gelegentlich einmal Morgens, wo er gewöhnlich ausgegangen ist, vorsprechen wollten, würde ich es Ihnen herzlich Dank wissen. Es würde mich beruhigen, wenn ich wüßte was mir eigentlich fehlt."

Sie ging, nachdem sie mir ihre Adresse genannt. Was ihr fehlt? dachte ich. Als ob es nicht hinreichte, ein solches Ungethüm zum Mann zu haben, damit einem alles fehle. Was die hübsche, junge, talentvolle deutsche Künstlerin veranlaßt haben konnte, ihr Daseyn an ein abgenuztes elendes Leben zu knüpfen, war mir ein unlösbares Räthsel. Ich sann darüber nach und die am Ufer sich brechenden kleinen Wellen murmelten eine angenehme Begleitung dazu. Aus diesem Gedankenspiele weckte mich endlich ein lästiges Frösteln, das zu bannen mein rationelles Bewußtseyn sich genöthigt sah, meine Füße in raschem Taktschlag meiner Wohnung zuzusenden. Und so wurde denn aus Abend und Morgen der erste Tag in Brighton, und nur zu rasch folgten die andern.

Als ich am ersten September wieder in London einzog, wollte mir die dicke, mit Kohlenstaub parfümirte Luft gar nicht schmecken, und ich nahm mir ernstlich vor, allen meinen Patienten anzurathen, so schnell wie möglich diese Mauern zu fliehen und an der Küste ihre Lungen mit Seesalz zu füllen, wie ich so eben gethan. Leider aber fand sich nicht sogleich Gelegenheit dazu. Das Warten ist doch das langweiligste Ding auf der Welt, und nun gar auf Krankheiten warten! — Wer es doch dem berühmten Doktor Radcliff nachthun könnte, der nicht allein König Wilhelm in's Gesicht sagte, er möchte seine zwei Beine nicht für seine drei Königreiche haben, sondern sogar der Königin Anna, als die durstige Seele im Sterben lag, seinen Besuch ganz und gar verweigerte, mochte auch das Volk toben und drohen ihn zu steinigen. Wird denn je die Zeit kommen, wo man es der Mühe werth findet, mich zu steinigen? Es ist keine so leichte Sache, sich auf den Punkt emporzuarbeiten, wo man sich mit Selbstgefühl steinigen lassen kann.

Meiner ärztlichen Gedanken los zu werden, entschloß ich mich einen Abendbesuch bei einer Französin abzustatten, die ich einst behandelt und deren Haus ich seitdem von Zeit zu Zeit besuchte, um mich mit republikanischen Neuigkeiten zu versehen. Die Dame war zu Hause und allein. Ich fand sie mit Pariser Nonchalance in der Ecke ihres Sophas kauernd und folgte ihrem von einem modernen »Assoyez-vous« begleiteten Winke, mir einen Sitz neben sie zu rücken. Kaum war die erste Salve unserer Unterhaltung abgefeuert, so wurden wir durch den Eintritt des einzigen Töchterchens, des Herzblattes der Mama, sehr geräuschvoll unterbrochen, und Mademoiselle Felicie bestand darauf, vorläufig meine ganze Aufmerksamkeit

in Anspruch zu nehmen. Sie hatte sich, seit ich sie nicht gesehen, merkwürdig entwickelt. Ich hatte eine so sonderbare Mischung von Kind und Jungfrau nach Gestalt und Benehmen vor mir, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte, und meine Unart zu beschönigen, des Mädchens Kopf in meine Hände nahm und ihr einen Kuß auf die Stirne drückte. Das Kind erglühte unter meiner väterlichen Begrüßung, die Mutter aber lächelte sehr vergnügt über dieses ihrer Tochter so gut stehende Erröthen, während sie sie laut darüber schalt, daß eine gut gemeinte Aufmerksamkeit von Seiten eines alten Bekannten ihr das Blut in die Wangen treibe. — O über diese Mütter!

Felicie war übrigens sehr häßlich. Ihre Züge waren groß und trugen eben nicht den Stempel der innern Verfeinerung; ihre Figur hatte etwas Zwergartiges und schien mehr auf ein Wachsen in die Breite als in die Länge angelegt. „Meine Tochter bildet sich zur Tänzerin aus," sagte die Mutter. »Faites vos battemens, ma fille!« Felicie stellte sich sogleich in Positur, stützte sich mit einer Hand auf das Kamin und ließ den andern Fuß hoch in die Luft bis zu ihrem Kopfe emporsteigen; dann wechselte sie um und ließ den zweiten Fuß das gleiche Manöver machen. — Die Mutter erwartete sichtlich einen Ausdruck der Bewunderung von mir, ich konnte ihr aber nur mit einem der Verwunderung dienen. Es war erstaunlich, ganz erstaunlich, wie das Kind seine Beine in der Luft schwenken konnte.

„Und die Musik, Felicie? Wie geht es mit der Musik?" fragte ich, sobald sie in ihren battemens eine kleine Pause eintreten ließ. — »Assez bien,« versetzte sie, ihren großen Mund zu einem breiten Lachen verziehend; »mais je ne l'aime pas mieux qu'autrefois.« Damit lief sie davon. Als wir allein waren, fragte ich Madame Batiste, weßhalb sie ihre Tochter zu einer Tänzerin bestimmt habe, da es doch früher immer ihre Absicht gewesen, sie zur Tonkünstlerin auszubilden. Sie sagte mir, die Neigung und das Talent, das Felicie in der Tanzstunde gezeigt, habe sie auf die Idee gebracht. „Sie wissen, daß ich meiner Tochter kein Vermögen hinterlassen kann," fuhr sie fort, „und daß es immer mein Wunsch gewesen, Felicie eine Existenz zu sichern, in der sie sich unabhängig und selbstständig fühle, so daß sie nicht nöthig hat, eine Heirath aus dem Gesichtspunkte einer Versorgungstontine zu betrachten. Ich ließ sie daher sorgfältig in der Musik unterrichten; sie zeigte aber weder Neigung noch Talent dafür, und ob sie eine Stimme bekommt, fragte sich auch noch. Zur Erzieherin möchte ich sie um keinen Preis bilden. Das ist eine Sklaverei, die ihr Joch unter einem Domino versteckt. Da hätte ich lieber eine Putzmacherin aus ihr gemacht und sie sich bürgerlich redlich nähren sehen. Aber auch dazu gehört Geschick. So entschloß ich mich denn alle Bedenken bei Seite zu setzen und das einzige Talent, womit die Natur sie ausgestattet zu haben scheint, kunstgemäß zu entwickeln. Nur die Arbeit, die der Mensch mit Lust treibt, kann ihm Gedeihen bringen, und wenn sie nur recht will, so kann sie ja auch mit Ehren eine Operntänzerin seyn."

Darin hatte sie nun wohl nicht Unrecht, nur daß die größere Versuchung auch größere Charakterstärke fordert, und wie soll ein armes junges Wesen überhaupt dazu kommen? Im Ganzen war ich denn aber doch froh, kein Mädchen zu seyn und mir so die Wahl zwischen einer Heirathstontine und einer Operntänzerin erlassen zu sehen. Um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, erkundigte ich mich bei Madame Batiste nach meiner jungen Landsmännin, der Madame Barn, die, wie ich wußte, ihr wohl bekannt war. Kaum hatte ich den Namen genannt, so flog sie aus ihrer Sophaecke auf, wandte mir ihr Gesicht, aus dem sie rasch die langen blonden Locken wegstrich, voll zu und maß mich mit einem Blick, in dem gar nichts mehr vom gewöhnlichen air abattu einer femme incomprise zu lesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Pfalz, März.

Frühling. — Der große Prozeß.

Der Frühling hat nicht nur im Kalender angefangen, er ist förmlich eingezogen in das rheinische Land; denn so bald das erste Grün der Weiden mit seinem goldigen Glanze über die Ebene schimmert und der Birnbaum seine Knospen treibt, sehen wir seine Herrschaft als entschieden an, wenn auch der Wind zuweilen noch etwas rauh vom Odenwald und Spessart oder über den Taunus herüber weht. Wie viel früher regt sich doch heuer das Leben der Erde im Vergleich zum vorigen Jahre! Der ungewöhnlich milde Winter hat trefflich vorgearbeitet, und selbst seine spätere frostige Laune hat keinen Schaden angerichtet.

Während auf dem Schwarzwalde und der rauhen Alp die Kälte noch bis zu sechzehn Graden stieg, schwankte sie im Rheinthal zwischen zwei und sechs, während links und rechts die Höhen weiß überkleidet standen, schmelzen längs des Stromes die Schneeflocken fast ehe sie den Boden berührten. Unsere Winzer haben darauf glänzende Hoffnungen gebaut, deren Erfüllung ihnen um so mehr zu wünschen ist, je schlimmer sie bis jezt daran sind. Im Leben der Pfälzer steht indeß der Frühling mit allen seinen schönen Verheißungen dennoch nicht im Vordergrunde, auch die Dresdener Conferenzen sind es nicht, die ihr Interesse in Anspruch nehmen, noch irgend etwas unmittelbar Politisches, selbst der Landtag ist fast verschollen. Das Ein' und Alles ist immer noch der große Prozeß, und von ihm muß ich zunächst wieder reden. Das Schwurgericht, vor welches die Angeklagten verwiesen worden, deren Verbrechen nicht zur Competenz des Specialgerichtes gehören, hat am 3. März seine Sizungen begonnen, unter dem Präsidium desselben Raths Karner, der auch beim Specialgerichte den Vorsiz führte. Der erste, der vor den Schranken erschien, war der Maler Friedrich Straßer von Salzburg, oder nach seinem Wohnorte, von Innsbruck, ein Mann, der auch besser beim Pinsel geblieben wäre, statt zum Schwerte zu greifen. Er hatte sich bei den Barrikadenkämpfen in Wien schon betheiligt, und war, wie so viele andere, zulezt in die Pfalz gekommen, um dem Landesvertheidigungsausschuße und der provisorischen Regierung als thätiges Werkzeug zu dienen. Von den 54 Zeugen, welche bei der Gerichtsverhandlung gehört wurden, ward manches vorgebracht, was nicht zu Straßers Ungunsten sprach, besonders was sein Benehmen und seinen Charakter betrifft. Die Frage, ob er des Hochverraths schuldig sey, wurde von den Geschworenen verneint, die wegen ungesezlicher Verhaftung und Gefangenhaltung eines Mannes aber bejaht, und so erfolgte denn die Verurtheilung zu fünfjähriger Einsperrung. Der Verurtheilte ist wohl zufrieden mit der Strafe, da er überzeugt ist, daß sie in seinem Vaterlande nicht so milde ausgefallen seyn würde. — Die zweite Verhandlung begann am 8. März. Sie galt einem ganz jungen Schreiber Namens Ph. Schmidt von Kaiserslautern, einem glühenden Demokraten, der seiner Zeit durch Wort und Schrift das wilde Feuer heftig schürte, für Lostrennung der Pfalz von Bayern, für Einsezung einer provisorischen Regierung wirkte und bei verschiedenen Gelegenheiten Gesinnungen an den Tag legte, welche bewiesen, daß er noch etwas anderes verspritzen könnte als Dinte. Der unglückliche junge Mann war früher stillen, bescheidenen Sinnes, hatte sich aber später ganz in die revolutionären Ideen verrannt. Die Schuld davon wird seinem Principal, dem Rechtsconsulenten Nik. Schmitt zugeschrieben, der in der Paulskirche auf dem Berge und später in der provisorischen Regierung saß, während der Angeklagte zu Hause die Redaktion des „Boten für Stadt und Land" besorgte, der das officielle Organ des Landesvertheidigungsausschußes und der provisorischen Regierung wurde. Obwohl die 41 Zeugen auch das Gute nicht verschwiegen, das der Beklagte an sich hat, so mußten ihn die Geschworenen doch der Theilnahme an der direkten Provokation zum Attentat des Umsturzes der Verfaßung, der Bewaffnung der Bürger gegen die königliche Gewalt und der Erregung des Bürgerkrieges schuldig erkennen, und die Folge dieses Wahrspruches war das Todesurtheil.

(Fortsezung folgt.)

Hamburg, März.

(Fortsezung.)

Auswanderung. — Waßerkunst.

Die Auswanderung über Hamburg ist im verflossenen Jahre nicht so stark gewesen, als man hätte vermuthen sollen; allein beim herannahenden Frühling stehen große Geschäfte der Art für unsere Rheder in Aussicht. Die Zahl der im Jahr 1850 über Hamburg nach Amerika und Australien beförderten Auswanderer betrug 7062, welche die Reise auf 60 Schiffen machten. Durch mehrere Unglücksfälle, die sich in neuester Zeit mit Dampfschiffen ereigneten, ist man ängstlich geworden, sein Leben solchen auf weiteren Reisen anzuvertrauen. Namentlich hat der Untergang der „Helen Sloman" am 14. December v. J. einen sehr übeln Eindruck gemacht und er dürfte nicht so schnell wieder zu verwischen seyn. Allerdings bietet die Fahrt auf einem Dampfschiffe eine doppelte Gefahr, einmal vom Waßer, und dann noch vom Feuer. — Sehr viel beschäftigt man sich auch hier mit der nächstens stattfindenden Ausstellung in London, zu der unsere Gewerbtreibenden sich auf alle Weise vorbereiten, und in einigen Zweigen werden wir uns sicher auszeichnen. Das Fabrik- und Manufakturwesen, welches hier früher, bis auf die Zuckerraffinerie und Kattundruckerei, fast gänzlich vernachläßigt wurde, nimmt seit einigen Jahren, besonders seit Anwendung der Dampfkraft, einen großartigen Aufschwung, und somit werden wir zu London eine nicht unbedeutende Rolle mit unsern Kunst- und Industrieerzeugnißen spielen. Ein Modell des Londoner Glaspalastes ist hier ausgestellt und lockt viele Beschauer an. Um nur einen ungefähren Begriff von der seit einigen Jahren hier erwachten Industrie zu geben, bemerke ich, daß ein einziger hiesiger Metallarbeiter wöchentlich für die Meyer'sche Stockfabrik 200 bis 250 Dutzend Stockpinnen verfertigt, und für diese berühmte Fabrik arbeiten eine Menge Metallarbeiter. — Seit kurzem ist mit der großen Staatswaßerkunst die eines Privatmannes, des C. J. Smith, verbunden worden. Smith hatte nämlich schon lange vor Errichtung jener Waßerkunst einen Theil der Stadt mit dem so nöthigen guten Waßer versorgt und sich dadurch den Dank vieler erworben, zugleich aber auch einen großen Theil seines bedeutenden Vermögens dabei auf's Spiel gesezt. Durch den jezt mit der Stadt geschloßenen Vertrag erhält dieser Ehrenmann Ersaz für die seinen Mitbürgern gebrachten Opfer, und zugleich werden jezt alle Stadttheile mit gutem Waßer versorgt werden können, so daß die Vortheile auf allen Seiten gleich groß sind. Der Mangel an gutem, klaren Trinkwaßer war seither ein sehr fühlbarer. Der Brunnen gab es vordem nur wenige und das gegen Geld daraus entnommene Waßer war für die Armuth viel zu theuer. Man stelle sich den Ekel namentlich solcher Personen vor, die, aus waßerreichen oder gar aus Gebirgsgegenden kommend, wo die Brunnen den ganzen Tag über ihre krystallhelle Flüßigkeit spenden, sich hier mit dem trüben oder wohl gar wirklich schmutzigen Elb- oder Alsterwaßer behelfen und dafür noch bezahlen mußten! Waßer zu trinken, dazu gehörte bis jezt eine eben so große Ueberwindung, als Medicin zu schlucken, und bedachte man gar, daß unsere mit Schmutz und Unreinigkeiten aller Art gefüllten, mit Kloacken besezten Fleete sämmtlich in die Elbe ausgingen und dieser ihren Schlamm unaufhörlich zuführten, und daß man dieses trinken sollte, so wurde man mit einem nicht zu beschreibenden Ekel erfüllt, und doch hatten viele Tausende von Stadt- und Vorstadtbewohnern kein anderes Waßer. Mag denn auch die große Stadtwaßerkunst eine Million und mehr zuviel gekostet haben, immer muß sie doch als eine große Wohlthat betrachtet und namentlich C. J. Smith gesegnet werden, der durch Anlegung seiner Waßerkunst den ersten Impuls zu der Anlage der Staatswaßerkunst gab. Aus diesem Grunde ist auch fast jedermann damit zufrieden daß dieser Mann jezt die Früchte seiner Industrie erntet und für die dem Gemeinwohl gebrachten Opfer entschädigt wird.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 82. Sonnabend, 5. April 1851.

So lebt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie es sterblich strebte.
Goethe.

Aus Lenau's Nachlaß.

So eben erscheint „Lenau's dichterischer Nachlaß," dem von den vielen Freunden des Verstorbenen schon längere Zeit mit Verlangen entgegengesehen wird. Die Herausgabe hat A. Grün besorgt. Lenau selbst hatte ihn in seinem lezten Willen damit beauftragt, und der dem Todten innig befreundete Dichter hat sich dieses Liebesdienstes in edelster Weise entledigt. — A. Grün sagt in seinem Vorwort zu diesem schönen Vermächtniß eines unserer glänzendsten Talente: „Reichhaltiger an Umfang, als es von einem so gefeierten Dichter der Neuzeit zu erwarten stand, deren wenigen die drängende Ungeduld der Lesewelt, so wie das eigene Gefühl des innigen Zusammenhanges mit der nächsten Gegenwart es erlaubt, das Horazische Neunjahr auch nur annäherungsweise zu berücksichtigen, umfaßt der Nachlaß unseres Freundes so vielfältige Proben seiner dichterischen Begabung, es finden sich darin fast alle Zeitperioden und Dichtungsformen, in welchen sich diese bewährt hat, so mannigfach und glänzend vertreten, daß, hätte der Dichter auch sonst nichts geschrieben, das Vorliegende allein genügen könnte zur kritischen Würdigung seiner Dichtergröße und zur genauen Zeichnung seines Dichterbildes in vollkommener Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit jenem Gemälde, das gewiegte Kunstrichter uns aus seinen übrigen Werken entworfen haben. So führt dieser Nachlaß uns Ueberlebenden die gliederreiche Reihe dichterischer Thaten des Dahingeschiedenen, wie bei einem ernsten Todtengerichte der Alten, noch einmal vor das Auge, daß wir den Mann und Dichter in seiner ganzen Würde und bedeutsamen Eigenthümlichkeit noch einmal an uns vorüberschreiten sehen und den tief erschütternden, aber auch erhebenden Ernst dieser Erscheinung verstehen lernen. In unsere Todtenklage darf sich das Gefühl der Befriedigung mengen, daß die edle Kämpfergestalt, indem sie unserem sinnlichen Auge entrückt wurde, vor unserem geistigen Blicke in ihrer reinen Erhabenheit stehen blieb, aufrecht, das leuchtende Schwert noch erhoben, Siegesgewißheit im wahrheitdurstigen Auge und den ersten noch ungetrübten Widerschein der anbrechenden Morgenröthe auf dem blanken, makelreinen Schilde; — wir sind beruhigt, daß es uns erspart blieb, sie später vielleicht gebeugt von Mißmuth und Trauer über den so schnell vereitelten Sieg, mit unwillig gesenktem oder gar mit zerbrochenem Schwerte zu sehen in den Tagen einer unerquicklichen Waffenruhe, die kein Frieden ist."

Die größere Hälfte des Nachlasses bildet die dramatische Dichtung Don Juan, mit der sich der Dichter so lange getragen und die er doch leider kaum auch nur zum äußern Abschluß hatte bringen können. Den Bruchstücken der gewaltigen Dichtung, die wir hier zunächst mittheilen, können wir nichts Besseres voranschicken als die folgenden Worte A. Grüns: „In Don Juan begegnen wir der lezten größern Arbeit, welche unsern Dichter unmittelbar vor der verhängnißvollen, erst so hoffnungshellen, dann so unheilschweren Wendung seiner Lebensgeschicke beschäftigt hatte. Im „Don Juan" sollte die vor Jahren im „Faust" eingeschlagene Bahn Ergänzung und dichterischen Abschluß erhalten; die dort in dem Hauptcharakter verkörperte spiritualistische Dichtung sollte hier ihre sensualistischen Gegensätze finden; die beiden getrennten Hälften des Doppelwesens Faust-Don Juan sollten eben durch ihre Gegenüberstellung, wie die entgegengesezten Hemisphären desselben Planetenballs, gegenseitig Zusammenhang, Rundung und Ganzheit gewinnen. Die wechselseitigen Beziehungen beider Werke sind unverkennbar und finden sowohl in deren stofflichem Inhalte wie in der eigenthümlichen, weitumfassenden Lebensanschauung des Dichters ihre motivirende Erklärung. Was diesem bei seinem „Faust" gegönnt war, die Durcharbeitung und Ausführung seines Gegenstandes innerhalb der selbstgestellten Grenzen, scheint ihm bei „Don Juan" leider versagt geblieben; denn obschon diese Dichtung in ihrer äußern Handlung zu einem allenfalls genügenden Abschlusse gediehen ist, so trägt sie doch, ganz abgesehen von den in der Handschrift selbst vorkommenden Kennzeichen, innere unverkennbare Merkmale an sich, daß sie in der uns zurückgelassenen Form von dem Dichter selbst noch nicht als fertig und künstlerisch vollendet angesehen werden konnte. — Mag aber immerhin der Gedichtschluß als ein vielleicht nur „provisorisches Nothdach" gelten, so wird doch das cyklopische Mauerwerk seines mächtigen Unterbaues, als Zeuge einer gewaltigen Kraft und ungewöhnlichen Kühnheit, noch die spätesten Beschauer mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen müssen."

Don Juan und Don Diego, sein Bruder.

Don Juan.

Willkommen, Bruder, in der Königsstadt!
So willst du auch, der Studien endlich satt,
Freilassend dein verhaltnes Jugendfeuer,
Hier suchen heitre Liebesabenteuer?

Diego.

Der Vater sandte mich, daß ich dich frage,
Wie du hier lebest deine Jugendtage,
Die flüchtigen, die nie zurück dir kehren,
Ob du sie nützest dir zu Ruhm und Ehren?

Don Juan (lachend).

Spion und Prediger?! Ich will mich fügen:
Daß du die Reise nicht umsonst gethan,
Magst du mir folgen als mein Feldkaplan
Auf meinen lustigen Erobrungszügen.

Diego.

Laß, Bruder, uns das erste Wiedersehen
In eitlen Possen nicht vorübergehen.
O Liebling meines Vaters, sey kein Thor!
Sprich ein erfreulich Wort, was hast du vor?

Don Juan.

Den Zauberkreis, den unermeßlich weiten,
Von vielfach reizend schönen Weiblichkeiten
Möcht' ich durchziehn im Sturme des Genusses,
Am Mund der Lezten sterben eines Kusses.
O Freund, durch alle Räume möcht' ich fliegen,
Wo eine Schönheit blüht, hinknie'n vor Jede,
Und, wär's auch nur für Augenblicke, siegen.
Ja, mit den Zeiten selbst leb' ich in Fehde:
Wenn ich ein schönes Mädchenkind erblicke,
So muß ich grollen dem Geschicke,
Daß ich und sie nicht wurden Zeitgenossen;
Ich bin ein Greis, bis ihre Blüth' erschlossen.
Und schau' ich eine stattliche Matrone,
Von der noch jezt entzückte Alte sagen:
„Einst war sie reizend, aller Schönheit Krone!"
So möcht' ich wandeln in vergangnen Tagen.
Zusammenwerfen möcht' ich Raum und Zeit,
Die Leidenschaft ist wild und überschwänglich;
Weil sie der Durst verzehrt nach Ewigkeit,
Drum seht ihr sie so flüchtig und vergänglich.
Zuweilen auch ist seltsam mir zu Muth,
Als wäre, was mir durch die Adern zieht,
Entfremdet einem höheren Gebiet,
Ein Geist, verirrt, verschlagen in mein Blut;
Ein Ferge, der im Strom des Blutes treibt,
Und nirgendwo an einer Stelle bleibt,
Der nie gewinnt den Frieden fester Landung,
Weil ihm entsank sein Ruder in die Brandung.
Hinwiederum verzaubert er mein Blut,
Daß jeder Tropfen pocht in trunkner Wuth;
Es fühlt der Geist, der Alles will umfassen,
Im Einzlen sich verkerkert und verlassen: —
Er ist es, der mich ewig dürsten heißt,
Und mich von Weib zu Weib verderblich reißt.
Die schönste Frau entzückt mich ohne Dauer,
Der Reize tiefster, bald erschöpfter Bronnen
Verweist den Durst hinweg nach neuen Wonnen,
Besitz erzeugt mir Leere, öde Trauer.

Diego.

Wohin verirrt der Flug sich deiner Sünden!
Kannst du auch nur Ein edles Weib ergründen?
Ein ewiges Gesetz, den Frevel richtend,
Gebeut: willst du dein Erdenloos bestehen,
Mußt du geschlossnen Auges und verzichtend
An manchem Paradies vorübergehen. — —

Don Juan.

Du mußt an meine Weise dich gewöhnen.
Ich fliehe Ueberdruß und Lustermattung,
Erhalte frisch im Dienste mich des Schönen,
Die Einzle kränkend, schwärm' ich für die Gattung.
Der Odem einer Frau, heut Frühlingsduft,
Drückt morgen mich vielleicht wie Kerkerluft.
Wenn wechselnd ich mit meiner Liebe wandre
Im weiten Kreis der schönen Frauen,
Ist meine Lieb' an jeder eine andre;
Nicht aus Ruinen will ich Tempel bauen.
Ja! Leidenschaft ist immer nur die neue,
Sie läßt sich nicht von der zu jener bringen,
Sie kann nur sterben hier, dort neu entspringen,
Und kennt sie sich, so weiß sie nichts von Reue.
Wie jede Schönheit einzig in der Welt,
So ist es auch die Lieb', der sie gefällt.
Hinaus und fort nach immer neuen Siegen,
So lang der Jugend Feuerpulse fliegen!

Diego.

So lang sie fliegen! — wenn sie schleichen werden?
Hast du denn eine Jugend nur auf Erden?
Wenn du es noch ein Weilchen so getrieben,
Glaubst du, die Zeche ward nicht aufgeschrieben?
Wie wird am Zahlungstag zu Muth dir seyn?
Meinst du, man zahlt nach lustigen Gelagen
Die Gläser nur, die man dem Wirth zerschlagen,
Und die gebrochnen Herzen gehen drein?

Don Juan.

Die Gläser und die Herzen, alle Zechen
Hab' ich bezahlt, wenn meine Augen brechen;
Mein lezter Hauch ist Sühnung und Entgelt,
Denn er verweht mich selbst, und mir die Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Patienten.

(Fortsetzung.)

„Haben Sie sie gesehen?“ fragte sie hastig. — Ich erzählte, wie ich sie an der Meeresküste bei Brighton getroffen, und bat sie mir die nähern Umstände der seltsamen Heirath mitzutheilen. Madame war gleich bereit auf einen Gegenstand einzugehen, der sie selbst ungemein interessirte und der ihr in manchen Beziehungen näher lag, als man dem Anschein nach hätte glauben mögen. Herr Barn hatte einst zum engen Kreis ihrer Freunde gehört. Die damals noch junge Wittwe schwärmte für Magnetismus und Phrenologie, und ihre Begeisterung für die Wissenschaften trug sich denn gar leicht auf den Lehrer über, wie dieß seit den Zeiten der seligen Heloise mitunter vorgekommen ist. Barn war damals verheirathet, es konnte sich daher kein heiliges Band um den Verein dieser Seelen schlingen, der mit den Jahren, wie der Enthusiasmus der Dame sich andern Gegenständen des Wissens zuwendete, in eine ganz gewöhnliche Freundschaft ausartete. Barn wurde indessen in die Chartistenverschwörung verwickelt und war einer der Anführer an dem großen Tage, wo die Monsterbill in's Parlament getragen wurde und London der Welt durch seine fünfzig tausend especial Constables ein ewig denkwürdiges Beispiel gab. Die Folge war, daß Barn eingezogen wurde und sich bald darauf zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt sah.

Dieses harte Loos weckte in Madame Batistes Seele längst erloschene Gefühle, und mit der den Frauen in solchen Fällen eigenen Selbstaufopferung that sie alle nur erdenklichen Schritte, um eine Milderung des Spruches zu bewirken; sie war auch so glücklich, seine Strafe erst auf zwei Jahre Haft herabgesezt, und endlich den Mann ganz frei zu sehen. Jubelnd brachte sie ihm diese verschiedenen Freudenbotschaften in sein Gefängniß und versah sich dabei zugleich mit manchen kleinen Bedürfnissen, deren er in seiner Haft entbehrte. Was die Welt zu dem Allen sagen würde, galt ihr gleich. Sie folgte dem Gebote ihres Herzens, das ihr zurief, einen Freund im Unglücke nicht zu verlassen, und daran that sie sicher recht. Als endlich der Tag seiner Befreiung kam, als sie an der Gefängnißthüre seiner harren und ihn im Wagen in ihre Wohnung führen konnte, wo man bei einem behaglichen Mahle auf seine Befreiung trank, welche Feier für sie, und mit welcher Selbstbefriedigung sah sie auf den Mann, der ihr das Glück der wiedergeschenkten Freiheit dankte!

Aber auch dieser Tag, gleich allen, hatte sein morgen, und nach diesem Freudenrausch der schönsten Gefühle versezte sie sich so weit in die wirkliche Welt zurück, daß sie aus ihrem Schreibtisch ein Paket sorgfältig zusammengebundener Rechnungen nahm und dieselben nebst einem freundlichen Morgengruß und einer Nachfrage nach dem Befinden des Herrn Barn durch ihre Dienerin demselben übersandte. Seine Antwort lautete etwas befremdend. Er erklärte in einer eigenhändigen Antwort, es verletze sein Gefühl auf's tiefste, am Morgen nach seiner Befreiung durch solch materielle Dinge belästigt zu werden, bei denen, wie er gehofft, Ihre Freundschaft bereits Vermittlerin geworden. Sie ließ die Hände in den Schooß sinken und starrte das Schreiben an. Ihre Freundschaft sollte Vermittlerin geworden seyn? Wußte er denn nicht, daß ihre sehr beschränkten Umstände ihr nicht erlaubten dieses liebenswürdige Amt zu übernehmen, und daß sie durch die für seine Befreiung aufgewendete Zeit und Mühe schon genug eingebüßt hatte? Dieß war also sein Dank!

Die tiefe Kränkung, die sie darüber empfand, zog ihr eine Art Gallenfieber zu, bei dem ich an ihr Lager berufen ward und Seele und Leib gar bald wieder so ziemlich in's rechte Gleichgewicht brachte. Sie theilte mir damals den ganzen Vorgang mit, wie er hier steht, so wie später auch den Brief, den sie nach ihrer Genesung ihm schickte und dessen Kälte, Ruhe und Besonnenheit mich nicht wenig überraschte. Ohne die geringste Anspielung auf die ihm von ihr geleisteten Dienste erklärte sie ihm einfach, ihre Pflicht gegen ihre Tochter erlaube ihr nicht ihm mit ihrer Kasse auszuzuhelfen, indem das Wenige, was sie besitze, auf die Erziehung derselben verwendet werden müsse; wenn er hierin einen Mangel an Freundschaft von ihrer Seite erblicke, so gewahre sie nicht minder einen solchen in seiner Forderung, und da auf solchem Fuße ein Umgang gegenseitig nicht befriedigen könne, wäre es wohl das Beste, wenn sie sich wenigstens vorerst nicht sähen. Darauf erfolgte keine Antwort, und die Sache war abgemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

(Fortsetzung.)

Schwindeleien. — Judenangelegenheit.

Schwindelei und Diebstahl waren in der lezten Zeit mehr denn je an der Tagesordnung und selbst das schöne Geschlecht betheiligt sich nicht unbedeutend daran. So ließ ein aus dem Hannöverschen gebürtiges, seit einiger Zeit aus dem Dienste gekommenes und in einer sogenannten „Schlafstelle“ sich aufhaltendes Mädchen ihren noch lebenden und, wie es scheint, nicht unbegüterten Eltern durch ihren Wirth ihren Tod melden und

zugleich die Bitte hinzufügen, doch einiges Geld zum Behufe ihres Begräbnisses übersenden zu wollen, da sie völlig mittellos gestorben sey. Der gute Vater ließ sich wirklich täuschen und glaubte an den Tod der Tochter; allein statt Geld zu schicken, machte er sich selbst auf den Weg, um die theuern Züge des verblichenen Kindes noch einmal in Augenschein zu nehmen, bevor sie seinen Blicken auf immer entzogen würden. Man stelle sich aber sein Erstaunen und zugleich seinen Unwillen vor, als er die Todtgeglaubte in der Fülle des Lebens und der Gesundheit vor sich erblickte. In seinem gerechten Zorne machte er der Behörde Anzeige vom Vorgefallenen und die Schwindlerin wurde auf einige Zeit festgesezt. Beunruhigender waren die häufig an der Börse vorkommenden Diebstähle, deren Urheber sich längere Zeit allen Nachforschungen zu entziehen wußte. Nicht nur Uhren und Tabaksdosen, sondern auch Portefeuilles mit Werthpapieren verschwanden während der Börsenzeit aus den Taschen der Kaufleute, und einigemale war der Raub von bedeutendem Belange. Natürlich wurde die Hülfe der Polizei in Anspruch genommen, aber lange vergeblich; gleichsam unter den Augen der in der Börse aufgestellten Polizeiofficianten wurde das lucrative Geschäft fortgesezt, bis es einem sehr gewandten Polizeimann einfiel, auf einer Maskerade, die gerade stattfand, sein Augenmerk auf ihm verdächtige Subjekte zu richten. Der Dieb war wirklich anwesend, verhielt sich aber, da er sich beobachtet sah, längere Zeit unthätig. Endlich aber war die Gelegenheit, sich auf fremde Kosten zu bereichern, zu lockend; er glaubte sich einen Augenblick unbewacht, drängte sich in einen dichten Knäuel von Masken und trieb dort, wie er wähnte, unbeachtet sein Geschäft. Der Polizeiagent hatte ihn aber nicht aus den Augen verloren, packte ihn, fand das Gestohlene noch bei ihm und führte ihn weg. Er hatte sich in seiner Voraussetzung, in ihm den berüchtigten Börsendieb gefangen zu haben, nicht geirrt. Der Ertappte, angeblich Bernard mit Namen und schon anderer Orten höchst anrüchig geworden, hat die an der Börse verübten Diebstähle bereits eingestanden.

Noch immer wollen sich die hiesigen Aemter und Gewerke nicht dazu bequemen, die Juden zu ihren Geschäften zuzulassen, vielmehr ist die Opposition gegen die Aufnahme derselben als Lehrlinge, Gesellen und Meister heftiger denn je, und namentlich hat sich das Schuhmacheramt durch seine Intoleranz gegen die Israeliten ausgezeichnet. Das Tischleramt dagegen hat vor kurzem einen jüdischen Tischler als Meister in die Zunft aufgenommen, nachdem er seine Befähigung durch ein Meisterstück erwiesen hatte. Wenn man nun auch das starre Festhalten der christlichen Bevölkerung unserer Stadt an den alten Formen und den Judenhaß nicht in Schutz nehmen kann, so kann man doch nicht umhin, auch wieder darauf aufmerksam zu machen, daß von Seiten der Juden nichts gethan wird, um den seit so vielen Jahrhunderten bestehenden Riß zu heilen; daß sie für sich die unverkümmerte Befugniß beanspruchen, starr an ihrem Hergebrachten hängen zu bleiben und auch nicht ein Titelchen daran ändern zu lassen, während sie von den Christen alle ihnen nur irgend bequemen Concessionen beanspruchen. So stemmten sich die hiesigen orthodoxen Juden mit aller Gewalt gegen die Annahme des Gesetzes der Mischehen und der Kampf war von ihrer Seite ein überaus hartnäckiger. Immer noch bildet die hiesige Judengemeinde einen Staat im Staate und die Aeltesten derselben regieren, freilich nur in eigenen Angelegenheiten, mit unumschränkter Machtvollkommenheit, was besonders bei den den Reichen unter ihnen willkürlich auferlegten Steuern hervortritt, gegen die keine Reklamation bei den christlichen Behörden, sondern allein die Drohung hilft, im Falle, daß man sich nicht billig finden lasse, zum Christenthum, namentlich zur freien Gemeinde, übertreten zu wollen, die natürlich als die Brücke vom Judenthum zum Christenthum betrachtet wird, da die Mitglieder derselben das Dogma verwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Pfalz, März.

(Fortsetzung.)

Der große Prozeß. — Kirchliches.

Der dritte Angeklagte war ebenfalls ein Schreiber Namens Christian Zinn, der das Kaiserslauterer Wochenblatt redigirt, Reden gehalten, als Anführer einer Sensenmännerschaar das Land durchzogen und sich überhaupt im Dienste der revolutionären Gewalt sehr rührig bewiesen hatte. Gegen ihn ist indeß das Urtheil viel milder ausgefallen. Die 80 Zeugen sprachen mitunter günstig über ihn und sein Benehmen, er selbst suchte sich während des Zeugenverhörs und später in einer dreistündigen energischen Rede möglichst zu entlasten. Was ihm vor allem zu statten kam, ist der Umstand, daß er schon dreimal im Irrenhause sich befand und auch in einem Anfall von Wahnsinn aus Frankreich auf pfälzischen Boden zurückgekehrt ist. Von zehn schweren Fragen bejahten die Geschworenen nur eine einzige, so daß dem Angeklagten nichts zur Last blieb, als den Befehl zur Zerstörung von Brücken und Kunststraßen gegeben zu haben. Ja es handelte sich nur um eine einzige Stimme, und Zinn würde in allen Stücken als nichtschuldig dagestanden und freigesprochen worden seyn, was freilich die nicht wenig gewundert haben würde, die ihn und sein Treiben näher kennen. Sein Urtheil lautet auf achtjährige Zwangsarbeit. — Nach Zinn kam eine Gruppe von vier Personen an die Reihe. Sie gehören zu den 28 Vertrauensmännern, und zwar zu den fünfzehn derselben, die für Einsetzung einer provisorischen Regierung in der Versammlung zu Kaiserslautern am 17. Mai 1849 gestimmt hatten. Die Zeugschaften erhärteten, was längst als offenkundig galt, nämlich daß diese vier Bürger ihre Stimmen unter dem Einflusse des revolutionären Terrorismus, aus Furcht vor Mißhandlung und den Schrecken der Anarchie abgegeben. Die Worte „nichtschuldig" und „frei" gaben sie nach langer Haft ihren glücklichen Familien wieder. — So weit waren bis zum 25. März die Gerichtsverhandlungen gediehen. Noch werden in dieser Session fünf andere folgen, die das Schwurgericht bis in die Mitte des April beschäftigen werden. Bis dahin werden erst siebzehn der politisch Angeklagten ihr Urtheil empfangen haben. Mit dem Mai beginnt dann eine zweite Session mit neuen Geschworenen, und zwei andere folgen ihr noch nach kurzen Intervallen. Die lezten der Verhafteten werden von Glück sagen können, wenn sie mit dem Ende des Monats August an die Reihe kommen. Bis dahin werde ich Ihnen vielleicht noch eine oder die andere übersichtliche Mittheilung machen können.

Während sich auf dem politischen Gebiete die Speyerer und die Pfälzer Zeitung, deren Redakteure beide in der Abgeordnetenkammer sitzen, nach wie vor mit aller Heftigkeit befehden, und das lesende Publikum für die eine oder die andere Partei nimmt, je nachdem die Sympathien demokratisch oder conservativ sind, scheint sich auch auf dem kirchlichen Boden der alte Zank wieder erheben zu wollen. Die Lichtfreunde können es nicht verwinden, daß der Umschwung der Dinge seit dem Sommer des Jahres 1849 einen starken Mehlthau auf ihre blühenden Hoffnungen geworfen. Ihr vorgeschobener Vorkämpfer, der bekannte Pfarrer Franz von Ingenheim, schien nicht mehr hinreichend, das schwache Kirchenblatt zu stützen, es sind darum noch die Pfarrer Hofer und Gelbert als neue Säulen hinzugetreten, und die polemische Luft ist wieder bewegter geworden.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 83. Montag, 7. April 1851.

Si la vanité ne renverse pas entièrement les vertus, du moins elle les ébranle toutes.

Larochefoucault.

Armer Wurm,
Du bist gefangen! —

Shakespeare.
Der Sturm.

Meine Patienten.

(Fortsetzung.)

Als ich einige Zeit darauf bei Madame Batiste vorsprach, fand ich sie nicht zu Hause, wohl aber ein hübsches junges Mädchen in ihrem Parlour, das der kleinen Felicie bei ihrem Klavierspiel Anweisungen gab. Als sie sich zu mir umwandte, erkannte ich in ihr eine junge Deutsche, mit der ich vor einigen Jahren in Paris einige Tage in derselben Pension zugebracht, wo sie Jedermann durch ihr schönes Spiel entzückt hatte. Sie freute sich ungemein mich zu sehen, denn in einem Orte wie London, wo man jahrelang umherwandern kann, ohne einem Bekannten zu begegnen, ist es immer ein Fund, wenn man auf Jemand stößt, der eine schon früher gesehene Physiognomie trägt; und ich, nun ich drückte auch ziemlich warm meine Freude aus, ein so hübsches Mädchen wieder zu sehen. Auch ging ich von da ein paar Monate öfter zu Madame Batiste, als ich sonst zu thun pflegte, und zwar trotz der rothen Franzosen, mit denen sie sich jezt zu umgeben pflegte, und deren Bekanntschaft einem soliden jungen Arzte auf englischem Boden nicht eben ersprießlich seyn konnte. Selbst Louis Blanc sah ich dort öfter und wunderte mich nicht wenig über des Patrioten Artigkeit gegen das weibliche Geschlecht, die ihre Quelle in einem Herzen wie das seine doch nur in seiner Menschenfreundlichkeit haben konnte. Meine hübsche Landsmännin flog aber am Ende der Saison mit einer großen Lady in die schottischen Gebirge, und zu meiner Beschämung sey es gesagt, daß ich seitdem fast ganz vergaß, mich nach dem Befinden der Madame Batiste zu erkundigen. Die dadurch entstandene Lücke bat ich sie jezt auszufüllen, und ihr verzeihendes Herz kam meinem Wunsche freundlichst entgegen.

Im Laufe desselben Herbstes war die junge Künstlerin zurückgekehrt; sie hatte dießmal eine eigene Wohnung bezogen, doch war sie Madame Batistes fast täglicher Gast gewesen. Zu Anfang des Winters kündigte Master Barn Vorlesungen über Phrenologie an und sandte Madame Batiste, vielleicht in einer Anwandlung reuevoller Beschämung, ein billet d'admission für den Cursus. Diese, versöhnlich wie sie ist, dankte ihm dafür, beschloß davon Gebrauch zu machen und forderte meine hübsche Landsmännin auf sie zu begleiten. Diese liebte alles Neue und ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit zu einer kleinen Zerstreuung. Sie kleidete sich auf's Sorgfältigste an und bereitete sich auf Wunderdinge vor; denn ihr musikalischer Lebenslauf hatte sie ziemlich arm an Kenntnissen und Ideen in die Welt geschickt und so war ihr alles Neue neu.

Barn, ein stark gebauter Mann mit einer brutalen Gesichtsbildung und ein paar Operaugen, die auf jedem weiblichen Gesichte Wurzel zu schlagen suchten, ließ seinen Blick forschend über die Versammlung gleiten und faßte alsbald Madame Batiste mit ihrer hübschen Begleiterin in's Auge.

Sein Vortrag begann und alles war Auge und Ohr und jeder tastete gelegentlich verstohlen an seiner Gehirnkapsel umher, ob nicht die namhaft gemachten herrlichen Eigenschaften daran zu finden seyen, während eine Abwesenheit aller bösen Eigenschaften sich von selbst verstand. Nicht lange, so ging Barn von der Theorie zur Praxis über und beschied bald diesen, bald jenen Kopf vor sich, um an ihm das eben Gesagte zu illustriren. Dadurch sah sich die Versammlung

in eine Aufregung versezt, die schwer zu beschreiben ist. Jeder zuckte auf seinem Stuhle in der Erwartung, daß der nächste Wink ihm gelten werde, und Furcht und Hoffnung vor der öffentlichen Enthüllung eines Lasters oder eines hervorstechenden Talentes wechselten mit ihren Farben auf den Wangen, flammten wie Lichter in den belebten Augen.

Wieder war ein Kopf abgefertigt und jezt wandte sich das schreckliche Auge des Meisters forschend auf Madame Batistes junge Freundin. Diese färbte der Blick mit Purpurglut; er haftete aber auf ihr und ihr Auge suchte vergeblich sich demselben zu entziehen; er brannte fort und fort. „Darf ich bitten?“ tönte eine tiefe dröhnende Stimme in ihr Ohr, und sie wußte, auch ohne daß ein Name genannt worden, daß nur sie gemeint seyn konnte. Zögernd trat sie vor und der Furchtbare legte seine Hand auf ihr Haupt und ließ dieselbe lange darauf ruhen. Ein Schauder rieselte durch ihre Glieder, sie wollte sich abwenden, sie konnte es nicht. Thränen traten ihr in die Augen, sie fühlte ihre Knie zittern und fürchtete umzusinken. Aber sein Auge wachte über ihr.

Langsam zog er seine Hand von ihrem Haupte ab, während ein Lächeln des Triumphes um seine Lippen spielte. „Sie haben einen herrlichen Kopf,“ hob er an und wies den Zuschauern eine Verknüpfung von Organen auf, die die Besitzerin mit staunender Bewunderung vor ihr selbst erfüllte. Ihrer Eitelkeit war auf's höchste geschmeichelt, ihrem Selbstgefühl ein Kranz gewunden, den kein Mädchen ungestraft von eines Mannes Hand empfängt. Sie war ihm dankbar und schlug ihr Auge zu ihm auf, damit er diese Empfindung in demselben lese; aber sein Blick stach abermals so glühend, daß sich der ihrige davor zu Boden senkte. Er geleitete sie zu ihrem Sitze zurück, wo sie von Glückwünschen überschüttet wurde; sie aber hörte kaum, was zu ihr gesprochen wurde, so betäubt fühlte sie sich vom gewaltigen Eindruck der eben verlebten Minuten.

Beim Nachhausegehen gesellte sich Master Varn zu ihnen und bot Madame Batiste seinen Arm an. Er sprach auf dem Wege nur mit dieser und schien ihre junge Begleiterin gar nicht zu beachten. Als er indessen an der Thüre Abschied nehmen wollte, erbot er sich, die junge Dame, im Fall sie weiter zu gehen habe, zu ihrer Wohnung zu geleiten. Sein Anerbieten wurde angenommen. Und so ging es denn nach jeder weitern Vorlesung.

„Sagten Sie denn aber dem armen Mädchen nicht, in welchen Händen sie sey? Machten Sie sie nicht mit seinem Leben, mit seiner Stellung zur Gesellschaft, mit seinem Charakter bekannt?“ So fiel ich Madame Batiste in die Rede, und sie erwiederte: „Ich sagte ihr alles und warnte sie ernstlich, jede persönliche Bekanntschaft mit einem Manne zu vermeiden, der in jeder Weise gefährlich für sie sey. Sie hörte mich an, erwiederte nichts, und alles blieb scheinbar beim Alten.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Lenau's Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Garten des Grafen Prospero.

Don Juan und Gräfin Maria.

Don Juan.

Mich wunderts, wunderschönste aller Frauen,
In einem *schönen* Garten Euch zu schauen.

Maria
(scherzend).

Mich wunderts, Herr, lehrt Euch nicht meine Stelle,
Wie gerne Gleiches Gleichem sich geselle.

Don Juan.

Die Rosen müßten schaudern und erbleichen,
Und welk von jedem Strauch die Blätter weichen,
Sobald Ihr, schönste Dame, naht heran,
Verstünde die Natur, was sie gethan.
Nachdem ihr dieses Götterbild entstand,
Wie mag sie noch mit Niedrem sich befassen,
Wie mag sie nicht die schöpferische Hand
Von Blum und Blatt verdrossen sinken lassen?

Maria
(ungläubig lächelnd).

Bin ich die schönste wirklich aller Damen,
Sey der Natur gedankt für schönen Rahmen.
Mich freut es, wenn inmitten all des Schönen
Der hohe Preis der Schönheit *mich* soll krönen.

Don Juan.

Natur ist blöd und stumpf, sonst könnte nicht
Der Abendwind an Eurem Angesicht
So unbezaubert schnell vorüberstreifen;
Euch würden diese Zweige sonst ergreifen,
Wie mich hinzieht ein namenlos Entzücken,
Euch Kuß und Seele auf die Hand zu drücken.

Maria
(zurücktretend).

Ihr fandet mich in dieser Blumen Mitte
Einsam; so mögen Euch die Blumen lehren
Und mahnen Euch der ritterlichen Sitte,
Mit mir nur wie mit Blumen zu verkehren.

Don Juan.

Ihr habt an diese Blumen mich verwiesen,
So wähl' ich meinen Anwalt unter diesen:

Ei! Rose, sprich: beherrschest du dein Drängen,
Den Duft des Herzens in die Luft zu sprengen? —
O Dame, neigt zur Ros' Euch, athmet ein
In Eure Brust der Blume süßes „Nein!“
Wie wär' es wohl, wenn dort die Frühlingssonne,
Die jedes Leben zwingt zu Lust und Wonne,
Wenn sie zugleich dem trunknen Frühlingsreigen
Geböte streng, zu starren und zu schweigen?

Marie.

Don Juan, mein Vater naht mit schnellem Schritt
Vom Schlosse her; nehmt dieß zur Antwort mit:
In Eurer Rede, die so schmeichelnd flutet,
Hat mich's wie Frühlingsfächeln angemuthet.

(Don Juan entfernt sich.)

Maskenball.

Don Juan.

Komm, theure Maske, niemand stört uns hier,
Enthülle deinen Anblick mir;
Die Larve fort! sie hat genug gesündigt,
Verhüllend mir dein schönes Angesicht,
Das jedes deiner Glieder süß verspricht,
Und jegliche Bewegung hold verkündigt.
Ich sah entzückt hingleiten deinen Gang,
Der Arme Spiel, ich sah dein leichtes Nicken,
Geberden, dich zu allen Augenblicken
Umschwebend, wie ein stiller Lobgesang.
So kann nur volle Schönheit sich bewegen,
Enthüll' dem Auge seinen ganzen Segen!

Die Dame
(sich enthüllend).

Und kann mein Antlitz nicht dein Auge segnen,
Dann sah ich deins zum Unheil mir begegnen.

Don Juan.

O himmlische Gestalt! dich muß ich lieben.

Dame.

Du bist Don Juan, der Zauber wird zerstieben.

Don Juan.

Du kennst mich? nun, bist du so groß wie schön,
So folg mir auf des Glückes Gipfelhöh'n.

Dame.

Die Kunde nennt so manche schöne Dame,
Von dir geliebt, und daß sie starb vor Grame.
Daß um dich Schönen weht ein Todesgrauen,
Macht dich vielleicht gefährlicher den Frauen.

Don Juan.

O nenne deinen Namen mir geschwind,
So lang wir noch hier ohne Störer sind.

Dame.

Des Grafen — — Wittwe, eine Villa
Bewohn' ich eine Stunde vor Sevilla.

Don Juan.

Dem Meer der Liebe ohne Schwur und Brief
Vertrau' dich kühn, frag nicht, wie groß, wie tief?
Der Liebe frommt ein ahnendes Verzagen,
Ihr frommt ein heimliches Sichselbstbeweinen;
Noch süßer werden Lippen sich vereinen,
Die noch berechtigt sind: Leb' wohl! zu sagen.

Dame.

Von welchen Zaubermächten ausgerüstet,
Bist du, o wunderbar gewaltiger Mann,
Daß ich dem Abgrund nicht entrinnen kann,
Den du mir zeigst, daß mich's hinab gelüstet?

(Entfernt sich.)

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Pfalz, März.

(Schluß.)

Kirchliches. — Romantik.

Zuvörderst wird der Sturm besonders gegen das nunmehr in Thätigkeit getretene Rettungshaus zu Haßloch gerichtet. Dieses wird als eine gefährliche Frucht der Symbolpartei dargestellt, und natürlich fehlt es an Nachbetern nicht, die in dieses Geschrei einstimmen. Indessen lassen sich nicht mehr alle Leute scheu und irre machen durch die Stimmen, die auch auf anderem Felde in den leztverflossenen Jahren die lautesten waren. Um ein Gegengewicht gegen das neue Rettungshaus herzustellen, wird besonders zu Gunsten der allgemeinen Besserungsanstalt für entlassene jugendliche Sträflinge gewirkt. Daß sich die Orthodoxen darüber eigentlich nur freuen können, scheint man nicht in Anschlag zu bringen. Man arbeite nur in solchen Richtungen voran, es

wird das alles seinen Segen bringen, vorausgesetzt, daß der Geist der Verneinung es nicht ist, der solchen Anstalten Leben und Odem geben soll. Darum sollte man sich doch hüten, von jener lichtfreundlichen Seite den imposanten Stuttgarter Kirchentag, der eben das Mark und den Kern des christlichen Lebens, die innere Mission, so gewaltig betont hat, für eine arme Muckerversammlung, die Männer der Wissenschaft für Schriftgelehrte und Pharisäer zu erklären. Es steht das solchen Dorfpastoren in entlegener Provinz gar übel an. Sey übrigens dem, wie ihm wolle, es regt sich immer mehr Leben für die große Sache des armen Volkes, und solche Streitigkeiten scheinen gerade dazu beitragen zu müssen. Wo's Funken sprüht, gibt's Feuer. Ich habe Ihnen im vorigen Jahre geschrieben von dem Waisenhause, das Bürgermeister Lang in Landau aus seinen Mitteln gegründet und dotirt hat; vor kurzem ist in dem Dorfe Rülzheim oberhalb Germersheim von einem Bürger Namens Braun ein Vermächtniß von 60,000 Gulden gemacht worden, das ebenfalls vorzugsweise zur Begründung eines Waisenhauses bestimmt ist. Immerhin wieder ein gutes Zeichen in einer Zeit, von welcher man dergleichen kaum erwartet. — Die deutschkatholischen, oder besser freikirchlichen Gemeinden haben sich ordnungsmäßig als solche nicht constituiren und einen eigenen Prediger bestellen können; das Zureisen fremder Prediger wird aber nicht geduldet. Jüngst ist auch durch gerichtliche Ordonnanz ein solcher freikirchlicher Verein zu Neustadt, der seine Versammlungen unter den Auspicien eines Schneiders hielt, geschlossen worden, weil er sich gegen das neue Vereinsgesetz verfehlte. Mich erinnert dieser Neustadter Verein an Loose, der zur Zeit der Revolution gerade in jener Gemeinde Prediger war. Wie mag ihm auf Hohenasperg das linke Ohr klingen, während in Zweibrücken vor dem Schwurgerichte tagtäglich sein Name genannt und er nebst dem verdorbenen Uhrmacher Weber immer als der tollste Umstürzer erscheint! — In dem bilderreichen Chore des Doms zu Speyer erhielt jüngst der Dichter der Domlieder, Molitor, die Priesterweihe. Er ist ein älterer Freund des jungen und berühmt gewordenen Dichters v. Redwitz, hatte Jurisprudenz studirt, war schon im Staatsdienste verwendet, und hat die angefangene Laufbahn vor einigen Jahren verlassen, um sich dem unmittelbaren Dienste der Kirche zu weihen. Der Tag seines Eintritts in den Priesterstand ist wahrhaft festlich gefeiert worden, nicht minder der nächste, an dem die Frau eines höheren Eisenbahnbedienteten von der protestantischen zur katholischen Confession übertrat.

In unserem sonst so prosaisch gewordenen Lande findet doch die romantische Poesie bisweilen noch ihre Vertreter. Falschmünzer hat man zwar auf pfälzischem Boden noch nicht entdeckt, obwohl viel Falsches, Geld und anderes, cursirt, aber ächte Wilderer, wie die gute alte Zeit sie malt, schwarz im Gesicht, unter überhängenden Felsen vom Feuer grell beleuchtet, an dem die schmackhafte Beute schmort. So hat uns wenigstens das Zuchtpolizeigericht jüngst eine malerische Gruppe aus den tiefen Wäldern des Haardtgebirges vorgeführt, und nicht nur der Staat, dem das Wild gehört, auch wir dürfen den Forstschützen danken, daß sie uns wieder etwas geliefert haben, was über das Bereich der Alltäglichkeiten hinaus und einigermaßen wenigstens in die Romantik hinein ragt. Stärker ist die Elegie bei uns vertreten; — in Schaaren ziehen die Auswanderer dahin.

Hamburg, März.

(Fortsetzung.)

Frühling. — Spekulationen.

Das Herannahen des Frühlings, welcher sich bereits seit Anfang Februar durch Lerchenjubel in den Lüften und schwellende Knospen kund gibt, bringt auch schon wieder regeres Leben in die Geschäfte. So lange man noch fürchten kann, daß sich die Elbe mit Eis bedecken und dadurch die oberländische Schifffahrt gehemmt werden dürfte, geht es mit dem Handel nur flau, und namentlich stockt der, welcher Elbaufwärts getrieben wird, gänzlich, indem die Assecuranzen so lange keine Versicherungen auf auf- oder abwärts gehende Flußschiffe annehmen. Ist aber einmal diese Besorgniß beseitigt, dann regt und bewegt sich alles wieder auf dem herrlichen Flusse und man erblickt nur noch rührige Arme und vergnügte Gesichter. Dem Schicksal, welches während der Wintermonate die Flußschiffe betrifft, dürften leider bald auch die Dampfschiffe verfallen. Wie es scheint, ist einem solchen wieder ein Unglück auf der Fahrt von Liverpool nach New-York begegnet. Laut einem mir aus letzterer Stadt zugekommenen Briefe vom 4. Februar sah man dem bereits vierzig Tage ausgebliebenen Postdampfschiffe „Atlantic" mit der größten Unruhe entgegen, die gerechtfertigt ist, da das Schiff den Weg in fünfzehn Tagen hätte zurücklegen sollen. Sollte auch der „Atlantic" untergegangen seyn, so würden wohl die Prämien für die Dampfschiffe von den Assecuranzen so hoch gestellt werden, daß man diese Communikationen wieder aufgeben müßte. Der „Atlantic" soll, außer einer sehr werthvollen Ladung, sechzig Passagiere an Bord haben. Wie verlautet, sollen die großen Dampfschiffe bei schwerem Wetter nicht zu regieren, auch die Maschinen dann in großer Gefahr seyn. — Ich habe seiner Zeit berichtet, daß man im verflossenen Sommer hier eine Menge fertiger Häuser von Holz und selbst von Eisen für San Fancisco in Californien hergestellt und ein großartiges Geschäft damit beabsichtigt hat; die Spekulation soll aber nicht rentirt haben. Eben dahin ging zu Anfang vorigen Sommers ein eiserner Pavillon, der von einem Wirth, einem frühern Schauspieler, am Walle errichtet und während des Lebens des sehr beliebten Erbauers stark besucht war. Die Spekulation mit diesem Pavillon soll geglückt und derselbe in San Francisco sehr gut bezahlt worden seyn. Da sich nun in dieser Stadt eine Menge Hamburger befinden, muß es für dieselben ein eigenthümliches Gefühl seyn, ihre Cigarre unter derselben Veranda am stillen Ocean zu rauchen, unter der sie am Walle ihrer Vaterstadt saßen. So sind in unserer wunderbaren Zeit nicht nur die Menschen, sondern sogar die Wohnungen auf der Wanderung begriffen. — Die neuesten Nachrichten aus Amerika lassen wieder auf großartige Kaffeespekulationen schließen. Die Kaffeeernte soll noch schlechter als die vorvorjährige ausgefallen seyn, und schon „hält man hier diesen Artikel an," was immer der Vorläufer einer bedeutenden Steigerung der Preise ist. — Da bei uns alles speculirt, wird man sich nicht wundern, wenn auch ein Prinz auf die Börsen unserer Matadore speculirte. Vor einiger Zeit trat hier mit großem Pompe und nicht geringem Geräusche ein Mann auf, der sich Feldmarschall und zugleich Prinz Plantagenet nannte. Er hatte nicht übel Lust, sich zum Heerführer der schleswig-holsteinischen Armee aufzuwerfen und that die nöthigen Schritte, die zu diesem Ziele führen konnten, bei der Statthalterschaft der beiden Herzogthümer. Diese bewies sich indeß undankbar gegen den Prinzen, lehnte nicht nur seine Anerbietungen ab, sondern sah sich sogar veranlaßt, dem Herrn Feldmarschall und Prinzen, der auf holsteinischem Gebiete unfern Hamburg sich niedergelassen hatte, auf den Zahn zu fühlen, wobei es sich denn herausstellte, daß er seine Titel und Würden erborgt und ein gewisser Harrison sey, der der Fabrikation falscher Wechsel und anderer Schwindeleien verdächtig, von der preußischen Regierung schon seit einiger Zeit verfolgt worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 84. Dienstag, 8. April 1851.

> La beauté me ravit partout où je la trouve, et je cède facilement à cette douce violence dont elle nous entraine. J'ai beau être engagé, l'amour que j'ai pour une belle n'engage point mon ame à faire injustice aux autres; je conserve des yeux pour voir le mérite de toutes, et rends à chacune les hommages et les tributs où la nature nous oblige. Je ne puis refuser mon coeur à tout ce que je vois d'aimable, et dès qu'un beau visage me le demande, si j'en avais dix mille, je les donnerais tous.
>
> Molière.
> Don Juan.

Aus Lenau's Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Zweite Maske.

Ei, schöner Ritter, gut daß ich dich fand;
Schon lange wollt' ich dir dieß Röslein bringen,
Zu spät nun ist's, es welkt' in meiner Hand;
Du aber bist kein Freund von welken Dingen.

Don Juan.

O gib! sie welkte nicht, ihr frischer Duft
Erquickt die Brust in dieser schwülen Luft.
O sprich! und gib der stummen Blume auch
Den süßen Schall zu ihrem Frühlingshauch.

Maske.

Das Röslein wuchs an einem stillen Orte;
Dort ruht ein Herz, weil's glaubte deinem Worte.

Don Juan.

Du solltest Rosenduft in Worte bringen,
Und lässest scherzend mir die Dornen klingen.
Auf zarte Bitte kam ein rauher Stich;
Nun mach es wieder gut, enthülle dich!
Du kannst mit deinem Angesicht, dem schönen,
Wohl größres Leid als solchen Scherz versöhnen.

Maske.

Kein Scherz, dein Liebchen starb vor wenig Tagen,
Sie bat mich, dir noch einen Gruß zu sagen.
Vergeben hat sie dir den Bruch der Treue,
Der ihr zugleich das weiche Herz gebrochen;
Ihr leztes Wort hat noch den Wunsch gesprochen,
Mit ihr begraben werde deine Reue.
Ich sah sie betend noch die Hände falten,
Vielleicht hat Kummer ihr das Herz erdrückt,
Daß sie nicht war so schön und reich geschmückt,
Um dich in ihren Armen festzuhalten.

Don Juan und Clara.

Don Juan.

So lieb' ich dich und deinen Zauberkuß,
Daß sich mein Herz nach Treue sehnen muß;
Es schrickt mein Herz zusammen und erzittert,
Wenn es von ferne seinen Treubruch wittert.
Wahnsinnig seyn und träumend immer meinen,
Daß meine Lippen brennen auf den deinen,
Wie möcht' ich das! wie gerne möcht' ich seyn
Die Luft, die deine Brust still athmet ein!
Ach! glichen meine Pulse doch den Wellen,
Die badend um den Götterleib dir quellen,
Die kosend um die schönen Glieder kreisen,
Und süßbetäubt durch sie hinunterreisen!
Wär' ich der Lichtstrahl, der aus Abendgluth,
Bis er hinstirbt, auf deinem Antlitz ruht,
Das Mondlicht, das die Frühlingsnacht belehrt,
Wie schön du bist, und sich an dir verklärt!
Wie Abendgluth und Mondeshuldigungen
Hielt ich dich gern bis in den Tod umschlungen;
Doch stirbt vor mir an dir mein Wohlgefallen,
Nach Andern werden meine Pulse wallen,
Die Lichter werden nicht mehr um dich scheinen,
Du wirst im Dunkeln einsam stehn und weinen.

Clara.

Don Juan, fahr wohl! dieß war mein lezter Kuß,
Ich warte nicht auf deinen Ueberdruß.

Ich will nicht schaudernd dein Erkalten spüren
Und bettelnd aus der Asche Funken schüren.
Don Juan, fahr wohl! doch werd' ich nimmer weinen,
Wenn du dahin, den ich geliebt wie Keinen.
Ich kannte dich, als mir zum erstenmal
In's Herz gedrungen deiner Augen Strahl;
Nicht in der Liebe höchsten Augenblicken
Gab ich dem süßen Wahne mich gefangen,
Daß meine Arme dauernd dich umstricken,
Durch jede Wonne schlich ein leises Bangen.
Ich hab's gewagt, mein Herz dir aufzuschließen,
Und in den schalen, herben Erdentagen
Rasch eine Stunde Himmel zu genießen;
Die Stunde floh und still will ich's ertragen.
Ein Himmel war's, worin ich flüchtig schwebte,
Wenn auch durch meine höchsten Wonnen immer
Die bange Ahnung des Verlustes bebte.
Doch, Juan, fahr wohl! doch weinen werd' ich nimmer;
Mein Herz wird die Erinnerung behalten,
Bis über ihm sich starr die Hände falten.
O! keinen frohern Himmel kann es geben,
Als dessen ich genoß im Erdenleben,
Denn jeder Himmel weiß, nicht blöd berückt,
Daß unter ihm in Leid die Hölle zückt.

Don Juan.

So lebe wohl! es sey auch dieß empfunden,
Zu scheiden, eh die Reize noch geschwunden;
Unausgenüchtert soll mein Herz noch rauchen,
Um in den neuen tiefern Rausch zu tauchen.

Maria und Don Juan.

Maria.

Erkaltet ist dein wandelbar Gemüth,
Wo ist das Herz, das einst für mich geglüht?
Bin ich dieselbe nicht wie vor dem Jahr,
Und dein noch inniger als ich es war?

Don Juan.

Du bist so schön und schöner noch vielleicht,
Als da ich dir geraubt den ersten Kuß,
Du warst mir immer hold, darum beschleicht
Mich Wehmuth, daß ich dich verlassen muß.
Doch hin ist hin, der Zauber ist verkommen;
Ich hatte mir die Liebe nicht gegeben,
Und weiß auch nicht, wer sie mir hat genommen,
Sie war ein neues, schönes, kurzes Leben!
Drum besser fort, als hier den Schmerz verschleiern,
Und täglich lächelnd Todtenfeste feiern.
So schön und reich, so herrlich war dieß Lieben,
Daß ich entschwundnes Glück verrieth' und kränkte,
Wenn seinen Namen ich der Neigung schenkte,
Die noch für dich im Herzen mir geblieben.

Maria.

Das kannst du mir so kalt in's Antlitz sprechen,
Und ohne Scheu, die Seele mir zu brechen?
Maßlos wie einst das Glück an deinem Herzen,
Doch dauernder, vergiltst du mir's mit Schmerzen.
So sterblich also waren deine Wonnen?
Du hast vergiftet mir das Sonnenlicht,
Die dunkle Nacht, das Menschenangesicht,
Die Luft und jeden Tropfen in den Bronnen,
Den Raum, dem noch die Glieder angehören,
Die Zeit, die doch zu spät mich wird zerstören.

Don Juan.

Man mißt die Liebe nicht nach Tagen, Jahren,
Ein Augenblick hat ewigen Gehalt,
Und sein Gedächtniß mögen wir bewahren,
Doch wechseln muß im Leben die Gestalt.
Leb wohl und denke meiner ohne Groll,
Weil doch auf Erden nichts bestehen soll.

Maria.

Du armer Mann, trag deine Blöße fort!
Als einen Bettler sieht mein Herz dich scheiden,
Das reicher ist in allen seinen Leiden,
Als du mit deinem schlechten, falschen Wort.
Dein Lieben hätte ewigen Gehalt,
Und kann verkümmern doch so schnöd, so bald?
O lüge nicht, in deiner Liebe war
Nichts Ewiges, nichts Menschliches sogar!
Verzweiflungsvolle Scham brennt mir die Wangen,
Daß ich dich Thierischen einst konnt' umfangen!

Don Juan.

Seh' ich, daß du beginnst mich herb zu hassen,
So kann ich ohne Bangen dich verlassen.
Den Haß des Weibes trag' ich ohne Noth,
Den schlimmsten auch, wenn er auf Rache lauert;
Schon übler ist's, wenn die Verlassne trauert:
Man grämt vielleicht, man haßt sich nicht zu Tod.
Leb wohl, du wirst von mir noch milder denken,
Wenn sich in deiner Brust die Wünsche senken.

Maria.

Fahr hin! und ein zerrissnes Menschenleben
Soll dich mit Vorwurf quälend stets umschweben,
Und soll dir um die Seel' im Todeszagen
Noch weinend seine blut'gen Fetzen schlagen!

(Fortsetzung folgt.)

Meine Patienten.

(Fortsetzung.)

Die Vorlesungen gingen indessen zu Ende und Madame Batiste war herzlich froh, die junge Dame nicht mehr an einen Ort führen zu müssen, wo ihr ein so gefährliches Netz gestellt war. Sie sah sie jezt weniger und wollte deßhalb schon besorgt werden; als sie aber erfuhr, daß Barn in die Provinzen gegangen sey, um Blinde und Lahme durch Magnetismus zu heilen, eilte sie ihre junge Freundin durch eine herz-

liche Einladung wieder an sich zu ziehen. Sie kam, war aber still, verschlossen und nachdenklich; von ihrer früheren Munterkeit keine Spur mehr zu entdecken.

So verging der Winter. Da hatte Madame Batiste eines Tags ihr etwas zu schicken und erhielt zur Antwort, die junge Dame sey plötzlich verreist. — Verreist? wohin? — Niemand wußte es zu sagen. Später aber erfuhr sie aus anderer Quelle, daß Barn plötzlich geschrieben habe, sie solle mit dem nächsten Bahnzuge zu ihm kommen, was sie auch blindlings befolgt, worauf er sie zu einem Magistrat geführt und sie vor diesem als seine Frau erklärt habe. Bald darauf kam er mit ihr nach London zurück und wünschte, daß sie ihr musikalisches Talent geltend mache, während er das Magnetisiren fortrieb. Sein Name verschloß ihr aber gar manche Thüre, was sein Eigendünkel freilich nicht zugeben wollte; er schob im Gegentheil alle Schuld auf sie, so unverdient auch jeder Vorwurf der Art war.

„Auf diese Weise," schloß Madame Batiste, „ist aber der Haushalt sehr kärglich bestellt und das verwöhnte junge Mädchen muß sich gar mancher Entbehrung unterziehen und darf doch vor dem Manne nicht merken lassen, wie schwer ihr dieß fällt. Seit vielen Wochen habe ich übrigens nichts mehr vom Ehepaar gehört."

Am nächsten Morgen gegen zwölf Uhr befand ich mich in der ziemlich abgelegenen Wohnung der Mistreß Barn. Sie war zu Hause. In einem dürftig möblirten Zimmerchen fand ich die junge Frau hingestreckt auf einem mit schwarzem Pferdehaar überzogenen Sopha, wie man sie gewöhnlich in billigen Miethwohnungen findet. Als ich eintrat, erhob sie sich und strich ihr herabgefallenes schönes schwarzes Haar aus ihrer Stirne, wobei ich die gelblichte Farbe ihres Gesichts und die eingefallenen Wangen mit Bedauern musterte.

„Sie kommen wie ein Himmelsbote!" rief sie. „Denken Sie nur, meinem Mann ist ein Blutgefäß geborsten und er ist eben zu Dr. Latham gefahren, um zu hören, ob ein warmes Klima ihn noch retten kann." — Ich muß bekennen, daß diese Nachricht eben keine frommen Wünsche für seine Wiederherstellung in mir weckte; indessen äußerte ich als ein Mann von Welt anständige Theilnahme. Dann wünschte ich aber zu wissen, was ihn denn wieder zum Glauben an die Aerzte bekehrt habe. — „O er glaubt noch nicht an sie, was innerliche Krankheiten betrifft," erwiederte sie; „hier ist aber mehr ein chirurgischer Fall, und den Chirurgen traut er viel zu."

„Und wie geht es Ihnen denn jezt?" fragte ich nun mit wahrer, wohlgemeinter Theilnahme und dem dringenden Wunsch, hier durch Trost und Rath wirken zu können. — „Nicht besser," sagte sie wehmüthig, „und in meinem jetzigen Zustande —" sie blickte erröthend nieder — „fürchte ich mich ungemein vor einer langen ermüdenden Reise, ohne Bequemlichkeit irgend einer Art, ohne weibliche Bedienung. Ich werde unterwegs umkommen." — „Könnten Sie nicht einstweilen hier bleiben und Herrn Barn nachfolgen, sobald ihre Kräfte es erlauben?" — „Ich darf nicht," erwiderte sie kopfschüttelnd. — „Warum aber fühlen Sie sich so entkräftet? Ein junges, gesundes Wesen, wie Sie, darf nicht leicht Ermüdung fühlen. Fehlt es Ihnen an Appetit, an Schlaf? Oder wo fehlt es?"

„Ich glaube die Nahrung sagt mir nicht zu. Mein Mann hat den Grundsatz, daß man das Thierische in sich nicht zu sehr nähren dürfe; ich besonders könne in der Wahl meiner Speisen nicht behutsam genug seyn wegen des Einflusses, den es auf ein anderes Leben übe. Wir genießen daher meist nur Früchte und Gemüse, und weil ihm eine solche Diät ganz vortrefflich bekommt, will er mir nicht glauben, daß ich unter derselben erliege. Ich bin oft so matt, daß ich kaum über die Straße gehen kann." — „Aber, beste Frau, Sie sollten sich dem nicht fügen; und wenn sie äußerlich auch nachgeben, so würde ich dafür heimlich täglich ein gutes Beefsteak zu mir nehmen. Sie sind sich solches jezt doppelt schuldig." — „Ja, wenn ich das nur könnte!" versezte sie traurig; „aber Barn führt die Kasse."

Da schellte es an der Hausthüre und in der nächsten Minute stand der Mann mit dem furchtbaren Blick vor mir. Die Frau hatte sich bei seinem Eintritt zitternd erhoben. — „Sie entschuldigen, mein Herr," rief er mir zu. „Sophie, packe gleich ein! Wir reisen morgen. Die Aerzte sagen, ein mildes Klima sey meine einzige Rettung." — Ich empfahl mich ihr mit einem Händedruck und einem Blick, der alles aussprach. Die Thräne in ihrem Auge war ihre ganze Erwiederung. — O ihr Schicksalsgöttinnen, was sind oft eure Gaben!

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Brand der ersten Kammer. — Beschlagnahmen.

„Das Opernhaus brennt!" lief es am Abend des 10. März wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und im Opernhause selbst verbreitete sich das Gerücht; alles sprang von den Plätzen auf und wollte hinausstürzen, Goethe's Faust im Stiche zu lassen. Aber nach und nach kamen sicherere, beruhigendere Nachrichten. Nicht jener prachtvolle Tempel der Kunst war es, welcher dem Kroll'schen Lokal in den Schooß der Vernichtung nachfolgte, sondern das aus leichtem Fachwerk erbaute und dennoch mit russischer Heizung versehene Sitzungsgebäude der ersten Kammer, dessen elegante innere Einrichtung dem lügenhaften Glanze

moderner Eitelkeit auf gebrechlichen Unterlagen glich. Ueber die Ursache des Feuers konnte man lange Zeit nicht recht in's Klare kommen. Wie bei so vielen Dingen, bemächtigte sich auch hier die Parteitendenz des Vorfalls und suchte nach Gründen, die der Berliner Witz mit seinem schnell fertigen Spott verfolgte. Es gibt drei Ansichten, sagt Bussey, über Ursache und Grund des Brandes, der die erste Kammer verzehrte. Die Demokraten, sagt er, seyen der Meinung, daß Gott der Herr ein Zeichen habe geben wollen, es dürfe nur eine Kammer bestehen. Die Constitutionellen dagegen seyen überzeugt, das Ministerium habe eine zu starke russische Heizung in die Kammer gebracht und dadurch den Ausbruch eines so verzehrenden Brandes herbeigeführt. Die Regierungsmänner endlich sehen in dem Ereigniß eine Strafe des Himmels für die Sünden der ersten Kammer, in welcher wenige Tage vorher eine schreckliche Koalition der äußersten Rechten mit der — übrigens höchst gemäßigten — Linken gegen einige Bestimmungen des drakonisch gedachten Preßgesetzentwurfs zu Stande gekommen war. Dieser Entwurf greift die Presse an der empfindlichsten Stelle, am Gewerbe an, er macht Verleger und Sortimenter, Drucker und Commissionär für das, was sie verlegen, drucken, verkaufen, in erstem Grade verantwortlich gleich dem Verfasser. Jene Koalition hat es gewagt, eine Abstufung der Grade in die Verantwortlichkeit zu bringen. Hoffentlich wird die zweite Kammer ein christliches Einsehen haben und der Presse wenigstens die Daumschrauben abnehmen, wenn sie ihr auch den Zügel läßt.

Unter den mancherlei Beschlagnahmen, welche in neuester Zeit vorkamen, zeichnen sich zwei vorzugsweise aus. Die erste hat die von Buhl neu herausgegebenen Memoiren von Casanova betroffen, ein Werk, das der Herausgeber ganz rein in seiner literargeschichtlich interessanten Gestalt erscheinen ließ. Ich bin kein Gesinnungsgenosse des Herrn Buhl, der in socialen Regionen hoch über jeder politischen Meinung thront, aber mich dünkt, ein literargeschichtliches Dokument sollte jeder veröffentlichen können, er habe sonst Ansichten, welche er wolle. Noch merkwürdiger ist die Beschlagnahme einer Flugschrift des Abgeordneten Fr. Harkort, betitelt: „Ein Brief an die Bürger und Bauern.“ Sie wurde confiscirt, noch ehe ein Exemplar davon ausgegeben war. In einfacher, verständlicher und eindringlicher Weise erörtert sie Werth und Bedeutung der Gemeindeordnung, sowie der von der äußersten Rechten gegen dieselbe erhobenen Beschuldigungen. Harkort saß in der Nationalversammlung des Jahres 1848 auf der äußersten Rechten. Daß die jezt wie damals konsequent von ihm vertretenen Grundsätze parlamentarischer Regierung auf dem Grunde einer im conservativem Sinne gesetzlich geregelten Freiheit gegenwärtig in die Opposition geworfen sind, dieß ist das Bemerkenswerthe an der Beschlagnahme des Bürger- und Bauernbriefes.

(Fortsezung folgt.)

Hamburg, März.

(Fortsezung.)

Schwindeleien.

Nachdem man darüber im Reinen zu seyn glaubte, nahm man den falschen Prinzen fest und dirigirte ihn vorerst nach Berlin, von wo aus er dann weiter nach Stralsund geschafft wurde, wo er in der lezten Zeit seine Industrie betrieben haben soll. Es hat dem Schwindler auch hier nicht an Opfern gefehlt, denen er für ihre silbernen Thaler goldene Berge versprochen. Ein ähnliches Subjekt verstieg sich zwar nicht bis zu der Rolle eines Prinzen, sondern trat bescheiden als reicher sächsischer Erbe, und demnach als glänzender Bräutigam in Altona auf. Er wußte seine Rolle so gut zu spielen, daß er guten, leichtgläubigen Leuten nicht unbeträchtliche Summen abschwindelte; indeß wurde er entlarvt und ergriffen, als er sich eben mit seinem Raube davon machen wollte. Er beging in Bremen, wohin er bereits gelangt war, die Unvorsichtigkeit, noch einen qualificirten Diebstahl zu begehen, bevor er sich in Bremerhafen nach Amerika einschiffte, und wurde dabei ertappt. — Wenn man nun fast täglich Geschichten der Art aus großen Städten liest oder hört, und es vergeht wohl kaum ein Tag, wo sich dergleichen nicht ereignete, so sollte man füglich zu dem Glauben kommen, daß Leben und Eigenthum in steter Gefahr und es äußerst schwer sey sich vor Beschädigungen zu schützen. Dem ist aber nicht so, und wer nur einigermaßen mit Welt- und Menschenkenntniß ausgerüstet ist, lebt hier so sicher wie im kleinsten Städtchen. Man läßt sich Schwindler und Abenteurer gar nicht nahe kommen, sondern öffnet sein Haus nur Personen, die mit guten Empfehlungsbriefen von bekannten oder befreundeten Personen versehen sind. Das wissen auch die Glücksritter und somit erkiesen sie sich ihre Opfer selten oder nie in den höheren Schichten der Gesellschaft, sondern im Mittelstande, der in der Regel sehr hohe Ideen von seiner Klugheit und Lebenserfahrung hegend, fast immer in das ihm gestellte Netz geht und sich namentlich durch angenommene hohe Titel und ein glänzendes Aeußere blenden läßt. Daß „ein feiner Mann“ ein Schurke seyn könne, will ihnen nicht in den Kopf, bis eine traurige Erfahrung sie eines Bessern belehrt. Von da an haben sie aber fast gegen jeden Mißtrauen, der sich als feiner Mann gerirt. Ein hiesiger Witzbold nannte in dieser Beziehung die Mittelstandsleute „Mittelverstandsleute.“ — Die Sicherheit und Ruhe der Gassen bei Abend- und Nachtzeit, welche eine Zeitlang gefährdet zu seyn schien, und zwar ganz im Gegensatz gegen früher, wo man mitten in der Nacht die ganze Stadt ohne Gefahr durchlaufen konnte, läßt in diesem Augenblick keinen Wunsch übrig, und man muß es den Oesterreichern zum Ruhme nachsagen, daß sie strenge Mannszucht halten. Zwar kommen noch hie und da nächtliche Einbrüche vor, aber nicht mehr so häufig als vor einiger Zeit.

Zu den Tagesgesprächen gehören auch einige merkwürdige Mittagsmahlzeiten. Die eine derselben, ein Pickenick, kostete sechs Louisd'or die Person. Da nun aber noch keine Maschine erfunden ist, die Mägen zu erweitern, war es den Herren doch nicht möglich, auf den ersten Anlauf für sechs Louisd'or, wenn auch der theuersten Leckereien, zu beherbergen; man kam also auf den genialen Einfall, zwei Mahlzeiten, mit nur kurzer Zwischenpause, zu halten, und siehe, es ging. Die sechs Louisd'or spazirten wirklich in den verschiedensten Gestalten in den Magen der Herren hinab; wie sich jener darnach befunden, darüber schweigt die Geschichte. — Die zweite Mahlzeit war kaum weniger auffallend. Ein von langen und weiten Reisen glücklich Zurückgekehrter lud seine Freunde und Bekannte auf ein „ächt englisches Diner“ zu sich ein. Die Tafel war prächtig gedeckt, aber obschon die festgesezte Stunde da war, ließ sich noch keine Spur von Speisen sehen, so daß man sich wohl schon der Furcht überließ, daß der Gastgeber es auf eine Mystifikation seiner Gäste abgesehen haben möchte. Aber der Gastfreund bat freundlich, nur nicht die Geduld zu verlieren. Er hoffe, daß in ganz kurzer Zeit der Dampfer aus London mit den dort von ihm bestellten, also in der That „ächt englischen“ Gerichten in den Hafen einlaufen werde. Und so geschah es auch. Man glaube nur nicht, daß die Leute mit kalten Gerichten regalirt wurden; nein, im Gegentheil waren sie so warm als wären sie eben vom Herd genommen, denn auch dafür hatte der freundliche Wirth Sorge getragen.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 85. Mittwoch, 9. April 1851.

Non eadem est aetas, non mens. —
Horat.

Aus Wien.

Wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, so schloß ich meinen lezten Brief mit einer Art von Ankündigung. Ich würde, sagte ich, von der Ritterschaft reden, die angeboren und doch nicht erblich ist, und nicht mit der flachen Klinge übertragen wird. Das Lager der Ritter und ihres Trosses ist aber sehr weitläufig, so daß wir bei weitem nicht in jedem Zelte vorsprechen, nicht einmal jede Berühmtheit mit dem Ellenbogen streifen können. Wir müssen es auch so ziemlich dem leidigen Zufall überlassen, wen er uns in den Weg führen will, hier einen Helden, dort einen Thersites, hier einen Reisigen, dort einen Pikelhäring. Die heutige Begegnung allein ist keine zufällige. — Der Name des Tages heißt Bauernfeld; leider zwar durch eine Niederlage, die um so unerwarteter kam, als ein vollständiger Erfolg in Aussicht gestanden, aber ohne dem Dichter einen bleibenden Nachtheil zuzufügen. Niemand zweifelt daran, daß er diese Scharte wieder auswetzen wird, gerade wie er frühere Scharten auch schon ausgewezt hat; und ich, sein Freund, zweifle am allerwenigsten.

Bauernfeld ist mir von langer Zeit her bekannt, von damals, als er noch die ersten Sporen zu verdienen hatte und auf den Namen Rusticus hörte, den unser Ernst Feuchtersleben ihm beigelegt. Und wenn ich ihn heute mir gegenüber sitzen sehe, den Mann mit dem anmuthig schelmischen Lächeln auf den Lippen, mit dem stillvergnügten Ausdruck der Augen, so kann ich gar nicht glauben, daß zwischen heut und jenen Tagen ein Vierteljahrhundert liegt, und zwar kein gestrichenes, sondern ein gehäufeltes. Unter dem Schutt dieser Vergangenheit schläft manches Herz, das uns beiden gemeinsam theuer gewesen. Zwei würdige Marksteine bezeichnen den Anfang und das Ende der Reihe. Unter einem verwitternden, bemoosten Kreuz schlummert Franz Schubert, der Dichter unsterblicher Tonweisen; der Hügel über Feuchterslebens lezter Ruhestätte wird sich in diesem Lenz zum zweitenmal erst mit frischem Grün schmücken.

In jenen Tagen, die so fern und doch so unvergessen hinter uns liegen, waren Grillparzer und Zedlitz die hervorragendsten Namen der schriftstellerischen Welt von Wien. Karoline Pichler, wenige Jahre zuvor noch so gefeiert, schien in den Ruhestand einer achtungsvollen Anerkennung versezt, die von dankbarer Erinnerung genährt nie ganz erlosch. Auch nach ihrem Hinscheiden wird sie immer noch mit einer gewissen Anerkennung genannt, der um so weniger Eintrag geschieht, je seltener irgendwer der ehemaligen Berühmtheit bis zum Grunde nachforscht, nämlich die Werke der Pichler liest. — In jenen Tagen stand Castelli in der Blüthe seiner lustigen Laune. Deinhardstein schien zu verheißen, was er später nicht erfüllte. Halirsch und Johann Gabriel Seidl trieben die ersten Schößlinge. Die alten Herren jener Tage waren: Friedrich Schlegel, Schreivogel, Hormayr. Schlegel stellte sich fromm und war dick, sehr dick; Schreivogel ein wunderlicher Heiliger, von dessen Verhältniß zur dramatischen Kunst der Spottreim hieß: „Schreivogel ist der Name des Ritters dieser Dame, nur Schade, daß der Mann zwar schreien, doch nicht fliegen kann;“ Hormayr, was er von der Wiege bis zur Bahre geblieben ist, ein „Untreu schlägt den eigenen Herrn.“ Auch Hammer wurde damals schon den Alten beigezählt, troz seiner rüstigen Jahre. Castelli ist seitdem uralt geworden, aber lustig

geblieben, und eine biedere Seele. Als sie ihn vor kurzem zu einem „Beirath," das heißt zum Theatercensor unter verstecktem Namen machen wollten, da bedankte er sich für die Ehre und meinte, sein erster Rath hätte ja ohnehin der seyn müssen, die ganze Einrichtung der Beiräthe sofort wieder aufzuheben. Der Schalk machte natürlich das ernsthafteste Gesicht dazu und hatte eben darum die Lacher auf seiner Seite.

Damals, in jenen für uns so grünen Tagen, von denen ich rede, schaltete und waltete der unvergeßliche Raimund noch auf der Leopoldstädter Bühne; mit ihm die Krones, welche wir gewiß nicht mit Unrecht eine in das Wienerische übersetzte Philine nannten; dann Ignaz Schuster, ein seltener Künstler in jeder Hinsicht, selten auch darum, weil sein Höcker nicht mißfiel, sondern zu seinen Vorzügen gerechnet wurde. Liebte ihn doch um seines Höckers wie um seiner Kunst willen die schöne Gräfin D......., die ihre Gunst nicht zu verschenken pflegte. Wie gerne pilgerten wir damals hinaus in das trauliche Halbdunkel des vorstädtischen Kunsttempels, wo Staberl zu sehen war, nämlich der ächte und rechte, das Urbild des Wiener Philisters, und nicht jenes Zwitterding, zu welchem der gute Staberl späterhin durch Carl verzerrt wurde. Wie erfreute uns der Fiaker als Marquis! Mit welchem Behagen genossen wir den Diamanten des Geisterkönigs, den Barometermacher auf der Zauberinsel, das Mädchen aus der Feenwelt, den Bauer als Millionär!

Ich weiß so gut wie andere Leute, daß wir, und vor uns allen Bauernfeld über diese Zauberpossen bittere Zähren hätten vergießen müssen. Sie haben die Saat auf dem Halm verderbt, welche aus der sogenannten Volksbühne für das deutsche Schauspiel hätte ersprießen können. Noch zu Raimunds Lebzeiten ist das ursprüngliche Volksschauspiel an den Zauberstücken jämmerlich zu Grunde gegangen, und es war in der That Schade darum, weil sich hier vielleicht der Ausweg geöffnet hätte, dessen die deutsche Schauspielkunst bedarf, um aus dem Bann der falschen Vornehmigkeit wieder herauszukommen. Aber wir weinten nicht, sondern schlürften wie alle andern mit Behagen das süße Gift. Wenn wir Thränen vergossen, so war es, weil das Lachen sie uns erpreßte. Jezt bezahlen wir das Vergnügen von damals theuer genug. Auf dem Platz der alten Kasperlbude steht heute das neue „Carltheater," ein theures Stück Arbeit, von welchem aber ein neuer Ovid nicht singen würde: »materiam superavit opus,« denn nur die Kostbarkeit verleiht dem Bau und der prächtigen Einrichtung ihren Werth. An die Stelle des Kunstgenusses ist der Aufwand getreten, und die Kunst geht betteln. Das ist wörtlich zu nehmen. Carl hat nämlich das Recht, die Mitglieder seiner Schauspielgesellschaft nach Gutdünken zu beurlauben, und während des Urlaubs ihnen nichts oder nur sehr wenig zu bezahlen. Von diesem Recht hat er im Verlauf des lezten Winters einen sehr ausgedehnten Gebrauch gemacht, und seine Kasse hat sich wohler dabei befunden als seine Proletarier. Die Kellersche Menschenfleischakademie, über welche ich euch bereits schrieb, die reizende Zauberin Winter und später der merkwürdige Herenmeister Hermann haben Abend für Abend das Haus gefüllt, dergestalt, daß Hermann nach einer längeren Reihe von Vorstellungen mit einem reinen Gewinn von mehr als 10,000 fl. C.M. von hier geschieden ist. Der Gewinn sey ihm von Herzen gegönnt, ihm vor allen andern, denn er hat uns allen hier viel Vergnügen gemacht und ist eine ehrliche Haut von wohlwollender Gesinnung, mildthätig gegen die Armuth und ein angenehmer Sprühteufel in geselligen Kreisen; ich bedaure nur, daß er nicht anderswo das Geld verdient hat. — Das Carltheater ist das leibhaftige Ebenbild der deutschen Schauspielerei, welche den Pfad der Kunst unter den Füßen verloren hat, um sich in die Gehege des Ungeschmacks zu verlieren. Und zum Unglück ist Bauernfeld mit seiner ächten tüchtigen Begabung mitten in diesen Zeitraum unächten Flitters und gleißender Vornehmigkeit hineingerathen, und muß sich einem Elend fügen, das er nicht abzustellen vermag.

Wenn wir eine naturwüchsige unverkünstelte Bühne besäßen, wie jene war, für deren tägliche Bedürfnisse allein zu sorgen Shakespeare sich einbildete, während er unsterbliche Meisterwerke schuf, wenn eine unbefangene und unverwöhnte Zuhörerschaft sich vor die Lampen sezte, dann würde uns auch ein tüchtiges Lustspiel nicht fehlen und Bauernfeld wäre der rechte Mann dazu, vorausgesezt, daß die Unbefangenheit der Hörer nicht allzu ursprünglicher Beschaffenheit, denn zu Bauernfelds bezeichnendsten Eigenschaften gehört eine überaus tiefe und geistreiche Feinheit, die ein stumpfes Ohr nicht zu fassen vermag.

(Schluß folgt.)

Aus Lenau's Nachlaß.

(Schluß.)

Kirchhof. Mondnacht.

Don Juan und Catalinon wandeln zwischen den Gräbern.

Catalinon.

Langweilig schauerlich ist dieser Ort;
Kommt heim! dort ist es lust'ger auf mein Wort.
Dort duften Blumen auf gedecktem Tische,
Verheißungsvoll die Braten und die Fische.
In den verschlossenen Bouteillen wohnen
Die muntern Genien aus fremden Zonen,
Wie schöne Nonnen in krystallnen Zellen,
Voll Sehnsucht nach den durstigen Gesellen.

Der Spielmann stimmt bereits die helle Geige,
Und gehen Schmaus, Musik und Trunk zur Neige,
Dann winken Euch zur süßesten der Freuden
Mit rothgeglühten Reizen schöne Damen.
Kommt heim! laßt uns die Stunde nicht vergeuden;
Was habt ihr mit den Todten hier zu kramen?

Don Juan.

Wenn ich an Lust mich heiß und müd genossen,
Und mich zu schwül das Leben hält umschlossen,
Dann mach' ich gerne Kirchhofpromenade;
Das wirkt wie eine Seelenlimonade.
Ich lese kühle Mährchen auf den Steinen;
Vom Marmor rieseln noch die Thränenquellen
Melodisch in der Reime Wasserfällen,
Die längst vom trocknen Auge nicht mehr weinen.
Ich höre längst verhallte Seufzer wehen,
Hier prahlt der Schmerz im Stein, nicht zu vergehen,
Und mit den Rosen um die Urne winden
Die Träume sich von einem Wiederfinden.
So kühlen mit ironischem Geplauder
Die Gräber mir manchmal die heißen Sinne;
Und daß zur Lust ich neue Lust gewinne,
Nehm' ich hier einen Trunk vom Todesschauder.
Doch will's auch damit nicht mehr recht gelingen,
Die Freude kann nicht mehr wie einst hinbrausen;
Sind lahm schon oder mausern ihre Schwingen?
Weiß nicht, doch fühl' ich oft ein stilles Grausen. —
Wie dieser Grabschrift goldne Zeilen sagen,
So liegt allhier ein Mann, den ich erschlagen.
Ei! wie geschwätzig ist das Epitaph!
Es wünscht dem Todten einen süßen Schlaf,
Bis auferstehe seine Erdenhülle,
Auch preist es seine seltne Tugendfülle;
Zum Schlusse prophezeit die lezte Zeile,
Daß Gottes Zorn den Mörder noch ereile.
Nun, wenn die Strafe so gewiß mich trifft,
Als ihn die Auferstehung — lügt die Schrift. —
Hier ist des Mannes Standbild auch zu schauen —
Bald hätt' ich's übersehn — in Stein gehauen.

(Die Statue betrachtend.)

Wie seltsam steht das ernste Mondenlicht
Auf dieses Mannes albernem Gesicht!
Sein Antlitz, das von Grabgewürm zernagte,
Muß lang der Stein noch tragen, der geplagte.
Viel dummes Zeug, anstatt sich zu verstecken,
So bald's verlebt, auf ewig dem Beschauer,
Stiehlt noch vom Stein schmarotzend sich die Dauer,
Die Nase in die Nachwelt frech zu strecken.
Du Steingebild! mir imponirst du nicht!
Du Todter warst ein Gouverneur und Wicht,
Jezt bist du nichts, und bist was du gewesen.
Die Drohung deiner Grabschrift wird verlacht,
Kein Hahn kräht, daß ich sonder Federlesen
Dein lautes Nichts zum stillen Nichts gemacht.
Doch bist du was, so zeige mir's, erscheine
Heut Mitternacht in meinem Haus und heize
Dein kaltes Herz an schöner Dirnen Reize,
Am Glas vom langentbehrten Erdenweine!
Nun, kommst du? — Ha! mir war im Augenblicke,
Als ob die steinerne Gestalt mir nicke.
Sahst du's?

Catalinon.

Ich nicht; kommt, laßt von dem Getreibe,
Sonst macht noch Langweil', daß ich ganz hier bleibe.

Erleuchteter Saal im Hause Don Juan's.

Don Juan, Marcelle und mehrere geputzte Frauenzimmer sitzen um eine Tafel, auf welcher die Reste eines reichen Mahles sichtbar sind. Musikanten spielen.

Don Juan.

Laßt ab, ihr Geiger, mich verlezt das Lärmen.
Gut Nacht, ihr Mädchen! aus ist's mit dem Schwärmen.

(Zu Marcelle.)

Der Gast vom Kirchhof, scheint es, kennt Manieren;
Wenn ich gewisse Zeichen recht verstehe,
So ist er da, ich spüre seine Nähe
In einem tiefen wunderlichen Frieren.

Marcelle.

Mein Freund, dich traf zu kühl die Abendluft,
Es weht ja nie gesund um eine Gruft.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

(Schluß.)

Lesehalle. — Zeitungswesen.

Als eines der trefflichsten und zeitgemäßesten Institute der lezten Jahre muß der Lesehalle Erwähnung geschehen. In früherer Zeit hatte die Perthes-Besser-Mauke'sche Buchhandlung ein ähnliches in's Leben gerufen; allein mochten es die etwas theuern Eintrittspreise oder etwas anderes seyn, genug, das für viele so wünschenswerthe Institut blühte nicht so, daß die Begründer desselben ihre Rechnung dabei gefunden hätten, und nach mehreren vergeblichen Versuchen, demselben neues Leben einzuhauchen, mußte man es aufgeben. Unter diesen Umständen gehörte Muth dazu, etwas Aehnliches zu begründen, und zwar

von Seiten unserer Liberalen, bei denen bekanntlich die Geldmittel in der Regel geringer sind, als bei der Reaktion. Was indessen den Herren Buchhändlern mit ihrem großen und reichen Anhange nicht hatte gelingen wollen, das gelang einem Häuflein strebsamer Männer; die Lesehalle trat in's Leben und die Verhältnisse des Instituts gestalteten sich so gut, daß schon das erste Jahr bei der Abrechnung einen nicht unbedeutenden Ueberschuß gab, der, laut gefaßtem Beschlusse, zur Begründung einer Bibliothek angelegt wird, und da die Zahl der Theilnehmer immer noch steigt, dürfte sich auch diese bald zu einiger Bedeutung emporheben. Es wird in der Lesehalle auf alle Weise für die Unterhaltung gesorgt; es werden auch von sachverständigen Männern Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände gehalten, unter denen sich die des Herrn Ulex über Chemie und Physik, wie die des Herrn Dr. Küchenmeister über Astronomie ein besonders zahlreiches und dankbares Publikum zu erwerben wußten. — Die in Norddeutschland sehr bekannte, von Olshausen und Fock redigirte „freie Presse," ein politisches Blatt, dessen ich bereits mehrmals Erwähnung gethan, ist seit kurzem in andere Hände übergegangen und jezt mit einem andern, erst neulich entstandenen politisch-mercantilen Blatte, der „Hamburgischen Post- und Geschäftszeitung," vereinigt worden.

Zu den hiesigen Sehenswürdigkeiten wird bald eine aus Guyana stammende, merkwürdige Wasserpflanze, die Victoria regia, gehören. Für diese Riesin der Pflanzenwelt wird ein eigenes Gewächshaus in unserem botanischen Garten errichtet und die Kosten dazu aus Privatbeiträgen bestritten. Die Victoria regia wird aus Samenkernen gezogen; die im Durchschnitt zwei Fuß große Blume zeichnet sich durch Schönheit aus und die Blätter haben sechs Fuß im Durchmesser. Diese Wasserpflanze soll bereits an andern Orten zur Blüthe gebracht worden seyn. — Immer erfreulicher tritt, namentlich auch bei unsern gebildeten Frauen, die Neigung für wissenschaftliche Vorträge hervor, und wer in seinem Fache nur irgend Bedeutendes zu leisten vermag, darf hier auf sehr rege Theilnahme rechnen. Nur muß man, des Gartenlebens im Sommer wegen, zum Besuche unserer Stadt, um wissenschaftliche Vorträge zu halten, den Winter wählen. In diesem Augenblick erfreut sich Dr. Schevr, der über Phrenologie liest, einer eben so zahlreichen, als gebildeten Zuhörerschaft. Einer solchen würde sich auch v. Holtey, mit seinen Vorlesungen Shakespeare'scher Stücke zu erfreuen haben, wenn er nicht abgeschrieben hätte. Dagegen ist die Zeit der Begeisterung für musikalische Wunderkinder ganz vorüber. Seltsam genug ist auch nicht Eine dieser musikalischen Treibhauspflanzen zur Blüthe gekommen, d. h. auch nicht eines dieser Individuen hat sich als nur irgend bedeutender Componist hervorgethan. Ich berühre diesen Gegenstand, weil in diesem Augenblick wieder ein Concert von einem solchen Wunderkinde angekündigt ist, das aber schwerlich die gehofften Früchte tragen wird.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Polizei. — Theater.

Das Ministerium scheint überhaupt entschlossen, die polizeilichen Schranken immer noch enger zu ziehen, und die zweite Kammer hat ihm dazu die ausgedehntesten Mittel gewährt. Am 8. März feierten die Maschinenbauarbeiter in einem öffentlichen Lokal ein durchaus unpolitisches Fest mit ihren Familien. Es wurden weder politische Reden gehalten, noch politische Toaste ausgebracht, es war überhaupt von keiner Versammlung mit irgend einer andern Tendenz als der eines gemüthlichen Abendessens die Rede. Dennoch wurden die Leute, ehe sie ihr bereits bezahltes Mahl geendet hatten, von der Polizei aufgehoben, nach der Stadtvogtei gebracht, dort vernommen und dann entlassen. Die Freude war gestört, das zu einem unschuldigen Vergnügen ersparte Geld verloren. Zwei Tage darauf hat die zweite Kammer dem Ministerium die Summe von 80,000 Thlrn. als geheimen Fonds für die „höhere Polizei" bewilligt. Die constitutionelle Partei wies darauf hin, daß sogar in den Jahren 1848 und 1849 die Summe von 25,000 Thlrn. zu gleichem Zwecke ausgereicht, daß in Frankreich, einem Staate von 35 Millionen Einwohnern, unter Louis Philippe die geheimen Fonds fünfzehn Jahre lang nicht mehr als hunderttausend Franken, also etwa 27,000 Thlr. betragen haben. Vergebens, die ministerielle Partei, größtentheils aus abhängigen Beamten bestehend, und die äußerste Rechte votirten 80,000 Thlr., keinen Groschen weniger. — Ich erzähle das nicht, um zu opponiren, sondern um die hiesigen Zustände zu schildern. Die Opposition als solche überlasse ich den politischen Zeitungen. Aber Niemand, der ein Herz hat für die Nation und ihre gesunde Entwicklung, kann ohne Schmerz den immer weiter klaffenden Bruch erblicken, der schon heute wieder den lebendigen Geist unserer Bildung von den thatsächlichen Zuständen trennt. Diese Zerklüftung des Bodens, auf dem wir stehen, muß zu einer Versumpfung der edelsten Keime führen. Der fortwährende herbe Zwiespalt im Herzen der Nation wirft den Zwiespalt auch in das Herz jedes Einzelnen, und in jedem Zweige nationaler Kultur verräth sich die Folge davon in der Unfähigkeit, über das Experimentiren hinauszukommen und etwas Ganzes, Gediegenes zu schaffen.

In meinem vorigen Bericht gedachte ich des „vaterländischen Schauspiels" von Hans Köster: „Der große Kurfürst." Dasselbe ist nun aufgeführt worden, mit reichster Ausstattung an neuen Dekorationen und Kostümen, und hat doch kalt gelassen. Die zum Theil in epischer Weise recht wohl gelungenen historischen Schilderungen des Kurfürsten, Dörfflings, des damaligen Lagerlebens konnten in ihrer Zerrissenheit den Mangel an innerem Zusammenhang, an fortschreitender Handlung nicht ersetzen. Das Stück läßt sich besser lesen als ansehen; es ist kein dramatischer Kern darin, obwohl der Verfasser sichtlich bemüht war, einige Knalleffekte dem Scenengange einzureihen. Bei dieser Art von Effekten fällt mir die Kriegsherrin aller Theatereffekte ein, welche jährlich mit ihrer Armee wenigstens Einen siegreichen Feldzug gegen die Nerven und Muskeln des deutschen Publikums unternimmt, die an Fruchtbarkeit unvergleichliche Frau Charlotte Birch-Pfeiffer. Sie hat wieder ein neues „Originaldrama" fertig unter dem Titel: „Magdala" und wird auch darin mit gewohnter Kenntniß der Lampenwelt die stärksten Geschütze spielen lassen. Wie ich aus wohl unterrichteter Quelle vernommen, spinnt sich eine Liebschaft, bei der Vater und Sohn Nebenbuhler sind, in melancholischen Verhältnissen durch vier Akte bis zu einem rührenden Schluß. „Magdala" soll die nächste Neuigkeit unserer königlichen Bühne seyn. Dann folgt der Hippolytos des Euripides in einer neuen Uebersetzung vom Justizrath Fritze. Die erste Vorstellung dieser Tragödie wird vor einem Kreise eingeladener Zuschauer stattfinden. — Das steigende Interesse des Königs für das Theater hat sich schon durch ein paar neue Vorgänge wiederholt bekundet. Gleich nach einer jüngsten Vorstellung von Glucks Armida erhielt unsere vortreffliche Sängerin Louise Köster, welche immer tiefer in den Geist unserer klassischen Musik einzudringen versteht, als Zeichen königlicher Anerkennung ihrer Leistung in der Titelrolle ein goldenes Armband zugeschickt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 86. Donnerstag, 10. April 1851.

Entsinkt der leere Becher meinen Händen,
Soll mit der Lust zugleich das Leben enden!

Byron.

Aus Lenau's Nachlaß.

(Schluß.)

Don Juan
(zu Catalinon).

Gib Jeder zehn Dublonen zum Entgelt,
Daß heute mir die schönste nicht gefällt.
Gold ist noch da; ich hätte nicht gedacht,
Daß unerschöpflicher mein Reichthum wäre,
Als meine Lust, als meiner Sinne Macht;
Nun bin ich doch besiegt vom Weiberheere.
In's Welke hat sich's Leben mir entfärbt,
Ja selbst sein Preis, das Gold scheint abgeblichen,
Der frohe Juan ist aus der Welt entwichen,
Der traurige Juan hat ihn beerbt.
Verrücktres hat die Erde nie getreten,
Als Stoiker und darbende Asketen.
Das Beste wäre kein Bedürfniß fühlen?
Das Beste ist Verlangens Gluth zu kühlen.
O dürsten wie das Windspiel, Meil' auf Meile
Das Wild verfolgend in erhitzter Eile,
O hungern möcht' ich wie der Wolf im Schnee,
Und dann den frischen Bach, das junge Reh!
Ha! wie der Hirsch, wenn Triebe ihn durchfeuern,
Des Schlafs vergißt, nicht hat der Weide Acht,
Nur umschweifst nach verliebten Abenteuern,
Des Walds glücksel'ger Lump bei Tag und Nacht!
Ich tauschte lieber mit dem Hirsch die Stelle,
Als mit dem Klosterbruder in der Zelle.
Was aber frommt die beste Wissenschaft?
Verrathen hat mich meine eigne Kraft,
Das Feuer meines Blutes ist verlodert,
Ich fühle mich schon gleichsam angemodert.

Marcello.

Was liegt daran? ward ein Freude matt,
Blüht eine andre auf an ihrer statt.

Don Juan.

Ja! andre Freuden gibt es, kahle, fahle,
Verkrochnes, neckend zwergisches Gelichter,
Im Schacht der Brust beim Schein der Grubenlichter
Den Schatz ausbeutend statt im Sonnenstrahle.
Mir aber schien die Liebe nur kein Thor;
Die Selbstvertiefung wollte nie behagen,
Statt in mich selbst zu graben, zog ich vor
Keck in die Welt ein derbes Loch zu schlagen.
Ja! andre Götter sind der Welt gewogen,
Als denen ich des heitern Cults gepflogen;
Sie wurden meiner Jugend auch gegeben,
Doch fanden sie bei mir kein rechtes Leben;
Bald sind die kühlgesinnten siech, beklommen,
In meinem Tropenwetter umgekommen.

Marcello.

Im Dienst der Liebe bleibt nur ungeprellt,
Wer noch in ihrem Rausch zur Grube fällt.

Don Juan.

Dieß Wort hast du aus meiner Brust gesprochen.
In einem rasch entschiednen Zwiegefecht
Zu fallen wäre mir nun eben recht.
O käm ein Todfeind jetzt hereingebrochen!

Marcello.

Wozu der Feind? was mir die Schulter drückt,
Das werf' ich ab und harre nicht des Zweiten,
Der mir die Bürde erst vom Halse rückt;
Wer sterben will, was braucht der noch zu streiten?

Don Juan.

Der Todesstoß muß mich von außen treffen,
Krankheit, Gewalt — nur sey's ein Gegenüber;
Ich gebe selbst mir keinen Nasenstüber,
Geschweige daß ich wollt' mein Schicksal äffen.
Wie ächte Wollust nur selbander lodert,
So werden Zwei zum rechten Tod erfordert.
Die Lust war meine Gottheit und ich werde
An ihr nicht freveln, scheidend von der Erde;
Nicht eigne Hand soll meine Tage kürzen,
Vom Schwerte meines Feindes möcht' ich stürzen.
Und jauchzt der Zorn ob seinem Todesstreiche,
Dann fällt der Lust zum Opfer meine Leiche.

Marcello.

Komm, Freund, laß trinken uns noch eine Flasche
Burgunderweins, daß er den Gräberstaub
Aus deiner Kehle dir hinunterwasche.
Trafst du im Frühling nie auf dürres Laub?
Und sahst du nicht frisch angeblüht die Aeste,
Indeß den Fuß umrauschten Winterreste?
Der Wald war müd geworden und entschlafen,
Bis weckend ihn des Frühlings Mächte trafen.
Auch du bist müd, nur brauchst du kürzre Nacht,
Und morgen schon bist lustig du erwacht.

Don Juan.

Schenk' ein! doch plag' dich nicht in schlechten Bildern
Den Wandel meines Lebens abzuschildern.
Stoß an! der wiedergrüne Wald soll leben!
Die Vögel, die verliebt im Laube schweben!
Der Bach, aus dem das Wild Erquickung trinkt!
Das Moos, worauf Umarmung heimlich sinkt!
Sie sollen leben, lieben und genießen!
Mir aber wird kein frisches Grün mehr sprießen.

Marcello.

Schwermüth'ge Grillen sind's; — in wenig Stunden,
Ich bin's gewiß, wird deine Kraft gesunden.

Don Juan.

Von Schwermuth weiß ich nichts, mein Freund, ich hasse
Am Mann das Klagendweiche, Thränennasse.
Es war ein schöner Sturm, der mich getrieben,
Er hat vertobt, und Stille ist geblieben.
Scheintodt ist alles Wünschen, alles Hoffen;
Vielleicht ein Blitz aus Höh'n, die ich verachtet,
Hat tödtlich meine Liebeskraft getroffen,
Und plötzlich war die Welt mir wüst, umnachtet;
Vielleicht auch nicht; — der Brennstoff ist verzehrt,
Und kalt und dunkel ward es auf dem Herd.
Einst über einer Haid' in dunkler Nacht
Sah ich den Himmel glühn in rother Pracht,
Als flammt' in Lüften hoch ein Meteor,
Und als ich näher kam, war's brennend Rohr;
Und als die Binsengluth in Asche fiel,
War schwarz der Himmel, aus das Farbenspiel.
So ist vielleicht der Liebe Zauberei
Nur Himmelswiderschein vom Erdenbrand,
Und wenn der Stoff verzehrt in Asche schwand,
Ist auch das Rosenspiel der Nacht vorbei.

Aus Wien.

(Schluß.)

Mit seinem neuesten Lustspiele: „der kategorische Imperativ," hat Bauernfeld den ersten der ausgeschriebenen Preise des Burgtheaters gewonnen, und nachträglich ist der preisrichterliche Spruch von der öffentlichen Meinung nicht bestätigt worden. Bauernfelds Stück war das beste unter den 103 eingelaufenen Arbeiten, und dagegen wird nichts zu sagen seyn; aber auch diese gelungenste Arbeit hat den Anforderungen nicht genügt. Ein harter Schlag für den wackern Heinrich Laube, welcher, wie euch bekannt, die künstlerische Leitung des Burgtheaters führt, die „artistische Direktion," wie in der kauderwälschen Geschäftssprache dieses Amt bezeichnet wird. In seinen tüchtigen und doch so vergeblichen Bestrebungen zum Heil der Schauspielkunst gemahnt Laube mich wie ein Recker, dessen redlicher Wille und geschäftskundige Einsicht den Verfall des Gemeinwesens nicht aufzuhalten vermochten. Die Bühne geht den Weg alles Fleisches, und auch von ihr gilt, was Börne von andern unserer Zustände sagte: „Einen neuen Menschen der Welt zu schenken, ist keine besondere Kunst, aber einen abgelebten zu verjüngen, gelingt auch dem besten Arzte nicht."

Der „kategorische Imperativ" ist als Bühnenwerk verfehlt, wie die unabweisbare Probe auf der Bühne

uns lehrt, aber darum doch immerhin eine geistreiche Arbeit, welcher ein guter Gedanke zum Grunde liegt, ein Gedanke, den genügend auszuführen nicht Mangel an Geschicklichkeit den Dichter hinderte, sondern Mangel an freierem Spielraum. Ohne die gebotenen Rücksichten auf die Verhältnisse der Bühne überhaupt würde Bauernfeld aus diesem Stoffe ein lebensvolles Werk geschaffen haben. Ich verstehe hier aber — wohlgemerkt! — nicht etwa besondere örtliche Rücksichten, sondern den Zwang, welchen die Elendigkeit des Schauspielwesens im Allgemeinen der Bühnendichtung auferlegt.

Der Held des Lustspiels ist ein deutscher Philosoph und Burschenschaftler aus dem Norden des Vaterlandes, welcher zur Zeit des Congresses von 1815 nach Wien kommt und durch die Zauber des Wiener Lebens mit süßer Gewalt aus den engen Kreisen seiner bisherigen Anschauungen herausgezogen wird. Ein dankbarerer Stoff wird kaum zu finden seyn, und die Aufgabe, den Philosophen aus seinem altdeutschen Rock in einen Frack zu versetzen, ist keines noch so trefflichen Dichters unwürdig. Auch hat Bauernfeld ganz richtig gegriffen, indem er die Ausführung der Verwandlung in weiße Hände legt.

Der Kern der Handlung wird sich aus den folgenden Umrissen ergeben. Die Begebenheiten beginnen Abends auf offener Straße. Aus einem Hause erschallt Gelächter und Gläserklingen, auf der Gasse sind Sang und Klang zu treffen. In diese Herrlichkeiten schneit Lothar herein. „Das wäre nun Wien," sagt der Mann im deutschen Rock mit umgelegtem Hemdkragen; „beiläufig wie ich mir's vorgestellt. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht nichts als Scherzen und Lachen, Singen und Springen, Trinken und — Lieben." — Als philosophischer Reisender hat der gute Leipziger bisher von allem nichts mitgemacht, als die Leute am Eingang in das Schauspielhaus gehen sehen und einer Dame das duftige feine Taschentuch aufgehoben. Jezt sucht er nach seiner Herberge, um den ersten Tag seines Aufenthalts in gewöhnlicher Weise zu schließen. Aber in den Sternen steht das anders geschrieben. Ein weißleinener Arm schiebt sich aus dem Kellerloch, um einen gefüllten Korb für einen gewissen Peter herauszuschieben. Lothar, für Peter geltend, nimmt den Korb, der mit würzigem Bratenduft ihn einladet, sich zu sättigen. Reibung mit dem kategorischen Imperativ, welcher sich bei dieser Gelegenheit uns zum erstenmal im Stücke vorstellt. Die Philosophie siegt über Braten und Wein, wie billig, da sie später anderweitige Niederlagen zu erleiden hat. Der rechte Peter erscheint am Kellerloch, um den Korb zu heischen. Die Eßwaaren darin sind gestohlenes Gut aus der Küche des großen Hauses, welches der Hofbanquier bewohnt, und worin für die Congreßzeit mit ihm der sächsische Gesandte haust, welcher leztere einen spitzbübischen Koch hat und nicht fortjagen darf, weil Talleyrand selben empfohlen. Talleyrand ist einer der Schutzgötter Sachsens auf dem Congreß, wo es sich für die königlichen Nachkommen der Grafen von Wettin um Seyn oder Nichtseyn handelt. Peter hält den Fremdling anfangs für einen Polizeispitzel, „die in allen Röcken herumlaufen," dann für einen Ausländer, und bekommt zulezt beinahe Prügel. Ein wirkliches Durchwalken hätte sich auf der Hofbühne nicht geschickt. Ein Herr kommt dazu, welcher Frieden stiftet. Jezt gibt es eine Erkennung. Der Herr ist der preußische Oberst Wildenberg, ein geistreicher Lebemann, ein Stückchen Mephistopheles, der die große Kunst versteht, mit Geschmack liederlich zu seyn. Wildenberg ist als Major in der Leipziger Völkerschlacht von einem Freiwilligen gerettet worden, und glaubt sich dafür zum Danke verpflichtet, „da ein todtgeschossener Major nicht avanciren kann." Der Lebensretter, welcher dem damaligen Major die Möglichkeit des Vorrückens erhalten, ist Lothar, und der dankbare Freund führt ihn dafür beim sächsischen Gesandten ein, der, wie gesagt, im Hause des Hofbankiers wohnt, und worin die Gräfin Laura, eine junge Wittwe, Mündel des Bankiers, die Hausfrau vorstellt. Hier beginnt die eigentliche Verwicklung. Lothar verliert sein Herz, das versteht sich von selber; aber die Art, wie er es verliert, ist eigenthümlich genug. Seine Liebe gehört vom ersten Augenblick an der einfach liebenswürdigen Irene, einer „jungen Verwandten;" seine Einbildungskraft wird von der gefallsüchtigen Liebenswürdigkeit der Gräfin in Bande geschlagen, und da er eben darum sich einbildet, dieselbe liebe ihn, so will er, dem kategorischen Imperativ zu Gefallen, die Gräfin heirathen. Die Lösung, obschon glücklich genug für die Betheiligten, ist nicht so glücklich für den Zuschauer herbeigeführt, als die geschickte Schürzung des Knotens hoffen ließ; doch verlieren dadurch die zwei reizenden Frauengestalten nichts von ihrem Werth. Auch ist der Gedanke der Lösung besser als ihre Ausführung, welcher nicht der innere Gehalt fehlt, wohl aber die Wirksamkeit auf der Bühne.

Vom Hofbankier müssen billig ein paar Worte gesagt werden. Der Dichter hat in dieser Gestalt einen der Brüder Rothschild gezeichnet, und die heitere Seite hervorgehoben, ohne des Mannes zu spotten, während er durch eine reichliche Zuthat von Geist den kühnen Griff in den Börsenhimmel auch für den Geschilderten und dessen Freunde wieder gut macht.

Von dem Reichthum in der Ausführung des Stückes sage ich nichts. Mich haben beim Lesen der (gedruckten) Handschrift alle die guten Einfälle, treffenden Anspielungen, geistreichen Antworten und

gemüthlichen Aeußerungen sehr angesprochen, doch sind sie bei der Darstellung verloren gegangen. Wir wollen also darüber hinweggehen und uns auf die nächste Arbeit freuen, womit „troß alledem und alledem“ Bauernfeld die Scharte auswetzen wird. — Für heute überhaupt genug.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Schluß.)

Theater. — Musik. — Literarischer Puff.

Bald darauf befahl der König eine Vorstellung von Meyerbeers Propheten. Die Berliner Oper besizt jedoch keine Darstellerin der Fides, da Frl. Wagner aus Hamburg erst in einigen Wochen ihr hiesiges Engagement antreten wird. Der Intendant schrieb an diese Sängerin nach Hamburg, an die Michalesi nach Dresden; keine von beiden konnte Urlaub erhalten. Da befahl der König, Frl. Wagner direkt durch den elektromagnetischen Telegraphen auf einen Tag nach Berlin einzuladen. Es geschah, die Eingeladene kam, sang die Fides, vertauschte am folgenden Tage wieder die Flügel des Gesanges mit den Flügeln des Dampfes und kehrte von der Spree zur Alster zurück wie Cäsar. Sie kam, sie wurde gehört, sie siegte. — Raupach hatte sein fünfaktiges Mährchendrama: „der Kegelspieler,“ nachdem es in der Commission des königlichen Theaters eine günstige Mehrheit gefunden, vom Generaltheaterintendanten jedoch abgelehnt worden, dem königsstädtischen Theater gegeben, und es war von diesem sogleich mit Freuden angenommen. Jezt aber ist die Aufführung des Stückes plötzlich zusammt der Fortdauer des königsstädtischen Theaters durch eine unerwartete Schicksalswendung in Frage gestellt. Die Sache hängt mit unserer hohen Polizei zusammen. Die italienische Operngesellschaft der Königsstadt hatte eine Aufführung der „Stummen von Portici“ angekündigt, welche von der Polizei gleich nach erfolgter Ankündigung untersagt wurde. Die Billets waren bereits verkauft, und die Direktion des königsstädtischen Theaters zeigte also in den Zeitungen an, daß dieselben vom Publikum gegen Wiedererstattung des Geldes zurückzugeben seyen, da die Aufführung der Oper plötzlich verboten worden. Diese Anzeige scheint das Unheil heraufbeschworen zu haben. Sofort mußten die Vorstellungen der italienischen Sänger gänzlich aufhören, und die Direktion sezte die Mitglieder des deutschen Schauspiels davon in Kenntniß, daß sämmtliche Kontrakte zum ersten Mai gekündigt seyen, da das Theater an diesem Tage geschlossen werde. — Der schnell beliebt gewordene Lustspieldichter G. zu Putlitz hat sein neues fünfaktiges Lustspiel: „Knüpfen und Lösen,“ nachdem es von der königlichen Bühne nicht angenommen worden, dem Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater, das sich durch Fleiß und Eifer auszeichnet, zur Aufführung übergeben. Er soll über jene Nichtannahme sehr ungehalten seyn und sogar geäußert haben, er werde nun gar nicht mehr für das Theater schreiben. Indessen erlaube ich mir an der konsequenten Durchführung dieses Entschlusses um so mehr zu zweifeln, mit je größerer Leichtigkeit Putlitz sich bei der Abfassung seiner Lustspiele zu bewegen scheint. Allerdings hat er im Augenblicke das gewohnte Feld verlassen und schreibt an einem Roman. Das Trauerspiel „Johanna von Neapel,“ dessen ich in meinem lezten Bericht erwähnte, ist nicht von Mosenthal, sondern von Otto Prechtler in Wien. Die übrigen Umstände, die Verweigerung der Aufführung wegen Mangels an ungarischen Kostümen und die Mittheilung des Intendanten an den Commissionär des Dichters, sind richtig. Für das poetisch gewiß nicht bedeutendere Köster'sche Stück konnte man 2000 Thlr. zur Ausstattung verwenden. — Von Fanny Lewald stehen uns neue Reisebilder bevor, die sie im vorigen Sommer auf ihrer Reise durch England und Schottland gesammelt. — In der musikalischen Welt nichts Neues. Die Symphoniesoireen der königlichen Kapelle, welche in der Instrumentalmusik hier als die ersten Sterne glänzen und den Sinn für einen edeln Styl der Musik im Publikum befördern, haben mit dem Eintritt des Lenzes ihr Ende erreicht. Das große Lorping-Concert fand statt und lieferte für die Familie des verstorbenen Tondichters einen recht bedeutenden Ertrag. Frau van Owen wirkte in der That darin mit, zum erstenmal nach ihrem Rücktritt von der Bühne, auf der sie als Charlotte v. Hagn eben so sehr vergöttert als angefeindet war. Der ächte Enthusiast war natürlich schon von ihr entzückt, ehe sie den Mund geöffnet, und sie konnte im voraus des glänzenden Empfangs gewärtig seyn, der ihr zu Theil wurde.

Ehe ich diesen Bericht schließe, will ich noch eines buchhändlerischen, literaturgewerblichen Puffs gedenken, der unsere industrielle Zeit charakterisirt. Ein gewisser Literat L. Löffler hat sich nämlich hier mit einer gewissen Karl Schultze'schen Buchdruckerei zur Herausgabe einer „Silber-Prämien-Bibliothek für die Jugend“ vereinigt. Beide eröffnen auf diese zu „Lust und Lehre der Kinder“ herausgegebene literarische Industriearbeit durch eine öffentliche Anzeige in den hiesigen Zeitungen ein Abonnement. Jeder Abonnent erhält gratis eine Prämie von ächtem Silber, deren Werth 2 bis 2½ Thaler betragen soll, während der ganze Jahrespreis der Bibliothek nur auf 3½ Thlr. sich beläuft. Von den Prämien, die in der Schultze'schen Buchdruckerei zur Ansicht ausliegen, werden angeführt: Dessertmesser, Bestecke, Gabel und Löffel zum Salat, Fingerhüte, Scheeren, Nadelbüchsen, Schnürnadeln, alles von Silber. Das nennt man, die Literatur befördern und dem Buchhandel ein silbernes Zeitalter bereiten! Es ist eine wahre Schmach, die dem deutschen Buchhandel angethan wird, und das einzige Erfreuliche dabei, daß wenigstens kein Buchhändler seinen ehrlichen Namen dazu hergab.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 87. Freitag, 11. April 1851.

Go, girl, I cannot blame thee now to weep;
For such an injury would vex a saint,
Much more a shrew of thy impatient humour.

Shakespeare.

Ellina und ihre Tante.

Es war Ellinas erste größere Reise: Eisenbahnen, viele, viele Meilen, Städte, an denen man vorbeiflog, Dampfboote, endlich das offenbare Meer. Was gab es da alles zu schauen! Indeß war ihr alles ziemlich gleichgültig; sie hatte Wichtigeres zu bedenken: erstens, ob ihre Toilette, in der Eile vervollständigt, hinreichen würde zum Aufenthalt im Seebade, und dann war auch die Tante nicht angemessen gekleidet — noch in Trauer; und nun gar die Ursel, ein Kammermädchen und steinalt! — Ellina hatte vollauf zu thun mit beaufsichtigen und verweisen. Gewiß war diese Reise ein Opfer von ihrer Seite, das sie dem Willen des Vaters gebracht.

Nun aber war das Ziel erreicht und Nichte und Tante standen am Schiffesrand, des nahenden Bootes harrend, welches sie an Ort und Stelle bringen sollte. Im Boote war außer den Schiffern ein Mann, der mit einem Glase scharf nach dem Schiffe sah, immer nach Ellina. Sie kannte ihn nicht; wie erstaunte sie also, als er ihren Geschlechtsnamen schon auf halber Treppe rasch und fragend rief. Sie wollte sich eben zur Tante wenden und fragen, wer sie denn hier schon kennen möge, da hob diese den Schleier vom ungewöhnlich blassen Angesicht, um den blitzschnell Heraufklimmenden zu begrüßen. Sie reichte ihm die Hand, auf die er höchst affektirt lange seinen Schnurrbart drückte; darauf wollte er sich mit ihr zum Boote hinbegeben, als die Tante sich umwendete und — wie ungeschickt! — mit den Worten: „Ellina, meine Nichte, Bruder Bernhards ältestes Töchterchen," sie ihm und nicht ihn ihr vorstellte, worauf der Mann sie scharf ansah und sich verbeugte. Gleichgültig sagte die Tante noch so etwas wie seinen Namen, worauf Ellina verlezt weiter nicht hörte; die Bezeichnung „Rittmeister" hatte sie allein in acht genommen.

Der Herr Rittmeister und Tante Therese stiegen sofort in's Boot und sprachen dabei in unbekannten Lauten. Wie! Ellina hatte als Kind von der Neuenburger Bonne und später in der Kostschule ihr Französisch trefflich gelernt, auch einen Anfang im Englischen gemacht, sie verstand aber nichts; die Tante sprach am Ende italienisch. Wie unbescheiden! Als sie hinüberblickte zu den Redenden, bemerkte sie, daß die Augen derselben auf sie gerichtet waren. Jezt war ihr mit einemmal das Räthsel gelöst und es entwirrten sich vor ihren Blicken die Fäden eines beängstigenden Anschlags. Es lag klar am Tage! Sicher hatte die Tante, die alte Hexe, sie darum dem elterlichen Hause entlockt, darum der Mama so glatte Worte gegeben, um sie, Ellina, an diesen alten Rittmeister zu verkuppeln, den jene offenbar kannte und der sie beide erwartet hatte. Vielleicht war auch der Vater schon mit in's Geheimniß gezogen. Er hatte vor der Abreise, wo doch so viel Wichtiges ihretwegen zu besprechen war, z. B. wegen des Taschengeldes und dergleichen, er hatte sich mehrere Stunden mit Tante Therese eingeschlossen. Da war es offenbar abgekartet worden! Die Mama wußte wohl schwerlich darum; sie, die noch in der lezten Stunde ihre Brosche, ihre Armbänder, ihre besten Blonden und Bänder dem Töchterchen mitgegeben, würde zu solcher Tyrannei nimmermehr die Hand bieten! Es war schmählich! Mußte man nicht warten, bis ihr Herz gesprochen? mußte man sie so früh, ohne alle Neigung, im kaum beschlossenen siebzehnten Jahre verheirathen? Aber sie wollte fest bleiben, Charakter zeigen. Das versprach

sie sich selbst, während sie in die schäumenden Fluthen schaute. Dann warf sie den beiden einen vernichtenden Blick zu, der deutlich sagte: „Ich habe euch durchschaut!" und — ja wohl, sie hatte sich nicht getäuscht — die Tante erröthete und senkte die Wimpern vor ihrem strengen und fragenden Blick. Das war eine Thatsache, und jezt wußte sie alles. Sie sah den Rittmeister kaum an, als er beim Landen ihr die Hand reichte.

Man hatte nur einen kurzen Weg zurückzulegen, zuerst auf glattem, zur Fluthzeit meerbespültem Sand, dann durch vollbewachsene Dünen, und nicht lange, so stand man vor einem Gitter. Rosen und Lilien nikten im Abendsonnenschein um ein kleines Fischerhaus; da waren die engen, niedrigen Zimmer für die Reisenden bereit gehalten. In der von Rankengewächsen übergrünten Veranda stand ein Theetisch, versehen mit allem Comfort, den der stete Verkehr mit England und Holland das Schiffer- und Fischervolk des Eilands kennen gelehrt hat, und während der Rittmeister zurückging zum Strande, um die Ausschiffung des Gepäcks zu überwachen und der Ursel den Weg zu zeigen, sezten sich Nichte und Tante auf die schmale Bank der Veranda, der Theeurne gegenüber. Ellina war schweigsam, die Tante auch. Erstere entwarf sich ihren Plan: zunächst wollte sie die Tante kränken durch entschiedene Nichtbeachtung des Rittmeisters. Sie begann damit, daß sie sich nicht einmal nach dem Namen des Mannes erkundigte, indeß ihr der Thee und die Schafmilch, das mit kleinen rosenrothen Seekrebsen belegte Butterbrod, die warmen Waffeln, der würzige Deventer Honigkuchen, des Verdrusses unerachtet, trefflich mundeten.

Nach einer Stunde kamen die Gepäckkarren, die Jungfer und der Rittmeister; lezterer aber verabschiedete sich bald zum zweitenmal, indem er mit wahrhaft widerwärtiger Affektation seinen langen Schnurrbart auf der Tante magern Fingern abrieb. Dann begrüßte er Ellina, vertraut ihr zunickend, als kenne er sie seit Jahren.

Als er jenseits des Gitters war, wollte sie die Tante auf einmal zermalmen und sagte: „Eine unangenehme Erscheinung!" Die Tante schien zusammenzuschrecken, aber so recht konnte Ellina das nicht bemerken, denn die Julisonne hatte sich längst gesenkt und es war noch kein Licht angezündet. Ellina gab der Tante noch einige Andeutungen, wie sie dieses und jenes angeordnet wünschte, da gewahrte sie mit einemmal das Angesicht derselben bei der nun angezündeten Kerze im Spiegel und erschrack über den Ausdruck von Glückseligkeit, der dasselbe belebte, nachdem sie doch eben erst alle ihre Plane so entschieden durchkreuzt. Alles schien an ihr abgeglitten wie Regenwasser vom glatten Marmor. „Warte," dachte Ellina, „ich will dich lehren zu triumphiren! Nichts ist dir noch gelungen!"

Sie suchte ihre Schlafstelle, zunächst um ernstlich nachzudenken, denn müde war sie nicht im mindesten. Ihr Schlafkämmerchen war so klein, so eng, so niedrig, das Bett wie ein Schrein, an der Wand ein Miniaturspiegel. Welche Thorheit, in der engen Fischerhütte zu wohnen, während die hohen, hellen Fensterreihen des Conversationshauses, die herüberleuchteten, ein viel behaglicheres, und, mußte sie hinzusetzen, anständigeres Unterkommen boten! Doch diese Laune wollte sie der Tante gern nachsehen, wenn nur nicht —

(Fortsetzung folgt.)

Aus London.

Die Lodginghäuser.

Im Laufe der dießjährigen Session soll dem Parlamente eine Bill vorgelegt werden, in welcher die Regierung aufgefordert wird, gesunde Lodginghäuser für die Armen einzurichten, um den entsetzlichen Mißständen, welche jezt in dieser Beziehung herrschen, ein Ende zu machen. Wenn auch eine solche Maßregel im Großen und Ganzen keinen Einfluß auf das bestehende Verhältniß der gesellschaftlichen Klassen ausüben kann, so läßt sich doch auch nicht verkennen, daß ihre Durchführung für einen bedeutenden Theil der Bevölkerung von den wohlthätigsten Folgen seyn würde.

Es ist hier nicht der Ort, mich über das Elend der untersten Klassen auszusprechen. Die industrielle Entwicklung auf dem Grunde der freien Konkurrenz hat nun einmal die socialen Gegensätze geschaffen, und diese Gegensätze werden dauern, so lange die jetzigen Bedingungen der Produktion bestehen. Das eigentlich arbeitende Proletariat ist es übrigens nicht, welches wir hier zu betrachten haben. Der englische workman (Arbeiter) ist in den meisten Zweigen gut bezahlt, und so lange ihn seine Körperkraft nicht verläßt und wenn ihn keine Stockung der Geschäfte auf das Pflaster wirft, kann er sich mit seiner Familie ein home (Heimath, Wohnung, das Wort ist unübersetzbar) schaffen. Er wohnt freilich in einem wohlfeilen, meistens abgelegenen Stadtviertel, aber er *wohnt* doch.

Anders steht es aber mit denen, die zu schwach sind, um andauernd arbeiten zu können. Bei der harten Arbeit, wie sie in England gefordert wird, und bei der Lebensweise des Proletariats ist dieß sehr früh der Fall, so daß es in den Fabriken nur sehr wenige Männer über vierzig Jahre gibt. Diese Unglücklichen sinken auf die tiefste Stufe des menschlichen Elends herab, und ihr einziges Ziel ist nicht mehr, *zu leben*, sondern nur, *nicht zu sterben*. Ihr Leben, wenn man es so nennen kann, ist ein fortgesezter Kampf

gegen den Hungertod. Diese Invaliden der Arbeit, vereinigt mit den eingewanderten Irländern, mit Taschendieben und der niedersten Klasse der schlechten Weiber, bilden die Hauptbevölkerung der Lodginghäuser.

In London allein gibt es über 50,000 Menschen, die ohne feste Wohnung sind, und die Morgens nicht wissen, wo sie Abends ihr Haupt hinlegen sollen. Die Ehrlichsten unter ihnen durchziehen bei Tage die Straßen der Metropolis, und suchen sich durch Verkauf von Kleinigkeiten, wie Schwefelhölzer, Blumen u. s. w., oder durch Singen, Orgelspielen, Kunststückemachen, Tanzen einige Pence zu verdienen, um wenigstens die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen zu können. Schlagen ihre Bemühungen fehl, so legen sie sich mit hungrigem Magen unter Gottes freiem Himmel schlafen, in den Parks, oder in irgend einem Winkel, wo sie sich vor den Constablern sicher glauben. Dieß ist allnächtlich das Loos von Tausenden. In den Sommermonaten, namentlich wenn es nicht regnet, mag dieß noch angehen, aber man bedenke den nassen englischen Winter und den nebligen Herbst. — Ist der „Ausgestoßene“ aber so glücklich, zwei bis drei Pence erübrigen zu können, so bringt er die Nacht in einem der fünfhundert Lodginghäuser zu, die durch die „schlechten Viertel“ Londons zerstreut liegen. Welches Unterkommen dieß ist, wollen wir nun sehen.

Sämmtliche Lodginghäuser, mit höchstens zwei oder drei Ausnahmen, befinden sich in den ungesundesten Gegenden der Stadt; meistens liegen sie in sogenannten Courts (Höfen), d. h. engen, schmutzigen, dumpfigen Gäßchen, die nur durch schmale Aus- und Eingänge mit den breiteren Straßen in Verbindung stehen. Die Sonnenstrahlen dringen natürlich nur selten in diese Winkel. Dazu kommt noch, daß die Bevölkerung gewöhnlich unverhältnißmäßig zusammengedrängt ist, so daß in den meisten armen Distrikten fünf Menschen auf ein Zimmer kommen. Außerdem wird hier aller Abfall aus den zahlreichen Haushaltungen vor die Thüren geworfen, wo er verfault, die Wäsche wird vor den Fenstern getrocknet, in den Pfützen auf der Straße sammelt sich das Wasser und vermischt sich mit allem möglichen Unrath. In Folge dieser vielen zusammenwirkenden Ursachen ist die Atmosphäre meist so verpestet, daß man kaum begreifen kann, wie menschliche Wesen hier nur existiren können. Wir brauchen aber nur die Sterbelisten nachzulesen, um zu sehen, welche reiche Ernte der Tod an allen diesen Orten auch in der gesundesten Jahreszeit zu halten gewohnt ist. Die Polizei hat zwar in neuerer Zeit vieles im Interesse der öffentlichen Gesundheit gethan, sie hat Häuser und Gassen niederreißen und breite, luftige Straßen brechen lassen; aber diese Verbesserungen stehen in keinem Verhältnisse zu den zahlreichen Mißständen, die noch auf die Abstellung warten.

In den Courts, diesen Sitzen der Armuth und Krankheit, liegen also die meisten Lodginghäuser. Es sind dieß gewöhnlich alte, halb verfallene Baracken, mit drei bis vier feuchten, dumpfigen Zimmern, von denen jedes vier bis sechs elende Bettstellen enthält. Die Betten sind fast immer zweischläfrig, wenn aber der Zudrang groß ist, müssen sie sechs und acht Menschen aufnehmen. Die Erstkommenden besetzen die Betten, welche am weitesten von der Thüre entfernt sind, und so geht es der Reihe nach fort, bis die Höhle überfüllt ist. Die verschiedenen Geschlechter schlafen nicht in verschiedenen Zimmern. Alles liegt durcheinander, Männer und Weiber, Kinder und Greise, Trunkenbolde und Kranke. Dieß ist wörtlich wahr, nicht als Ausnahme, sondern als Regel. Was die moralischen Folgen eines solchen fast unglaublichen Zustandes seyn müssen, liegt auf flacher Hand, und es genüge hier zu bemerken, daß der größte Theil dieser Häuser von der Polizei zu sogenannten „Diebsfallen“ benutzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Theater. — Die Rachel in der Valeria.

Der ablaufende Monat zeichnet sich durch einen ziemlichen Reichthum an dramatischen Neuigkeiten aus, die, ohne hervorragendes Verdienst zu besitzen, einiges Aufsehen erregten. Er begann mit einem Drama in Versen aus der römischen Kaisergeschichte, das die Aufmerksamkeit der belletrisirenden Pariser durch mehr als Eine Seltenheit erregte. Erstens trug es die Namen zweier Verfasser auf der Stirne; der reimtüchtige Grammatikus Paul Lacroix und der bühnengewandte Famulus von Alexander Dumas, August Macquet, gaben sich als die Väter des neuen Musenkindes an. Bei einem gemeinen Melodram und leichtfertigen Vaudeville ist das der alltägliche Gebrauch, und eine Posse des Palais royal, zu der nur Ein Thäter sich bekennt, gilt für eine außerordentliche Erscheinung. Auf dem Théâtre



français haben Stücke in Prosa zuweilen auch zwei Verfasser, und die Firma Scribe und Legouvé ist auf dem Theaterzettel dieser Bühne schon geraume Zeit einheimisch, obwohl hiebei zu bemerken ist, daß der Antheil des Herrn Legouvé an den Schauspielen, die genannte Firma tragen, von der Kritik als gar nicht vorhanden behandelt wird. Bei Schauspielen in Versen ist dieß aber sehr selten, und ich erinnere mich im Laufe von zehn Jahren nur eines einzigen Beispiels, des Gladiators von Alexander Soumet und seiner Tochter. Dieser Umstand der doppelten Autorschaft wird übrigens von dem größeren Publikum nur wenig beachtet und beschäftigt bloß die Gelehrten der Coulissenwelt, dagegen ist die Doppelrolle, welche die Rachel in dem Stücke spielt, ein ungeheures Zugmittel für die Massen. Gar viele, die weder an die Tragödie, noch überhaupt an die Poesie glauben und dieser skeptischen Denkart laut sich rühmen, glauben an die Rachel, und ihr Auftreten in einer Novität ist eine Empfehlung für das ärmlichste Machwerk. Doch brachte sie es bis jezt nicht dahin, wie Talma, mit durch und durch unbedeutenden Erzeugnissen Monate und Jahre hindurch die Kasse zu füllen. Sie hat bis jezt nur eine einzige Mittelmäßigkeit in fünf Akten von einem frühen Tod gerettet, und wenn sie mit Adrienne Lecouvreur volle Häuser machte, so ist dieß gewiß eben so sehr dem Fabrikantengeschick eines Scribe als ihrer Virtuosität beizumessen. In dieser Valeria aber, dem neuen Drama von Lacroix und Macquet, einer außerdem keineswegs glorreichen Schöpfung, spielt sie zwei Weiber, von denen die eine der andern Doppelgängerin ist, und dieser Bravourversuch ist ein unschäzbarer Vortheil, eine Gelegenheit glänzender Triumphe für sie. Die Rachel macht so unmenschliches Furore nicht durch die geniale Anlage eines Charakters oder gewissenhaft sinnreiches Eingehen auf die feinsten Schattirungen desselben, sondern durch deklamatorische Ueberraschungen und eine große Fertigkeit in pantomimischen Variationen. Rollen also wo sie, ohne Unwahrscheinlichkeit, sich wohlgefällig strecken und spreizen, bestrickend schmachten, klassisch lispeln, majestätisch höhnen oder vernichtend wüthen und gelegentlich mit Eleganz in Ohnmacht sinken kann, sind ihr vor allen angemessen und willkommen. Sie verschmäht es daher nicht freie Dirnen darzustellen, selbst Dirnen, die sich vermiethen, wenn sie nur vornehm eingerichtet, auf Schöngeisterei einigermaßen dressirt und bei den Don Juans der großen Welt von Rom und Athen gut angeschrieben sind; ja sie thut es mit Luxus und Vorliebe, läßt sich von den Poeten, denen sie ihre Gnade schenkt, derlei Rollen verfertigen und hat sogar den tugendsamen Ponsard zu einer solchen Frevelthat verleiten wollen. In der Valeria findet nun Mlle. Rachel zur Entwicklung ihrer Anlagen für die Darstellung solcher Wesen einen weiten und glänzenden Spielraum; sie hat alle öffentlich zeigbaren Künste einer Priesterin Cytherens zu entfalten, sie macht in Stellungen und Geberden eine Reihe erregender Ceremonien durch, und soll nur bei der ersten Vorstellung hiebei die tragische Würde etwas außer Acht gelassen haben; sie läßt um Stirn und Auge jene lüsterne Trunkenheit, in ihrer Stimme bei Gesang und Rede jene dithyrambische Heftigkeit oder bacchantische Morbidezza walten, die als das Genie und die Macht einer idealisirten Buhlerin gedacht werden mögen. Die Person, welche die Rachel in diesem Verhältnisse uns vorführt, heißt Lycissa, ein Name, der jedenfalls eben so slavisch als hellenisch oder lateinisch klingt. Diese Lycissa wird durch eine höchst abgefeimte Palastintrigue dazu benüzt, eine höchst sittenreine und hochherzige, nur ein wenig unkluge Prinzessin, mit der sie, Lycissa, eine unglückselige Aehnlichkeit hat, in den Augen ihres kaiserlichen Gemahls als eidbrüchig erscheinen zu lassen und so zu verderben.

(Fortsezung folgt.)

Von der Trave, März.

Reaktion.

Genau heute vor drei Jahren begann Schleswig-Holsteins thatsächliche Erhebung durch die unblutige Einnahme Rendsburgs. Es ging ein Jubel durch ganz Deutschland über diese entschlossene, schon durch Nothwehr gebotene That, und wie das deutsche Volk dachte, bewies es bald genug durch seine Betheiligung an dem Kampfe der deutschen Schleswig-Holsteiner gegen Dänemark. Was inzwischen in Deutschland geschehen ist, soll hier nicht aufgezählt werden. Schlimm genug, daß die künftigen Geschichtsbücher davon zu erzählen wissen.

In welch geheimnißvoller, beinahe geisterhafter Weise wir um die schwarz-roth-goldene Fahne gekommen sind, die seit den Märzerrungenschaften den Altan des uralten Rathhauses zierte und die Senatssitzungen gleichsam beschirmte, wissen Sie wohl schon. Es war Vieles alt und morsch geworden in Deutschland und auch bei uns seit dem Tage, wo man diese Fahne zum ersten male hier aufpflanzte; es war Manches von selbst wieder gefallen und still bei Seite geschafft worden, aber an die den deutschen Stämmen so lieb gewordene Tricolore wagte doch Niemand Hand zu legen. Da geschah bei „nachschlafender Zeit" die große That. Lübeck's Bürger wunderten sich eines schönen Sonntags, als der Flaggenstock verschwunden war. Hätte irgend ein Ungläubiger Entwendung vermuthen sollen, so würde derselbe seine Meinung schnell geändert haben, denn an jenem Sonntag Morgen, wo Lübeck die schwarz-roth-goldene Märzhülle abstreifte, zeigte sich auch die hohe Polizei ohne die dreifarbige Kokarde, die bis dahin mancher Polizeibeflissene an seinem Hute trug. Was die Polizei thut, ist bekanntlich stets wohlgethan, wenigstens in Deutschland, und so muß denn angenommen werden, daß es seit jenem Tage nicht mehr wohlgethan seyn dürfte, schwarz-roth-goldene Abzeichen zu tragen. Ich weiß indeß doch nicht bestimmt, ob unser Militär inzwischen die deutschen Kokarden ebenfalls von seinen Helmen abgenommen hat. Ist's noch nicht geschehen, so wird es doch jedenfalls später geschehen. Bei dem allgemeinen Rückwärtsfieber, das rasch wie die Cholera von Land zu Land läuft und sich überall eben so schnell festsezt, wäre es unbillig, wollte man verlangen, ein so kleiner und machtloser Staat wie Lübeck solle davon verschont bleiben. Einen deutlichen Beweis, daß man auf vormärzliche Anschauungen wieder zurückzukommen im Begriff ist, hat die Bürgerschaft in ihrer Sitzung am 17. März geliefert, wo dieselbe dem Antrage eines ihrer Mitglieder, welcher dahin ging, die Stellvertretung beim Militär provisorisch bis zum Erlaß eines Bundesgesetzes über die Wehrpflicht wieder einzuführen, mit großer Majorität beipflichtete.

Man lebt hier an der Trave so still und großentheils so in seinem Gott vergnügt, daß selten irgend Jemand auf den höchst seltsamen Gedanken geräth, etwas zu beginnen oder anzuregen, was der Menge, der Allgemeinheit, ich will nicht sagen unangenehm, sondern nur auffällig seyn könnte. Kommt nun bisweilen doch etwas der Art vor, so geräth die gute Travestadt in nicht geringe Aufregung, und in so seltenen Tagen könnte man dann wirklich versucht werden zu glauben, es gäbe hier einige Sandkörner, die sorgfältig zusammengetragen einen durch die Loupe sichtbar werdenden Neuerungspunkt bilden könnten. Eine so unerhört seltene Zeit beginnt jezt am Horizont der lübeckischen Geschichte zu dämmern. Einige Sprudelköpfe sind so keck gewesen, den verpönten Plan zu entwerfen, hier im christlichen Lübeck, hier, wo sich vor grauen Jahrhunderten die Kreuzritter des Nordens einzuschiffen pflegten, um das Christenthum nach Kurland und Liefland u. s. w. zu tragen, eine „freie Gemeinde" zu begründen.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 88. Sonnabend, 12. April 1851.

— O sight
Of terror, foul and ougly to behold,
Horrid to think, how horrible to feel! —
O miserable mankind, to what fall
Degraded, to what wretched state reserv'd!

Milton.

Aus London.

(Fortsetzung.)

Wie man solche Greuel so lange hat dulden, ja sogar unbemerkt lassen können, läßt sich nur daraus erklären, daß die besitzenden Klassen in den kolossalen Fabrik- und Handelsstädten, wie London, Liverpool und Manchester, durch die Gewohnheit gegen den Eindruck des massenhaften Elends abgestumpft sind. Wenn sie dasselbe bemerken, nehmen sie es als eine unangenehme Thatsache, die nicht zu ändern ist, und suchen, wenn es hoch kommt, einen Schleier über den gähnenden Abgrund zu werfen.

Im vergangenen Jahr wurde die öffentliche Aufmerksamkeit gewaltsam auf die Lodginghäuser gelenkt, und zwar durch zwei Ereignisse, von denen das eine die Bourgeoisie unmittelbar angriff, und das andere zu entsetzlich war, um stillschweigend übergangen zu werden. Im vorigen Herbste wurde nämlich in einer dieser Höhlen ein scheußliches Verbrechen begangen, das ich hier nicht näher bezeichnen kann, und die Verhandlungen vor dem Polizeigerichte brachten so entsetzliche Thatsachen zum Vorschein, daß die ganze Presse einstimmig eine genaue Untersuchung verlangte. Die damaligen Blätter liegen mir vor. Das fragliche Haus befindet sich in einer der verrufensten, ungesundesten Gegenden im Mittelpunkte der Stadt. Ein einziges mäßig großes Zimmer, welches zwölf nur zur Hälfte zweischläfrige Betten enthält, ist zum Uebernachten bestimmt. Statt achtzehn Personen werden im Durchschnitt dreißig bis vierzig allnächtlich aufgenommen. Auch hier wohnt das Verbrechen mit der Armuth zusammen. Fast die Hälfte der Gäste sind der Polizei wohl bekannt. Daß auch hier an keine Trennung der Geschlechter zu denken ist, brauche ich kaum zu erwähnen.

Das Resultat dieser Untersuchung, die übrigens nur längst bekannte Thatsachen bestätigte, rief in der vornehmen Presse einen Schrei der Entrüstung hervor. Die haarsträubenden Umstände waren durch die gerichtlichen Verhandlungen zu sehr in die Oeffentlichkeit gedrungen, als daß sie hätten vertuscht werden können. Die Times, deren konservative Gesinnung Niemand in Zweifel ziehen kann, setzten die verderblichen Folgen auseinander, welche der bestehenden Gesellschaft aus einer so systematischen Demoralisirung der niedern Klassen erwachsen müßten. „Hinter den prunkenden Wänden des heutigen Staates sind Massen menschlichen Elends und menschlicher Verderbtheit aufgehäuft. Es vegetirt dort eine zahlreiche gesetz- und gottlose Bevölkerung, die wir bemitleiden und zugleich auch fürchten müssen.“ Das Blatt verlangt im Interesse der Gesellschaft, daß die Regierung ernstlich auf Abstellung der beschriebenen Mißstände denken und namentlich durch Einrichtung gesunder, zweckmäßiger Lodginghäuser dem herrschenden schamlosen System der Ausbeutung des Armen ein Ende machen solle.

Die Aufregung, welche der erwähnte Fall in den „respektablen“ Kreisen hervorgebracht hatte, wurde durch ein anderes Ereigniß, welches die Runde durch alle Journale machte, wach gehalten und vermehrt. Ein Gentleman aus sehr vornehmer Familie wurde gegen das Ende des vergangenen Jahres von einer Diebsagentin in ein Lodginghaus gelockt, und es wäre ihm höchst wahrscheinlich übel ergangen, wenn die Polizei nicht noch zu rechter Zeit auf dem Platze erschienen wäre. Es wurden einige Verhaftungen

vorgenommen, und die Details, welche vor dem Polizeigericht zu Tage kamen, und vielleicht noch mehr die Persönlichkeit des Betheiligten machten die Angelegenheit zu einer cause célèbre. Die Einzelheiten, welche namentlich in den Daily News mitgetheilt wurden, waren so interessant, daß ich mich entschloß das fragliche Lokal zu besuchen.

Es war an einem nebligen, feuchtkalten Decembertage, als ich meinen Vorsatz ausführte. Ich hatte ziemliche Ortskenntniß und fand bald den Foxcourt (Fuchshof), in welchem das Lodginghaus liegt. Der „Hof" bot dieselbe ekelhafte Scene dar, wie fast alle Winkel dieser Art. Das Gebäude, welches ich suchte, erkannte ich leicht an den zahlreichen Paupers, die ab und zu gingen oder vor der Thüre herumlungerten. Es sah wo möglich noch häßlicher und verfallener aus als die Nachbarhäuser. Einer der Bewohner, ein zerlumpter, halbtrunkener Irländer, führte mich durch einen dunkeln Gang eine zerbrochene Treppe hinab in die unterirdischen Gewölbe, welche die „Diebsküche" (so heißt dieses Lodginghaus in der Polizeisprache) bilden. Den Auftritt, den ich hier vor Augen hatte, werde ich niemals vergessen. In zwei Kellerabtheilungen, von denen jede nicht größer als ein gewöhnliches Zimmer ist, fand ich drei bis vier Dutzend bleiche, meist zerlumpte Menschen jeden Alters und Geschlechts, die auf zerbrochenen Stühlen und Bänken und Fragmenten von Bettstellen umherkauerten und ihre erstarrten Glieder an zwei Kaminfeuern zu erwärmen suchten. Meine Anwesenheit wurde kaum bemerkt. Die meisten waren berauscht. Einige verdächtig aussehende Individuen betrachteten mich mit drohenden Blicken, aber die Furcht vor der Polizei, welche diese Orte nie aus dem Auge läßt, mochte sie doch im Zaume halten. Die Luft war entsetzlich, das Gas, welches den ganzen Tag brennen muß, gab im dichten schweren Dunste eine trübe röthliche Flamme. Die Sonne scheint niemals in diese Höhle des Elends. Nur an besonders hellen Sommertagen braucht das Gas nicht angezündet zu werden. Die Gesellschaft war dieselbe wie an allen ähnlichen Orten: Arbeiter, die außer Brod gesezt sind, Irländer, Diebe und schlechte Weiber.

Ich hatte in den öffentlichen Berichten gelesen, daß allnächtlich zweihundert Menschen in der Diebsküche ihr Obdach fänden. Dieß schien mir unglaublich, denn die beiden Zimmer waren jezt schon überfüllt, und wie gesagt, die Zahl der Anwesenden belief sich höchstens auf fünfzig. Aber die Erkundigungen, welche ich einzog, ließen mich an diesem Faktum nicht länger zweifeln. Wie eine solche Menschenmasse in einem solchen Raume untergebracht werden kann, ist mir freilich ein Räthsel. Aber welche Auftritte mag erst die Nacht bieten! Und nun denke man noch, daß wenigstens die Hälfte der Bewohner Kinder unter vierzehn Jahren sind.

Als ich mich mit eigenen Augen von der Wahrheit der Zeitungsberichte überzeugt hatte, entfernte ich mich, halb betäubt vom Anblick und der Atmosphäre, die ich geathmet. In wenigen Minuten befand ich mich wieder im Getümmel der Oxfordstreet, inmitten des Reichthums und der fashionablen Welt. Das ist eben das Charakteristische in den englischen Städten, und namentlich in London, daß sich die schroffsten Gegensätze unmittelbar berühren. So liegt diese „Diebsküche" im Centrum des besten Viertels von London, zwischen Oxfordstreet, Regentsstreet und dem Strand.

(Fortsetzung folgt.)

Ellina und ihre Tante.

(Fortsetzung.)

Ja, das Leben lag schwer auf Ellina, und sie dachte reiflich über ihren Zustand nach. Eigentlich kannte sie die Tante nur wenig, wiewohl es immer geheißen, daß sie von frühester Kindheit an ihr Liebling gewesen. Als Ellina geboren wurde, war Tante Therese in des Bruders Hause, aber seit undenklicher Zeit hatte sie bei einer uralten Groß- oder Urgroßtante gelebt, zur Pflege und Gesellschaft. Diese nun war vor einem halben Jahr um Weihnachten gestorben und Ellina, die sich eben im Hause einer Freundin aus der Kostschule in einer kleinen, nicht weit vom väterlichen Gute entfernten Residenz befand, hatte deßhalb den Sylvesterball im Palais versäumen müssen; man denke! — Diese alte Dame nun hatte der Tante Therese ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, das Landhaus, welches sie bewohnte, zwei andere Güter, die verpachtet waren, und viel Geld, Ellina wußte gar nicht wie viel. Aber das wußte sie, denn es war oft in ihrer Gegenwart besprochen worden, daß die Tante zu ihrem Vater gesagt: „Bernhard, du sollst nicht auf meinen Tod warten; ich schenke die zwei Güter deinen beiden jüngsten Söhnen, dem ältesten und jeder deiner drei Töchter 10,000 Thaler, die 40,000 Thaler, wofür die Selige die Pfandbriefe auf deinen Grundbesitz in Händen hatte. Ueber das andere gestattest du mir anderweitig zu verfügen." Dieses war geschehen, als der Vater im Januar von der Testamentseröffnung im Trauerhause zurückgekehrt war, und das war schon gut, aber eigentlich kam den Kindern doch alles zu, denn der Vater war Tante Theresens einziger noch lebender Bruder. Was wollte sie nun mit dem andern machen? Und wie viel war es? Später hatte Tante Therese noch einen Silberkoffer und einige Familienbilder nach des Vaters Gut gebracht und der Schwägerin Diamanten und Perlen geschenkt, auch jedem der drei Mädchen ein werthvolles Andenken an die Urgroßtante, welche die

Kinder kaum gekannt, da sie in der lezten Zeit nie mehr aus ihrer Chaise-longue gekommen war und man sie nur alle paar Jahre einmal besucht hatte. Endlich hatte dann Tante Therese erklärt, sie wolle in's Seebad reisen, und man hatte ihr gestattet Ellina mitzunehmen.

Was waren nun aber ihre Plane? was hatte sie davon, wenn Ellinas junges Herz geopfert wurde? Und doch war dem so, ohne alle Frage! — Es galt jezt aufmerksam, ruhig, fest zu seyn; es galt insbesondere sich nicht überrumpeln zu lassen; es galt widrigem Eigenwillen edelstolzes Selbstbewußtseyn entgegenzusetzen; ach, was galt es nicht alles! Aber darüber machte der Schlaf seine Rechte geltend und über dem Nachtgebet schlief sie ein.

In den Nordseebädern braucht man nur an den Tagen früher Fluth sich zeitig herauszumachen, man braucht nicht „um's Morgenroth aus schweren Träumen empor zu fahren," wie da wo eine Trinkquelle die Hauptrolle spielt. Ellina schlief also, bis die Sonne hoch und der Frühstückstisch in der Veranda bereit stand. Was war aber der Tante eingefallen! Einen **weißen** Morgenrock hatte sie angethan! Eine alte Dame und **weiß**! Welche Thorheit! Indessen der Rock an sich war anständig; er war von Kaschmir, mit weißer Seide gefüttert. „Unpassend, aber doch vornehm," damit beruhigte sich Ellina, die im Morgenkleide von rosenfarbiger Mousseline mit ihren braunen Locken und maifrischen Farben gar niedlich aussah. Der Tante sanfte Augen ruhten mit Wohlgefallen auf ihr, als sie von Goßners Schatzkästlein zu dem blühenden Kinde aufblickte.

Während des Frühstücks ward verabredet, daß Ellina heute allein mit der Ursel zum Meer gehen sollte, da die Tante eines vollständigen Ruhetags bedürfe. „Endlich denkt sie doch einmal an ihre Jahre," sagte sich die durch den Anblick des **ächten** Kaschemirs in versöhnlichere Stimmung versezte Nichte, und ging nach einer kleinen Wanderung durch das Dorf und zwischen den Dünen, wo gar hübsche wilde Blumen wuchsen, mit der Ursel den Badewagen am schönen „Frauenstrand" zu. Erst nicht ohne Schreck, dann mit unsäglicher Lust tauchte sie in die Wellen, ließ das reiche Haar im Meereswinde fliegen, suchte darauf Muscheln am Strande und kam erst nach Verlauf mehrerer Stunden in fröhlicher Vergessenheit ihrer Sorgen zur Fischerhütte zurück. — Aber wie? sizt da nicht schon der Verhaßte, ihrer harrend, in der Veranda? Ein wundervoller Strauß von Treibhausblumen, frisch und duftig und sicher nicht auf der Insel gewachsen, liegt auf dem Tisch, daneben zwei gleiche Etuis von rothem Saffian und noch allerhand, was von der Tante leise bei Seite gethan wird. Nun ist's Zeit, dachte Ellina, meine ganze Nichtachtung zu zeigen. Sie geht nickend vorbei, ohne sich aufzuhalten, in's Haus, in ihr Zimmerchen, dessen kleines Fenster auf eine Nebengasse des Inseldörfchens sieht. „Verrathen bin ich, ja verrathen!" spricht sie zu sich selbst. „Aber ich will die Fesseln zerreißen! Morgen schon schreibe ich an die Mutter! Ob ich nicht vorläufig Anhalt und Schutz finden könnte bei irgend einer Familie unter den Badegästen? Aber heute ist erst der dritte Juli, vorgestern ist das Bad eröffnet worden, eine Liste gibt's noch nicht."

Ueber diesen und ähnlichen Gedanken, in eine Stickerei verwebt, ward Ellina des Einflusses gewahr, den Sorgen und Seeluft auf die Eßlust üben, und sie erkundigte sich bei der Ursel, wie es mit der Mahlzeit gehalten werde. Diese berichtete, das Essen komme vom Conversationshause und werde in der Veranda eingenommen, und das Fräulein brauche vor dem Spaziergang am Strand sich nicht anzukleiden. Als Ellina sodann in der Veranda erschien, war der Widerwärtige fort; die Tante hatte eine schwarzseidene Schürze vorgethan und sah mit sonderbar feuchten Augen die Nichte an, als habe sie etwas zu bitten oder gar zu danken. Indeß wurde kein entscheidendes, ja nicht einmal ein bedeutendes Wort gesprochen. „Die Tante will doch die Sache leiser führen als ich anfangs meinte," dachte Ellina, nahm das Geschenk von einem halben Dutzend Handschuhe, einem leichten hellfarbigen Strandmantel und einem Florshawl huldreich entgegen und versprach um sechs Uhr zum Spaziergang bereit zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der Trave, März.

(Fortsetzung.)

Die freie Gemeinde.

Ich kann just nicht behaupten, daß mich das freigemeindliche Streben sonderlich fesle und anspreche, wie es bisher zur Erscheinung gekommen ist. Mir persönlich ist dieser ernüchterte Glaube zu kahl und leer, als daß ich mich an ihm erbauen könnte. Schon aus diesem Grunde interessirt er mich wenig. Sodann aber bin ich der Meinung, daß das innerste Wesen der freien Gemeinden nicht zur Erstarkung weder des religiösen Lebens noch des kirchlichen Sinnes im Allgemeinen beiträgt, was es vielleicht auch nicht soll. Ist dieß aber nicht

der Fall, so zersplittert es nur die geistige Kraft, die im Fortschrittsdrange des Protestantismus unbestreitbar liegt. Wäre dem so, dann könnte das Umsichgreifen der freien Gemeinden allerdings schädlichen Einfluß äußern und es ließe sich rechtfertigen, wenn man ihnen hindernd entgegen träte. Allein dieß ist meines Erachtens eine zu weit getriebene Furcht. Wie diese Gemeinden gegenwärtig sind, werden sie — davon bin ich fest überzeugt — wenig oder gar keinen Schaden anrichten, vielmehr höchst wahrscheinlich an ihren eigenen Grundsätzen zerschellen. Jedenfalls müßte der christlich protestantische Staat ihnen freien Spielraum geben, weil er den Fortschritt will und liberalen Grundsätzen huldigt. Er sollte stets des Lutherischen Wortes eingedenk bleiben: Ist das Werk von Gott, so wird's bestehn, ist es vom Bösen, so wird's zu Grunde gehn. Unser Senat dachte wohl nicht so, denn er schlug denjenigen, welche sich als freie Gemeinde zu constituiren beabsichtigten, ihr Gesuch anfangs rundweg ab. In Folge einer zweiten Eingabe soll jedoch die Angelegenheit, wie ich höre, an eine Commission gewiesen werden, worauf sie jedenfalls an die Bürgerschaft gebracht und dann endgültig darüber entschieden wird. Einseitiges Ablehnen durch den Senat würde nicht einmal thunlich seyn, weil es ungesetzlich wäre; die Bürgerschaft muß immer auch ein Wort darein reden. Bei der erwähnten Angelegenheit wird aber nach meinem Dafürhalten die Bürgerschaft schwerlich anderer Meinung seyn, als der Senat, weßhalb wahrscheinlich die ganze Sache an der Unanimität beider genannter Körperschaften scheitert. Die freigemeindlich Gesinnten glauben dieß freilich nicht, weil sie überzeugt sind, es würde eine große Menge ihrer Mitbürger ihnen beitreten, sobald die Sache selbst erst auf sicherem Grunde ruhte. Diese Annahme dürfte jedoch auf einem Irrthume beruhen. So weit ich die Gesinnung und Denkart der lübischen Bürger kenne, ist die größte Majorität gegen die Sache, diejenigen aber, die nicht gerade dagegen sind, werden sich auch niemals dafür erklären, weil ihr ganzes Seyn und Leben sich in dem ausgebildetsten Indifferentismus bewegt.

(Schluß folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Theater.

Diese sittenreine und hochherzige Prinzessin ist Niemand anders als die bekannte Messalina. Messalina, in dem Stücke Valeria getauft, ist hier nicht das Ungeheuer, das in dem entrüsteten Bewußtseyn so vieler Jahrhunderte lebt, sie ist das Opfer einer beklagenswerthen Verwechslung und scheußlichen Verleumdung. Sie ist mit der Schuld ihrer Doppelgängerin, der Courtisane Lycisca, vor der Nachwelt behaftet. Diese Lycisca, wie Lacroix und Macquet uns die Sache auseinandersetzen, wird von dem etwas blödsinnigen Claudius in den Armen eines Tänzers überrascht, von besagtem Kaiser für Messalina gehalten, in der Aufwallung des ersten, unüberlegten Augenblicks zum Tod verurtheilt und so dem Abscheu des getäuschten Publikums der drei und später fünf Welttheile überantwortet. Die Herren Lacroix und Macquet haben nun, sey es durch die Einflüsterungen eines messalinenfreundlichen Genius, sey es durch die Entdeckung bisher nicht geahnter Quellen hiezu bewogen, dieses grausame Mißverständniß aufzuklären unternommen und erweisen sich hierin als würdige Söhne ihrer Zeit, die so viele Ungethüme, als da sind Robespierre, Marat, St. Just und noch so manche desselben Schlags, von dem schlechten Leumund, der ihnen anklebt, zu reinigen sich angelegen seyn läßt.

Während auf dem Théâtre français der Ausbund weiblichen Lasters im alten Sinn wieder zu Ehren gebracht wurde, ward in der Heimath des sittsamen Vaudeville, im Gymnase, einem weniger berüchtigten, aber immer noch ziemlich laxen Frauenzimmer eine ähnliche Freundlichkeit erzeigt. Manon Lescaut ist ein Roman, über den hier zu Lande in belletristischen Kreisen und auf dem literarischen Forum nur mit Bewunderung, unter vier Augen jedoch hie und da anders gesprochen wird, und die Heldin desselben wird wegen ihrer Wahrheit, Natur und Liebenswürdigkeit sehr gerühmt. Ich für meinen Theil habe mir nie recht erklären können, wie Personen, die sich auf ihr sittliches Bewußtseyn etwas zu gut thun, an einem, wenn man will artigen, verführerischen, über einen schwachköpfigen Narren, über einen Desprieux, zumal allmächtigen aber doch, unparteiisch betrachtet, verächtlichem Geschöpfe, das über die Verhältnisse von Mein und Dein eben so ungenaue Begriffe als über die Treue in der Liebe hat, großes Gefallen zu finden vermochten. Das Théâtre du gymnase, das aus der Tugend eine Art Specialität gemacht hat, konnte daher die ursprüngliche Manon nicht bestehen lassen und gleicht die Kühnheiten ihrer allerdings etwas leichtsinnigen Jugend durch eine Heirath am Schluß mit den Grundsätzen der Religion, des Eigenthums und der Familie auf höchst erbauliche Weise aus. Wie Valeria für Mlle. Rachel geschrieben ward, so wurde Manon Lescaut, bloß um die Anlagen einer andern, sehr geschätzten Künstlerin, Mad. Rosa Chéri, in einem neuen Lichte zu zeigen, für die Bühne bearbeitet. Mad. Rosa Chéri hat eine Zeitlang, im Honigmond ihres ersten Auftretens, ganz Paris zum Schwärmen gebracht, und wenn man auch von der Meinung zurückgekommen ist, sie besitze das heilige Feuer des Genies, so wird sie doch noch immer als ein bedeutendes Talent betrachtet. Eine wohlklingende und seelenvolle Stimme, ein gewinnendes Aeußere, Innigkeit des Vortrags, edle, ungezwungene Einfachheit der Bewegungen und eine Hinneigung zu sanfter Ekstase machen sie vorzüglich zur veredelnden Darstellung gewisser Romanfiguren geschickt, und um ihr zur Entfaltung dieser Gaben zu verhelfen, wurde eigens der Inhalt mehrerer berühmten Romane von gewandten Fabrikanten für das Theater eingerichtet. So sahen wir auf den Brettern des Gymnase unter andern Clarisse Harlow wohl an die zweihundertmal ihre Leidenschaft und ihr Unglück den gerührten Parisern produciren, so ward später Goethe's Faust, als wäre er auch ein Roman, in Gestalt eines empfindsamen Vaudeville's dem Repertorium des Gymnase einverleibt, um Rosa Chéri als Gretchen zu verherrlichen, und jüngst nun wurde zu demselben Zwecke des Abbé Prevost höchst ungebundene Manon Lescaut in eine halbe Tugend verwandelt. Doch hat die Kasse mit diesem jüngsten Versuch, aus einer Romanheldin eine Theaterprinzessin zu machen, keineswegs große Aussicht nur den vierten Theil des Zuflusses zu erlangen, den ihr einst Clarisse Harlow verschaffte. — Zu gleicher Zeit wurde im Odeon, dem Theater der Studenten, eine höchst eigenthümliche Uebertragung epischer Poesie auf das dramatische Gebiet veranstaltet. Die Erzählungen Hofmanns waren schon seit längerer Zeit in Frankreich ziemlich gern gelesen; dieses neunzehnte Jahrhundert, das sich seiner positiven Richtung bald rühmt bald anklagt, sich in dem Hohne gegen metaphysische Forschung so zungenfertig zeigt und wirklich auf dem Felde des materiellen Fortschritts seine besten Thaten vollbringt, hat, wenn es einmal die Wirklichkeit gegen die Dichtung ausgetauscht oder den Weg der Zukunft eingeschlagen, an chimärischen Planen, abenteuerlichen Begegnissen und phantastischen Gebilden seine Freude. Was die Welt jetzt verlangt, ist schnelle, möglichst mühelose Befriedigung der Sinne, und das geschieht entweder durch unmittelbare Sättigung der Sinne selbst oder durch lebhafte Ansprache der sinnlichen Vorstellungskraft; durch Speise, Trank und sonst greifbare Genüsse, aber auch durch californische Berge, unglaubliche Geschichten und übernatürlichen Spuk.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 89. Montag, 14. April 1851.

Aimez-moi, soupirez, brûlez pour mes appas,
Mais qu'il me soit permis de ne le savoir pas.
Molière.

Ellina und ihre Tante.

(Fortsetzung.)

Wer aber fand sich schon vor fünf Uhr wieder ein, recht als ob der Kaffee für ihn bereitet wäre? Natürlich, der Herr Rittmeister, und — nein, das war denn doch zu arg! — brachte noch einen Herrn mit und stellte ihn als seinen Bruder, den Landrath vor, und der Landrath hatte einen großen Jungen, so von sieben bis acht Jahren, hinter sich, und die Tante stand auf und der Landrath küßte der Tante die Hand und behielt sie in der seinen, und dann ward der Junge vorgeführt und die Tante sprach sehr freundlich mit ihm und die Ursel lief eilends mit der Milchkanne in's Nebenhaus. Dieses alles sah Ellina aus dem Fenster in der Tante Zimmer, in dem sie des größeren Spiegels wegen ihre Toilette vollendete. Jetzt ward nach ihr gefragt, sie mußte erscheinen, und — nun, das war schon eher wie sich's schickt — der Rittmeister stellte ihr seinen älteren Bruder und dessen Sohn, das Hänschen, vor. Da nun Ellinas Vater auch Landrath war, so fühlte sie sich schon etwas heimisch, um so mehr, als dieser Landrath ein gar angenehmer Mann war, freundlich und munter, und sich während einer endlos langen Wanderung am Strande sehr angelegentlich mit ihr unterhielt. So wagte sie denn eine Frage, wodurch sie hoffte den Grund der Intrigue zu sondiren: „Woher kennt denn Ihr Herr Bruder meine Tante?“ Der Landrath sah sie einen Augenblick mit seltsam forschendem Blick an, dann erwiederte er scheinbar gleichmüthig: „Vor eilf Jahren war Fräulein Therese mit der verstorbenen Frau Tante hier, so wie meine selige Mutter mit ihrem Hausstande. Da ist die Bekanntschaft entstanden; in Italien haben sie sich wieder getroffen.“ Damit brach er ab, weil Hänschen sich zu nahe an's Meer begeben hatte.

Zwei Stunden später, nachdem sie sich eilends umgekleidet, trat Ellina mit der Tante in den großen und für die frühe Jahreszeit schon sehr gefüllten Saal. Die zwei Herren schienen ihrer an der Thür geharrt zu haben und folgten. Da beleuchtete sich vor Ellinas Augen die Intrigue mit einem hellen Streiflicht. Indessen erschallte fröhliche Tanzmusik und der Landrath führte ihr einen Tänzer zu. Während dessen wich der Rittmeister nicht von der Seite der Tante, die im schweren grauseidenen Kleide, im schwarzen Spitzenüberwurf und mit den schwarzen Spitzen im reichen lichten Haar für ihre Jahre, so sagte sich Ellina, ganz besonders leidlich aussah. — Ellina setzte keine Tour aus; es wurden Bekanntschaften gemacht, und, ein wahres Glück! eine junge Dame war die Base einer Freundin aus der Kostschule. Sie wußte von allem Bescheid; es war eine wahre Erquickung. Ellina kam heiter nach Hause und vergaß etwas des schweren Sorgensteins, der auf ihrem armen Herzen lastete.

Am andern Morgen wurde frühe gebadet, schon vor dem Frühstück, und da hatte die Tante sonderbare Eile, nach Hause zu kommen, das feuchte Haar trocknen und glätten zu lassen und den schwarzen Oberrock und Mantel gegen das erwähnte Morgenkleid aus Kaschemir zu vertauschen. Und o weh! die Ursel setzte drei Tassen auf den Frühstückstisch, als wenn sich's von selbst verstände, daß der Rittmeister komme. Dieser ließ denn auch nicht lange auf sich warten; er hatte Bücher und wieder einen schönen Strauß in der Hand. Die Tante gab ihm einen anmuthigen Wink, und siehe, er überreichte ihr, Ellinen, die duftigen Orange-

blüthen und Heliotropien, um eine prächtige rosenfarbige Camelie gereiht. Der Strauß war schön und an sich erfreute sie sich desselben, aber ihn anzunehmen war ihr höchst peinlich, und sie vermochte es kaum über sich zu danken. Mußte sie nicht diese Gabe für eine verblümte Werbung halten, und konnte die Annahme von ihrer Seite nicht als eine Art Ermuthigung gedeutet werden? Ein Grauen ging durch ihre junge Seele, sie zog sich in ihr Kämmerchen zurück und weinte, bis ihr die Ursel sagte, die Herrschaften seyen fast mit dem Frühstück fertig; da trocknete sie die Augen und eilte in die Veranda. Man ist am Meer immer so hungrig, zumal wenn man siebzehn Jahre zählt. — Das Hänschen kam, sie an den Strand einzuladen, wo eben ein Dampfschiff landen werde, und auf die freundliche Zustimmung der Tante eilte Ellina mit ihm fort, froh der schwülen Luft der Veranda zu entrinnen.

War denn der Rittmeister so unangenehm, so unschön? Keineswegs, er stand im kräftigsten Mannesalter, hatte edle Züge, eine hohe Gestalt, einen ritterlichen Anstand, eine klangreiche Stimme; auch schien er sehr unterrichtet. Vermögen? das wußte Ellina nicht; aber alles Aufgedrungene ist nun einmal lästig, widrig, und was hatte sich denn die Tante hinter dem Rücken der Mutter in ihre Herzensangelegenheiten zu mischen? was hatte sie da anzuordnen? Ellina schrieb in Gedanken tausend Briefe an ihre gute Mutter, aber auf's Papier kam keine Sylbe. — Der Landrath, der artige Mann, war Wittwer. Das arme Hänschen hatte keine Mutter; seine kleine Schwester hieß Liane und war weit weg bei der Großmutter. „Aber wenn der Vater uns wieder eine Mutter geschenkt hat, kommt sie wieder zu uns auf's Gut." Das vertraute ihr Hänschen, für sie ein kleiner Engel des Trostes in ihrem Jammer.

So gingen die Tage ohne bedeutende Abwechslung dahin, aber das stets dräuende Gewitter zögerte noch immer sich zu entladen. Man machte indessen angenehme Bekanntschaften, hübsche Spazierfahrten zur See, und zumal die Tanzmusik jeden Abend hatte doch etwas Tröstendes und Aufrichtendes. Mitunter speiste man an der öffentlichen Tafel; dann saß das Hänschen zwischen Tante und Nichte, der Landrath neben der leztern und der Rittmeister bei der Tante. Einmal, als es sich traf, daß dieser neben sie zu sitzen kam, war er befangen, und wie hätte es anders seyn können? Kein Schatten von Ermuthigung sollte ihm zu Theil werden, das hatte Ellina sich fest vorgesezt und streng führte sie es durch. Ihre Freundin Hulda hatte indessen alles durchschaut und nannte jene fünf „die werdende Familie."

Zum Frühstück in der Veranda fand sich, zumal wenn es ein spätes war, der Rittmeister häufig ein, und dann pflegte er aus irgend einem ernsten Buche vorzulesen. Er schleppte sich mit Carus Erdenleben, mit Humboldts Ansichten der Natur, mit dem Kosmos und dergleichen. Nicht selten hatte er einen jener theuren Sträuße in der Hand, die, wie Ellina nun wußte, aus den Treibhäusern einer fernen großen Stadt kamen, aber er wagte es nicht wieder ihn ihr zu reichen, er ließ ihn liegen, unendlich dankbar sie anblickend, wenn er ihn Abends in ihren Händen sah; meist aber nahm ihn die Tante an sich. Eine Stunde vor dem der Badezeit wegen stets wechselnden Mittagsmahl kam der Rittmeister wieder, ging aber, sobald die Ursel den Tisch zu decken begann. Zum Kaffee erschienen regelmäßig beide Brüder; das wußte Ellina schon nicht anders und sorgte für Hänschens Milch und Brod. Der Bube war ihr nach und nach gar lieb geworden. Sie beschäftigte sich überhaupt gern mit Kindern und war das gewöhnt; war sie doch die älteste von sechs Geschwistern und die Stütze ihrer Mama. — Die Promenaden am Strand waren ganz angenehm und sie durfte jederzeit eine und die andere Dame dazu abholen. Sie hatte nun schon liebe Freundinnen, von denen eine Braut, die andere gar eine junge Frau war. Es war auch ein junger Wallfisch an den Strand geschwommen und hatte dort sein junges Leben geendet. Der Landrath ging mit ihr und Hänschen hin, das Ungeheuer zu betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus London.

(Fortsetzung.)

Seitdem ist beschlossen worden, das Lodginghaus in Foxcourt abreißen zu lassen. So wünschenswerth dieß auch in manchen Beziehungen seyn mag, so wird es doch in der Lage der hauptsächlich Betheiligten nicht das Geringste ändern. Wenn auch alle schlechten Häuser, schlechten Straßen und sogar die schlechten Viertel abgerissen und neu gebaut würden, die Armen werden ihr Elend überallhin mitnehmen, wohin sie auch verwiesen werden mögen. Der hohe Miethzins nöthigt sie nach wie vor, eng zusammengepreßt zu wohnen und sich meistens sogar unter die Erde in die giftigen Kellerwohnungen zu flüchten. Es handelt sich nicht darum, die schlechten Wohnungen zu zerstören, sondern zu demselben Preis bessere an die Stelle zu setzen.

Ich muß hier einem Einwande begegnen, der namentlich von Ausländern erhoben werden kann. „Warum gehen die Armen nicht lieber in das workhouse, statt sich einem solchen Elende auszusetzen?" Die Antwort auf diese Frage ist leicht. Die Einrichtung dieser „Wohlthätigkeitsanstalten" ist der Art, daß das Volk sehr häufig den Hungertod außerhalb der-

selben vorzieht. Die Coronerlisten Londons geben wöchentlich ein paar Fälle dieser Art. Wer in das Workhaus eintritt, verliert vollständig seine persönliche Freiheit, er darf nur gegen Erlaubniß, die noch dazu selten ertheilt wird, ausgehen, er ist einer willkürlichen, oft grausamen Disciplin unterworfen und wird in eine häßliche, dem Volk tödtlich verhaßte Uniform gesteckt. Die Arbeit ist unverhältnißmäßig schwer und hat meistens keinen andern Zweck als die Zeit todtzuschlagen, dabei wird nur sehr spärliche und schlechte Nahrung gereicht, so daß sehr häufig Todesfälle einzig und allein aus Mangel an gesunden und nahrhaften Speisen vorkommen; kurz die ganze Einrichtung ist so, daß die hartnäckige Abneigung der Armen nur zu wohl begründet erscheint. Das Leben im Workhaus ist gleich dem Leben im Gefängniß, nur mit dem Unterschiede, daß die Kost der Gefängnisse unvergleichlich besser ist. Darum ziehen es auch viele in der äußersten Noth vor, ein bürgerliches Gesetz zu übertreten, um zwei, drei Monate eingesperrt zu werden. Solcher Fälle kommen in der großen Metropolis jährlich einige hundert vor, und es gibt wohl nur wenige Zeitungsnummern, die nicht ein oder mehrere Beispiele dieser Art enthalten. — Aber alles, was ich bis jezt angeführt, würde der Arme noch ertragen, wenn ihm das Workhaus nicht das Recht der Familie absprӓche. Sobald eine Familie in dasselbe eintritt, wird das Weib vom Manne getrennt, selbst die Kinder von den Eltern und in einem abgesonderten Theil des Gebäudes eingesperrt; Zusammenkünfte sind nur selten erlaubt, und dann nur in Gegenwart eines Aufsehers. Doch ich will nicht weiter von meinem ursprünglichen Gegenstande abweichen. So viel glaube ich wenigstens im Vorbeigehen gezeigt zu haben, daß die „Armengesetzbastillen“ (poor-law bastiles), wie das Volk die Workhäuser nennt, keineswegs geeignet sind die Lage der Paupers zu mildern.

Um wieder auf die Lodginghäuser zurückzukommen, so fällt es mir natürlich nicht ein, zu behaupten, daß alle Anstalten dieser Art eben so scheußlich sind wie die beschriebenen. Aber so viel steht fest, daß unter den fünfhundert Lodginghäusern Londons keine zehn sind, welche auch nur den bescheidensten Anforderungen entsprechen. In neuerer Zeit haben sich nun einige Gesellschaften gebildet, welche dem Armen ein billiges und gesundes Unterkommen verschaffen wollen. Zwei Anstalten sind seit kurzem zu diesem Zwecke eingerichtet worden, welche ungefähr 150 Menschen aufnehmen können. Aber was will das sagen, 150 unter 50,000! Die Spekulation fängt übrigens jezt an sich auf diesen Punkt zu werfen, und da sich alle bis jezt eingelegten Kapitalien trefflich rentirt haben, läßt sich erwarten, daß die zahlreichen Lodginghäuser, welche projektirt sind, möglichst bald zur Ausführung kommen. Sollte die Bill, welche dem Parlamente vorgelegt wird, angenommen werden, was kaum zu bezweifeln ist, so wird der Privatunternehmung ein kräftiger Sporn gegeben, und wir haben den besten Erfolgen entgegenzusehen. — In Manchester, Liverpool, Birmingham, Sheffield, Glasgow und allen größeren Fabrik- und Handelsstädten finden wir dieselben Mißstände, welche uns in London entgegengetreten sind. Edinburgh ist der einzige Ort, welcher sich bemüht hat, für eine menschliche Unterkunft der Armen zu sorgen.

In Chambers Journal vom 8. März d. J. finde ich einen Aufsatz, dem ich einige Notizen entnehmen will. Schon im Jahre 1842 trat in Edinburgh eine Gesellschaft zusammen, welche ein Kapital von zweihundert Pfund zusammen brachte und ein Musterlodginghaus, freilich in kleinen Dimensionen, gründete. Das Haus konnte anfangs nur vierzehn Gäste aufnehmen, aber das gute Beispiel fand Nachahmung, das Unternehmen rentirte sich und die Gesellschaft konnte ihre Mittel bald so weit vermehren, daß sie die Anstalt auf fünfzig Menschen ausdehnen konnte. Es wurde namentlich für Ventilation und gute Betten gesorgt. Der Preis des Nachtlagers in einem zweischläfrigen Bette wurde auf drei Pence, und für ein Bett allein auf sechs Pence festgesezt. Schon 1847 mußte ein zweites und 1848 ein drittes Lodginghaus errichtet werden, und man wird bei den erlangten Resultaten nicht stehen bleiben. Im vergangenen Jahre wurden in den bezeichneten drei Häusern 45,924 Männer, 8471 Weiber und ungefähr 2000 Kinder, also die Nacht im Durchschnitt 160 bis 170 Menschen aufgenommen.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der Trave, März.

(Schluß.)

Bauten.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne der Umgestaltung zu gedenken, die die allernächste Umgebung unserer Stadt auf der Nordwestseite in Folge der Eisenbahn- und Hafenbauten erlitten hat und noch erleidet. Vor anderthalb Jahren noch verdeckten die hohen, breiten Wälle mit ihren rauschenden Ulmen- und Lindenalleen die Häusermassen der Stadt auf dieser Seite fast gänzlich. Jezt ist die ganze Umwallung bis auf wenige

Ueberbleibsel in einer Ausdehnung von einer halben Stunde rasirt, wodurch Stadt und Umgebung eine ganz andere Physiognomie erhalten haben. Schon das gegenwärtige Chaos der Zerstörung zeigt, daß die Neubildung eine großartige und wahrscheinlich höchst anziehende werden wird. Deutschland hat bestimmt keinen zweiten Bahnhof von gleich günstiger Lage für leichten, raschen und ausgebreiteten Verkehr aufzuweisen. Er liegt zwischen zwei Seehäfen, die ihn auf beiden Seiten in einer Ausdehnung von mindestens zwanzig Minuten einfassen, und so können die über See ankommenden Güter sofort auf dem Schienenwege weiter in das Herz Deutschlands, nach Belgien, Frankreich ꝛc. befördert werden, und umgekehrt steht der Einschiffung der landwärts anlangenden Waaren ebenfalls nichts im Wege, um über die Ostsee nach Skandinavien und dem russischen Reiche zu gehen. Die unausgesezte Thätigkeit der vielen hundert Arbeiter zu betrachten, die Tag und Nacht hier beschäftigt sind, diese mit dem Fortschaffen der Erdmassen, jene mit Einrammen der Pfähle für das neu zu errichtende Bollwerk an dem verbreiterten Seehafen der Trave, ist wirklich ein eben so unterhaltendes als interessantes Schauspiel. An zwei der höchsten Bastionen des alten Walles, der „Scheune“ und dem „Dannemannsthurm,“ werden Verbindungswege zwischen dem neuen Außenhafen (dem früheren Wallgraben) und dem innern Hafen des Travestroms angelegt, um die Güter schnell und leicht von einem zum andern transportiren zu können. Außerdem sind an diesem Außenhafen sehr umfangreiche Plätze geebnet worden, die zur Aufstapelung der ungeheuern Holzvorräthe bestimmt sind, welche uns Jahraus Jahrein aus dem hohen Norden zugeführt werden und bekanntlich einen sehr wichtigen und einträglichen Artikel des Lübeck'schen Handels ausmachen. Die Bastion „Dannemannsthurm“ wird zu einem bedeutenden Hügel erhöht und soll, wie ich höre, mit einem Pavillon verziert werden. Sind dann alle Land- und Wasserbauten vollendet und ist der noch übrige Theil der alten Wallreste mit freundlichen Anlagen geschmückt, wozu noch immer Raum genug vorhanden bleibt, so wird von dieser Umschau der Mastenwald beider Häfen, das grüne holsteinische Land in der Ferne, die Eisenbahn nebst Bahnhof und die alterthümliche Stadt mit ihren originellen Häusergiebeln und gewaltigen Thürmen einen Anblick gewähren, der wohl geeignet seyn dürfte, auch Fremde zu fesseln und zu erheitern.

Nach einem nur wenige Tage anhaltenden Nachwinter meldet sich der Frühling mit aller Macht. Die Luft weht mild aus dem Süden, das Land beginnt zu grünen, Bäume und Sträucher schlagen aus. Zeigte sich im Leben der Völker ein gleich erfreuliches Keimen und Treiben, so könnte man hoffnungsreich der Zukunft entgegenharren, weil dem aber nicht so ist, so bleibt die Stimmung gedrückt und die warmen Lüfte schwellen die Brust nicht mit frohen Ahnungen eines glückverheißenden Völkerfrühlings.

Paris, März.

(Schluß.)

Theater.

Was auf der Stelle auffällt, was sich dem Auge, dem Ohre marktschreierisch aufdrängt, das Gehirn gleichsam überschwemmt, der Fassungsgabe keine merkliche Thätigkeit, den Nerven keine Spannung und dennoch Reiz verursacht, das ist willkommen und wird gepriesen; was dagegen etwas Sinnen und Suchen erfordert, was zwar kostbar, aber unscheinbar ist, was ohne einen aufmerksamen Geist und ohne Zartheit des Gefühls nicht erkannt und nicht empfunden wird, findet ungleich weniger Anklang, und nur wenn es geziert, wenn es zugespizt ist, kann das Feine auf Beifall rechnen. Auf diese Weise kommt es, daß man eben so gut mit Paradoxen als mit Gemeinplätzen, mit blendenden Luftschlössern als mit Fabriken, mit kabalistischen Hieroglyphen als mit Staatspapieren Furore macht; denn die einen wie die andern nimmt eine träge Phantasie ohne Anstrengung auf, und sie werden selbst für untiefe Naturen leicht der Gegenstand oberflächlicher Neugierde. Zu verwundern ist es daher nicht, wenn dasselbe Publikum, das sich an Scribe und Consorten ergözt, auch Hoffmann mit Antheil liest und zwei junge, kecke Dramaturgen, Jules Barbier und Michel Carré, auf den Gedanken verfielen, aus den volksthümlichsten Erzählungen Hoffmanns ein Drama und mit Mephistos Hülfe ein Zugstück zu bereiten. Diese Bereitung lauft darauf hinaus, daß Hoffmann — die Franzosen sprechen Offmann — in einer norddeutschen Kneipe, wenn ich nicht irre, gar zu Berlin, von dem Bier, das gegen seinen Kopf anstürmt, dem Tabak, der ihn umnebelt, von der Flamme eines wilden Liebesfiebers und dem Zureden seiner Freunde angeregt, sich eben anschickt mit ein paar von den wunderlichen und schauerlichen Geschichten, die er in seinem Reisesacke von der Wanderung in's helldunkle Land der Phantasie mit heimgebracht, herauszurücken, als der Vorhang zum erstenmal fällt und den Zuschauer in Erwartung außerordentlicher Dinge läßt. In den folgenden Aufzügen werden nun drei von den seltsamsten und unheimlichsten Novellen des eigenthümlichen Dichters nicht erzählt, sondern als einzelne Handlungen abgerollt, und im fünften Aufzuge erscheint Hoffmann mit seinen Gesellen wieder, eine im ersten eingefädelte Liebesintrigue kommt zur Erledigung, und das ist alles. — Das Odeon verspricht sich von diesem Experimente eine Reihe sehr schöner Einnahmen, und es kann seyn, daß die Neuheit des Spektakels, der Ruf Hoffmanns und die Lust zu wissen, wie sich das Gelesene scenisch dargestellt ausnehmen werde, diese Hoffnung mehr oder weniger rechtfertigt. Ich möchte jedoch nicht dafür stehen; wenn aber die Salpetrière für Geld geöffnet würde, und die stilleren unter den weiblichen Irren, die dort untergebracht sind, führten, wie dieß kürzlich geschah, mit hohem Ernst und gewissenhaftem Pathos Georg Sands dramatische Idylle „Franz der Findling“ auf, und die wüthenderen derselben tanzten mit ungezähmter Furie und entsetzlichem Jubel die ausgelassensten Tänze der öffentlichen Bälle, während andere wieder schwermüthige Lieder vortrügen, so weit auch die Salpetrière vom Mittelpunkte der Hauptstadt und dem Sitze der feinen Welt entfernt ist, ganz Paris würde ein halbes Jahr lang zum merkwürdigen Schauspiel pilgern, und es wäre sicher mehr davon die Rede als von den Straßenräubern des Herrn Latour St. Ybars, der es mit wirrer Romantik versucht, nachdem er mit klassischer Regelmäßigkeit nicht mehr fortkommt, mehr als von dem Nachtgeist des Herrn Rosenhain, dessen kunstvoll sinnreiche Musik von der Kritik übrigens mit großer Achtung besprochen wurde, mehr selbst als von der Tempesta, mit der Scribe und Halevy in London einen so furchtbaren Lärm verführten und die troz aller aristokratischer Empfehlungen von jenseits des Canals bei den unverbesserlichen Demokraten der Seinestadt kaum größeres Aufsehen hervorbrachte, als eine fette Zeitungsente.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 90. Dienstag, 15. April 1851.

— Quid sapientia possit,
Utile proposuit nobis exemplar.
Horat.

Aus London.

(Fortsetzung.)

Mit den Lodginghäusern dürfen die „Zufluchtsstätten für Obdachlose (refuges for houseless) nicht verwechselt werden. Diese „Asyle," wie sie auch genannt werden, sind von Wohlthätigkeitsgesellschaften gegründet und der Eintritt ist frei. Sie sind übrigens nicht zahlreich, und ich glaube kaum, daß sich mehr als drei in London befinden. Sie gewähren höchstens hundert Menschen Hülfe, also nur dem tausendsten Theil der Obdachlosen. Diese Zufluchtsstätten sind etwas besser eingerichtet als die Lodginghäuser, aber sie kommen so wenigen zu gute, daß sie im allgemeinen Elende völlig verschwinden.

Von den gewöhnlichen Lodginghäusern müssen die sogenannten Modellodginghäuser unterschieden werden. Sie liefern einen glänzenden Beweis für den praktischen Geist der Engländer, und so viel ich weiß, hat der Continent keine ähnliche Einrichtung aufzuweisen. Diese Anstalten vereinigen die Annehmlichkeiten der Privatwohnung mit denen des Wirths- und Kaffeehauses. Doch statt mich auf eine allgemeine Beschreibung einzulassen, will ich lieber meine eigenen Erfahrungen mittheilen.

Bei meiner Ankunft in London kam es mir vor allem darauf an, mich mit der Sprache und den Sitten des Volks bekannt zu machen, und um dieses Ziel zu erreichen, beschloß ich, dem Rathe eines erfahrenen Freundes gemäß, mich in einem Modellodginghause einzumiethen. Das Haus, das mir empfohlen worden, befindet sich in einer „guten Gegend," mitten im Westende. Ich kam gegen Abend mit meinem Gepäck an, und nachdem ich meine Karte für eine Woche gelöst hatte (die Miethe wird in England durchweg wochenweise und im voraus bezahlt), ließ ich mir die ganze Einrichtung zeigen. Zuerst wurde ich in das Kaffeezimmer geführt, welches zugleich als Empfangzimmer dient. Ich fand hier eine sehr anständige Gesellschaft, meistens ältere Männer. Auf den Tischen lagen die wichtigeren Organe der Presse, Tageblätter, Wochen- und Monatschriften. Die Unterhaltung wurde so geführt, daß die Lesenden nicht gestört wurden. Die Beleuchtung war vollkommen gut, natürlich Gas. Im Möblement und überhaupt in der ganzen Anordnung herrschte ziemlicher Comfort, und „ziemlicher" Comfort will im vermeintlichen Lande des Comforts schon viel heißen. Die Einrichtung der öffentlichen Lokale, der Kaffee- und Publichäuser (Bier- und Branntweinschenken) ist alles mögliche, nur nicht bequem. Man sizt fast überall auf ungepolsterten Bänken, deren Rückenlehnen noch dazu in einem rechten, oder gar spizen Winkel emporstehen, so daß der Körper in die unnatürlichste Stellung gezwängt wird.

Vom Kaffeezimmer kam ich in ein schönes Lesezimmer, das eine ausgewählte Bibliothek enthielt und in welchem es verboten war laut zu sprechen. Im hintern Theile des Hauses befand sich das Rauchzimmer (smoking room), der einzige Raum, in welchem das Rauchen erlaubt war. Hier war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, größtentheils junge Leute, die sich in der anständigsten Weise mit Sprechen, Lesen, Rauchen, Schach- und Damenspiel (Karten sind verboten) unterhielten.

Der befremdendste Anblick, der sich einem Ausländer darbieten konnte, erwartete mich aber in den

Küchen, die sich, wie in allen englischen Häusern, unter der Erde befinden. Ich sah hier zu meinem großen Staunen ein paar Dutzend durchweg elegant gekleideter Gentlemen vor dem Kaminfeuer emsig beschäftigt, ihre Mahlzeit oder den Thee und Kaffee zu bereiten. Das nöthige Kochgeschirr gehört zur Ausrüstung eines Modellodginghauses, und der Gebrauch desselben ist unbeschränkt und unentgeltlich. Die angestellten Aufwärter haben diese Geräthe jedesmal nach dem Gebrauche zu reinigen. Für die, welche nicht selbst kochen wollen, besteht eine wohlfeile und gute Table d'hote, und außerdem sind die Köche verpflichtet, alles zu liefern oder zuzubereiten, was verlangt wird, natürlich gegen ein kleines Trinkgeld.

Was dem Fremden in London besonders auffällt, ist der große Reichthum an Wasser, welches in Röhren durch die ganze Stadt, in alle Wohnungen geleitet wird. Im Modellodginghause war dieses herrliche Element im Ueberfluß vorhanden. In den obersten Stockwerken brauchte man nur den Krahnen umzudrehen und das frische Wasser sprudelte massenhaft hervor. Die Wasch- und Badevorrichtungen sind deßhalb auch vortrefflich, und hierin allein besteht schon ein wichtiger Vortheil der Modellodginghäuser vor jeder Privatwohnung.

Die Schlafzellen kamen mir Anfangs sehr sonderbar vor. Sie bestehen aus einer langen Reihe kleiner Zimmer, oder besser Verschläge, die ein Bett, eine Kiste und den nöthigen Raum zum Aus- und Ankleiden enthalten. Die hölzernen Wände dieser Verschläge erheben sich ungefähr sechs Fuß hoch und reichen nicht ganz bis an die gemeinschaftliche Saaldecke, so daß durch die angebrachten Ventilatoren von außen stets frische Luft einströmt. Bei Tage werden diese Zellen durch zweckmäßig angebrachte Fenster, bei Nacht durch Gas erleuchtet.

Trotz dem, daß das Haus zur Zeit meines Eintritts an zweihundert Bewohner enthielt, herrschte stets die größte Ordnung. Die allgemeinen Hausregeln waren an jeder Thüre angeschlagen, und ich erinnere mich auch nicht einer ernstlichen Uebertretung derselben. Die Engländer verstehen das gesellschaftliche Zusammenleben besser als irgend ein anderes Volk; sie machen so wenig Eingriffe in die persönliche Freiheit, als sie dieselben dulden.

Ursprünglich war dieses Modellodginghaus in zwei Abtheilungen getheilt, deren eine, für wöchentlich 2½ Schilling, fast ausschließlich von Arbeitern, die andere, für 3½ Schilling, mehr von sogenannten gebildeten Leuten (dieser Unterschied fällt übrigens in England fast vollkommen weg), wie Sprachlehrern, Schreibern, Theologen, Studenten, Schiffskapitänen, Commis und Staatspensionären bewohnt wurde. Die Arbeiter agitirten aber sehr bald gegen die Privilegien der höhern Klasse und bewirkten, daß der Unterschied aufgehoben und derselbe Preis von 3½ Schilling für das ganze Haus festgesezt wurde.

So sonderbar mir auch das Leben in diesem Hause in den ersten Tagen vorkam, die Annehmlichkeiten des Verkehrs und der Unterhaltung, verbunden mit den vielfachen ökonomischen Vortheilen, söhnten mich bald damit aus. Man hält den Engländer gewöhnlich für zurückhaltend, verschlossen und abstoßend. Bis zu einem gewissen Punkte ist dieß wahr; wenn aber die conventionelle Rinde einmal gebrochen ist, gibt es keinen angenehmeren und liebenswürdigeren Gesellschafter. Namentlich dem Fremden begegnet er in der zuvorkommendsten Weise, er sucht ihm seine eigenen Zustände begreiflich zu machen und unterrichtet sich über das Ausland. Obgleich es der gewöhnlichen Ansicht widerstreitet, muß ich hier meiner Ueberzeugung gemäß aussprechen, daß ich unter den Engländern weniger Vorurtheile gegen fremde Nationen gefunden habe als in Frankreich und sogar in Deutschland. Der Grund liegt im großartigen britischen Verkehr mit allen Theilen der Welt.

(Schluß folgt.)

Ellina und ihre Tante.

(Fortsetzung.)

Wie es aber um Ellinas Verlobung stand, das war ihr durchaus unklar. Nur Eines wußte sie: ihre Einwilligung sollte keine Macht der Erde ihr abzwingen. Gegen die Tante wollte und durfte sie nicht ungerecht seyn: sie war gleichmäßig freundlich gegen sie und höchst freigebig. Nie hatte sie ein Wort über des Rittmeisters Wünsche gesprochen, aber es war dennoch klar, daß die Tante mit leiser Hand ihre Seele an die seine ketten wollte. Einzelne Worte deuteten sogar auf ein Einverständniß mit dem Vater Ellinas hin. Mit jähem Schreck erfüllte es sie aber, als sie aus dem Fenster des Zimmers der Tante, in das sie von einem Besuche zurückkehrend durch die Hinterthür eingetreten war, durch das dünne Lattenwerk der Veranda den Rittmeister sagen hörte: im Oktober werde sein Bruder ihn nicht begleiten können, er müsse mithin auf seinen früheren Wunsch, Mitte Septembers, zurückkommen, was ja Bruder Bernhard nach dem gestern erhaltenen Briefe auch ganz recht sey.

Todtenblaß stürzte sie zurück. „Und nicht einmal gefragt werde ich?" Sie war wirklich einer Ohnmacht nahe und des kölnischen Wassers der Tante, mit dem sie sich begoß, höchst bedürftig. Da sah sie den Landrath kommen; sein ehrlich heiteres Gesicht schien ihr Trost zuzusprechen, ihm wollte sie sich offenbaren, ihm, nicht jener Geheimnißkrämerin im weißen Kaschemir! An jenen beiden vorbei, als sähe sie dieselben

gar nicht, ging sie dem ihr aufgedrungenen Schwager, der ihr als Freund so werth war, entgegen und sprach hastig: „Lassen wir jene zwei! der Morgen ist so schön!" Der Landrath lächelte fein. — „Wollen Sie," fragte Ellina, nach einem langen Seufzer Muth fassend, „mein Vertrauen nicht mißverstehen? Was haben jene zwei vor? was soll daraus werden? mit welchem Rechte —? — Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen. „Liebe Ellina," sagte der Landrath, „was kann Sie denn dabei bekümmern? Warum sind Sie, und nur Sie, wider ein Ereigniß, das uns alle so hoch erfreut, wodurch das Lebensglück meines guten, so lang geprüften, so trefflich bewährten Bruders gesichert wird? Wahrlich," sezte er mit geschärftem Ton hinzu, „er der Liebling seiner Kameraden, geschäzt von allen, die ihn kennen, ist der Verbindung mit Ihrer Familie nicht unwürdig, und auch Ihr Herr Vater —"

„Mein Vater!" rief Ellina unter Thränen, mit zornglühendem Angesicht; „o ja, ich ahnte so etwas, aber" — und hier nahm sie ihre ganze bald siebzehnjährige Kraft und Würde zusammen und sprach in fast dräuendem Tone: „Aber meine Mutter, wird denn die nicht gefragt?" — „Ich wüßte kaum, in wie fern diese treffliche Dame —" sprach der Landrath verlegen. „Sie wüßten kaum?" wiederholte Ellina fast schreiend und in der höchsten Aufregung zusammenzuckend. Der freundliche Landrath sagte mild: „Liebe Ellina, gutes Kind, beruhigen Sie sich! Die Seebäder wirken oft so aufregend. Mein Bruder ist der edelste, beste Mann, und Fräulein Therese —" — „Ist eine Scheinheilige, eine Verrätherin!" rief Ellina weinend. „Großer Gott!" sprach der Landrath halb laut, „sollte sie ihn lieben?" — „Ihn? — Wen?" dachte Ellina, die dieses gehört, und ließ nun die jungen Männer des Conversationssaales, ihre Tänzer, vor ihrer Seele vorübergleiten, um den zu finden, auf den der Landrath im Namen seines Bruders eifersüchtig seyn mochte. Aber sie fand Niemanden; keine Ahndung des wunderbaren Wesens, das man in engerem Sinne Liebe nennt, hatte je ihre Seele gestreift. — Da kam Hänschen jauchzend mit einem gefangenen grauen Dünenkaninchen; gleichzeitig bogen um den Saum der Dünen, vor denen sie standen, mehrere bekannte Damen. Ellina faßte sich mit Gewalt, grüßte den Landrath und ging mit jenen weiter.

Beim Mittagessen war sie allein der Tante gegenüber. Diese saß im weißen Kaschemirrock und der schwarzseidenen Schürze so klar und freundlich da, als sey sie gar keine Verrätherin, keine Tyrannin, sondern eine milde gute Tante, mit tröstendem Wort und helfender Hand. Nach dem Essen kam Hänschen und brachte ein Billet. Die Tante las es, sah Ellina verwundert an und sagte: „Liebes Kind, ist dir nicht wohl? Drückt oder bekümmert dich etwas? Sprich, was ist's? Sey offen und wahr gegen mich! Denke, daß ich kaum je ein Wesen so geliebt habe als dich; ich habe dich gewiegt und getragen, und ich liebe dich, wie du es kaum ahnen magst!" — Ellina seufzte und antwortete: „Ja, aber man muß auch auf die rechte Weise lieben, man muß ein jugendliches Herz —" — Therese erbleichte. „Großer Gott, es ist wie ich gefürchtet! Gib mir Kraft zum Opfer!" flüsterte sie leise und sank um. In diesem Augenblick trat der Rittmeister ein, ging an Ellina vorbei, auf Therese zu und umfaßte sie fragend: „Therese, mein Engel, auch du?" Und er heftete seine Lippen auf ihre Wangen, als er sie zu sich aufgerichtet hatte. Vor Verwunderung zur Salzsäule geworden, stand Ellina den beiden gegenüber. Sie athmete auf; das Gewitter, das entsetzliche, war vorbei; ob aber alle ihre Empfindungen freudiger Art waren — wer ergründet ein Menschenherz, wer vollends das Herz eines jungen Mädchens?

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Königsberg, April.

Anblick der Stadt.

Die ferne Pregelstadt, für welche das Interesse in neuester Zeit bedeutend zugenommen hat, bietet dem, der sie zum ersten male besucht, manche Eigenthümlichkeit dar. Aus der Ferne gesehen, gewährt diese zu beiden Seiten des Pregels weithin gestreckte siebenhügelige, siebenthorige und siebenbrückige Königsstadt einen zwar nicht imposanten, aber doch recht anziehenden Prospekt. Mit seinen siebzehn vielgestalteten Thürmen und dem massenhaften königlichen Schloß, das mitten in der Stadt auf dem stattlichen Schloßberge gelegen, die höchsten Gebäude weit überragt, zieht sich Königsberg in einem weiten Halbbogen von den unabsehbaren Pregelwiesen hinauf zu den waldumkränzten Höhen der freundlichen Sternwarte, in welcher der große Astronom Beßel sich selbst das schönste Ehrendenkmal gesezt hat. — Kommt man von den moderneren, glatteren und geleckteren

Städten Deutschlands in diese Stadt des Nordens, so empfindet man allerdings eine gewisse nordische Schwere und Aermlichkeit; aber bei längerem Aufenthalte lernt man hinter der äußern Abgeschlossenheit und Starrheit die Tüchtigkeit der Stadt ungemein schätzen und findet in ihr weit größere Empfänglichkeit, als man nach dem ersten trüben Eindrucke vermuthete. So ergehts den meisten Fremden, zumal wenn sie aus dem Süden hieher kommen.

Es hält schwer, ein Totalbild von Königsberg zu gewinnen. Diese zwischen Hügeln zersprengte Häusermasse zeigt nur noch einen Anhauch ihrer früheren reichsstädtischen Herrlichkeit in der Nähe des Pregels, anderwärts ist sie bereits modern zerflossen oder völlig erblaßt. Nur die in der Mitte der Stadt gelegene, pregelumflossene Insel des Kneiphof, vorzüglich aber dessen Langgasse mit hohen stattlichen Giebelhäusern und breiten, steinernen Treppen davor, nur der altstädtische Markt, das alte Schloß, der löbenichtsche Stadttheil und die ehrwürdige Schloßkirche imponiren noch durch mittelalterliche Architektur und haben der Stadt den unverlöschlichen Stempel früherer Größe gerettet. Sonst hat das äußerliche Königsberg einen vorherrschend altmodisch spießbürgerlichen Charakter, den es erst verlieren dürfte, wenn die Schienenbahn mit ihren eisernen Armen es in das großweltliche Treiben hineinzieht. Die meisten Straßen sind noch mit jenen genügsamen Häusern besezt, in denen man sich unendlich langweiliges Familienglück zu denken pflegt, ächt solid philiströse Häuser, die den zugespizten Giebel wie eine Schlafmütze auf dem Kopfe tragen. Eines lehnt sich nachbarlich an das andere, und sie schauen sich gegenseitig neugierig in die Fenster. Wenn der Humorist Boz an einem schönen Sommerabend diese närrischen Häuser betrachten könnte, würde er finden, wie sie gruppenweise zusammen vor ihren eigenen Thüren sizen und traulich über die Begebenheiten des Tages und des Geschäfts plaudern und behaglich die leichten Dampfwellen aus den Schornstein blasen, als rauchten sie vor dem Zubettgehen ihre abendliche Friedenspfeife. — Doch ich führe den Leser in die Stadt selbst ein, mit dem Versprechen, daß derselbe von dem steinernen Stadtgehäuse nur so viel kennen lernen soll, als nöthig ist, um die Menschen, die darin leben, zu verstehen, denn Kleider und Städte machen Leute.

Das Thor, welches von der Berliner Landstraße gerade in die Stadt führt, ist von sehr kleinstädtischen Verhältnissen und so niedrig, daß, wie Walesrode meint, einziehende Triumphatoren ihren Lorbeerkranz mit beiden Händen festhalten müssen, damit er ihnen nicht vom Kopfe gestreift wird. Königsbergs wohlweiser Magistrat hatte schon einmal durch einen prächtig architektonischen Einfall diesem Uebelstande abgeholfen; er ließ nämlich zur Huldigungsfeier im Jahr 1840 eine imposante Leinwandfaçade, auf welcher das Brandenburger Thor zu Berlin gemalt war, vor die Eingangspforte kleben. Schade nur, daß dieser loyale leinwandene Einfall nicht länger vorhielt als die andern schönen und wizigen Einfälle aus dem Jahr 1840.

(Fortsezung folgt.)

Bremen, April.

Theater. — Kunst.

Wenn es in den lezten Jahren eine Zeit gegeben hat, wo unsere Theaterdirektion keinen Grund hatte über schlechten Besuch des Publikums zu klagen, und wenn das Publikum seinerseits keinen Grund hatte sich über Mangel an gediegenen Kräften und Leistungen so wie an Abwechslung zu beschweren, so waren die jüngst verflossenen Monate, in denen wir eine wahrhaft theatralische Glanzperiode durchlebt haben. Die Zeit liegt noch nicht fern, in der es hier weniger als anderswo zum guten Ton gehörte, viel und regelmäßig in's Theater zu gehen; und wenn sich dieß auch bedeutend geändert und die Ansichten hierüber sich geläutert haben, so wirkt doch in den Wintermonaten vieles zusammen, was wenigstens unsere ersten Stände dem Theater entzieht: in den ersten Monaten des Jahrs zunächst das gesellschaftliche Leben, das in dem Grade alles absorbirt, daß man sich beim Ankaufe zu einer Soirée oder einem Balle nicht nur um die Menschen, sondern sogar um die Wochentage reißt. Sonst hatte das Theater im Vergleich mit diesen Genüssen nur eine geringe Anziehungskraft, in den lezten Monaten aber haben Schauspielkunst und Gesang über die materielle Einförmigkeit der Gesellschaften einen glänzenden Triumph davon getragen, und zwar vorzüglich durch die Gastspiele hervorragender Künstler beiderlei Geschlechts, Mad. Schuselka-Brüning, Mad. Küchenmeister-Rudersdorff, Scheele, E. Devrient, Döring u. a. Sogar unsere Privatconcerte sind in diesem Jahre so stark besucht und haben sich zu einer solchen Macht ausgebildet, daß Niemand es wagen könnte an einem dieser Concertabende eine größere Soirée geben zu wollen. — In unserer seit etwa zwei Jahren bestehenden Kunsthalle blühen die bildenden Künste eigentlich nur im Winter; sie ist ein Wintergarten, wo die schöne Welt ihre Sonntagsbörse hält und am liebsten über die gesellschaftlichen Freuden und Leiden der verflossenen und der bevorstehenden Woche plaudert, beiläufig auch wohl auf die wenigen neuen unter den ausgestellten Bildern einen Blick wirft. Dieser fortdauernde Sonntagsverkehr ist aber ein um so größerer Triumph für die Direktion des Kunstvereins, als seit dem Ausscheiden eines, wenn auch oft eigenmächtig, doch rastlos wirkenden Mitgliedes aus ihrer Mitte die Zahl der aus der Ferne hieher gesandten Bilder sich bedeutend vermindert, und die Direktion, als Ersatz dafür, ihre Begriffe von Kunst in den Statuten so bedeutend erweitert hat, daß sie in den Stand gesezt ist, in Ermangelung bedeutender künstlerischer Compositionen rein künstliche den Blicken des Publikums darzubieten. In der That muß man es bedauern, daß seit dem Tode des einzigen Mitgliedes der Direktion, welches wahre Bildung besaß und daher bescheiden genug war, auch mangelhafte Kenntnisse im Gebiete der Kunst einzugestehen, die sieben Mitglieder der Direktion des Kunstvereins Kaufleute sind. Kein Gelehrter, kein Künstler von Fach steht an der Spitze unseres Kunstvereins. Man hat auch hier, wie bei fast allen unsern Instituten, den Grundsaz, daß einflußreiche Direktoren besser dirigiren als sachkundige. Die Besichtigung der wenigen ausgezeichneten, oder auch nur beachtenswerthen Bilder, welche dieser Winter uns zugeführt, kommt den Mitgliedern theuer genug zu stehen, die für ihren jährlichen Friedrichsd'or nichts als diese winterliche Sonntagsbörse, aber niemals einen Kupferstich u. dergl. erhalten. Das Einzige, was auf dem Gebiete der Kunst in den verflossenen Wintermonaten gerechte Bewunderung verdiente, waren die Zeichnungen des Herrn Schenk aus Holstein, der noch vor kurzem in Oporto als Kaufmann lebte. Unter seinen großartigen Darstellungen aus dem portugiesischen Volksleben zog uns am meisten ein Fischverkauf an der portugiesischen Küste an, eine wenigstens neun Fuß lange Zeichnung, die mehr als hundert Gestalten enthält. Schenk besizt ein eminentes Talent für Composition, Zeichnung, Stellung, Gruppirung und Ausdruck menschlicher Gestalten. Er hatte seine in Sepia ausgeführten Blätter nicht öffentlich aufgestellt, sondern zeigte sie bereitwillig jedem Freunde und Kenner der Kunst, er mußte aber leider gegen das Ende seines hiesigen Aufenthalts bei dem wachsenden Andrang der Neugierigen manches unreife Urtheil hören. Charakteristisch war es, daß die Direktion des Kunstvereins, so lange sie konnte, die in der Kunsthalle nicht ausgestellten Werke des Künstlers vornehm ignorirte, bis die öffentliche Stimme ihr über den Kopf wuchs.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 91. Mittwoch, 16. April 1851.

— J'en ai honte, et dans l'âge où je suis,
Je ne veux plus passer pour sotte, si je puis.

Molière.
L'école des femmes.

Ellina und ihre Tante.

(Schluß.)

Therese, noch immer von des Rittmeisters Arm umfangen, sah auf: „Ellina, liebes Kind, warum zürnst du denn meinem Glück? Siehe, es ist schwer erkauft! Eilf Jahre Trennung und Treue! Nur einmal in dieser langen Zeit ein kurzes Wiedersehen! — Und da der Herr die Hindernisse hinweggethan, mußten Zweifel bei mir einkehren; ich wollte meinen guten Clemens erst wieder sehen, wir wollten uns prüfen; darum dieses Zusammentreffen hier auf dem Eilande, wo unsere Seelen sich einst zuerst gefunden. Alles in unserem Hause freut sich dieser Verbindung, vor allen dein lieber Vater. Wenn deine Mutter bei unserer Abreise nicht davon unterrichtet wurde, wenn ich nicht offen mit dir davon sprach, so ist unschwer einzusehen warum. Wir wollten —" — „Nein, du wolltest," fiel Clemens rasch ein. — „Wir wollten," fuhr die Tante fort, „uns ja erst wieder sehen, vergleichen, ob wir noch den Bildern gleichen, die wir von einander sowohl im Herzen bewahrten, als hier." — Sie zeigte dabei auf ein kleines rothes Etui in ihrem Arbeitskorbe. — „Wir waren nicht verlobt, und auch jezt noch können wir unser Verhältniß in eine stille, sanfte Freundschaft auflösen."

Die Stimme versagte ihr, aber Clemens umschlang sie mit einer der ebengemeldeten Auflösung wie seinem sonstigen gebildeten, zurückhaltenden Wesen durchaus widersprechenden Heftigkeit, verbindlichst hinzufügend: „Aber, Therese, bist du toll?" — Ellina umarmte und küßte die Tante. Daß eine Person, die das neunundzwanzigste Jahr und etwelche Lenze darüber hinter sich hatte, die — um den Leser auch nicht im mindesten zu täuschen — am verflossenen ersten Juni ihren zweiunddreißigsten Geburtstag gefeiert hatte (wozu Ellina ihr die Pantoffeln gestickt, die sie in diesem Augenblick trug und auf deren Blättern die Zahl 32 in Adonisröschen stand) — daß eine Person zwischen dreißig und vierzig noch an Liebe und Ehe denke, davon war die junge Dame so überrascht, daß das Erstaunen jedes andere Gefühl in ihr verschlang. Alsbald aber kam jählings die Furcht über sie: Was mochte der Landrath, nunmehr von Tante Therese Bruder Hermann genannt, von ihrem Gehaben denken? hatte sie sich nicht vielleicht irgendwie in seinen Augen ein klein wenig blamirt? Dazu kam es ihr vor, als sey die ganze Sache nicht beschaffen, um von ihrer Freundin Hulda beurtheilt zu werden, um so mehr als Tante Therese es auch jezt nicht geeignet fand, in ihrer schwarzen Spitzenmantille und dergleichen Aufsatz öffentlich als Braut aufzutreten. So nahm sie sich denn vor zu schweigen und einzulenken, und Therese in ihrem strahlenden Glück vergaß schnell den ganzen Auftritt, sobald sie sich überzeugt hatte, daß des geliebten Nichtchens junges Herz keine Beschädigung erlitten.

Es war ein klarer Septembertag, als sich in Ellinas Heimath ein feierlicher Zug zur ländlichen Kirche bewegte. Tante Therese ist wieder weiß gekleidet, nicht in Kaschemir, sondern in schwer herabwallende Seide. Ihr Bruder führt sie, Clemens hat seine Staatsuniform an, ihm zur Seite geht Hermann, sein Bruder, wahrlich ein gar stattlicher Herr. Er ist viel hübscher als Clemens, das ist gar keine Frage, und Hänschen, das süße Hänschen (es hatte die Stille des feierlichen Morgens benuzt, um mit den jungen Vettern eine Prügelei auszuführen, in

Folge dessen des Vaters Reitpeitsche genossen, und war so rührend mit seinen etwas rothen Augen und seiner elegischen Stimmung), dieser Engel war sein vollkommenes Ebenbild. — Ellina ist Brautjungfer; sie trägt klares weißes Zeug über Seide und einen vollblühenden Rosenkranz, Blushing-maid. Hatte sie doch vor ihrer Reise in die Nordsee ihrem Lieblingsbusch alle Knospen abgeschnitten, damit er im Herbste blühe. Sie mußte denken, vom Herzen der Tante seyen auch die Frühlingsknospen abgeschnitten und nun blühe ihr des Lebens und der Liebe vollster Rosenkranz im Herbste. — „Aber es ist doch wunderlich!“ dachte Ellina. „Nein, ich möchte im dreiunddreißigsten Jahr nicht mehr Hochzeit halten. Bei Männern ist das etwas ganz anderes; da schadet das Alter überhaupt nichts, im Gegentheil. Aber wenn ich noch an die Angst denke! Wie zart von Hermann, daß er der Sache nie erwähnt! Er hielt sie schon damals für eine körperliche Aufregung, sonst müßte ich mich doch recht schämen. Sein Billet an die Tante — ich habe es gerettet und verwahrt — sein Billet enthält ja nur Besorgnisse für meine Gesundheit. „Das liebliche Wesen“ nannte er mich darin. — Hänschen, gib doch deiner kleinen Tante hübsch den Arm zum Zuge,“ sagte sie zum Jungen, der mit den andern Kindern um sie herumtölpelte, und führte ihn ihrer jüngsten Schwester zu, dann erröthete sie jählings über ihre eigenen Gedanken. Des Landraths Blicke ruhten gerade innig auf ihr. Sie war vielleicht nie so schön gewesen, und Hänschen anlangend, war es die höchste Zeit, daß er eine Mutter bekam. War er doch erst vorgestern krank gewesen, weil er in halbreifen Pflaumen vom Baum zu viel geleistet. Das arme Hänschen! Und die kleine Liane — das Herz wollte Ellina brechen, wenn sie an die dachte: vier Jahre und mutterlos!

Nachdem die Herrschaft in langsamem Zuge vorbeigeschritten, sprach die Ursel zum Hofmeister, das heißt dem bäuerlichen Gutsverwalter, an dessen Arm sie das Gesinde anführte: „Wie, wenn Fräulein Ellina noch einmal ihrer Tante Schwägerin würde?“ und der Hofmeister erwiederte: „Ich hebbe ock all dacht: nö, hebbe ich dacht.“

Aus London.

(Schluß.)

Das rege öffentliche Leben muß naturgemäß auch in das Privatleben überspielen. Ich hatte vielfach Gelegenheit dieß zu beobachten. Wenigstens einmal wöchentlich versammelte sich die Gesellschaft des Modellodginghauses zu einem Meeting, um politische und sociale Fragen zu besprechen, und ich muß gestehen, daß ich mich über den parlamentarischen Takt, der von allen Seiten entwickelt wurde, nicht genug wundern konnte. An andern Abenden wurden Shakespeare'sche Stücke vorgelesen. Für ihren großen Dichter sind namentlich die mittleren und niedern Stände begeistert. Es gibt wohl wenige Arbeiter, die die schönsten Stellen seiner Werke nicht auswendig wüßten. Eines Tages, entsinne ich mich noch, wurde Gericht über einen der Hausbewohner gehalten, der die Rolle des Hamlet unwürdig vorgetragen hatte. Mit überraschender Geschwindigkeit ging die Wahl der Richter und Geschworenen, der Ankläger und Vertheidiger vor sich, die nöthigen Perrücken und sonstigen Kleidungsstücke wurden herbeigeschafft und wie mit einem Zauberschlage war das lustige Rauchzimmer in einen ernsten Gerichtssaal verwandelt. Der Präsident eröffnete die Sitzung mit einer Rede über den großen Einfluß des Dramas auf die Gesellschaft. Die Verhandlungen wurden mit unerschütterlichem Ernste geführt, die Zeugen verhört, die Anklage begründet, die Vertheidigung vorgebracht, und nach kurzer Berathung gaben die Geschworenen ihr Verdikt auf Schuldig. Der Angeklagte wurde auf einen Monat von den Vorlesungen ausgeschlossen. So unwichtig dieser Vorfall an sich seyn mag, er ist charakteristisch. Er beweist, wie das Institut der Jury im Volkssinne wurzelt und von ihm erfaßt und verstanden ist. Er beweist aber auch, daß das Volk den Inhalt von der Form zu trennen weiß und sich durch Travestie an den lächerlichen Aeußerlichkeiten, die seinen Institutionen ankleben, zu rächen weiß.

Was mir die Gesellschaft der Engländer außerdem so interessant und lehrreich machte, waren die großartigen Beziehungen des Weltmarkts, die mir von allen Seiten entgegentraten. Der eine meiner Hausgenossen war Ansiedler auf dem Cap der guten Hoffnung gewesen, der andere erzählte vom himmlischen Reich, in dem er sich längere Zeit aufgehalten, der dritte hatte die Kriege gegen die Sikhs mitgemacht und bezog von daher eine Staatspension, der vierte hatte einer der Expeditionen zur Aufsuchung Franklins beigewohnt, ein fünfter war Wallfischfänger, der nur die Abfahrt seines Schiffes erwartete, um sich von neuem in die Gefahren der nordischen See zu stürzen; die andern waren im Handel oder in den Fabriken und Manufakturen beschäftigt; kurz, es war auch nicht Einer, der nicht seinen Antheil an der britischen Größe und dem britischen Ruhm hätte beanspruchen können.

Man wird mir verzeihen, daß ich einigermaßen von meinem Stoffe abgewichen bin, aber ich habe die Modellodginghäuser vom Standpunkte des Auslandes behandelt, und von diesem aus ist eine Charakterisirung ihrer Bewohner vielleicht noch wichtiger als eine Beschreibung ihrer materiellen Einrichtungen

und ökonomischen Vortheile. Ich glaube, daß es für den Fremden, welcher der Sprache nur einigermaßen mächtig ist, keine bessere Gelegenheit gibt als diese, um in den innersten Geist des Volkes einzudringen, und ich für meine Person muß gestehen, daß ich in den wenigen Wochen meines Aufenthalts im oben beschriebenen Hause sehr vieles gelernt habe, was mir bei meinem spätern Aufenthalte in England trefflich zu statten gekommen ist.

Aber abgesehen von allen andern Beziehungen, sind die Modellodginghäuser schon vom ökonomischen Standpunkte aus eine wahre Wohlthat für gewisse Klassen des Volks. In London, wo die enorme Haustaxe und die unverhältnißmäßige Grundrente den Preis der Miethe so in die Höhe getrieben haben, daß man für ein gewöhnliches, sehr mittelmäßig möblirtes Zimmer sieben bis acht Schillinge wöchentlich bezahlen muß, läßt sich die Bedeutung dieser Anstalten nicht zu hoch anschlagen. Namentlich sind sie für den unverheiratheten Arbeiter (Weiber sind meistens ausgeschlossen) von unschätzbarem Werthe. Sie bieten ihm nicht bloß eine gesunde Wohnung für das halbe Geld und eine möglichst wohlfeile Verköstigung, sondern auch einen ausgewählten Bücherschatz und die wichtigere Tagesliteratur, und machen ihm so die Leihbibliothek und das Kaffeehaus entbehrlich.

Die Zahl dieser Anstalten in London kann ich nicht genau angeben. Nach den Erkundigungen, welche ich eingezogen, mögen es fünfzehn bis zwanzig seyn, die alle mehr oder weniger nach demselben Plane eingerichtet sind. Da sich übrigens alle Unternehmungen dieser Art trefflich rentiren, vermehrt sich ihre Zahl sehr rasch. Bei anderer Gelegenheit habe ich Sie auf zwei Modellodginghäuser im größten Style aufmerksam gemacht, welche für die Industrieausstellung berechnet sind. Diese sind nun so ziemlich vollendet und entsprechen ihrem Zweck vollkommen. Aehnliche Häuser sind in der Ausführung begriffen.

Zum Schluß noch eine Betrachtung. Auch bei dem besprochenen Gegenstande, so unwichtig er auf den ersten Blick erscheinen mag, zeigt sich uns, wie weit die Engländer dem Continente vorangeeilt sind. Wie die große Industrieausstellung den Völkerkongreß der französischen und deutschen Ideologen verwirklicht, so führen die Modellodginghäuser die socialistische Wirthschaft des Fourieristischen Phalanstère in's Leben ein. Die bürgerliche Gesellschaft hat hier eine Einrichtung zur Wahrheit gemacht, die alle Vortheile der Gemeinschaft darbietet, ohne die Rechte des Individuums zu verletzen. Ein paar hundert Menschen aus verschiedenen Ständen wohnen und leben zusammen und verschaffen sich Annehmlichkeiten, von denen jeder in der Vereinzelung ausgeschlossen wäre. Und dieses Wunder ist erreicht worden ohne Erschütterung des Staats und der Gesellschaft, sondern gerade durch die Gesellschaft und innerhalb des Staates. Die ideale Spekulation des Continents ist hier Geldspekulation geworden, und die Socialisten, welche hochmüthig der heutigen Welt vorausgeeilt zu seyn meinen, hinken ihr nur nach und erreichen in ihrer Phantasie kaum die Praxis einer entwickelten bürgerlichen Gesellschaft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bremen, April.

(Fortsetzung.)

Geselligkeit.

Schwer und schwerfällig, wie der Charakter der Norddeutschen, sind auch die Gesellschaften des Bremers, diese Winterlast, unter deren Druck so manche Hausfrau seufzt, wenn sie nicht das Glück hat, ihre Vorrathskammern, ihre Tafel- und Theetischrequisiten unter der Aufsicht einer tüchtigen Hausmamsell zu wissen, die dann alle Rüstungen zum bevorstehenden Feldzuge zu besorgen hat. Aber der Feldzug selbst, die Gesellschaft, bleibt doch eine Krankheit, die nur unter Beihülfe eines oder mehrerer Aerzte ihren richtigen Verlauf nimmt. Und diese Aerzte unserer Gesellschaften sind die Lohndiener, gegen welche selbst die gewandtesten Bedienten des Hauses in den Hintergrund treten. In solchen kritischen Lagen verläßt man sich auf sie, wie der Kranke auf den Arzt. Hast du einen oder zwei gute Lohndiener, so wird die Gesellschaft sicher gut ablaufen, wofern du nur für die besten Schüsseln hinlänglich gesorgt hast. Diese Menschen gleichen auch darin guten Aerzten, daß sie die den Patienten verordneten Mittel gewissenhaft probiren. Daß die größeren Gesellschaften nicht bloß ein Rencontre, sondern eine förmliche Schlacht sind, weiß jeder Fremde, der das Glück hatte ihnen aktiv beizuwohnen. So weit sind wir hier aber noch nicht, daß wir, wie es neuerdings in Köln versucht wurde, die tägliche Mittagstafel auf vier oder fünf Uhr verlegt haben; sie wird noch in der unpassenden zweiten Stunde gehalten; aber zu einem freundschaftlichen Mittagessen, d. h. zu einem solchen, zu welchem eine lithographirte Karte immer acht Tage vorher einladet, versammelt man sich selten vor vier Uhr. Wenn du bei solchen Gelegenheiten auf alle möglichen Delikatessen rechnest, siehst du dich selten getäuscht; aber selbst wenn die Gäste sich im wahren

Sinne des Wortes freundschaftlicher, d. h. um drei Uhr versammeln, bleiben sie bis gegen zehn Uhr bei einander, außer daß der Kartentisch auf einige Stunden eine Trennung der Geschlechter bewerkstelligt, worauf sie zulezt vor dem Scheiden sich wieder zu einem kleinen Imbiß vereinen. In der Regel fühlen nur die Männer die magnetische Kraft der Karten, die Matronen und Jungfrauen nehmen ihre zartesten Arbeiten zur Hand und setzen dabei ihre Zungen in vibrirende Bewegung. Will es der Zufall, daß ein männliches Wesen vorhanden ist, dem die Natur eine gewisse Abneigung gegen die 52 Blätter verlieh, so muß dasselbe sich zum Vorleser nicht bloß hergeben, sondern förmlich heranbilden. Man kann nicht läugnen, daß ein solcher siebenstündiger Zusammenhang eine anschließende, befestigende Kraft ausübt, also dem wesentlichen Zweck des gefälligen Zusammenlebens entspricht; aber es kann vorkommen, daß auch heterogene Elemente auf diese Weise gegen ihren Willen in eine für sie zu lange dauernde Berührung gebracht werden. Einen gewissen Centralpunkt unseres gesellschaftlichen Lebens bilden die sich regelmäßig wiederholenden Familien- und Kindertage, die von merklichem Einflusse auf das Zusammenhalten der Familien im weiteren Sinne des Wortes sind. Mögen Lebensberuf, wirkliche oder vermeintliche Standesunterschiede die Glieder einer großen Familie noch so sehr trennen und sie einander zu entfremden drohen, der regelmäßige Familientag, führt sie immer wieder auf einige Stunden zusammen und erinnert sie an ihren gemeinsamen Ursprung. Erst wenn die Zahl der Familienmitglieder so groß wird, daß die Länge der Tafel die des Saales übersteigen würde, führt eine solche allzu große Ausbreitung in der Regel die Auflösung des Zusammenhanges herbei. Ich wüßte nicht irgendwo in Deutschland dergleichen regelmäßige Zusammenkünfte von Verwandten in so ausgedehntem Maße gesehen zu haben. Ich weiß auch, daß man sie in Bremen vielfach getadelt und nicht mit Unrecht unser früheres Coterienwesen daraus hergeleitet hat, aber in ihrem jetzigen Bestande sind gewiß mehr löbliche, als tadelnswerthe Elemente

(Schluß folgt.)

Königsberg, April.

(Fortsetzung.)

Physiognomie der Stadt.

Die erste Straße, die sich vor dem Fremden eröffnet, heißt der Haberberg. Gleich nach der Durchfahrt durchs Thor gewahren wir auf einer Pumpe das Standbild eines Mannes mit Federhut und Schwert, die Fahne in der Hand, und erfahren, die buntangestrichene hölzerne Figur sey Königsbergs Tell, der Schuhmachergesell Hans von Sagan, der im Jahr 1370, nach der Rudauer Schlacht, die weichenden Völker des Ordens zum Siege geführt haben soll. Vom Haberberge führt eine sehr stattliche Straße, die Vorstadt, nach dem eigentlichen Mittelpunkte Königsbergs, eine langgestreckte Perspektive, die einen berlinisch architektonischen Schwung hat. Sie wird vom Thurme der Börse nicht ganz geschlossen, da die Wölbung des grünen Thors noch einen Durchblick auf die alterthümlich schöne kneiphofsche Langgasse gewährt, und ist das Absteigequartier der polnischen Juden, die wir hier ganz in der Originalausgabe, wie sie jezt in Rußland durch den neuesten Kleiderukas verboten ist, gruppenweise vor den Gasthäusern gelagert oder auf den Trottoirs herumstolziren sehen. Auch befindet sich in der Nähe die in gefälligem Styl aufgeführte Synagoge. — Hat der Fremde diese Straße zurückgelegt, so gelangt er an die Hauptpulsader des Königsberger Lebens, an den Pregel, der von der grünen Brücke aus, über welche man in den sogenannten Kneiphof gelangt, einen großartig schönen Anblick gewährt. Rechts an der Brücke steht die Börse, ganz von Holz auf Pfählen über dem Pregel gebaut. Die Fronte wird von einem auf jonischen Säulen ruhenden Porticus getragen und würde sich ganz gut ausnehmen, wenn nicht unglücklicherweise über der klassischen Architektur noch ein Giebel in der Form einer steifen spitzen Grenadiermütze hervorragte. Wenn indeß nur die Geschäfte hier floriren, so läßt sich der kleine architektonische Verdruß schon verschmerzen. Gott Merkur hat ohnedieß schon seine heidnische Klassicität abgelegt. Die goldenen Sohlen, die er trug, hat er in Friedrichsd'or umprägen lassen und erscheint selbst im bürgerlichen Frack und in Modesten, in Königsberg Weizenproben unterm Arme tragend. Hier von der Börse aus lernt man Königsberg von seiner seestädtischen Seite kennen. Hier gewährt der Pregel mit den bewimpelten Schiffen und Ueberfähren, mit den hohen Speichern zu beiden Seiten des Bohlenwerks (sie bilden rechts einen eigenen großen Stadttheil und sind der Stolz der Kaufmannschaft), ein eben so heiteres, als ächt seemännisches Gemälde. Man sieht hier Schiffe der verschiedensten Bauart, plumpe Wittinnen, welche tief aus dem russischen Litthauen hieher kommen, geführt von armen Dschimken, diesen harmlosen, halbnackten Söhnen der Natur, deren Anblick einen seltsamen Kontrast mit unsern Kulturzuständen bildet; Käseschiffe aus Elbing und kleine Lichterfahrzeuge mit Obst, welche sich fischähnlich mit einer Art von Seitenflosse versehen haben, um bei stürmischem Wetter auf den Wellen des Haffs nicht das Gleichgewicht zu verlieren; Bordinge und Briggs mit einem bis drei stolzen Masten. Und sehen wir nun die eleganten Dampfboote, die Schwalbe und Gazelle, den Delphin und den Falken, die „Stadt Danzig“ und die „Stadt Königsberg,“ sammt der englischen „Coloraine“ im Fluge den Pregel durchschneiden, sich rasch und geschickt durch das Gewühl der andern, weit plumperen Schiffe durchwinden, bis sie keuchend und mit dampfendem Schlot landen und einen Schwarm fröhlicher Passagiere ans Land setzen, so möchten wir einer Einladung zur Spazierfahrt nach Pillau gern Gehör geben, denn die Reise dorthin, die einzige, welche der große Kant in seinem Leben unternommen, sonst so beschwerlich und langweilig, man mochte zu Lande mit der Post oder mit einem Bierbort übers Haff fahren, ist jezt mit Hülfe der Dampfboote zu einer der gewöhnlichsten Lustpartieen geworden. Wir verweilen aber zunächst in Königsberg, und zwar treten wir durch das thurmgekrönte grüne Thor in die stattlichste aller Straßen, in die kneiphofsche Langgasse, in der man einer Bauart begegnet, die an Venedigs Paläste erinnert. Diese Erscheinung kann wunderbar erscheinen, aber der ursächliche Zusammenhang liegt nahe. Die deutschen Ritter oder deren Hochmeister brachten bei der Uebersiedlung aus Venedig italienischen Geschmack und venetianische Modelle und Baumeister mit nach dem rauhen Preußen. Nicht Königsberg allein, mehr noch Danzig, diese schöne Ruine eines reichen Mittelalters, und auch Marienburg, diese räthselhafte Prachtburg, deren früheren Umfang man umsonst aus den erhaltenen Ruinen herauszustudiren sucht, tragen diesen Charakter. Ein eigenes Gefühl des Wunderbaren erweckt es, die seltsamen Formen und Linien der Lagunen des adriatischen Meeres an der fernen Küste der Ostsee wiederzufinden. Man sieht zu beiden Seiten der Straße lauter alterthümliche, wenn auch meist nach altfränkischem Zopfstyl modernisirte, hohe Häuser, mit blendendem Abputz, wie mit patricischer Wäsche angethan und durch ihre blitzenden Spiegelscheiben vornehm die Vorübergehenden lorgnettirend.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 92. Donnerstag, 17. April 1851.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu seyn?
Schiller.

Aus Lenau's Nachlaß.

Gebildete Sprache.

Wie das Schlachtroß proprio Marte
Plötzlich tanzt und feurig springt,
Wenn ihm die Trompete klingt,
Und davon eilt zur Standarte;
Wie sich's stellt in Reih und Glied,
Und das Bäuerlein im Bügel
Fort muß mit verwirktem Zügel,
Gar nicht weiß, wie ihm geschieht:
Also trägt das deutsche Wort,
Das von Meistern ward geritten,
Als sie sich den Kranz erstritten,
Manchen Stümper mit sich fort.

Unberufen.

Nicht ein jeder wagt zu richten
Meister, so in Farben dichten,
Noch des Meisters Flug in Tönen
Schnell zu tadeln, flink zu krönen;
Denn mit Farben und Gestalten
Weiß der Laie nicht zu schalten,
Und im Contrapunkt zu reden
Ist nicht Sache eines jeden.
Doch des Worts ist, so und so,
Wer nicht stumm, ein jeder froh.
Darum wer in Worten dichtet,
Wird vom ganzen Troß gerichtet;
Jeder weiß von ihm zu schwatzen,
Launisch greifen ihm, heut schmückend,
An die Stirne, morgen pflückend,
Alle ungeweihten Tatzen.
Dieser Pöbel faßt es nie,
Daß er über Poesie,
Als die höchste Kunst von allen,
Hat kein Urtheil hinzulallen.
Eben weil ihm ihre Zeichen
Altvertraut sind, dünkt ihm alt
Und vertraut auch ihr Gehalt,
Und er wird ihn nie erreichen.
Ewig schließt für ihn die Pforte;
Weil er im bekannten Worte
Nur sein täglich Brod erkennt,
Ist's für ihn kein Sakrament.

Einem Dichter.

In diesen Herzen wogt die Liebe,
In jenen drüben kocht die Galle,
Dein Feuer brachte sie doch alle
In Wallung; gut, wenn es so bliebe!
Doch gehst entgegen du dem Leide,
Wo Alles still wird um dich seyn,
Wo du dein Lied für dich allein
Aufspielen wirst auf einer Heide;
Wo du nach einem Wetterschlage
Hinausblickst von der trüben Fläche,
Daß er auf dich herunterbreche,
Damit doch jemand nach dir frage.

Meine Patienten.

(s. Nr. 76—84.)

II.

Die Stadt füllt sich und meine Patienten häufen sich, was mich mit einiger Zufriedenheit erfüllt. Warum euch nicht? — Wie Nacht und Tag, Frühling und Herbst, Winter und Sommer, so müssen Krankheit und Gesundheit einander entgegenstehen, damit durch das Uebel der einen die Wohlthat der andern desto fühlbarer werde. Meine Humanität hat demnach keine Ursache, die Weisheit dieser Einrichtung der Natur in Frage zu stellen; jedenfalls kann ich ein gewisses inneres Wohlbehagen bei dieser Zunahme von Krankheitsfällen nicht ableugnen.

Es kommt mir jezt sehr zu statten, daß ich so gelegen wohne. Vor einem Jahre hätte ich mir es wahrlich nicht träumen lassen, daß ich mich heute im Westende in einer aristokratischen Behausung befinden würde. Zufall, du bist ein Gott! — Ein junger Arzt darf keine neue Bekanntschaft verschmähen, es war mir daher ganz genehm, als einer meiner Freunde sich erbot, mich bei der Wittwe eines Generals, die ein Haus mache, einzuführen. Mistreß Norris empfing mich ganz artig und forderte mich auf wieder zu kommen. Damit war aber noch nicht gesagt, daß sie mir besonders wohlwolle, denn Gleiches erfuhren alle übrigen. Wie angenehm mußte es mich daher überraschen, als sie mir nach Verlauf von ein paar Monaten, während welcher ich von Zeit zu Zeit ihr Gast gewesen, eines der leer stehenden Zimmer in ihrem Hause zur Wohnung anbot. Das war eine gebratene Taube, für welche der Mund nicht einmal geöffnet gewesen.

Meine gütige Wirthin ist eine Frau von ungefähr fünfundfünfzig Jahren, von hohem schlankem Wuchs und vornehmem Anstand. Sie muß einmal hübsch gewesen seyn und würde noch jezt, besonders Abends, wenn sie ihr sehr schönes dunkelblondes Haar in langen Locken trägt, recht gut aussehen, wäre ihr Mund nicht wegen der mangelnden Vorderzähne bedeutend eingefallen. Dieß verändert alle Züge und gibt dem Gesicht ein Gepräge des Alters, das es sonst nicht zeigen würde. Sie ist weder geistreich noch gelehrt und liest wenig, dafür aber besizt sie den feinen geselligen Ton einer vornehmen Frau und weiß eine Unterhaltung leicht und angenehm zu führen. Man sagt, zu Zeiten ihres seligen Gatten habe es nicht so friedlich unter ihrem Dache ausgesehen wie jezt, und ich habe mit Lavaterschem Scharfblicke zu ergründen versucht, auf welcher Seite die Schuld davon gelegen, habe es aber bis jezt nur zu Vermuthungen gebracht. Ich meine, die Frau Generalin müsse ein wenig gefallsüchtig gewesen seyn. Sie hat offenbar keine andere herrschende Leidenschaft als diese, und wenn sie früher die Befriedigung derselben ihrer Schönheit dankte, so begnügt sie sich jezt mit dem kleineren Tribut, der ihrer Güte zu Theil wird, und scheint stets heiter und zufrieden.

Da sitze ich nun, wie mit Fortunatus Hut hergezaubert, an meinem Fenster — freilich im vierten Stock — im fashionablen Park-Lane und schaue in die helle Oktobersonne hinaus, die eben Miene macht im Westen schlafen zu gehen. Wie herrlich sich der weite Park von hier ausnimmt! Mir zur Linken reitet der Herzog von Wellington in den Wolken; nimmt er sich doch gerade aus wie die kleinen Bleisoldaten, mit denen die Kinder spielen. Als er mir diesen Morgen in Piccadilly in seinen weißen Lederbeinkleidern und hohen schwarzen Stülpstiefeln begegnete, sah er freilich ziemlich anders aus. Mir gegenüber erhebt sich Albert Gate, wo der große Hudson, der unsterbliche Eisenbahnkönig, thront. Dort um den Teich wimmelt es noch von allerlei fashionablem Volk zu Roß und Wagen und jenseits desselben sehe ich den ungeheuern Glaspalast, dieses achte Wunder der Welt, aus der Erde wachsen. Süßes Vorrecht der Höhe, von der man so erhaben in das Getreibe der Sterblichen hinabschaut! Aber da schlägt meine Stunde. Jezt Hut und Stock her und die würdige Miene eines Hippokrates angenommen, damit schon mein bloßer Anblick wie ein niederschlagendes Pulver auf die Kranken wirkt.

Es macht mir großes Vergnügen, jezt in ein paar aristokratischen Familien Zutritt zu haben. Es ist vielleicht der Reiz der Neuheit; ich sehe mich dadurch unterhalten wie in einem Theater oder Fastnachtsspiel. So ein Mansion of a Nobleman ist aber auch ein ganz anderes Ding als das Haus gewöhnlicher Menschen. Es ist ein Unterschied wie zwischen der Tonne des Diogenes und der Grotte der Kalypso. So wie ich schelle, öffnet sich die Thüre und ein Athlet in bunten Plüschhosen fragt nach meinem Begehr, während andere bunte Hosen dastehen und mich mit den in ihren feisten Gesichtern versteckten kleinen Augen angaffen, als wollten sie sagen: „Wer bist du und was willst du hier, du elender Wicht, der du auf zwei Beinen anlangst?" Dieß imponirt mir, ich kann es nicht leugnen.

Die Kranke, die meiner im Hause der Lady Megmerillis Softvoice wartete, war leider nicht ihre Ladyship selber, sondern ihre Erzieherin, die als Deutsche, wie eine Grönländerin nach Wallfischthran, nach den heimischen Pulvern und Latwergen lechzte. Ich gab ihr aber, um mich in einem englischen Hause in Ansehen zu setzen, nur englische Medikamente, und statt, wie bei uns gebräuchlich, dem Fieber mit Wassersuppen zu begegnen, verordnete ich Portwein, Chinin und Hammelscoteletten. Dieß gefiel Milady gar sehr, und sie hielt mich für eine rühmliche

Ausnahme unter den fremden Aerzten, die nicht immer das ländlich sittlich verstehen.

Heute nun hieß es, Milady wünsche mich im Eßzimmer zu sprechen, ehe ich in den vierten Stock zu ihrer Erzieherin hinaufklimme. — Im weiten Gemache war alles still. Im Kamin loderte ein Feuer und der Eßtisch war gedeckt, zwei Couverts, für Papa und Mama. Auf dem Büffet lag eine Menge Silberzeug ausgebreitet, dessen herrliche Politur selbst im Halbdunkel Blitze versendete. Warum können andere Völker ihr Silber nicht putzen lernen? An den Wänden hingen ein paar große Gemälde, die sich aber nicht erkennen ließen, und dicht neben einander geschichtet standen mit grünem Marroquin überzogene Stühle umher. Ich wanderte auf dem weichen Teppich einige male auf und ab, räusperte mich, blickte nach der Thüre, zupfte an meinem Halskragen, warf mich in die Brust und blickte wieder nach der Thüre.

Jetzt trat ein Etwas herein, eine Gestalt wie ein langer Schatten, und das Wort »Candles,« das wie ein Hauch durch die Luft zitterte, verrieth, daß ein sterbliches Wesen mir nahe. Ich verneigte mich tief und wiederholte einen Schritt vortretend dieselbe Bewegung. Die Gestalt war indessen an das Kamin getreten, wo die helle Flamme sie voll beleuchtete. Sie ließ, als ob sie die Wärme suche, beide Hände an ihre Knie hinunter gleiten, eine Stellung, die ich schon oft an englischen Damen bemerkt habe, und wandte dann mit einer leichten Neigung des Kopfes ihr Gesicht mir zu. — Ich verbeugte mich noch einmal, und zwar mit all der würdevollen Ehrerbietung, die sich in eine solche Rückenkrümmung legen läßt.

„Ich wünschte Sie zu sprechen," hauchte sie. Gottlob, daß jetzt Licht kam; da konnte ich wenigstens versuchen, die Worte, die ich nicht vernahm, ihrem Munde abzulesen. — „Was halten Sie von Fräulein Köhlers Unwohlseyn? Glauben Sie sie bald herstellen zu können?" — „Ihre Krankheit ist nicht von Bedeutung, meine Gnädigste; der allgemeine Gesundheitszustand ist aber keineswegs befriedigend. Ihre Nerven scheinen angegriffen." — „Setzen Sie sich," winkte sie mit einer kleinen herablassenden Handbewegung, während sie selbst auf einen Stuhl glitt.

Es entstand eine augenblickliche Pause, in welcher mein Auge die unglaubliche Kühnheit beging, die Hochgeborene anzublicken. Hoch war sie allerdings, sechs Fuß zum wenigsten, und alles harte Knochen. Dabei eine Nase, eine Nase! Ja, das mußte eine alte Familiennase seyn; gewöhnliche Menschen tragen kein solches Frontispice umher. Und unter diesem großartigen Zuge befand sich ein Mund, der gewaltsam den Ohren zustrebte. Der Träger des Mundes aber war ein Kinn, so klein, daß es in der Wiege verwechselt seyn mußte. Aus diesem unharmonischen Unterhause kam man aber hinauf in einen Sonnengarten, wo unter langen schattigen Wimpern ein paar Augensterne leuchteten, so groß, so glänzend, so braun, mit denen die Natur sich vollständig abgekauft hatte.

„Ich stimme Ihnen bei," hob die Dame endlich an; „nur der Husten scheint mir bedenklich." — „Ich habe diesen wenig beachtet, weil er mit ihrem gegenwärtigen Uebelbefinden in keiner Verbindung steht." — „Hat sie Ihnen gesagt, daß sie seit Jahren schon mit diesem kleinen heisern Husten behaftet ist und öfters sogar an Brustschmerzen leidet?" — „Sie hat nichts davon gegen mich erwähnt." — „So muß ich Sie bitten, deßhalb mit Fragen in sie zu dringen, weil es mir sehr wichtig ist zu erfahren, ob sie Anlage zur Schwindsucht hat. Sie werden mich nach Ihrer Unterhaltung mit ihr hier finden."

Ihre Hand berührte hiemit leise die Schelle und ein Diener trat ein, dem sie die Worte: »show the Gentleman up stairs,« zuhauchte. Ich verbeugte mich und folgte dem gepuderten Mann, der ein, zwei, drei Treppen hinauf vor mir hertrabte, an den Stufen der vierten aber, die ohne Teppich war, Halt machte, und den Schein des Lichtes, den er darauf fallen ließ, mir zum fernern Führer mitgab. Vermuthlich war es unter der Würde dieses Menschen ein Stockwerk zu betreten, in welchem die weibliche Dienerschaft die Aufwartung hatte. Bald stieß mir hier auch so ein Frauenzimmer auf, das mir das Zimmer meiner Kranken öffnete.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Königsberg, April.

(Fortsetzung.)

Physiognomie der Stadt.

Besonders eigenthümlich erscheinen die, nach althanseatischer Bauart längs den Straßenfaçaden von Haus zu Haus sich ziehenden Treppenbällone aus Stein, hier „Wolme" genannt, auf denen die Hausbewohner bei heiterem Wetter, besonders aber die Damen, nach italienischer Weise und mit einer sonst unserem Norden eben nicht eigenen Unbefangenheit die ihnen zugemessenen Quadratfuße Öffentlichkeit genießen. Selbst im Winter sieht man die Damen des Kneiphofs, in die sarmatische Kazawaika gekleidet, stundenlang auf diesen Wolmen lustwandeln und von den Vorübergehenden sich beschauen lassen. Wie manche Ehe, wie mancher Handel ist auf diesen Hausaltanen

geschlossen worden! — Auf einem solchen Wolm faßte Fanny Lewald den heroischen Entschluß, mindestens so unsterblich zu werden als die Gräfin Ida Hahn-Hahn, und sollte auch die Dinte in Strömen fließen. Auf einem solchen Wolm wurde in einer Mainacht des Jahres 1848 von den Geldbaronen und Börsenfürsten Königsbergs mittelst eines schlauen Wahlmanövers Tribunalrath und Professor Dr. Simson, trotz seiner früheren Gleichgültigkeit für politische Bestrebungen, zum Reichsdeputirten nach Frankfurt gewählt. — Die Kneiphofinsulaner der Langgasse sind ein ganz eigenthümliches Volk. Ein wesentlicher Theil desselben ist vor grauen Jahren, zur Zeit als die Hyksos noch in Mizraim regierten, aus dem fetten Marschlande Gosen in diese Pregelniederung eingewandert und hat den Glückstempel der Börse zur herrschenden Kirche dieses Stadttheils gemacht; andere sind ostpreußische Autochthonen, deren Ahnen einst zu dem litthauischen Donnergott Perkunos beteten, bis sie vom Bischof und Generalsuperintendenten Adalbert in's preußische Christenthum hineinkatechisirt wurden. Beide Theile beschäftigen sich mit der Staatspapierzucht, mit ostpreußischen und pommerschen Pfandbriefen, Staatsschuldscheinen u. s. w. — Aber mitten unter diesen beglückten, friedliebenden Geldpatriciern und wohlbeleibten Commercienräthen, wie sie ein Julius Cäsar sich kurz vor des Märzes Iden nur hat wünschen können, hat auch ein hagerer Cassius seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Bis spät in die Nacht hinein, oft bis zum dämmernden Morgen leuchten in einem ersten Stockwerk der Straße die Fenster von Johann Jacoby's Wohnung wie die Augen eines unermüdeten Forschers auf die stille Straße hinunter. „Gott mag sich erbarmen!“ spricht mit tiefem Stoßseufzer mancher Staatspapierinhaber aus der Vorstadt, der unsere Märzrevolution noch nicht verwunden und den die Unruhe noch spät durch die Straße jagt, zu den erleuchteten Fenstern hinauf: „da sizt er schon wieder und schreibt eine Brochüre, die uns alle auf's Neue zu Grunde richten wird!“ — Die Stricke, sagt Walesrode, welche während des Rückschlags unserer Märzrevolution Jacoby und seinen hiesigen Genossen, als den unzweifelhaften Urhebern sämmtlicher neuesten Revolutionen Europas, zugedacht worden, hätten ausgereicht, unsere junge deutsche Flotte mit vollständiger Takelage zu versehen.“ Und doch war Jacoby vor den verhängnißvollen Iden des März der gefeierte Liebling der altliberalen Bourgeoisie. Die Börse war ordentlich stolz auf die „vier Fragen,“ und es fehlte nicht viel daran, daß sie dieselben auf den Courszettel aufgenommen und fünf Procent über Pari notirt hätte. Und jezt, wie ganz anders!

Der Kneiphof selbst ist eine Insel, von zwei Pregelarmen umschlossen; sie enthält außer der alterthümlichen Langgasse noch ein antikes Rathhaus, den ehrwürdigen Dom mit Kants Grabmal, den Junkerhof, der zu Banketten der jungen Kaufmannschaft und zu Studentenbällen benuzt wird, so wie die Universität, welcher an Baufälligkeit schwerlich eine zweite in Europa gleichkommt. Ueber die Krämerbrücke gelangt man in eine enge und kurze Straße der Altstadt, welche in die freundliche, im üppigen Frühlings- und Herbstschmucke prangende Gartenanlage des altstädtischen Kirchenplatzes, im Munde des Volkes „Muckergarten“ genannt, ausmündet. Den ganzen Hintergrund dieses Platzes schließt eine Häuserreihe, über welche der südliche Flügel des Schlosses in seiner ganzen Ausdehnung malerisch hervorragt. Man geht einen bedeutenden Hügel hinauf zum innern 333 Fuß langen und fast eben so breiten Schloßhof hinan. Die Geschichte des Schlosses verkündet sich selbst durch das Conglomerat architektonischer Style, welche sich in ihm vereinigt haben; fünf Jahrhunderte haben ihm ihren Charakter aufgedrückt. Die Nordseite ist noch ganz so, wie sie vom deutschen Orden erbaut worden; indessen zieht der westliche Flügel unsere Aufmerksamkeit zunächst auf sich, sofern sich derselbe neben seiner alterthümlichen Architektur noch besonders durch die naivste Toleranz in der Verwendung seiner Räumlichkeiten auszeichnet. Die mächtigen unterirdischen Gewölbe dieses Flügels dienen zu einem großartigen Weinkeller; auf diesem ruht die Schloßkirche und hoch über den Gewölben der Kirche befindet sich ein Balllokal, der Moskowitersaal genannt. Es ist hier die Kirche gleichsam als Vermittlerin für die im Freudengenuß sich vergessende Menschheit hingestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Bremen, April.

(Schluß.)

Die Seefahrtsmahlzeit.

Zu den alljährlich wiederkehrenden Festlichkeiten, deren Mittelpunkt früher ein lucullisches Mahl ausmachte, die aber in jüngster Zeit auf eine lobenswerthe Einfachheit beschränkt worden sind, gehört ein in seiner Art merkwürdiges, eigenthümliches Festessen. Ich meine die an einem Freitage des Monats Februar, etwa mit Beginn der Fastenzeit, stattfindende sogenannte „Seefahrtsmahlzeit,“ zu welcher einige Rheder und Schiffskapitäne als „Schaffer“ das ganze Personal der Rheder und der anwesenden Kapitäne der Kauffahrteischiffe, ferner aber auch sämmtliche gerade anwesenden ausgezeichneten Fremde einladen. Die Tafel ist gedeckt im alterthümlichen, festlich geschmückten Saale des vor mehr als drei Jahrhunderten von Kaufleuten und Schiffern zur Wohnung unbemittelter Kapitäne und deren Wittwen erbauten „Hauses Seefahrt,“ das den die Straße durchwandernden Fremden über dem Eingange mit einem in Stein ausgehauenen, vom Sturme gepeitschten Schiffe und der Unterschrift: Navigare necesse est, vivere non necesse est, begrüßt. Gleich beim Beginn der Tafel ergözt sich der fremde Gast an zwei bei jedem Gedecke liegende Düten von Silber- und Goldpapier, gefüllt mit Pfeffer und Salz, als den zum Verspeisen der Stockfische, die in verschiedener Gestalt auf den Tisch kommen, nothwendigen Gewürzen. Die Unterhaltung fließt in verschiedenen Zungen, an einigen Theilen des Tisches vorzugsweise in dem unsern Schiffern eigenthümlichen Plattdeutsch. Wenn aber die Zahl der Sprachen der der verschiedenen Länder gleich käme, welche von den seefahrenden Gästen betreten worden sind, so gäbe es eine babylonische Sprachenverwirrung, denn kein Küstenland der Welt gibt es, das die bremische Flagge nicht gesehen. Wenn dann nach Beseitigung der verschiedenartig zubereiteten Stockfische, wozu die Gäste aus großen Pokalen das dicke, der Braunschweiger Mumme gleichkommende Seefahrtsbier getrunken, die Braten erscheinen, beginnt einer der Schaffer die Reihe der Toaste mit dem auf den Senat der freien Hanse- und Handelsstadt, worauf dann Handel und Handelskammer, Schifffahrt, Haus Seefahrt, Hansestädte, ja sogar Deutschlands Einheit und dergleichen folgen. Aus lezterem Toaste müssen Sie aber ja nicht schließen, daß demselben viele politische, sey's gefährliche, sey's unschuldige, folgen; das Gespräch über die laufende Politik darf nie zu allgemein an der Tafel werden, weil Handel und Schifffahrt bei aller Vorliebe für das bewegliche Element des Meeres doch eher der conservativen als der liberalen Richtung huldigen, womit ich aber keineswegs unsern Kaufleuten Liberaliät absprechen will. Gegen das Ende des Mahles fehlt es dann nicht an erheiternden, keineswegs ungereimten Toasten und an kräftigem Männergesang, dessen Inhalt gewöhnlich dem Gebiete des Seewesens und der Untreue — nicht der Frauen, sondern — der Wellen angehört. Erst gegen acht Uhr Abends pflegt die räumlich und zeitlich lange Mittagstafel aufgehoben zu werden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 93. Freitag, 18. April 1851.

Virginibus cordi grataque forma sua est.
Ovid.

Frauentrachten in Nordalbingien.

I.

Auf Reisen gewährt es Erheiterung und Genuß, die vielen Schattirungen zu beobachten, welche in Sprache, Sitte und Tracht bei den Bewohnern verschiedener Länderstrecken bemerkbar werden. Nachzuweisen, wie weit gewisse Volksausdrücke und sprüchwörtliche Redensarten sich erstrecken, wie sie, auch wo sie anders klingen, doch gleichen Ursprungs sind, muß für Sprachforscher interessant seyn. Im reichen Dialektenkranze unseres Vaterlandes klingen derartige urdeutsche Wortfügungen von dem äußersten Dünenstrande der Frieseninseln durch alle deutschen Gauen echoartig fort bis an die erhabenen Felsenmauern der Alpen. Der Friese, der Niedersachse, der Katte, die Nachkommen der Obotriten, Obersachsen und Preußen, Rheinländer, Pfälzer, Franken, Schwaben und Bayern, die deutschen Insaßen der Steiermark, Tirols und Vorarlbergs, die Bewohner der schweizer Thäler bis hinein in die farbigen Schluchten Welschlands können in vielen Ausdrücken nun und nimmer ihre gemeinsame germanische Abstammung verleugnen.

Eben so ist es mit manchen Sitten. Wir begegnen Sitten, welche gleich uralten Erbstücken von Geschlecht auf Geschlecht übergehen, im höchsten Norden und im tiefsten Süden. Was abweichend daran ist, zeigt sich bei näherer Betrachtung nur als äußere Zierrath, als unwesentlicher Schmuck, wie Laune und Phantasie ihn hinzufügten. Der eigentliche Text ist überall ganz derselbe; die verschiedenen Stämme und Landsmannschaften haben nur eine Menge Variationen darauf erfunden, hinter denen sie den reinen Urton verhüllten.

Zu solchen Sitten germanischer Stämme gehört, dünkt mich, die in ganz Deutschland übliche Gewohnheit junger Männer, bei nächtlicher Weile den Mädchen ihrer Wahl einen Besuch abzustatten. Die „Kiltgänge" der von allen Nationen besuchten Schweiz sind in ganz Europa bekannt, weniger schon ist es das „Fensterle" der Schwaben, das „Freitgehen," in Schlesien, den Lausitzen und am Erzgebirge üblich, und von den Nachtbesuchen junger Bursche bei den aufblühenden Schönheiten der Probstei im östlichen Holstein wissen wohl nur wenige, während die friesischen „Halfjunkengänge" etwas im Süden Deutschlands völlig Unbekanntes seyn dürften. Und doch hat der „Halfjunkengang" des friesischen Seemanns gleichen Zweck mit dem „Kiltgange" des Schweizerbua — die Feier und stille Anbetung seines Schatzes, der auserkorenen Braut seines liebeglühenden Herzens.

Neben Sprache und Sitte endlich ist meines Bedünkens vorzüglich die Tracht charakteristisch für einen Volksstamm. Südliche Länder sind reicher an malerischen Nationaltrachten als die nordischen Gaue. Es erklärt sich dieß leicht aus dem mehr entwickelten Spieltrieb des Südländers, der an Glanz, Farbenschimmer, überhaupt an allem, was das Auge ergötzt oder angenehm beschäftigt, großen Gefallen findet. Daher der außerordentliche Reichthum an malerischen, höchst geschmackvollen Trachten, daher die Fülle künstlerischer Formen, die uns mit unwiderstehlicher Gewalt nach Süden zieht, an den Süden fesselt.

Trotz seiner Nebel, seiner farblosen Luft, seiner Stürme und Wetter entbehrt jedoch auch der germanische Norden nicht ganz des Schmucks kleidsamer Nationaltrachten. Besonders reich daran ist das eigentliche Nordalbingien, jener fruchtbare Länderstrich, der

von Hamburg abwärts von den gelben Wogen der Niederelbe im Westen, von den blaugrünen Gewässern der durchsichtigen Ostsee im Osten bespült wird, und an dem unscheinbaren Bächlein „Königsau," das in der Geschichte der lezten beiden Jahre eine so große Rolle gespielt hat, sein Ende erreicht.

Ich kann mich nicht erinnern, irgendwo eine auch nur erträgliche Schilderung dieses bunten Trachtengemisches gelesen zu haben, was mich veranlaßt, in Folgendem den Versuch zu machen, die vorzüglicheren hervorzuheben. — Bei einer Beschreibung nordalbingischer Trachten kann fast allein von denen der Frauen die Rede seyn, denn mit Ausnahme der vierlandischen Bauern bei Hamburg kleidet sich die Männerwelt ziemlich modern und entbehrt alles national Charakteristischen. Die Frauen dagegen, denen wir unbedingt einen feineren Sinn für Geschmack zugestehen müssen und denen durchgängig eine Art Instinkt inne wohnt, der sie lehrt, das herauszufinden, was sie gut kleidet und zu lieblicher Erhöhung ihrer Reize dient — die Frauen Nordalbingiens haben hin und wieder ihre von den Voreltern überkommenen Nationaltrachten bis auf den heutigen Tag beibehalten und lassen dieselben auch jezt noch nicht vom allmächtigen Abgott der Mode verdrängen.

Einige dieser nordalbingischen Frauentrachten begegnen uns schon in Hamburg. Fehlten sie oder sollten sie dereinst verschwinden, was glücklicherweise nicht anzunehmen ist, so würden die belebten Straßen der großen Handelsstadt sehr viel an Reiz verlieren. Von welcher Seite man auch Hamburg betritt, das Erste was uns aufstößt und fesselt, ist immer eine Blumenverkäuferin aus den Vierlanden. Sie treiben sich auf allen Straßen herum, lieben aber am meisten den prachtvollen Jungfernstieg am Alsterbassin, als den von frühem Morgen bis in die späte Nacht hinein besuchten Spaziergang der vornehmen Welt und der zahllosen Fremden. Der faltenreiche schwarze oder dunkelbraune kurze Tuchrock, der das volle, mit blauem oder röthlichem Strumpf bekleidete Bein sehen läßt, das dunkle, mit buntem Zierrath geschmückte Busentuch, das die Brust züchtig verhüllt, vor allem aber der ganz eigenthümliche Strohhut, der einem mit tiefen Rändern versehenen Rade gleicht, geben diesen Vierlanderinnen ein höchst seltsames Aussehen. Der Hut sizt ganz gerade auf dem Kopf oder vielmehr auf den in ein Nest zusammengeflochtenen Haaren, denen einige Bänderzier nicht fehlt. Befestigt wird er durch ein breites schwarzes Band, das glatt an die Wangen schließt und unter dem Kinn sich zu einer Schleife verschlingt. Frischen Gesichtern rosiger junger Mädchen steht diese wunderliche Kopfbedeckung sehr gut, wie denn die aufblühende Jugend am Ende alles, auch das Abenteuerlichste kleidet. Leider begegnet man aber in Hamburg auch sehr vielen alten und häßlichen Vierlanderinnen, die sich gleich den jungen mit lockendem Sträußerverkauf abgeben, und diese sind denn nichts weniger als reizend anzusehen. Daß die hübschen Vierlanderinnen mit ihren an hölzerne Stiele gebundenen Rosen, Nelken ꝛc. immer nur an den Straßenecken getroffen werden, hat mich immer gewundert. Sie sollten die Sitte der Florentiner Blumenmädchen annehmen, die für Fremde wie Einheimische am anziehendsten ist, weil sie von schöner Courtoisie Zeugniß ablegt. Das Florentiner Blumenmädchen tritt bekanntlich in jedes Kaffeehaus, in sauberster Kleidung, einen feinen, sehr breitkrempigen Strohhut, dessen farbige Bänder lose um das Gesicht fliegen, auf dem vollen Haar. Am Arm trägt sie ein fein geflochtenes Körbchen, gefüllt mit den allerschönsten Sträußen. Aus diesen wählt sie selbst den schönsten aus, reicht ihn mit gewinnendem Lächeln dem Fremden und entschlüpft leichtfüßig, wie sie gekommen, ohne Bezahlung zu fordern oder zu nehmen. Sie weiß, daß ihr der Preis ihrer einschmeichelnden Galanterie ja doch nicht entgeht, denn sie kommt jeden Tag wieder, immer mit neuen duftigen Geschenken die Gäste des Hauses erfreuend. Wenn dann ein Silberstück auf leerem Teller liegt, so streicht sie es dankend ein, ihr »mille grazie« lispelnd, und steigt der Fremde in den Reisewagen, so findet sie sicherlich Zeit, ihm vor der Abfahrt noch einen Strauß aus dem schönen Arnothale zum Andenken zu überreichen. Wer aber vermöchte so vieler Anmuth zu widerstehen! Die holde Geberin empfängt zum Abschied zehnmal mehr, als sie zu fordern je sich zugetraut haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Patienten.

(Fortsetzung.)

Fräulein Köhler saß heute schon aufrecht im Bette und schlürfte ihre Tasse Thee. Ich sezte mich neben sie und sah ihr eine Weile zu, ehe ich mich zum Examen anschickte. — Für ein so vornehmes Haus war sie eben nicht schön gebettet. Das Kamin hatte geraucht und die Wände waren geschwärzt; ein Stückchen Teppich, das den Boden deckte, verkündete seine Jahre; die Möbeln waren von angestrichenem Tannenholz und spärlich an Zahl; Kleider und Geräthe aller Art, die Abwesenheit einer sorgend waltenden weiblichen Hand verrathend, lagen umher. Im Nebenzimmer klapperten Tassen, schrien Kinder und wurde ein Klavier auf's unbarmherzigste mißhandelt.

„Ist Ihnen dieß Geräusch nicht unangenehm?" fragte ich, um einstweilen etwas zu sagen. „Allerdings, doch läßt es sich nicht ändern. Ich darf den

Kindern nicht Stille empfehlen, damit meine Krankheit der Familie nicht noch lästiger werde, als sie ohnehin ist.“ — „Sie dürfen keinen solchen Bedenklichkeiten Raum geben. Krankheit ist ein Schicksal, das jeden treffen kann, mit dem also auch jeder Nachsicht haben wird. Auch haben Sie den jungen Mädchen in ähnlichen Fällen gewiß manche Dienste geleistet, so daß sie hier nur Wiedervergeltung üben.“

Sie schüttelte den Kopf. „So demokratisch sind wir nicht, mein guter Doktor,“ sprach sie lächelnd. „Was ich thue, bleibt immer nur meine Pflicht, für die ich in klingender Münze bezahlt werde, nichts weiter. So oft ich auf meinem Posten fehle, breche ich den Kontrakt. Kann ich morgen aufstehen?“ — Ich fühlte ihren Puls. — „Sie haben noch etwas Fieber,“ sagte ich. „Und wie steht es mit Ihrem Husten?“

Sie sah mich groß an. „Wie kommen Sie darauf? Der ist das wenigste. Lassen Sie das! Der Husten stört mich weiter nicht.“ — „Er ist gar nicht unbedeutend und wir müssen ihm ernstlich zu begegnen suchen. Haben Sie Schmerzen in der Brust, wenn Sie husten?“ — „Manchmal ein wenig.“ — „Sie müssen die Sache nicht so leicht nehmen und vor allem mir ganz die Wahrheit sagen. Wie kann ein Arzt helfen, wenn der Kranke kein Vertrauen in ihn sezt?“ — „Ich spreche nicht gerne über diesen Punkt und habe meine Gründe dazu, bester Doktor.“ — „Darf ich diese kennen?“ — „Lady Megmerillis hat einen großen Widerwillen gegen Brustkrankheiten und würde mich nicht in ihrem Hause dulden, wenn sie glaubte, daß ich an einem solchen Uebel leide. Ich verheimliche ihr daher meinen Husten.“ — „Das hat Ihnen nichts geholfen. Sie weiß davon und weiß mehr.“ — „Sie scherzen. Was — was weiß sie?“ — „Es ist sehr thöricht von Ihnen zu glauben, daß sich ein solches Uebel verheimlichen lasse. Hätten Sie gleich Anfangs Mittel angewendet, so wäre man demselben im Entstehen begegnet; jezt mag es dazu zu spät seyn.“ — „Jezt! Und warum jezt? Hat das Mädchen etwa doch geplaudert?“ — „Wo wollten Sie ein Mädchen finden, das **nicht** plauderte?“ — „So weiß Lady Magmerillis, daß ich Blut auswerfe? — Ach, dann ist es um mich geschehen!“ Sie bedeckte ihr Gesicht und brach in Schluchzen aus.

Ich muß bekennen, daß ich zu den Männern gehöre, die vor Weiberthränen zu einem Schwamm werden. Ich biß mir in die Lippen und versuchte auf alle Weise mich unter einem moralischen Regenschirm festzusetzen, den die Pflicht gewoben. Die Lage war nicht angenehm. Wie Männer gewöhnlich in solchen Fällen thun, machte ich es auch hier, und begann mit barscher Stimme: „Sie haben höchst unvernünftig gehandelt. Warum das Uebel einreißen lassen, das Anfangs wohl leicht zu heben war, während längere Zeit erforderlich seyn möchte, um Sie zur Anstrengung des Unterrichts wieder tüchtig zu machen!“ — „Sagen Sie nur das nicht! Ach! Sie wissen nicht —!“ — „Was soll ich denn aber sagen, wenn ich Ihnen nicht die Wahrheit sagen soll? Und was ist es, das ich nicht weiß? Ich muß Sie ernstlich bitten mir alles mitzutheilen.“ — „Wollen Sie mir aber Eines versprechen?“ — „Und was?“ — „Daß ;Sie Lady Megmerillis kein Wort von meiner Brustkrankheit sagen wollen.“ — „Das kann ich nicht versprechen.“ — „Dann bin ich verloren!“ Und sie brach händeringend in einen Strom von Thränen aus. Dieß war fast zu viel für meine weichgeschaffene Seele und ich sah mich genöthigt meinen Regenschirm noch etwas tiefer über mich zu neigen, um nicht aus meiner Rolle zu fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mannheim, April.

Der Rhein. — Th. Milanollo.

Es ist das alte Recht des Winters, seine Tücken und Launen bei seinem Abzuge noch ein wenig an dem einziehenden Frühling auszulassen. Er übt so eben dieses Recht, denn während ich schreibe, treibt ein rauher Nordost die wirbelnden Schneeflocken an mein Fenster und weckt die Furcht, der Winter wolle schließlich noch ein wenig nachholen von dem, was er versäumt, und weiße Ostern bringen, wo doch die vorgerückte Zeit auf grüne sicher hoffen läßt. Möge es ihm nicht gelingen! Die Spaziergänger hat er übrigens von dem hohen Damm verscheucht, der unsern Schloßgarten gegen den Rhein schüzt, und auf dem er sie während der Monate, die ihm mit vollem Recht gehören, in mildester Luft und hellstem Sonnenlichte wandeln ließ. Damals lag der Spiegel des Stromes so tief unten, wie seit Menschengedenken nicht. Zur Brücke mit ihren neuen eisernen Pontons mußte man beinahe mit dem Hemmschuh hinabfahren, die

Ufer lagen weithin bloß, nie gesehene Bänke waren aufgetaucht, die Rheinschiffer hatten ruhige Tage, denn ihre Fahrzeuge und die Schlepper saßen so zu sagen auf dem Sande. Am 10. und 16. März feierten die Speyerer sogar Feste auf einer großen trockenen Sandbank fast mitten im Rhein, wo eine solche früher niemals zu Tag gekommen war, und die Fischer des nahen pfälzischen Dorfes Altrip wollen die Grundmauern des römischen Castells alta ripa deutlich aus dem niedrigen Wasser heraufschimmern gesehen haben. Kurz, der Rhein hatte ganz sein imposantes Ansehen verloren und sah ordentlich ärmlich aus. Aber sein Stolz ist wieder erwacht. Hoch und voll braust der gewaltige Strom wieder dahin, seine Wellen schlagen die Flanken der Dämme, zur Brücke fährt man jezt mühsam aufwärts, und Dampfer und Segelschiffe haben keine Noth mehr als etwa die, die von der Ueberfülle des Fahrwassers kommen könnte. Unter den Lasten, die der stolze Strom trägt, sind die bedeutsamsten wieder die Auswanderer. Ihre Zahl scheint von Jahr zu Jahr wachsen zu wollen, so beschäftigt war man auf den Agenturen noch nie, wie in diesem Frühjahr. Die Ueberfahrtspreise sind aber auch merklich in die Höhe gegangen. Wieder ziehen sämmtliche Bewohner ganzer Dörfer, die sich der gänzlichen Verarmung nicht mehr zu erwehren wissen, der neuen Welt entgegen, und die Unterstützung von Seiten des Staates und des Vereins, der sich zum Besten der Auswanderer gebildet hat, erweisen sich dabei äußerst segensreich.

Unser Hof- und Nationaltheater hat sich auch in diesem Winter so ziemlich im alten Kreis und Geleis bewegt. Selten etwas wesentliches Neues, man müßte denn Flotows Oper Katharina dafür erklären. Die bedeutendste Erscheinung an unserem Kunsthimmel seit den Rachel'schen Gastrollen war der Geigenengel Therese Milanollo; der Schweif aber, den dieser Stern nach sich führt, hat die Bewohner Mannheims in eine Bewegung gebracht, die sich beinahe nur mit den Worten schildern läßt: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los. Zuerst war der Sturm des Beifalls groß, der sich bei der herrlichen Produktion der jungen Künstlerin am 21. März erhob, am 24. aber erging eine Fluth von wenig freundlichen Worten, weniger über Therese, als über ihren Vater, der mit Papa Felix, dem Vater der Rachel, große Aehnlichkeit zu haben scheint. Auf den 24. März war nämlich das zweite Concert Theresens angekündigt und viele Fremde von diesseits und jenseits des Rheins waren gekommen; wer aber nicht kam, das war die Hauptperson, Therese Milanollo. Sie hatte Tags zuvor in Frankfurt gespielt, und ihr Herr Vater, der der blanken Thaler nicht genug bekommen zu können scheint, vergab sie der Frankfurter Theaterdirektion auch sogleich auf den nächsten Abend, ganz vergessend, daß sie für diesen der Direktion zu Mannheim zugesagt war. Die Aufregung war nicht klein, und wenn man den Italiener gehabt hätte, es wäre ihm übel mitgespielt worden. Zwar wurde eine Deputation nach Frankfurt geschickt, die den Auftrag hatte, mit dem Erlkönig zu sagen: „Und kommst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt;“ aber die zu Frankfurt waren entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und sezten es durch, daß ihr Vertrag dem früher geschlossenen der Mannheimer vorging. Natürlich ist die gefeierte Künstlerin später nicht mehr gekommen, und wer sie doch noch zu hören entschlossen war, mußte entweder nach Frankfurt oder am 6. April nach Speyer reisen. Therese selbst wird von uns geschont, aber daß wir weder auf ihren Vater noch auf Frankfurt gut zu sprechen sind, wer könnte uns das verargen? Vor Zeiten hätte der Vorfall Anlaß zu einem Städtekrieg werden können; wie gut, daß wir nicht mehr in den alten Zeiten leben!

(Schluß folgt.)

Königsberg, April.

(Fortsetzung.)

Physiognomie der Stadt.

Wer die Weinbibliothek in dem genannten Schloßkeller aus Wissens- oder einem sonstigen Durste kennen zu lernen wünscht, der wendet sich an den Oberbibliothekar im sogenannten „Blutgericht,“ einem im nördlichen Flügel befindlichen Keller; er wird dort alles zum Studiren und Excerpiren eingerichtet finden. Man wird ihm mit der größten Bereitwilligkeit jedes Exemplar aus der großen Bibliothek reichen, dessen Schätze alle im grandiosen Kataloge verzeichnet sind. Liebt es der Fremde, seine Studien in einem Kellergewölbe zu betreiben unter riesigen Fässern, über welche Tag und Nacht brennende Lampen Rembrandsche Streifschatten werfen, so begebe er sich in die ehemaligen Marterkammern des Schlosses, von denen dieses Blutgericht seinen Namen herleitet. Der Thurm des Schlosses steht ganz in einer Ecke und seine luftige, 300 Fuß hohe Galerie läßt uns mehr Land übersehen, als mancher deutsche Fürst besizt, der eine Stimme beim Bundestage hat. Vormittags um eilf und Abends um neun Uhr wird von der Galerie aus ein frommes Lied in die Stadt hineingeblasen, woran fromme Herzen mehr Gefallen finden mögen als musikalische Ohren. — Zu Füßen des Schloßberges liegt der Löbenicht, eine Straße, die noch jene düstere, althanseatische Solidität zur Schau trägt, sieben Stock hohe Giebelhäuser, viele steile Seitengäßchen und Winkel; die Straße selbst beschreibt eine Spirallinie und wird von schweren Bierwagen durchrasselt; denn in diesem Stadttheile wohnen die einst so berühmten und reichen Brauer, oder nach Königsberger Mundart „Melzenbräuer“ genannt. Das löbenichtsche Bier hatte im nördlichen Deutschland einen Ruf, wie gegenwärtig das bayerische, überall wo die Zunge deutscher Trinker lallt. Jezt sind die Löbenichter nur noch ein Schatten ihrer glänzenden Vergangenheit; das hopfenschwere, klare, perlende Gebräu Bayerns hat sie verdrängt. — In dieser Gegend liegen auch Königsbergs berühmteste Bierkeller: die vielbesuchte „Gambrinushalle“ und der „Schieferdeckersche Keller“ am Schloßberge. Steigen wir hinunter. Der tiefe Keller haucht uns mit seinem kühlen Athem an, Kellner eilen geschäftig hin und her zwischen den Tischen, an denen, hinter den Deckelgläsern verschanzt, zu jeder Tagesstunde die phlegmatisch stillen Menschen mit kirschbraunen Wangen und halbverwachsenen Augen sizen. Wie ein Blumentopf steht das Glas im blechernen Untersaz vor ihnen; die zinnernen Deckel klappern, das einschmeichelnde Gebräu glänzt wie dunkles Gold und perlt mit hundert Augen; ein Bienengesumm schwirrt durch Herz und Kopf, und auch du versinkst hier in schwülen Traum und fühlst nur zu bald die centripedale Schwere, die im Geiste des Bieres herrscht. Das Gelüst zum bayerischen Biertrank greift zum Erstaunen in reißender Steigerung um sich.

Andere Stadttheile bilden der Sackheim, die Königsstraße, der Tragheim, der Roßgarten; alle aber bieten nichts Merkwürdiges dar, außer etwa, daß der Fremde wahrnimmt, wie Königsberg wirklich eine großstädtische ermüdende Ausdehnung hat. Eine der schönsten und belebtesten Straßen, einem Faubourg St. Germain nicht unähnlich, ist die französische Straße, die nach dem Schloßplatz hinführt. In der langen Königsstraße prangt mit goldener Inschrift das Museum, welches eine bereits bedeutende Gemäldesammlung des Königsberger Kunstvereins enthält, so wie auch eine von Rauch und Tieck in Berlin besorgte Sammlung von Gypsabgüssen, größtentheils von den im Augusteum zu Dresden befindlichen antiken Skulpturen entnommen.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 94. Sonnabend, 19. April 1851.

O süßer Streit im kleinen Krieg der Liebe!
Beaumont und Fletcher.

Aus Lenau's Nachlaß.

Der Fingerhut.

Hast du noch immer nicht gefunden den unschätzbaren Fingerhut,
Um den du plötzlich aufgesprungen und meinen Armen dich entrungen?
Ich ließ dich fahren mit verbissner, doch wahrlich nicht geringer Wuth.
Wär' ich ein Forscher, sprách ich trocken: indeß du's Hüttlein suchst erschrocken,
Such' ich, worauf das Herz des Weibes, das wandelbare Ding beruht?
Wär' ich ein Schwärmer, rief ich fluchend: o wär' ich doch, den Rhein besuchend,
Ertrunken in den tiefsten Wirbeln der weitberufnen Binger Flut!
Als Egoist da würd' ich sprechen, das Hütlein schützt sie vor dem Stechen;
Ich will's mit meinem Herzen halten, wie sie mit ihrem Finger thut.
Ich leg' an's Herz, daß sie's nicht raube, mir eine Sturm- und Pikelhaube,
Das ist für ihre Liebesblicke, die scharfen Herzdurchdringer, gut. —
Doch bin ich keins davon und sage: Such' überall herum und frage:
Kannst doch das Meer nicht meiner Liebe ausschöpfen mit dem Fingerhut,
Hat die Romantik deiner Liebe auch Platz in einem Fingerhut.

Meine Patienten.

(Fortsetzung.)

„Sie müssen einsehen, liebes Fräulein," begann ich mit Würde, „daß ich als Arzt die Wahrheit reden muß. Auch kann ich nicht begreifen, in wie ferne es der geringste Gewinn für Sie seyn könnte, Ihr Uebel als ein Geheimniß behandelt zu sehen. Kehren Sie auf einige Zeit in Ihr Vaterland, in den Schooß Ihrer Familie zurück, und sobald Sie sich wieder stark und kräftig fühlen, kann es Ihnen ja nicht schwer seyn, durch Lady Megmerillis Empfehlung eine andere vortheilhafte Stellung zu erhalten."

„Ich kann nicht in mein Vaterland, kann nicht zu meiner Familie zurück!" rief sie noch immer schluchzend. „Meine Eltern sind arm und bedürfen meiner Unterstützung. Mein Bruder besucht die Schule in Berlin und wird von mir unterhalten. Und — und! — Ach! wenn Sie wüßten!" — „So sagen Sie mir doch, was ich wissen soll!" — „Doktor, ich schäme mich es zu sagen," und sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Es war eine große Thorheit, es war eine große Schwäche; aber, aber — ich litt so viel! — Hören Sie mich an und haben Sie Nachsicht."

„Mein Vater ist Beamter im Braunschweigschen, das heißt mein Stiefvater. Wer mein Vater ist, blieb mir immer ein Geheimniß; meine Mutter erwähnte seiner nie, und nur aus hingeworfenen Aeußerungen anderer Leute und einem kleinen Vorrath kostbarer Juwelen, von denen von Zeit zu Zeit ein oder das andere Stück zum Vorschein kam, aber nur um wegen irgend eines dringenden Bedürfnisses veräußert zu werden, schloß ich, daß sie einst in glänzenderen

Verhältnissen gelebt und daß mein Vater eine hochgestellte Person sey, oder gewesen sey — welches von beiden wußte ich nicht zu sagen. Indessen träumte ich von Kindheit auf, daß er plötzlich erscheinen könnte; ich sah ihn in einer glänzenden Equipage durch das Städtchen fahren, so daß alle Welt gaffend an die Fenster eilte, und vor unserer Wohnung halten, wo er, ein Prinz, aus dem Wagen sprang und mich zu sehen begehrte. Durch diese jugendlichen Phantasiegebilde gewöhnte ich mich daran, den Aufenthalt in meines Vaters Hause nur als temporär anzusehen und meine ganze Umgebung als unter mir stehend zu betrachten. So erreichte ich mein sechzehntes Jahr. Auf meine Erziehung war wenig verwendet worden, weil der kleine Ort die Gelegenheit nicht bot und meinen Eltern die Mittel nicht zu Gebot standen. Wie sehr überraschte es mich daher, als meine Mutter mir jetzt unversehens ankündigte, ich solle auf zwei Jahre nach Lausanne in eine Pension gehen. Wer anders konnte das Geld hiezu hergeben als mein fürstlicher Vater? Er wollte mich, ehe er mich in die Welt einführte, meinem Stande gemäß ausgebildet sehen, und ich nahm mir vor, ihn in diesem Punkte über alle Erwartung zu befriedigen. Ich wurde sofort nach Berlin gesandt, wo ich ein paar Tage bleiben sollte, um meine Reisegarderobe in Stand zu setzen. Die Dame, bei der ich abstieg, war mir ganz fremd; ich entsann mich nicht, daß meine Mutter derselben je erwähnt hätte. Sie lebte in einem großen Hause unter den Linden, wo sie mich auf's freundlichste aufnahm, mich mit allen Bedürfnissen versorgte und mich endlich der Aufsicht einer alten Dame empfahl, die desselben Weges reiste und die mich in der Pension abzuliefern versprach."

„Ich reiste ab, freilich mit sehr getäuschten Hoffnungen. Während meines Aufenthaltes in Berlin hatte ich von Minute zu Minute erwartet, meinen Vater erscheinen zu sehen, hatte bei jedem Schellen an der Thüre mit zitternder Ungeduld seinem Eintritt entgegen gesehen, bei jedem vorfahrenden Wagen war mir das Blut in die Wangen gestiegen. Auf der Straße sogar hatte ich jeder Uniform in die Augen gestarrt, immer erwartend, daß der eine oder der andere meiner Mutter Kind in mir erkennen würde. Und nach so viel Hoffnung sollte ich der großen Stadt namen- und vaterlos den Rücken kehren! Das schien mir unbeschreiblich hart und kostete mir gar viele bittere Thränen."

„Die Jahre in Lausanne schwanden schnell dahin, und nach Verlauf der anberaumten Zeit hoffte ich mein Schicksal entschieden zu sehen. Ich war nicht träge gewesen, hatte mich in manchen Zweigen des Wissens ausgebildet und hoffte damit vor meinem Vater zu bestehen. Unendlich leid that es mir aber, daß ich nicht schön bin, und ich kann Ihnen nicht sagen, welche Mühe ich mir gab, diesen Mangel durch meinen Anstand und ein gewisses air distingué zu ersetzen. Auch war dieß nicht ohne Erfolg. Man machte häufig die Bemerkung, daß ich sehr vornehm aussehe, und während mir dieß einerseits schmeichelte, bestärkte es mich andererseits in der Meinung von meiner hohen Geburt."

„Jetzt kam ein Brief meiner Mutter, in dem sie mir ankündigte, daß meine Rückkehr zu ihr für den Augenblick nicht wünschenswerth sey, sie habe deßhalb der Vorsteherin der Anstalt den Vorschlag gemacht, mich unentgeltlich bei sich zu behalten, wofür ich ihr in diesem oder jenem Zweige des Unterrichts an die Hand gehen solle. — Diese Nachricht, obwohl sie für den Augenblick hinter meiner Erwartung zurückblieb, befriedigte mich doch in so weit, als ich daraus ersah, daß sie den Aufenthalt in ihrem Hause jetzt für ein so vornehmes junges Frauenzimmer nicht geeignet finde. Ich harrte also geduldig auf die endliche Lösung meines Schicksals und schrieb einmal an jene Dame in Berlin, die mich bei sich aufgenommen, und schilderte ihr mein Verlangen nach der Rückkehr in die Heimath. Dieser Brief blieb lange unbeantwortet, bis endlich ein paar Zeilen ihres Geschäftsführers mir ihren kürzlich erfolgten Tod mittheilten. Nun war alles erklärt: sie war eine Freundin meines Vaters, unter deren Aegide ich in der Welt erscheinen sollte; sie war dahin gegangen, und er wußte nun nicht sogleich, wem er das Geheimniß meiner Geburt und die Sorge für mich an's Herz legen sollte."

„Wieder vergingen einige Jahre. Ich hatte meinen zwanzigsten Geburtstag gefeiert und die unter getäuschten Hoffnungen dahinstreichende Zeit fing jetzt an mit Ungeduld an meine Thüre zu pochen. Ich hätte der Sache gerne sogleich ein Ende gemacht; nur wollte mir das Wie nicht beifallen. Wie ein Sklave zerrte ich an meinen Ketten und hätte sie mit meinen Zähnen zernagen mögen; wie ein Gefangener blickte ich auf die enge Welt meiner Verhältnisse und sandte den sehnsüchtigen Blick in weite Fernen. Nirgends fand ich mehr Ruhe, nirgends Befriedigung. Meine Nächte floh der Schlaf, meine Tage boten ein endloses Einerlei und keine Beschäftigung vermochte mich festzuhalten. Meine Kräfte sanken, mein Geist erschlaffte und mein Auge brannte vom verzehrenden Feuer einer ewigen Unruhe, die meine Umgebungen erschreckte."

„Da endlich brachte die Post wieder einmal einen jener ersehnten Briefe aus der Heimath, dessen Siegel ich dießmal mit einer Hast der Ungeduld erbrach, wie der Schiffbrüchige im letzten Versinken nach einem Stück Ankertau greifen mag. Ich konnte lange kein Wort vom andern unterscheiden; das Blut stieg mir so gewaltig zu Kopf, daß alles vor meinen Augen schwankte. Ich flüchtete mich in mein Kämmerlein, tauchte meinen Kopf in kaltes Wasser und kam so weit wieder zur

Besinnung, daß ich Worte und Inhalt entziffern konnte."

(Fortsetzung folgt.)

Frauentrachten in Nordalbingien.

(Fortsetzung.)

Sehr anziehend und ungleich schöner als der räderartige Strohhut der Vierlanderinnen finde ich die winzigen Hütchen der Milchverkäuferinnen von jenseits der Elbe. Die Bewohnerinnen der hannöverschen Elbufer unterhalb Harburg kommen täglich zu Hunderten in ihren schnellsegelnden Evern, die an den rothgetheerten Segeln leicht kenntlich sind, nach Hamburg. Reinlich, wie ihre Gefäße, ist auch ihre Kleidung, die jedoch nichts besonders Auffallendes an sich hat. Ohne den Hut, der ihre weißen Stirnen beschattet, würde man weniger auf sie achten. Dieser Hut mit der kleinen, kaum merkbaren Kopfvertiefung ist gar zu seltsam und ähnelt mehr einem krumm gebogenen Blatte als einer Kopfbedeckung. Auch bedeckt er den Kopf eigentlich nicht, da er so keck ganz vorne auf die äußerste Spitze der Stirn gesetzt wird, daß der ganze Hinterkopf mit dem Haargeflecht unbedeckt bleibt. Sehr zierlich aber sehen diese wunderlichen Strohhütchen aus. Eine Schaar junger Mädchen in einem über die schäumenden Wellen der Elbe segelnden Ever kommt mir immer vor wie Elfen, die Menschengestalt angenommen, in der Eile der Verwandlung aber vergessen haben ihre Elfenhütchen abzulegen.

Gehen wir von Hamburg am rechten Ufer der Elbe hinab, so erreichen wir bald die unglaublich fruchtbaren Gefilde Dithmarschens, eines Landes, das reicher ist an alten Sitten und Gebräuchen, als an eigenthümlichen Trachten. Mir wenigstens ist in der Kleidung der ziemlich stark gebauten Dithmarserinnen nichts aufgestoßen, das besondere Erwähnung verdiente. Erst jenseits der Eider, in den Landschaften Eiderstedt und Bredstedt und den sich daran lehnenden Steppen der schleswigschen Geest begegnen wir einigen höchst auffälligen Schattirungen weiblichen Kleiderschmucks.

Ganz eigenthümlich tragen sich die Bewohnerinnen des großen Kirchspiels Ostenfeld, das mitten im sandigen Geestlande liegt. Man sieht diese robusten und nicht eben schönen Gestalten häufig an den Markttagen in Husum, wo sie unter allen andern zur Stadt kommenden Landleuten durch ihre Tracht sich auszeichnen. Man könnte sie nicht mit Unrecht Husaren der Geest nennen; der braunrothe Spencer, mit dem sie sich schmücken, und alle die andere schwer zu beschreibende Zuthat gibt ihnen, besonders aus der Ferne, eine auffallende Aehnlichkeit mit zu Fuß einherschreitenden Husaren. — Nicht ganz so auffallend, aber doch immerhin seltsam genug tragen sich die Mädchen manches andern Ortes in dieser Gegend. In Schleswig begegnet man häufig rüstigen Pferdelenkerinnen, angethan mit bauschigen Röcken von dunkler Farbe, die nicht eben zur Verschönerung ihrer Besitzerinnen dienen. Den gewöhnlich mit starkem hellblonden Haar geschmückten Kopf zieren sie mit einem Männerhut von grobem schwarzem Filz, der besonders deßhalb in die Augen fällt, weil sowohl dessen breite Krempe als der obere Rand des Kopfs mit zarten weißen oder auch schwarzen Flaumfedern eingefaßt sind. Geschmack, Sinn für das Schöne kann man diesen Einwohnern der Geest nicht zusprechen, was überraschen muß, da die zunächst wohnenden Friesinnen mit weiblich zartem Takt ihre schlanken Leiber einfach, aber höchst ansprechend zu kleiden verstehen. Die Tracht der nordfriesischen Frauen zeigt mancherlei Formen und Variationen, sowohl auf dem Festlande als auf den Inseln, doch muß den Inselfriesinnen unbedingt der Vorzug zuerkannt werden hinsichtlich der Wahl ihrer Kleider.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Königsberg, April.

(Fortsetzung.)

Physiognomie der Stadt.

Vor dem Museum erhebt sich der Obelisk, welchen die Provinz Ost- und Westpreußen ihrem ehemaligen Oberpräsidenten, dem Staatsminister von Schön, bei dessen Austritt aus dem Staatsdienste zum Ehrendenkmal errichtet hat. Unweit davon steht das stattliche Gebäude der k. Bibliothek, der etwa 100,000 Bände, Handschriften und Incunabeln einverleibt sind. Wenn auch eben nicht durch ihren Inhalt (es sind alte theologische Bücher), so doch durch ihren Metallgehalt ist eine Sammlung ausgezeichnet, welche sich hier unter dem Namen der silbernen Bibliothek befindet. Herzog Albrecht ließ diese frommen Bücher

in prächtig gearbeitete, mit Silber beschlagene Deckel binden. In dem nebenstehenden kleinen, unansehnlichen Häuschen wohnt der Custos der Bibliothek, der berühmte Lobek, wie einst Kant, so gegenwärtig Königsbergs Ruhm und Stolz, er selbst aber, trotz seiner enormen Gelehrsamkeit, die Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit selbst, und eben deßhalb schwärmt die akademische Jugend und die große Schaar seiner Schüler nur um so mehr für ihn in grenzenloser Liebe und Verehrung. Lobek wird nächstens ein Siebziger, hat sich aber geistig so frisch und jung erhalten, daß er zu den ersten Vorkämpfern politischer Freiheit in Königsberg gehört. Lobek schräg gegenüber in einem stolzen Gebäude wohnt der als Statistiker berühmte Professor Schubert, dem Leser wohl auch vom Frankfurter Parlamente her noch bekannt, und nicht weit davon in einem bescheidenen Hintergäßchen begrüßen wir den stillen Sitz eines gleich ausgezeichneten Geschichtsforschers, das Wohnhaus des Professors Drumann. Auch Königsbergs Winkelmann, Professor August Hagen, hat hier in der Nähe seinen Wohnsitz; seinem edeln, regen Streben für die Kunst verdankt Königsberg unendlich viel; er stand lange Zeit ganz isolirt, bis er in Rosenkranz, diesem Universalgenie, einen treuen, mächtigen Verbündeten fand.

Der Steindamm gehört mit zu den längsten und geräumigsten Straßen Königsbergs und ist von ruhig bürgerlichem Charakter. Vor dem Thore liegen die sogenannten „Hufen,“ wo reiche Patricier der Stadt von der Last ihrer Sorgen auf niedlichen Sommersitzen ausruhen. Auch fehlt es hier nicht an Wirthshäusern für alle Welt. Auf dem dortigen Kirchhof findet man Hippels Grab. Nach dem Friedländer Thor führt der Weg über die Holzbrücke, an Trödelbuden und Speichern vorbei, über den Ochsenmarkt und die Lindenstraße, wo der Dichter des „Annchen von Tharau,“ Simon Dach, gelebt haben soll, nach dem Viehmarkt. Diese Straßen sind an der Pregelseite mit Baumalleen bepflanzt. Die Häuser sind hier wohlhäbig solid, wie polirte Geldkasten. Auch wohnen in diesem stillen Stadttheile mehrere der namhaftesten Kaufleute und Bankiers. Der weite Viehmarkt trägt den Charakter eines Provinzialstädtchens, das oft aus nicht viel mehr als einem Marktplatze besteht. — Dem großen Paradeplatz (Königsgarten) steht eine glänzende Zukunft bevor. Ein neuer Justizpalast im Style des Palazzo Pitti und ein prachtvolles Universitätsgebäude im Geschmack des Palazzo Sforza sollen sich zu beiden Seiten des Quadrats erheben. In der Mitte des Platzes wird die Reiterstatue Friedrich Wilhelms III. stehen, um welche Gartenanlagen und Fontänen angelegt werden sollen. — Das Schauspielhaus, welches mit einer langgestreckten Façade Front gegen den Paradeplatz macht, sieht mysteriös aus, wie der Tempel der Isis; es ist bloß eine überdachte Mauer, die wie die chinesische keine Fenster hat. Weniger räthselhaft und freundlicher ist der Haupteingang, und sein Inneres elegant. Uebrigens ist das Theater hier nicht, wie z. B. in Danzig, der Brennpunkt, in welchem sich alle Strahlen der Theilnahme concentriren; es ist nur ein Ruheort, wo der vorherrschend thätige Verstand sich momentan auf das traumbringende Sopha setzt, damit die nordisch ernsten Gesichter nicht ganz das Lachen verlernen. — Voigts Museum in der Junkerstraße dürfte als ein Kunstinstitut ersten Ranges gelten. Wer mit den künstlerischen Bestrebungen der Gegenwart und mit den Launen des Luxus vertraut werden will, der findet alles, was er erwartet, und mehr, in dieser glänzend und geschmackvoll ausgestatteten Kunsthalle, die mit ihren Bogendurchsichten, ihren byzantinischen Fenstern, den auf Consolen rings an Wänden und Pfeilern angebrachten Gyps- und Bronzestatuen und ihren mit tausend mannigfach glänzenden Gegenständen besetzten Wänden den überraschendsten Totaleindruck macht. Für einen jährlichen Beitrag von 1 Thlr. kann man Mitglied dieses Kunstmuseums werden; das Entrée bei einmaligem Besuch ist 5 Sgr.

(Fortsetzung folgt.)

Mannheim, April.

(Schluß.)

Kunst — Die Mission. — Der Großherzog.

Schöne Genüsse haben uns wieder die sogenannten abonnirten Concerte verschafft. Unser Orchester hat sich in denselben wieder bewährt, wie immer, und Beethoven, der große Meister, ist mir und andern durch die wackere Haltung dieses Orchesters nur noch theurer geworden. — Unserm ausgezeichneten, ja weltberühmten Dekorationsmaler und Hoftheatermaschinisten Mühldorfer steht wieder eine große, aber auch ehrenvolle Aufgabe zu lösen bevor. Kaum hat er das Theater am Kärntner Thor in Wien zur allgemeinen Zufriedenheit glänzend eingerichtet, so ergeht schon wieder der Ruf an ihn, die innere Einrichtung des aus dem Schutte neu erstehenden Hoftheaters in Karlsruhe zu übernehmen. Mühldorfer ist der rechte Mann dazu. Er wird sicherlich seine Aufgabe mit jenem künstlerischen Sinn und Geschmack, mit jenem praktischen Geschick zu lösen wissen, die ihn schon so lange vortheilhaft vor vielen seiner Kunstgenossen auszeichnen. — Schade, daß gerade hier in Mannheim die Mittel nicht ausreichend sind, um ihm Gelegenheit zu geben, in der unmittelbaren Heimath den ganzen Reichthum seines künstlerischen Talentes zu entfalten, wiewohl er auf seinem Felde aus dem hiesigen Theater gemacht hat, was nur daraus zu machen ist, so daß es eben in dieser Beziehung am meisten anzieht.

Ein Gebäude, welches gegenwärtig ungleich zahlreicher besucht wird, als das Theater, ist die Jesuitenkirche. Am 6. April hat eine große achttägige Mission begonnen, und es strömen Abends besonders Tausende in die Kirche, um die fremden Prediger zu hören. Natürlich sind da Neugierige und Andächtige bunt unter einander gemischt. Diese Missionen gehören in unsern Gegenden immer noch zu den ungewohnten Dingen und ziehen einerseits mächtig an, während sie andererseits viel mehr oder minder lauten Widerspruch wecken. Ob unter den Geistlichen, welche während dieser acht Tage auftreten, eigentliche Jesuiten und Redemptoristen sich befinden, ob es gar lauter solche sind, wie Einzelne behaupten, oder ob auch gewöhnliche Pfarrer aus der nächsten Nähe sich dabei betheiligen, das weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls aber ist es interessant, die oft recht plastischen und drastischen Vorträge zu hören, denen mitunter ein angenehmes Organ oder eine dröhnende Donnerstimme eine gewisse Wirkung sichert. Schaden dürften diese Missionspredigten schwerlich, da die Themen, die sie behandeln, zunächst gegen einzelne sittliche Schwächen und Gebrechen der Zeit gerichtet sind. — Daß eine Deputation der hiesigen Stadt in Karlsruhe war, um dem Großherzog zu seiner Genesung von einer Krankheit Glück zu wünschen und die Freude der Mannheimer darüber auszudrücken, das werden Sie wohl in irgend einer Zeitung gelesen haben. Wir erwarten darauf hin den fürstlichen Gegenbesuch und freuen uns bereits auf denselben. Wer hätte das in den Jahren acht- und neunundvierzig von uns Mannheimern gedacht! Es läßt sich indeß nicht verkennen, daß selbst viele, deren Köpfe und Herzen voll antimonarchischer Ideen und Gesinnungen stecken, mit dem Großherzog sehr zufrieden geworden sind, was besonders seinem weitgehenden Gnadenakte zuzuschreiben ist, der so manchem die Thore des Bruchsaler Gefängnisses geöffnet hat, dessen Hoffnungen sich so weit nicht zu versteigen gewagt hätten. Hoffentlich wird, wenn der Großherzog eine Genesungsreise in verschiedene Theile des Landes macht, dieß auch die Folge haben, daß der längst chronisch gewordene Kriegszustand sein Ende findet.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 95. Montag, 21. April 1851.

O wonder!
How many goodly creatures are there here!
How beauteous mankind is!

Shakespeare.

Frauentrachten in Nordalbingien.

(Fortsetzung.)

Von den Sylterinnen habe ich bereits in diesen Blättern gesprochen. Unstreitig besitzen die Föhringerinnen unter allen Inselfriesinnen die geschmackvollste und zugleich originellste Tracht. Die Töchter Föhr's sind größtentheils von schlankem, doch nicht von so hohem Wuchse wie die Sylterinnen. Ihr Teint ist von großer Zartheit, ihre Gesichtsbildung edel. Viele haben ganz griechisch geformte Nasen, große, meist dunkelblaue Augen, hohe gewölbte Stirnen von blendender Weiße, welche die dunkle Wolke des seidenen weichen Haares darüber noch mehr hervorhebt. Man denke sich nun diese schlanken Gestalten in schwarze Gewänder gehüllt, die nur an den Achseln mit matt kornblumenblauem Zeuge verbrämt und mit einem handbreiten Saume von gleicher Farbe am untern Rande verziert sind, die edel geformten Köpfe mit dunkeln Tüchern, gewöhnlich von der Farbe des Rockes und Mieders, ganz in Form eines Turbans umwunden, und man wird zugeben, daß die Föhringerinnen Sinn haben für das Schöne und Kleidsame. Die an sich fast zu dunkle Gewandung erhält Farbe und Glanz durch die reichen und äußerst kunstvoll gearbeiteten silbernen Knöpfe auf beiden Seiten der Brust und an den Handgelenken. Dagegen wäre der Wegfall der sehr großen Silberschnalle auf dem Rücken an der etwas zu kurzen Taille nicht zu beklagen. Bei verheiratheten Frauen hat der turbanartige Kopfputz noch mehr Orientalisches als bei jungen Mädchen, indem jede Frau verpflichtet ist, in den dunkeln Rahmen des Kopftuches einen purpurrothen Lappen zu legen, um damit das Haargeflecht zu verdecken.

Wenden wir uns nun wieder östlich und betreten das Festland Schleswigs, so muß zuvörderst der Tracht gedacht werden, welche der dienenden weiblichen Klasse in ganz Schleswig-Holstein bis zur mecklenburgischen Grenze gemein ist. Der Hauptbestandtheil derselben ist der mattgrün und mattroth gestreifte Rock von Wollenzeug, den ein etwa drei Finger breiter Saum von schwarzem Sammt am untern Ende einfaßt. Dieser Rock hat ein ungemein sauberes Aussehen. Die Landleute pflegen ihn aus selbstgesponnener Wolle zu weben, weßhalb der Stoff „eigengemacht“ heißt, das man jedoch seltsam genug in „eingemacht“ verkürzt. Im Schleswig'schen fassen die hübschen jungen Mädchen das meistentheils hellblonde volle Haar in ein Nest gewunden unter kleine schwarzseidene Mützchen, die häufig bunte farbige Deckel haben und eng anschließen, und setzen darauf während der guten Jahreszeit einen kleinen leichten Strohhut mit sehr flachem Kopf, der die frischen Gesichter lieblich beschattet und den meisten, selbst den Unschönen, vortrefflich steht. In Städten und bei Gebildeten auf dem Lande hat man für junge Mädchen eine sehr anziehende Art das Haar zu tragen angenommen. Man flicht nämlich diesen schönen Schmuck des zarten Geschlechts in lose Zöpfe und läßt sie bis tief in den Nacken hinabhängen, überzieht sie aber mit einem dunkelfarbigen, gewöhnlich schwarzen Netz, um ihnen Halt zu geben, was den muntern, lebhaften Kindern sehr hübsch zu Gesicht steht.

Phantasie spricht aus der Kleidung mancher Töchter der nordschleswigschen Heiden und Moore. Diese Kinder einer öden Natur, die keinen andern

Zauber besitzt, als die mit röthlichem Heidekraut überzogenen konischen Grabhügel eines längst vergessenen Geschlechtes, lieben das Bunte, Grelle, das Abstechende in der Mischung der Farben. Ich bin wenigstens in jenen Gegenden, nordwestlich von Apenrade, um Bummellund, wo der berühmte Bummellunder Kümmel fabrizirt wird, häufig jungen Mädchen vom Lande begegnet, die an sehr dunkelfarbigen Röcken brennend rothe Mieder trugen. Leider endigt hier die sprachliche Verständigung des deutschen Reisenden mit den Eingebornen des Landes, so daß es unmöglich ist, durch gelegentliche Fragen Erkundigungen über Sitten und Gebräuche einzuziehen; denn so vortrefflich Deutsch der gebildete Städtebewohner spricht, ein so entsetzliches Plattdänisch (Rabendänisch) ist die Sprache der meisten Landleute. Diesem schrecklich klingenden Patois gleicht auch die Gesinnung der guten Leute, die nicht wissen, ob sie sich Dänen oder Deutsche nennen sollen, die für Dänemark Partei nehmen, weil sie ihren Vortheil dabei finden oder zu finden glauben, und die sich doch mit Hand und Fuß gegen eine Einverleibung in Dänemark sträuben, indem sie sagen, sie wollen bleiben was sie immer gewesen Schleswig-Holsteiner.

Ob in den östlichen Küstengegenden Angelns, Schwansens und Dänischwohlds viele Spielarten weiblicher Trachten vorkommen, weiß ich nicht, da ich diese Landstriche nicht genau genug kenne, doch glaube ich kaum, daß sie besonders auffallender Art sind. Dagegen begegnen wir diesseits der schönen Kieler Föhrde in dem von niedrigen Höhen und reizenden Thalsenkungen durchschnittenen unglaublich fruchtbaren Landgebiet der Probstei, so genannt von dem großen Kloster Preetz, das in diesem Distrikte liegt, einer so originellen Frauentracht, daß die Blicke gefesselt auf diesen fremdartig verhüllten schlanken Gestalten ruhen. Die Tracht der Probsteierinnen muß sehr alt seyn und reicht wahrscheinlich in das vorchristliche Zeitalter Nordalbingiens hinauf. Sie ist zweifelsohne slavischen Ursprungs wie die der Altenburgerinnen. Bekanntlich saßen bis in's neunte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung wendische Stämme im östlichen Holstein bis hart an die Eider. Die Kieler Meeresbucht scheinen sie jedoch nicht überschritten zu haben. Später, als das Christenthum auch in diesen nördlichsten Marken Deutschlands festere Wurzeln schlug und das wendische Heidenthum verdrängte, müssen die Slaven der Probstei sich mit einwandernden Germanen vermischt haben. Anders wenigstens läßt sich die Gesichtsbildung der jetzigen Probsteier nicht wohl erklären. Während man nördlich von der Kieler Bucht bis zum Flensburger Meerbusen ein Geschlecht von größtentheils hohem Körperwuchs, hellem Haar und blauen Augen — die rein erhaltene angelsächsische Race — trifft, findet man in der Probstei bei gleicher Körperschöne weniger hochgewachsene, aber ungleich beweglichere und biegsamere Gestalten mit dunkelblondem, sogar braunem Haar und dunkeln leuchtenden Augen. Dabei zeichnet sich das weibliche Geschlecht durch eine so schimmernd weiße Hautfarbe aus, daß der plattdeutsche Ausdruck: „en witte Dörn," vorzugsweise eine schöne Probsteierin bezeichnet. An den Markttagen sieht man die Straßen Kiels oft von ihnen belebt. Man erkennt sie schon von weitem an ihren seltsamen Röcken, deren untere Hälfte aus schwarzem oder doch dunklem Zeuge, die obere Hälfte, von den Knien aufwärts bis an die Hüften, entweder aus karmosin- oder purpurrothem Tuche besteht. Ueber diesen Rock wird eine blendend weiße Battistschürze gebunden, die ihn fast ganz bedeckt, doch muß sie im Rücken so weit aufstehen, daß die doppelte Farbe des Rocks sichtbar bleibt. Das Busentuch ist stets dunkel und die Brust immer dicht verhüllt, die Aermel dagegen sind wiederum von feinem weißem Battist, sehr weit, am Handgelenk gefaltet, wo sie mit glänzenden Silberknöpfen befestigt werden. Ihr schönes Haar kämmen die Probsteierinnen in den Nacken zurück, wo es in Flechten geschlungen verschürzt wird. Darüber legen sie dann ein sehr großes Tuch von dunklem Grunde, mit grüner Borte umsäumt, so daß ein Zipfel desselben tief in den Nacken hinabhängt. Dieses Tuch muß das Haar ganz bedecken, verhüllt den obern Theil der Stirn ebenfalls und wird unter dem feinen weißen Kinn festgebunden. Wer eine rechte Augenweide haben und die Probsteierinnen in Scherz und Lust kennen lernen will, muß das interessante Ländchen in der Pfingstwoche besuchen; dann schwärmt die Jugend und jegliches Haus ist ein Gasthaus.

(Schluß folgt.)

Meine Patienten.

(Fortsetzung.)

Meine Mutter schrieb mir, mein Vater sey seines Amtes entsezt, und die kleine Pension, die ihm der Staat bewilligt, reiche zu ihrem Unterhalte nicht aus, so daß sie die Aussicht haben im Alter darben zu müssen. Für die Erziehung mehrerer jüngeren Kinder könne nun auch nichts geschehen, was ihr sehr zu Herzen gehe, und in all dieser Noth bleibe ihr nur der Eine Trost, daß ich durch die genossene vorzügliche Ausbildung gegen alle Launen des Schicksals gesichert sey. — Ich wußte die Worte des Briefes auswendig, ehe mir sein Inhalt klar wurde. Es war nicht möglich! Nein! das konnte nicht seyn! Sie konnte nicht sagen wollen, ich müsse mir meinen Unterhalt verdienen! Ich! Wo war denn mein Vater?

Ich stürmte, trotz der sinkenden Nacht, in den Garten hinaus und schrie durch alle Gänge nach meinem Vater; aber die einzige Stimme, die mir in Wald und Flur antwortete, war dann und wann ein hohles Echo, oder das Rauschen in den Bäumen, das ich für Menschenstimmen nahm. Meine Knie zitterten, meine Zähne klapperten; ich achtete es nicht und lief und lief, bis ich erschöpft, besinnungslos zu Boden sank. Als ich wieder erwachte, fand ich mich in meinem Bette, neben dem die Vorsteherin saß und mich mit besorgtem Auge bewachte. Um meinen Kopf waren kalte Tücher geschlagen. Ich wollte sprechen, aber sie legte den Finger auf den Mund und gebot Ruhe. Ich war sehr krank; aber die Jugend und eine gute Natur trugen bald den Sieg davon, und so wie ich nur einigermaßen meine Gedanken sammeln konnte, schrieb ich an meine Mutter. Ich bat sie, mir in klaren Worten zu sagen, ob sie meine, daß ich für mein Brod arbeiten solle. Der Gedanke sey mir so fremd, daß ihre Andeutungen in dieser Beziehung mich fast wahnsinnig gemacht hätten. Auch wollte ich wissen, weßhalb sie sich nicht an einflußreiche Freunde wende und durch diese entweder eine höhere Pension oder eine andere Anstellung für ihren Gatten zu erhalten suche. Mir schien ja nichts leichter als das, ein Wort von meinem Vater mußte ja hinreichen, ihnen das eine oder das andere zu verschaffen. Ich bat um umgehende Antwort, um schleunige Entscheidung meines Schicksals. Meine Mutter schrieb mir augenblicklich und bat mich in den zärtlichsten Worten mich in mein Schicksal zu fügen, wie sie ja selbst thun müsse. Zeige sich irgend ein Ausweg, so würde sie gewiß die erste seyn ihn zu ergreifen, für jezt aber biete sich keiner, da der einzige Freund, auf den sie hätte rechnen können, auf einer Reise im Ausland sey.

Das war es also! Mein Vater war verreist! In welchem Lande der Welt sollten ihn nun aber meine Gedanken suchen? Ich wünschte, ein glücklicher Traum möchte mir seinen Aufenthalt verrathen, und quälte mein Gedächtniß, um die nächtlichen Gebilde meiner Seele festzuhalten. Ich genaß nun sehr schnell; denn es trieb mich, fort zu kommen. Die Vorsteherin sah sich für mich nach einer Stelle als Gesellschafterin bei einer Dame um, die auf Reisen lebte. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich diesen Wunsch nur deßhalb hegte, um auf diese Weise durch irgend einen glücklichen Zufall mit meinem Vater zusammen zu treffen. In der Gräfin Latour fand sich eine solche Dame, und vierzehn Tage nach Empfang meines lezten Briefes war ich mit ihr in Paris. Sollte mein Vater etwa hierher seinen Weg genommen haben? Wo ich ging, wo ich stand, spähte ich nach ihm umher; auf den Boulevards suchte mein Auge nur ihn, im Theater benuzte ich die Lorgnette nur, um ihn zu finden. Von der Stadt sah ich daher eigentlich nichts und wüßte noch jezt keine Straße zu nennen, keinen Ort zu bezeichnen. In der Gesellschaft war ich für jede Unterhaltung todt, und nur wenn eine fremde Erscheinung meine Aufmerksamkeit erregte, wurde ich mit einem male munter, gesprächig, achtsam, um dadurch der Person in die Augen zu fallen, die ja mein Vater seyn konnte.

So vergingen ein paar Monate in vergeblichem Harren. Die Gräfin wollte jezt auf's Land gehen; das paßte mir gar nicht. Wie konnte ich ihn in der Einsamkeit ihres Schlosses finden? Ich bat sie daher mich zu entlassen und irgend ein Engagement für mich ausfindig zu machen, das mich nach London führte, in welcher Stellung es auch sey. London war jezt meine Hoffnung, nach London mußte ich um jeden Preis.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der Wupper, April.

Elberfeld und Barmen.

Nur ein kleines, unansehnliches Flüßchen ist die Wupper. Verfolgen Sie dieselbe von Elberfeld einige Stunden stromaufwärts, so gewahren Sie ein Bächlein, das sich mühsam durch die Gebirge hindurchwindet und nicht durch das geringste Zeichen auf seine baldige Bedeutung hinweist. Sehen Sie die Wupper unterhalb der Stadt Elberfeld, so ist sie auch hier im Sommer kaum so groß, daß sie der Jugend eine Gelegenheit für Springübungen bieten kann. Aber ihre Farbe ist eine andere geworden, die jede andere, nur nicht die Farbe des Wassers ist. Der Elberfelder sieht sich diese Farbe an und schließt daraus, ob im Thale die Geschäfte gut oder schlecht gehen; je mehr Spuren der Wasserfarbe hervortreten, desto schlechter steht es im Thale. Und wenn Sie wissen wollen, was es mit diesem Thale auf sich hat, so müssen Sie eine der beiden Hügelreihen besteigen, welche die Wupper begleiten. Auf den Höhen ist magerer, steiniger Lehmboden, hie und da ein Haus, auch wohl eine kleine Häusergruppe, die besondere Namen, wie etwa „Trübsal" u. a., führen; aber im Thale breitet sich eine große Fabrikstadt aus,

etwa in der Länge einer Meile, die hier den Namen Elberfeld, dort Unterbarmen, Gemarke, Oberbarmen — alle drei Theile führen den gemeinschaftlichen Namen Barmen —, Heckinghausen, Rittershausen und Wichlinghausen führt. Elberfeld hatte nach amtlicher Zählung am Ende des Jahrs 1847 gegen 38,000, Barmen gegen 35,000 Einwohner. Rechnen wir hinzu die Bevölkerung der drei Flecken Heckinghausen, Rittershausen und Wichlinghausen, sodann die Zahl, um welche diese Gesammtbevölkerung seit der Zeit gestiegen seyn mag, so hat das „Thal" eine Bevölkerung, die der des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz, das einen Flächeninhalt von 52 Quadratmeilen hat, fast gleichkommt. Da, wo jetzt Elberfeld steht, befand sich im zwölften Jahrhundert eine Burg der Dynasten von Elverfeld, die im Jahre 1176 der Graf Engelbert von Berg zu Lehen erhielt. Im siebzehnten Jahrhundert erhielt Elberfeld zwar Stadtgerechtigkeit, aber noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts konnte es mit dem Namen eines Fleckens bezeichnet werden. Jetzt sehen wir zu unsern Füßen eine der reichsten und wichtigsten Handelsstädte Deutschlands. Was ist die natürliche Ursache dieses ungeheuern Wechsels der Dinge? Im vorigen Jahrhundert lehrten die Geographen wohl hier und da in der Schule, daß Gott in seiner Weisheit die Flüße bei großen Städten vorbeigeführt habe; wir pflegen die Sache jetzt umzudrehen und die Flüße als die Ursache, als die Schöpfer der großen Städte anzusehen. Frankfurt a. M., Mainz, Köln etc. waren von jeher wichtige Städte für den Handel und Verkehr. Denken wir uns den Fall, die Welt würde einmal, etwa durch Krieg, so durchgerüttelt und durchgeschüttelt, daß ihr auf eine Zeit lang das Hören und Sehen verginge, so würde der Rhein doch Rhein bleiben; die Handelsstädte an demselben könnten große Verluste erleiden, aber nicht untergehen. Was würde aber in einem solchen Falle aus „Thale" werden? Offenbar hat die Wupper der Weisheit unserer Geographen gespottet, die die Einheit von Physik und Ethik lehren. Erst spät, so zu sagen zufällig, ist sie auf den Einfall gekommen auch etwas werden zu wollen, und sie hat sich in den Dienst der modernen Zeit begeben und sich eine Stadt octroyiren lassen, mit deren Reichthum sich nicht einmal Köln messen kann. Eine respektable Aufopferung, würdig eines deutschen Flusses, deutscher Energie und deutschen Fleißes! Kaum ist die Wupper dem dunkeln Schacht der Erde entquollen, kaum hat sie die ersten Kindestage ihrer Freiheit verlebt, so geht sie in die Fabrik und schafft Tag und Nacht am Werke. Sie hat ihre Farbe verloren, sie hat unterhalb Elberfeld kaum noch das Ansehen eines Flusses, aber darum wollen wir nicht geringschätzig von ihr denken: sie hat sich eine prosaische Aufgabe gewählt, aber dieselbe redlich erfüllt. Darum mag sie dem Rhein zueilen, sich reinigen vom Schmutz der Fabrik und auf ihrer langsamen Wanderung zum Ocean ausruhen von der Last und Mühe der Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Königsberg, April.

(Fortsetzung.)

Physiognomie der Stadt.

Die neuerbaute altstädtische Kirche entspricht nicht den Erwartungen, obgleich ihr Baustyl der gothische und ihre Form ein Kreuz ist und die Baukosten 100,000 Thlr. betragen haben. Der anfängliche Plan war von Schinkel entworfen, wurde aber aus ökonomischen Gründen umgeändert und verkleinert. Auch ist die Lage zu versteckt und der innere Raum verliert sehr durch den großen Säulenwald. Die kleine hölzerne Kanzel nimmt sich gar winzig darin aus und die schönen Glocken können im engen Glockenstuhle des spitzen Thürmchens nicht gezogen, sondern nur durch Anschlag in eine disharmonische Schwingung versetzt werden. Innen sieht man die Kirche vor lauter Säulen nicht und außen bieten die vielen vorspringenden Ecken und Kanten Gesindel aller Art die sichersten Schlupfwinkel. — Ueberraschend schön sind die Umgebungen des mitten in der Stadt zwischen Blüthen- und Concertgärten gelegenen Schloßteichs, über den eine lange hölzerne Brücke führt, und der zwar keine Fracht- und Dampfschiffe trägt, wohl aber buntbeflaggte Lustgondeln auf seinem meergrünen Rücken schaukelt, Boote voll musicirender Musensöhne und goldgelockter nordischer Aphroditen, aus deren blauen Augen so viel Romantik schmachtet, daß man sichs wohl erklären kann, warum die Kehlen der jubilirenden Studenten hier auf dem Teiche mit dem Geschmetter der Nachtigallen ringsum wetteifern. Nur sollte man mehr Sorge für die Säuberung dieses lieblich idyllischen Gewässers tragen, damit es auch ferner die größte Zierde der Stadt verbleibe, und der Königsberger mit Stolz fremde Reisende und selbst Fürsten auf demselben herumführen könne, sonst möchte dieses dunkle, stehende Wasser nur zu leicht etwas Unterweltliches und sceptisch Grauenhaftes erhalten. — Dagegen hat der vom berühmten Humoristen Hippel angelegte Philosophendamm neben dem Fort Friedrichsburg sich bedeutend verschönert und zieht trotz seiner Abgeschiedenheit zu jeder Tageszeit eine Menge von Lustwandlern in seine dunkeln Schattengänge. War dieß doch auch Immanuel Kants Lieblingsspaziergang, der so genau nach dem Glockenschlage hier seine täglichen Promenaden machte, daß die Bewohner der Straßen, durch die er kam, nach seinem Erscheinen ihre Uhren stellten. Das freundliche Häuschen, das der große Denker bewohnt hat, findet man in der Prinzessinstraße. Gegenwärtig wohnt ein Zahnarzt darin. Ein im Garten vom Philosophen gepflanzter Birnbaum trägt noch jetzt reichliche Früchte und der Besuchende kann unter dem kühlen Schattendache ungestört philosophischen Betrachtungen nachhängen. — Historisch merkwürdig ist auch ein niedriges bescheidenes Häuschen auf dem Hofe der reformirten Kirche; es ist die Burgschule, in welcher Theodor Amadeus Hoffmann, der Verfasser der Phantasiestücke und der Serapionsbrüder, die ersten Elemente der Wissenschaften erlernte. Schräg gegenüber, in klösterlicher Abgeschiedenheit zurückgezogen, steht das Collegium Fridericianum, in welchem einst Zacharias Werner Schüler und Joh. Gottfr. Herder Lehrer war, und in der Licentstraße zeigt man noch das Stübchen, in welchem der berühmte „Magus des Nordens," J. G. Haman, einst trockene Aktenstücke copirte. — Mit dem Festungsbau Königsbergs geht es schneller vorwärts als mit der längst projektirten Eisenbahn, und welch verschiedene Richtungen verfolgen beide! Der Festungsbau dehnt sich mit seinen doppelten Wällen und Gräben und mit seinen Riesenkasernen und kolossalen Brücken bereits vom Oberteiche bis zum Königsthore aus. Die ganze Umgegend der Stadt, bis auf die Nordseite, kann unter Wasser gesetzt werden.

Bisher herrschten in Deutschland über Königsberg nur dunkle und fabelhafte Vorstellungen, zu deren Aufklärung erst die Neuzeit und in dieser ganz besonders K. Rosenkranz, Alex. Jung und Walesrode beigetragen haben. In der That ist Königsberg wohl die einzige Stadt Preußens, in der etwas geschieht ohne Impuls von außen; es ist eine Stadt, die ihre eigene Geschichte macht. Wie Königsberg sich seit Kant wissenschaftlich emancipirt hat, so arbeitet es jetzt rastlos an seiner staatsbürgerlichen Emancipation. Dieß geschieht indeß keineswegs ohne Parteikampf. Auch in religiöser Hinsicht zeigt die ferne Pregelstadt ein höchst bewegtes Leben und hat durch die Constituirung einer christkatholischen und freievangelischen Gemeinde, durch Dr. Rupp und Pitzner, Prediger Detroit und Ender, in Deutschland viel von sich reden gemacht.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 96. Dienstag, 22. April 1851.

— The tempest in my mind
Doth from my senses take all feeling else,
Save what beats there. — O that way madness lies!
Shakespeare.

Meine Patienten.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin hörte mich kopfschüttelnd an. „Armes Kind!" sagte sie und strich mir sanft über die Stirne, die wie Feuer an ihrer Hand brannte. Nach ein paar Tagen brachte sie mir die Nachricht, ich sey in einer Pension in London als deutsche Lehrerin angestellt. Wer war froher als ich! — Ein neues weites Feld bot sich mir für meine unermüdeten Nachforschungen und ich nahm mir vor, kein Gras unter meinen Füßen wachsen zu lassen. Ich packte ein und reiste ab.

Ein großes schönes Haus auf einem der Hügel in der unmittelbaren Nachbarschaft Londons nahm mich auf. Die Vorsteherin der Anstalt empfing mich sehr artig, führte mich selbst in mein im obersten Stocke gelegenes Zimmer und machte mich hier mit meinen neuen Obliegenheiten bekannt. Als ich mich allein sah, eilte ich an das Fenster. Wer stellt sich meine Ueberraschung vor! Von meiner Höhe aus sah ich das ganze unermeßliche London mit seinen Thürmen und Kuppeln, seinen Säulen und Essen wie eine bunte Ebene ausgebreitet, durch die sich die königliche Themse mit ihren lustigen Brücken und rastlos auf und ab fliegenden Dampfbooten wie ein silberner Faden hinschlängelte. Und über dem allen hieng die purpurne Sonne wie ein feuriger Ball, von schweren Dünsten getragen, in die sie ihre Glut auszuströmen schien. Wie weit ich den Blick auch sandte, immer kam er noch zu Wohnungen und wieder zu Wohnungen, als wenn die Erde hier ein einziges Haus und kein Garten Gottes darauf zu finden wäre, wo ein Baum gedeihe, ein Vogel singe und der Wind in hohen Wipfeln sein Spiel treibe. — Zwei Millionen Sterbliche schauten jezt mit mir in den stillen Abend hinaus, und jeder schaute mit dem eigenen Herzen. Wie die Blätter der Bäume, so sind die Wünsche der Menschen verschieden; jedem aber gilt nur der eigene.

Ein tiefer Seufzer entrang sich meiner Brust. Minuten wie diese waren in meinem armen Leben eine so große Seltenheit, daß ich dankbar die Wohlthat erkannte, auf eine kurze Spanne Zeit mir selbst entrückt worden zu seyn. Ich hielt mein Auge noch immer fest auf dem großen Bilde, das sich wie ein Jubellied in meine Seele gedrängt hatte; aber schon war mein Ich wieder entflohen und hatte sich grübelnd an sein altes Thema: „Wo mag Er hier weilen?" festgeklammert. Da legte mit einemmal die Natur ein Trauergewand an, die belebte Welt vor mir wurde zu einer todten Masse und die Blüthen der Freude in meinem Herzen waren verwelkt. Ich zerdrückte eine Thräne und wandte dem Fenster, das mir jezt nur noch mein eigenes Bild wiedergeben wollte, traurig den Rücken.

Tags darauf trat ich mein Amt an und versah es mit so viel Ruhe und eingelernter Methode, daß die Vorsteherin mir ihren Beifall zu erkennen gab. Bei diesem meinem Aufenthalt war mir übrigens alles höchst gleichgültig, der tägliche Spaziergang ausgenommen. So wie wir das Haus verließen, erwachte ich aus meiner gewöhnlichen Apathie und Auge und Ohr spannten sich krampfhaft, um den so lange Gesuchten zu erspähen. So vergingen ein paar Monate, in denen ich mir so viel Lokalkenntnisse erwarb, um einzusehen, daß in solche Entfernung vom Mittelpunkte der Stadt und außerhalb des Bereichs aller Sehenswürdigkeiten, sich schwerlich der Fuß eines Fremden

verirren konnte. Von nun an schien mir jeder Tag in diesem Hause ein verlorener. Ich eröffnete daher der Vorsteherin, ein längerer Aufenthalt in ihrem Hause sage mir nicht zu, da mir aus triftigen Gründen viel daran liege, mich im Mittelpunkte der Stadt zu befinden. Kurz, nach einigen vergeblichen Versuchen, eine passende Stelle zu erhalten, stellte ich mich Lady Megmerillis vor, welche mich mit eisiger Kälte empfing und eine Art Examen mit mir anstellte, das sonst mein Selbstgefühl empört hätte, das aber jezt wie ein Nichts an mir abglitt. Die Prüfung war befriedigend ausgefallen und die Stelle wurde mir angetragen. Wer war froher als ich! Im Mittelpunkte der Stadt, in der Nähe der Parks, im Centrum aller Vergnügungen, alles Sehenswerthen — welch ein Feld bot sich da für meine Nachforschungen! War er in London, so mußte ich ihn finden! Diese Ueberzeugung goß frisches Lebensblut in meine Adern, stärkte meine erschlafften Sehnen, füllte meine Brust mit dem Muthe der Hoffnung.

Es war Abend, als ich zum erstenmal die Schwelle dieses Hauses betrat. In der Vorhalle kam mir ein Diener entgegen mit dem Gebote, vor Lady Megmerillis zu erscheinen, die mich, ehe die Kinder meiner ansichtig würden, zu sprechen wünsche. Ich trat in den Salon. Lady Megmerillis empfing mich noch imponirender als das erstemal. Sie bemühte sich mir einzuschärfen, daß es für ein junges Mädchen in meiner Stellung schicklich sey, eine sehr zurückhaltende Miene anzunehmen, die Kinder stets mit großem Ernst in einer gewissen Entfernung zu halten und strengen Gehorsam von ihnen zu fordern. Ich sollte regieren, meine Gesetze sollten volle Geltung haben, aber mit dem Beding, daß Lady Megmerillis die Herrscherin sey hinter den Coulissen, sie die gesetzgebende, ich die vollziehende Gewalt, sie der Kopf, ich die Hand. Mir war dieß alles so völlig einerlei, daß ich mich willig finden ließ, die Maschine abzugeben, die sie in ihrem Staatshaushalte brauchte, und allen ihren Vorschriften genau nachzukommen versprach. Diese Willfährigkeit gewann mir ihre Gunst. Sie ersuchte mich nun noch, es möglichst zu vermeiden, mit ihrem Gatten oder mit dem Lehrer ihrer Söhne ein Wort zu wechseln, und durch ein kurzes Ja und Nein von vornherein zu erkennen zu geben, daß an keine Unterhaltung mit mir zu denken sey. Dann entließ sie mich mit der Weisung, die Theestunde sey da und ich habe dem Mahle mit Würde und Anstand zu präsidiren, eine Mahnung, die mir sehr überflüssig schien, weil ich meinte, daß mein ganzes Auftreten ihr bereits gezeigt haben müsse, welches Lied an meiner Wiege gesungen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Frauentrachten in Nordalbingien.

(Schluß.)

Diese Tracht ist malerisch und hat etwas Schwunghaftes. Das gerade Widerspiel bieten die nächsten Grenznachbarinnen dar, die Ellerbecker Fischerinnen, welche die Stadt Kiel mit den Leckerbissen der Salzsee ausschließlich versorgen und ganz besonders den Fang der berühmten Kieler Sprotten betreiben. Diese Ellerbeckerinnen sind Mannweiber, wahrscheinlich von Charakter wie von Aussehen. Sie tragen alle Männerhüte und meistentheils auch Männerstiefeln. Wenn sie Fische zur Stadt bringen, rudern sie ihre trogartigen, sehr schmalen Kähne mit Rudern, welche genau einer hölzernen Schaufel gleichen, und zwar immer stehend. Vier, fünf bis sechs Ellerbeckerinnen in einem solchen Kahne als Ruderer stehen zu sehen, ist ganz gewöhnlich, und man muß sich nur wundern, daß ihre kleinen Nachen nicht bei dem leisesten Windstoße schon umschlagen.

Begegnen wir an der nordwestlichen Grenze Holsteins einer durch und durch originellen, im ganzen Herzogthum nicht noch einmal auftretenden Tracht bei dem schönen Geschlecht, so wiederholt sich dieselbe Erscheinung an der Ostgrenze des Landes hinsichtlich der weiblichen Kopfbedeckung. Hüte, wie man sie in den lezten östlichen Grenzdörfern Holsteins bei den Landbewohnern findet und wie sie im Freistaat Lübeck und im sogenannten „Travemünder Winkel" bis an die Grenze Mecklenburgs und in's Lauenburgische hinein von den ländlichen Schönen, freilich auch von den einst schön Gewesenen getragen werden, gibt es sicherlich nirgendwo anders.

Wenn man zum ersten male den lübischen Marktplatz betritt zu einer Zeit, wo Gemüse- und Fischverkäuferinnen denselben mit ihren Körben und Bütten einnehmen, sind es vorzugsweise die Hüte der Verkäuferinnen und sodann die Häubchen der mit ihnen Feilschenden, welche uns anziehen. Diese Anziehungskraft ist fast noch größer, als die der seltsamen Architektur des alten Rathhauses, das mit seinem Thürmchen- und Schnörkelwerk auf das wunderliche Frauengewimmel unter ihm herabblickt.

Es hat seine Schwierigkeit, den Hut der lübischen Verkäuferinnen, ohne zugleich eine Abbildung beizugeben, anschaulich zu beschreiben. Dieser von Stroh geflochtene Hut hat einen sehr breiten Rand, welcher sowohl hinten wie an den Seiten muldenförmig, doch nur wenig, aufgebogen ist, während der vordere gleich breite Rand über der Stirn sich etwas senkt, um dem Gesicht Schatten und Schutz zu gewähren. Der Kopf ist groß und hoch, beugt sich aber rückwärts und hat etwa die Gestalt eines kolossalen Hornes, dem die Spitze abgebrochen ist. Das Innere

dieses beim ersten Anblick Lachen erregenden Hutes wird bei jugendlichen Personen gewöhnlich mit blaßgrünem, bei älteren mit geblümtem Zeuge ausgeschlagen, dem immer genau die Farbe des zu beiden Seiten der Wangen herabflatternden, breiten und über der Brust sich wieder vereinigenden Bandes entspricht. In der Trauer vertauschen junge wie alte Personen das bunte Futter mit einem schwarzen, eben so die nur als Verzierung dienenden Bänder. Man sollte kaum glauben, daß diese unförmliche und ganz abnorm gestaltete Kopfbedeckung ein weibliches Wesen hübsch kleiden könnte, und dennoch muß ich versichern, daß jugendliche Gesichter, von dem matten Grün des Futters umrahmt, ganz verführerisch reizend darin aussehen.

Neben diesen Hüten der Landbewohnerinnen fallen vor allem die Häubchen der Dienstmädchen in die Augen. Sie sind zierlich, kokett, zart, wie aus Duft gewoben. Es kann in der That für weibliche Dienstboten keine anmuthigere Kopfbedeckung geben, als diese Lübecker Häubchen. Der Stoff dazu ist Spitzengrund, der Kopf, welcher auf dem Haargeflecht sitzt, ist sehr klein, so daß der ganze Vorderkopf frei bleibt und das glatt gescheitelte Haar sehen läßt. An den Kopf schließt sich eine steife, wohl drei Finger breite, ausgezackte Spitzenkante an, die das ganze Gesicht wie eine Glorie umrahmt, von so feiner und durchsichtiger Arbeit, daß die zierlichsten Häubchen genannter Art aus Spinnenweben gefertigt zu seyn scheinen. Lübecker Hausfrauen pflegen ein scharfes Auge auf diese Häubchen zu haben und nehmen nicht gern Mädchen in Dienst, die dieselben nicht tragen; nur bei schon bejahrten Personen werden Ausnahmen gestattet.

Wie in Dresden schlanke, frische, junge Wendinnen, in Leipzig die derben, gewöhnlich sehr klotzig aussehenden Altenburgerinnen in ihrer schauerlichen Nationaltracht als Ammen gesucht werden, so sind in Lübeck vorzugsweise stämmige Mecklenburgerinnen für dieses Gewerbe bestimmt. Die Lübeckerinnen scheinen überhaupt, sobald sie Mütter werden, ohne Amme gar nicht existiren zu können, wenigstens ist mir in ganz Deutschland keine Stadt bekannt, wo es deren so viele gibt, wie in diesem großer Bequemlichkeit ungemein zugethanen alten Hansasitze. An schönen Sonn- und Feiertagen bringen sie einige Färbung in das etwas farblose, wenigstens sehr monotone Straßenleben der Stadt, denn dann gehen sie in ziemlicher Anzahl mit ihren Pflegebefohlenen auf dem Trottoir der Hauptstraße spazieren. Ihre Tracht ist sehr bunt, und wenn man das viele Flittergold mit in Anschlag bringt, das sie auf dem purpurgrundigen Brusttuche zur Schau tragen, auch reich. Ein dunkler faltiger Rock hüllt die festen Gestalten fast bis auf die Füße ein, umsäumt mit ebenfalls rother, silber- oder goldgestickter Kante. Das Haar bedecken sie mit goldbrokatenen Mützchen, die fest anliegen. Anderer Schmuck fehlt auch nicht. Die weiten Aermel von feinem Gewebe sind immer sauber und glänzend weiß.

Da ich der Mecklenburger Ammen erwähnt habe, sollte ich wohl auch ihrer mecklenburgischen Schwestern, in sofern sie nicht Ammen sind, und deren Tracht noch gedenken. Ich will jedoch einstweilen diese Skizze hier schließen, eine Fortsetzung derselben mir für ein andermal vorbehaltend.

Ernst Willkomm.

Korrespondenz-Nachrichten.

Königsberg, April.

(Schluß.)

Physiognomie der Stadt.

Daß sich Königsberg immer als eine Stadt des Fortschritts erwiesen, dieß beruht meines Erachtens hauptsächlich in der Allseitigkeit der hier bestehenden Kulturelemente; nur zeigen sich diese wegen der isolirten Lage der Stadt in einer ganz eigenthümlichen Verkürzung. Es fehlt nicht leicht etwas, jedes Gewerbe, jede Kunst, jede Wissenschaft, jede Lebensart, jede politische und kirchliche Richtung hat hier ihre Vertreter. Oft aber ist auch ein Element eben nur repräsentirt; es wurzelt nicht tiefer, es ist nur da, um an sich zu erinnern, es besteht mehr als eine Möglichkeit denn als Wirklichkeit. Aber in seiner Vielseitigkeit ist Königsberg zugleich auch von unerbittlicher Verständigkeit. Klarheit des Urtheils ist das erste Erforderniß für den hiesigen Menschen. Vermöge seines nordischen Phlegmas wird er dabei nicht rasch von einer Erscheinung hingerissen; er bedarf längere Zeit zum Entschlusse und übereilt sich nicht mit seinem Urtheile. — Wer die verschiedenen geistigen Elemente und Gesellschaftsgruppen Königsbergs kennen lernen will, muß die Conditoreien und Kaffeehäuser durchwandern. Er besuche zuerst Vormittags früh die in der Nähe des Paradeplatzes gelegenen Conditoreien, den freundlich geschmackvoll eingerichteten Schloßteichpavillon von Gutzeit, das an Tageblättern reiche Café-Théâtre, Janatzis Conditorei oder Zappas großartigen Schloßpavillon, und überall wird er den souveränen Herrn vom Militär in ihren Paradeuniformen begegnen, die sich zur Parole mit einer Tasse Bouillon oder einem Spitzglas Madeira stärken, dem Lieutenant von 18 Jahren, der eben die Kriegsschule verlassen, mit den funkelneuen Epauletten und dem fast greisen Lieutenant, der bald sein 25jähriges Dienstjubiläum feiert. — Siegels „helvetisches Kaffeehaus“ in der französischen Straße ist der Sammelplatz der literarischen und politischen Welt. Berge von Zeitungen und Journalen liegen hier aufgestapelt, zerlesen und zerrissen,

wie die Zeit, die sich in ihnen abspiegelt, und bei dem dampfenden Mokka wird fast südlich lebhaft debattirt. Obscuranten und Spione kommen an diesem Orte nicht gut fort. Zappas „Schloßpavillon“ vereinigt die vornehmere Beamtenwelt und das höhere Militär. Man kann sich hier mehr absondern und nach Belieben seine Gesellschaft suchen, da das höchst elegante Lokal der comfortabeln Stübchen mehrere enthält, in denen jedermann gut aufgehoben ist und mit großer Aufmerksamkeit bedient wird. Vielbesucht ist auch Pomatti's „Hofconditorei,“ ein niedliches Häuschen zu Füßen des Schlosses am altstädtischen Markt, im Roccocostyl erbaut. In einer Nische der Façade steht die vergoldete Bildsäule Friedrich Wilhelms I. mit zwei gefesselten Sclaven zu seinen Füßen, als allegorisches Bild der unumschränkten Monarchie. Jeden Sonntag steigen Fontänen aus einem Marmorbassin davor zum Himmel auf. „Onkel Pomatti,“ wie ihn die Kinder, als ihren Liebling der schönen Kuchen wegen nennen, ward zur Zeit der Huldigung zum Hofconditor ernannt, weil er die prächtigsten Baisers zur königlichen Tafel eingesandt hatte, und er kann einst als königlich preußischer Hofconditor heimkehren in seine Schweizerthalrepublik, obgleich ich fürchte, daß am Fuße der freien Alpen ihn nur zu bald die Sehnsucht nach dem königlichen Schloßberg Königsbergs ergreifen würde. Theaterenthusiasten finden die erwünschteste Gesellschaft in der kleinen Conditorei schrägüber dem Theater, und die Schauspielerwelt mit ihrem Anhang debattirt und peculirt in der „Mördergrube“ am Mühlenberg, wo man das Bier allein noch aus großen zinnernen Krügen trinkt. — Die Umgebungen der Stadt sind flach, aber fruchtbar, und wenn man sie von Höhenpunkten überblickt, ganz angenehm, weil sie vielfach durch Wasser belebt sind. Außer dem Schlosse erheben sich sieben Thürme aus der großen Häusermasse, die aber weder durch besonders schöne noch durch großartige Formen das Auge fesseln. Dagegen fühlt sich beim Anblick Königsbergs der Geist mächtig angeregt. Was hat diese Stadt zu allen Zeiten geleistet und gelitten! Welch große Beispiele hat sie der Welt gegeben! welch tüchtige und große Männer hat sie geboren und herangebildet! In diesen engen, unköniglichen Straßen war es, wo Friedrich Wilhelm III. zur Zeit des unglücklichen Krieges im schlichten Ueberrock, vom Schicksal schwer gebeugt, umherging und durch sein leutseliges Wesen sich Aller Herzen gewann. Hier war es, wo Fichte reden durfte, freier als in Berlin, frei, wie in Preußen keiner vor ihm geredet hatte. Hier war es, wo Männer und Patrioten wie Stein, Humboldt, Schenkendorf, Niebuhr, Schön, Nicolovius, Stägemann u. a. im Stillen das Werk der Vaterlandsbefreiung vorbereiteten, und hier wurden auch zu allen Zeiten die Rechte des Volks überwacht und muthig vertreten. Königsberg ist ein unschätzbares Juwel im nordischen Städtekranz; Königsberg ist die Stadt, die ihre Schwestern fragen darf: wer unter euch hat in der Zeit der Schmach und Gefahr wie ich gelitten und Opfer wie ich gebracht? Königsberg ist die patriotischste der Städte Preußens, die ehrwürdigste im Norden, ein Herd des Lichts, ein Warthurm der Freiheit.

Von der Wupper, April.

(Fortsetzung.)

Elberfeld und Barmen.

Suchen wir, bevor wir in das Thal hinabsteigen, einen Gesammteindruck von der Stadt zu gewinnen, so springt in die Augen, daß kein Mittelpunkt vorhanden gewesen ist, an den sich die übrigen Stadttheile angelehnt haben, sondern daß eine Menge einzelner Ansiedelungen allmählig zu einem Ganzen verwachsen sind und daß in dem Maße die einzelnen Namen sich verloren haben. Der gemeinschaftliche Name ist Thal. Elberfeld, Barmen, Gemarke, Reckinghausen, Rittershausen und Wichlinghausen sind Namen einzelner Ansiedlungen, die die Namen der übrigen Ansiedlungen in den Hintergrund gedrängt haben. Elberfeld bezeichnet vielleicht Erdberfeld, niederdeutsch: Elverkenfeld; Bestandtheile von Elberfeld heißen: Kipdorf, Hofkamp, Aue, Island 2c. Wo jetzt Elberfeld und Barmen liegen, finden wir auf alten Karten den Namen Gemarke, wie jetzt der mittlere Theil von Barmen heißt; Barmen, vielleicht einen auf dem Felde aufgebauten Kornhaufen bezeichnend, hat im Laufe der Zeit den Sieg davon getragen. Heckinghausen, Wichlinghausen sind die nach ihren Besitzern Hecking und Wichling benannten Gehöfte, so daß die Sylbe ing, die gleiche Bedeutung mit „hausen“ hat, bereits mit dem Personennamen so verschmelzen gewesen seyn muß, daß man noch ein hausen hinzufügen konnte. Die Lage von Elberfeld und Barmen ist unbedingt eine reizende zu nennen. Es gibt viele Punkte auf den Anhöhen, von welchen aus das Auge die Wupper bis Schwelm verfolgen kann, andere, welche einen ähnlichen Anblick gewähren sollen wie die Höhen von Rollendorf. Die Häuser sind mit wenigen Ausnahmen von Holz, und sehr leicht gebaut; um sich gegen den Regen zu sichern, bestehen nicht nur die Dächer aus schwarzem Schiefer, sondern auch die Wände sind mit demselben bis zur Erde überkleidet. Das gibt dem Ganzen einen melancholischen Ausdruck, der sich bis zu einem hohen Grade steigert, wenn man am Sonntag Morgen eine der Anhöhen besteigt und nun Glockentöne von verschiedenen Seiten des Thales her das Ohr treffen. Man kann, ja man muß in dieser Situation, wo Auge und Ohr gleich mächtig zum Gefühle sprechen, in eine wehmüthige Stimmung gerathen und nachdenken über die Vergänglichkeit irdischer Dinge.

Elberfeld und Barmen sind eine Fabrikstadt, das lehrt der erste Anblick. Die Häuser, die man an den Abdachungen der Höhenzüge, welche die Wupper begleiten, gewahrt, sind nicht die Landhäuser der Reichen, die hier etwa den Sommer verleben, sondern die leichtgebauten Wohnungen von Webern. Elberfeld hat an siebenhundert Fabrikgebäude, die Seiden- und Halbseidenzeuge, Sammet, Manchester, Baumwollenwaaren, Seiden-, Sammet-, Wollen- und Leinenband, Borten, Spitzen u. s. w. liefern. Barmen bebaut dieselben Industriezweige wie Elberfeld. Eine Eisenbahn verbindet Thal mit Düsseldorf und dem Rhein, eine andere führt durch die Gebirge nach Dortmund, wo sie in die Köln-Mindener Bahn mündet. Sowohl die Düsseldorf-Elberfelder, wie die bergisch-märkische Bahn sind mit großen Kosten erbaut worden und gewähren selbst im raschen Fahren oft schöne Bilder von Thälern, Bergen und Landschaften. Im nächsten Herbste soll die westphälische Eisenbahn, die bei Hamm die Köln-Mindener Bahn erreicht und bis jetzt nur bis Paderborn befahren wird, bis Hessen dem Verkehr übergeben werden. Unsere Handelswelt verspricht sich Wunderdinge von dieser Eisenbahn, indem durch dieselbe die Verbindung der Nordsee mit dem innern Deutschland, mit Thüringen, vollendet wird. Der Umstand, daß Thale ausschließlich von der Industrie lebt, bringt es mit sich, daß die Schutzzölle hier eifriger als in irgend einem andern Theile Preußens vertheidigt werden. Der Handelsminister Preußens, August v. d. Heydt, ist ein Elberfelder und arbeitet als solcher gegen die Partei der Neuen preußischen Zeitung, die das Prinzip des Freihandels als ein seligmachendes predigt und die Schutzzöllner für Communisten erklärt. Abgesehen davon, daß diese Frage eine praktische ist, so ist gewiß, daß die Elberfelder guten Grund haben, sich den Freihändlern gegenüber auf die Hinterbeine zu stellen, zumal wenn in neidischer Weise von den Palästen der Fabrikanten gesprochen wird. Die Burgen der Ritter sind verödet; die Besitzer der Schlösser in den Ebenen mögen sich beruhigen lernen über die Paläste der Fabrikanten und dauerndes Glück nicht mit dem Flitter des Augenblicks verwechseln.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 97. Mittwoch, 23. April 1851.

He gives the bastinado with his tongue.
Zounds! I was never so bethump'd with words,
Since I first call'd my brother's father dad.
Shakespeare.

Von der ligurischen Küste.

I.

Der Fremde kommt in der Stadt der Paläste, in »Genova la superba« leichter zu einem Führer, als er ihn wieder los wird. Wenn er von dem Platze vor dem Carlo Felice Theater bis zu der Croya del Diabolo und von da bis Aqua verde, von Mandrachio, wo sich auf den blauen glatten Wellen hundert Feluken mit ihren malerischen lateinischen Segeln und dem stets muntern Küstenfahrervölkchen in seiner klassischen Tracht schaukeln, bis zu dem Fort Sperone oder gar dem Diamant hinauf, durch vierzig Paläste und eben so viele Kirchen gedrängt worden, wenn er das Monument „des Ruhmes Genuas," Mortajo's de Potoria, und auf dem Columbusplatze das verspätete Denkmal des berühmten „Don Cristofero," den alten abenteuerlichen Bau des Armenhauses, Fieschine, in welchem dreihundert verwaiste Mädchen erzogen werden, und hundert andere mehr oder minder merkwürdige Dinge gesehen, und dem weitläufigen „Spiegazioni" mit möglichster Geduld gelauscht hat und sich nun der tröstlichen Hoffnung hingibt, des ziemlich kostbaren Schwätzers nicht länger zu bedürfen, so nennt ihm dieser Quälgeist eine Menge Villen, deren Besuch kein gewissenhafter Reisender versäumen dürfe, da es dort von Kunstschätzen aller Art „wimmle," da ihre Architektur noch merkwürdiger sey als die der Stadtpaläste und „eine reizende Natur dort mit der Kunst Hand in Hand gehe."

Man hat zwei Tage zu Fuß, zu Esel, zu Wagen und zu Gondel hingebracht und in der That manches Schöne gesehen, wohin ich besonders die zauberreichen Gärten rechne, welche die Villen umgeben, und glaubt jezt gewiß, allen seinen Pflichten Genüge gethan zu haben; allein Andrea — unter zehn Führern, Gondoliren, Kutschern und Eseltreibern heißen hier zuverlässig neue „Andrea" — ist anderer Ansicht. — „Die Stadt und ihre nächsten Umgebungen," sagt er, „sind nur ein kleiner Theil dessen, was man eigentlich Genua nennt, eine Art Absteigquartier für unsern Adel, eine Art Comptoir für unsere Handelsherrn, eine Art Geschäftslokal für unsere Staatsmänner, Beamte und Advokaten. Das wahre Genua mit seiner Fülle von Reiz, Schönheit und Reichthum ist auf den beiden Rivieren zu suchen. Wir haben die „Villenstraße bis nach Voltri hinab, bis nach San Martino d'Albaro hinauf gesehen; wir müssen aber auf der östlichen Riviere bis zu den Trümmern von Luni, bis Spezia, auf der östlichen bis Finale gehen, wenn wir sehen wollen, was Geld, Fleiß und Schönheitssinn auf einem schmalen, von rauhen Bergen und der launenvollen See begrenzten Landstreifen geschaffen haben, und wie zaubervoll sich dort der üppigen Pracht des Stadtlebens die Ruhe, der Frieden, die Einfachheit der ländlichen Sitten zugesellen."

Eines solchen Aufwandes von Floskeln bedurfte es von Seiten „meines" Andrea nicht, um mich zu einer Lustfahrt die ligurische Küste entlang zu bereden, und eines schönen Nachmittags bestieg ich, jedoch ohne Andrea, den ich einer englischen Familie als „möglichst treu" empfohlen hatte, die nach Porto Venere heimkehrende Feluke, la Cenca genannt, eine Art Marktschiff, wie sie vor vierzig Jahren zwischen Mainz und Frankfurt z. B. regelmäßig hin und her gingen, um ein Stück von der vielgerühmten Riviera di Levante zu sehen. Unter der lebendigen Fracht

zeichneten sich ein paar äußerst hübsche Mädchen aus dem Magrathal in der bunten aber zierlichen Tracht jener Gegend aus; auch fanden sie sofort in zwei „Italianissimi" äußerst enthusiastische Bewunderer; die beiden Landkinder blieben aber sehr kalt bei dem lodernden Strohfeuer und schnitten rasch alle Zudringlichkeiten durch die Bemerkung ab, sie hätten sich diesen Morgen ihren Hochzeitsstaat zu Genua gekauft. Dieß war gewiß nicht wahr; aber in Italien spielt alle Welt Komödie und meine Magreserinnen spielten die Bräute bis Porto Venere mit eben so viel Virtuosität als Anstand.

Wir hatten kaum den Molo vecchio, welcher mit dem neuen Molo eine Art Krebsscheere bildet, die jedem Unberufenen den Eintritt in den Hafen verschließt, hinter uns, als der lebhafte Westwind das dreieckige rothbraune Vordersegel faßte; nach zehn Minuten wurde auch das größere viereckige Segel mit dem langen Schnabel an dem obern Ende beigesezt und nun flog die Barke pfeilschnell über die Krystallfläche dahin. Zwei Minoriten, welche unmittelbar neben mir Platz genommen hatten, spielten ihr Responsorium »in a undertone,« wie der Engländer sagen würde, ziemlich mechanisch ab und eröffneten dann die Unterhaltung mit mir. Beide waren geborene Genuesen und gingen nach Sarzana, wo der Orden in wenigen Tagen ein großes Kirchenfest in seinem prachtvollen Tempel feierte. Sie kannten jedes Fleckchen auf der Küste, und als ich ihnen bemerkte, von San Martino an sey die Gegend für mich so fremd, wie für Ariost's Astolfo der Weg nach Indien, öffnete der ältere der geistlichen Herrn die Schleusen seiner Weisheit und Beredtsamkeit und ich hörte, mit dem schönen Landhaus, il Paradiso, bei San Martino beginnend, die Namen der buntgemalten Villen, die im vollen Glanz der Sonne lagen, der Dörfer, deren Häuser, blendend weiß angestrichen, sich aus der Ferne wie feine, zum trocknen ausgehängte Wäsche ausnahmen, der alten Warten, Wachtthürme und Burgen, welche wie am Tage umwandernde Gespenster aus diesem frischen, belebten, heitern Lebensbilde auftauchten und an eine Zeit erinnerten, wo die Küstenbewohner, troz der ehrfurchtgebietenden Seemacht Genuas, gar oft der festen Zufluchtsorte bedurften, um nicht in die Hände der Ungläubigen zu fallen, der reizenden, von Pinienwäldern überschatteten Städtchen, deren Mauern die See küßt, deren zierliche Kirchthürme sich in der glatten Fluth spiegeln, so wie der schluchtenartig in die Berge hinein kriechenden kleinen Buchten, in deren dunkelgrün umrankten Tiefe gewöhnlich ein Wasserfall wie eine in der Sonne glänzende Diamantenschnur hing. Das alles wurde mit historisch-geographisch-statistischer Genauigkeit hergezählt.

(Fortsezung folgt.)

Meine Patienten.

(Fortsezung.)

„Die Kinder fürchteten sich Anfangs nicht wenig vor dem Ernst meiner Miene, bis die Gewohnheit sie damit aussöhnte. Der Lehrer fand in mir die langweiligste Gesellschafterin und wurde dennoch durch das Zusammenleben und die gleiche Stellung so sehr an mich gefesselt, daß er mir bei seinem Abgange seine Hand bot; der Gemahl der Lady Megmerillis vermag es immer noch nicht zu fassen, daß kein artiges Wort von seiner Seite mir mehr abgewinnt, als eine kalte, höfliche Verbeugung und daß am Eis meines Wesens jeder Sonnenblick ohne Wirkung abprallt.

Auf diese Weise verstrichen in meinem äußern Leben drei Jahre, während welcher Lady Megmerillis stets die höchste Zufriedenheit mit mir an den Tag legte, in so fern nämlich, als sie nie tadelte; ein lobendes Wort zu sagen, erlaubten ihr ihre Grundsäze nicht, und jede gemüthliche Regung ist ihrem Wesen fremd. Wie es mir innerlich ergangen, mögen Sie ermessen, wenn ich Ihnen sage, daß mein Suchen noch immer fruchtlos geblieben. Im ersten Jahre verließ ich mich auf ein zufälliges Begegnen. Als das fehlschlug, entschloß ich mich, Gemäldegalerien, Conzerte und was es sonst an Merkwürdigkeiten gab, zu besuchen. Die Kosten, die dieß mir verursachte, waren bedeutend; aber ich scheute keine, wo es galt, meinen Vater aufzufinden. Die Verhältnisse meiner Mutter hatten sich indessen nicht günstiger gestaltet, und sie wollte jezt meinen Bruder bei einem Kaufmann in die Lehre geben, weil sie die Mittel zu einer gelehrten Erziehung nicht mehr erschwingen konnte. Sie können sich denken, wie mich dieser Gedanke empörte. Wenn auch nur mein Stiefbruder, so stand er mir doch immer nahe genug, um eines Tags einen Schatten auf mein Leben werfen zu können, und deßhalb ließ ich mir von Lady Megmerillis den Gehalt eines Jahres vorstrecken und sandte die Summe meiner Mutter mit der Bedingung, meinem Bruder damit zu einer anständigen Laufbahn zu verhelfen. Meine Bedürfnisse nahm ich einstweilen auf Kredit und gedachte nach Verlauf des Jahres mit dem wieder fließenden Gehalt die Schuld zu berichtigen. Doch häuften sich gerade jezt meine Ausgaben. Lady Megmerillis lud mich ein, die Abende im Salon zuzubringen. Sie hatte sich in diesen zwei Jahren so ganz überzeugt, welch unbedeutende Rolle ich Männern gegenüber zu spielen vermöge, daß sie es unbedenklich fand, wenn ich vor der Elite der Hauptstadt auftrat. Um neun Uhr zog ich in den Salon hinunter und nahm meinen Platz im Kreise hochgeschmückter Damen ein, von denen keine mich eines Wortes würdigte. Die Männer dagegen warfen oft einen Blick auf mich, in dem ich die Frage

las, wer wohl diese Blondine seyn möge? Die Antwort gab sich aber alsbald jeder selbst: ein so ganz unbeachtetes Wesen, das in der Gesellschaft auf keine für die Gesellschaft geltenden Höflichkeitsformen Anspruch machen durfte, mußte ja zum Hause gehören und irgend ein zweideutiges Amt in der Familie verwalten. Außer diesen gewöhnlichen Abenden gab es aber auch glänzende Feste, Bälle, Conzerte, zu denen die Diplomaten, ausgezeichnete Fremden und was die Hauptstadt gerade an illustren Personen aufzuweisen hatte, eingeladen wurden, und diese Tage waren es hauptsächlich, an die sich bald meine ganze Hoffnung kettete. — War er in London, so mußte er sicher seinen Weg hierher finden, mußte, durch eine wunderbare Fügung des Geschickes, seiner Tochter hier begegnen. Mit steigender Erwartung sah ich diesen Festen entgegen. Ich schmückte mich dafür wie zu einem Brautgelage. Ein schöner neuer Anzug wurde bestellt, Stoff und Farbe sorgfältig auf's Kleidsamste berechnet und keine Ausgabe geachtet, wo es galt, vor ihm zu erscheinen.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, lieber Doctor, daß meine Hoffnungen bis jezt unerfüllt geblieben sind? Dabei hat meine Gesundheit bedeutend gelitten. Ein leises Feuer brennt verzehrend in meinen Adern. Meine Nächte sind unruhig und von bösen Fieberträumen gestört, in meinem Kopfe ist es wüste, und dabei so wirr und voll, daß ich mich oft auf die gewöhnlichsten Dinge und Namen nicht besinnen kann. — Daß ich die Ruhe, von der Sie sprechen, nirgends finden kann, werden Sie jezt einsehen, so wie die Unmöglichkeit in meine Heimath zurückzukehren. Lieber tausendmal sterben, als jezt unter dem Dache meiner Mutter eine Zuflucht suchen! Nein, nimmermehr! — Auch könnte ich England unter keiner Bedingung verlassen; denn ich habe bedeutende Schulden, und meine Gläubiger würden mich zurückhalten. Aus diesem Grunde muß ich auch wünschen in diesem Hause zu bleiben. So lange ich hier in einer festen Stellung bin, haben die Leute Geduld, in der Erwartung, daß ich beim nächsten Quartal einen Theil abtrage. Erführen sie, daß ich Lady Megmerillis verlasse, so würden sie sich meiner Person und meiner Sachen bemächtigen, und wie sollte ich es nach solcher Schande wagen vor meinem Vater zu erscheinen?"

Sie sank erschöpft in die Kissen zurück und schwieg. Ich faltete indessen meinen moralischen Regenschirm zusammen und wanderte gedankenvoll im Zimmer auf und ab. — Was war hier zu thun? — Die fire Idee, die sich ihrer bemächtigt, mußte sie in das Irrenhaus führen, das war klar. Aber wie sie heilen? Und dann waren auch noch ihre Schulden zu bedenken, und Lady Megmerillis Abneigung gegen alle Brustkrankheiten. Daß hier Anlage zu diesem Uebel vorhanden sey, ließ sich nicht läugnen, und wenn ich es auch nicht sehr hoch anschlug, so durfte ich doch die Existenz desselben nicht verheimlichen. Ich war in einer fatalen Lage.

Ein leises Pochen, das meine Kranke mit einem »come in« beantwortete, unterbrach meine unerfreulichen Betrachtungen. Ein feines Zöschen trippelte mit neckischem Anstande zu mir her und meldete mir unter allerlei Kopfverdrehungen, ihre Ladyship lasse mich ersuchen, zu ihr zu kommen. — Die Zeit war ihr wahrscheinlich zu lange geworden. Als ich wieder vor der Herrlichen stand, mußte ich mich erst sammeln, ehe ich den geforderten Bericht ablegen konnte. Ich wünschte natürlich, dem armen Mädchen auf keine Weise zu schaden, im Gegentheil ihr von der Gnädigen jeden Schuz und jede Hülfe zu erwirken, die eine so trostlose Lage erforderte. Ich erklärte daher Lady Megmerillis, die Brust sey allerdings angegriffen, alles aber lasse erwarten, daß bei guter Pflege und größerer Ruhe das noch frische Uebel sich leicht heben werde. Ein kurzer Aufenthalt am Meere oder auf dem Lande wäre sehr rathsam.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Westschweiz, April.

Zeitungswesen.

Der höllische Geist, den der alte Gutenberg heraufbeschworen und welchen man vor der Erfindung des Dampfes mit dem ominösen Namen „Preßbengel" bezeichnete, freut sich bei uns bereits seit zwanzig Jahren einer fast schrankenlosen Freiheit. Er schüttelt und rüttelt, er wühlt und nagt nach Herzenslust, und dennoch steht unser bescheidenes Schweizerhäuschen, das man Eidgenossenschaft nennt, noch, und hat sogar etliche Erdbeben und eine Haupt- und Fundamentalreparatur glücklich überstanden, nach welcher es nun wohnlicher und solider dasteht als je, während viel stolzere Staatsgebäude, wo der vorbenannte Höllengeist unter sieben Siegeln verwahrt gehalten wurde, unter der Zeit wacklicht geworden sind. Nicht als ob ich hiemit den Beweis zu leisten gedächte, der Preßbengel sey nun dem Flegel

jahren entwachsen und habe das leidige Wühlen gänzlich an den Nagel gehängt. Die Moral meiner Fabel gebe ich Ihnen vielleicht weiter unten zum Besten. Vorläufig wollte ich den Lesern bloß begreiflich machen, daß die Teufelsbrut, die man schweizerische Journalistik nennt, weniger gefährlich ist, als ihr Ruf, damit sie sich um so eher bewegen lassen, an meiner Hand eine kleine Umschau unter derselben zu wagen. Also frisch hinein in den schweizerischen Zeitungswald, wo's von jedem Zweige schallt, welche Phrase jedoch nicht etwa so zu deuten ist, als ob alle unsere Zeitungsschreiber auf grünen Zweigen säßen; es muß gar mancher mit einem dürren Aste verlieb nehmen. Auch fehlt viel daran, daß es lauter Nachtigallen wären; wir finden eine schöne Zahl krächzender Raben, keifender Elstern, insbesonders viele Rohrspatzen und dann auch nicht wenig Kukuke unter ihnen, aber umgekehrte, welche keineswegs die eigenen Eier in fremde Nester tragen, sondern im Gegentheil das eigene Nest mit fremden Eiern füllen.

Nach dem offiziellen Verzeichniß der eidgenössischen Centralpostdirektion für das Jahr 1851 erscheinen in der Schweiz zweihundert und vier periodische Blätter. Darunter sind 44 bloße Amts- und Anzeigeblätter; 5 sind wissenschaftlichen, 11 religiösen, 19 gewerblichen oder landwirthschaftlichen und 8 belletristischen Inhalts. Der politischen Zeitungen zählen wir hundert und siebzehn, also ungefähr eine auf zwanzigtausend Seelen, oder gerade so viel, als Mitglieder unseres Volkshauses, des Nationalraths. Davon sind 88 in deutscher, 25 in französischer, 3 in italienischer und 1 in romanischer Sprache geschrieben. Dem radikalen Prinzip in seinen verschiedenen Schattirungen mögen ungefähr 74 Blätter dienen, dem conservativen höchstens 43. Von lezteren stehen die katholischen sämmtlich unter ultramontanem Einfluß; von den ersteren mögen ungefähr ein Viertelhundert in's Rothe hinüberschillern. Um ihr Leben kümmerlich zu fristen braucht eine Zeitung bei uns durchschnittlich wenigstens sechshundert Abonnenten. Von den hundert und siebzehn politischen Blättern, die wir besitzen, erreicht mehr als eines diese Zahl nicht und wird schon nach wenigen Quartalen aus der Zahl der Lebenden verschwinden, um andern Ephemeren Platz zu machen. Nur wenige bringen die Zahl ihrer abgesezten Exemplare auf etliche tausende. Nehmen wir sechshundert als Durchschnittszahl an, so erhalten wir als Totalsumme der Zeitungsabonnements siebzigtausend und etwas darüber. Da man aber auf jedes Abonnement wohl ein halbes Dutzend Leser rechnen kann, indem die meisten Abonnements von Lesecirkeln, Kaffee- und Schenkhäusern herrühren, so erhalten wir schließlich eine ganz respektable Armee von Zeitungslesern, welche an Zahl nahezu jener der stimmberechtigten Bürger gleichkommt.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Wupper, April.

(Fortsetzung.)

Religiöse Zustände.

Die socialen Lebensverhältnisse der Bevölkerung sind hauptsächlich dadurch bedingt, daß die allgemeine Erwerbsquelle die Industrie ist. In Düsseldorf, Köln, Koblenz sieht man Soldaten, Beamte u. s. f.; im Thale sind nur wenige Beamte vorhanden, Soldaten gar nicht. Dazu kommt, daß die Stadt so zu sagen über Nacht entstanden ist; daher kann von Patriziern, von alten Familien, von einer mannigfachen Gliederung der Bevölkerung und von städtischer Sitte nicht die Rede seyn. Die Vergangenheit ist kein Band, das die einzelnen Theile der Stadt in ein organisches Verhältniß bringen könnte. Die Millionäre datiren ihren Reichthum aus der neuesten Zeit. Der Genius ist das einzige, wodurch sich Niedriges und Hohes herausstellt, das einzige, was einigermaßen Licht in das Chaos der Gesellschaft bringt. Namen wie de Weerth, de Landas, Wülfing, v. d. Heydt, Wichelhaus u. a. nennt man mit einem gewissen Respekt, weil man unwillkürlich an die vielen Millionen denkt, die hinter diesen Namen stecken. Der Uebergang vom Reichthum zur Armuth ist nicht ein allmähliger. Die Unbemittelten sind im Vergleich zu den Bemittelten so groß an Zahl, daß dadurch viele städtische Einrichtungen unmöglich werden. Wir haben z. B. keine Stadtbibliothek, nicht einmal ein Theater. Ein Gebäude ist zu diesem Behufe errichtet worden, aber man hat es wieder verkauft, weil sich nicht die erforderlichen Zuschauer einstellten. Der Fabrikarbeiter hat anderes zu thun, als seine Zeit den Musen zu widmen, und die Fabrikbesitzer und Kaufleute können zum Theil schon wegen ihrer religiösen Richtung das Theater nicht besuchen. Es ist das ein wichtiger Punkt, weil er uns auf einen Charakterzug führt, der das Wupperthal seit geraumer Zeit gekennzeichnet hat.

Es ist nämlich das Thal arm an allem geistigen Leben. Die Prosa der Fabriken, die Prosa des Rechnens nimmt die ganze Woche in Anspruch. Nun ist aber der Mensch einmal nicht eine bloße Verstandesmaschine, sondern er trägt auch den Funken der Gottheit in sich, der ebenfalls zu seinem Rechte gelangen will. Mannigfaltige Mittel und Wege, um ihm zu diesem Rechte zu verhelfen, sind nicht vorhanden; deßhalb concentrirt sich das ganze ideale Leben des Thalbewohners im religiösen Leben. Die Handlungsbücher und das Gesangbuch machen die Bibliothek des Fabrikanten aus; der Sonntag ist der einzige Tag, an dem der Arbeiter zum Bewußtseyn darüber gelangt, daß er ein Mensch ist, so gut und so schlecht als alle andern Menschen, und daß vor Gott kein Ansehen der Person gilt. Das Thal hat daher, wenn man will, einen pietistischen Charakter; die Herzlosigkeit des Geldes steht auf der einen, die concentrirteste Frömmigkeit auf der andern Seite. Die in den Confessionen gegebenen religiösen Gegensätze bestehen hier noch in einer Schärfe, wie nicht leicht anderswo. Die Reformirten haben nichts zu schaffen mit den Lutheranern. Als Krummacher unter der Hand die Agende der reformirten Kirche octroyiren wollte, nämlich dadurch, daß er dieselbe stückweise nach einander der Gemeinde plausibel zu machen suchte, da trennte sich ein Theil der Gemeinde und berief einen reformirten Geistlichen aus Holland. Im Jahr 1848 haben zwar die Reformirten die Agende über Bord werfen können, aber die niederländisch-reformirte Kirche besteht nach wie vor in ihrer ursprünglichen Strenge. Zu ihr bekennen sich mehrere der angesehensten Familien von Elberfeld, z. B. Karl und Daniel v. d. Heydt, während der Minister, August v. d. Heydt, bei der reformirten Kirche geblieben. Karl v. d. Heydt ist wohl der geistig bedeutendste der drei Brüder; ich erwähne nur, daß er noch im späten Alter griechisch gelernt hat, um das Neue Testament in der Ursprache lesen zu können. Auf seinem Studirzimmer sieht man eine ausgewählte Bibliothek von historischen und theologischen Werken. — In Leipzig, in Hamburg, in Bremen ist der reichste Mann der erste Mann der Stadt; im Thale nimmt der Geistliche den ersten Rang ein und unterscheidet sich ebenso qualitativ vom Millionär, wie etwa in Danzig der Weizenhändler vom Holzhändler. Mögen auch Holzhändler und andere Kaufleute Danzigs dem Weizenhändler in Bezug auf Reichthum nahe stehen, der Weizenhändler ist doch ein bevorzugtes Geschöpf Gottes, das mit souveräner Verachtung auf die übrige Welt herabsieht. Dasselbe thut ein Pastor im Thale. Wie sollte auch der Millionär, dessen Geldbeutel die leibliche Nahrung für zahlreiche Arbeiter enthält, sich vergleichen können mit dem Pastor, dessen Kopf nicht nur die geistige Nahrung einer noch größern Anzahl von Arbeitern, sondern auch die geistige Nahrung des Fabrikanten selbst in sich birgt?

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 98. Donnerstag, 24. April 1851.

In den lyrisch-epischen Gedichten des Nachlasses läuft der theure Faden, an welchen die Lenau'sche Muse so kostbare Perlen angereiht hat, bis unmittelbar in die trostlosen Tage, welche jenen so grausam zerrissen; namentlich bezeichnen die beiden Schlußstücke: „Blick in den Strom," und „Eitel nichts," den letzten schöpferischen Lebensabschnitt des Dichters. Diese beiden Gedichte gemahnen uns jetzt wie granitene Denksteine, mit denen der Genius des Dichters dessen letzte Pfade hienieden bezeichnen wollte.

Anastasius Grün.

Aus Lenau's Nachlaß.

Eitel nichts!

(September 1844.)

's ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja könnte man zum lezten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wenn man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele.
Doch trägt uns eine Macht von Stund zu Stund,
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer; wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken.

Blick in den Strom.

(September 1844.)

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut in einen Strom zu sehn,
Wo Alles wogt und schwindet.

O, starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebstes seyn,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Fluth hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Meine Patienten.

(Fortsetzung.)

Lady Megmerillis war damit sogleich einverstanden und hieß mich der Kranken sagen, sobald sie wohl genug sey, um eine kleine Reise zu unternehmen, möge sie ohne weiteres über sich verfügen. Ich wagte die Bemerkung, das arme Mädchen werde vielleicht die Kosten scheuen, indem ihre Familienverhältnisse sie zu manchen Opfern gezwungen, die ihre Mittel überstiegen. „Ich will ihr ihren Gehalt für die drei nächsten Monate bezahlen, damit muß sie sich einrichten so gut sie kann," erwiederte sie mit stolzer Würde und verabschiedete mich zugleich mit einem leichten Kopfnicken.

Hier sitze ich nun wieder in meinem Stübchen, habe meinen Armstuhl dicht an das Fenster gerückt, meine Cigarre angezündet und blase gewaltige Wolken. Aber in mir sieht es mißlich aus. Luna dort droben mag mich anblinzeln so viel sie will, ich kann der Kokette heute mit keinem Liebesblicke dienen; selbst der steinerne Herzog dort lächelt sie noch sympathischer an. Es ist kein Spaß, so ein ganz verfahrenes Menschenleben vor sich zu sehen, das man auf keine Weise wieder in das rechte Geleise bringen kann. Kein Ausweg als sechs Bretter und zwei Brettchen, und diese zu zimmern muß dem großen Baumeister überlassen

bleiben. Armes Mädchen! was nüzt dir mein Mitleid? Und doch ist es etwas, denn die andern werden dich schelten, verachten, daß du nicht weiser gehandelt; als ob du hättest weise handeln können, so lange du das blinde Werkzeug einer fixen Idee warst! Armes Mädchen! arme Menschheit! Denn jeder von uns kann demselben Loose verfallen.

Diesen Morgen noch mußte ich meiner Kranken verkündigen, was Lady Megmerillis über sie beschlossen. Ich kann nicht beschreiben, wie sehr sich meine Natur gegen dieses mir aufgedrungene Amt sträubte. Es that wahrlich Noth, daß der Engel oder Dämon in mir mich beim Schopfe ergriff und mich vor das Haus schleuderte, um den unwilligen Fuß diese Richtung einschlagen zu lassen. Und welche Scene wartete meiner! Gott sey gedankt, daß sie hinter mir liegt!

Das arme Mädchen sah unter den obwaltenden Umständen keinen Ausweg, als Aufnahme im deutschen Hospital zu suchen und dort ihre Herstellung abzuwarten. Mittlerweile wollten wir vor Jedermann geheim halten, wo sie sich befinde, und dieß sowohl ihrer Gläubiger wegen, als weil es ihrem Wiedereintritt in eine aristokratische Familie hinderlich seyn könnte. Mir schien es aber höchst zweifelhaft, ob sie je wieder so weit hergestellt werden könnte, um sich der Erziehung widmen zu können; ich drang daher abermals in sie, in ihre Heimath zurückzukehren und dort ihre Herstellung abzuwarten. Zugleich bemerkte ich ihr, daß sie den Gedanken, ihren Vater zu finden, einige Zeit nothwendig ganz aufgeben müsse, weil dieß sie in beständiger Aufregung erhalte, bei der kein Heilmittel anschlagen könne. In der Heimath aber könne sie ja nicht hoffen ihn zu finden, da er auf Reisen sey.

Sie hörte mich ungeduldig an und versicherte mir auf's bestimmteste, daß nichts sie bewegen werde, England zu verlassen; ja, brächte ich sie an Bord eines Schiffes, so stürzte sie sich vom Verdeck und suchte das Ufer wieder zu gewinnen; nichts sollte sie halten. Da keine Ueberredung half, blieb mir freilich keine Wahl, als die Arme in's Hospital gebracht zu sehen, wo ich sie zuweilen zu besuchen versprach. Lady Megmerillis, die in's Geheimniß gezogen werden mußte, hielt dieß gleichfalls in ihrer Lage für's zweckmäßigste und forderte mich auf, ihr von Zeit zu Zeit über den Fortgang der Kur zu berichten. Für die Mühe, die sie mir bis dahin verursacht, honorirte sie mich sehr anständig und trug überhaupt alle Kosten der Krankheit bis zum Momente, wo Fräulein Köhler ihr Haus verließ. Manche mögen tadeln, daß sie hiebei stehen geblieben; aber für eine Frau, die nichts mit ihrem Herzen, alles mit ihrem Kopfe abzumachen hat, war dieß schon mehr, als was die bloße Gerechtigkeit von ihr forderte. Man muß also billig seyn und ihr nicht zumuthen, was sie nach ihrer Natur nicht leisten konnte.

Als ich die Kranke das nächstemal besuchte, fand ich sie schon im Garten sitzend und stark genug, sich beschäftigen zu können. Sie klagte indessen über ihren Kopf, über ihr Gedächtniß, und war unruhiger als je. Sie bat mich dringend, ihr eine andere Stelle zu suchen. Ich versicherte sie, daran sey noch gar nicht zu denken. Sie stellte mir vor, man werde sie hier nicht mehr lange behalten, weil dieß gegen die Hausregeln sey; sie müßte dann auf eigene Kosten leben und vom Gelde zehren, das eigentlich ihren Gläubigern gehöre. Ueberdem würde ja die kleine Summe nicht lange reichen. In dem allem hatte sie vollkommen recht und ich versprach mich zu besinnen. Was war aber da zu thun? Wem konnte man dieses arme Geschöpf als Lehrerin empfehlen? Ich ließ mich bei Lady Megmerillis melden und trug ihr die Sache vor. „Sie muß in ihre Heimath zurück," versezte diese mit ihrer tonlosen Stimme und der eiskalten Ruhe, bei der einem die Gänsehaut überläuft. „Ich werde für die Ueberfahrt sorgen, ich werde das Billet lösen; Sie bringen sie gefälligst an Bord, übergeben sie dem Kapitän und bitten ihn, bei seiner Landung einen Wagen zu nehmen und sie auf die Station der Eisenbahn zu bringen, dort für ihre ganze Route zu bezahlen und dem Kondukteur ein wachsames Auge zu empfehlen. Die Kosten trage ich." — Ich wandte ein, sie wolle durchaus nicht fort. „Sie muß!" erhielt ich zur Antwort, und ich fühlte, daß dieses M u ß wirklich ein solches war; kein Muß, das mir in meinem Leben vorgekommen, hat mir je so infallibel gelautet. — „Sie sagen ihr, ihre Abreise rette sie vor Newgate, wohin ihre Schuldner sie zu stecken drohen. Das wird sie auf die Beine bringen."

(Fortsetzung folgt.)

Von der ligurischen Küste.

(Fortsetzung.)

Bis Porto fino gegenüber lauschte ich diesen Belehrungen mit der andachtsvollsten Hingebung; als der Spiegatore aber den phantastischen König Franz den Ersten glücklich von Pavia her in das Schloß Corvara gebracht und mir die Fenster des Gemaches angedeutet hatte, in welchem er bis zu seiner Abführung nach Barcelona gefangen gehalten wurde, wirkte das Beispiel der Mehrzahl meiner Reisegenossen so mächtig auf mich, daß ich, mit dem Kopf an die harten Rippen der Barke gelehnt, allgemach einnickte und nicht eher wieder erwachte, als bis das Flappen des großen Segels, in dessen Schatten wir uns vor der heißen Mittagssonne geflüchtet hatten, an mein Ohr schlug. — „Was gibt es?" fragte ich den Geistlichen neben mir und schaute empor. — »Ecco Lavagna, Signor!« war des frommen Mannes Antwort.

»Pah, burle, padre mio; è Mogonza« (Scherz, Herr Pater; es ist Mainz). Der Minorit sah mich höchst erstaunt an, denn er mochte glauben, der Schwindel, welcher jezt aller Orten in den Köpfen der Menschen spuckt, habe auch mich ergriffen. Die Gefahr war jedoch nicht so groß, als der gute Mönch glauben mochte. — „Sie scheinen einen lebhaften Traum gehabt zu haben,“ sagte er gutmüthig lächelnd. — „Allerdings, Herr Pater. Ich sah mich nach Mainz versezt und nahm eben, da ich mit dem dortigen Bischof und seinen sämmtlichen Domherrn nach Californien auswandern wollte, von dem in der Abendsonne glühenden Dome Abschied, als ich erwachte und dort auf der Küste, keine zweitausend Schritte entfernt, denselben Dom, von dem Glanz der Abendsonne übergossen, vor mir erblickte.“ Der geistliche Herr war an der ligurischen Küste besser zu Haus als an den schönen Ufern unseres Rheins, und es hielt ziemlich schwer, ihn über die Alpen zu bringen und dem Laufe des Rheno, den er, wie er aufrichtig gestand, bisher für einen italienischen Fluß gehalten hatte, folgen zu lassen.

Wenn die Kirche zu San Salvadore von Lavagna auch nicht ganz so majestätisch in die Luft emporsteigt wie der Mainzer Dom, so ist doch die Aehnlichkeit zwischen diesen zwei Gotteshäusern, aus einer gewissen Entfernung gesehen, sehr täuschend. Wie in Mainz flankiren zwei schlanke Thürme die Vorderseite mit dem Haupteingange, wie dort wölbt sich hier über dem Hauptaltar eine herrliche Kuppel; selbst die einen Theil des Gebäudes verdeckenden verunstaltenden Anhängsel von Buden und Behältern aller Art finden sich an beiden Orten in ganz gleicher Weise. Die Täuschung, welcher ich mich einen Augenblick hingab, war jedoch nicht nachhaltig, denn die mit Olivenbäumen und Pinien bedeckten Berge drängen sich im Halbkreis gegen das Städtchen heran, als wollten sie es in die See treiben, und drei größere Boote, die halb auf dem Sande lagen, und eine Anzahl kleiner Fischerkähne machten den ganzen Reichthum der Verkehrsmittel von Lavagna aus, denn von einem Hafen oder einer Bucht ist hier nicht die Rede. Wenn sich die Lavagnesen von bedenklichem Wetter bedroht sehen, ziehen sie nicht nur ihre Segel, sondern ihre ganze Flotille ein; sie bringen sie nämlich mittelst Winden auf das trockene Land, und es kann wohl geschehen, daß man, um über die Straße zu kommen, über eine Feluke steigen muß.

Die Conca legte vor Lavagna an, um Passagiere und Güter aus- und einzuschiffen und den Aufgang des Mondes zu erwarten; die Väter Minoriten begaben sich geradewegs nach San Salvadore, um dem Abendgottesdienst beizuwohnen, und ich schloß mich ihnen mit der Mehrzahl unserer Reisegefährten an. Das Innere der Kirche entsprach dem Aeußern nicht und die zwanzig bis dreißig Personen, welche außer der Schuljugend anwesend waren, verloren sich in dem weiten nackten Raume; auch gehörten sie sämmtlich der ärmsten Klasse der Bewohner von Lavagna an, wie ich denn überall in Italien fand, daß vorzugsweise die ärmere Klasse des Volks es mit Gott hält. Als ich während unseres Abendessens diese Bemerkung hinwarf, sagte der ältere Pater, darum sey auch den Armen das Himmelreich gewiß; der jüngere neigte sich an mein Ohr und flüsterte: „Unsere Kirchen werden bald ganz leer stehen, wenn Pio nono sich mit Leuten wie der Brigante-filosofo verbindet.“ Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß dieser Ehrentitel dem erst in den Himmel gehobenen und dann in den Staub getretenen, aus einem idealen Leben plötzlich in die rauheste Wirklichkeit geschleuderten, sehr gelehrten, aber sehr unpraktischen Abbate Gioberti galt. Einer der beiden Italianissimi hörte mit höhnischer Miene auf die Worte der Mönche und rief ihnen trotzig zu: „Wenn ihr den Armen nichts mehr zu schenken habt, werden sie euch wohl auch aus den Kirchen bleiben.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der Wupper, April.

(Schluß.)

Religiöse Ansicht und Stimmung.

Die politische Richtung der Einwohner vom Thale ergibt sich aus der religiösen. Im Allgemeinen herrscht der Conservatismus, aber eine conservative Richtung, wie sie etwa von der Kreuzzeitung vertreten wird, ist hier nicht vorhanden. Der Wupperthaler betrachtet die Ereignisse vom Standpunkte der Religion und macht die confessionellen Gegensätze sofort zu politischen. Als im November v. J. das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen ein drohendes wurde, war man für den Krieg, für den Krieg des Protestantismus gegen den Katholicismus. Katholicismus und Protestantismus sind die beiden Gegensätze, die

jedem Urtheil zu Grunde liegen. Die Kreuzzeitung erklärt die sardinischen Minister für Voltairianer; der Thalbewohner lobt dieselben, weil er sie als halbe Protestanten ansieht. Bei den jüngsten Bewegungen in England nahm die Kreuzzeitung Partei für Rom, das Thal Partei gegen Rom. Hengstenberg, Gerlach u. a. bezeichnet man gewöhnlich als orthodoxe Lutheraner; der orthodoxe Lutheraner im Thale denkt anders. Absolutistisch mag die Regierung zu Werke gehen, dagegen hat er an und für sich nichts einzuwenden, aber wenn es eine Annäherung an Oesterreich gilt, so versteht er keinen Spaß. Einer der angesehensten und bedeutendsten Theologen der Stadt, der Pastor Sander, trat sogar vor kurzem mit einer kleinen Schrift hervor, um wenigstens indirekt die Sache des Protestantismus zu trennen von der Sache der Kreuzritter. Er verhehlt sich darin nicht die Folgen eines Bruderkriegs in Deutschland, aber eben so wenig will er den Frieden um den Preis einer Schwächung des Protestantismus. Die Israeliten, meint der Verfasser, hätten sich versündigt in dem Streite wider die Benjamiten, aber man könne sich auch versündigen, wenn man in gerechter Sache nicht genug dem Herrn vertraue, wenn die Lenker des Staats sich wegdrängen ließen von der Stätte, wohin der Herr sie gestellt habe. Preußen dürfe nie vergessen, was es dem Evangelium zu verdanken habe, nie vergessen, wozu es der protestantischen Kirche verpflichtet sey.

Die Furcht vor einer etwaigen Beeinträchtigung des Protestantismus hat zur Zeit einen so hohen Grad erreicht, daß fast jeder Schritt der Regierung mit Mißtrauen aufgenommen wird, daß selbst die ganze nächste Vergangenheit in einem andern Lichte erscheint. Aeußerungen des Königs, der Minister, Aeußerungen solcher Männer, die am Hofe Einfluß ausüben, werden jezt eben so eifrig hervorgesucht, als sie früher unbeachtet blieben. Der König soll einmal gesagt haben, daß er nichts sehnlicher wünsche, als die Herstellung des römischen Reichs, und daß er seinen Ruhm darin suchen würde, der erste Vasall des Kaisers zu seyn. Man erinnert sich, daß Leo früher oft beim König war, und nun ist es gewiß, daß man seit dem Jahr 1848 stets etwas anderes gewollt hat, als man zu wollen schien. Die Unionspolitik wurde ergriffen, um den nationalen Gedanken zur Selbstaufreibung zu bringen. Hassenpflug handelte in Hessen im Einverständnisse mit Preußen; selbst daß die Parade zu Ehren des Prinzen von Preußen nicht stattfand, hat eben so gute Gründe, als daß die Oesterreicher die Schlacht von Wagram verloren. Die Mobilisirung hatte lediglich den Zweck, den Bürger nachdrücklich auf die Folgen des Kriegs aufmerksam zu machen, um in Zukunft ungestört handeln zu können, um endlich mit dem lezten Ziele des Wollens hervortreten zu können, nämlich mit der Restauration des Katholicismus in Deutschland. Es sey ja notorisch, daß die Noten und Unterhandlungen und Drohungen der jüngsten Zeit leerer Schein gewesen. Rechnen Sie hinzu, daß sich die Jesuiten in Rheinland und Westphalen sichtlich mehren, daß neue Klöster in's Leben treten, so können Sie sich ungefähr in die Stimmung unserer Bevölkerung hinein versetzen. Die preußische Regierung kann nichts thun und nichts lassen, dem nicht sofort eine religiöse Bedeutung beigelegt wird.

Aus der Westschweiz, April.

(Fortsetzung.)

Zeitungswesen.

Eins in's andere gerechnet beträgt ein jährliches Zeitungsabonnement acht bis zehn Franken (neue Währung). Die Schweizer bezahlen also jährlich für ihre Zeitungspresse sechs bis siebenmal hunderttausend Franken. Die liberalen Zeitungsschreiber und Verleger fischen von dieser Summe ungefähr zwei Drittheile, die conservativen ein Drittheil. Die ultramontane und rothe Fraktion werden jede ein Fünftheil davon in Anspruch nehmen, während drei Fünftheile den Vertretern und Wortführern der gemäßigten Schattirungen der Parteien vorbehalten bleiben. Sie können hieraus mit ziemlicher Sicherheit auf den Stand der öffentlichen Meinung im allgemeinen schließen. Und wofür bezahlt eigentlich unser sonst so haushälterische Souverän Zeitungsschreibern aus seiner Privatschatulle einen so brillanten Sold? „Sie sind seine Lehrer.“ antwortet mir eine Stimme; „von ihnen erhält der Souverän seine politische Bildung; von ihnen lernt er seine Rechte kennen und ausüben.“ Aber eine andere Stimme hör' ich rufen: „Warum nicht gar! lehren, bilden! Für's lästern werden sie bezahlt, diese magistri artis schimpfatoriae.“ Und wahr bleibts: geschimpft wird hüben und drüben, rechts und links. Glaubte man den conservativen Blättern, so wäre der beste Radikale keinen Halbbatzen werth, glaubte man den radikalen, so wäre der ehrlichste Conservative für den Galgen reif. Glaubte man aber was beiderseits geschimpft wird, so müßte man es als eine pure Langmuth des Himmels ansehen, daß sich nicht längst schon ein Landregen von Pech und Schwefel über das ganze Schweizer Ländchen von Constanz bis zum Val des Dappes ergossen hat. Zum Glück weiß man, was abzurechnen ist, und nebenbei lernt man sich nicht unbescheiden zu überheben. Die Pharaonen bezahlten gewiß jenen Kammerherren, der ihnen täglich beim Frühstück in's Gesicht rufen mußte, daß sie sterbliche Menschen seyen, nicht so gut, als der schweizerische Souverän die ungefähr den nämlichen Dienst verrichtenden Zeitungsschreiber bezahlt.

Die meisten unserer Zeitungsblätter bewegen sich in kantonalen, also in sehr beschränkten Kreisen. Die Genesis des Mittelguts derselben ist ungefähr folgende: irgend ein Ehrgeiz in Duodezformat, der sich auf den Thronsessel eines Kantonsregierungspräsidenten schwingen möchte, bedarf eines öffentlichen Organs und gründet irgend ein „Blatt,“ oder eine „Zeitung,“ oder einen „Freund,“ oder einen „Anzeiger,“ oder „Boten,“ dem die Kantonsfirma vorgesezt wird. Gelingt die Spekulation nicht, so geht das Blatt nach den Wahlen wieder ein; wird aber der Zweck erreicht, so kommt die Zeitung in zweite und dritte Hände, zuweilen in die eines Ihrer flüchtigen Landsleute. Das gibt in der Regel die loyalen Regierungsblätter, sogenannte „Hofzeitungen.“ — Oder ein Druckereibesitzer hat nicht genügende Beschäftigung für seine Pressen; da macht er einen Vertrag mit irgend einem Advokaten oder Arzte ohne Praxis, mit einem Abbé ohne Pfründe oder einem mißrathenen Candidaten des Lehrfachs. So entstehen gewöhnlich die Oppositionsblätter. Es gibt keinen Kanton, mit Ausnahme vielleicht von Uri und Unterwalden, der nicht wenigstens drei Zeitungen hätte, nämlich ein Hofblatt und zwei Oppositionsblätter, von denen gewöhnlich eines dem entschiedenen Fortschritt, das andere dem entschiedenen Rückschritt huldigt. Es ist aber auch keine Hexerei, eine solche Zeitung zu schreiben. Vorne kommt ein leitender Artikel, in welchem je nach der Farbe, die man hält, entweder den „Reaktionären“ und „Ultramontanen,“ oder aber den „Rothen“ und „Umstürzlern“ die bekannten Phrasen auf den Pelz gebrannt werden. Dann kommen die Neuigkeiten, welche gewöhnlich von einem Blatt in das andere übergehen, wie der Speck, mit welchem der selige Herr von Münchhausen seine Enten fing. Es kann geschehen, daß man solchen Zeitungsspeck, der vielleicht zum erstenmal in Basel verschluckt wurde, vierzehn Tage später, nachdem er bereits durch ein oder zwei Dutzend Blätter gegangen ist, in einem Graubündner oder Walliser Journale noch ganz unverdaut wieder vorfindet. Hinten noch die Getreidepreise beigesezt, und die Zeitung ist fertig.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 99. Freitag, 25. April 1851.

Eitles Trachten, eitles Ringen
Frißt dein bischen Leben auf,
Bis die Abendglocken klingen,
Still dann steht der tolle Lauf.
Lenau.

Meine Patienten.

(Fortsetzung.)

Ich glaubte das selbst. Als ich meine Hiobsbotschaft überbrachte, saß sie lange da, ohne eine Miene zu verziehen, ohne ein Glied zu rühren, und nur das krampfhafte Zucken in den Mundwinkeln verrieth den innern Kampf. Ich wartete ruhig, bis sie die Sprache gewann. — „So sey es!“ sagte sie endlich, wie aus einem tiefen Traume erwachend, und hob das Auge zu mir auf, das matt und erloschen blickte. Ich nahm ihre Hand und fand sie eiskalt. In der Hoffnung, sie dadurch zu zerstreuen, bat ich sie an die Vorbereitungen zur Reise zu denken. Da maß sie mich mit einem Blicke, vor dem der meinige sich zu Boden senkte. Armes Mädchen! welch unaussprechliches Leid und zugleich welch bitterer Vorwurf lag darin! Also auch ich so hart, so theilnahmlos, so rauh — wie weh that das ihrem Herzen! Der Blick wird mich noch lange verfolgen.

Als ich am dritten Tage wieder kam, um zu sehen, wie weit sie mit ihren Reiseanstalten sey, sagte man mir, sie sey ausgegangen. — Ausgegangen! — Ich fragte die Wärterin, wie das seyn könne? Sie hatte vorgegeben, nach dem Hafen gehen zu müssen, um zu sehen, ob ihr Vater mit einem der heute einlaufenden Schiffe ankomme, in welchem Falle sie morgen nicht abzureisen brauche. An's Einpacken hatte sie noch nicht gedacht. Seit ich sie das leztemal gesehen, hatte sie mit Niemand gesprochen, fast keine Nahrung zu sich genommen und immer stier vor sich hingeblickt, auf jede Frage nach ihrem Befinden mit einem Seufzer und einem „ganz wohl“ geantwortet.

Ich bestieg einen Wagen und fuhr dem Strand zu. Wo aber sie suchen? Was konnte sie vorhaben? Ich wandte mich an die Polizei und sezte diese auf ihre Fährte, ich fragte überall, fuhr die Straßen auf und ab, erkundigte mich nach allen eingelaufenen Schiffen und fand nirgends eine Spur. Der Tag war schon weit vorgerückt und noch immer waren meine Nachforschungen gleich fruchtlos. Sollte sie gar zu Lady Megmerillis zurückgekehrt seyn? Und schnell trat ich in einen Laden und schrieb ein paar Zeilen, die die Anfrage enthielten und mit denen ein Bote in raschem Laufe abgefertigt wurde. Keine halbe Stunde war vergangen, so hielt Lady Megmerillis selbst in ihrem Wagen am Ufer. So rasch sie herbeigeeilt war, so wenig hatte sie der Vorfall aus ihrer eisigen Ruhe gebracht. Sie stieg aus, um Befehle zu ertheilen. Bootsleute wurden ausgesandt, Matrosen mußten umherschwimmen, Kundschafter erhielten Aufträge, Belohnungen wurden ausgesezt, kurz ein System im Großen organisirt, dessen Räderwerk sich durch ihre Miene und ihr Geld wunderbar beflügelte. Alles lief, rannte, schrie. Aber auch jezt ging Stunde nach Stunde dahin; schon senkte die Nacht ihre Schleier auf uns herab und noch immer wanderten wir ohne einen Schimmer der Hoffnung umher. Der Abend war kalt, der Sturm heulte; wo mochte das arme kranke Mädchen, ohne Nahrung, ohne Obdach umherirren? Oder hatten gar die kalten Wellen sie schon aufgenommen? Ihr lezter Blick stand wieder vor meiner Seele. Es war mir, als sagte sie: „Jezt hast du Mitleid, und damals hattest du keines?“ Ich wollte mir Vorwürfe machen, aber die Vernunft scheuchte sie zurück und nannte das innere Mißbehagen Schwäche.

Als es Mitternacht schlug, fuhr Lady Megmerillis nach Hause und ich eilte in das erste beste Hotel und warf mich auf ein Bett, wo die Ermüdung mir auf einige Stunden die Augen schloß. Kaum dämmerte aber der Morgen, so war ich schon wieder draußen und spähte im Nebellichte nach dem armen Mädchen umher. Als es fünf Uhr schlug, war auch Lady Megmerillis schon wieder an Ort und Stelle und wandelte in der bittern Kälte auf und ab. Eben wollten wir um eine Ecke biegen, als uns ein Zug Menschen entgegen kam, die etwas führten, das wir nicht gleich erkennen konnten. Als wir näher hinsahen — welch ein Anblick! Großer Gott! sie war es!

Unter einem Brückenpfeiler hatten die Schiffer sie bei grauendem Morgen hervorgezogen, und da sie nicht gutwillig folgen wollte, Gewalt gebraucht. In der Anstrengung des Widerstandes war ihr ein Blutgefäß gesprungen, und Gesicht und Kleider waren vom frischen rothen Purpursaft überströmt. Ihr Hut war ihr entfallen, ihre langen blonden Haare waren aufgelöst, das bleiche Gesicht auf die Brust gesunken, die wie gekrümmt den Kopf nicht mehr zu tragen vermochte. Der Anblick war überwältigend. Ich mußte, die hellen Thränen zu verstecken, die Hände vor das Gesicht halten, und selbst Lady Megmerillis wandte sich, um Fassung zu gewinnen, einen Augenblick ab. „In das nächste Hotel mit der Unglücklichen!" befahl sie jezt und schickte sich an dem Zuge zu folgen. Ich blieb einen Augenblick zurück, um einen Boten nach dem nächsten Arzte zu senden, denn ich fühlte mich unfähig hier Dienste zu leisten. Wenn sie das Auge wieder aufschlug, mich wieder mit dem schauerlichen Blicke anklagte — das wäre nicht auszuhalten, das könnte auch mich von Sinnen bringen!

Der gerufene Arzt bemühte sich um die Kranke; ich stand in einiger Entfernung und kehrte dem Auftritt den Rücken zu. Als ich umblickte, sah ich Lady Megmerillis Auge forschend, als wollte sie den Lauf meiner Gedanken erspähen, auf mich gerichtet. Mein feuchter Blick sagte ihr alles und hatte dießmal die Genugthuung, den ihrigen davor den Boden suchen zu sehen.

Die Kranke wurde indessen auf ein Bett gelegt und alles angewendet, die erschöpften Lebensgeister zu heben. Vergebens! Sie athmete kurz, der Puls ging matt und das Kopfschütteln des Arztes verkündete uns sein Urtheil. Ich gewann es endlich über mich, an's Lager zu treten, und flüsterte, ihre kalte Hand fassend, ihr in's Ohr: „Wie geht es Ihnen?" Keine Antwort; doch sagte mir ein leiser Druck, daß sie mich verstanden. Ich sezte mich neben sie, doch so, daß mich ihr Blick nicht treffen konnte, und behielt ihre Hand in der meinigen. Sie erhielt den Gebrauch der Sprache nicht wieder und sank bald in einen Schlummer, aus dem sie nicht mehr erwachte. Im Zimmer war alles still und stumm, nur der Pendel der Uhr bezeichnete den Schritt der Zeit. Lady Megmerillis stand wie an das Fenster gemauert und blickte hinaus, wo der erwachende Morgen die bunten Streifen des Frühroths am Himmel zeichnete. Als ich die jezt völlig erkaltete Hand aus der meinigen zog, sah sie sich gerade nach mir um und mein Auge sagte ihr, was vorgegangen. „Friede sey mit ihr!" sprach ich, auf das ruhige Antlitz deutend, aus dem jezt jede Spur des Erlittenen verwischt war, und breitete sanft eine Decke über die Todte.

Am nächsten Tage fuhr ein Leichenzug langsam die Straße hinab, dem ein einziger Wagen sich anschloß; in diesem saß ich. Auf dem schönen Friedhofe zu Brompton, wo den Tod eine Poesie umgibt, die dem Epos des Lebens einen grünen Vorhang leiht, sah ich ihre lezte Ruhestätte bereitet, die ein einfacher Stein mit ihrem Namen bezeichnet. Friede sey mit ihr! sagte ich hier noch einmal und wandte meine Schritte langsam heimwärts. Auf meinem Tische fand ich ein Billet, in dem Lady Megmerillis mich zu ihrem Hausarzt ernannte.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Von der ligurischen Küste.

(Fortsetzung.)

„Wollen Sie nicht die Villa Fieschi sehen, Herr, ehe es Abend wird?" fragte mich ein fünfzehn- bis sechzehnjähriger Bursche, der in einer Theerjacke und sackleinwandenen Beinkleidern steckte, als hätte er sie von einem weit beleibteren Kameraden geliehen, und die nackte braune Brust mit seinem Schlapphut zu bedecken suchte. Der Bursche hatte die größte Aehnlichkeit mit Freund Punch, dieselben großen Augen, dieselbe mächtig vorspringende Nase, denselben weitgeschlizten kecken Mund, denselben satirischen und doch gutmüthigen Ausdruck in den stark markirten Zügen. Ich nickte ihm beistimmend zu und nach zehn Minuten empfing uns ein überaus liebliches Mädchen, welcher die einfache, aber zierliche Landestracht und der Strohhut mit den gelösten Bändern, in dessen Schatten zwei herrliche Augensterne funkelten, allerliebst stand. Von Gold, Marmor und Seide glänzten die Säle, schimmerten die Gemächer und an Statuen und Gemälden fehlte es natürlich nicht. Einigen der leztern kam, wie es schien, die Abenddämmerung sehr zu statten. Die Gärten, welche dieses prachtvolle Landhaus umgeben und sich an der sanften Anhöhe weit hinaufziehen, wurden in der

duftigen Abendfrische durchstrichen, und es war gerade noch hell genug, um von einem Felsvorsprung aus auf einem der westlichen Hügel die malerischen Ruinen einer Burg, welche den Fieschi gehört haben soll, und nicht weit davon die Trümmer einer Villa zu sehen, welche die Franzosen am Schlusse des vorigen Jahrhunderts niedergebrannt und ausgeplündert hatten, da aus den Fenstern Schüsse auf einen vorüberziehenden Heerhaufen gefallen waren.

„Ein sehr merkwürdiges Trümmerwerk,“ sagte mein Führer, welcher, nebenher bemerkt, auf sein Gewerbe trefflich eingeübt war und große Mundfertigkeit hatte, „von den Landleuten in der Umgegend heute noch „Casino della Contaminata, oder auch Condannata“ genannt. Ich habe die Geschichte der Contaminata erst diesen Morgen einem „englischen Mylordo“ erzählt, der alles aufgeschrieben hat.“ — „Und wie lautet die Geschichte, wenn sie nicht länger ist als der Weg von hier in das Wirthshaus?“ — „Wird von dem Weg, den wir einschlagen, und unserer Eile oder Weile abhängen,“ versetzte der Bursche lachend und zeigte mir zwei Reihen Zähne, wie sie keine der berühmten Doggen vom St. Bernhard weißer und schöner zu zeigen hat. „Eine gute Geschichte,“ fuhr er fort, „ist immer kurz, obgleich nicht alle kurzen Geschichten gut sind. Wir gehen dort durch die Orangenallee, deren Blüthen am Abend den süßesten Duft verbreiten, und kehren durch jenen Olivengarten nach Lavagna zurück.“ — „Gut, gut, Tommaso; aber die Geschichte?“ — „Hier ist sie, Herr. Ich sage also —“

Der Bursche schwieg plötzlich, zog seinen zerknitterten Hut ab und begann das Ave Maria laut zu beten, denn von Lavagna herauf und von drei Seiten in den Hügeln herüber ertönten die Silberstimmen der Glöckchen, welche zum Abendgebet mahnten; zugleich wurde an dem Thor der Villa das Zeichen gegeben, daß es geschlossen werde, und so eilten wir schweigend durch die duftigen Gänge und schlugen den nächsten Weg zu dem Wirthshause ein. „Dieses Zögern und Zaudern war nicht zufällig, Tommaso,“ sagte ich zu dem Schelm, als wir in dem Laubengang vor dem Hause, den dunkelblauen, mit einzelnen Sternen sich schmückenden Himmel und das das noch tiefer blaue Meer vor uns, Platz genommen hatten. „Ich bin für ein offenes Geständniß, Herr,“ sagte der Kleine; „in den Gärten der Villa erinnerte mich jeder Schritt daran, daß ich, nachdem heute noch nichts Redenswerthes über meine Lippen gekommen, eher hier unten als droben Abhülfe erwarten dürfe; auch sah ich es dem Herrn an, daß er mich nicht so knauserisch abfertigen würde wie der Mylordo, der mir brummend zwei Soldi in den Hut warf, welche eben hinreichten, der alten Mutter ein Brod zu kaufen.“ Ich ließ den wackern Burschen in die Küche gehen und sich einen tüchtigen Teller voll „Zuppa Genovesata“ reichen, die er mit italienischer Hast verzehrt haben mußte, denn er war nach fünf Minuten wieder an meiner Seite und begann nun seine Geschichte zu erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Grafschaft Glaz, April.

Neurode.

An einem sonnigen Apriltage stand ich auf dem St. Annenberge bei Neurode und blickte rings in den Thalkessel der Grafschaft Glaz, diesen merkwürdigen reizenden Anhängsel des grünen Schlesiens, der wie eine Bastion gegen Böhmen, Mähren und das österreichische Schlesien vorgeschoben ist. Es war nach der preußischen Mobilmachung im November mehr als wahrscheinlich, daß das von hohen Gebirgsmauern gleich einem Bassin eingehegte Ländchen wieder zu einem Schauplatze des Kriegs zwischen den beiden mächtigen Nachbarn werden könnte, welche seit einem Jahrhunderte, wo der große Friedrich dieses Arkadien für das Haus Hohenzollern eroberte, einander nicht mehr feindselig gegenüber gestanden haben. Fortwährend drangen Zeitungsnachrichten in unsern Gebirgswinkel, zu dem die böhmischen Grenzberge herüberschauen, daß österreichische Kriegsvölker die Grenzstationen bereits in wachsender Stärke besetzt hielten, und insbesondere Italiener, Kroaten und Ungarn nur auf die Kriegserklärung lauerten, um ihre wilden, beutelustigen Schaaren durch die Gebirgepässe in das Thalländchen zu ergießen. Die dießseitige Grenzlinie blieb indeß immer noch unbesetzt; nur die Kanonen der schon abgesperrten Bergfestung Glaz starrten den drei Grenzländern und ihren feindlichen Bewegungen das quos ego! entgegen. Unterdeß schwamm zu unserem Erstaunen schon eine recht ansehnliche Zeitungsente nach Neurode, und erzählte uns von einem Ueberfalle dieses Städtchens durch ungarische Husaren, welche auf originelle Weise

den katholischen Pfarrer und Glöckner mißhandelt und einige Bürgerhäuser geplündert haben sollten. Die fabelhafte Nachricht hatte sich aus einem scherzhaften Privatbriefe als völliger Ernst in eine etwas leichtgläubige Zeitung verirrt, und man staunte über die Art und Weise, wie bisweilen Geschichte gemacht wird.

Der St. Annaberg ist ein interessanter Umsichtspunkt über das großartige Gebirgstheater. Die fromme Werkthätigkeit hat von Neurode her den ziemlich steilen Weg am gewaltigen Bergrücken hinauf, einer überstandenen Pest zur Erinnerung, mit Kapellen besetzt. Der Gipfel ist mit einer hübschen Wallfahrtskapelle und Einsiedelei gekrönt, und um diese her zieht sich eine dörfliche Kolonie auf der andern Seite den Berg hinab. Der Ueberblick des Thalgeländes würde noch umfassender seyn, wenn nicht südlich der Allerheiligenberg bei dem Dorfe Schlegel vorgeschoben wäre. Auch hier ist eine Wallfahrtskirche und Einsiedelei, an denen es in der katholischen Grafschaft überhaupt nicht fehlt. Ich weiß nicht, ob das mittelalterliche Einsiedlerwesen, welches ich sonst nur aus der Geschichte und aus Romanen kannte, in andern katholischen Ländern auch noch so stark kultivirt ist wie in der Grafschaft Glaz. Diese modernen Einsiedler sind gewöhnlich arme Handwerker, welche fleißiges Beten dem fleißigen Arbeiten vorziehen und als Laien das Gelübde der Ehelosigkeit abgelegt haben. Sie haben gewöhnlich eine ziemlich bequeme Wohnung bei einer Bergkapelle und verrichten dafür die Glöcknerdienste bei derselben. Außer einem kleinen Einkommen von der betreffenden Pfarrkirche leben sie wie Bettelmönche von den Almosen der Rechtgläubigen, und von der ungesalzenen Butter, welche die Landleute freigebig für die Lampen ihrer Kapelle spenden, bleibt noch genug übrig, um ihnen das Brod fett zu machen. Nebenher bringt der Handel mit Rosenkränzen, Heiligenbildern, Wachslichtern und andern Requisiten des Kultus auch noch etwas ein; daher ist dieses Einsiedlerleben so erträglich, daß bei einer vielbesuchten Wallfahrtskapelle, wie auf dem Spittelberge bei Glaz, auch Zweisiedler angetroffen werden. Es sind noch junge rüstige Männer in schwarzen Ueberwürfen mit breitkrämpigen runden Hüten, deren glatte rothe Wangen, von keinem Barte umdüstert, erfreuliches Zeugniß von der Gedeihlichkeit ihrer frommen Lebensweise abgeben.

Am nördlichen Fuße des Annabergs liegt die unsaubere Stadt Neurode, welche zur Zeit ihrer gewerblichen Blüthe in der Tuchweberei eben so wohlhabend war, als sie jezt bei veränderten Verhältnissen verarmt und von einem faulen Proletariate überschwemmt ist. An den Baumstumpf im Stadtwappen sollte der Bettelsack als entsprechendes Attribut gehängt werden. Der Ort stürzt jählings den Berg hinunter, zum linken Ufer des Walditzflüßchens, um jenseits mit meist dürftigen Gebäuden und schmuzigen Straßen noch ziemlich umfangreich den Stadtkreis fortzusetzen. Darüber hin ziehen die gewaltigen Höhen, welche die westliche Seite des Walditzthales bilden, und in der Ferne überragen sie die blauen imposanten Kegel des Waldenburger Gebirges. Mehr östlich schweift der lange hohe Rücken des Eulenkammes, mit der hohen Eule und den sechs südwestlichen Koppen, auf denen der große Friedrich mit 4½ Millionen Thalern die Bergfestung Silberberg anlegte. Sie gilt für uneinnehmbar, wie der sächsische Königstein, und überstand 1807 glücklich die erste Belagerung durch die Franzosen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Westschweiz, April.

(Fortsetzung.)

Zeitungswesen.

Erlauben Sie mir nun noch, Ihren Lesern etliche Blätter namentlich vorzuführen, welche sich über dieses journalistische Mittelgut erheben und über den engen kantonalen Kreis hinaus eine allgemeine schweizerische Bedeutung sich erworben haben. Zuerst nenne ich die „neue Zürcher Zeitung," das mit vielem Talent redigirte Organ der liberalen Bourgeoisie. Wie in einer eleganten Gondel schaukeln wir mit ihr auf dem glatten Fahrwasser eines gelinden Radikalismus einher, geschickt umschiffen wir die Klippen allzustarrer Grundsätzlichkeit, Wasserstürzen und Stromschnellen weichen wir vermittelst künstlich gegrabener Kanäle aus. Dabei ist uns so behaglich zu Muthe, als ob wir nach genossenem Mahle bei einer Tasse Kaffee in munterer, geistreicher Gesellschaft den blauen Rauch einer Havannah in die Lüfte bliesen. Freilich, wenn etwa plötzlich der Wind, der unsere Segel blähte, sich kehrt, wenn ein ungeahnter Windstoß von der Seite uns faßt, gibts auf einen Augenblick etwelche Confusion, aber bald hat man sich wieder gefaßt, gibt dem Steuer einen leichten Druck und fährt, als wäre nichts geschehen, mit gewohntem eleganten Behagen auf der Strömung dahin. — Die „Basler Zeitung," von einem gelehrten stadtbasler Altrathsherrn redigirt, kann man als das Organ jener Conservativen betrachten, die so verständig sind, einzusehen, daß man mitten im Strom der Zeit nicht auf dem Fleck sitzen bleiben oder gar rückwärts segeln kann, aber aus Furcht vor allzuraschen Fahrt dennoch dem Laufe mit Rudern und Stangen möglichst entgegen arbeiten und mit Unruhe und Mißbehagen nach den vorübereilenden Ufern schauen, wo sie so gern ihr Schifflein vor Anker legen möchten. Der Basler Zeitung müssen auch die Gegner Grundsätzlichkeit und Ernst bei der Sache nachreden und zugestehen, daß sie sich's nicht mit Schlagwörtern bequem macht. Die ausländischen Nachrichten bringt sie von allen Schweizer Blättern am frühsten, und übt bei ihrer Auswahl eine sehr verständige Kritik. Die Basler Zeitung hat deßhalb einen sehr großen Leserkreis und verdiente einen noch größern. — Wo es auf gesunden frischen Hausmannsverstand ankommt, mit einer tüchtigen Portion attischen Salzes und kaustischen Humors gewürzt, da möchte ich vor allen Schweizer Blättern dem von Landammann Steiger in St. Gallen redigirten „Erzähler" die Prämie zuerkennen. Gewissermaßen von antiquarischem Interesse ist der weiland „wohlerfahrene" Schweizerbote, vor vielen Jahren von Vater Zschokke gegründet und während der Restaurationsepoche fast der einzige, jedenfalls bedeutendste Träger der liberalen Ideen in der Schweiz. — Sehr pompös kündigt sich mit ihrem Titel die in Basel erscheinende „schweizerische Nationalzeitung" an, welche jedoch nichts weniger als schweizerisch national ist, sondern ein Heinzen-Rugesches Organ zur Bearbeitung der deutschen Schneider- und anderer Gesellen, welche in der Schweiz wandern, weßhalb ein Witzbold zu ihrer Ueberschrift den Beisatz schrieb: „von und für deutsche Handwerksbursche." Da dieses Blatt aber kaum so viel Abonnenten haben soll, um seine Auslagen zu decken, so ist anzunehmen, daß seine Wirksamkeit weder als „schweizerisch national" noch als Organ „von und für Handwerksbursche" von besonderer Bedeutung ist.

In der Bundesstadt Bern allein erscheinen 28 periodische Blätter, von denen 17 politischen Inhalts sind. Die meisten derselben machen kaum Anspruch auf mehr als kantonale Bedeutung, und mehr als eines kann als abscheuliches Exempel dienen, wie man nicht Zeitung schreiben soll, so daß die wüste Rohheit derselben fast sprichwörtlich geworden ist. In diese Kategorie ist unter andern die „Berner Zeitung" zu zählen, welche vom gewesenen Regierungspräsidenten Stämpfli unterzeichnet wird. Stämpfli mag vielleicht mit seiner Zeitung die niedern Leidenschaften einer gewissen Schichte der Bevölkerung gegen seine politischen Gegner entflammen, gewiß legt er aber damit bei der Mehrzahl des Schweizer Volks weder Ehre ein, noch einen Stein in's Brett.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 100. Sonnabend, 26. April 1851.

— Turpe putant parere minoribus, et quae
Imberbi didicere, senes perdenda fateri.
Horat:

Aus Wien.

(s. Nr. 85. 88.)

April.

Allerwärts gibt es Leute, die sich in vollem Ernste einbilden, daß die Schnepfen den Frühling bringen, und daß wir nur den Drosseln das Schnabelhalten anzubefehlen brauchten, um die Bäume am Knospen und Grünwerden zu verhindern. Hier zu Lande ist diese Art von wunderlichen Käuzen noch weniger selten als irgendwo in einer Kleiderfalte unserer alten Jungfrau Europa, und so erscheint es denn natürlich, daß jeden abgeschnittenen Zopf die bittersten Zähren bethauen, und gar mancher davon noch vor der Scheere geborgen wird, um wo möglich sein Daseyn zu fristen, bis er Haar um Haar von selber ausfällt. Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß die leitenden Männer in Oesterreich nicht zu diesen Zopfanbetern gehören. Wollt ihr erst noch Beweisstücke? Fürwahr, wir sind reich genug daran, so daß ich mich durchaus nicht auf den Brief zu berufen brauche, welchen der Fürst Schwarzenberg an den König von Württemberg **nicht** geschrieben hat, von dem jedoch der Minister sagte: „Ich würde Seiner Majestät im Geiste dieses Schreibens geantwortet haben, aber viel kürzer.“ Ich berufe mich einstweilen nur auf die Einführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens vor Geschworenen, von welchem die österreichische Regierung zwar allerdings wissen mag, daß es mit der allgemeinen Ausbildung für das öffentliche Leben den Sinn für Recht und Gesetz fördert, aber auch unabweislich ein bedeutendes Maß von bürgerlicher Freiheit bedingt, für welches der vormärzliche Maßstab viel zu kurz ist. Wenn die Regierung es zufällig nicht gewußt hätte (was vorauszusehen übrigens nicht sehr verbindlich für ihre Einsicht klänge), so waren Leute genug da, um es zu sagen.

Die Schaar der Urschwarzgelben ist ziemlich groß, und wie sie, kaiserlicher als der Kaiser selbst, alle Errungenschaften der neuen Zeit aus tiefster Seele verabscheuen, so hassen sie auch mit richtigem Gefühl das öffentliche Gerichtsverfahren als die Grundlage aller bürgerlichen Freiheit. Die nächste Stelle auf der Stufenleiter ihres Zornes nimmt die Presse ein. Ich verstehe hier das Wort „Presse“ in weitestem Umfang mit allem, was drum und dran ist, bis hinab zu dem gelegentlichsten aller Schriftsteller, welcher in einer bezahlten Einrückung „aus Mangel an Damenbekanntschaften auf diesem Wege eine Lebensgefährtin sucht,“ und etwa zu seinen Vorzügen den Umstand zählt, daß er „aus einer der malerischsten Gegenden Steiermarks gebürtig ist.“ Ihr Haß gegen die Presse geht indessen nicht so weit, daß die Urschwarzgelben verschmähten, sich derselben zu bedienen; sie brauchen sie, so gut sie eben können, und es ist wahrlich kein übler Wille von ihnen, daß es nicht mit mehr Witz geschieht. Ihr eigentliches Blatt ist der „Zuschauer“ von Ebersberg, ein wöchentliches „Bifolium,“ das zu der preußischen Kreuzzeitung in derselben Verwandtschaft steht, welche die Trester mit dem Wein verbindet. Ihr wißt, wie gründlich ich die Kreuzzeitung verabscheue, aber ich verkenne darum nicht, daß sie nicht ohne Geist geleitet und geschrieben ist. Wenn ihr nun diesen Geist abdampfen laßt und das Weiß der schalen Ueberreste in Gelb verwandelt, so habt ihr den schwarzgelben Zuschauer, der Mittwochs und Samstags „erscheint“ — ich meine damit jene Erscheinung, welche nur wenige Sonntagskinder erblicken. Ich für mein

Theil nehme im Kaffeehaus öfters des Zuschauers jungfräulich unberührte Blätter zur Hand, wie um mich einer Tänzerin zu erbarmen, die auf dem Balle beständig sitzen bleibt. Ich lese mit großem Behagen die Aeußerungen des Widerstandes von der äußersten Rechten, und halte es für ein Glück, daß es eine solche Opposition gibt, die ebenfalls zu den Märzerrungenschaften gehört, denn vor dem März war sie noch unmöglicher als überflüssig. Ich unterhalte mich höchst gemüthlich mit dem Donnern und Wettern gegen die Geschwornengerichte, und mein stilles Vergnügen erreichte einmal eine nie geahnte Höhe, als zu einer Zeit, wo die Gesetzgebung sich mit besonderem Eifer um die Befreiung von Grund und Boden annahm, der Zuschauer in einem langen Aufsatz auseinandersetzte, wie glücklich sich einst die Landbebauer im Zustande der Leibeigenschaft befunden haben, und daß es eigentlich Schade darum gewesen, als diese irdische Seligkeit des Landvolks ihr Ende erreichte. Ich erinnere mich nicht, ob in dem besagten Aufsatze ausdrücklich vom Kaiser Leopold I. die Rede ist, welcher bereits vor anderthalb Jahrhunderten das erste Loch in den Bauernhimmel gestoßen; ich weiß auch nicht gewiß, ob der großen Maria Theresia und ihres menschenfreundlichen Sohnes erwähnt wird, welche den Riß bekanntlich so bedeutend erweitert haben; aber das weiß ich gewiß, daß der selige Joseph II. selbigen Aufsatz füglich als eine Spottschrift auf sich beziehen dürfte. Was ich bei der ergötzlichen Lesung am allermeisten bedauerte, war, daß der Zuschauer von gar so wenigen Leuten zur Hand genommen wird. Er könnte so viel Gutes stiften, als die Kreuzzeitung in Preußen Uebles wirkt.

Die „Neue Preußische Zeitung" ist nämlich durchdringend scharf, ätzend und giftig, weßhalb sie von den Rothen in Berlin, in Ostpreußen, in Schlesien und am Rhein gar fleißig benuzt wird, um durch den erbitterten und erbitternden Widerspruch die Partei im Haß des Königthums und in allen schlimmen Leidenschaften zu bestärken, und namentlich dem Communismus Anhänger zu werben; denn die schroffe Weise, in welcher alle Vorrechte der Grundherrn vertheidigt werden, ist ganz geeignet, selbst eine gemäßigte Denkweise für die unentgeltliche Aufhebung derselben zu stimmen, während sie mit Gewalt die Leidenschaftlicheren darauf führt, von den Bevorrechteten noch Ersatz für die bezogenen Genüsse und nicht getragenen Lasten anzusprechen. Der zahme und beschränkte Zuschauer ist natürlich nicht so gefährlich, aber nichtsdestoweniger wäre er im Stande, durch sein Schmählen die Leser (wenn er deren hätte) auf die Vorzüge der neuen Zeit aufmerksam zu machen, und an dem Beispiele dessen, was an Fortschritt unleugbar gewonnen ist, zu zeigen, daß wir im Vorwärtsgehen unaufhaltsam begriffen sind.

Das zu verstehen, wäre für die Ungeduldigen unter euch dort draußen auch sehr heilsam. Ihr zeigt euch mißvergnügt, weil ihr nicht nur stillestehen, sondern sogar einige Rückschritte machen müßt. Bedenkt aber, lieben Freunde, daß es eine Masse von vierzig Millionen ist, welche jeder Augenblick des Harrens euch näher bringt, um auf einfach natürlichem Wege eine Verbindung herzustellen, welche ihr vor drei Jahren in eurer Verblendung beinahe für immerdar unmöglich gemacht hättet. Der Himmel hat es mit dem deutschen Reiche wohl gemeint, als er diejenigen niederschmetterte, welche es für alle Ewigkeit zu zerreißen gedachten, und wir dürfen die Züchtigungen dieser Tage geduldig hinnehmen, da sie nicht nur die verdiente Strafe unserer Uneinigkeit sind, sondern auch sichtlich zur Besserung führen. Der bitterste Heiltrank ist immer noch dem süßesten Gifte vorzuziehen.

(Schluß folgt.)

Von der ligurischen Küste.

(Fortsetzung.)

„Die Villa, oder wie man hier lieber sagt, der Palast, dessen schwarzgeräucherte Trümmer Sie gesehen haben, gehörte der einst reichen und mächtigen Familie Banca an. Franzisco Banca, der lezte Besitzer, hatte eine einzige Tochter, welche Lilla Maria hieß. Seine Gattin hatte er früh und unter Umständen verloren, die stets in den Schleier des Geheimnisses gehüllt blieben, so daß ich nur berichten kann, was als Gerücht umlief. Sie soll eine Nachtwandlerin gewesen seyn —" Tommaso warf mir hier einen Blick zu, welcher das tiefste Mitleid mit einem solchen Zustande ausdrücken sollte, während in den Zuckungen seiner Mundwinkel ganz das Gegentheil zu lesen war — „und der gute Herr Banca fand sie einst Nachts da, wo er als kluger Mann sie nicht hätte suchen sollen, und die schöne Dame starb wenige Tage darauf, wie es hieß, an einer Erkältung, welche sich auf die Eingeweide geworfen hatte. Lilla Maria wurde in einem Nonnenkloster zu Genua erzogen und galt bereits in ihrem vierzehnten Jahre für eine der ersten Schönheiten des Landes. Aber, Madonna santa! wenn sie die Schönheit ihrer Mutter geerbt hatte, so war sie auch die Erbin ihrer Krankheit, und die Aebtissin, welche zu viel mit den heimlichen Vorfällen des Klosters zu thun hatte, als daß sie Lust gehabt hätte, mit öffentlichen zu kämpfen, schickte die schöne Lilla Maria auf die Riviera di Levante, indem sie die Hoffnung aussprach, die freie Luft des Apennins werde ihrer Gesundheit besser zu statten kommen als das Leben in den dumpfen Klostermauern. Die schöne Lilla Maria war mit diesem Wohnungswechsel nichts weniger als zufrieden und schwor vor dem Bilde der heiligen Madonna, sich nicht eher wieder ohne Schleier zu zeigen,

als bis sie mit einem Gatten ihrer Wahl vor den Altar trete. Der Ruf von der engelgleichen Schönheit der jungen Signora, der geheimnißvolle Reiz, welcher sich an das Gelübde knüpfte, wohl auch der Zauber einer reichen Erbschaft waren für die jungen Herrn von Genua, denen bei all ihrem Vornehmthun noch etwas von dem Golddurst anklebt, welcher ihre Vorfahren bis in die fernen Gebiete des Morgenlands führte, ungemein verlockende Dinge, und die „Stazione" vor Lavagna sah täglich einige vergoldete Gondeln an- und ablaufen. Endlich kam der Rechte."

„Ich freue mich, Tommaso, daß der Rechte endlich kam," fiel ich dem Erzähler in das Wort, „denn die geistlichen Herrn drinne scheinen nicht Lust zu haben, mit dem Abendessen länger auf mich zu warten." — „Werde in einer halben Minute fertig seyn, Herr. Also der Rechte kam, ein schöner junger Mann aus der Familie der Geraci. Er erfreute sich des besten Rufes und selbst seine Neider wußten ihm nichts nachzusagen, als daß er blutarm sey und früher einige Liebesabenteuer bestanden habe. Er hatte Lilla Maria nur in dem Mezzaro — dem genuesischen Schleier — gesehen; dieser aber verräth heute noch, was er verrathen wissen will, und der Tag der Trauung wurde von dem jungen Mann mit Ungeduld, von der Schönen mit einer Sehnsucht, welcher sich ein unheimliches Bangen zugesellte, erwartet. Die Freunde und Verwandte der Braut und des Bräutigams haben sich in der Villa versammelt, im Prunksale ist ein Altar aufgebaut und mit Blumen geschmückt, der Geistliche im schneeweißen Chorhemd kniet an dessen Stufen, des Brautpaares harrend. Die Braut erscheint, mit kostbaren Schleiern geschmückt, den Lilienkranz auf den rabenschwarzen Locken. Zögernden Schrittes, bebend tritt sie an der Hand des Bräutigams vor den Altar und schlägt den Schleier zurück. Ein Ruf des Entzückens über die vollendete Schönheit dieses Antlitzes wird im weiten Kreise laut; aber der Schrei, welchen der Bräutigam ausstößt, übertönt den Jubel der Verwandten. Er blickt die zitternde Braut noch einmal an und steht dann wie versteinert da. Endlich faßt er den Arm des alten Banca, führt ihn abseits, flüstert ihm zu: „Sie kann nie meine Gattin werden! Ich habe sie in den Armen eines meiner Freunde gesehen!" und war verschwunden. Drei Tage später fand man ihn vor seiner Wohnung zu Genua mit zwanzig Dolchstichen in seiner Brust. La Contaminata ging in das Kloster von Santa Maria di Castello, wo sie früh den Tod fand, während die eiserne Natur ihres Vaters noch eine lange Reihe von Jahren mit der Schmach kämpfte, die sein graues Haupt getroffen."

Unser treffliches Abendmahl wurde durch den Gesang von Arbeitern aus den nahen Schieferbrüchen auf das anmuthigste erheitert, und als der Mond aus den Felsenzacken der ligurischen Apenninen stieg, setzten wir bei lauem Westwind unsere Lustfahrt nach Porto Venere fort.

Das Murmeln der Strandwellen verhallte, unsere Barke wendete die Nase nach Südost und die zwei Segel gingen wieder auf, um den leisen Lufthauch aufzunehmen, der noch aus Westen wehte. Es war eine wollustathmende Nacht. Der stärkende Duft des Meeres und der Wohlgeruch, der aus den nahen Lustgärten herüber strömte, die warme, balsamische Luft, die tausend Diamanten, die am dunkelblauen Himmel und in der dunkelblauen Fluth funkelten, der Mond, der schüchtern über den zerrissenen Bergzacken hing und zauderte, sich dem Brillantgürtel des Orion zu nähern, die Geheimnisse, welche die Höhe und die Tiefe von Himmel und Meer und die unabsehbare Wasserfläche nach Süden hinab einschlossen, die Stille, die weitum herrschte und nur selten durch das Anspülen der Wellen an einen Felsvorsprung, durch das Gurgeln einer Strudelstelle, deren sich die ligurische Küste entlang manche von sehr bedrohlicher Art vorfinden, oder durch einen singenden Wasserfall unterbrochen wurde — alles dieß blieb nicht ohne Eindruck auf unsere bunte Reisegesellschaft, die in stummem Entzücken auf diese wundervolle Scene blickte, um sie dann mit ächt italienischer Lebhaftigkeit zu besprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Westschweiz, April.

(Fortsetzung.)

Zeitungswesen.

Eine neue Schöpfung ist das täglich in großem Format erscheinende Zeitungsblatt, „der Bund," welches sich zur Aufgabe gemacht hat, die Politik unserer Bundesbehörden zu verfechten, und zu verstehen geben will, es habe ein Ohr im Rathe der Götter, und erhalte zu Zeiten Mittheilungen von sehr eingeweihter Feder, was ich jedoch dahingestellt seyn lassen will, da ich dafür halte, die Herren Bundesräthe fänden schwerlich Zeit, Zeitungsartikel zu schreiben. Die beiden Redaktoren, v. Tscharner aus Graubündten und Dr. Roth aus Thurgau, hatten sich ihre publicistischen Sporen schon früher in kleineren kantonalen Kreisen verdient. So mag das Blatt, wenn es einmal den Kompaß gefunden haben wird und sich nicht zu

oft in Gefechte mit reaktionären Windmühlen einläßt, von Bedeutung werden. Mögen sich nur die Herren Redakteren durch die langen und breiten Spalten ihres Blattes nicht zu langen und breiten Artikeln verführen lassen, welche leicht die krampfhafte Oeffnung einer langen und breiten Spalte im Antlitze des Lesers zur Folge haben, und sich den französischen Spruch wohl merken: »tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux.«

Von den französischen Schweizer Blättern weiß ich nicht viel besonderes zu berichten. Sie bewegen sich in der Regel nur in kantonalen Sphären, und wo sie darüber hinaus wollen, ergeht es ihnen wie allem Französischen außerhalb Paris; sie erbleichen unbeachtet vor dem Glanz der Journale, welche ihr Licht unmittelbar aus der Centralsonne schöpfen. Verdient eines von ihnen speciellere Beachtung, so ist es die „Revue de Geneve,“ das Organ des geistreichen Herrn James Fazy, der vom Coryphäen der permanenten Revolution zum genferischen Diktator avancirt ist und nun selbst hie und da in den Fall kommt, einen Sturm im Wasserglase, wie Voltaire die Genfer Revolutionen nannte, durch sein quos ego zu bändigen. — Was die italienischen Tessiner Blätter betrifft, so ist mir davon nur der „Republicano“ bekannt, der sein sprudelndes Wässerlein wie ein intermittirender Brunnen laufen läßt, nämlich etliche Monate erscheint, dann wieder eingeht, um später wieder zu erscheinen und von neuem zu verstummen. Der Republicano kann als das einzige und lezte Ueberbleibsel der italienischen Presse gelten aus jener Zeit, wo die italienische Freiheit und Einheit verpfuscht wurde. Eine Menge prächtig klingender Phrasen auf o und i und a. Aber seit dem berühmten Rückzug vom Gotthard wird in der Schweiz für tessinische Phrasen nicht viel gegeben. — Als Kuriosum nenne ich Ihnen noch den „Amitg del pievel,“ eine in romanischem, vulgo pumpelusischem Dialekt erscheinende Zeitung, welche Sprache andern Leuten als den Männern dahinten in Graubündten nicht weniger fremd klingt, als das Otaheitische oder Neuseeländische.

Ich darf meinen Bericht über schweizerische Journalistik nicht schließen, ohne noch jener Spottvögel zu erwähnen, die in der Sprache der Philister Witzblätter heißen. Vor einigen Jahren übte ein solches einen gewissen Parteieinfluß aus; es führte den Titel: „Guckkasten“ und war nicht ohne Lauge, und zwar sehr scharfe, geschrieben, aber so unflätig, daß ein anständiger Mensch kaum ohne Handschuhe das Blatt zur Hand zu nehmen wagen durfte. Ein anderes Blättchen, welches jedoch nicht auf der Zinne der Partei, sondern auf der höhern Warte des Humors Posto gefaßt hat und sich „der Postheiri“ nennt, freut sich eines ziemlich ausgedehnten Leserkreises. Persönliche Rücksichten verhindern Ihren Berichterstatter, sey es tadelnd oder lobend sich näher über dasselbe auszulassen.

Nun noch ganz kurz die versprochene Moral. Die fast schrankenlose Freiheit der Presse, deren wir uns erfreuen, bringt zwar manches unsaubere, wüste und versalzene Gekoch hervor. Den gesunden Magen unseres Volks, das nicht durch censirte Krankenkost verwöhnt worden, ist es dennoch nicht im Stande zu verderben. Man läßt eben das Unverdauliche und Schlechte stehen und hält sich an gesunde Hausmannskost. Und wenn dennoch hie und da ein schlimmer Bissen verschluckt wird, so hilft sich die Natur, wenn man sie nur walten läßt, von selbst. Wir meinen nicht, daß man in der schweizerischen Zeitungsküche lernen solle, wie man kochen muß; man hole sich aus derselben nur die Erfahrung, daß man jeden kochen lassen darf, wie er's versteht, und dem Publikum keck überlassen mag, die Gerüchte auszuwählen, die seinem Magen behagen. Die Cholera steckt nicht schon in jedem Gurkensalat.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Grafschaft Glaz, April.

(Fortsetzung.)

Grenzen. — Geschichtliches.

Westlich öffnet sich in der Bergkette eine Schlucht, durch welche der Blick in das Nachbarland Böhmen hinüberschweift, und bei günstiger Beleuchtung erscheint dort das Städtchen Braunau mit seiner prächtigen Benediktinerabtei. Dann folgt südwestlich in einförmiger Linie der schwarzgraue Höhenzug von Quadersandstein, dessen groteske Felszerklüftungen in der sogenannten großen Heuscheuer ihren Knotenpunkt haben. Diesseits und jenseits der Grafschaft erscheint dieser merkwürdige Koloß ungeheurer zusammengethürmter Sandsteinmassen überall mit seinem Plateau als ein eigenthümlicher Schmuck der Gegend, wie eine natürliche Bergfestung. — Im Vorgrunde des westlichen Thalgeländes tritt das alterthümliche Schloß Scharfeneck als point de vue hervor. Von diesem gastfreundlichen Rittersitze aus schleuderte im vorigen Jahre ein Graf Valerian v. Pfeil in mehreren Broschüren seine Philippiken gegen die deutsche und preußische Demokratie in die Welt, welche in der ephemeren Literatur durch ihren blutdürstenden, alles überbietenden Vernichtungsgeist einiges Aufsehen und vielen Spaß machten. — Beim Schlosse Scharfeneck wird die Waldiz von dem nordwestlich aus Böhmen herströmenden Steinaflusse aufgenommen, und das gleichnamige Dorf an ihren Ufern gibt meilenlang dem südöstlichen Laufe des Bergstroms ein vielbewegtes Leben. Noch weiter südwestlich erheben sich die ausdruckslosen Höhenzüge des Mensegebirgs, welches die Grafschaft in der nach Böhmen hinunterreichenden Spitze umsäumt, bis am südlichen Abhange des gewaltigen großen Schneeberges, als Knotenpunkt des Schneegebirges, ein Stück von Mähren die Grenze bildet, so daß zwischen diesem Lande und der Grafschaft sich Böhmen noch als eine spitze Landzunge einschiebt. Nun folgt an der ewigen Grenzmauer des Schneegebirgs und Altvatergebirgs jenseits das österreichische Schlesien, welches an die preußische Provinz südöstlich stößt, worauf im Osten Galizien und der ehemalige Freistaat Krakau den angrenzenden Kaiserstaat beschließt. — Vom Schneegebirge aus läuft nach dem Innern der Grafschaft noch der Habelschwerter Gebirgszug, dessen Bergknoten der Heidelberg ist, zwischen dem Erlitz- und Neißflusse in nordwestlicher Richtung.

Es mag wenige Landstriche in Deutschland geben, welche auf einem Flächenraume von etwa 29 Quadratmeilen so viel natürliche Begabung, so viel Industrie und Bodenkultur aufzuweisen haben, wie die Grafschaft Glaz. Das Ländchen wurde in vorpreußischer Zeit immer zu Böhmen gerechnet, da seine Grenzen mit diesem alten Königreiche weit mehr in Berührung kommen als mit Schlesien. Eine durchgreifende Ausbreitung hatte von Böhmen aus der Protestantismus in der Grafschaft gefunden, und trotziger und weit dauernder war hier die Anhänglichkeit an die neue Lehre und an Friedrich von der Pfalz als in Schlesien, selbst nachdem die Schlacht am weißen Berge und die Flucht des Winterkönigs der kräftigen Gegenreformation den Weg geöffnet hatte. Gerade in der Grafschaft Glaz aber ist diese auffallender Weise vollständiger gelungen als in Mittel- und Niederschlesien. Denn während hier die Bevölkerung ziemlich zwischen beide Confessionen sich theilt, ist das katholische Element im Glazer Ländchen durchweg vorherrschend, und zwar noch unter den strengsten Kultusformen, was als große Eigenthümlichkeit hervortritt. So halten ganze Städte an gewissen Sommertagen eine observanzmäßige Wallfahrt zu den Gnadenbildern in Albendorf und Wartha, neben den beständigen sommerlichen Pilgerzügen aus Böhmen und Mähren nach diesen Ortschaften, welche Berg und Thal mit religiösen Gesängen erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 101. Montag, 28. April 1851.

— Ingenium dedit, ore rotundo
Musa loqui.
Horat:

Von der ligurischen Küste.

(Fortsetzung.)

Die zwei hübschen angeblichen Bräute aus dem Magrathal zogen mich durch ihr sinniges Plauderspiel am meisten an. Sie flochten der Madre santissima einen Kranz von den schönsten Sternen, die am Himmel funkelten, und ihre schwarzen Augen glänzten fast noch prachtvoller als die hellsten Sterne, wenn sie nach den goldensten Himmelsblumen haschten und jede die erste seyn wollte, die den oder jenen Stern gewählt hatte. »Esummaria,« rief die eine, »io prima la ho scoperta« (ich habe ihn zuerst entdeckt). — »Menti tu, la vid' io prima« (es ist nicht wahr, ich sah ihn zuerst), entgegnete die andere, und in dieser Weise flochten, lachten, haderten und kosten sie eine halbe Stunde, und wenn man den Kranz, welchen ihre Phantasie schuf, hätte sehen können, wäre er wahrscheinlich der schönste gewesen, den je eine kunstsinnige Frauenhand in dem reichsten Blumengarten gewunden hat. Und welch süße Namen gaben sie den Himmelsblüthen, welche sie nach ihrem verschiedenen Glanz und Feuer aneinander reihten, und wie zauberisch malten sie sich die Wonne, wenn sie diesen ihren Kranz „der gnadenvollen Königin der Engel“ in ihrem Dorfkirchlein aufsetzen könnten!

Als der junge schmucke Bursche mit der keck auf die rabenschwarzen Locken gedrückten rothen Mütze am Steuerruder abgelöst wurde, sezte er sich zu meinen hübschen Magreserinnen, mit denen er schon auf der Fahrt nach Lavagna mehrere male vertraulich verkehrt hatte. Die Unterhaltung war bald in lebhaftem Gange. Der junge Mann erzählte den aufmerksam lauschenden Mädchen von seinen Fahrten und Abenteuern zur See, von den Hafenstädten, die er besucht hatte; seine Sprache, sein ganzes Benehmen zeugten von einem Anstand und Zartgefühl, welche unsere männliche Jugend selbst in den höhern Kreisen bei ihrem Umgange mit den Frauen jezt nur zu oft vermissen läßt, so wie von einem Ernste, der weit über seine Jahre ging. Wir hielten Sestri di Levante gegenüber; die weißen, fast aus dem Meer unmittelbar auftauchenden Häuser dieses gewerbfleißigen Städtchens glänzten feenhaft im vollen Mondlicht, während die sogenannte Isola mit den halb in Wald gehüllten Burgtrümmern und die malerischen Zinnen der Küstenhöhen in wunderbare Schatten gehüllt waren. Die Brust der See athmete kaum unter ihrem Silberschleier, welchen der Mond und die Sterne an einzelnen Stellen mit goldenen Streiflichtern übergossen. „Eine schöne Nacht,“ sagte die jüngere Magreserin, indem sie dem schönen Matrosen mit kindlicher Unbefangenheit zunickte, „und der Morgen, welcher ihr folgt, wird noch schöner seyn.“ — „Möglich, mein süßes Bäschen,“ erwiederte der Matrose mit mildem Ernste. „Es kann aber auch anders kommen. Wenn, wie es in diesem Augenblicke der Fall ist, die ganze Natur zu schlafen scheint, löst der Zauber sich gewöhnlich sehr rasch; ein leiser Schauer läuft über den breiten Rücken der See, die wie von einem bösen Traum geängstigt oder von der Meerkatze (gatto mammone, der Alp der Italiener) gequält, sich vom Schlafe erheben will und die riesigen Glieder zu recken und dumpf zu ächzen beginnt. Bald wiederholt sich der Fieberschauer stärker und stärker, wildes Feuer rollt durch die Adern der armen Kranken; sie schäumt in ihrer Wuth und schleudert alles, was ihr Zorn erfaßt, in die Tiefe, wo die

Meerfräulein, ihre Töchter, in krystallenen Palästen wohnen."

Die Schönen aus Valmagra blickten den Seemann ein wenig besorgt und eingeschüchtert, aber nichts weniger als erstaunt an. Sie fürchteten, er habe sie auf einen Witterungswechsel vorbereiten wollen und nahmen sofort die leichten Morgennebel, welche sich an dem südlichen Saume des Meeres zeigten, für unheilbringende Wolken; in der Ausdrucksweise des jungen Mannes aber fanden sie nichts Auffallendes, und jeder, der längere Zeit in Italien und unter dem Volke gelebt hat, wird eine solche Sprache, selbst in dem Munde des gewöhnlichen Matrosen oder Maulthiertreibers, nicht seltsam finden. Eine lebhafte, stets rege Phantasie ist die glückliche Gabe, welche der Himmel in reicher Fülle über dieses Volk ausgegossen hat und der sich keine Sprache der Welt besser anpaßt als die italienische, so wie denn wieder unter den hundert verschiedenen Dialekten, welche in den weiten Gebieten dieses Landes gesprochen werden, keiner so kräftig hervortritt wie der genuesische, und besonders der des genuesischen Seevolks, das auch an Energie, Kühnheit und ächtem Seemannsgeiste die Bewohner der südlichen Küsten Italiens weit überragt und nur in den Dalmatinern vielleicht seinesgleichen findet.

Unser „Marinaio" hatte ein viel zu feines Gefühl, als daß er die Besorgnisse der Mädchen nicht sogleich durch die Bemerkung beschwichtigt hätte, seine Worte seyen ganz allgemein und ohne Bezug auf das Schicksal der Conca und ihrer „schönen Reisenden" gewesen. „Ich habe wohl gehört," sagte das jüngere, sehr lebhafte Mädchen, „daß ihr Seeleute an tausend Dinge glaubt, denen nur eure Phantasie Leben und Gestalt gibt, wie ich mir andererseits denken kann, daß ihr, von früher Jugend an die See gewöhnt, mit ihren Launen vertraut, tiefer und sicherer in manches ihrer Geheimnisse blickt als wir andern Landmenschen." — „Das eine ist so richtig wie das andere, mein holdes Bäschen," entgegnete der Matrose ernst, während er seinem „Cuginama" — genuesisch statt Cugina mia — den zärtlichsten Ausdruck gab; „die Uebung schärft und kräftigt unsere Sinne und die tausend Gefahren, welchen wir, auf einem unsichern Elemente und über den geheimnißvollen Tiefen des Meeres schwebend, jeden Augenblick bloßgestellt sind, erheben die Seele, während die uns umgebenden Wunder und die oft Monate lange Einsamkeit auf der weiten Wasserwüste der Phantasie Schwingen leihen. Wir hören die erste leise Bewegung des Sandes, welchen der noch in der Tiefe verschlossene Sturm dort in Bewegung sezt; wir sehen das entfernteste Wölkchen, das am Horizonte auftaucht und das Unwetter in seinem unscheinbaren Schooße birgt. Wir wissen die Sprache des säuselnden Zephyrs, der uns Blumendüfte vom Lande her zuführt, so wie die der Windsbraut zu deuten, die den Silberspiegel der See zerschmettert und Schiff und Wellen an die Felsgestade schleudert. Das hellere oder dumpfere Anschlagen der Wogen an die Rippen des Schiffleins, das Flüstern, das Zischen und Stoßen des Windes, der mattere oder feurigere Glanz eines Sternes sind Worte, welche wir verstehen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Wien.

(Schluß.)

Der Zuschauer gehört zu den Nachkömmlingen des Hündleins Wackerlos, welches der Altmeister Goethe in Reinecke Fuchs mit einem so zierlichen Ewigkeitsblümchen bedacht hat. Wie der Redakteur desselben gehört auch der bekannte Bäuerle mit seiner Theaterzeitung zu diesem wedelnden Geschlecht. Von manchen wird, aber mit schwerem Unrecht, noch ein dritter dazu gezählt, nämlich Weiß, der frühere „Hansjörgel" und jezt Herausgeber eines kleinen weitverbreiteten Blattes, der „österreichischen Volkszeitung." Die Volkszeitung ist für diejenigen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft bestimmt, welche bei weitem mehr Mühe und Zeit auf ihre leibliche als ihre geistige Nahrung zu verwenden haben, und daher in bündiger Kürze von den Welthändeln unterrichtet seyn wollen. Da darf nichts auf Schrauben gestellt seyn, und die Ausdrücke müssen sehr schroff lauten, um gleich spitzen Keilen in Klötze zu fahren. Wenn du den Gebildeten mit Gründen der Erfahrung und der daraus abgezogenen Wissenschaft belehrst, daß für die Wohlfahrt des Ganzen eine einheitliche und ständige Spitze nothwendig, und daß besagte Ständigkeit nur durch Erblichkeit in rechter Weise herzustellen sey, so nagst du schon an den Wurzeln des Grundsatzes, indem du ihn dem gemeinen Mann erklärst, statt ganz einfach zu sagen: die Obrigkeit ist von Gott. Die Nützlichkeitslehre ist allein gut für vernünftige Leute, und da nur Einzelne vernünftig sind, nie aber die Massen, so muß man den Massen die Hölle gehörig heiß machen und den Himmel recht blau malen. Das thut die Volkszeitung mit tüchtigem Witz und ehrenhafter Freimüthigkeit nach unten wie nach oben. Zuweilen freilich beurtheilt Weiß die werdenden Dinge, als wären sie schon fertig, und zuweilen scheint er die grundsätzliche Nothwendigkeit mancher unbequemen Neuerung nicht so zu durchschauen, wie es von seinem gesunden Verstande sich erwarten ließe; doch darum gehört er keineswegs in eine und dieselbe Reihe mit den armseligen Heulern, die ich oben nannte.

Bei Erwähnung des Zuschauers muß ich im Vorübergehen eine Saite anschlagen, die ich in meinem vorigen Briefe nicht berührte, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde. Die Urschwarzgelben benutzen nämlich fortwährend noch das Preislustspiel, um

ihrer politischen Feindseligkeit gegen Bauernfeld Luft zu machen, und so ist es denn geboten, über die Beziehungen des Dichters zu dem öffentlichen Leben einige Bemerkungen nachzutragen. Ihr vergönnt wohl, daß ich es nur in raschen Zügen thue, wenn schon der Stoff einer sorgsameren Ausführung werth wäre. „Es liegen Handschuhe hinter'm Ofen."

In den Zeiten des Vormärz war Bauernfeld nicht bloß um seiner dichterischen Begabung willen bekannt, verehrt, geliebt. Er gehört zu jenen edelsten Sängern Oesterreichs, in deren Liedern der Schmerz einer trüben Gegenwart, die Ahnung wilder Stürme, die Hoffnung lichterer Tage so rein und kräftig ertönt. Von ihrem hohen Standpunkt aus sahen sie um ein paar Jahrzehente früher als die Menge im Thal jene Morgenröthe anbrechen, von welcher Lenau so glücklich sagt, daß sie „nicht mit Purpurmänteln und nicht mit schwarzen Kutten sich verhängen lasse." An die weißen Mäntel dachte er nicht. — Was Anastasius Grün in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" so kühn und kräftig hinausstürmte, was Ernst Feuchtersleben in seiner ruhigen Weisheit mehr andeutete als aussprach, das spiegelte sich auch in Bauernfelds Lustspielen wieder, namentlich in „Großjährig," worin er mit so kecker Kunstfertigkeit der Tante Censur ein Schnippchen schlug, ohne daß sie seinem Werk etwas anhaben konnte oder gar dem Dichter selbst ein Leid zufügen durfte. Bauernfeld gehörte zu den Führern unter den Geistern, welche eine geraume Weile vor dem Ausbruch der Stürme im Westen nicht um Aufhebung, nur um Milderung der Censur eitle Bitten und vergebliche Vorstellungen verschwendeten, und deren ungehörter Rath immer dahin gegangen war, durch weises Nachgeben dem Unheil zuvorzukommen. Sie sahen den Mißbrauch der Freiheit noch schlimmer getrieben als sie ihn geahnt; sie konnten leicht den Rückstoß berechnen, der bald erfolgen mußte, und um welchen wohl auch sie zum Himmel flehten, damit nicht der Freiheitsrausch in seinem unbändigen Wahnwitz das Vaterland in Trümmer und Splitter schlage. Lenau erlebte diese Zeit des Aufschwungs und Rückschlags nicht. Die Hülle athmete wohl noch, durch welche sein eigenstes Selbst einst mit der irdischen Umgebung verkehrt hatte; aber zwischen der sterblichen Hülle und der großen Seele waren die Verbindungen abgeschnitten und der Geist glich einem Herrscher, welchen sammt seinen wackern Räthen eine wilde Rotte in das finsterste Verließ geworfen hat, um ungestört zu schalten und zu walten und sich dem Verderben zu weihen. Feuchterslebens großes Herz in dem schwachen Körper brach an dem Jammer der Zeit. Wohl mag Anastasius Grün auch tiefe Schmerzen empfunden haben, aber sein wackerer Sinn wohnt in einem tüchtigen Gehäuse, und einen dergestalt kernkräftigen Stamm frißt der Gram so leicht nicht an. Er ist auch körperlich frisch und gesund. Bauernfeld mußte die innerliche Bewegung mit schwerem Siechthum bezahlen. Eine hitzige Krankheit hat ihn hart mitgenommen. Und als nun sein Preisstück im Burgtheater nicht so gefiel, wie es nach den hochgespannten Erwartungen hätte gefallen können, da sagten die Widersacher, der Dichter sey schwächer an Geist geworden und Wien habe beim „kategorischen Imperativ" Reu und Leid gemacht für die beifälligen Kundgebungen, womit einst „Großjährig" aufgenommen worden. Sie werden mit solchen Unterstellungen natürlich ausgelacht, besonders seit man für die Beurtheilung des Preisstückes einen ruhigeren Standpunkt gewonnen hat. Dasselbe soll nämlich anderwärts schon mit bedeutendem Beifall aufgenommen worden seyn, während die zwei folgenden Preisstücke, welche auf dem hiesigen Burgtheater um den zweiten Dank mit einander zu rittern haben, das Urtheil der Richter wieder zu Ehren brachten. Auch fügte es sich, daß zufällig das dritte Stück, „das Preislustspiel" überschrieben, viel besser gefiel als das zweite, „der Liebesbrief" von R. Benedix, und dennoch von politischen Anspielungen derselben Art wimmelte, gegen welche die Zuschauerschaft sich angeblich so streng ausgesprochen hatte. Der Verfasser des dritten Stücks ist ein junger Wiener, Eduard Mautner, und der Sieg über Benedix ist ihm wohl nur darum zu Theil geworden, weil dieser sich in ein Gebiet gewagt hatte, wo er keinen Bescheid weiß. Auch Benedix wird, so gut wie Bauernfeld, die Scharten hoffentlich bald auswetzen, während Mautner nach einem so glücklichen Anfang sicherlich nicht stehen bleiben kann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Grafschaft Glaz, April.

(Fortsetzung.)

Eckersdorf. — Wartha. — Das Schloß zu Kamenz.

Es ist eine herzinnige Lust, die Grafschaft nach allen Richtungen hin zu durchwandern; es gibt dort so viele und verschiedenartige Punkte in der großen reichen Gebirgsnatur, wo der Philosoph eine Reflexion, der Praktiker eine Lehre, der Maler ein Bild und der Poet einen Anflug von Begeisterung findet. — Von Neurode, welches an Schmutz und Stank mit einem polnischen Judennest wetteifert und mit den übrigen reinlichen und

freundlichen Städtchen der Grafschaft einen abscheulichen Kontrast bildet, wandte ich mich nach dem langen, gewerbsfleißigen Dorfe Schlegel, dem Grafen Oskar von Pilati gehörig. In der Nähe sind die großen Steinbrüche von Biehals, und bei Eckersdorf, dem reizenden Landsitze des Grafen Anton von Magnis, deuten Halden und Dampfschornsteine auf den im nördlichen Theil der Grafschaft betriebenen Steinkohlenbergbau. Das Schloß von Eckersdorf ist im Vordertheil modernisirt, in den hintern Theilen zeugt es mit seiner alten hohen Ringmauer noch von seiner vormaligen mittelalterlichen Wehrhaftigkeit. Herrlich und jedenfalls bedeutsamer als das halb neue, halb alte Schloßgebäude ist der gegenüberliegende Garten in seinem großartigen englischen Style, dessen Besuch die Humanität des Grafen jedem anständig erscheinenden Fremden ohne besondere Erlaubniß gestattet. Es gewährt das reinste Vergnügen, diese reichen geschmackvollen Anlagen stundenlang zu durchstreifen. In anmuthiger Gruppirung von Blumenstücken, Wald- und Wiesengründen, großen Glashäusern, einem von Goldfischen wimmelnden Teiche, einer künstlichen Ruine und einem dahinter liegenden Friedhofe mit alten Grabsteinen des ritterlichen Geschlechts des Besitzers, tritt die Kunst nirgends mit fader Ueberladung so zu sagen der Natur auf die Fersen, sondern erscheint überall nur in sinniger Auslegung der Gartenscene.

Von hier nahm ich den Weg über Gabersdorf nach Wartha, durch dessen Gebirgspaß eigentlich die großartigste Introduktion in die Grafschaft stattfindet. Ueber dem offenen freundlichen Städtchen Wartha, zwischen schützenden Bergwänden, an der in's Flachland hinabbrausenden Neiße, erhebt sich düster der bewaldete, ziemlich hohe und steile Kapellenberg mit dem vielbesuchten Gnadenbilde. Vom Städtchen aus gelangt man am Flusse hin bald an den Fuß des Berges voll heiliger Erinnerungen. Bei einer Einsiedelei beginnt der oft sehr beschwerliche Kreuzweg zum Gipfel hinauf, der gerade nur für das alterthümliche Wallfahrtskirchlein auf dem nackten Felsen Raum gewährt, sonst aber nach allen Seiten hin schroff abfällt. Die Kapelle ist von außen unscheinbar, ihr Inneres aber ein bunter freundlicher Schmuck des wunderthätigen Madonnenbildes und stets durch geopferte brennende Wachskerzen erhellt. Ein bretternes Häuschen schützt den ermüdeten Bergsteiger vor dem Sonnenbrande, und der Kapellendiener reicht zur Erquickung gern ein Glas Wasser aus dem Waldbrunnen unten am Berge, von wo es mühsam heraufgebracht werden muß. Eben so eigenthümlich als reizend ist der Gipfel des Kapellenberges als Scheidepunkt zwischen dem Glazer Ländchen und Schlesien. Westlich blickt man auf die starre Gebirgswelt der Grafschaft, die mit dem Warthapasse beginnt, östlich auf die gesegneten Ebenen Schlesiens. Nördlich und näher erscheint hier im Gesichtskreise die freundliche Kreisstadt Frankenstein, tiefer im Osten die Kreisstadt Münsterberg und südlich das Städtchen Reichenstein. Einen herrlichen Gesichtspunkt gewährt dabei im westlichen Vorgrunde das Prinzessinschloß zu Kamenz, dieses in seiner Art einzige Gebäude an Pracht und Großartigkeit. — Das Schloß erhebt sich im altgothischen Style mit zehn Thürmen, vier auf den Ecken der Vormauer, sechs auf denen des eigentlichen Gebäudes und dessen Portalen. Die Quadern hat der Fels selbst hergegeben, der es tragen sollte. Der Oberbau ist aus glasirten Ziegeln aufgeführt, zu denen mit großen Kosten eine eigene Ziegelei errichtet wurde. Im Herbst 1838 legte man in Gegenwart des Prinzen Albrecht von Preußen und seiner Gemahlin den Grundstein; tausende von Arbeitern waren seitdem bei dem Schloßbau beschäftigt, und doch ist dieser in dreizehn Jahren nur erst so weit äußerlich vollendet, daß er eine vollkommene Anschauung der gigantischen Idee gewährt, nach welcher hier gearbeitet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Westschweiz, April.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Aus der journalistischen Garküche führe ich die Leser in die poetische Conditorei. Sehen wir zu, welchen ofenwarmen Nachtisch wir hier finden. — „Der Tag bei Laupen," ein historisches Schauspiel von Adrian von Arx (als Manuskript gedruckt), wurde im Verlauf des Winters zu Bern und Basel unter großem Applaus des Publikums aufgeführt. Der Gegenstand des Dramas ist der Kampf des Adels gegen die junge freie Reichsstadt Bern und der Entscheidungstag bei Laupen. Der Held ist der siegreiche Führer der Berner, Rudolph von Erlach. Ein Krieg, eine Schlacht eignen sich eher zur epischen, als zur dramatischen Behandlung; auch ist im Stück von keiner Charakterentwicklung des Helden die Rede. Aus Erz gegossen, wie er zu Bern auf dem Münsterplatz steht, schreitet Erlach vor uns über die Bühne. Wir nennen nichtsdestoweniger das Dichterwerk ein verdienstliches, erfreuliches, herzerfrischendes. In lebendiger Gestaltung und einfacher würdiger Sprache läßt der Dichter die Gegensätze des frischen rührigen Reichsstädterlebens, dem die Zukunft gehört, und des bereits auf der Neige befindlichen Ritterthums vor unsern Blicken vorübergehen. Beiden Prinzipien gibt er edle und ehrenhafte Vertreter, dem einen den ehernen Erlach, dem andern den Grafen von Nidau, nicht minder tapfer und würdig, aber einer Sache dienend, die dem Geschicke verfallen ist. Sehr geschickt weiß der Verfasser die historischen Worte Erlachs, die uns die Chronisten aufbewahrt haben, freilich in Jamben übertragen, einzuflechten. — Auch die Episode aus Unterwalden hat uns sehr angesprochen, wo der Bote aus Bern den Melchthal trifft, wie er eben als Landammann patriarchalisch einen Handel zwischen zwei Hirten schlichtet. Zum Erfolg, welcher dem Drama bei der Aufführung zu Theil wurde, trug der historische, im Volksbewußtseyn noch fortlebende Stoff und Hintergrund ohne Zweifel viel bei; indessen gebührt davon dem Dichter nicht minder sein wohlverdienter Antheil. — Den „Tag bei Laupen von A. v. Arx" bitten wir jedenfalls nicht mit dem fast gleichzeitig erschienenen „Rudolph von Erlach, vaterländisches Schauspiel von R. Kocher, cand. theol." zu verwechseln, einem äußerst jugendlichen Produkt, in welchem der eherne Held eine verliebte Schäferrolle zu spielen hat. — Die „Alpenrosen," deren Geschichte ich Ihren Lesern in einer vorjährigen Korrespondenz erzählt, haben auch für 1851 ihre Winterblüthen gebracht. Aus dem artigen Strauß will ich dießmal bloß den Beitrag unseres Jeremias Gotthelf herausheben. Das „Erdbeeri-Mareili" ist eine kleine Waldidylle, so zart gehalten, wie ich es dem Verfasser nicht zugetraut hätte, besonders nachdem er erst kurz vorher durch die Mistlachen der „Käserei auf der Vehfreude" gewatet war. Das „Erdbeeri-Mareili" ist ein kleines armes Mädchen, das Mutter und Geschwister durch Erdbeerensammeln erhalten hilft. Die sonnigen Halden in den Waldlichtungen sind ihm zur Heimath geworden; wenn es durchs Gebüsch schlüpft, bleibt die Amsel ruhig im Nest, und wenn es mit den kleinen geschickten Händen die duftenden rothen Beeren pflückt, so schaut ihm das Eichhörnchen vom Aste herunter neugierig über die Schulter. Niemand weiß so gut als das Mareili, wo die schönsten Erdbeeren zu finden sind, Niemand kennt so genau die Plätze, wo die frühesten wachsen, oder wo sich noch tief im Spätsommer ein Körbchen voll pflücken läßt. Mareili ist die kleine Walderdbeeren-Königin. Aber mild und weise beherrscht es seine kleinen Unterthanen; keines wird gequetscht oder zerdrückt, kein halbreifes gepflückt, keine Blüthe geknickt, keine Staude zertreten.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 102. Dienstag, 29. April 1851.

Gut seyn, gut seyn, ist viel gethan,
Erobern ist nur wenig:
Der König sey der beßre Mann! —
Claudius.

Der dritte August.

Eine preußische Idylle aus einem künftigen Roman.

Der dritte August fing in Berlin an ein Feiertag zu werden. Die Bürger freuten sich, daß sie einen guten König hatten. Sie hatten lange keinen guten König gehabt; denn der alte Fritz war wohl ein großer König, aber er war ein Fürst gewesen, den eine tiefe Kluft des Respekts von seinem Volke trennte. Es verehrte, es bewunderte ihn, aber der Bürger schauderte, wenn er dachte, daß er mit ihm auf Einer Diele, unter Einem Dache stehen sollte. Der Müller von Sanssouci war nur ein einzelner Mann. Und zulezt war der alte Fritz sehr alt geworden und grämlich, und seine Kaffeeriecher drangen in die Häuser und die Hütten. Wenn er durch die Linden ritt auf seinem alten Schimmel, liefen ihm die Kinder nach und schrien und waren glücklich, wenn sie die Sohle seines Stiefels, den Saum seines Rockes anfassen konnten, auch leuchtete sein Auge noch immer groß und durchdringend, und die Bürger erstarrten in stummer Ehrfurcht vor dem großen Könige, aber Liebe hat der Strahl des großen Auges nicht mehr geweckt.

Und als der große Mann im Sterben lag, durchschauerte es auch wohl die guten Bürger, daß so ein großer Mann wie der Kleinste unter ihnen von dieser Welt scheiden müsse. Aber an seine großen Schlachten, und was noch größer, an seine Thaten für den Staat, und daß er die Seele dieses Staates gewesen, und ob eine andere Seele, und welche, in diesen verlassenen Körper fahren werde, daran dachten sie nicht. Den guten Bürgern fiel es überhaupt nicht ein, daß der Staat ein Leib sey, der eine Seele braucht. Sie dachten vielmehr, ganz still: wenn der Alte todt ist, hört die Kaffeeriecherei auf und vielleicht auch die Tabaksregie. Unter diesen Gefühlen der guten Bürger, die man später die gutgesinnten nannte, entschlief der größte Mann seines Jahrhunderts. Wenn er's gewußt, vielleicht hätte sein lezter Seufzer geklungen: das hatte ich nicht verdient! Und darum jubelten die guten Bürger dem neuen gütigen Könige entgegen, der auch wirklich die Kaffeeriecher fortjagte; aber später, und nur zu bald, ward er kein guter König. Er starb in seinem Marmorpalais am heiligen See, einsamer als der große Friedrich in Sanssouci. Die Kluft war noch tiefer geworden zwischen dem Könige und dem Volke.

Und nun hatte man wirklich einen guten König. Durch viele Jahre war er derselbe geblieben; es war Friede im Lande, keine Kaffeeriecher, den Tabak kaufte man zu mäßigen Preisen, die Geisterbanner und Frömmler waren fortgeschickt, Handel und Gewerbe blühten, die Soldaten waren zwar noch immer Soldaten, aber man konnte sich ja vor ihnen hüten, und der König und die schöne Königin fuhren so bürgerlich gekleidet, so herzlich und zutraulich durch's Volk, ohne Läufer, selten mit einem Vorreiter, oft in einer einfachen zweispännigen Kutsche. Das Volk fing an diese Annäherung zu verstehen und zu würdigen, und es liebte seinen König. Darum war bald der dritte August, des Königs Geburtstag, ein Feiertag geworden. Sie gingen vor's Thor in die Schankgärten, sie strömten auf's Land, die glücklichen Familien, welche die Sorgen abwerfen konnten, um einen sorgenfreien Tag unter Gottes freiem Himmel zu feiern.

Auf dem Hochplateau südlich von Berlin lag einst ein Dorf mit hohen alten, dicht bewipfelten Bäumen,

mit moosbewachsenen Schilfdächern und einer alten gothischen Kirche von Granitquadern. Nur eine halbe Meile von der Stadt versank doch das Dorf fast unter den hohen Kornfeldern, wo die Aehre im Lehmboden üppig wucherte. Von all dem ist nur die Kirche von Granit geblieben, einst eine Besitzung der Tempelherrn, von denen das Dorf den Namen trägt. Diese sind vor alten Zeiten schon von der märkischen und von der Erde überhaupt verschwunden, und das Feuer, das ihre Edelsten verschlang, hat allmählig auch die schönen Linden und Ulmen der Dorfstraße versengt und die Schilfdächer der Häuser verzehrt. — Heute sieht das Dorf aus wie eine mit Bäumen untersprengte Stadt; aber auf dem üppigen Rasen, unter den prachtvollen Baumreihen war zu unserer Zeit noch ein Spielplatz für ländliche Lust, wie man ihn nur wünschen mochte. Wo konnte man freiere Luft athmen, wo, hingestreckt im Grün, dem Spiel des Laubes, dem Gesang der Vögel ungestörter lauschen? Wo wölbte sich ein prächtigeres Dach von Aesten, um den Mittagstisch darunter aufzuschlagen? Noch prangten die Dörfer um die Stadt nicht mit blauen und goldenen Wirthshausschildern, noch lauerten die Kellner nicht am Eingang der Gitter mit der Speisekarte. Die Schenke war eine Trinkstube und eine Kegelbahn, weiter nichts, und die Berliner Familien kehrten bei den Bauern ein, die sie vom Markte kannten. Und noch strömte nicht alles hinaus, was an Sonn- und Feiertagen die Werkstätte schließt, um das Geräusch der Straße draußen durch neuen Lärm zu ersetzen und den Staub, den sie hinter sich gelassen, durch wilde Spiele wieder aufzuwühlen.

Es war eine Pilgerfahrt für die Familien. Sie brachten eine sonntägliche Stimmung dazu mit. Man hatte den Gang lange vorher besprochen; man freute sich, einmal unter Gottes freiem Himmel einen Tag zu feiern. Wie wenige waren gereist und hatten schöne Gegenden gesehen, und viele hatten die Dichter gelesen und kannten ihre Lieder zum Preise der schönen Natur auswendig! Auch wer das Theater besuchte, was damals in den gebildeten Mittelständen viel häufiger geschah als jezt, hörte und sah, wenn er es glauben wollte, daß die Menschen in den Dörfern anders und besser wären als in der Stadt, weil sie Gott und seiner Natur näher sind. Wenn auch nicht bei den Schäfern, doch in der Hütte, die der Fliederstrauch überschattet, sollte der Friede und das Glück des Lebens zu suchen seyn. Ja, bei aller Blasirtheit der vornehmen Welt konnte sie dieser Stimmung durch Spott nicht wehren, und sie erwehrte sich selbst ihrer nicht. Man mußte idyllisch seyn.

Wir sehen eine solche glückliche Familie den langen beschwerlichen Weg hinauswandern. Sie steigen über den Sand des Templower Berges, dann suchen sie den festeren Fußsteig, der neben der durchwühlten Straße fast bis zum Dorfe führt. Die Sonne brennt am wolkenlosen Himmel und ihre Schritte sind nicht leicht; außer der Sonntagsstimmung bringen sie ja in Körben und Pompaduren mit, was zur Erhöhung dieser Stimmung dienen soll. Oft muß der Familienvater das Taschentuch herausziehen, um den Schweiß zu trocknen, und oft hält er still und sieht, ob die andern nachkommen. Da verstummt wohl das Gespräch, aber sie bleiben heiter. Unter den schattigen Ulmen, welche die Avenue des Dorfes bilden, hält endlich die Mutter still und sezt ihren Beutel nieder, während der Vater sich umsieht. „Aber wo ist denn Adelheid?“ — „Ach du mein Gott!“ ruft die Mutter, „da trägt das Kind ja den schweren Korb der Jette! Hab' ich's ihr nicht verboten?“ Die Adelheid aber hüpft heran und sezt den Korb zu ihren Füßen nieder: „Mutter, er war gar nicht schwer.“ Aber die Glutröthe, die ihr Gesicht überzieht, straft sie Lügen. Sie steht einen Augenblick athemlos. — „Aber, Mädchen, wie kannst du das thun!“ — Der Vater schüttelt den Kopf, aber als ihre Röthe verschwindet, weist die Tochter auf das Dienstmädchen, das noch röther heranfeucht. „Die Jette konnte ja nicht mehr.“ — Der Vater murmelte: „Dafür ist sie im Dienst;“ doch es schien ihm nicht Ernst, er klopfte der Tochter auf die leuchtenden Schultern: „Knüpfe dein Tuch zu, du bist echauffirt, und wir sind gleich im Dorf.“

(Fortsetzung folgt.)

Von der ligurischen Küste.

(Fortsetzung.)

Der Matrose fuhr fort: „Man nennt uns abergläubisch, mein süßes Bäschen — wohl, no fa casu (genuesisch „meinethalben“). Ja, Euginama, wir glauben an den Einfluß der Sterne und legen ihnen eine Art Wahrsagergabe bei; wir glauben an gute und böse Geister, und ich habe oft die warnende Stimme der erstern in dem unruhig um das Tauwerk fegenden Windhauch, und das Stöhnen, Aechzen und Wuthschnauben der leztern in dem Zischen und Brüllen des Orkans gehört, so wie andere sie auf Drachenwagen neben der Windsbraut daher stürmen oder auf schwarzen Wolken entlang reiten sahen, aus denen sie Flammenblitze niederschleuderten. Wir glauben an das corpo santo oder Helenafeuer, das sich zuweilen bei herannahendem Sturme auf das Topp der Masten oder an die Nocken der Raaen sezt; an das naviglio dei morti (das Todtenschiff, der fliegende Holländer), welches man nie zu Gesicht bekommt, ohne daß der Schiffbruch unvermeidlich ist; an die Fantasmi dei marinai annegati (die Gespenster ertrunkener Matrosen), welche in der Nachtzeit aus den Felsgrotten am Gestade treten und den Küstenfahrern Gefahren jeder Art bereiten, und an hundert ähnliche Dinge.“

Der hübsche Marinaio wurde hier abgerufen, die Ruder begannen, da der Wind immer schwächer wurde, lebhaft zu spielen und die Morgenkühle, welche sich fühlbar zu machen anfing, veranlaßte die Mädchen meinem Rathe zu folgen und mit mir das Zelt aufzusuchen. Ich muß hier bemerken, daß ich die Worte des genuesischen Matrosen zwar möglichst treu, aber doch sehr unvollkommen wiedergegeben habe, wie es denn überhaupt schwer, wenn nicht unmöglich ist, mit dem Italiener, der stets in seinem Denken, Fühlen und Handeln zwischen Himmel und Erde und in seiner Sprache zwischen Superlativen und Diminutiven schwebt, gleichen Schritt zu halten. Er hat für alles, was mit seinem persönlichen Berufe in näherem Zusammenhange steht, was er liebt und hochhält, eine Menge der zärtlichsten Ausdrücke. Der Maulthiertreiber nennt sein Thier bei zwanzig verschiedenen Namen, mit welchen er wechselt, je nachdem er es loben oder schelten, seinen Eifer mäßigen, oder seine Thätigkeit anfeuern will. Der Improvisatore ist in dem Besitze einer Fülle schmeichelnder Titel für sein oft von der Glücksgöttin und dem Rigattiere (Trödler) sehr vernachlässigtes Publikum, um es an sich zu locken, zu fesseln, seine Aufmerksamkeit zu spannen und einen Soldo aus seiner Tasche zu locken; er macht die schwachherzigen Küstenkriecher am Golf von Neapel zu „kühnen Seefahrern;" das sehr zerlumpte Gesindel, das in den engen Gassen um Monte Testaccio zu Rom vegetirt, redet er „meine braven Römer," „meine tapfern Söhne des Brutus," „meine lieben, guten Freunde" an. Das fromme Landmädchen hat für seine Schutzheilige oder für die Jungfrau Maria hundert der lieblichsten Namen und die wohlklingendsten »issime« strömen von den schwellenden Rosenlippen, besonders wenn ein kleines Herzensbedrängniß im Spiele ist. In gleicher Weise äußert sich der Matrose über alles, was ihn zur See umgibt, in den mannigfaltigsten, oft sehr poetischen Formen. So nennt er das erste, kaum merkliche Aufspringen des Windes »il sospiro della brezza,« »il primo, il primissimo risvegliamento d'un' auretta,« und zwischen diesem leichten »zefiretto,« der kaum die kleinen Wellen streift, und dem Hauche, der sie sanft bewegt und kräuselt, bis zu der „Burrasca," dem „Turbine," der die Wellen „himmelan" schleudert, liegen tausend malerische und bezeichnende Ausdrucksweisen. Sein Schiff, seine Barke, die Segel, die Wellen, die Wolken — seine Phantasie belebt alles, seine schöne Sprache schmiegt sich jedem Bilde an und er hat für alles, was seiner Laune, seiner Neigung, seiner Leidenschaft schmeichelt, ein Schmeichelwörtchen, wie er andererseits seine getäuschten Hoffnungen, seinen Haß, seine Wuth in die ungemessensten Ausdrücke kleidet und wohl selbst seine »Madonna santissima« mit den schmachvollsten Namen belegt.

Wir mochten noch eine kleine Stunde von „unserem Hafen" entfernt seyn; die malerischen Umrisse des Vorgebirgs von Porto Venere und der kegelförmigen Höhe der Insel Palmaria zeichneten sich schwach an dem wie in Flor gehüllten Horizonte ab, während die Küste zu unserer Linken sich noch im prachtvollsten Mondschein an den tiefblauen Himmel lehnte; das reizende Dörfchen Moneglia blickte schlaftrunken aus seiner Felsbeleuchtung zu uns herüber und versteckte sich rasch unter seine Laub- und Klippendecke. Plötzlich erhob sich ein scharfer Windzug aus Süden, sprang rasch nach Südosten um, und zehn Minuten später wiegten und schaukelten uns „die Kinder der See," in blauen Atlaß gekleidet, mit schneeweißen Reiherfedern auf den Köpfen oder blitzende Diamantenschnüre in den weithin flatternden Locken. Ich hatte meine Freude an diesem lieblichen Kinderspiele, das unsere Barke gegen ihren Willen mitmachen mußte, sich aber ziemlich plump dabei benahm. Weniger Behagen hatte ich an dem dicken Nebel, welchen der Südost vom Meere herauftrieb und der die Conca bald in seinen schweren triefenden Mantel hüllte. Rascher, als ich es erwartet hatte, blickte aus dem Nebelflor eine Reihe schöner hoher Häuser, die Conca „parirte" und das Silberglöckchen in der nahen Kapuzinerkirche kündigte eben »il mattutino,« die Frühmetten, an, als die bunte Schiffsgesellschaft dem ersten und wenn ich nicht irre einzigen Kaffeehause von Porto Venere zueilte, um Schutz gegen den kalten Nebel und gegen den stäubenden Morgenregen, der in seinem Geleite war, so wie eine Stärkung für die kleinen Leiden zu suchen, welche die ungeschlachten Bewegungen der „Muschel" in der letzten Stunde bei Einzelnen hervorgerufen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Westschweiz, April.
(Fortsetzung.)

Jeremias Gotthelf.

Einmal entschlief Mareili während der Mittagshitze im Walde. Da es wieder erwacht, sieht es ein schönes schlankes Wesen in schneeweißem Kleide über sich gebückt; — ein Kuß, und die Erscheinung verschwindet wieder im Walde. Das war ein Engel, denkt Mareili; und noch nach Jahren gedenkt es dessen so lebhaft als am ersten Tage. Aber auch das schöne Fräulein im Schlosse drüben erinnert sich noch nach Jahren mit Vergnügen der Begegnung im Walde, des kleinen schlafenden Erdbeerenengeleins. Endlich finden sich die beiden Engel wieder. Erdbeeri-Mareili

verläßt den Wald und zieht zum Fräulein auf's Schloß. Jahre vergehen; das Fräulein stirbt und Mareili zieht wieder in die versteckte, einsame Hütte am Waldrand. Aber weh, welche Anarchie im Erdbeerenreiche! Rohe Buben, wilde Mädchen hausen an den sonnigen Halden, zertreten die Stauden, reißen die kaum gerötheten Beeren vom Stengel, quetschen und verderben die reifen. Da tritt das Erdbeeri-Mareili unter sie, zwar sanft und mild, aber mit überlegenem Geiste lehrend, mahnend, strafend. Und es gelingt ihr Zucht und Ordnung einzuführen, die Bezähmerin der kleinen wilden Erdbeerenpflücker zu werden. Sie bleibt die Erdbeeren-Königin bis zu ihrem Tode.

Jeremias Gotthelfs Name ist auch bei Ihnen so bekannt, seine Schriften werden in Deutschland so häufig gelesen, daß es den Lesern vielleicht nicht unangenehm ist, im Vorbeigehen einen kurzen Besuch bei dem berühmten Pfarrherren von Lützelflüh zu machen. Lützelflüh gehört zu den schönen und reichen Dörfern des Emmenthals. Bescheiden steht das Pfarrhaus zwischen den stattlichen Bauernhäusern, in deren blanken Fensterscheiben die Sonne glizert. Treten wir durch die etwas finstere, rauchgeschwärzte Hausflur ein. Wir erwarten den Herrn Pfarrer im Empfangzimmer; da geht die Thüre auf und vor uns tritt ein sehr wohlgenährtes Männchen mit äußerst blühender Gesichtsfarbe, von dessen Gesichtszügen keiner besonders bedeutend ist, mit Ausnahme der hohen, schön gewölbten Stirn, und hebt grüßend das schwarze Sammtkäppchen. „Mini Herre, was weit er führige?“ redet er zum Willkomm seine Gäste an. „Ich weiß ja schon,“ fügt er verbessernd sogleich bei: „Sie lieben den Neuchateller, Sie den Burgunder, Sie ziehen Arbois vor. Siffi! (so ruft er seinem Töchterchen Sophie) geh mal schnell in den Keller. Doch nein! Läßt man einmal das Weibsvolk hinunter, so ist gleich alles drüber und drunter. Ich geh' lieber selber.“ Und bald kehrt er wieder zurück, in jeder Hand einen auserlesenen Strauß von Flaschen haltend. Denn unseres Jeremias Keller ist äußerst wohl versehen und sezt den gastfreien Pfarrherrn in Stand fast wie Mephisto in Auerbachs Keller jeden nach seinem besondern Geschmack zu bedienen. Wir müssen trinken; es wäre unhöflich dem guten Wein nicht Ehre zu erweisen. Wie ein Sperber schaut unser Wirth nach jedem leeren Glas, um es sogleich wieder zu füllen. „Und ist etwa ein würdiger Amtsbruder unter der Gesellschaft, — wehe ihm, wenn er nicht aufpaßt! ohne wohlkonditionirten Zopf kommt er nicht davon, was einen Hauptspaß für Jeremias abgibt. Jezt ruft die Frau Pfarrerin zu Tische. Wir werden splendid bewirthet und die geistreiche und gebildete Frau wetteifert mit ihrem Mann, uns auf's angenehmste zu unterhalten. Hie und da wirft Jeremias einen derben Brocken, wie wir deren zum öftern in seinen Schriften finden, so einen Witz, der mehr nach dem Kuhstall als nach kölnischem Wasser duftet, in's Gespräch, wofür ihm dann die Frau Pfarrerin erröthend einen sanften Verweis ertheilt.

(Fortsezung folgt.)

Aus der Grafschaft Glaz, April.

(Fortsezung.)

Das Schloß von Kamenz. — Friedrich II. in der Abtei von Kamenz.

Bei der bekannten Trennung des Prinzen von seiner Gemahlin und der Entfernung der leztern aus Preußen ist der Zeitpunkt des innern Ausbaus nicht abzusehen. Es war von einem Verkaufe die Rede; wo aber findet sich selbst unter den Fürsten so bald ein Käufer zu diesem Fürstensize, der jezt schon eine Million Thaler kostet? Ein kleiner Theil des Schlosses ist bereits bewohnbar gemacht; eine Reihe sonst schmuckloser Zimmer sind mit herrlichen Gemälden, kleinen Skulptur- und Ciselirarbeiten und künstlichen Raritäten ausgestattet; die evangelische Schloßkapelle ist ganz vollendet, und mit ihrer Glasmalerei in den Fenstern und den Statuen der Evangelisten das Kabinetsstück des Schlosses. Der bedeutendste Schmuck desselben aber ist der große Naturpark dabei, über den hinaus der Blick ein unvergleichliches Panorama umfaßt. Die herrliche Landschaft ist wie ein großer Garten rings zu schauen. Ueppige Fruchtfelder, frische Baumgruppen und die schönsten Wiesen des Landes, durchzogen vom Silberbande der noch jugendlich muntern Neisse, machen die Umgegend des auf grünender Felshöhe thronenden Schlosses zu einem kleinen Elysium. Südwestlich ruht das Auge auf der Wellenlinie der dunkler oder duftiger in wechselndem Farbenschmelz hervortretenden Gebirgszüge, die für den majestätischen Hochaltar der Heuscheuer einen freien Raum gelassen haben, während gegen Nordost der Blick in eine weite, lachende, von blauen Höhen sanft begrenzte Ebene schweift.

In Kamenz war 561 Jahre lang eine Abtei der Cisterzienser, denen vor andern Ordensbrüdern schöne Züge von Toleranz und wissenschaftliche Verdienste auf Grund vorhandener Urkunden nachgerühmt werden. Die Klosterherrschaft gelangte nach der Säkularisation käuflich an die Königin der Niederlande und 1838 an die Prinzessin Albrecht von Preußen. An das Kloster und dessen kreuzförmig gebaute Kirche knüpft sich eine interessante historische Erinnerung, welche einige strenge Geschichtsforscher freilich nur als Sage gelten lassen wollen. Nach der hinterlassenen Handschrift eines Mönchs, deren Nachricht durch ein noch vorhandenes Bild in der Kirche mit einer Unterschrift unterstüzt wird, rettete in Kamenz während des ersten schlesischen Kriegs der damalige Abt Tobias Stusche durch Geistesgegenwart und Entschlossenheit König Friedrich II. von Preußen aus der Gefahr der Gefangenschaft und somit vielleicht dessen Monarchie vor dem Untergange. Zu ungewöhnlicher Abendstunde ließ jener Abt die Mönche durch die Glocke in's Chor rufen. Hier erschien er selbst mit einem Fremden, beide im Chorkleide. Man hielt Complete, was zu dieser Zeit nie geschah. Kaum aber hatte das Gebet begonnen, als großer Tumult im Kloster entstand. Es waren Oesterreicher eingedrungen, die in einem Eilmarsche von Wartha nach Kamenz gekommen waren, weil ihnen der hiesige Aufenthalt des Königs von Preußen verrathen worden. Die Kroaten durchsuchten nach der wichtigen Beute das ganze Kloster, ja die Offiziere drangen sogar in die Kirche. Hier stand und sang König Friedrich im Chorkleide der Cisterzienser mit dem Abte Tobias und den Geistlichen, wie es unter dem obengedachten Bilde heißt, welches der König angeblich dem Kloster zum Andenken schenkte. Die Heiligkeit des Orts, so wie die Verkleidung des Verfolgten, zu der ihn der Abt auf seine vertrauensvolle Entdeckung bewog, retteten den König. Man wagte nicht genauere Nachforschungen und führte nur den im Kloster aufgefundenen Adjutanten des Königs gefangen mit fort. — Die Nachricht jenes Mönches kann freilich nicht als erschöpfender Beweis dienen, daß der geheimnißvolle Fremde im Chorkleide wirklich der Preußenkönig selbst gewesen; möglicherweise war sie nur auf Vermuthung gegründet. Auch der Umstand, daß der große Friedrich mit dem Abte später in vertraulichem Briefwechsel stand, daß er dessen Freund blieb bis an seinen Tod, und auch dann noch seine Huld für das Kloster bethätigte, kann in andern wichtigen Diensten als gerade in der persönlichen Rettung des Königs seinen Grund gehabt haben. Allein jenes Bild und die eigene Hindeutung Friedrichs auf dieses Ereigniß in seiner »Histoire de mon temps« (I. ch. 3) spricht doch sehr für die Glaubwürdigkeit des Mönchs. Heutzutage wäre der Vorfall unwahrscheinlicher; Preußens Könige begeben sich nicht mehr in solche persönliche Kriegsgefahren.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 103. Mittwoch, 30. April 1851.

Das alles wißt Ihr! Wohl bewandert seyd Ihr
In Eures Landes Chronik, Kellermeister.

Schiller.

Von der ligurischen Küste.

(Fortsetzung.)

Erst gegen Mittag machten sich italienische Sonne, italienische Luft und italienischer Himmel wieder geltend und boten mir während zwei genußreichen Tagen, welche der nähern Bekanntschaft mit dem berühmten Golf von Spezia gewidmet waren, treues Geleit auf meinen Ausflügen zu Wasser und zu Land. Das weite schöne Wasserbecken, welchem das stattliche, wie aus Kork geschnitten aus dem Hintergrunde der Bai herausblickende und von einem altergrauen Thurme gekrönte Spezia seinen Namen gegeben hat, wird von zwei kräftig in die See vorspringenden Armen des Apennins gebildet; fünfzehn Ortschaften mit wonnigen Landhäusern geben einen üppigen Kranz um die Bucht ab, welche östlich durch das Rabenvorgebirg, das fast senkrecht in die See abfällt, westlich durch die phantastisch sich brechenden Felsen von Porto Venere, die dreieckige Insel Palmaria und durch die kleinen Inseln oder Klippennester Tino und Tinotto geschlossen wird. Da und dort schaut ein Kloster, eine Kirche, eine Kapelle, eine Einsiedelei mit malerischen Thürmchen aus den farbigen Bergspalten, aus dem grünen Pinienwalde, oder die Trümmer eines alten Forts starren in die blaue Luft empor, oder der Eingang einer Höhle unterbricht mit seinen dunkeln Schatten den in bunten Farben spielenden jähen Absturz eines Marmorfelsen. Nach Osten hin begrenzen in blauer Ferne die Zacken und Zinnen der apuanischen Alpen mit ihren reichen Marmorbrüchen den Horizont.

Mein Caffetiere war die Liebenswürdigkeit selbst. Als ich, aus dem Kapuzinerkloster zurückkehrend, in welchem ich vergeblich nach irgend etwas Sehenswerthem gefragt hatte, wieder bei ihm einsprach, zog er sein manchesternes Sonntagswamms an, setzte seinen etwas zerknitterten Hut auf und erklärte ohne weiteres, er werde mir die Merkwürdigkeiten von Porto Venere zeigen — »per puro sulazzo mio« (bloß zu meinem Vergnügen), setzte er hinzu, als ich eine jener Fragen laut werden lassen wollte, durch welche man sich hier zu Land oft spätere Unannehmlichkeiten erspart. Die Zunge des trefflichen Giorgio war bald im Gange. Er sprach von der 1113 hieher geschickten genuesischen Kolonie, als wäre er nicht nur dabei gewesen, sondern als hätte er alles, wie es jezt ist, geschaffen und geordnet. Es fiel mir auf, daß er mich aus dem Thor führte, um mir die Merkwürdigkeiten des Städtchens zu zeigen — ich wollte sagen der Stadt, denn obgleich Porto Venere aus kaum achtzig Häusern besteht, in denen sich höchstens fünfhundert Köpfe vorfinden, ist es doch eine Stadt; es hat ja ein Thor mit einer lateinischen Inschrift, welche den genuesischen Ursprung verkündigt. Allein jenes Thor und die erwähnte Inschrift ist eben das, was die guten Insaßen von Porto Venere für ihre Merkwürdigkeit halten, wie die Aronesen dem Fremden ihren Augustusbogen als das Stadtwunder zeigen, eben so wenig wie mein Caffetiere bedenkend, daß die lebendige herrliche Natur, welche diese alten todten Steinmassen umgibt, gerade das ist, »onde più l'uom s'apprezza,« wie der Dichter sagt.

Wir kletterten zu einer der Vorhöhen empor, wo wir die Bai, die Klippeninseln, die verschiedenen, theils noch bestehenden, theils in Trümmern liegenden Forts und Wachtthürme vor uns hatten, und jezt ließ ich meinen Führer ungestört sprechen. „Auf der Küste,

welche der Herr hier überschaut, lebte einst ein wahrhaft kriegerisches, tapferes Volk, und die Genuesen wußten recht gut, warum sie unsere Vorfahren mit dem Ehrennamen »prodi o robusti« benannten; denn so oft die Pisaner, die Mailänder, die Neapolitaner diese Vorhut von Genua angreifen wollten, zogen sie mit blutigen Nasen von unsern glatten Felsen ab, und unermeßlich sind die Schätze, welche seit jenen wilden Zeiten noch in der Tiefe unserer Bai liegen. Selbst unsere Mütter waren wegen ihres Heldenmuths berühmt, und wie unsere Frauen und Mädchen jetzt Spitzen bearbeiten (genuesisch lavurar pizzi, Spitzen klöppeln), bearbeiteten unsere Mütter die Köpfe der Pisaner, als sie Porto Venere mit Sturm nehmen wollten. Dort an der Südseite des Golfs erhob sich auf dem Felsvorsprung der Tempel der Venus, den der Consul Lucius Portius fast zweihundert Jahre vor der Geburt unseres Heilandes erbauen ließ und welcher der Stadt ihren Namen gab. Der Papst Gelasius der Zweite wandelte ihn in eine christliche Kirche um, die er nach dem h. Petrus benannte. Wildes Gestrüpp rankt sich jetzt um die Marmortrümmer und Schlangen nisten in dem verlassenen Gemäuer. Der Ruhm, diese herrliche Kirche in einen Schutthaufen verwandelt zu haben, fällt den frommen Spaniern anheim; um die Genuesen wegen ihres Einverständnisses mit Karl dem Achten von Frankreich, der mit einem Angriff auf Neapel drohte, zu züchtigen, schickte Alonso im Jahre 1494 eine mächtige Flotte an die ligurische Küste, die sich vor Porto Venere sammelte; die Stadt war zu Wasser und zu Land von kampf- und beutelustigen Feinden umschwärmt; „wir“ schlugen aber den Angriff zurück und das feige Gesindel flüchtete mit einbrechender Nacht auf die Schiffe, nachdem es vorher den Tempel Gottes geplündert und angezündet hatte. Die Sage, wir hätten die Felsen und Mauern, welche unsere Stadt schützen, mit Talg bestrichen, um den Spaniern das Erklettern unmöglich zu machen, ist eine Erfindung jener Memmen, mit der sie ihren schmachvollen Abzug beschönigen wollen.“

Der Mann erzählte noch vieles „von deutschen Kriegern, welche im sechzehnten Jahrhundert den Forts auf Palmaria und die Golfküste entlang als Besatzung gedient,“ von den „egoistissimi Inglesi,“ welche 1814 die wichtigsten festen Plätze der Umgegend in die Luft gesprengt hätten, und von hundert andern Dingen, die wahrscheinlich sehr anziehend und lehrreich klangen; ich war aber zerstreut, denn keine tausend Schritte von uns glitt die zwischen Lerici und Porto Venere hin und her gehende Barke über die blauen Wellchen des schmalen Kanals, welcher Palmaria von dem Vorgebirg der Venus trennt, und die zwei schönen Magreserinnen lehnten sich über den Bord und winkten mir mit ihren weißen Tüchern Lebewohl zu. — Als die malerischen lateinischen Segel hinter der nächsten Felsennase verschwunden waren, ging es rasch die Höhe hinab, und nach einer kleinen Stunde schaukelten die blitzenden Wasser des Golfs das leichte Fahrzeug, welches mich bald nach Einbruch der Nacht in das von Rebenlauben terrassenförmig umgebene und in heimlicher Bucht geborgene Fischerdörfchen Marola führte, wo ich die Nacht in einer Herberge hinbrachte, deren ärmliche Mittel durch die wohlwollendste Aufmerksamkeit und eine Reinlichkeit, welche man hier zu Land nur zu oft vermißt, ganz in den Hintergrund gestellt wurden. Als Deutscher durfte ich mich dieser Zuvorkommenheit doppelt freuen, denn, wie mir der Figaro des Ortes am nächsten Morgen andeutete, war Marola „ganz roth angestrichen und die meisten Köpfe kochten wie die Polla draußen.“ Da ich die „Polla“ zum zehnten mal in der Frühstunde nennen hörte, bat ich den Wirth, mich an die berühmte Sprudelquelle zu führen. Nach zehn Minuten hatte uns der kleine Kahn an den merkwürdigen Punkt gebracht. Eine nie versiegende mächtige Süßwasserquelle hebt sich etwa hundert Schritte von der Landspitze mit einem solchen Ungestüm aus dem Meere, daß unsere „Burchiella,“ so oft wir sie auch an den Saum des gurgelnden Wassers hinzudrängen suchten, stets rauh zurückgeschleudert wurde. Mein Wirth hatte ein Gefäß mitgebracht, das er mit Hülfe seiner Ruderstange aus der Polla füllte. Das Wasser war trüb und nicht ohne einen salzigen Beigeschmack.

(Schluß folgt.)

Der dritte August.

(Fortsetzung.)

Der Wind weht in den alten Ulmen, als wollte er die kleine Disharmonie weghauchen, die Jette nimmt wieder den schweren Korb auf die Hüfte und im Schatten der Bäume geht der Zug munter weiter. Die Jette stimmt einen damals sehr beliebten Gassenhauer an und die Kinder fallen jubelnd ein:

Mein Gustchen, mein Gustchen,
Komm mit mir auf's Dorf,
Da singen die Vögel,
Da klappert der Storch,
Da tanzet die Maus,
Da fidelt die Laus,
Da kukket der Kukkuk
Zum Fenster hinaus.

Nun fängt der Festtag an. Die Hunde klaffen, als sie das leichte Gitterthor in der Lyciumhecke geöffnet. Adelheid kennt sie und sie kennen Adelheid, sie streichelt sie und sie wedeln zu ihren Füßen, aber es ist tief still im Gehöft. Die Flurthür ist nicht verschlossen, doch auch im Innern des Hauses kein menschliches Wesen. Nur der graue Kater springt über den

Herd und im Zimmer schnattert der Staar in seinem Käfig, indeß die Wanduhr monoton pickt. — „Ach, sie sind alle auf dem Felde!“ Und das Feld ist weit. — Dadurch scheint die Lust gestört. Soll man die Jette wieder in den Sonnenbrand hinausschicken? Nein, der graue Kater, der vor den Eindringlingen entflohen ist, zeigt ihnen ein anderes Auskunftsmittel. Da liegt ja die alte Großmutter im Bette. Sie ist schon etwas närrisch und kann kaum mehr sprechen, aber Adelheid hat es ja neulich zu Pfingsten verstanden, ihr Töne und Verständniß zu entlocken. Stumpfsinnig lächelt sie, wie zu allem, auch den Eintretenden zu, ihre Anrede ist ihr nicht anderes als das Picken der Uhr. Aber sie gafft Adelheids Gesicht an, ihr Grinsen wird zum Lachen; sie muß sich neben sie setzen, sie streichelt ihre Locken mit den dürren Händen, und wie durch die Berührung allmählig elektrisirt, gibt sie minder kreischende Töne von sich; es leuchtet auch etwas wie Besinnung im Auge. Sie verständigen sich, ein Wort, ein Blick und sie wissen, daß die Hausfrau im Kuhstall ist.

Bald fährt Frau Brösike vom Melken auf, denn ein seltsames Kikeriki schallt aus der Windlucke an ihr Ohr. „Wetter! wo kommen denn die Hühner her?“ Und als sie sich umwendet, blitzen ihr zwei wunderblaue Augen entgegen unter einer blonden Lockenfülle, und die kirschrothen Lippen öffnen sich, um zwei Reihen Perlenzähne zu zeigen und ein: „Angeführt mit Löschpapier, Frau Brösike!“ ihr zurufen. „I so soll doch!“ ruft die Bäuerin und läßt den Melkeimer fallen, aber ihre Ueberraschung ist keine unangenehme: „Ach, die hübsche Mamsell Adelheid vom Gensdarmenmarkt!“ Auf dem Hofe aber hat eine andere Ueberraschung Platz gegriffen, die nicht so angenehmen Eindruck hinterläßt. Das Dienstmädchen war an den Schöpfbrunnen getreten und hatte eben den vollen Eimer an die durstigen Lippen gesetzt, als eine heftige Ohrfeige, die aus der Luft zu kommen schien, ihre brennende Backe noch röther machte. Der Eimer schnellte aus ihrer Hand in die Lüfte, und das Wasser, das sie nicht trinken sollte, überschüttete sie wenigstens zur Hälfte. Es war keine Magie im Spiel; die kräftige Hand des Familienvaters übte nur den Akt einer nothwendigen Züchtigung und Warnung aus. „Es geht doch nichts über die Unvernunft solcher Leute! Zu trinken, wenn sie erhitzt sind!“ — Das Mädchen weint, aber sie beklagt sich nicht. Der Hausherr hat das Recht; auch die Hausfrau widerspricht nicht, nur flüstert sie nachher ihrem Alten zu: „Du verstehst das nicht, Alter! Solchen Leuten schadet es nicht. Das liebe Vieh trinkt auch, wenn es Lust hat, und frägt nicht, ob's ihm die Doktoren verboten haben.“ Die Jette weinte auch nicht allzulange; eine Ohrfeige braucht nicht einmal so lange zum Verflüchtigen, als das Wasser zum Verrauchen, wenn die Augustsonne darauf scheint.

Nun ist alles helle Thätigkeit in und außer dem Hause. Jeder hilft mit, denn Mitarbeiten an der Herrichtung der Tafel zum Mittagsmahl ist ein Theil der Freude; alles greift an, nur der Vater nicht. Ihm wird der erste Schemel unter die Linde gesetzt, daß er ausruhen und seine Pfeife rauchen kann. Die Bäuerin will dem Herrn Kriegsrath selbst die Kohle bringen, aber Adelheid läßt es nicht zu, sie nimmt ihr die Zange ab. Und nachdem er mit dem Finger nachgestopft und einige Züge versucht, kräuselt es sanft aus dem Meerschaumkopf und aus den Lippen schießen Rauchwirbel regelmäßig heraus. Die Pfeife zieht, alles ist in Ordnung, der Vater nickt freundlich der Tochter zu und sie fliegt vergnügt in's Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Grafschaft Glaz, April.

(Fortsetzung.)

Eine Prophezeiung. — Glaz.

An das fürstliche Schloß zu Kamenz knüpft sich die schriftliche Prophezeiung eines andern Cisterzienfermönchs, die seit 110 Jahren unter dem dortigen Landvolk traditionell geworden ist. Sie zerfällt in einzelne Visionen, und das fünfundzwanzigste Gesicht weissagt den Bau des Schlosses über dem Kloster, zu dem aus allen Weltgegenden Arbeiter herbeiströmen würden, wie es wirklich geschehen ist. Sobald diese feste Burg vollendet sey, werden alles verwüstende Feinde von Ost und West herbeiziehen und fünf Nationen unter furchtbarem Blutvergießen sich um den Besitz der Feste schlagen. Der Sieg werde sich auf die Seite der Heiden wenden und der lezte Deutsche an die Haspe an der Neissebrücke sein Pferd binden. Unter diesen Umständen könne nur der Gänsewinkel noch Rettung für die Flüchtigen gewähren. — Die sogenannte „Haspe“ ist der krumme Ast einer uralten Eiche in der Nähe des ehemaligen Klosters an der Neisse, der „Gänsewinkel“ aber der schmale Landstrich, der jenseits der

Neisse von der Stadt Wartha ab, wo der Fluß die Sudeten durchschneidet, in ungefähr vier Quadratmeilen zwischen beiden hinläuft. Nachdem der eine Theil der Prophezeiung sich erfüllt hat, sieht der Landmann jener Gegend mit banger Erwartung der verheißenen kriegerischen Zukunft entgegen, und viele verbinden damit die Meinung, daß früher oder später wieder Oesterreichs Doppeladler über ihrem gesegneten Landstriche als oberstes Herrschaftszeichen sichtbar seyn werde.

Nach diesem Abwege kehre ich zur Grafschaft zurück. Zwischen den schroffen Gebirgsmassen und tiefen Schluchten von Eichau windet sich die Straße des Engpasses von Wartha mühsam empor, und von dem Paßberge aus überfliegt der Blick, wie auf dem Annenberge bei Neurode, wieder entzückt das reizende Ländchen, das wie ein grünes Bassin vor dem Wanderer ausgebreitet liegt. Die Kolonie Friedrichswartha bezeichnet den halben Weg bis Glaz, dessen Schloßthurm (Donjon) mit der steinernen Statue des heiligen Nepomuk weithin in's Land schaut und Stadt und Bergfestung verkündet. Diese beherrscht beide Ufer der Neisse, seit König Friedrich nach der Uebergabe im Jahr 1763 im Hubertsburger Frieden auch den sogenannten Schäferberg auf dem rechten Ufer befestigen ließ. Das erste Kastell auf dem Schloßberge am linken Ufer wird noch Römerhänden zugeschrieben, und soll schon 981 im Besitze des böhmischen Wladik Slawnik gewesen seyn. Die Castellanei und Stadt Glaz ist vornehmlich böhmischen Ursprungs. Lange war hier wie in dem westlichen und südlichen Theile der Grafschaft das böhmische Element vorherrschend und neben dem germanischen noch bis in's späte Mittelalter bemerkbar. Noch heute erinnern in der Stadt eine „böhmische Straße“ und ein „böhmisches Thor“ an die Abkunft der frühern Einwohnerschaft. Glaz ist ein freundliches, reinliches Städtchen, gelehnt an den gewaltigen Schloßberg, dessen kolossale Werke es beherrschen. Die schiefe Lage in der Senkung nach der Neisse hin macht aber den Marktplatz und manche Straßen unbequem für Wagen und Fußgänger. Kaum kann indeß eine Bergstadt eine reizendere, freiere Umgegend haben. Wer das Bergsteigen nicht liebt, findet zu näheren Exkursionen ein weites Plateau in dem Thalkessel. Auch die Stadt ist befestigt; aber das durch Gräben und Wälle beengte Gefühl wurde wenigstens früher auf dem herrlichen Glacis, welches die äußern Werke umzog, wieder weiter und freier. Leider mußten die schattigen Laubgänge der übereilten Mobilmachung vom 6. November vorigen Jahrs zum Opfer fallen; hoch oben auf der Festung aber büßt noch mancher seine demokratischen Bestrebungen aus den Jahren 1848 und 1849.

Auf guter Landstraße gelangt man nach dem unfernen Eisersdorf, wo die Matadore der Glazer Industrie, die Brüder Lindheim, eine große Maschinenspinnerei für Wollen- und Leinengarn besitzen, wie im benachbarten Ullersdorf. Hier ist der Schloßpark sehenswerth, und an der Straße erinnert ein 72 Fuß hoher eiserner Obelisk an die verstorbene Königin Luise, an deren Geburtstage 1802 das Denkmal auf Veranlassung des Grafen von Reden errichtet wurde. Das Andenken an die schöne und edle Königin, welche die ganze Schwere von Preußens Unglück mitzutragen hatte, ohne die Triumphe über Napoleon zu erleben, pflanzt sich als eine freundliche Sage von Geschlecht zu Geschlecht in den Herzen fort, und gern gibt sich bei solchen Stätten der Erinnerung an die Verewigte jeder dem Kultus hin, den die Macht einer so erhabenen und liebenswürdigen Persönlichkeit in Anspruch nimmt. — In Kunzendorf, der Gräfin Fürstenberg gehörig, ist abermals ein großer herrlicher Park, wie denn manche große Grundbesitzer Schlesiens und der Grafschaft Glaz gegen Ende des vorigen und in diesem Jahrhundert in tellurischer Aesthetik viel Anerkennenswerthes geleistet haben.

(Schluß folgt.)

Aus der Westschweiz, April.

(Fortsetzung.)

Jeremias Gotthelf. — Baron Grenus.

Den Kaffee nehmen wir an einem schattigen Plätzchen im Freien, und wie mit den besten Weinen ist Jeremias auch mit den feinsten Cigarren versehen. Unvermerkt wird es Abend. Da kommt vom Nachbarhaus herüber im langsamen Holzbodenschritt, die kurze Ulmerpfeife im Mund und die Hände in den Hosentaschen, ein alter Bauer daher. „Guten Abend, Rain-Uli!“ grüßt der Pfarrer. „Sezt Euch ein wenig zu uns her.“ Rain-Uli ist eine unerschöpfliche Fundgrube für unsern Jeremias; er sieht in jedes Haus hinein und ist die lebendige chronique scandaleuse der ganzen Umgegend. „Wißt Ihr was Neues, Rain-Uli?“ — „Nüt b'sungerbars, Herr Pfarrer.“ — „So laßt Euch ein's einschenken, Rain-Uli.“ Beim ersten Glase bleibt es nicht, denn der Alte weiß des Pfarrers Keller zu würdigen. Da beginnt Rain-Uli nach und nach aufzuthauen, seine schlauen Aeuglein fangen an zu glänzen, um seinen Mund bildet sich eine sarkastische Falte, und nun gibt er, sich leise an den Pfarrer wendend, ein pikantes Geschichtchen nach dem andern zum besten, die Jeremias in seine reiche Vorrathskammer sorglich verschließt, um sie zu gelegener Zeit und am rechten Ort zum Frommen und Vergnügen seiner Leser zu verwenden. — So gehts im Pfarrhause zu Lützelflüh oft wochenlang Tag für Tag. Die liberalste Gastfreundschaft ist dort zu Hause. Jeremias arbeitet deßhalb nicht desto minder, wie die rasche Aufeinanderfolge seiner Schriften beweist. Er benützt hiezu den frühen Morgen, um dann den Rest des Tages seinen zahlreichen Gästen und Besuchern widmen zu können.

Ich führe einen andern, in jüngster Zeit ebenfalls viel genannten Schweizer, der aber erst aus Anlaß seines Todes in größern Kreisen bekannt wurde, bei Ihren Lesern ein. Ich meine den großmüthigen Baron von Grenus, welcher vor kurzem der Eidgenossenschaft zu Gunsten des schweizerischen Invalidenfonds ein Vermögen von zwölfmalhunderttausend Franken hinterlassen hat. Grenus war bei Lebzeiten im eigentlichsten Sinn des Worts ein kurioser Kauz. Von aristokratischer Gesinnung und Abstammung, hatte er sich dennoch die Ansicht gebildet, der Adel passe in unsere moderne, sich immer mehr demokratisirende Zeit nicht mehr hinein. Die Aristokratie dürfe jedoch keineswegs sich encanailliren, sondern müsse freiwillig aussterben. Diesem Grundsatze unwandelbar treu, blieb Baron von Grenus Junggeselle. Auch die Verwandten seines Namens sollten es bleiben; da sein Neffe den Trieben seines Herzens folgte, enterbte er ihn, und diesem Umstande haben unsere Invaliden die reiche Erbschaft zu danken. In Genf wohnte Grenus ganz allein in einem großen Hause, das mehr als vierzig Zimmer zählte. Mit Ausnahme der Bibliothek durfte keines derselben je gereinigt werden. Gleich einem Fuchsbau hatte seine Wohnung verschiedene Ausgänge, darunter einen auf dem Dache. In einer der dunkelsten Kammern des Hauses schlief und starb er; neben dem Bett fand man einen Säbel und eine geladene Pistole. Dort hatte er auch seine reiche Sammlung altmodischer Hüte, an die sich eine äußerst merkwürdige Mütze schloß, welche Grenus Haupt volle 63 Jahre lang bedeckte. Während seiner Anfälle von Spleen zog er sich in ein Zimmer zurück, das ganz oben im Hause sich befand und wohin man nur mittelst einer Leiter und Fallthüre gelangen konnte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Monatsregister April.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 4. Samstag den 26. April 1851.

[70] Bei **Fr. Ludw. Herbig** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Arany, János, Erzählende Dichtungen. 2 Theile.

I. Theil: **Toldi** in 12 Gesängen. II. Theil: **Die Eroberung von Murany** in 4 Gesängen.

Aus dem Ungarischen übersetzt durch Kertbeny. 1851. gr. 8. Preis beider Theile 1⅓ Thlr.

Arany, der jüngste und — nächst Petöfi — bedeutendste und volksthümlichste Dichter der Ungarn, erscheint hier zum ersten Male in deutscher Uebertragung. Seine Dichtung „Toldi" ist so durch und durch nationell, daß die Kisfaludy-Gesellschaft in Budapest ihr den höchsten Preis in Gold zuerkannte. Zeichnet sich der „Toldi" durch einfache Größe, Plastik und Volksthümlichkeit aus, so überrascht nicht weniger „die Eroberung von Murany" durch das Glänzende der Diction und durch ihr echt dramatisches Leben. Der Uebersetzer endlich hat darnach gestrebt, dem deutschen Publikum ein Originalwerk zu liefern.

---

[38] In der **Ernst'schen** Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

☞ Die Destillation auf kaltem Wege,

oder vollständige Anweisung alle Sorten doppelte und einfache Branntweine und Liqueure auf kaltem Wege ebenso gut und 20 Procent billiger als auf der Blase zu bereiten. Ingleichen alle Sorten Rum um 25 Procent billiger als auf gewöhnliche Weise herzustellen.

Preis 12 gGr. oder 54 kr.

Ist wegen praktischer Bearbeitung allen Destillateurs zur Anschaffung zu empfehlen.

---

[89] In der Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg, bei Neff in Stuttgart, Lindauer'schen Buchhandlung in München, bei Montag und Weiß in Regensburg, und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Als bestes Bildungs-, Gesellschafts- und Unterhaltungsbuch können wir jungen Leuten in Wahrheit empfehlen:

☞ Galanthomme,

oder: **der Gesellschafter** wie er seyn soll.

Eine Anweisung sich in Gesellschaften beliebt zu machen und sich die Gunst der Damen zu erwerben. Ferner: 1) Aeußere und innere Bildung, 2) vom feinen Betragen in Damengesellschaften, 3) Kunst zu gefallen, 4) Heirathsanträge, 5) Liebesbriefe, 6) Geburtstagwünsche, 7) **30 Gesellschaftsspiele**, 8) **28 schöne Gesellschaftslieder**, 9) eine Blumen- und Zeichensprache, 10) 40 deklamatorische Stücke, 11) 18 belustigende Kunststücke, 12) 30 scherzhafte Anekdoten, 13) 21 Stammbuchverse, 14) 45 Toaste, Trinksprüche und Kartenorakel.

Ein Handbuch des guten Tons und der feinen Lebensart.

(4te Auflage.) Vom **Professor S–t.**

Sauber broschirt mit 6 Tabellen. Preis 25 Sgr. oder 1 fl. 30 kr.

Dieses Buch enthält alles das was zur Ausbildung eines guten Gesellschafters nöthig ist, wesshalb wir es zur Anschaffung bestens empfehlen und im voraus versichern dass Jedermann noch über seine Erwartung damit befriedigt werden wird.

☞ Auch bei **Riegel & Wießner** in Nürnberg — **Geibel** in Pesth — **André** in Prag — **Gerold und Sohn** in Wien — **Münster** in Venedig und **Schimpf** in Triest vorräthig.

---

[75] In **C. F. Amelangs** Verlagshandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Auswahl der vorzüglichsten

Gespräche und Conversationsbücher in französischer, englischer und italienischer Sprache

deren unausgesetzt großer Absatz uns in den Stand setzt, die Preise so niedrig zu stellen, daß keine andere Bücher ähnlicher Art damit konkurriren.

Ike, Dr. A., Der kleine Franzos, eine Sammlung der zum Sprechen nöthigsten Wörter und Redensarten, nebst leichten Gesprächen für das gesellschaftliche Leben. Französisch und Deutsch. Ein nützliches Hülfsbuch für Diejenigen, welche sich der Erlernung der französischen Sprache widmen, und besonders zur Uebung des Gedächtnisses. **Neunte sorgfältig revidirte Auflage.** 12. Geh. 7½ Ngr.

Ponge, Jules, Cent Dialogues allemands et français etc. oder Hundert Gespräche in französischer und deutscher Sprache über die verschiedenartigsten Verhältnisse des Geschäfts- und Gesellschaftslebens; nebst einer Sammlung der im geselligen Umgange gebräuchlichsten

Redensarten und der am häufigsten vorkommenden Gallicismen und Germanismen; ferner eine Auswahl von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten. **Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.** 8. Masch.-Velinpapier. Geh. 25 Ngr.

Ponge, Jules, Guide de la Conversation française ou Phraséologie allemande-française etc., oder **Anleitung zur französischen Conversation**, bestehend in einer reichhaltigen Sammlung von Redensarten in französischer und deutscher Sprache, alphabetisch geordnet nach den Zeitwörtern und Präpositionen. I. Theil: **Französisch-Deutsch.** 8. Maschinen-Velinpapier. Eleg. geh. 10 Ngr. II. Theil: **Deutsch-Französisch.** 10 Ngr.

Burckhardt, G. F., Der kleine Engländer, oder Sammlung der im gemeinen Leben am häufigsten vorkommenden Wörter und Redensarten zum Auswendiglernen. **Englisch und Deutsch.** Ein Hülfsbuch zur Erlernung der englischen Sprache, und vorzüglich zur Uebung des Gedächtnisses, nebst einem Anhange, enthaltend Gespräche für Auswanderer. **Vierte sorgfältig revidirte Auflage.** Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

— — **A Manual of Conversation in English and German etc.** oder **Unterhaltungsbuch in englischer und deutscher Sprache,** enthaltend eine reichhaltige Phrasensammlung und Hundert Gespräche über die verschiedenartigsten Verhältnisse im Gesellschafts- und Geschäftsleben. Nebst einer Sammlung von Anglicismen und Germanismen, Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten. Für Reisende und Schulen als ein Hülfsbuch zur Erlernung beider Sprachen. 8. Maschinen-Velinpapier. Elegant geh. 25 Ngr.

Ife, Dr. A., Der kleine Italiener, oder Sammlung der zum Sprechen nöthigsten Wörter und Redensarten, nebst einigen Gesprächen für das gemeine Leben. **Italienisch und Deutsch.** Begleitet von den nothwendigsten, die Regeln der Grammatik betreffenden Bemerkungen. Ein Hülfsbuch für Diejenigen, welche sich der Erlernung der italienischen Sprache widmen. **Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.** 12. Geh. 12½ Ngr.

— — **Praktisches Hülfsbuch** zum Erlernen der französischen und italienischen Sprache, bestehend in einer Sammlung der beim Sprechen am häufigsten vorkommenden Wörter und Redensarten, nebst Unterredungen und Briefen über allerlei Gegenstände des geselligen Lebens; **deutsch, französisch, italienisch.** Zur Benutzung beim Schul- und Privatunterricht, und insbesondere auch zum Gebrauch für Reisende. 8. Maschinen-Velinpapier. Sauber geh. 10 Ngr.

Valentini, Dr. F., Dialoghi e Colloquj italiani e tedeschi etc. oder italienische und deutsche Gespräche und **Unterredungen** über alle im gemeinen Leben vorkommenden Gegenstände und Geschäfte; mit den gebräuchlichsten Ausdrücken, Kunstwörtern und Redensarten; nach Art eines systematischen Wörterbuches zum Gebrauch Studirender und Liebhaber beider Sprachen, insbesondere für Schulen und Reisende. 8. Maschinen-Velinpapier. 1 Thlr.

---

[77] Elegante Ausgaben.

Die Frauen der Bibel.

In Bildern mit erläuterndem Texte.

Erste und zweite Folge.

Mit 38 Stahlstichen.

Schmal gr. 4. 1851. Jede Folge geheftet 5 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr.

Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken.

In Bildern und Erläuterungen.

Mit 45 Stahlstichen.

Schmal gr. 4. Geheftet 12 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.

Leipzig, im März 1851.

F. A. Brockhaus.

---

[91] Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist eben neu erschienen:

Englische Synonymen

für Lehrer und Lernende.

Nach **W. Taylor** bearbeitet

von Dr. W. Zimmermann,

Oberlehrer in Halle.

Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Es wird hier ein für das Studium der englischen Sprache überaus nützliches Werk, welches für Deutschland fast ein Bedürfniß zu nennen ist, dargeboten.

---

[67] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erzählungen

von

Gottfried und Johanna Kinkel.

Zweite unveränderte Auflage.

8. Velinpapier. brochirt. Preis 3 fl. 30 kr. od. Rthlr. 2.

Manches vereinigt sich, um dieses Buch zu einer der anziehendsten literarischen Erscheinungen der neuesten Zeit zu machen. — Ist es überhaupt selten, daß ein wahrer Dichter eine an poetischer Begabung ihm ebenbürtige Gattin findet, so ist es vielleicht noch nicht vorgekommen, daß sich ein solches Paar zu einer Schrift vereinigen konnte, die den Eindruck macht, als ob derselbe schöne Geist abwechselnd auf den männlichen und auf den weiblichen Grundton gestimmt wäre. Es ist eine bunte Reihe von Erzählungen und Skizzen, in denen glückliche Erfindung mit bedeutendem Formtalent, tiefes Gefühl mit der besten niederrheinischen Laune vereinigt sind, und es beschäftigt aufs angenehmste, hier der männlichen, dort der weiblichen Ausprägung dieser Eigenschaften zu begegnen. Mit diesen heitern Eindrücken verflicht sich in der Seele des Lesers unwillkürlich der wehmüthige Gedanke an das trübe Geschick, das in verhängnißvoller Zeit zwei Menschen getroffen, die vor Kurzem noch in so anmuthigen Spielen der Einbildungskraft gewetteifert. Was die Verfasser dieses in seinen meisten Theilen so behaglichen Buches waren, als sie es schrieben, und was sie jetzt sind — wir sehen darin das neueste Schicksal Deutschlands abgebildet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[72] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsches Elementarwerk.

Lese- und Lehrbuch

für Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterrichte.

Von

Dr. Mager.

Erster Theil, in drei Bänden.

Auch unter dem Titel: **Deutsches Lesebuch.**

Erster Band. Fünfte mit der vierten übereinstimmende Auflage (XII und 361 S. gr. 8.)
Preis 54 kr. oder 16 Ngr.

Zweiter Band. Fünfte Auflage (X und 400 S. gr. 8.)
Preis 1 fl. 6 kr. oder 20 Ngr.

Dritter Band. Dritte Auflage (XVIII und 832 S. gr. 8.)
Preis 2 fl. 40 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Diesem **deutschen Elementarwerk** läuft parallel:

Französisches Elementarwerk. Lehr- und Lesebuch für Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen.

Erster Theil. Französisches Sprachbuch. Elementar-methodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. Sechste Auflage, (XVI und 342 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Zweiter Theil. Französisches Lesebuch. Erster Band. Fünfte Auflage. (VIII und 212 S. gr. 8.) Preis 36 kr. oder 12 Ngr. — Zweiter Band. Vierte Auflage. (VIII und 352 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Französische Chrestomathie. In sechs Büchern: episch, lyrisch, dramatisch; historisch, rhetorisch, didaktisch. (XXIV und 830 S. gr. 8.) Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Parthiepreis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

Letzteres Buch ist als dritter Band des französischen Lesebuchs zu betrachten und entspricht dem dritten Bande des deutschen Lesebuchs.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Neuester Band von Prechtl's Encyclopädie.

[40] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Technologische Encyclopädie

oder

alphabetisches Handbuch

der

Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben von

Joh. Jos. R. v. Prechtl,

k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Institutes in Wien ꝛc.

Siebenzehnter Band.

Stereotypie und Schriftgießerei.

Mit den Kupfertafeln 412 bis 436.

gr. 8. Ladenpreis 6 fl. oder 3 Rthlr. 15 Ngr.

Subscriptionspreis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Stereotypie und Schriftgießerei. — I. Abtheilung. Schriftgießerei (Fortsetzung). — Nothwendigkeit des Abklatschens und Verfahrens dabei. Abklatschkasten. Aufgußinstrumente. Clichirmaschinen. Die Gießpumpe. Die Lettern-Gießmaschinen. Fertigmachen der Lettern. Das Schleifen. Lettern-Schleifmaschine. Bearbeitung auf dem Bestoßzeuge. Beschreibung von vier verschiedenen Bestoßzeugen nach französischer Art. Die dazu gehörigen Hobel. Deutsches Bestoßzeug und Hobel zu demselben. Verwendungsart der Bestoßzeuge und Hobel. Das Schaben. Unterschneiden. Neues Instrument statt des Messers. Nacharbeiten. Schriftgießer-Schiff. Neue Art Ahlen. Ueber die Gießzettel. Verfertigung der Ausschließungen. Quadraten-Instrumente. Regletten-Instrumente. Metallstege und Format-Quadrate. Verfertigung der Linien, und zwar: 1. Das Gießen. 2. Das Ziehen der Linien. 3. Bearbeitung der Linien im Bestoßzeuge. 4. Zertheilen und Zurechtschneiden der Linien. Linien-Schneidinstrumente. — II. Abtheilung. Die Stereotypie (im folgenden Bande).

Die ersten sechzehn Bände, mit 411 Kupfertafeln, kosten jeder gleichfalls 6 fl. oder 3 Rthlr. 15 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Buch für Kinder

gebildeter Stände

von

Ernst von Houwald.

Neue Ausgabe mit 60 Holzschnitten.

Elegant gebunden Preis 2 Rthlr.

Des gefeierten Verfassers Erzählungen, Mährchen, Romane, Schauspiele ꝛc. sind zu bekannt, um weitläufiger Empfehlung zu bedürfen. Sie pflanzen in die jugendlichen Gemüther den Keim der Tugend, gewöhnen an Nachdenken, reizen die Wißbegierde, veredeln den Geschmack, und es kann für Kinder reiferen Alters wohl kein passenderes Geschenk gewählt werden. Die vorliegende neue Ausgabe ist mit 60 trefflich ausgeführten Holzschnitten geschmückt und dennoch im Preise gegen die frühere ansehnlich ermäßigt.

Leipzig.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[69] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Zweiunddreißigster Jahrgang.

Erstes Märzheft.

Inhalt: Maudslay's selbstthätiger Schrauben-Treibapparat für Seeschiffe. Mit Abbild. — Sicherheitsplatform und sich selbst auslösender Haken für die Förderschachte in Bergwerken; von den Ingenieuren White und Grant. Mit Abbild. — Sicherheitsplatform für Bergwerksschachte, von John Winton. Mit Abbild. — Ueber die Kohksbereitung zum Eisenbahnbetriebe in Belgien und in dem nördlichen Frankreich; von Bergwerksingenieur de Marsilly. Mit Abbild. (Schluß.) — Ueber die Zusammensetzung der beim Verkohlen der Steinkohlen entstehenden Gase; von Ebelmen. — Neue Untersuchungen über die Zusammensetzung der Hohofengase und über die Theorie der Hohöfen; von Ebelmen. — Ueber die Anwendung von gebranntem Kalk anstatt Kalksteins in den Hohöfen. — Ueber die in den Dampfkesseln sich bildende Kruste; von Dr. Davy. — Ueber die Photographie auf Papier; von C. Laborde, Professor der Physik zu Pignelin. — Neue Methode Glas zu versilbern; von H. Weickert in Langensalza. — Ueber die Wirkung des Salmiaks bei der Oxydation der Farbstoffe mittelst Kupfersalzen; von Koechlin und Plessy. (Bemerkungen zu dieser Abhandlung, von Heinrich Schlumberger.) — Verfahrungsarten zum Bereiten von Indigcarmin (niedergeschlagenem Indigo), von W. Watson, Chemiker in Leeds. Mit Abbild. — Ueber die Fortschritte der Rübenzuckerfabrication; von Prof. Siemens in Hohenheim. — Ueber die Benutzung des Bluts als Dünger; von Prof. Payen. — Miscellen: Verzeichniß der vom 2. November bis 26. December 1850 in England ertheilten Patente. — Fortschritte im Walzen schmiedeiserner Platten. — Beleuchtung der Eisenbahnentunnels. —

Ueber die Anwendbarkeit des electrischen Lichts auf Eisenbahnen und Schiffen; von Sainte-Preuve. — Ueber den chemischen oder photogenischen Brennpunkt der Camera obscura; von A. Löcherer. — Verfahren um Holzschnitte für die galvanische Kupferablagerung mit einem leitenden Ueberzug zu versehen. — Ueber die Anfertigung der Goldkügelchen zur Verzierung von Schmuckwaaren; von Karmarsch. — Ueber die Anfertigung von Abgüssen von Pflanzenzweigen, Käfern und andern großen Insecten, Eidechsen u. s. w. zu Gußarbeiten in Silber; von Karmarsch.

* • *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

[92] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Juniuslieder

von

Emanuel Geibel.

Sechste unveränderte Auflage.

Elegante Taschen-Ausgabe.

In englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 6 Ngr.

Die vorliegende Sammlung seiner neuesten Gedichte hat Geibel „Juniuslieder" betitelt; dieselbe ist aber höchst mannigfaltig; eigentliche Lieder, Zeitgedichte, Sonette, Gelegenheitsgedichte, Sprüche, Scherze, Betrachtungen, kleinere und größere epische Dichtungen reihen sich aneinander zu einem Kranze, der den zahlreichen Freunden des geist- und gemüthreichen Dichters die willkommenste Gabe seyn wird.

Stuttgart und Tübingen, April 1851.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Fortsetzung von

Goethe's Werke gr. 8. Prachtausgabe zu fl. 40.

[56] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Dreizehnter und vierzehnter Band.

Velinpapier, brochirt; Preis jeden Bandes 1 fl. 20 kr. oder 24 Ngr.

Diese neue Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken in groß Oktavformat wird mit 30 Bänden vollständig seyn und complet 40 fl. oder 24 Rthlr. kosten.

Unserer früheren Ankündigung gemäß, werden je am 1. jeden Monats zwei weitere Bände, die letzten vier aber am 1. November dieses Jahrs ausgegeben.

Jeder Band wird mit 1 fl. 20 kr. oder 24 Ngr. berechnet, einzelne Bände können aber nicht abgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, im April 1851. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[57] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich List's gesammelte Schriften.

Herausgegeben von

Ludwig Häusser

Professor der Geschichte in Heidelberg.

Dritter Theil.

gr. 8. geheftet. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. —

Aus dem massenhaften Stoffe, den List's dreißigjährige literarische Thätigkeit an die Hand gab, hat Professor Häusser es versucht, in gedrängten Zügen das Bild des Lebens und Wirkens jenes Mannes zu entwerfen, der viel zu früh für Deutschland geendet hat. Der biographischen Schilderung ist eine Sammlung des Wichtigsten und Besten seiner kleinen Schriften angereiht, um an diesen Erzeugnissen verschiedener Lebensabschnitte das gesammte Wirken des Mannes in seiner Frische und Mannigfaltigkeit unmittelbar zu charakterisiren. Sein größeres Werk, „das nationale System der politischen Oekonomie," das schon auf das rühmlichste bekannt ist, bildet vorliegenden dritten Theil dieser Sammlung, mit welcher wir einen vielfach laut gewordenen Wunsch zu befriedigen glauben.

Die drei Bände des nunmehr vollständigen Werkes kosten zusammen 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, März 1851. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 104. Donnerstag, 1. Mai 1851.

— Deus nobis haec otia fecit.
Virgil.

Der dritte August.

(Fortsetzung.)

Was soll man zuerst angreifen? Die Bäuerin eilt an's Heck auf den kleinen Hügel und pfeift durch die hohle Hand nach dem Felde. Sie mußten es wohl gehört haben, denn bald wimmelt es in Flur und Küche von kleinen Flachsköpfen, die ihr zur Hand sind. Da knarrt der Ziehbrunnen, das Reisig prasselt auf dem Herde, bald lodern und knallen auch die Scheite frischen Holzes, die der älteste Knabe eben im Hofe gespalten, und die Mutter aus der Stadt packt in der Stube aus den Körben und Beuteln und vertheilt und bespricht mit der Hausfrau. Aber eben so schnell tragen die Knaben und die Magd Tisch, Schemel und Bänke auf's Grüne unter die Linden. Es fägt und schichtet sich, wenn auch nicht regelrecht; wie kann ein winkelrecht gezimmerter Tisch gerade auf der Erde stehen, die ja rund ist? Das Tischtuch fliegt hinauf, die irdenen Schüsseln und Teller halten es fest, wenn ein Luftzug die Zipfel überschlagen will, und die Schüsseln füllen sich, nicht vom Reis, der der noch über'm Feuer siedet, aber von den Lindenblüthen, die der Zephyr von den Zweigen schüttelt.

Es war ein goldiger Tag. Die Hitze war nicht gering, aber auf den Körper des Familienvaters, der ausruhen sollte von der Arbeit einer Woche, schien sie wie ein Balsam sich zu senken. Seine Frau zog sich einen Schemel neben ihn; war doch alles drinne so weit geordnet, daß sie's den andern überlassen mochte. Sie konnte den Strickstrumpf vornehmen, um sich zu erholen, und sie sah mit Vergnügen, wie ihr Ehemann so heiter in's Spiel des Laubes schaute und wohlgefällig die Dampfwolken in die Luft blies.

„Es hat dich aufgeheitert, du warst heute Morgen anders," sagte sie; „noch als wir zum Thor hinaus gingen, sahst du ernst vor dich hin, daß ich Wunder dachte was es wäre." — „Und du eiltest so aus dem Thor, daß ich auch Wunder dachte was es wäre." — Sie ließ den Strickstrumpf sinken. „Ja, sieh mal, ich hätte es nicht gern gehabt, wenn uns Einer begegnet wäre. Denn eigentlich, es ist doch nicht, was sich für uns schickt, ich meine nämlich für dich. Ja, als du noch Subalterner warst — Je nun, und wer weiß was du noch wirst, da der Justizminister dir so wohl will."

Der Ehemann blies einen langen Dampf in die Luft und ließ die Pfeife am Fuße ruhen. „Das ist nicht immer ein Glück. Schickt sich Gottes Natur nur für die Subalternen, für die Vornehmen aber nicht?" — „Wie du wieder bist, Mann! Ist nicht Gottes Natur auch in den Zelten und im Hofjäger? In's Freie 'raus ist wohl hübsch, ja, und ich sage gar nichts dagegen, aber so zu Fuß mit Sack und Pack! — das schickt sich doch nicht mehr." — Er war bei guter Laune: „Nächstesmal wollen wir einen Wagen nehmen."

Sie nahm die gute Laune wahr und sagte: „Es ist mir auch schon recht, daß du lieber hier raus wolltest als nach Charlottenburg, denn da sind immer unterwegs die Soldaten und die Gendarmenoffiziere flankiren in den Gärten nach hübschen Gesichtern, und du hast schon recht, hier heraus kommen sie nicht geritten, weil's zu sandig ist und die vornehmen Equipagen nicht herfahren; aber sieh mal, unsere Kinder werden doch jezt größer, besonders die Adelheid. — Was siehst du denn so besonders dort hin?" — „Ich freue mich, daß die Adelheid so hübsch groß geworden



ist.“ — „Ist dir sonst was besonderes?“ — „Ja, ich habe Lust nach was Besonderem,“ nickte er, „denn ich bin durstig.“

Die Erklärung des Besonderen schwebte bereits herein. Adelheid kam aus dem Kruge mit einem Glase Weißbier. Wer ein Glas Weißbier, das Berliner große Glas, welches in der populären Sprache nicht mit Unrecht eine Stange heißt, gesehen hat, wie der Schaum, wenn es gut eingegossen ist, noch einige Zoll üben dem Rand stehen und der Porzellandeckel mit seinem Knopf am Rande des Glases schweben muß, und wer die Unebenheit des Weges und die Entfernung kennt vom Kruge bis zur Linde, der konnte sich über Adelheids Geschicklichkeit wundern. Ein Künstler würde sich gefreut haben, mit welcher Grazie sie das Glas trug. Die schönen Formen des Mädchens entwickelten sich bei jedem Schritt, und mit jedem Schritt trat sie, zuerst vorsichtig ausschreitend, sicherer auf. Als sie aber die Anhöhe unter'm Baum hinaufsteigend das Glas mit beiden Händen erhob und dem Vater zulächelte, glich sie wahrhaftig dem Meisterwerk des griechischen Meißels, der Hebe, die den Göttern die Schaale reicht.

„Daß dir's gut bekommt, Papachen!“ — Der Vater setzte an und leerte ein gutes Viertel mit Einem Zuge. Er reichte es der Tochter, weil sie als Botenlohn das nächste Recht habe. Sie nippte und reichte das Glas der Mutter. — „Ich mag nicht!“ Die Mutter mußte ja stricken. — „Alte, trinke! Schluck runter, was dich verdrießt!“ — Sie dürstete auch; sie wollte nur gezwungen nippen, aber sie trank. Den Unmuth hatte sie nicht ganz hinunter geschluckt, als sie das Glas zurückgab. — „Die Adelheid in den Krug zu schicken! Das ging wohl, so lange sie die Flechten im Nacken trug. Und weißt du denn, ob nicht Soldaten im Kruge sind!“

Der dritte August, oder die warme Sonne, oder das Spiel des Laubes mußte auf der Brust des Kriegsraths das Eis geschmolzen haben. Er fuhr die Frau nicht an, worauf sie doch gefaßt war, er sagte nicht, sie solle sich um das bekümmern, was sie anginge; er gab ihr Recht. Aussprach er es nicht, aber er zupfte die Lieblingstochter am Ohr: „Die Clara soll das Glas nachher zurückbringen und das Pfand einlösen.“ — „Vater, es sind im Krug keine Soldaten; aber den alten Major Rittgarten traf ich, den mit dem steifen Beine. Der läßt dir sagen, nach Tisch wolle er uns auf eine Tasse Kaffee besuchen. Er freute sich mich zu sehen, und freut sich noch mehr, mit dir ein halb Stündchen zu plaudern.“

(Fortsetzung folgt.)

Von der ligurischen Küste.

(Schluß.)

Den reizenden Weg von Marola nach Spezia, dem Schlußpunkte der Riviera di Ponente, legte ich zu Fuß in einer kleinen Stunde zurück. Mein Glücksstern wollte, daß ich eben an der Post ankam, als eine von Carrara kommende englische Familie sich unter der Führung eines alten Matrosen, der das Englische ziemlich geläufig sprach, zu einem kurzen Besuche der Merkwürdigkeiten des Städtchens und seiner Umgebungen anschickte. Mein Wunsch, mich anzuschließen, fand die freundlichste Aufnahme; wir traten sofort unsere Wallfahrt an und hatten nach einer halben Stunde die Kirchen, öffentlichen Plätze, Küstenpromenade und selbst den Orangengarten eines reichen Genuesers, welcher sich an den Golf von Spezia zurückgezogen, nach englischer Sitte im Sturm genommen, worauf die zwei Damen die kühlen Räume der Post und die Ruhe suchten, worauf wir Männer einige der »famoso sprugule« dieser Gegend in Augenschein zu nehmen beschlossen. „Sprugula“ nennt die hiesige Landessprache eine Schluchtung, Höhle, Grotte, wie man deren in der Umgebung von Spezia in großer Anzahl findet. Sie haben abwechselnd heidnische und christliche Namen, z. B. „die Grotte der Venus,“ „die Grotte der Nymphen,“ „die Grotte des h. Benedikt“ u. s. w. Die Nymphengrotte ist ohne Frage die zauberreichste dieser Sprugule; sie ist in den lebendigen Fels gehauen und hat die Worte »Nympharum domus« über dem von Rosen und Lorbeer umrankten Eingang. Enthusiastische Reisende behaupten alles Ernstes, Virgil habe seine Schilderung der „Nymphenwohnung“ (Aeneide I., 155 u. f.) hier kopirt und die Umwohner des Golfs glauben so fest daran wie an die in der Tiefe der Bai ruhenden unermeßlichen Schätze. Die schauerlichste und größte dieser Grotten ist die von Campostrino, drei kleine Miglien (anderthalb Stunden) von Spezia entfernt. Von der Hitze ermüdet, setzten wir uns auf eine kühle Felsenstufe am Eingange und es war uns, als hörten wir wildes Geschrei und Gezänk in der Tiefe, das mit einem dumpfen Brüllen wechselte; dann klang es wieder wie ächzendes Stöhnen oder wie das Zischen und Schrillen des Windes, der sich im Geklüfte Bahn brechen will. Zuweilen hörten wir deutlich, wie ein Wasserstrom unter der Höhle brüllte, gurgelte, an die Klippen prallte und sich in den Abgrund warf. Man glaubt allgemein, die Wasser, welche die Höhlen von San Benedetto und Campostrino durchbrausen, nährten die oben erwähnte Polla bei Marola.

Natürlich fehlt es nicht an Volksüberlieferungen, welche sich auf diese alten ton- und geräuschreichen

Grotten beziehen und der alte Matrose hätte den Pflichten seines Amtes schlecht genügt, wenn er uns nicht auf dem Rückwege einige dieser Sagen mitgetheilt hätte. Fast in allen spielte Venus, deren Name auf dieser Küste überall spuckt, die Hauptrolle; es war aber nicht die Liebesgöttin der Griechen, sondern die Venus des Mittelalters, die listenreiche, verrätherische „Abgöttin der Buhlerei,“ wie sie, wenn ich nicht irre, Paracelsus nennt, dort Zauberin, hier Gespenst, stets aber »a bewitching monstro,« wie unser Führer sich ausdrückte, „blutgierig wie ein Corse und eifersüchtig wie ein Türke.“ Die Engländer konnten sich bei dieser extravaganten Schilderung des Lachens nicht enthalten, was Gaetano fast übel nahm und nun, um sein Ansehen wieder herzustellen, mit dem, was er für seine beste Geschichte hielt, herausrückte.

„Es leben,“ begann der Führer, „noch am heutigen Tage Leute an der Küste, welche in einer schönen Sommernacht die Grotte der Venus prachtvoll erleuchtet sahen; die Millionen krystallisirter Körperchen, welche die Wände bedecken, funkelten in allen Farben der Edelsteine und die stets niederfallenden Wassertropfen blitzten wie Brillanten. Unsere »terrazzani,« welche diese prachtvollen Lichter sahen, sich aber wohl hüteten, an den Felsspalten empor zu klettern, erklärten sich diese Erscheinung in verschiedener Weise. Der eine behauptete, die „Hexe da droben“ werde wieder einmal Hochzeit halten; der andere meinte, die Bande eines gewissen Gabbiano (Möve), so genannt, weil er im Gebirg wie auf der See raubte und mordete, theile dort ihre Beute und lebe comm' una dogana (in Hülle und Fülle). Als das Frühlicht über Berg und See brach, stiegen die Beherztesten zur Grotte empor und fanden die Leiche eines jungen vornehmen Genuesers, dessen Boot den Abend vorher in dem Hafen der Venus eingelaufen war. Der Stich einer nadelfeinen Dolchspitze hatte ihm das Herz durchbohrt und keine Spur von Blut war zu sehen, ein sicheres Zeichen, daß es ausgesaugt worden. In derselben Nacht erkrankte zu Genua die junge Gattin des Ermordeten, die er erst vor wenigen Wochen geehelicht hatte; man ließ sie mehrere Tage in Ungewißheit über das Unglück, welches die Familie heimgesucht hatte; als aber die Leiche in den Palast gebracht wurde und die vor ihrem Bette knieende Mutter in Thränen zerfloß, ward die düstere Ahnung, welche sie seit der furchtbaren Nacht bedrängte, zur Gewißheit und Ein Todtengeläut tönte und Ein Grab öffnete und schloß sich für das unglückliche Paar. Der Sage nach aber hatte sich der schöne junge Mann früher von der listigen Zauberin in die Grotte locken lassen und ihr ewige Treue geschworen; indem er eine andere ehelichte, brach er sein Gelübde, und dieß rächt die Hexe stets in den ersten drei Wochen durch den Mord des Treulosen.“

Gaetano war, gegen die Sitte seiner Amtsgenossen, für die paar Lire, die wir ihm gaben, sehr dankbar und verschaffte mir obendrein einen, wie er meinte, spottwohlfeilen Platz in dem Wagen eines nach Genua fahrenden Vetturins, so daß ich zwar nicht Abends um zehn Uhr, aber doch drei Stunden später Angesichts der Annunziatakirche ausstieg und meinem nahen Gasthaus „zu den Prinzen“ entgegeneilte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Westschweiz, April.

(Schluß.)

Baron Grenus. — Festkalender.

Der alte Herr war sehr mildthätig, doch konnte er nichts weniger leiden, als wenn Leute ihn um eine milde Gabe für Arme ansprachen, die nach seiner Meinung selber hätten helfen können. Man erzählt, es habe ihn einmal eine elegante Dame besucht, um ihn um einen Lehnstuhl für einen armen Kranken zu bitten. „Mit größtem Vergnügen,“ erwiederte der alte Kauz, ergriff den nächsten besten Fauteuil und stellte ihn der Dame auf den Kopf, womit er ihren kostbaren Hut zu Grunde richtete. Die Dame machte jedoch gute Miene zum bösen Spiel und trug den eroberten Lehnstuhl auf dem Kopfe davon. Unser Sonderling besaß neben seinem Reichthum und seinen Wunderlichkeiten auch einen schönen Schatz von Gelehrsamkeit. Er hatte sich besonders den historischen Studien gewidmet und trat von Zeit zu Zeit als Schriftsteller auf, wobei er sich's jedoch zur Regel gemacht hatte, einige Zeit nach dem Erscheinen seiner Werke sämmtliche noch unverkaufte Exemplare zu vertilgen. Es versteht sich, daß Baron Grenus auch eine vorzügliche Bibliothek, reich an alten seltenen Werken, besaß. Unsere erbende Bundesregierung fand es angemessen, dieselbe im Aufstreich zu verkaufen. Außerdem war das große Haus mit kostbaren mathematischen und physikalischen Instrumenten, alten Waffen und Kuriositäten aller Art gefüllt; in einem Schranke fand sich eine Sammlung von mehr als tausend Schlüsseln, in einem andern mit schlechtverschlossenen, wurmstichigen Thüren etliche Säcke mit dreißigtausend Franken baaren Geldes. — Aus diesen aus unsern Zeitungen

zusammengelesenen Notizen über Baron Grenus können die Leser entnehmen, daß Genf an ihm einen Fellow hatte, so groß-artig närrisch, als je merry old England einen zu erzeugen im Stande war. Schon bei seinen Lebzeiten hatte Grenus mehreren gemeinnützigen und wohlthätigen Anstalten seiner Vaterstadt bedeutende Vergabungen gemacht. Die dankbaren Mitbürger haben nun beschlossen, ihm ein würdiges Denkmal zu setzen.

Der saftstrotzende Baum unseres schweizerischen Volkslebens scheint in diesem Jahr wieder besonders üppige Blüthen treiben zu wollen. Nahezu ein halbes Dutzend größere schweizerische Volksfeste werden vorbereitet, was Ihnen zum Beweis dienen soll, daß der Nordostwind der Preußen- und Kosakenfurcht noch nicht so scharf durch unsere Thäler wehen, daß dadurch die Knospen unserer Festsommervegetation besonders darunter zu leiden hätten. Zu Nutz und Frommen der Leser, welche etwa Lust haben, eine Sommerfahrt in unser Ländchen zu machen, will ich meiner Korrespondenz einen summarischen Festkalender anhängen. — Die Reihe der Volksfeste beginnt in Zürich mit der fünfhundertjährigen Jubiläumsfeier des Eintritts dieser Republik in den eidgenössischen Bund. Die bedeutendsten Momente des Festes, welches auf den ersten Mai angesezt ist, sind nebst den obligaten Gedächtnißreden und dem Propatriaessen (wobei nur Schweizer Weine getrunken werden dürfen) ein Extrafreischießen, ein großartiger, kostümirter Festzug, Feuerwerk und brillante Illumination; an den folgenden Tagen Kinderfeste im ganzen Kanton. — Dann folgt den 26. Mai das eidgenössische Offiziersfest in Basel. Ferner in Bern das Fest der schweizerischen Musikgesellschaft, welches vom 2. bis 4. Juli dauern soll. — Den 6. Juli beginnt das eidgenössische Schützenfest in Genf. Die reiche Stadt wird ohne Zweifel ihr Möglichstes thun, um den Fédéraux durch ein recht glänzendes und geschmackvolles Fest zu imponiren. — Den Festkalender beschließt das nur in sehr langen Zwischenräumen wiederkehrende berühmte Winzerfest in Vivis, jenem vom Himmel begünstigten Stückchen Erde am blauen Leman. Bis dahin (das Fest soll, wenn ich nicht irre, den 7. September stattfinden) wird hoffentlich allbort die Incompatibilitätenfrage verfurrt haben. Noch nie gesehener Pomp wird angesagt und für ein zureichendes Maaß von ungeheurer Heiterkeit bürgen die fröhlichen Wadtländer Mädchen und der goldene Rebensaft von Lacote und Lavaux. — Wir laden Ihre schönen Leserinnen und nicht minder Ihre geehrten Leser, welche das Bedürfniß fühlen in unserer frischen freien Schweizer Luft sich ein wenig von dem Dresdener Conferenzhöhenrauch, der sich über Deutschlands Fluren gelegt hat, zu erholen, freundlich ein, sich das, was ihnen am besten behagt, aus unserem Festkalender auszulesen und zu rechter Zeit die Eisenbahn unter die Füße zu nehmen.

Aus der Grafschaft Glaz, April.

(Schluß.)

Grafenort. — Der Graf von Herberstein. — Die Heuscheuer

Ich eilte über die Kreisstadt Habelschwert, die wenig Bemerkenswerthes bietet, nach dem lieblichen Grafenort, dem schönsten Dorfe der Grafschaft, mit all den Erinnerungen an den verstorbenen Reichsgrafen Hieronymus von Herberstein, der den Ort zu einem kleinen Paradiese des kunstsinnigen Stilllebens schuf. Auf sanfter grüner Rasenanhöhe erhebt sich das bethürmte großartige Schloß in alterthümlichem Style mit seinem reichen Ahnensaale und jenem Theater, welches lebhaft an das in Wilhelm Meisters Lehrjahren erinnert. Durch später hervorragende künstlerische Persönlichkeiten, wie Seydelmann, Luise v. Rovée, v. Holtei u. a., welche hier zum erstenmal die Breter betraten, hat sich der übrigens kleine, unscheinbare Tempel Thaliens wenigstens eine Erwähnung in der Geschichte des deutschen Theaters verdient. Dieses Schloßtheater war für den Grafen Hieronymus bis in's Greisenalter ein Mittelpunkt seines Lebens- und Kunstgenusses, sobald er in Grafenort sein schlesisches Jahr verlebte. Er wohnte nämlich abwechselnd eilf Monate auf dem dortigen Schlosse und eilf Monate auf dem zu Eggenberg in Steiermark, welche beide Herrschaftssitze unter seinen vielen Gütern des Vorzugs seines regelmäßigen Besuchs genossen. Der zwölfte Monat des Jahrs war auf Reisen des Grafen gerechnet. So oft er nach seinem Arkadien an der Neiße mit steirischen Günstlingen und Dienern zurückkehrte, war das ansehnliche Dorf wie die ganze Umgegend mit neuem Lebensgenusse erfüllt. Sein immer reger Sinn für die Erhöhung äußerer Lebensschönheit wußte in Schloß und Park immer Neues zu schaffen, und von Zeit zu Zeit nahm Karl v. Holtei die gräfliche Gastfreundschaft in Anspruch, und half zu neuen Ideen und Planen. Der alte Graf war ein Freund der Opposition und stritt sich mit seinem theatralischen Mignon so lange herum, bis ein ernsteres Zerwürfniß beide wieder auf eine geraume Zeit trennte. Wer Holteis „Briefe aus und nach Grafenort" und seine „Vierzig Jahre" kennt, muß sich für Grafenort lebhaft interessiren, auch ohne den reizenden Landsitz selbst zu kennen. Seit dem Tode des gräflichen Theaterfreundes ist vieles dort anders geworden. Sein Sohn erbte die ansehnlichen Herrschaften, nicht aber seine besondern Neigungen, Schwächen und Launen. Der jetzige Graf besucht Grafenort nur bisweilen auf kurze Zeit; er ist weniger dem Idealen als dem Realen zugeneigt, daher mehr ein Freund der Oekonomie und des Nützlichkeitsprinzips als der schönen Künste. Das Theater steht verödet, die reiche Garderobe ist verkauft, der herrliche Park am Schlosse und die dahin führenden Alleen sind gelichtet, und nur den vortrefflichen Treibhäusern und dem herrlichen Blumenflor scheint noch besondere Pflege gewidmet zu werden. Aber dem neuen Grafen wird mehr Humanität und allgemeine Gerechtigkeit nachgerühmt, als sein Vater, bei seinen Bizarrerien, Schwächen und persönlichen Begünstigungen, gegen die Gutseinsassen gezeigt haben soll.

Zum Schlußpunkte meiner dießjährigen Streifzüge wählte ich die Heuscheuer, wohin ich nordwestlich den Weg über die kleine Stadt Reinerz mit ihrem nahen ländlichen Bade nahm. Es ist ein eigenthümliches, ja unheimliches Gefühl, welches den Wanderer in jener Gebirgsregion beschleicht, wo die schwarzgrauen Sandsteinkämme, mit ihren phantastischen Felsgestalten, von düsterem Nadelholze umflochten, den umherschweifenden Blick in Anspruch nehmen. Als hätten Giganten hier Berge zertrümmert, so liegen die gewaltigen grotesken Steinmassen auf der Hochebene der Kolonie Karlsberg verstreut, von der man zu dem Knoten- und Höhenpunkte des Heuscheuergebirgs aufsteigt. Der wunderbare Berg, das Kabinetsstück der Grafschaft, dicht an der Grenze Böhmens, mag zugleich als eine seltsame königliche Domäne gelten, deren Ertrag im Zolle besteht, den die zahlreichen Besteiger entrichten müssen. Dafür ist aber auch alles Mögliche für die Kultur dieser merkwürdigen Hieroglyphe der wahrscheinlich jüngsten Schöpfungsepoche geschehen. Zwischen den wüsten Felszerklüftungen, an schwarzen Abgründen vorüber, über schroffe steile Wegstücke führt eine bequeme Felstreppe zum Gipfelplateau der Heuscheuer, welches ein gastliches, geräumiges Schweizerhaus krönt. Von hier fliegt über thurmtiefe Abgründe der Blick entzückt hier hinüber nach Böhmen mit den Klosterstädtchen Braunau und Politz, dort hinüber nach den reizenden Gefilden, in denen Wünschelburg und Albendorf liegen, und dann durchwandert der Fuß das seltsame Felsenlabyrinth der Höhe, welches mit seinen grotesken Massen die tiefere wie die oberflächliche Betrachtung auf's Mannigfachste beschäftigt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 105. Freitag, 2. Mai 1851.

Eheu! capillis turpe fluentibus
Germana virgo deposuit rosas!
Jac. Balde.

Ein Traum in Walhalla.

Noch um die schönste Zeit ist's eben,
Noch ging die Sense nicht zu Feld,
Noch grünt der Wälder frisches Leben,
Noch ist der Frühling in der Welt;
Sein Höchstes hat er erst entfaltet,
Indem die Rose er gestaltet.

Es blüht, als gält's ein ewig Blühen,
Als sollt' es immer Frühling seyn,
Die Tage wollen nicht verglühen,
Sie glüh'n noch in die Nacht herein,
Als ob sich Früh- und Abendröthe
Die Nachbarhand im Norden böte.

O Frühling, der zum Festgepränge
Sein Feierkleid sich selber webt,
Der im Geleit der Düft' und Klänge
Hochsprossend auf zum Himmel strebt,
Der Wunden selbst, vom Sturm geschlagen,
Mit Blüthen weiß zu überragen,

O, daß ich deinem Bild entflöhe!
Du mahnst mich an mein Vaterland,
Das auch auf solcher Lebenshöhe
Mit seiner Dichtung Glanze stand,
Die herrlich aufgeblüht vor allen,
Um nun zu welken, zu verfallen!

„Du Volk, das hell, wie Sonnenblitze,
In's Buch der Weltgeschichte schrieb,
Du, das aus jeder Kerkerritze
Ein frisch Gewächs zum Lichte trieb,
Soll's deinem Genius nicht gelingen
Mit neuer Kraft sich aufzuschwingen?"

So neige fragend ich die Stirne
Tief in der Zukunft dunkle Nacht,
Indeß die Welt, die frohe Dirne,
„Freut euch des Lebens!" um mich lacht,
Und fern entflieh' ich ihren Lauten
Zum ernsten Wald, dem stillvertrauten.

Nur eine Nacht in deinem Schooße,
Du Alter, laß mich träumend ruh'n,
Nur einen Ausblick auf die Loose
Des künft'gen Liedes laß mich thun;
Du sahst Jahrhunderte verrauschen,
Auf deine Weisheit will ich lauschen.

Und sieh, zu hohen Tempelwänden
Bau'n sich die Eichenstämme auf,
Es ruht mit ihren fernen Enden
Des Himmels Sternenhalle drauf,
Und feierlich hör' ich von außen
Der Vorzeit Strom vorüberbrausen.

Bekanntes, heimathliches Quellen!
Du trägst mein Volk auf deinem Strom,
Es führen deine hohen Wellen
Die deutschen Barden in den Dom,
Die Namen mit dem Ruhmesglanze,
Die Häupter mit dem Dichterkranze.

Willkomm, du Sänger ohne Namen,
Der laut die Sagenharfe rührt,
In seiner Dichtung eh'rnem Rahmen
Ein ehern Volk vorüberführt;
Zu Boden fühl' ich mich gerungen
Vom Heldenlied der Nibelungen.

Da zieht in männlich edler Tugend,
Ein Abbild frommer deutscher Treu,
Es zieht wie ewig schöne Jugend
Der Sänger Parcivals vorbei,
Vorbei der Sänger jenes holden
Gedichts von Tristan und Isolden.

Vorüber zieht in lichtem Kleide,
Im goldnen Haar ein duftig Reis,
Herr Walther von der Vogelweide,
Verkündend holder Frauen Preis;
Sie nahen all mit treuem Sinne
Die Sänger süßer Frauenminne.

Mir ist, als priesen heil'ge Chöre
Das wunderthät'ge Grab des Herrn,
Als sängen sie zu deiner Ehre,
Maria, schöner Morgenstern,
Als säh' ich über dir mit Prangen
Die Weihnacht jubelnd aufgegangen.

Auch euch, ihr trotzigen Gestalten,
Die ihren Fürsten ohne Scheu
Vor's Aug' die Sündentafel halten,
Den Herren und der Clerisei,
Seh' ich in höhnisch tollen Massen
Den Fasching treiben durch die Gassen:

Seh', wie die Menge Volks und Adels
Ein Mann im Narrenschiff verschließt,
Und wie die Pfeile seines Tadels
Reinecke Fuchs, der Spötter, schießt,
Der Schalk im wohlbekannten Bilde,
Der Eul' und Spiegel führt im Schilde.

Ich sehe dich, du Schreck der Kutten,
Du „Mönchlein" mit dem Muth von Erz,
Und neben dir den Ulrich Hutten,
Das kühne deutsche Männerherz,
Wie mit der Wahrheit Flammensprache
Ihr kämpfet für der Freiheit Sache.

Und wie ein Stern am trüben Himmel
Erglänzt und leuchtet unverzagt
Der Einz'ge, der aus dem Gewimmel
Des Meistersangs so herrlich ragt,
Der, von der Muse ächt begeistert,
Die Leyer wie den Leisten meistert.

Auch du, mit deinem frommen Munde
Erscheinst mir, göttliches Gemüth,
Dem aus des Glaubens tiefem Grunde
So heiliger Gesang erblüht,
Wie du beginnst des Liedes Pflege
Im Lied: „Befiehl du deine Wege."

Und dir mit frohem Gottvertrauen
Folgt eine treue Sängerschaar,
Der Kirche Heiligthum zu bauen
In frommen Liedern, schlicht und klar,
Und von des Lebens Truggesichten
Zu Gott die Seele heimzuflüchten.

Ein Barde naht in heil'gen Locken,
Mit Feierkleidern angethan,
Und wie erhab'ne Osterglocken
Schlägt er die trunk'ne Harfe an
Zum Hochgesang der Messiade,
Der Christen frommer Iliade.

Aufsteht ein Mann mit heller Stirne,
Es tritt vor seine Nation
Aus seinem leuchtenden Gehirne
Der Nathan und Laokoon,
Und des Jahrhunderts beste Geister
Seh' ich umringen diesen Meister.

Der Sängeraar hat sich geschwungen,
So hoch des Ruhmes Sonne scheint,
Der Dichtung Höchstes abgerungen
„Dem Geiste, welcher stets verneint,"
Des Lebens „schwankende Gestalten"
In ew'gen Bildern festzuhalten.

Mit ihm zu Einem Sonnenstrahle
Vereint der Deutschen treuster Sohn,
Das Sängerhaupt der Ideale,
Der Liebling seiner Nation;
Nachtönend lebt auf tausend Zungen,
Was er von Freiheit hat gesungen. —

Mit euch zur höchsten Höhe steigen
Sah ich der Dichtung gold'nen Stern;
Mich dünkt, schon will er abwärts neigen,
Und fern blieb ihm die Menge, fern,
Und nicht gediehen ist zum Frieden
Das Licht, das ihr der Welt beschieden.

Es streckt, wie wilde Feuerbrände,
Der Krieg die Arme hoch empor,
Im eig'nen Blut befleckt die Hände
Der Bruderzwist, der alte Thor,
Und schleppt vor seine Tribunale
Der Freiheit reine Ideale.

Wann wird „der Geist herniedersteigen,
Ein Sänger und ein Held zugleich,"
Und singt im lezten Schlachtenreigen
Sein Lied zum lezten Schwertesstreich,
Um endlich „auf der Menschheit Höhen"
Mit einem freien Volk zu gehen? — —

So höre ich, erwacht zum Tage,
Noch tönen, was ich träumend sprach,
Es hallt der Wald von meiner Frage,
Doch keine Antwort tönet nach,
Und ungetröstet kehr' ich wieder
In's schwüle Leben harrend nieder.

J. G. Fischer.

Der dritte August.

(Fortsetzung.)

„Ich will gar nichts dawider gesagt haben, Alter, daß du durstig warst und mal einen guten Trunk nehmen wolltest," sagte die Frau, als die Tochter fortgehüpft war; „meinethalben mochtest du sie auch schicken, aber thu doch die Augen auf! Sie wächst ja aus den Kleidern raus und wir thun noch immer, als ob sie ein Kind wäre." — „Ist geboren in der Nacht, wo der neue Gendarmenthurm einstürzte," sagte der Kriegsrath; „das vergißt sich nicht und läßt sich leicht ausrechnen." — „Nun ja, siehst du, für uns kann sie immer noch ein Kind seyn, aber was sollen die Leute draußen sagen? Die kurzen Röckchen — das geht doch wirklich nicht mehr." — Nach einer kurzen Pause sagte der Vater: „Soll andere Kleider bekommen, hab's schon in meinem Etat mir zurecht gelegt."

In solcher nachgiebigen Laune war er seit Jahren nicht gewesen. Ein Eisen muß man schmieden, so lange es heiß ist. „Sie spricht auch noch manchmal wie ein Kind," sagte die Frau. — „Ist dir das wieder nicht recht? Soll ich das auch anders machen?" — „Du nicht, Alter, nein, aber die Erziehung. Die Nähschule und die andere, — nun ja, bis jezt ging es, aber wir sind doch nun was anderes. Das bischen französisch, das ist ja gar nichts. Sieh mal des Inspektors Töchter, die über uns wohnen, wie parliren die schon! Und wovon sprechen sie nicht, wenn sie in Gesellschaft sind! von römischer Geschichte, und Bonaparte und Afrika, und von dem Dichter Schiller wissen die Tischlertöchter drüben ganze Gedichte auswendig. Mir ist da oft zu Muthe, als müßte ich mich verkriechen, weil ich davon nichts gelernt. Nein, ich bin eine alte Frau, oder werd's doch werden, aber um die Adelheid thut's mir oft in der Seele weh, wenn sie so gar nicht mitsprechen kann. Nicht einmal einen Roman hat sie gelesen, und ein einziges mal ist sie in der Komödie gewesen. Gott sey Dank, sie hat Mutterwitz, daß sie's ihnen geben kann, und darum behält sie Respekt. Aber, lieber Mann, französisch muß sie lernen, und ein bischen auf dem Klavier klimpern, und vor allem tanzen."

Der Vater paffte dreimal heftig und schlug sich auf den Schenkel: „Tanzen soll sie nicht lernen! und Romane und französisch parliren und klimpern auch nicht! Daß dich! Ich werf's zum Fenster hinaus, wenn ich was attrappire! Und — in die Tanzschule schicke ich sie absolut nicht!" — Sie ließ ihn sich erholen. „Da hast du auch ganz recht, Alter," hob sie ihre Maschen zählend wieder an, „und sie wird ohnedem tanzen lernen, denn sie hat ein Geschick dazu, wenn sie nur erst in einem guten Hause ist. Aber sie wird doch älter, und einmal wird sie doch heirathen müssen. Der Sohn vom Hofbronzeur, der möchte sie gern haben; die Eltern haben was hinter sich. Nun ja, wenn du sie dem geben willst, da braucht sie nicht mehr zu lernen."

Der Vater sagte nach einer Pause: „Sie konnte ihn ja nie leiden." — „Und weißt du, was die Jette sagt? Sie hätte doch bei vielen Herrschaften gedient, aber eine solche Mamsell wäre ihr noch nicht vorgekommen; die stäche manches Fräulein aus, auch manche Gräfin hätte nicht so feine Art. Du bist doch nun einmal Kriegsrath und wir müssen in Gesellschaften. Sollen wir die Adelheid immer zu Haus einschließen? Du siehst es freilich nicht, wie sie zu uns raufgaffen, wenn sie am Fenster strickt, und ich hab's dir nicht sagen wollen: vom Bäcker nebenbei, oben auf dem Boden, kann man in unsere Schlafstube sehen. Da steigen die jungen Herrn vom Kammergericht, die beim Bäcker wohnen, hinauf und sehen runter, wenn wir Licht anmachen. Seit ich's weiß, darum hab' ich dir die dicken Vorhänge abgeschwazt. Aber willst du sie immer behüten?" — Der Kriegsrath antwortete nicht.

„Du hast schon ganz recht," fuhr die Frau fort. „Wenn wir sie in Gesellschaft führen, da wird's ein großes Gaffen geben, und die Herren werden um sie schwenzeln. Aber ich weiß doch nicht, Alter, ob sie da besser daran ist, wenn sie nicht französisch kann und nicht Klavier spielen, und wenn die Leute endlich merken, sie ist ein Gänschen, mit der man schon was aufstellen kann, oder —" Der Kriegsrath war aufgestanden. Die Pfeife stellte er an den Baum, seine Frau nahm er unter den Arm. Sie gingen unter den Linden auf und ab und er klopfte ihr auf den Arm: „Du bist schon eine kluge Frau." Sie hatte gesiegt, mehr noch, er erklärte sich für besiegt. Sie waren einig, daß Adelheid Unterricht erhalten müsse, um in der Welt aufzutreten. Weniger einig waren sie über das Wie. „Davon ein andermal," sagte der Kriegsrath. Aber sie hielt plötzlich inne und sah ihn groß an: „Alter, dahinter steckt noch etwas anderes. Gestern Abend kamst du nachdenklich nach Haus und dreimal fragtest du nach der Pfeife, und das leztemal hattest du sie schon zwischen den Beinen. Und heute Morgen noch — ja, da ist was los! Sonst hättest du auch nicht so schnell nachgegeben."

Der Kriegsrath sah seine Frau scharf an, aber nicht unfreundlich: „Christiane, es ist was los!

Eigentlich sollte man Frauen so was nicht sagen, bis es gewiß ist, aber ich weiß, du plauderst nicht. Der Geheimerath Lupinus von der Vogtei —" — „Wird kassirt," fiel sie ein, „weil die Gefangenen die Fensterscheiben eingeschlagen haben!" — „Es ist möglich, daß er sein Amt verliert oder seine Entlassung nehmen muß," korrigirte der Kriegsrath. „In diesem Falle gedenkt Seine Excellenz der Herr Justizminister —" — „Dir — dir, Mann!" rief sie verwundert. „Siehst du wohl, was Connexionen machen! Ich weiß es von mehr als einem, wie dir der Herr Justizminister gewogen sind!" — „Ich verdanke ihm meine Stellung, das weiß ich. Eigentlich wäre es nun nicht meine Carrière, aber Excellenz haben die gute Meinung von mir, daß ich der rechte Mann wäre, um dort die Zucht und Ordnung herzustellen." — „Du nimmst doch an?" — „Still!" gebot ein fast drohender Blick. „Die Sache mit Lupinus ist noch nicht entschieden. Und wenn, soll ich mir wieder neue Feinde und Neider machen? Denn wie viele Würdigere würden durch mich zurückgesetzt!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Eröffnung der Prag-Dresdener Eisenbahn.

Wie ein Monatsrosenstock seine Blüthen, so bringt jezt unser Dresden mit jedem neuen Mondlauf seine Festfreuden. Ich habe schon wieder einer Feier zu erwähnen, dießmal sogar einer mehrtägigen und mehrseitigen, die sich außer der unsrigen noch auf eine nachbarliche Hauptstadt, und dazwischen auf eine Strecke von zwanzig Meilen ausdehnte, zugleich aber mit politischer Demonstration von derzeitig loyalster Art verbunden war. Die Zeitungen haben Ihnen die Kunde davon längst zugetragen; denn es galt ja der festlichen Eröffnung der Prag-Dresdener Eisenbahn. Hier unten im irdischen Bereich war Glanz darüber ausgebreitet, desto weniger von oben. Der alte jüdische Wetterbringer Jehova (oder „Jahwa," wie ein hiesiger Gelehrter den Namen ausspricht) scheint diesen neuesten christlichen Schöpfungen nicht gerade hold zu seyn, oder wenigstens den unchristlichen Geiz, der die gewinnreiche Schienenfahrt, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, nicht bald genug beginnen kann, einigermaßen züchtigen zu wollen. Bei der Einweihung der Leipzig-Dresdener Bahn sah man den schwarzbefrackten Festredner zum Schluß seines Vortrags mit Schneeflocken überzuckert. Auf der schlesischen blieb die Eröffnungsfahrt gar in einer Windwehe stecken, und ein Spottbild, das die Passagiere, zum Theil kenntlich porträtirt, durch Gestöber und Schneetiefen zurückwatend darstellte, blieb zur allgemeinen Belustigung noch lange nachher ausgehängt. Bei der Schlußsteinlegung an der jüngst beschriebenen Gölzschthalbrücke im vorigen Herbst goß auf die Redner und Festsänger, Regierungs- und Bauleute der Regen in Strömen herab. Am Sonntag den 6. April, als die auserkorenen Dresdener, von denen schon Abends zuvor des drohenden Himmels wegen Einzelne wieder zurückgetreten waren, zum erstenmal in festlich geschmücktem Zuge nach Prag fuhren, erschienen am Morgen die Dächer und Bäume weiß; keine Stunde des Tages sollte ohne Schnee oder Regen vorübergehen, und noch den ganzen folgenden Tag, der die Prager und Wiener hieher brachte, blieb die Luft so kalt und trüb, der Weg so naß und kothigt, daß der Gang zu den Festanstalten beim neuen Interimsbahnhof einige Ueberwindung kostete. Lockender waren ein paar Abende zuvor die gern herumgezeigten Einladungskarten erschienen, welche die österreichischen und sächsischen Behörden vertheilt hatten. Die fremde Karte stach mit ihrem sinnvoll zierlichen Schmuck den einheimischen Erfindungsgeist aus. Aus einem anständig großen, goldberänderten Couvert mit Doppeladler und Rundschrift auf gelben Papiersiegel schob sich eine elegante weiße Glanzpappe, mit goldener Schrift, hellbraunen und grauen Bildern bedruckt; oben zwischen Füllhörnern, Aehrenbüschel und Lorbeerzweig die Büste der Austria, gleich der Cybele mit der Mauerkrone, ein kleines Burgthor auf dem Haupte, zu beiden Seiten die Miniaturbilder der Dresdener und Prager Brücke, umrahmt mit Flechtwerk und anderem Zierrath; unter diesen Bildern in größerer Goldschrift „k. k. österreichische Staatsbahn," und hinter den Buchstaben wie in weitester Ferne ein Dampfwagenzug; der untere Raum ausgefüllt mit grauem, silberberändertem und durchschnörkeltem Grund, darauf in der Mitte in kleinerer Goldschrift die Einladung zur feierlichen Eröffnung u. s. w., links und rechts in ovalen Medaillons die sitzenden Figuren der Saxonia und Bohemia mit ihren Wappen. Das Ganze machte den Eindruck eines kleinen Kunstwerks *, und erwarb sich ungetheilten Beifall. Dagegen zeigte die sächsische Karte, die zugleich zum Theater und in die hiesigen Sammlungen einlud, außer der technisch vorzüglicheren Purpur- und Goldschrift nur die beiderseitigen Wappen, von Zweigen umgeben, übrigens bedeutungslose, graue und goldene Schnörkel. Wirkungsvoller war troz des trüben Himmels Nachmittags der Festschmuck der Straßenräume und Häuserfronten in den dem Bahnhof nächsten Gassen an der Grenze der See- und Wilsdruffer Vorstadt. Die Bahnbehörde hatte für grüne Behänge und Gewinde, am Ausgang der Stadt auch für umwundene Flaggenstangen gesorgt, und manche Bewohner der ersten Stockwerke auch in italienischer Weise die Fensterbrüstungen mit Teppichen behängt. Reicher noch prangte vor der zugeströmten gaffenden Menge der Festschmuck der Bahnhofgebäude selbst.

(Fortsetzung folgt.)

* Andere Kunsterzeugnisse hat die wechselseitige Beschenkung der Bahndirektionen hervorgerufen, böhmischerseits eine große Karte der Bahnlinie in schönstens verzierter Kapsel, sächsischerseits ein Album mit heimathlichen Landschaftsbildern, Gölzschthal u. s. w.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 106. Sonnabend, 3. Mai 1851.

Quae conventio Christi ad Belial?
Paulus
ad Corinth.

Die Pariser Bilderläden.

(s. Nr. 69—71.)

IV.

Paris ist das moderne Babel, der Centralsitz europäischer Lasterhaftigkeit, die hohe Schule aller giftigen Verfeinerung und der beste Tummelplatz für jede Verwilderung des Gemüths. Paris ist außerdem der Hauptherd des revolutionären Feuers, das Europa verwüstet, ein Laboratorium der Empörung sowohl gegen die bestehende Ordnung der Staaten als auch gegen die ewigen Gesetze der sittlichen Welt, ein Inbegriff alles unseligen Sinnens und Beginnens und gleichsam ein ungeheurer Tempel Satans auf Erden. Das ist Paris für manche schlichte, unverdorbene Seele in Yorkshire und Hinterpommern, in der Urschweiz und andern Urländern, und die schlichte Seele hat so Unrecht nicht. Dieses Paris ist kein Phantom, keine Vogelscheuche einer reizbaren Einbildungskraft; ich hab' es gesucht und hab' es leibhaftig befunden, hab' es in der Nähe und im Nachtkleid gesehen, hab' es behorcht, betastet, befühlt, kurz, so weit es mir möglich war, studirt und so manches davon ausgeplaudert. Ich glaube also daran, ich glaube, und ich weiß aber auch, daß es noch ein anderes Paris gibt, das mit diesem nicht nur nicht die mindeste Aehnlichkeit hat, das sogar das vollkommene Gegentheil desselben ist. Das moderne Babel ist auch das moderne Jerusalem, in dem bildlich christlichen Sinn des Wortes, ein Uebungsplatz für jede Art religiösen Lebens, eine unvergleichliche Anstalt des Wetteifers und der Aufmunterung für alle Werke der Nächstenliebe, ein Schauplatz wunderbarer Geduld und Ausdauer in unsäglichem Leid, der Schooß und die Stätte zahlreicher Ansiedelungen, für deren Bewohnerinnen unverbrüchliche Enthaltsamkeit bis zum Tode von jeder irdischen Freude und die strengste Kasteiung die Summe alles Glücks und aller Befriedigung hienieden ausmachen, ein Mittelpunkt apostolischer Sendungen in alle Theile des Erdballs, mit Einem Wort, eine christliche Stadt, wie es vielleicht keine zweite und sicher keine bessere gibt.

Am 24. Februar dieses Jahrs strömte das tolle Volk, das niemals weiß was es eigentlich thut, dem Bastilleplatze mit Immortellenkränzen zu, um die Wiederkehr des Tages zu feiern, der seinem Wahn zufolge der Anfang einer neuen Weltgeschichte und wie der erste Stein einer goldenen Zukunft war. Der 24. Februar ist für Tausende und aber Tausende, ja für Millionen ein Ausgangspunkt unermeßlicher Hoffnungen, die alle in dem mehr oder minder klar bewußten Glauben wurzeln, daß die Verheißungen, die das Jenseits betreffen, schon diesseits des Grabes verwirklicht werden können und verwirklicht werden müssen. Es nahm sogar der Oberhirte der Hauptstadt an dieser Wallfahrt Theil und manche Stimmen des Tadels wurden laut über diesen Schritt, den man mit dem von dem Erzbischof an die Geistlichkeit des Sprengels von Paris erlassenen Verbote, sich in die Politik zu mischen, im Widerspruche fand, der aber als vollkommen gerechtfertigt erscheint, da auf dem Bastilleplatze nicht bloß eine politische Handlung vollbracht, sondern auch ein Akt der Pietät geübt wurde und dieser durch die Gegenwart des Erzbischofs und den Empfang, den er von dem Volke erfuhr, einen religiösen Charakter erhielt, der ohne Zweifel eher zur Dämpfung als zur Steigerung der politischen Leidenschaft beitrug. Wo den Todten, wenn es nur ohne

unsittliche Kundgebungen geschieht, ein frommes Zeichen der Anerkennung gespendet wird, da ist der christliche Priester an seinem Platze, und wenn ein Theil der Ehre, welche den Todten zugedacht war, auf ihn zurückfällt, so kann das nur Wohlthat, nie ein Aergerniß seyn.

Während aber auf dem Bastilleplatze das Volk unter den Auspicien seines geistlichen Oberführers die Todten der Freiheit ehrte, wurden andere Todte auf andere Weise an einem andern Ort geehrt. Hinter dem Pantheon, in einem Stadttheile, wo von dem Gewühle, Gesumme und Getreibe der modernen Babel keine Spur zu entdecken ist, in einer einsamen Straße, wo man um neun Uhr Abends nur hie und da in einer niedern Bude ein kümmerliches Lichtchen dämmern sieht, in der Straße, die den Namen der heiligen Hirtin Genovefa trägt, steht ein Haus, von Nonnen bewohnt, die in strenger Abgeschiedenheit sich durch Fasten, Beten, Wachen und Kasteien der Sühne der in der Welt und namentlich in der Weltstadt Paris tagtäglich vorkommenden Frevel gegen das Mysterium der Eucharistie geweiht haben. Dieses Haus, wo auch andere Damen zum Theil als förmliche Insassen (pensionnaires), zum Theil als Miethsleute wohnen, hat, wie sich von selbst versteht, eine Kapelle, und diese gewöhnlich öde Kapelle, wo sonst nur die Eltern und Verwandten einiger der gottgewidmeten Einsiedlerinnen zu knien pflegen, um dem meist eintönigen, aber trotz der Eintönigkeit oft zum Herzen dringenden, oft herzerhebenden Gesange zu horchen, der hinter dem Gittervorhang klar hervordringt und zuweilen die Stimme einer Tochter, Schwester, Nichte oder auf ewig getrennten Freundin den in der Kapelle horchenden verräth — diese Kapelle war am 24. Februar wegen einer außerordentlichen Festlichkeit außerordentlich geschmückt und außerordentlich gefüllt. Diese Festlichkeit war keine revolutionäre, oder wenn man will, war sie eine Feier der Erneuerung jenes großen friedlichen Umschwungs, der vor mehr als achtzehn Jahrhunderten begann und den Sieg der menschlichen Seele über die Tyrannei der Natur bezweckte.

Eine Novize, die ihr Lehr- und Prüfungsjahr beendet hatte, legte ihre ewigen Gelübde ab. Nach dem Hochamte, das von dem hie und da lieblich erhabenen Chorgesange der Nonnen begleitet war, wurde der Vorhang aufgezogen und die Profession begann. Das neuaufzunehmende Mitglied der Gemeinde stellte das Gesuch um den Eintritt in den strengen Orden; das Gesuch wurde gewährt; sie wählte zwischen den weltlichen Kleidern und dem Klostergewande, zog lezteres vor, vertauschte den weißen Novizenschleier mit dem schwarzen, der den unwiderruflichen Tod für das Leben und die Welt bedeutete, legte hierauf mit gebrochener, oft erstickter Stimme die vier lebenslänglich bindenden Gelübde ab, und das vierundzwanzigjährige Mädchen machte sich hiemit anheischig, den Rest ihrer Tage in den Banden der ursprünglichen, äußerst schweren Regel des heiligen Benedikt hinzubringen. Nach einer Reihe von Ceremonien, deren Bedeutung minder hervorsprang und deren Wirkung minder erschütternd war als das Ablegen des Gelübdes, wurde das Grabtuch über die neue Benediktinerin ausgebreitet, das Kyrie eleyson angestimmt, mehrere Engel und Heilige um Fürbitte angerufen und „Selig sind die Todten“ einfach und ernst gesungen.

(Fortsetzung folgt.)

Der dritte August.

(Fortsetzung.)

Die Frau Kriegsräthin wußte sehr viele Gründe, warum er annehmen müsse; sie wußte, daß er ganz zu dem Posten befähigt sey, denn daran zweifeln, hieße ja an der Autorität seines hohen Vorgesezten zweifeln; der werde es doch am besten wissen, wozu er tauge, und um die andern kümmere sie sich gar nicht. „Und,“ schloß sie, „du würdest dann auch Geheimer —“ — Sie erschrack und verschluckte das Wort. „Aber —“

Aber einig wurden sie doch. Die Adelheid sollte französisch lernen und ein Lehrer im Hause angenommen werden für Geographie und Geschichte, und was sonst so nöthig erscheint, damit man nicht dumm in der Gesellschaft ist; dazu gab der Vater die Einwilligung. Klavierspielen — auch das, und Aesthetik? Ja, Gellert, und auch Bürger, und vor allen der treffliche Gleim! Er kannte alle seine Preußenlieder auswendig. — „Mann! Mann!“ rief die Mutter, „da lächeln sie über uns. Sie sprechen immer nur über Schiller und Goethe und Tiedge. Die muß sie kennen lernen!“ Gegen Schiller hatte der Kriegsrath nichts einzuwenden, die Königin liebte diesen Dichter und er hatte erfahren, daß auch der König sich einmal günstig über ihn geäußert. Auch Goethe ließ er passiren, sein Götz von Berlichingen hatte ihm wunderbar um's Herz geklungen. „Solche eiserne Hand thäte unserer Zeit noth!“ — Aber Tiedge! der sollte ja extravagante Ideen haben, und die ganze junge Schule sollte unsittliche Grundsätze predigen. Darüber wußte die Mutter nicht Auskunft zu geben; sie hatte nur gehört, daß er ein frommes himmlisches Gedicht geschrieben, das Urania heißt, und ein anderes, das die verkehrte Welt heißt. Dieses sey nicht so gut, dafür sey er aber der Verfasser von sehr hübschen moralischen Kindermährchen. Das übrige, meinte sie, was sich für junge Mädchen schicke, werde wohl der Lehrer am besten wissen. — Damit war auch der Vater einverstanden; auch daß

Adelheid in bessere Gesellschaft gebracht werden sollte. Nur über die Familien, wo man sie einführen wollte, war man im Streit. Endlich schloß der Vater: „Meinethalben wo du willst, denn du kennst die Frauen besser als ich; nur nicht wo sie Romane findet und Offiziere."

Mit einem Schlag auf die Schulter rief da eine Stimme hinter ihm: „Und warum keine Offiziere, alter Schwede? — Willst am Ende auch mit mir nicht mehr umgehen? Meinst ich könnte deine Tochter verführen? — So seyd ihr Menschen vom grünen Tisch und hinter den Büchern! laßt euch einen Schreck vom ersten besten einblasen, und weil ihr nicht die Augen aufzuschlagen wagt und dem Ding in's Gesicht zu sehen, vermeint ihr es sey Wunder was. Ich sage dir, wer nicht der Gefahr entgegen geht, der ist schon halb verloren. Wo wäre Friedrich, wenn er nicht drauf los ging? Was wäre Preußen, wenn wir abgewartet hätten, bis die Oesterreicher und die Franzosen und die Russen den siebenjährigen Krieg anfingen? Daß wir nicht die Hände in den Schooß legten, daß wir nicht abwarteten, bis der liebe Gott es so schickte, daß wir in ihr Gespinnst drein schlugen, eh's zum Netze für uns ward, das hat uns Glück gegeben und stark gemacht und groß. Wäre der alte Fritz ein Duckmäuser gewesen, und hätte gewartet und gelauert, bis die andern angriffen, dann hätte der liebe Gott ihm auch nicht beigestanden, und was aus unserem Preußen geworden, das weiß der Teufel."

Ein herzlicher Handschlag folgte dem Schulterschlag. Da sagte die Frau Kriegsräthin: „Reden Sie meinem Mann nur ein wenig in's Gewissen rein, Herr Major; 's thut zuweilen Noth, wenn er gar zu zipp ist. Sonst ist's ein guter Mann. Und zu Tisch bleiben Sie doch unser lieber Gast? Es wird gleich angerichtet." — „Danke schönstens, Frau Kriegsräthin, habe meinen Speckeierkuchen schon im Kruge verzehrt, aber ein Gläschen Wein, da ich so was im Korbe flimmern sehe, und auf des Königs Gesundheit, das schlägt ein guter Soldat und Unterthan niemals aus."

Der Invalide konnte doch nicht lange stehen; zu dem einen Schemel unter der Linde wurde ein zweiter gerückt, und als die Wirthin sich empfahl, um in der Küche nachzusehen, dampften schon zwei Pfeifen. — „Es kann doch nicht dein Ernst seyn," sagte der Kriegsrath; „denn wer kennt besser unsere Offiziere als du!" — „Freilich kenne ich sie, ich habe sie jedoch auch gekannt, als sie noch andere waren. Aber das weiß ich auch, je mehr ihr euch von ihnen zurückzieht, um so schlimmer wird's. Auch die Soldaten waren noch nicht so arg, da Friedrichs Auge noch über sie wachte. Doch das thut's nicht allein. Wenn ihr nicht vor ihrem Anblick liefet und die Thüren zuschlüget, wo einer nur von fern sich blicken läßt, wenn ihr ihnen offen entgegen trätet, ein ernstes Wort mit ihnen sprächet, so würdet ihr manches anders finden, als ihr denkt. Sie sind auch Menschen, aber wenn ihr sie nur als Vogelscheuchen betrachtet, das macht sie wild und boshaft."

„Aber du gibst mir doch recht, daß man ein junges Frauenzimmer vor den Offizieren wahren muß, vor allen eines, das noch unerfahren ist?" — „Da schlägst du dich selbst. Ein junges Frauenzimmer, das sich zu benehmen weiß, läuft weit weniger Gefahr als eines, das schon vor Schrecken aufschreit, wenn's einen Federbusch sieht, weil die Mama ihm gesagt, es solle sich davor in Acht nehmen wie vor einem Raubthiere. Denn das sind unsere jungen Offiziere, wenn's auch nicht mehr die alten sind, doch nicht. Ich sag's gerad heraus, ihr Herren von der Feder und die andern, ihr habt sie verderben helfen. Warum macht ihr ihnen überall Platz und weicht vor ihnen zurück, wo ihr's nicht nöthig hättet? Ist's nicht eine Schande, wenn ein alter Kriegsrath oder ein ehrenwerther Kaufmann mit grauem Haar vor einem Lieutenant oder gar einem Fähnrich ausweicht? Wo steht's denn geschrieben, daß es so seyn soll?"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Ritter. — Stahl.

Wenn es um die Presse in der Metropole der Intelligenz nicht so gut steht, als es stehen sollte, so bieten die Akademie und die Universität Erfreulicheres dar, obwohl auch ihr Stern, wie es scheint, im Erbleichen begriffen ist. Die Veteranen der Wissenschaft vermindern sich von Tag zu Tage. Links Tod ist Ihnen bereits gemeldet worden, dasselbe wird in Bezug auf Lachmann und Jacobi der Fall seyn. Jacobi wurde bis zum Jahr 1848 sehr gern bei Hofe gesehen, obwohl er sich durch ein äußerst ungenirtes Wesen bemerkbar machte. So z. B. vergaß er den ihm verliehenen Orden anzuheften, wenn er zu Hofe ging. Als er eines Tags in der Eile der Abreise nach Potsdam den Orden in die Tasche steckt, um ihn während der Fahrt anzuheften, vergißt er auch dieses mal sein Vorhaben und zieht ihn zum Anheften erst hervor während eines Gesprächs mit

dem König. Im Jahr 1848 ließ er sich mit der Linken ein, und das hatte für ihn bald eine Menge von Verdrießlichkeiten zur Folge. Als ihn darauf der österreichische Minister unter sehr vortheilhaften Anerbietungen nach Wien berief, Jacobi um seine Entlaßung aus preußischen Diensten einkam und man ihn nicht entlassen wollte, soll er als erste Bedingung seines Bleibens die aufgestellt haben, daß er ferner nicht mehr chikanirt werde. Uebrigens zieren doch noch eine Menge berühmter Namen die Thüren der Auditorien im Universitätsgebäude, so daß der Fremde leicht in Verlegenheit kommt, welches Auditorium er zuerst betreten soll. Mich führte der erste Gang zu Ritter. Er las allgemeine Geographie und war gerade bei dem Abschnitte von den Meeresströmungen. Ein tiefgefurchter, durchgearbeiteter Kopf mit hoher Stirn und freien Gesichtszügen; das Auftreten einfach und anspruchslos; der Vortrag ziemlich frei, ruhig und gemessen, nur die Sache vorführend, frei von allen Sprüngen und dialektischen Mitteln. Die Strömungen von Osten nach Westen, so nahm er den Vortrag der vorigen Stunde wieder auf, sind das Gängelband der Völker, daher der Zug der Völkerwanderung, der Lauf der Geschichte von Osten nach Westen u. s. f. Die Meeresströmung führt nicht von China nach Amerika, wohl aber umgekehrt, daher konnte Amerika nicht von China aus entdeckt werden. Das Meer führt von China nach Japan, vom nördlichen Asien nach dem nördlichen Amerika, daher die alte Verbindung von China und Japan, des nördlichen Asiens und des nördlichen Amerikas. Englands Lage ist in Bezug auf die Strömungen eine vorzugsweise günstige, daher England der Sitz des Handels und Verkehrs. In dieser Weise wurde eine Welt von Thatsachen vorgeführt, und eine Welt von Gedanken ergab sich daraus wie von selbst. — Ich hatte Stahl noch nicht gesehen, wohl aber viel von ihm gelesen, und war um so begieriger den Mann persönlich kennen zu lernen, dessen Staatsrecht einst auf meine Studien einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hatte. Ich sollte das Gegentheil von Ritter sehen. Eine kleine Figur mit orientalischem Gesicht, weißer Halsbinde, schwarzem Haar, blassem Gesicht und kleinen, stechenden Augen; die Aussprache jüdisch, der Vortrag äußerst geschäftig, bald auf dieses, bald auf jenes überspringend. Bei Ritter klassische Ruhe, der seiner selbst sichere Gedanke, bei Stahl emsige Dialektik, bald aus diesem, bald aus jenem entlegenen Winkel den Beweis herholend. Bei Ritter nicht die Spur von Tendenz, hier nichts als Tendenz. Bald wird England gelobt, um französische Institutionen zu bekämpfen, bald wird auf Frankreich hingewiesen, um Maßregeln der Gewalt zu vertheidigen.

Ich denke nicht daran, den Charakter Stahls beurtheilen zu wollen, weil ich ihn nicht kenne, aber darüber glaubte ich am Ende der Stunde im Reinen zu seyn, daß vermöge dieser Dialektik sich auch just das Gegentheil von dem beweisen lassen müsse, was bewiesen worden war. Stahl kann seine Abstammung nicht verläugnen, er ist überall mit seinem zersetzenden Verstande bei der Hand. Die meisten jüdischen Schriftsteller befinden sich im Lager der Opposition, um das Bestehende zu kritisiren; Stahl kritisirt vom entgegengesetzten Lager aus die Opposition; bei Lichte besehen wird auf beiden Seiten leeres Stroh gedroschen, weil eine Sache von uns nur dann wahrhaft reformirt werden kann, nachdem sie ein Eigenthum unseres Gemüthslebens geworden ist. Stahl gehört der neupreußischen Partei an, von der Herr v. Arnim behauptet, sie sey weder neu noch preußisch.

Dresden, April.

(Fortsetzung.)

Eröffnung der Prag-Dresdener Eisenbahn.

Neben dem sächsischen Weiß und Grün, dem böhmischen Weiß und Roth, dem österreichischen Schwarz und Geld der Flaggen wehte auch ein bayerisches Weiß und Blau, sey's unserer Königin, oder dem gleichfalls schon durch Dampfschiffahrt verbundenen Nachbarlande zu Ehren. Aber das längst verfehmte Schwarzrothgeld fehlte, dessen frühern Sinn, die deutsche Einigung, gerade die Eisenbahnen am ersten und besten herbeiführen werden. Die großen dynastischen Buchstaben am Bahnhof, F. A. und F. J., soll der Humor der österreichischen Ankömmlinge, statt neben unserm Friedrich August ihren Franz Joseph erkennen zu wollen, schnellfertig „für Alte, für Junge" gedeutet haben. Die Ankunft selbst erfolgte nach achtstündiger Fahrt * bald nach sechs Uhr Abends. Beim Aussteigen aus den 27 Wagen ertönte von Blasinstrumenten die Melodie der Kaiserhymne; Hofequipagen rollten mit den österreichischen und sächsischen Prinzen und andern hohen Häuptern dem Innern der Stadt zu, wie hier gewöhnlich, ohne lauten Freudenruf der Umstehenden; eine Menge Carrossen und Droschken folgten, und einzelne mit dem Ueberrock auf dem Arm vorbeischlüpfende Fußgänger erzählten im Fluge, sehr contrastirend zur hiesigen stillen Einfahrt, mit welcher lebhaften Begeisterung sie in Prag, besonders beim Festspiel im Theater begrüßt worden. Hier drückte sich ein stummes Willkommen in den Statuen und Gewächsen aus, womit man im Harmoniegebäude Hausflur und Treppe eiligst zu einem Wintergarten umgeschaffen hatte. In dem gleichfalls festlich geschmückten, mit des Königs Büste gezierten Hauptsaal wurden gegen neun Uhr die Oesterreicher von der Stadt Dresden, unter Betheiligung vieler Einheimischen, mit einer glänzenden Abendmahlzeit bewirthet. Man sah hier von den Prinzen, Marschällen und Ministern bis zu den Stadtverordneten herab alle höhern Schichten der Gesellschaft und einen großen Theil der mitteleuropäischen Völker, sogar Oesterreichs Nachbarn, die Türken, in zwei von Wien gekommenen Gästen mit rothem Feß vertreten. Welch eine Erscheinung! Solche Tataren in der friedlichen Dresdener Beamtenheimath! Kaum vierzig Jahre sind es her, daß hier: „vor des Türken Wüthen bewahr' uns" rc. in der Bußtagslitanei gebetet wurde. Jetzt stimmten diese Türken — ob sie sich dem Weingenuß accomodirt haben, weiß ich nicht — aber sie stimmten in die Toaste auf unsere christlichen Monarchen ein. Zu Huldigungen den neuen Verbündeten gegenüber gab es da für beflissene Einheimische die erwünschteste Gelegenheit, obgleich damit die Thatsache contrastirte, daß man, während die Dresdener Gäste zu Prag in anständige Privatwohnungen aufgenommen worden waren, hier dagegen die Prager und Wiener, die sich freilich meist länger aufhalten wollten, in die Gasthöfe gewiesen hatte. Man soll zuvor von Seiten der Behörden wirklich bei den höhern und reichern Familien Umfrage gehalten, aber leider kaum zehn zur Aufnahme einzelner Gäste bereit gefunden haben. Noch stärker offenbarte sich neulich diese Ungastlichkeit bei der österreichischen Einquartierung. Während im Jahr 1849 die Preußen, einzelne polnische Heerestheile etwa ausgenommen, fast durchweg von den Familien selbst beherbergt und verpflegt worden waren, so daß sich zwischen Wirthen und Gästen ein trauliches Verhältniß entspann und oft noch lange nachher im Briefwechsel fortgesetzt wurde, konnte man jetzt überall die Frage hören: „wohin geben Sie denn Ihre Oesterreicher? Was zahlen Sie für den Mann beim Gastwirth?" Nur wenige Familien des Mittelstandes hatten ihre Soldaten selbst eingenommen.

(Fortsetzung folgt.)

* Dem festlichen Aufenthalt auf den Stationen wird die dießmal ersparte, künftige Grenzzollberichtigung und Besichtigung ungefähr gleichkommen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 107. Montag, 5. Mai 1851.

Sie sehen mir gar zu brav, gar zu preußisch aus!

Lessing.
Minna von Barnhelm.

Der dritte August.

(Fortsetzung.)

„Wenn ihr ihnen nicht immer das Feld ließet," fuhr der Major fort, „und das Maul hieltet, sondern gradaus den jungen Herrnchen die Wahrheit sagtet, nun ja, einer oder der andere würde einmal übel anlaufen, aber im Ganzen würde es anders, wenn sie wüßten, daß sie unter den Civilisten auch ihren Mann finden. Wie die Gelegenheit Diebe macht, so nöthigt ihr sie ja, wenn ihr ihnen immer parirt, euch Streiche zu versetzen. Das ist überall so, wo junges übermüthiges Volk zusammen ist. Den Leichtgläubigen binden sie Lügen auf, und wen sie zag sehen, den schüchtern sie ein. Drum dominiren jezt die Uniformen, wo sie mit den Fracks zusammenkommen, oder was noch schlimmer, die Civilisten ziehen sich zurück, und die trennen sich immer mehr, die doch bestimmt sind zusammenzuhalten als Brüder und Glieder eines Volkes."

„Es ist seltsam, einen alten Offizier so reden zu hören." — „Es war nicht alles gut unter dem großen König, aber es war anders. Sein Auge war ein Etwas, was das träge Blut in Bewegung brachte. Er war überall, wenn er auch nicht zugegen war. Man stellte sich vor, wenn man etwas that, oder unterließ, daß der König es gesehen haben könnte, man fragte sich, was er wohl dazu gesagt, wie er geurtheilt hätte, und das gab eine Disciplin, die nicht verschrieben wird, und kein Kommando macht sie. Er war ungerecht; ja, er ist es oft gewesen. Aber wer von ihm litt, der sezte einen Stolz darein, daß er litt; er dachte sich: eigentlich weiß es Friedrich jezt wohl, daß er dir Unrecht gethan, aber er kann's oder mag's nicht ändern, um der Autorität willen oder aus Eigensinn. Dieses Gefühl that denn wohl, wie das Kreuz pour le mérite auf der Brust. Man litt für seinen König und durch seinen König, und man dachte, der König weiß es auch und trägt vielleicht noch schwer daran." — „Den Orden trägst du auch." — „Den, daß ich ein Bürgerlicher war! Leiden läßt sich schon tragen, das viele Hunderte mit uns tragen. Bei Torgau fiel der Major, der mein Bataillon kommandirte, schon der dritte, der mir vorgezogen war. Er fiel auf den ersten Schuß. Ich kommandirte nun, es war nun einmal kein anderer da, und nahm das Fichtenwäldchen. Die Herren gratulirten mir schon. Dießmal komme ich doch nicht zu früh, Herr Major? sagte der alte Ziethen, der an mir vorüberritt. Kam doch zu früh. Der junge Kapitän — was soll ich in meinem Groll einen Ehrenmann nennen! — der kurz vor Ausbruch des Krieges noch Page beim König war, ward Major auf dem Schlachtfeld und erhielt nachher als Oberst das Regiment. Hatte es gewiß verdient, hatte sich tapfer gehalten, und was konnte er dafür, daß die Uebermacht auf ihn fiel und ihn aus der Schanze trieb? Friedrich wußte es, hatte ihn vom Pferde stürzen sehen, überreiten und wieder aufsitzen; so war er blutend zu den Seinen zurückgekehrt."

„Jedermann gibt dir das Zeugniß, daß du es verdient hättest, Rittgarten. Ich habe viele brave Offiziere gesprochen, die so dachten." — „Wer sagt denn, daß es Friederich nicht auch dachte? Aber er hatte mich zweimal übergangen; wenn er es nun zum drittenmal anders machte, strafte er sich ja selbst. So wird der König gedacht haben, und darum avancirte ich nicht auf dem Schlachtfelde. Er ließ mich

nachmalen fragen, ob ich nicht ein paar Freibataillons kommandiren wolle, die sich damals über der Elbe bildeten, und hatte wohl die Absicht, daß ich dann avanciren sollte. Ich ließ mich gehorsamst bedanken für die gnädige Attention, mein ganzes Leben aber wäre regulär gewesen und so möcht' ich's auch gern zu Ende bringen. Da hat Friedrich gelacht, ich weiß es: „der ist ein Starrkopf, so soll er's haben!" — Siehst du, das war so viel für mich als ein Orden! — Nachher hat er mich wohl vergessen. Aber ich habe noch einen Orden von ihm." — „Du?"

„Es war sein Sterbejahr. Mir ahnte es; da hatte ich keine Ruhe mehr. Wenn ich ihn noch einmal sehen könnte! Hatte längst meinen Abschied, wie du weißt. Jezt war ich nun Major, ein Invalidenmajor. Reiste nach Potsdam und ging nach Sanssouci hinaus. Das Glück wollte mir wohl. Ein alter Kammerdiener, den ich kannte, ließ mich auf die Terrasse. Es war ein sonniger schöner Nachmittag, wie heut, nur noch schöner; es spielte so was wie von Duft in den Orangenbäumen und die Sperlinge zwitscherten. Der König saß an der offenen Glasthür in seinem Lehnstuhl, den Pelz übergedeckt. Sie wollten ihn zum leztenmal die Luft dieser Erde recht frisch kosten lassen. Vor sich sah er da, was er geschaffen hatte, und darüber hinaus den blauen Himmel, den der liebe Gott geschaffen hat. Die Kiefernwälder in der Ferne bewegten sich. Mir war's als hätt' ich beten mögen, und ich muß auch wohl die Hände gefaltet haben. Wollte stehen bleiben da in dem Winkel, wo die Hunde begraben liegen; da klopfte der Wachthabende, der mir's wohl ansah am blauen Ueberrock, daß ich auch Soldat gewesen — oder hatte es ihm der Kammerdiener gesagt? — er klopfte mir leis auf die Schulter: „Gehen Sie nur immer vor und sehen sich Ihren König noch einmal an, er schläft fest. Wer weiß ob er wieder erwacht!" Er stieß mich sanft vor. — Das war ein eigen Gefühl. Mir klopfte das Herz, wie da ich zum erstenmal in's Feuer kam; aber zugleich war mir so ruhig, so sonntäglich zu Muth. — Nun stand ich vor ihm, nicht zehn Schritte entfernt; die Sonne wollte eben hinter die Bäume sinken. Gott weiß was ich dachte; einmal war's mir, als würde er, wenn die Sonne sinke, auch die Augen schließen, und dann würde es Nacht werden und alles, was er geschaffen, mit ihm versinken. Und das Gesicht des Schlafenden! Was lag darin! Herr du mein Gott, was konnte Einer darin lesen! Die Lippen bewegten sich ganz leis, als spräche er im Traume; nun schlug er plötzlich das große Auge auf; er sah mich. Ich stand wie eingewurzelt, den Hut preßte ich in der Hand und hätte mögen in die Erde versinken. Da öffnete er die Lippen: „Ihn kenne ich auch — bei Torgau — vergeß Er mich nicht!" Er sah mich wohl wie im Traume, der vor ihm gaukelte, denn er schloß die Lippen wieder; nur die Finger machten eine leise Bewegung. War's ein Wink für mich, oder was war es? Da hob das Glockenspiel in Potsdam an, die Sonne war hinter die Bäume gesunken, der Schatten fiel auf den großen König, und ich weiß nicht mehr wie ich fortkam."

(Schluß folgt.)

Die Pariser Bilderläden.

(Fortsetzung.)

Der Beruf zum beschaulichen Leben oder doch zu streng geregeltem Zusammenseyn und Zusammenwirken in züchtiger Gemeinschaft ohne eigentlichen Abschluß gegen die übrige Welt, wie dieß bei den mannigfachen Orden der Hospitaliterinnen der Fall ist, scheint übrigens sehr verbreitet, denn die Zahl der Klöster, die in jener Gegend zwischen dem Pantheon und St. Sulpice gelegen sind, ist keineswegs gering und uniformirte Frauen aller Farben, so wie Jesuiten, Dominikaner, irische Ordenspriester sind in besagtem Revier zu Haus. An der äußersten Grenze desselben, gegen die profanere Welt zu, befinden sich nun mehrere Bilderläden, die ausschließlich Darstellungen religiöser Gegenstände enthalten. Die eigentlichen Kunstwerke bilden unter denselben eine geringfügige Minderheit, und Guido Reni nimmt mehr Raum ein als Rafael; aber man kann daselbst die verschiedenen Arten und vielleicht auch Abarten des religiösen Eifers in der Pariser Gesellschaft studiren und in Erfahrung bringen, bis zu welchem Grade die Unarten und Verirrungen, welche die weltliche Kunst der Gegenwart in ihren untern Schichten wenigstens, doch gewiß nicht allein in den untern Schichten verunstalten, auf dem Gebiete der religiösen Plastik sich wiederholen.

Wir werden da zuerst ohne große Mühe gewahr, daß die mystische Seite des Christenthums der Pariser Andacht ganz besonders zusagt und daß manche Legenden und Meinungen, deren Annahme wohl erlaubt ist, aber nicht gefordert wird, bei dem gläubigen Publikum der französischen Hauptstadt in hoher Gunst stehen. So sehen wir verschiedene Lithographien, die sich auf die Anbetung des Herzens Jesu beziehen, andere die auf die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau anspielen, bekanntlich eine nicht zum Dogma erhobene, aber von den Jesuiten häufig verfochtene Ansicht vieler Theologen; wieder andere, die das Wunder von Rimini zum Gegenstande haben. Diese Bilder sind in Paris namentlich unter dem gemeinen Volke ziemlich verbreitet, haben indessen stärkeren Absatz in der Provinz und im Ausland, namentlich in Belgien und Spanien, wie dieß der spanische Text

neben dem französischen unter dem Bilde deutlich anzeigt. Sie sind zum großen Theile ganz unkünstlerisch, die größere Hälfte unbeholfen, einige aber sauber ausgeführt. Fast alle, und nicht bloß die den erwähnten Klassen angehörigen, sondern auch sämmtliche Heiligenbildnisse, die Scenen aus dem Leben und namentlich der Jugend Christi, die Erinnerungen an erbauliche und merkwürdige Momente der christlichen Heldengeschichte, kurz alle, die klassischen ausgenommen, leiden an demselben Gebrechen, an derselben Sünde, möchte ich noch lieber sagen, die uns an so vielen andern Bildwerken, und namentlich an Bildwerken lüsterner Art aufgefallen ist. Ich meine die Sünde der Absichtlichkeit, und wie bei jenen erotischen Sachen etwas Gezwungenes, Gewaltsames und gewissermaßen Fanatisches die Anstößigkeit des Themas noch erhöht, so gibt bei diesen Hülfsmitteln der Andacht, bei diesen Ausflüssen oder Begleitern einer religiösen Gesinnung eine ungeschickte Ueberschwenglichkeit der heiligen Stellungen und Geberden Motiren, die an sich höchst rührend und lobenswerth sind, den Charakter des Anstößigen. Es ist hier wie dort eine Ueberspanntheit, wodurch hier das Gute dem Schlechten ähnlich, dort das Schlechte schlechter wird; nur machen die einen Bilder eine um so verderblichere, die andern auf das Publikum, für das sie bestimmt sind, eine um so bessere Wirkung; was das ästhetische Gefühl verliert, gewinnt am Ende das Gemüth, und ich kann, was mich betrifft, den Aerger eines großen Dichters nicht theilen, der es der Frömmigkeit nicht vergab, daß sie mit so mittelmäßiger Waare im Fache der Schnitz-, Maler- und Steinmetzenkunst vorlieb nimmt.

Bei weitem mehr als mit diesen mannigfaltigen und durch einen gemeinsamen Zug doch sich gleichenden Blumen und Blümchen einer kindlichen oder auch kindischen Auffassung der Religion hat die Kunst mit den Bildnissen zu schaffen, die in den gegenwärtig uns beschäftigenden Bilderläden ausgehängt sind. Da begegnen uns Kupferstiche neben Steindrücken, und manches Blatt hat wirklich einen höhern Werth. So gibt das Porträt des Pater Lacordaire eine sehr entsprechende Idee von dem feurigen und geschmeidigen, liebevollen und sinnigen, regeltreuen und phantasiereichen, unterwürfigen und scheinbar ungezügelten Genius des beliebten und angefeindeten, gefeierten und verdächtigten Dominikaners, der den glühendsten Wünschen der Zeit das Wort redet, über manche ihrer verwegensten Bestrebungen den Segen spricht, Kinder, Arme und Frauen, ohne sie ängstlich nach Taufschein und Beichtzettel zu fragen, massenweise in's Paradies einläßt und die irdische Liebe als holdes Gleichniß der Liebe Gottes braucht. Wir finden ihn wahrhaft und lebendig wieder in diesem ovalen, edel geschnittenen Kopf, in der breiten und hohen Stirn, diesem freundlichen, klugen, von einem ironischen Anflug berührten, nicht sowohl ruhigen als beruhigten, verständig beschaulichen Gesicht; wir sehen gleichsam tief hinein in diese reiche, sonnige, von reiner Liebe entbrannte Seele, die den alten, unabänderlichen Gott mit der neuen, immer wechselnden Welt versöhnen und verbinden will, und hören diese gewinnende Stimme, die ein vortreffliches Werkzeug einer so sanften, lockenden, ermuthigenden, den Schwächen der Zeitgenossen so liebenswürdig entgegenkommenden Religionslehre und so zu sagen das sinnliche Zeugniß ihrer Aufrichtigkeit ist.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Vorlesungen. — Klukel. — Ronge. — P. Gavazzi.

Die Stadt ist voll Menschen und die große Ausstellung ist noch ohne Einfluß auf diese Fülle; in Picadilly drängt sich Wagen an Wagen und Soiréen, »at homes« finden an allen Ecken und Enden statt. An Vorlesungen fehlt es natürlich auch nicht. Da ist erstlich die Royal Institution, wohin die englischen Damen strömen, um ihre Köpfe mit antediluvianischen Thieren anzufüllen, über die ihnen Professor Forbes allerlei neue Dinge, ihre Nahrung und häusliche Lebensweise betreffend, mittheilt. Kürzlich hat Professor Baden Powels von Oxford eine Reihe von Vorlesungen über Astronomie und die Theorien hinsichtlich des Equilibriums unserer kleinen Weltkugel in der „London Institution" begonnen und wird einige Monate hier verweilen, um den Beaumonde ganz und gar in eine Atmosphäre von Illumination zu tauchen, gegen die selbst dieses furchtbare »meeting of all nations« und das bevorstehende tausendjährige Reich nicht aufkommen können. Ronge spricht Sonntags um sechs Uhr im Princessintheater gegen den Papst und Pater Gavazzi donnert zuerst Morgens in Hannover Square in den dortigen Concertzimmern, und dann um zwei Uhr im Princessintheater noch einmal gegen die Schlüssel des heiligen Petrus, während Doctor Wiseman am andern Ufer der Themse, in St. Georgs Kapelle beweist, daß der Weg zum Himmel nur durch Rom führt. —

Welche bunte Mischung doch in einer Stadt von zwei Millionen, die der heterogenen Elemente so viele in sich faßt, ein einziger Sonntag bietet! Welche Verschiedenheit der Nationalitäten, der Meinungen, und der Lebenswege! Schon in diesem bunten Bilde spiegelt sich das große Weltproblem ab, das in der Verschiedenheit die Einheit will, so wie der Thautropfen im Sonnenglanze sein einfaches Weiß mit buntem Farbenspiel vertauscht. — Ferner hielt Kinkel Vorlesungen. Ein so bedeutendes Talent hatte sich bis jezt noch nicht auf englischen Boden verirrt. Ob er wohl die Engländer lehrt, daß unsere Spekulationen in den Wolken auch auf das Irdische ganz tüchtige Strahlen zurückwerfen können? Jedenfalls macht Kinkels Persönlichkeit einen sehr guten Eindruck, und sein freundliches, artiges Wesen und sein feiner Takt im geselligen Leben tragen dazu bei, diesen Eindruck zu befestigen. Seine Schriften sind den Engländern noch ganz unbekannt, werden aber jezt schon Leser und Uebersetzer finden.

Die bleiche Furcht vor der Alien-Bill schleicht durch die Straßen, und die Flüchtlinge, diese ewig wandernden Juden des Jahrhunderts, knöpfen sich bereits fester in ihre Paletots ein und richten den Blick nach Westen, wohin ja die große Völkerbewegung von jeher ihren Wanderstab gelenkt, damit einstmals die Erde zu einem großen Ganzen werde. Struve und Amalie reisen ab, nicht aus Zwang, sondern aus freiem Willen, weil die Erde sie hier nicht nährt. Und da komme ich noch einmal auf Ronge und seine Vorlesungen. Seine Rednergabe ist nicht bedeutend, seine Sprache nicht fein, sein Vortrag nicht gewinnend. Auch fehlt es ihm an logischem Zusammenhalten des Stoffes; er springt vom Sterne im Morgenlande, in dem er eine Allegorie des Christenthums, d. h. des Fortschrittes der Civilisation durch die Wissenschaft erblickt, auf den Jehova der Juden, die Kreuzzüge und den Handel an der italienischen Küste im Mittelalter über, und schließt damit, daß er durch die Wissenschaft, oder durch das Christenthum, was bei ihm dasselbe scheint, einen einigen Gott aus den Göttern der einzelnen Völker hervorgehen läßt, und diesen Gott aus der unerreichbaren Ferne des Himmels, wohin man ihn gebannt, auf die Erde herabführt, wo er stets um und mit uns zu finden sey. So viel steht fest, daß er nicht der Mann ist, eine neue Weltreligion zu gründen. Der Wille, wie stark er seyn mag, reicht in solchen Dingen nicht aus, wenigstens nicht zum Schaffen oder Aufbauen, höchstens zum Umstürzen. Sein Antagonist, der Pater Gavazzi, macht bessere Geschäfte und lockt ein Auditorium zusammen, das ihn zum vermögenden Manne machen wird. Seine Ausfälle gegen den Papst, seine Stellungen, seine Grimassen und plumpen Späße haben für den gemeinen Engländer ungemeinen Reiz und man sieht auf allen Gesichtern das Vergnügen, das diese ihnen so fremde Erscheinung verursacht. Es ist der Schauspieler vor dem Altar, der Mimiker in der Kutte, so eine Art Mönch, wie Schiller ihn in seinem Wallenstein uns vorführt, und dieß ist in heutiger Zeit, wo man so wenig Naturwüchsiges sieht, und der grobe Humor fast ausgestorben scheint, allerdings eine für die Massen anziehende Erscheinung. Seltsam ist es aber, daß die Engländer sich Sonntag Nachmittags nach dem Princessintheater begeben, um ihn zu hören. Was ist in London aus dem heiligen Geiste geworden, der über dem Sonntag, wie Cerberus an den Pforten der Hölle, wachte! — Pater Gavazzis Vergangenheit wird uns folgendermaßen erzählt. Bei der Nachricht vom Aufstande in Mailand und der Niederlage der Oesterreicher in der Lombardei wurde in Rom ein Fest gegeben, bei welchem die Studenten den beredten Priester ergriffen und ihn auf ihren Schultern nach dem Pantheon trugen, damit er den in Mailand gefallenen Patrioten eine Leichenrede halte. Von da beginnt seine Laufbahn als Herold der Freiheit. Das dreifarbige Kreuz wurde jezt an seine Kutte befestigt, und er trägt es noch jezt. Im Colosseum sprach er wochenlang zu dem versammelten Volke, und machte es zur Arena republikanischer Manifeste.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, April.

(Fortsetzung.)

Eröffnung der Prag-Dresdener Eisenbahn.

Von der Würde der kirchlichen Feier in Bodenbach, wo ein Leitmeritzer Vikar in einer offenen Kapelle am Altar fungirt und Bahn und Maschine mit Gebet unter Kniefall der Umstehenden eingesegnet hatte, * dann von dem bengalischen Flammenspiel im großen und kleinen Tunnel bei Tetschen, von dem stattlichen Aussehen der bei den meisten Stationen aufmarschirten böhmischen Nationalgarden, von der beispiellosen Riesengröße des spanischen Saales auf dem Hradschin und seiner Prachtbeleuchtung mit mehr als 3000 Wachskerzen, von den Genüssen des dortigen Diners, dem jubelnden Antheil des Publikums beim Festspiel im Theater, den Erfrischungen, Damentoiletten und Saaldekorationen (unter andern einer künstlich hergestellten Cascade), der nächtlichen Festversammlung auf der Sophieninsel, von dem glänzenden Luxus und Comfort in den meisten Privatwohnungen, von der Menge der Wagen und Fuhrwerke, die den Gästen von der Ankunft bis zur Abfahrt zur Verfügung gestellt waren, von dem allen wurde viel und mit Befriedigung erzählt. Unter den mitgebrachten Drucktexten zeigte sich das „Festspiel" zwar nicht so ganz verunglückt, wie jene früher beschriebene Poesie zu unserer fürstlichen Vermählungsfeier; aber die Erfindung, ein Hochzeitfest böhmischer und sächsischer Landleute, wobei Vater und Sohn manchmal überklug politisiren, und zulezt ein Wanderer mit eintritt, der sich als Genius des Fortschritts offenbart und den Hochzeitleuten verpredigt, diese Erfindung muß durch die Darstellung, die Mundart, und noch mehr durch die mitgebrachte Stimmung der Zuschauer bedeutend gehoben worden seyn, um die beschriebene Wirkung hervorzubringen. Ich las diesen Text zufällig gleichzeitig mit den Fragmenten aus Lenau's Don Juan in diesen Blättern. Da ist auch österreichische Musenkunst; aber welch ein Abstand zwischen Lenau, Grün und diesem Prager! Höchst drollig sind seine für die Darstellung gegebenen Anweisungen, die auch das Selbstverständliche breit und nicht ohne Provinzialismen auskramen. Dagegen sind die Inhaltsauszüge der Oper von J. Kittl, Direktor des Prager Conservatoriums, so kurz und abgerissen, daß sie Niemand verstehen kann, der nicht das ganze Stück gesehen hat; gleichwohl war von diesen „Franzosen vor Nizza" nur die Ouvertüre und der zweite Akt aufgeführt, alles übrige mit jenen zwanzig Zeilen Drucktext ergänzt worden. Das beste des ganzen Theaterabends mögen die zehn Landschaftsbilder gewesen seyn, die man zur Vergegenwärtigung der Bahnfahrt schließlich vorführte. Zur Erwiederung des Prager Theatergenusses wurde hier der Stolz der Dresdener Bühne, der Prophet, vorgeführt; die ältere Eisenbahn war der jüngern zu Hülfe gekommen; man hatte, da Tichatscheck auf Gastspiel verreist ist, schnell einen Breslauer Tenoristen herberufen. Vor der Oper sprach die Bayer-Bürck einen kurzen Prolog von dem jüngst gefeierten Th. Hell; aber die Dekoration dabei ist hinterher mehr besprochen, als der Text gelesen worden.

(Fortsetzung folgt.)

* Der katholische Klerus weiß sich den Fortschritten der Zeit anzuschmiegen und auch neue Seiten des Volkslebens in sein Bereich zu ziehen. Von der evangelischen Kirche habe ich noch nicht gesehen oder gelesen, daß sie sich an der Einweihung der neuen Verkehrswege betheiligt oder die Sonntagsfeier gegen die Lockung zu Lustfahrten gewahrt hätte.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 108. Dienstag, 6. Mai 1851.

Hic pietatis honos!
Virgil.

Die Pariser Bilderläden.

(Schluß.)

Neben dem Pater Lacordaire sind die vorzüglichsten Prediger der Hauptstadt und von den Prälaten der Provinz diejenigen zu sehen, die in den kirchlich politischen Kämpfen der Gegenwart als die einflußreichsten Leiter und die beherztesten Streiter sich erwiesen haben, hier der glaubenseifrigen Kauflust dargeboten. Da predigt der ungestüme, unbändige Combalot, den seine übermäßige Entrüstung gegen die Universität vor einigen Jahren in's Gefängniß gebracht hat; er sieht durchaus nicht wie ein Philosophenfresser aus; er hat ein volles, rundes, wohlwollendes, einnehmendes Gesicht; ein rasches Temperament und eine gewisse Unbeugsamkeit der Gesinnung lassen sich in diesen Augen, in diesen Zügen, in dieser Muskulatur des Kopfes allerdings entdecken. Neben ihm erblicken wir den stillen, bemessenen Ravignan, den Lacordaire der Jesuiten, der aber wohl in der Form behutsam und weltlich, was dagegen Dogma, Sittenlehre und Kirchengebote angeht, weder nachgiebig noch unbestimmt und daher nicht so volksthümlich und gepriesen ist wie der kühnere Dominikaner. Sein Porträt ist trotzdem in zahlreichen Lithographien allenthalben ausgestellt und zeigt uns den Typus eines überlegten, nicht sehr schwungreichen, aber überzeugten Mannes, gleichsam den Verstandesmenschen der katholischen Propaganda in Paris, wie Lacordaire deren Seher und Sänger ist.

Unter den Prälaten erblicken wir natürlich keinen häufiger als den liberalen, zur Vermittlung stets bereiten Erzbischof von Paris. Die Humanität und Friedfertigkeit seines Betragens sind sehr deutlich in seinem ansprechenden, wenn auch keineswegs genialen Gesichte ausgeprägt. Es ist wohl eine weit edlere, würdevollere Erscheinung als die seines Vorfahrers, der seine Berühmtheit mehr dem glorreichen Tode, mit dem ihn Gott begnadet, als dem Charakter seiner Verwaltung zu danken hat. Die Scene seiner Verwundung und die lezten Augenblicke seines Lebens sind an allen Ecken und Enden zu finden, und man kann es sich nicht verhehlen, dieses Ereigniß wird, wie es mit jedem politischen Zwischenfalle geschieht, als ein glücklicher Fund förmlich ausgebeutet. Unter den Bischöfen der Provinz sieht man den gewandten, rührigen, wachsamen, in seinen Beziehungen zu dem Staate, zu der Gesellschaft gelenken und fügsamen, in seiner Stellung gegen den Feind, die Universität, die amtliche Spenderin der weltlichen Erziehung, unerbittlichen, unermüdlichen Bischof von Langres, einen feinen, eigenthümlichen, interessanten Kopf, der Geradheit der Absicht, Mannheit des Charakters und Verschlagenheit des Geistes ausdrückt; ferner in der lezten Zeit Monseigneur Clauzel, den körperlich uralten, geistig etwas veralteten, gegen die Mächte der Zeit zu stürmen stets bereiten, und, wenn man aus seinen Thaten auf seine Ideen schließen darf, gegen die Regeln der Vorsicht mit jugendlicher Verachtung erfüllten Bischof von Chartres, einen, dem Porträt nach zu urtheilen, wesentlich aristokratischen Typus, nicht eben hochfahrend und tyrannisch, aber starr, zäh und offenbar unverbesserlich, ein Anachronismus in unserem bürgerlichen Jahrhundert.

Wie um ihn zu beschwichtigen und sein Feuer zu dämpfen, sehen wir nicht weit von ihm das offene und leutselige Antlitz des heiligen Vaters, das wie



eigens in die Welt gesendet scheint, um der Geist des Mittlers zu seyn zwischen denen, die selbst die Lehren und die geistlichen Einrichtungen der Kirche in die wilden Strömungen der Zeit hereinzuziehen bemüht sind, und denjenigen, die auch an dem weltlichen Bau der Kirche keinen Stein hinzugefügt und hinweggenommen wissen wollen. Das Bild des Papstes befindet sich übrigens allenthalben in Paris, selbst in den weltlichsten Bilderläden, so gut wie das Bild der heiligen Jungfrau, und namentlich häufig wird es uns begegnen auf den Kais, wo unsere nächste Wanderung hingeht.

Der dritte August.

(Schluß.)

Der alte Major hatte etwas mit dem Finger am Auge zu thun, der Kriegsrath ebenfalls; es entstand eine Pause. Auch schienen ihre Pfeifen in Unordnung gerathen, denn beide Herrn zogen sehr eifrig und benuzten den Rest der Pause dazu, dicke Wolken in die Luft zu blasen, und dann war alles wieder in Ordnung.

„Einem außerordentlichen Mann muß man schon manches nachsehen," hob der Major an, „was man einem gewöhnlichen Menschen nicht verziehe. Dafür ist er ein großer Mann. Und wenn Friedrich heut lebte, so würde er wohl anders urtheilen und nicht meinen, daß ein Bürgerlicher nur unter die Husaren und unter der Artillerie zum Offizier taugt. — Und daß er dem jungen Herrn, der sein Page gewesen, mein Regiment gab, daran hat er ganz Recht gethan, oder meinst du anders? Ist er nicht ein General geworden, der dem Staat Ehre gebracht hat? — Warum ward der Bonaparte ein großer Feldherr? warum hat er um sich eine Schule guter Generale? Weil er's mit der Anciennität nicht genau nimmt, weil er die Tüchtigen sich herausgreift, wo er sie findet, weil er auf dem Schlachtfelde avanciren läßt, wie's ihm gerad zu Muth ist. Da ist Salz, da ist Blut im Heere; er fragt nicht nach Glauben und Herkommen und alten Ansprüchen. Jeder hat Aussicht, daß er's bis zum General bringt und noch weiter, wenn er seine Schuldigkeit thut, oder noch mehr. Wenn der nicht gute Soldaten machen muß! Fort mit dem Steifen und Alten in die Magazine und in den Train, vorwärts mit den Jungen!"

Der Kriegsrath sah ihn verwundert an: „Damit tadelst du ja Friedrich; er that's nicht." — „Der alte Fritz wußte was sich schickte und was er brauchte. Er hatte es mit einem Daun zu thun, und seine Ziethen und Seydlitze wußte er wohl zu brauchen, wo andere Feinde sich zeigten. Und wie ich dir sagte, es war sein Auge, seine Presence, die das Blut wieder umrührte, wenn es stockig ward. Seitdem ist's schrecklich stockig geworden, sonst wären wir nicht im Lehm festgeklebt in der Champagne, und seit dem Basler Frieden ist's noch ärger."

Der alte Major wollte noch mehr sagen, aber er that's nicht mit Worten, er klopfte mit dem Meerschaumkopfe so stark gegen seinen hohen Stiefel, daß die Pfeife ausging. Es war auch nicht mehr Zeit zum Rauchen und zur Conversation, die Magd trug, begleitet von den jubelnden Kleinen, die rauchende Schüssel Milchreis auf den Tisch. Clara sprach das Gebet und die Mutter streute einen Staubregen von Zimmet und Zucker über die Schüssel. Ein Ah der Verwunderung und Freude ging durch den Kreis der Kleinen. „Das ist ein Sonntag! das ist ein Festtag!" Sie blickten den Major verwundert an: nicht einmal Milchreis mit Zucker und Zimmt wollte er genießen!

Als die Bauerfrau einen Napf mit dampfenden Kartoffeln in der Schaale auf den Tisch trug, die, aufgesprungen, ihre würzige weiße Fülle entfalteten, ward das Ah noch lauter. Aber wie erschrocken blickten sie auf den Vater, als dieser plötzlich die Hand auf die Schüssel legte: „Halt, Kinder! Ist es schon polizeilich erlaubt? Mich dünkt, das ist erst vom 15. August ab." — Die Bäuerin gab die Versicherung, sie dürften jezt schon vom ersten August ab frische Kartoffeln zu Markt bringen, und sie meinte, es werde künftig noch früher erlaubt werden, weil die Kultur fortschreite.

„Dann schreiten wir doch in Einem Dinge fort!" sagte der Major lächelnd. „Hab's mir auch so gedacht, wenn ich bedenke, wie sie jezt die Kriege führen. Ach, die Küchenwagen, die wir mitschleppen mußten, und die Magazine, die der große Friedrich anlegte! Das kostete ein Heidengeld, und ein Fuhrwesen! Der Bonaparte bestellt sich seine Magazine in Feindesland, ohne daß es ihm einen Groschen kostet, und eher fängt er den Krieg nicht an, als bis sie fertig sind." — „Wie meinst du das?" — „Er läßt nicht früher ausmarschiren, als bis die Kartoffeln reif werden. Da finden seine Soldaten ihre Magazine überall. Aber sie butteln und kochen sie auch im Juli, ja, wenn sie Hunger haben, schon im Juni. Kriegsrath, nicht wahr, das ist abscheulich, so gegen die Polizeiordnung zu handeln, wenn man hungert?" — „Ich finde es nur einem guten Patrioten contrair, Herr Oberstwachtmeister, wenn man immer den Feind im Munde hat und ihn lobt."

„Was Feind! Kriegsrath, er ist unser Alliirter! Bedenke das Landrecht, da steht was vom Landesverrath drin, wenn man gegen alliirte Mächte raisonnirt. Und welch ein großmüthiger Alliirter! Fordert nichts von uns, sie sagen, er schicke sogar recht viel in's

Land. Und rings um uns her stäubt und fegt er und macht uns los von andern lästigen Alliirten, bis wir mutterseelenallein auf der Welt dastehen. Da wird er uns denn an's Herz fallen und drücken: „Du liebes Preußen, nun hindert mich nichts mehr dir zu sagen, wie ich dich so recht herzinnig und ganz besonders geliebt habe!"

Der Frau Kriegsräthin ward bange bei dem Gespräch. Sie verstand es nicht, aber der Instinkt sagte ihr, es sey anders gemeint als gesprochen, und sie sah eine häßliche Falte auf der Stirn ihres Mannes. Da sah sie auch plötzlich die Biene, die sie übrigens weit früher hätte sehen können, denn sie summte unverschämt um die Gläser und Teller: „Herr Oberstwachtmeister, da ist sie in Ihrem Glase. Schütten Sie aus, das ganze Glas — frisch zu! Sie müssen mit reinem Wein des Königs Gesundheit trinken." — „Der schöne alte Franzwein!" sagte der Major, als er das Gläschen auf die Erde tröpfeln ließ. „Der gährte gewiß schon im Faß, als ich bei Roßbach die Schärpe verdiente." Er hielt plötzlich inne, als er die Wespe mit dem Finger hinausgeworfen. „Alter Freund! ein frisch Glas auf den jungen König, aber jetzt stoß an mit dem Restchen, daß Preußen noch einmal ein Roßbach erlebt!"

Es war die Versöhnung. Der Kriegsrath verstand es, er fuhr aber so heftig gegen das Glas des Majors, daß es einen Sprung bekam. „Thut nichts!" rief der alte Offizier. „Ein neues Roßbach, wenn ich's auch nicht erlebe!" — Um nicht aus einem zersprungenen Glase des Königs Gesundheit zu trinken, mußte ein neues herbeigeschafft werden. Dazu kamen andere Unterbrechungen. Die Jette trug lachend eine verhüllte Schüssel auf; die Mutter hob das Tuch, und als die Kirschkuchen sichtbar wurden, war die Ordnung am Tische nicht mehr zu erhalten. — „Gib ihnen die Kuchen und laß sie laufen," sagte der Vater; „sie haben doch keine Geduld mehr und stören uns nur." Dazu erschallte Trompeten- und Paukenmusik vom einen Dorfende herüber. Es war lebhafter im Ort geworden, Equipagen fuhren vor, aus der Schenke tönte militärische Musik. „Mein alter Dessauer!" sagte der Major. „Verzeihung meine Freunde, wenn ich zu meinen alten Kameraden muß. Aber vorerst das Glas auf den König, Alter!"

Der Major erhob sich; er sammelte sich zu einem Spruch, indem er in die Wipfel sah. Sie strahlten nicht mehr das Gold der Mittagssonne im Laube; eine schwarze Wolke fuhr gerade über den Horizont; es war sehr heiß und der helle Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Indem er ihn abtrocknete, verweilte er an den Augen; er mußte auch da etwas zu trocknen haben. „Du helle Sonne, die du auf ihn scheinst, den Einzigen, — Herr Gott, wenn du untergesunken wärest mit dem Licht seiner Augen und es wäre wirklich Nacht geworden!" Er sprachs mit feierlicher, zitternder Stimme; es war nicht, was er sprechen wollte, drum hielt er inne, das Glas in seiner Hand zitterte. Der Kriegsrath sah ihn ängstlich an, die Kriegsräthin blickte nach der Flasche, ob er zu viel getrunken. Da schmetterte heiter und lustig das Reiterlied aus dem Kruge. Er fuhr fort: „Nein, nein, es wird wieder Tag werden! Das alles kann nicht untergegangen seyn — es kann nicht, es kann nicht! es schläft nur eine Weile. Und wir werden aufwachen, und andere Augen werden strahlen. Unser junger, lieber, bürgerfreundlicher König, meine Freunde! Daß die Sonne Preußens vor ihm aufgehe, damit er das Gute vom Bösen unterscheide, daß sein Sinn sich kräftige und stählern werde gegen die Rathschläge der Weichherzigen, der Schmeichler und Bösen! Unser guter junger König soll hoch leben in aller Preußen Herzen!"

Man stieß an und die Gläser klangen auch ziemlich hell, aber die innere Bewegung des Invaliden hatte sich den andern mitgetheilt; es war kein fröhlicher Gläserklang, wie wenn man den Becher mit vollem Herzen anstößt.

W. Alexis.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

(Fortsetzung.)

Neue Bilder in der Galerie.

Am Vormittag hatte man auf dem Theaterplatze den österreichischen Gästen ein militärisches Schauspiel gegeben, wobei den unberitten Angekommenen zu Gefallen auch unsere höchsten Herrschaften mit Gefolge zu Fuß erschienen. Der Nachmittag versammelte die Festtheilnehmer in drei Sälen des Schlosses an den königlichen Tafeln, und 24 Kanonenschüsse vom Baierwalle verkündeten den Moment, wo auf das Wohl der Monarchen getrunken wurde. Noch ein paar Tage nachher konnte man die

österreichischen Notabilitäten, unter andern den Grafen v. Schlick mit seinem verbundenen Auge, in den hiesigen Sammlungen sehen, besonders in der Gemäldegalerie. In lezterer fanden sie Gelegenheit auch die neuesten Bereicherungen der Sammlung zu beachten. Die auch im Winter thätige Galeriekommission, der unter andern der bekannte Reisebeschreiber und Kunstkenner v. Quandt angehört, hat aus einem Vorrath alter, unscheinbar gewordener und früher vernachlässigter Gemälde mehrere werthvolle Stücke hervorgezogen, und gereinigt und restaurirt zum Theil bereits aufhängen lassen. Im Atelier befinden sich noch, erscheinen aber nächstens in der Galerie: Eine Skizze nach oder von Tizian, Venus, die sich in einem von Amorinen vorgehaltenen Spiegel beschaut, nach Quandts Annahme das bei Ridolfi maraviglie dell' arte I, 181 erwähnte Urbild vieler ähnlichen Gemälde; denn die Skizze „ist mit einer Festigkeit, einer Lebensfülle und Schönheit entworfen, die nur das erste Aufleuchten eines Gedankens hat, zu dem ein Meisterwerk der Natur den Künstler begeistert." Diese „Natur" mußten wir auch mit Staunen und Entzücken darin erkennen, nur daß Körper und Arme den Kopf zurücksezten, und mehr das schöne nackte Modell als die griechische Göttin uns erscheinen wollte. Ein Bild von Rubens, Herodias und ihre Tochter, jene die Schüssel haltend, in welche der Henker das Haupt des Johannes legt. Von der Geschichte muß der Maler abgewichen seyn, wenn man sich die Situation, auch nur das bei Rubens sonst ungewohnte überwiegende Dunkel des Raumes, erklären soll. In der Tochter, die befremdet zur Mutter hinanblickt, erkennt man eine schuldlose flamändische Blondine; die Mutter, eine stolze Südländerin, bewahrt ihre gemessenen Züge, aber natürliches weibliches Grauen ist selbst im Antliz der belohnten Tänzerin nicht bemerkbar; am naturgetreuesten erscheint der leblose edle Kopf des Enthaupteten und das thierisch rohe Gesicht, die mordlustig dienstfertige Verbeugung des Henkers. — Ausgehängt sind bereits: Amor als Jüngling, wie er einen Bogen schnitzend (schon nach einem Ziele?) sich umsieht, unter ihm zwei Amorinen, der eine vom andern bis zum Schreien heftig umarmt, angeblich eine Kopie von Mazzuoli nach Correggio, aber, wie Quandt versichert, mit gerechterem Anspruch für ein Original zu gelten als das Bild im Wiener Belvedere; es hängt jezt über der Nacht von Correggio.

(Schluß folgt.)

London, April.

(Fortsetzung.)

V. Gavazzi. — Der Hippopotamus.

Der Papst ermuthigte Gavazzi in seinen Bestrebungen und ernannte ihn zum Großcapellan der Armee, die sich aus der Nationalgarde und den Freiwilligen bilden sollte. In dieser Eigenschaft marschirte er mit 22,000 Mann aus Rom, und nachdem diese einen kurzen Halt an der Grenze gemacht hatten, sandte der Vatikan bestimmte Befehle an die Armee, wie privatim an Gavazzi, auf die Oesterreicher loszurücken. Dieser Marsch war siegreich bis vor die Thore von Vicenza. Gavazzi's Beredsamkeit ersezte Geschütz, Kleidung, Proviant, Pferde, jedes Kriegsbedürfniß; der gute Wille des Volkes gab alles. Er war ihr Peter von Amiens, er war die Seele des Aufstandes. Zu Venedig, in der großen Vorhalle von St. Marcus, sprach er täglich zu Tausenden und füllte dadurch den Schatz der Venetianer. Die Weiber beraubten sich ihres Schmuckes, die Fischerfrauen rissen ihre silbernen Nadeln aus dem Haare, Kostbarkeiten jeder Art wurden ihm zugetragen. Als die Römer abfielen, ließ Gavazzi seine Stimme in Florenz ertönen. Der Großherzog gab Befehl, den Mönch auszuweisen. Er floh nach Genua, da aber die Bologneser am ersten August in offene Empörung gegen den Papst ausbrachen und eine Regierung einsezten, wurde Gavazzi zurückgerufen, damit durch ihn der Friede hergestellt werde, und sein Einzug glich einem Triumphe. — General Zucchi wurde jezt von Rom gesandt, um den Befehl über die Truppen in Bologna zu übernehmen, und auf Anstiften des Cardinallegaten ließ er Gavazzi ergreifen und unter starker Bedeckung nach Corneto in ein Gefängniß bringen; auf ihrem Wege aber in Viterbo erhob sich das Volk in Masse, um den Patrioten zu befreien und Pius IX. sah sich genöthigt, ihn wieder in Freiheit zu setzen. Nach der Flucht des Papstes, der Bildung einer neuen Regierung und der Berufung der römischen Nationalversammlung erhielt Gavazzi aufs neue den Posten eines Generalcapellans, und traf als solcher alle Anstalten zur Erweiterung der Hospitäler, wie es beim Herannahen der französischen Armeen nothwendig schien. Er ließ die bedeutendsten römischen Damen ein Comité bilden, um die Verwundeten zu pflegen, und übernahm selbst die Aufsicht über das chirurgische Departement während der ganzen Belagerung. Wenn während der Vertheidigung gegen Oudinot ein Ausfall gegen den König von Neapel gemacht werden sollte, der mit 20,000 Mann bis Villetri vorgerückt war, so stellte sich Vater Gavazzi an die Spitze der Römer, die Garibaldi führte, und nachdem sie den Feind in die Flucht geschlagen, blieb er auf dem Schlachtfelde zurück, um die Kranken und Verwundeten zu besorgen. In das belagerte Rom zurückgekehrt, war er es, der den Muth der Bewohner aufrecht zu erhalten suchte und stets in den Reihen der Kämpfenden und auf den Wällen zu finden war. Als Rom fiel, gab ihm Oudinot ein gutes Zeugniß und einen Geleitsbrief; Pater Ugo Bassi wurde von den Oesterreichern erschossen, die Franzosen ließen Gavazzi frei ziehen. Er ging nach London, wo er zurückgezogen lebte und sich kümmerlich nährte vom wenigen Unterricht, den er in seiner Muttersprache zu ertheilen Gelegenheit fand. Nach der päpstlichen Bulle, die in England eine so ungünstige Aufnahme fand, wünschten seine Landsleute ihn über diesen Gegenstand reden zu hören, und sammelten daher unter sich, um ein Zimmer zu miethen, in dem er auftreten könnte, und seitdem hat er die bunte Geschichte des römischen Staates der hiesigen Welt in Scherz und Ernst vorgetragen.

Sonntags strömt alles nach dem Glaspalaste und starrt dieses Ungeheuer, das sich gar nicht schön ausnimmt, mit weiten Augen an. Sodann begibt man sich, d. h., wer einen Schilling daran wenden kann, nach Regents Park zu dem Hippopotamus, der hier ein ganz behagliches Leben führt, so weit sich ein Verbannter auf fremdem Boden behaglich fühlen kann. Es ist daher wahrscheinlich, daß der kleine Afrikaner recht froh wäre sich in die Alien Bill eingeschlossen zu sehen. Zwei Kühe werden eigends gehalten, um ihn mit Milch zu versehen; man versucht jezt aber ihn auf eine Kuh zu reduciren, so sehr dringt die Oekonomie in alle Zweige der Staatswirthschaft ein, und Lord John wird nächstens selbst eine melkende Ziege zu viel seyn. Der praktische Engländer, der überall nur mit Nutzen liebt, wundert sich den Hippopotamus so große Anhänglichkeit an seinen Führer äußern zu sehen, daß es ordentlich rührend ist in seine treuen Augen zu blicken. Neulich kam ein schottischer Pächter nach London und besah sich das Ding. Jemand fragte ihn, was er vom Hippopotamus halte. „Hm," sagte er, „ich sehe ihn eben darauf an, daß ich ihn zu einer bedeutenden Größe mästen könnte." Die Anekdote findet viel Beifall. Während der Osterfeiertage sizt das Parlament nicht; indessen fehlt es nicht an Vergnügungen, die Zeit auszufüllen. Die Oper ist geöffnet, Concerte wurden in Menge gegeben, und die Königin hält ihre Drawingrooms.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 109. Mittwoch, 7. Mai 1851.

— Si e vobis aliquis tam multa requiret
Unde dolenda canam: multa dolenda tuli.
Non haec ingenio, non haec componimus arte:
Materia est propriis ingeniosa malis.

Ovid:

Verse von Justinus Kerner.

1.

An Sie im Alter.

Wohl ward schon Manches mir genommen,
Das ich geliebt wie's Augenlicht,
Doch Eines ist noch nicht gekommen,
Und bete, daß dieß komme nicht.

Dieß ist, o Herz! vor mir dein Sterben!
Wie könnt' mich halten noch die Welt?
Ich müßte wie ein Baum verderben,
Dem man die Wurzel halb gefällt.

Dieß ist, o Herz! vor dir mein Scheiden!
Was wärst du noch? — ich glaube fast
Nichts als ein stummes, bleiches Leiden,
Ein von dem Baum gerißner Ast.

Ließ' doch der Himmel nie geschehen,
Daß zwei so innig lieben sich,
Daß wenn das Eine mußte gehen,
Das Andere fortathmet siech!

Möcht' schlagen er die Todeswunde
Solch Liebenden zur gleichen Stund,
Daß sie umschlöß' im treuen Bunde
Ein Sarg und Eines Grabes Rund!

2.

In das Album eines jungen Mädchens.

Laß mit Augen, die halb blind,
Mich in dein Gedenkbuch schreiben:
Bitte Gott, mein liebes Kind!
Lange noch ein Kind zu bleiben.

Zähle dich noch lange nicht
Zu den Fräulein und den Frauen,
Eine Frühlingsblüthe licht
Sey noch lange anzuschauen!

Ach! es kommt so bald die Zeit,
Wo der Frühling ist verschwunden,
Wo es donnert, wo es schneit,
Und das Herz trägt tiefe Wunden.

3.

Die Todesstrafe.

Die Todesstrafe habt ihr abgeschafft,
Doch die Natur hält sie in alter Kraft,
Der Tod verbleibt, und härter sterben müssen
Wir meistens als durch Köpfen und Erschießen.

4.

Der Grundton der Natur.

Oft hör' ich, geh ich einsam auf der Flur,
Leis einen Ton unnennbar tiefer Klage,
Und wenn ich dann erstaunt: was tönt so? frage,
Lacht's laut: das ist der Grundton der Natur!

5.

Das gebrochene Herz.

Wenn ich jezt sterbe, ist mir's wohl bewußt
(Wenn auch nicht euch), was mir den Tod gebracht;
Doch schneid' kein Arzt das Herz mir aus der Brust,
Er laß es ruhen nur in seiner Nacht:
Denn fänd' er solches nicht verknöchert sehr,
Wär nicht Erweit'rung, nicht ein Riß sein Fund,
Spräch' er zu euch: wie hat getäuscht sich er!
Am Herzen litt er nicht — das ist gesund!

6.

Laßt mich!

Laßt mich, dem's nicht der Mühe werth
Sich noch um diese Welt zu kümmern,
Der wachend und in Träumen hört,
Wie nahe sie den Sarg ihm zimmern;

Dem matt das Herz schlägt, tief verlezt,
Dem's müde Haupt halb schlummernd brütet,
Nach dem der Tod den Fuß gesezt
Und ihm die Hand zum Gehen bietet.

Doch wo der ihn hinführet nun,
Das wissen die nicht, die ihn preisen,
Nicht die, die tadeln nur sein Thun, —
Zuschlägt ob ihm ein Thor von Eisen.

Bilder aus Schottland.

(s. Nr. 70—76.)

Die Grafschaft Nairn.

Der von Inverneß nach Aberdeen gehende Eilwagen, welcher mir meinen mehrtägigen Reisegefährten, den Landschaftmaler, entführte, war längst in dem weitum aschgrauen, nur nach Osten hin ein wenig in die Farbe des Mair of Ord-Tartans — braunroth — spielenden Morgennebel verschwunden, als ich von meinen freundlichen Wirthsleuten zu Campbelton Abschied nahm und dem Damme zuschritt, um mit dem Inverneßer Dampfer nach Nairn zu fahren. Ein junger Laird, in einen Ueberrock von Bärenpelz vermummt, und ein alter Seemann in der leichtfertigsten Sommerkleidung waren bereits auf dem „Auslug" nach der Bonnie Dundee, von welcher jedoch noch nichts zu sehen war. Während der junge Herr ungeduldig in das nebelumwogte Firth von Beauly blickte und sich in seine aristokratische Würde eben so fest wie in seinen Bärenpelz verhüllte, begrüßte mich der Seemann mit einem eben so herzhaften als herzlichen „guten Morgen," nahm ein Primchen ächtschottischen „Schwarzbraunen" in seinen rechten Backen und eröffnete die Unterhaltung mit: »A damned dag all' roun', Sir!« (ein verwünschter dicker Nebel ringsum, Herr). Wahrscheinlich hätte ich in den nächsten fünf Minuten die ganze Familien- und Lebensgeschichte des guten Burschen zu hören bekommen, wäre nicht einer seiner Bekannten, gleichfalls eine „Theerjacke," den Damm entlang gekommen. Während sie sich begrüßten und ihre Berufsneuigkeiten austauschten, nahm ich eine kleine lithographirte Abbildung von Fort George, welche ich mir zu Campbelton gekauft hatte, aus meiner Brieftasche und verglich sie mit dem Original, das ich, freilich halb in Nebel gehüllt, vor Augen hatte. Die Vergleichung fiel nicht sehr zu Gunsten meines Ankaufs aus und ich blickte kopfschüttelnd auf die äußerst bedenkliche Zuneigung des vordersten Thurmes zu der gischenden Brandung der See, änderte einiges mit meinem Bleistifte und zog auf diese Weise die Aufmerksamkeit der beiden Theerjacken auf mein Thun. Sie kleideten ihre Neugierde in die naivste Form, denn der eine nahm mich am rechten, der andere am linken Arm, und indem sie das Blättchen in die Augen faßten, bemerkten sie warnend, ich sey dem Rande des Dammes zu nahe getreten, was ich auch nicht ganz in Abrede stellen konnte.

Während sie das kleine Blatt musterten und kritisirten, entspann sich zwischen Master Sam, wie der Campbeltoner meinen neuen Reisegefährten nannte, und Tom Macfarlane folgende charakteristische Unterhaltung. „Mich sollte es Wunder nehmen," begann Master Sam, „wenn die See nicht früher oder später die große Soldatenkoje unterwühlte und in die Tiefe hinabspülte, denn Fort hin, Fort her, das ganze Nest sizt doch nur auf Sand." — „Fashna" (sorgt nicht), entgegnete Tom. „Das Ding steht jezt seit hundert Jahren, ohne zu wanken und ohne zu weichen, und doch habe ich oft hübsche Wellen heranbrechen und bis an die „Pfortluken" hinauf schlagen sehen." — „Alles gut, Tom; aber erst gestern hat mich ein Kanonier an die östliche Seite geführt und mir gezeigt, wie die von der hohen See hereinkommenden Sturmwellen dort den Sand fast bis auf die Grundpfeiler des Forts weggespült haben. Ihr dürft es mir glauben, Tom Macfarlane, wenn man an jener Stelle keine Schutzmauern aufführt, wird der Bau eines schönen Tages im Meere begraben liegen." — Tom schüttelte seinen grauen Kopf, schob seinen Filzhut von dem rechten auf das linke Ohr und antwortete mit ziemlich bedenklicher Stimme: „Ihr verliert den Wind mit Eurer Schutzmauer, sag' ich, Master Sam, denn die Hexe macht sich den Teufel aus Eurer Schutzmauer." — Master Sam maß Tom mit einem zweifelhaften Blick. — „Welche Hexe, Tom? Ich will doch hoffen, wir von der freien Kirche sind über solche alte alberne Geschichten hinaus?" — „Wir gewiß, Master Sam, aber die See nicht; diese ist heute noch so heidnisch und unvernünftig, wie sie es vor so und so viel tausend Jahren war, als sie den guten Propheten Jona verschlang. Nach allem jedoch, was ich gehört und mit eigenen Augen gesehen habe, bin ich gerade nicht gegen eine Schutzmauer, nur wird diese allein gar nicht verfangen, wie die Geschichte beweisen kann, welche ich selbst aus dem Munde Danny Carrol's zu Shieldaig erzählen hörte." — „Wer ist dieser Euer Danny Carrol, Tom, und wie lautet seine Geschichte, wenn ich fragen darf?" — „Danny Carrel ist ein alter Seehund, wie wir beide, Master Sam, und

ein Einbein, und überdieß jezt Aufseher in dem neuen Hafen von Shieldaig. Da trieb die See auch ihr Unwesen und eine Schutzmauer war nöthig geworden, sagte Danny, und sie wurde gebaut. Als sie fertig war und alle Welt sich freute, das Werk so schön vollendet zu sehen, da kommt, sagte Danny, die See, reißt das prächtige Gemäuer ein und wirft den eben noch jubelnden Shieldaigern, die erschreckt ihren Häusern und Hütten zueilen, die losgerissenen Steine mit der weißen Wellensprühe nach. Man führt eine neue noch stärkere Mauer auf, sagte Danny, und abermals übte das Meer seine Wuth daran aus. Danny glaubte, bei dem lezten Anprallen der Wellen, die Seejungfer auf einem alten Delphin reitend in dem fernen Nebelduft gesehen und troz des Höllenlärms der Wogen und des Windes ihr höhnisches Lachen gehört zu haben, und kam auf den Gedanken, die Hexe müsse bei all dem Unfug die Hand im Spiele haben. Was thut unser Einbein? Er läßt das Bild der Wassernixe so groß wie ein halber Arm in Stein aushauen und der See zugewendet in die neue Mauer einsetzen, und siehe da, jezt steht das Werk, sagte Danny, so fest und stolz wie die Felsen von Gibraltar."

Mittlerweile war ein straffer Ostwind „aufgesprungen," welcher rasch klaren Auslug verschaffte, und ehe ich noch das geringste von der Bonnie Dundee sah oder hörte, kündigte Master Sam an, der Dampfer werde in zehn Minuten an dem Damm anlaufen, und bald sah ich das schöne Boot sich gegen Wind und Fluth Bahn brechen und dann wie eine vom Tanz ermüdete Dirne heftig athmend sich an das gewohnte Ruheplätzchen schmiegen. Fässer, Körbe, Waarenballen und Reisende wurden mit gleicher Unbesorgtheit um ihre größere und geringere Widerstandsfähigkeit „aus- und eingeholt" und auf einen Wink des Kapitäns ging Bonnie Dundee weiter und der größere Theil der Reisenden folgte dem Rufe der Frühstückglocke um so lieber, als die Wellen der Bai das Boot noch ziemlich lässig schaukelten. Mir ganz nahe saß ein sehr traulich an einander geschmiegtes Ehepaar, auf welches ein hübscher sechs- bis siebenjähriger Knabe zulief, auf die in die Kajüte eilenden Passagiere deutete, ihnen etwas in einer mir unbekannten Sprache zurief und lachend wieder über Ballen und Tauknäuel davon tanzte. — „Ein unartiger kleiner Bursche!" sagte der Fremde, halb zu mir, halb zu der Dame gewendet, als wollte er die Bemerkung des Kleinen entschuldigen. „Ich will Edith rufen, damit sie ein Auge auf den Springer hat," sagte die Dame und schritt dem Spiegel des Bootes zu, während ihr Gatte sich näher zu mir sezte und ohne weiteres bemerkte: „Wenn der Herr den kleinen Naseweis verstanden haben sollte, muß ich bitten, ihn zu entschuldigen." — „Nichts unnöthiger als das, Herr," versezte ich; „ich weiß nicht einmal, in welcher Sprache er seinen Scherz vorgebracht hat, denn gälisch war es nicht." — „Wir sind an der Küste eines Landes heimisch, Herr," sagte der Fremde lächelnd, „an dessen Bewohnern sich der größte englische Dichter auf unverzeihliche Weise versündigt hat; denn während Shakespeare mit seinen schottischen Charakteren gar fein und artig umgeht, scheint es ihm Vergnügen zu machen, alles was aus Wales stammt, dem Spotte preiszugeben, uns alle als kleine Pulverfässer, neben denen stets die brennende Lunte liegt, als eitle, unwissende, abergläubische Gecken zu schildern und selbst unsere Sprache, welche ihm gewiß gänzlich unbekannt war, zu verlästern. Wales ist für ihn was Limousin für Molière; sein Waliser und Herr v. Pourceaugnac haben eine auffallende Familienähnlichkeit mit einander."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsezung.)

Literatur.

Frau Pulszky hat ein Concert zum Besten einer ungarischen Flüchtlingsfamilie veranstaltet, das sehr glänzend ausgefallen ist, und dessen Ertrag die Leute ein ganzes Jahr erhalten wird. Sie spielte dabei selbst auf dem Harmonicon, die Eichthal accompagnirte auf der Harfe, was sich sehr gut machte. Fräulein Speyer aus Frankfurt spielte Karl Meyers „Carneval von Venedig" mit großem Beifall, obwohl die Künstlerin diese Composition, die ihrem klassischen Geschmack ganz fremd und unangemessen ist, nur des Publikums halber gegen ihre Neigung gewählt hatte; denn der Geschmack der Engländer in der Musik ist nun einmal so barbarisch, daß sich der Deutsche, der sie nicht hier kennen lernt, keinen Begriff davon macht. Die Ungarn stehen hier im Ganzen immer noch am besten unter den Flüchtlingen, theils wegen der größeren Theilnahme, die ihnen der Engländer bewiest, theils weil sie unter sich zusammenhalten und für einander einstehen wo sie können. Bei den Deutschen ist das ganz anders.

In der Literatur hat man sich über nichts mehr geärgert, als über den Briefwechsel der Miß Martineau und Herrn Atkynsons über den Materialismus. Das cui bono ist auf aller Lippen. Wenn die beiden verehrten Individuen sich überzeugt haben, daß der Mensch gleich der Pflanze ein Produkt der Organisation, und daß sein Seelenleben ein Prozeß seiner Körperlichkeit ist, so konnten sie diese Ueberzeugung, die ihnen hoffentlich eine Beruhigung ist, im eigenen Herzen bewahren und ihrer Endlichkeit ein Tedeum singen. Den meisten der Sterblichen ist aber nicht so zu Muth. Die Sehnsucht nach einem Fortleben ist tief in unserer Natur gegründet, und zum sogenannten Glücke gehört unbedingt die Hoffnung. Menschenliebe konnte also nicht Miß Martineau's Beweggrund seyn, wenn sie diese wo möglich abzuschneiden und andere auf dieselbe Weise zufrieden zu stellen sucht, wie sie selbst in der Bearbeitung ihres Gartens und im Magnetisiren kranker Kühe befriedigt ist. Sie mußte wissen, daß der Menschen Gaben verschieden sind, und daß sie ihnen durch die Mittheilung ihrer innern Erfahrungen in keiner Weise einen Dienst leistet; was anders also als die ungeheuerste Eitelkeit konnte sie veranlassen vor der Welt ihr Glaubensbekenntniß abzulegen? — Wir haben einen neuen Roman von James Nisbett, „die Belagerung von Damaskus“ betitelt. Wir sehen in demselben ein Bild der Zeit aufgerollt, wo Christ, Muselmann und Magier einander gegenüber standen, und aus dem Kampf dieser Religionen eine seltsame Mischung von Fanatismus, Aberglauben, Grausamkeit und Scheinheiligkeit entsprang. Der Anknüpfungspunkt dieser Schilderungen ist die Geschichte des Johann von Eudocia, wie sie uns Ockley in seiner Geschichte der Saracenen gibt. Der Verfasser hat dieselbe sehr wohl benuzt, um an die Hauptgruppe eine Menge Auftritte und Beschreibungen zu reihen, die uns das Leben und Denken jener Zeiten vergegenwärtigen. Wir sehen den entnervenden Luxus der Griechen und Römer gegenüber dem tapfern Kriegsmuth des fanatischen Arabers; wir wohnen dem Pomp des christlichen Gottesdienstes bei, hinter dem sich bereits Unglaube und Abgötterei verstecken; wir werden in das Kriegslager geführt und in die Einsamkeit der Wüste, und unser Interesse wird sowohl durch den fortlaufenden Faden der Geschichte, als durch des Verfassers denselben begleitende Geschüz seiner beißenden Satire wach erhalten, so daß wir das Ende des dritten Theiles erreichen, ohne daß wir geblättert haben, oder die ermüdeten Augenlieder durch Gewalt zu fernerer Dienstleistung gezwungen worden sind, und das will in heutiger Zeit viel sagen, wenn ein geschichtlicher Roman solches zu leisten vermag. — Franz Pulszky gibt in drei Bänden „ungarische Erzählungen und Ueberlieferungen,“ so wie einen Roman in zwei Bänden, „die Jakobiner in Ungarn“ betitelt, der nicht übel seyn soll, obgleich der Mangel alles poetischen Elements im Verfasser das Buch zu einer politisch statistischen Aufzählung von Begebenheiten macht, die nur durch den leichten Styl und die lebendige Ausdrucksweise erträglich wird. Das deutsche Manuscript hat auf dem Continente keinen Beifall gefunden und ist dem Verfasser wieder zugekommen.

In der lezten Zeit sind in London verschiedene Kinder und Erwachsene Hungers gestorben, außerdem hat man sechsundsechzig Menschen todt gefunden, »from the visitation of God,« wie der Coroner-Bericht lautet.

(Fortsezung folgt.)

Dresden, April.

(Schluß.)

Neue Bilder in der Galerie — Blumenausstellungen. — Schluß des Landtags.

Von neuen Stücken sieht man in der Galerie ferner: das Brustbild eines schwarzgekleideten, vornehmen Herrn, nicht von Tizian, wie man vormals meinte, sondern von Velasquez, daher auch jezt im Saal der Spanier aufgehängt; ich hatte kaum je ein Porträt gesehen, das so wenig idealisirt, und doch durch seinen physiognomischen Ausdruck des Kalten und Klugen so befriedigend gewesen wäre. — Die Leda von Paul Veronese, nach der Versicherung meines Führers das unbestreitbare Original der vielen anderwärts gezeigten Copien, nur zu hoch gehängt für den Beschauer. — Ein müder, bei seinem Kruge eingeschlafener Bauer, in der Nähe einer Lärmscene, von Tenier. — Ein Zecher von T. Brakenburg. Einen neugefundenen ächten L. Cranach, Christus auf dem Oelberg bei den schlafenden Jüngern, hatte mir mein freundlicher Führer auch noch zeigen wollen. Mehrere Niederländer und Canalettos, welche die hiesigen geschickten Restauratoren Renner und Schirmer ebenfalls hergestellt haben, sind vorläufig noch an das Leipziger Museum verliehen.

Eine andere Kunst- und zugleich Naturschau gewährte die doppelte Blumenausstellung, eine, gartenähnlich eingerichtet, im Saal der Elbterrasse, die andere in den Gewächshäusern des Hofgärtners Seidel, der mit seinen Zöglingen einen weitausgedehnten Handel, selbst nach Rußland, und befremdlicher noch, sogar nach Italien treibt, aber auch Pflanzen aller Welttheile in reichster Auswahl um sich gesammelt hat. Man stritt sich über den Vorzug der einen und der andern Ausstellung. Kenner und Liebhaber stellten die Seidelsche Prachtfülle und Raritätensammlung höher; andere lockte mehr das zierliche, zum Theil etwas gespielte Arrangement auf der Terrasse. Dort imponirte am meisten eine auf dem Hügel an der Hinterwand zwischen Bäumen erbaute, zehn Ellen hohe Pyramide aus blauen, rothen und weißen Hyacinthen; man interessirte sich für einige kleine Tropengewächse, die, über den Erdbränden bei Zwickau gezogen, unter Glas ausgestellt waren. Wer Zeit hatte, konnte über viertausend Pflanzen sehen; den ersten Preis hatte eine unscheinbare Orchidee, Cyrtochilum leucophyllum, errungen. Bei Seidel sah man unter andern die erst seit drei Jahren aufgekommenen, zwar nicht schönen, aber merkwürdigen Hyacinthen von so tief schwarzblauer, zum Theil auch ganz kohlschwarzer Farbe, daß sie nur in einem Trauerhause als Zimmerschmuck passen.

Ein lange nicht gesehenes Schauspiel, für viele eben „ein Schauspiel nur,“ bot jüngst auch der zehn Monate nach der Berufung erfolgte feierliche Schluß des Landtags. Man war dessen fast entwöhnt, da die Kammern der nächstvergangenen Jahre jedesmal aufgelöst worden waren. Aus den lezten Sitzungen schieden Minister und Stände mit dem Ausdruck großer wechselseitiger Befriedigung, was die Leser der Kammerberichte sehr erklärlich fanden, wenn auch die Steuerpflichtigen jene Befriedigung nicht theilen wollen. Wir zahlen jezt in Folge der Bahnbauten und Kriegsrüstungen, die im November vorigen Jahrs, wie man jezt hört, sehr ernst gemeint, und zum Verdruß mancher Hochgestellten fruchtlos geblieben waren, gerade den fünffachen Steuerbetrag im Vergleich mit manchen Jahren vor 1848. Viele Familienväter seufzen schwer darunter, zumal sich auch die Stadtabgaben noch nicht wieder vermindert haben.

Unser Palmsonntagsconcert, das nach Zerstörung des Opernhauses in's Theater verlegt ist, besuchte dießmal auf seiner Durchreise der König von Griechenland im Nationalkostüm. Dieß ist von manchen mit mehr Antheil besprochen worden als die angehörte Musik. Die Ortsveränderung scheint auch die Auswahl der Stücke verweltlicht zu haben. Man gab dießmal vor der Symphonie, statt der sonst gewohnten geistlichen Oratorien, Händels Alexanderfest, und hatte aus dem Texte, unseres Wissens, nur den Bacchusschlauch beseitigt; das übrige war nach der Confirmationsfeier der evangelischen Jugend nicht unangemessen befunden worden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 110. Donnerstag, 9. Mai 1851.

Now, by the world, it is a lusty wench!
Shakespeare.

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

I.

Der Prinz aus Mohrenland.

In der obern Stube des Pfarrhauses zu N. saß der Maler, der eingebürgerte Freund des Hauses, vor seiner Staffelei, emsig beschäftigt mit einem Mädchenbilde, dessen Original in der muntern Wilhelmine, der jüngsten Tochter des Hauses, vor ihm saß. Das Bild der ältern Schwester, ein blühender Blondkopf, sah schon recht hübsch unter einem aufgeschlagenen Federhut vor; mit der nußbraunen Wilhelmine aber, der man durchaus nicht nachsagen konnte, daß ihr „der Schönheit eitles Gut zu Theil" geworden, wollte es nicht so recht gelingen.

„Ei, so sitze Sie doch gerade, bleib' Sie ruhig und seh' Sie mich an, wenn noch etwas aus Ihr werden soll!" rief der Maler ärgerlich. — „Ja, das meine ich, daß etwas aus mir werden soll," sagte Wilhelmine lustig. „Ich sag' Ihnen, Sie müssen mich ähnlich malen, aber doch viel, viel hübscher als ich bin. Bei Lottchen, da war's überflüssig, die kommt ihrem Bräutigam allzeit noch schöner vor als ihr Bild, aber ich, das wissen Sie wohl, ich muß mein Glück noch machen." — „Ja, ein schönes Glück wird Sie machen, so eine unruhige Wachtel! Laß' Sie sich nur noch ein paar Sommer auf die Bleiche legen, daß Sie weiß wird wie andere Menschenkinder, wenn Sie nicht einen Mohrenprinzen will. Will Sie nur recht schön malen, daß Sie wenigstens einmal etwas vorstellt." — „Ja, ja, das thun Sie, dann schicken wir das Bild in's Mohrenland, wo mein brauner Teint und mein Kartoffelnäschen Mode sind, dann merkt auf, was noch aus mir wird."

Da ertönte von unten herauf eine vielstimmige Küchenmusik, Feuerknistern, Kaffeemahlen, Mörserstoßen, und außer Athem rannte die Magd die Treppe herauf: „Geschwind, kommen Sie, Jungfer Wilhelmine, der Herr Steuerrath aus L. sind drunten, und ein ganz fremder, fürnehmer junger Herr dabei, ein Kronprinz oder so etwas." — „Das wird der Prinz aus Mohrenland seyn, der mich heimführt," rief Wilhelmine mit fröhlichem Lachen; „jezt malen Sie mich nur aus dem Herzen, und das recht schön, ich muß hinunter!"

Flink hüpfte sie die Treppe hinab und überließ den brummenden Künstler seinem Schicksal. Drunten ging's hoch her, zwei Feuer loderten in der Küche, über einem brodelte die Kaffeepfanne, auf dem andern glühte das Waffeleisen. „Geschwind, Wilhelmine!" rief Lottchen; „du bist angezogen, trage die blauen Tassen hinein und lege den rothen Teppich auf den Tisch." — „Und was gibt's denn? wer ist's? ist's richtig der Mohrenprinz?" — „Ach, Unsinn, der Steuerrath ist's und sein Sohn aus Holland." — „Wie, der aus dem Kloster durchgegangen ist? Gib nur die Tassen, Lottchen, mach nur den Kaffee gut, und die Waffeln gerathen dir ja auch am besten, ich will alles drinne besorgen."

Drinne saß denn der Herr Steuerrath und neben ihm ein junger Mann in fremder Offizierstracht, den der alte Herr mit väterlicher Freude als seinen lang verlorenen, nun glücklich wieder gefundenen Sohn vorstellte. Dem jungen Mann schien's noch nicht recht wohl in fremder Gesellschaft, er saß etwas beklommen und schweigsam da, während der Vater sein

glückliches Herz in Worten überfließen ließ. Auch der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin waren etwas verlegen und wußten noch nicht recht, welchen Ton anschlagen mit dem wiedergekehrten Flüchtling, dessen freventliche Flucht schon so oft und scharf getadelt worden war, und dessen stattliches Aeußeres ihnen nun doch so imponirte. So begnügten sie sich denn mit fleißigem Einschenken und dringendem Zureden. Die lebhafte Wilhelmine aber war nie in Verlegenheit; sie nahm den leeren Platz neben dem jungen Herrn ein, versorgte ihn gehörig mit den Tafelvorräthen, die das arme Lottchen draußen im Schweiße ihres Angesichts bereitete, und wußte ihn bald so aufgeweckt und gesprächig zu machen, wie der Vater selbst ihn noch nicht gesehen hatte.

Acht Jahre waren es, seit der junge Lindner in übermüthiger Knabenlaune die Klostermauern verlassen hatte, hinter denen, wie heutzutage, nur in viel strengerer Zucht als jezt, die evangelische Jugend für den geistlichen Stand herangebildet wurde. Daheim, bei einem vielbeschäftigten Vater und einer lieblosen Stiefmutter war das Gefühl kindlicher Pietät und willigen Gehorsams nicht gepflegt worden, der Zwang und die Beschränkung widerstrebte seinem lebendigen Geist, für die Eltern war sein Herz verschlossen, und statt daß ein freundliches, vernünftiges Wort von daheim ihn hätte zurechtweisen können, reizten unzufriedene Knaben, seine einzigen Vertrauten, seinen Unmuth immer mehr. Der feurigste, der talentvollste unter den Knaben, wurde er von diesen vorgeschoben, wo es galt eine vorlaute Aeußerung zu thun, einen Fehler auszubaden, bis er am Ende das Stichblatt aller Verweise und Strafen war, mit denen man das junge Volk unter dem Daumen zu halten gedachte. Der bloße Gedanke, den geistlichen Stand zu verlassen, wäre vom Vater als Sacrilegium angesehen worden; so beschloß er denn mit mehreren seiner Genossen, die verhaßte Kutte abzuwerfen und zu entfliehen. Wie das aber zu gehen pflegt, als der Entschluß zur Ausführung kommen sollte, ließen ihn alle im Stich, er allein wollte nicht mehr zurück, und so halfen sie ihm denn sich mit Lebensgefahr am Leintuch vom Fenster hinab zu lassen; drauf legten sie sich geruhig zu Bett.

Der Flüchtling eilte durch Nacht und Nebel mit scheuen Schritten vorwärts, voll Angst vor Verfolgung, neben der das Gefühl der Freiheit, der freudigen Begierde nach der „weiten Welt," die einst so lockend vor ihm gelegen, kaum Raum gewinnen konnte, fort und immer fort, bis er endlich todtmüde in einer offenen Scheune sich zur Ruhe legte, um Gegenwart und Zukunft in tiefem Schlaf zu vergessen. — Er hatte sich die Freiheit, die weite Welt etwas anders gedacht, als er sie nun am andern Morgen fand, wie er mit wunden Füßen und hungrigem Magen — seinem schmalen Beutelein konnte er nicht viel zumuthen — auf Seitenwegen fortschlich und ängstlich jedem Vorübergehenden auswich, aus Furcht angehalten und erkannt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Da ich es nicht für nöthig hielt, die Vertheidigung dessen zu übernehmen, welchen mein Welshman selbst den größten englischen Dichter genannt hatte, ließ ich mir die Worte des Knaben langsam vorsagen und übersetzen. Ich fand den Einfall des Kleinen: „man frühstücke jezt in der Kajüte für die Fische," ziemlich harmlos, während der Vater die Aeußerung dem eben mit dem Zöfchen herankommenden Burschen ernst verwies, indem er bemerkte, Angesichts der hohen See und im Gehör eines Fremden, so wie der nervenschwachen Mutter sey eine solche Andeutung »a brutality.« Die Unterhaltung wendete sich jezt der Frage über die ziemlich allgemein angenommene Stamm- und Sprachverwandtschaft der Gälen, Iren und Waliser zu, welche mein Nachbar unbedingt in Abrede stellte. „Wenn die drei genannten Völkerschaften," bemerkte er, „aus dem fernen Orient und, wie man gern annimmt, von den Ufern der vier heiligen Ströme gekommen sind, müssen die Waliser einen weiten Umweg gemacht und sich auf der langen Reise mächtig geändert haben, denn wenn sie eine Menge Mitlauter, welche man nicht ausspricht, und die Kehllaute, welche wir überdieß bei weitem nicht so tief aus der Brust heraufholen, wie der Hochschotte, ausnehmen, hat unsere Sprache mit der der Gälen und Iren gar nichts gemein. Eben so verhält es sich mit unsern geschichtlichen Ueberlieferungen, unsern Sagen, unsern Abenteuern, unserer Musik und Poesie, selbst mit der noch heute üblichen Landestracht. Betrachten Sie das Kammermädchen meiner Frau. Sie trägt, wenn Sie ein wenig wohlfeilen Spitzenkram ausnehmen, das Costüm der Waliserinnen, wie es vor fünfhundert Jahren getragen wurde, und wenn Sie sich nach einem wenigstens einigermaßen ähnlichen umsehen, werden Sie es in den baskischen Bergen suchen müssen, nicht aber in Irland oder in den schottischen Hochlanden."

Es war wohl der Mühe werth, nicht nur die Tracht, sondern die ganze Person des Waliser Zöfchens in das Auge zu fassen, denn ein schöner Wuchs, ein schönes Gesicht und eine diesen beiden Vorzügen entsprechende Haltung und Kleidung sind bei den Celtinnen keine allzuhäufig vorkommenden Erscheinungen. Die stolze Schönheit der Engländerinnen, der zauber-

hafte Reiz der Töchter der grünen Insel sind dort nicht heimisch. Während man in England, wie in Oberitalien, die meisten Schönheiten unter den höhern Ständen zu suchen hat, sind diese in den Hochlanden von der Natur eher vernachläßigt, und wenn ein tadelloser Wuchs, ein hübsches Gesicht das Auge fesselt, wird man in der Regel ein Mädchen aus den mittlern Klassen vor sich haben. Da ich dem sittlichen Adel, der Seelengüte, der aufopfernden Nächstenliebe und den häuslichen Tugenden der weiblichen Aristokratie des nördlichen Schottlands alle Gerechtigkeit widerfahren lasse, wird man mich keines Vorurtheils zeihen, wenn ich bemerke, daß ich unter zweihundert Hochländerinnen ersten Rangs, welche ein öffentliches Fest nach Glasgow gelockt hatte, nur drei Schönheiten von Auszeichnung bemerkt habe. Kehren wir jedoch zu unserer hübschen Waliserin zurück.

Das fein geschnittene und vielleicht nur ein wenig mehr als nöthig gebräunte Gesichtchen und die großen schwarzen Augen lagen halb im Schatten des breiten Randes eines schwarzen Filzhutes, welchen man, wenn ich aufrichtig seyn soll, nur auf dem Kopfe eines so reizenden Wesens schön finden konnte; er hatte etwas steifes, ernstes, hartes, und wenn der kokett auf die Locken gedrückte Hut der Tirolerin mit seinem schmalen Rande uns bereits zu männlich erscheint, so mußte dieß bei einem solchen breitgeranderten, glanzlosen Kopfschirm in noch höherem Grade der Fall seyn. Aber »il senno s'inganna di lontano,« sagt Dante, denn näher und genauer besehen erschien der Hut als ein leichter, zierlicher Kopfschmuck, und ein weißes Spitzenband, das auf der rechten Seite niederfiel, während ein ähnliches den Hut unter dem Kinn festhielt, beseitigte jeden Anschein von Steifheit und Schwerfälligkeit. Ein eng anliegendes Jäckchen von schwarzem, baumwollenem Kasimir, ein ziemlich kurzes Röckchen von gleichem Stoffe, welches die nette Form des mit schwarzen Strümpfen und knappen Schuhen bekleideten Fußes sehen ließ, und ein blauer mit schwarzen Wollenspitzen besetzter Mantel vollendeten den Anzug der Tochter der Rebekka. — Mein freundlicher Nachbar nannte mir alle Theile des weiblichen Anzugs auf „Welsh," und wenn es auch nicht so rauh klang, daß man mit Percy Heißsporn lieber Lady Brach auf Irisch heulen gehört hätte, so fehlte ihm in gleicher Weise das Liebliche, das Lady Mortimers Walisisch in dem Ohre ihres zärtlichen Gemahls hatte. Die schöne Edith war scheu und „unnahbar" wie eine Gemse, sonst hätten vielleicht einige Worte von ihren »swelling heavens« auch mit ihrer Landessprache ausgesöhnt. Da die Waliser Dame die Ihrigen bald zu sich in die Kajüte rufen ließ, hatte ich Muße, meine Blicke der See und dem Farbenspiele der stets lebendiger bewegten Wellen zuzuwenden, denn der Felsenrahmen der Bai war noch von Nebelduft umhangen und nur dann und wann blickte eine Hütte, ein Kirchthurm oder eine vorspringende Klippe aus den Ritzen des flatternden Dunstschleiers.

Die langen Wellen mochten sich an der Barre draußen, welche sich wie eine mit Silberstift gezeichnete Linie an dem östlichen Horizonte abzuzeichnen schien, gebrochen haben, denn der Wind trieb unserer Bonnie Dundee eine Wogenforte entgegen, welche ich mit nichts zu vergleichen wüßte als mit großen, oben rauh zugespitzten oder ausgehauenen, grünlich angestrichenen und weißgesäumten Holzklötzen, und die Bewegung des Botes war ganz geeignet, eine solche Vergleichung zu unterstützen, denn es war als humpelten wir über einen Jahre lang vernachläßigten Knüppeldamm fort und die Bonnie Dundee erhielt bald hinten, bald vorne, bald auf einer Seite einen Stoß, der ihr ein lautes Aechzen entlockte und ihre Rippen krachen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, * 30. April.

Die Industrieausstellung

Erlauben Sie mir, noch kurz vor Eröffnung der großen Industrieausstellung einige Nachträge zu meinem frühern Bericht über diesen Gegenstand zu liefern, und die jüngsten Vorbereitungen zu diesem denkwürdigen Ereigniß, wie die Erwartungen und Spekulationen, die sich an dasselbe knüpfen, zusammenzustellen. Später gedenke ich aus dem Glaspalaste selbst von Zeit zu Zeit Berichte zu liefern.

Vor allem müssen wir es hervorheben, daß das englische Volk gethan hat, was in seinen Kräften stand, um die Ausstellung würdig abzuhalten, und dem Auslande einen großartigen Begriff von brittischer Gastfreundschaft (??) sowohl, wie von brittischer Größe zu geben. Wie uns die vorhandenen Listen zeigen, haben die Fabrikanten und Manufakturisten die äußersten

* Von einem andern Berichterstatter.

Anstrengungen gemacht, um die hervorragende Industrie ihres Landes gegen jede Konkurrenz aufrecht zu erhalten. Die Presse ist der Ausstellung mit der höchsten Aufmerksamkeit gefolgt und hat sie zur stehenden Rubrik gemacht; und um die Theilnahme des Publikums zu erkennen, brauchen wir uns nur an dem ersten besten nicht allzuregnerischen Tage nach Hydepark zu begeben. Schon in den Straßen, die zum Parke führen, namentlich im schönen Piccadilly, erkennt man schon an dem dichten Menschenstrome, daß der große Magnetberg nahe ist, dessen anziehende Kraft sich über die ganze civilisirte und selbst uncivilisirte Welt erstreckt. Kommen wir aber in den Hydepark selbst, so wird das Schauspiel noch auffallender und belebter. Tausende und aber Tausende von Neugierigen wälzen sich in dunkeln Massen dahin und reißen uns im Wirbel mit sich fort, und dazwischen windet sich eine endlose Wagenreihe, Droschken, vornehme Kutschen, Tilburys, Staatskarrossen, und hie und da eines jener kolossalen Annoncenfuhrwerke mit riesigen, marktschreierischen Inschriften, wie sie nur die fieberhaft gestachelte Konkurrenz erzeugen kann. — Und nun vor dem Glaspalaste selbst! Dank der concentrirten und combinirten Kraft von zehntausend Arbeitern ist dieses moderne Wunderwerk wie mit Zaubermacht aus dem Boden emporgestiegen, und wo vor wenigen Monden noch der saftige Rasen den Kindern zum Tummelplatz diente, thürmt sich jezt der feenhafte Bau, welcher die Schätze der Welt in seinem Innern birgt, und in wenigen Tagen die Blüthe aller Nationen aufnehmen wird.

Vom Eindrucke, welchen das Gebäude auf den Beschauer hervorbringt, nur wenige Worte. Der großartige, gewaltige und doch so leichte Bau, diese dünnen, durchbrochenen Säulen, die uns wie ein kunstvolles Spitzengewebe erscheinen, diese ungeheure Glasmasse, die gleich den Wellen eines Stroms die Sonnenstrahlen wiederspiegelt, dieß alles ist leichter zu bewundern als zu beschreiben. Die Farben, welche man zur äußern Dekoration gewählt hat, Weiß und Blau, stehen mit dem Charakter des Ganzen in Harmonie und machen dem Geschmack der Commission alle Ehre. Im ganzen untern Stock hat man hölzerne, braun angestrichene Läden angebracht. Anfangs erscheint dieß etwas störend; es paßt nicht recht zum Eisen- und Glaspalast, aber die Kunst mußte hier der Nützlichkeit weichen, denn es wäre für die Schaustellung der Waaren zu nachtheilig gewesen, wenn das Licht von allen Seiten hätte eindringen können. — Das Innere des Gebäudes bot noch gestern zwar kein Bild der Vollendung, aber ein Schauspiel vom höchsten Interesse dar. Der größte Theil der Malereien ist fertig; meistens sind auch hier die Dekorationen weiß und blau. Die Schautische überraschen durch die Mannigfaltigkeit der Anordnung und Ausschmückung. Sie sind mit karmoisinrothem und grünem Tuche ausgeschlagen, und enthalten schon großentheils ihre Waaren, natürlich bis jezt noch verhüllt. In den Durchgängen stoßen wir auf tausende von großen und kleinen Kisten, die theils schon leer sind, theils noch unter Aufsicht von Zollbeamten ausgepackt werden. Die Zeit der Eröffnung ist jezt so nahe, daß die Emsigkeit noch verdoppelt werden muß, um den Termin einzuhalten.

Wenden wir uns zuerst nach dem rechten Flügel, der dem Auslande zugewiesen ist. Zuerst kommen wir in das Departement der Franzosen, denen der größte Raum, im Ganzen 100,000 Quadratfuß, gegeben wurde. Hier finden wir zwar große Thätigkeit, aber leider ist man noch weit zurück, und ein französischer Commissär äußerte sich gegen mich, daß sie schwerlich zum 1. Mai fertig werden könnten. Die französische Industrie ist übrigens reich vertreten. Die Pariser Quincailleriewaaren, die feinen Porcellane, die Glasmanufaktur und die Seitenstoffe Lyons erregen schon jezt die Bewunderung der eifersüchtigen Engländer. Von dem Werthe der französischen Lieferungen können wir uns einen Begriff machen, wenn wir bedenken, daß die Regierung ein Versicherungskapital von 600,000 Franken für sie bezahlt hat, was auf einen Gesammtwerth von vielen Millionen schließen läßt. Weniger ausgezeichnet ist die Rolle, welche die Amerikaner im Glaspalaste spielen, denen das Comité den nächstgrößten Raum von 60,000 Quadratfuß angewiesen hat. Sie haben nicht so viel Waaren geschickt, als man hätte erwarten sollen, und das Eingesandte selbst verräth keineswegs eine sehr sorgfältige Auswahl. Während in den meisten Ländern eine Specialjury die Zusendungen überwachte, war dieß in den Freistaaten nicht der Fall, und so konnten sich viele mittelmäßige Dinge einschleichen, die man besser zurückbehalten hätte. Uebrigens muß man auch berücksichtigen, daß das englische Urtheil den Amerikanern gegenüber nicht ganz frei ist, und daß wir also an den Auslassungen der Presse immer etwas abziehen müssen. So viel ist aber gewiß, daß die amerikanische Entwicklung, die sich hauptsächlich durch die Großartigkeit ihrer Dimensionen auszeichnet, allerdings bis jezt noch nicht die Zeit gefunden hat, ins Detail zu gehen und alle Zweige der Industrie auszubilden. Troz alledem haben die Yankees einige Produkte im Gebiet der Mechanik und des Maschinenbaus nach Hydepark geschickt, die jede Konkurrenz aushalten können. — Der Zollverein hat seine Vorbereitungen gut und geschmackvoll getroffen. Die Schautische sind beinahe vollendet, und die Aufstellung der Waaren hat schon bedeutende Fortschritte gemacht. Die rheinische Wollen- und Seidenfabrikation und Eisenmanufaktur erregen den Neid der Engländer, die theilweise nicht so gut, durchweg aber nicht so billig produciren können. Aus Sachsen und Berlin machen die Porzellanwaaren vieles Aufsehen, und aus den übrigen Staaten sind es namentlich die sinnreichen Thiergruppen aus Stuttgart, welche die Blicke der Besucher schon jezt fesseln. Norddeutschland, so weit es außerhalb des Zollvereins liegt, ist nur schwach vertreten. Am meisten hat noch Hamburg geliefert, das man hier als eine Art Vorstadt zu betrachten gewohnt ist, und das diese Ansicht auch gerade nicht sehr eifrig zu widerlegen sucht. Aber seine Waaren gehören größtentheils untergeordneten Zweigen der Industrie an und sind fast durchweg unbedeutend. — Noch imposanter als Norddeutschland steht Oesterreich da. Die Oesterreicher haben im Glaspalaste den Ruhm, zuerst mit ihren Anordnungen zu Ende gekommen zu seyn. Die Regierung, wie auch einzelne Fabrikanten des Kaiserthums hatten bei Zeiten eine gehörige Anzahl von Arbeitern herübergeschickt, und so gelang es denn mit den Vorbereitungen zu einer Zeit fertig zu werden, wo die Departements der übrigen Staaten noch ein unentwirrbares Chaos von aufgespeicherten Kisten und unverarbeitetem Holzwerke darboten. Die böhmische Industrie hat reiche Beiträge geschickt; vor allem aber sind es die prachtvollen, mit ebenso viel Geschmack als Reichthum ausgestatteten Zimmer des Hrn. Leißner aus Wien, die das Staunen der an so großen Glanz gewohnten Engländer erregen. — Das kleine Belgien hat im Verhältniß zu seiner Größe außerordentliche Anstrengungen gemacht. In der Zahl der gelieferten Kisten folgt es unmittelbar hinter Preußen und übertrifft Rußland um mehr als das Vierfache. Seine trefflichen Maschinen- und Gewehrfabriken erhalten ihren verdienten Ruhm aufrecht und auch die sonstige Produktion ist auf's mannigfaltigste, und doch mit Auswahl vertreten. — Rußland, wie schon angedeutet, nimmt im Bereiche des Industriepallastes keineswegs den Rang ein, den es auf politischem Gebiete behauptet. Die Industrieprodukte, welche es gesendet hat, sind kaum der Rede werth, und das Einzige, was unsere Aufmerksamkeit verdient, sind die Rohstoffe, die vom Erzreichthum des Landes Zeugniß ablegen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 111. Freitag, 9. Mai 1851.

— A castle breathing sterne farewells
From gray but leafy walls, where Ruin greenly dwells.
Byron.

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Dieß alles machte jedoch unser gutes Boot nicht irre, und ohne einen Punkt von seinem Curs abzuweichen, pflügte es sich seinen Weg durch grünangelaufene, weißbebuschte, weißgeäderte und weißbefranzte Wasserschollen, bis der schmutzige Küchenjunge die Signalflagge aufzog und das Nairner Boot herausrief, denn die Behörden der guten Stadt Nairn sind, wie mir unser Kapitän bemerkte, seit drei Jahren in Berathung, ob der Damm in einem spitzen oder stumpfen Winkel in die Bai hinauslaufen soll, vorausgesetzt, wie der englische Eulenspiegel, Simon Pure sagt, daß überhaupt ein Damm hinausläuft. Das Boot, welches zwei Herrn von Inverneß und mich in Empfang nahm, tanzte wie eine Nußschale über den zottigen Rücken der Wellenheerde weg, und in wenigen Minuten waren wir in dem glatten Hafen des alten „Burgh Nairn", in welchem ich ein volles Dutzend Segelschiffe sah, die theils Getreide und Eisenwaaren ausluden, theils „halbentkleidet" in lässiger Ruhe vor Anker lagen und ihrer Fracht harrten. Die Invernesser, welche mit mir an das Land stiegen, bedeuteten mich, ich würde in dem „Head-inn" (das erste Gasthaus) von Nairn keine Unterkunft finden, da heute dort ein »house-heating« gefeiert werde — eine Art Tischrücken, die Eröffnung eines Gasthauses, kurz ein Mittagsmahl mit schönen, salbungsreichen und scherzhaften Reden, zu welchem der neue Wirth von den Freunden in seinem Hause eingeladen wird. Da in dem altmodischen, schwarzgeräucherten Burgh wenig oder nichts Merkwürdiges zu sehen war, übergab ich der Wirthin des zweiten Gasthauses der Hauptstadt der Grafschaft Nairn — Burghers und Tenants (Hintersaßen) dieser Hauptstadt belaufen sich auf 3500 Köpfe — Carnclursea Inn genannt, meine Reisetasche und trat sofort meinen Ausflug nach Cawdor Castle an.

„Alter Berg und feuchtes Thal, das war die ganze Scene," durch welche mich ein Hirtenknabe, der außer einem blau und weiß gestreiften baumwollenen Hemd, einem schmutzigen zerrissenen Kilt und leerem „Pouch" nichts nennenswerthes anhatte, auf den kürzesten, aber nicht empfehlenswerthesten Pfaden der berühmten Steinmasse entgegenführte, in welcher nach der Volkssage Macbeth seinen König mordete. „Dieß rechts ist der Weg nach Auldearne," sagte mein kleiner Führer, als wir eine zerfallene Kalkbrennerei erreicht hatten, wo die Pfade sich kreuzten; „der Weg links führt nach „Calder Town" und der Fußsteig durch den Wald führt gerade nach „Calder Castle;" der Gentleman kann nicht mehr fehl gehen." Der Kobold hatte kaum geendigt, so war er auch schon hinter dem alten Gemäuer der Kalkbrennerei verschwunden. Da ich keinen Grund hatte dem Worte des Knaben zu mißtrauen, und der Pfad durch den herrlichen Wald, der sich eben bunt zu färben begann, ungemein verlockend war, schritt ich langsam in der Laubdämmerung der uralten knorrigen Eichen weiter. »Methought I heard a voice,« sagte ich mir plötzlich mit Macbeth, denn es kam mir vor, als hörte ich eine Eule in der Entfernung schreien. Ich blieb stehen und lauschte. Der laue Wind sang in dem Laubwerk sein Lullabylied, sonst war alles grabesstill. Ich schlenderte weiter. Der Eulenruf ließ sich noch zweimal hören. Nach einer kleinen Viertelstunde hatte ich den Wald hinter mir; der Pfad führte noch durch ein dichtes Birken-

gebüsch, das wie ein heller Saum an dem dunkelgrünen Mantel der Eichen hing, und siehe, durch ein enges Glen murmelte ein stahlblaues Bächlein, und an seinem Rand baute sich ein grauer Fels empor, auf welchem Cawdor Castle lag und, selbst ein düsteres Bild der alten Zeit, in die düstere alte Schlucht niederschaute. Die gute Ann Radliffe hat es gewiß verstanden Schauerburgen zu zeichnen; wer aber Cawdor Castle, von schwarzen Wolken überschattet, von Nebeldunst umhängt, bewohnbar und bewohnt, und dennoch eine Ruine, befestigt und doch für jeden zugänglich, mit seinen alten Spitzthürmchen, seinen hohen Schornsteinen, seinen altanartigen, schwarzgeräucherten Vorsprüngen gesehen hat, wird die Bilder jener Schriftstellerin vergleichsweise licht, freundlich und ansprechend finden. Während ich auf die Radcliffescene vor mir blickte, kam ein Mann in Kilt, Plaid und Würfelmütze auf demselben Pfade, welcher mich hierher geführt hatte, aus dem Saum des Waldes. Er war, wie er mir später sagte, einer der Pächter des Earl (Grafen) von Cawdor, bei dessen Geschäftsführer im Schlosse er vorsprechen wollte. Sein Anliegen war in der bedrängten Miene zu lesen, mit welcher er auf den Herrensitz vor uns schaute: es war das von hunderten seiner Berufsgenossen in den Hochlanden, die, von Mißernten und Krankheiten heimgesucht, ihre Pachtrückstände nicht bezahlen konnten und mit Pfändung und Ausweisung bedroht waren. »A grim keep, Sir,« sagte er, nachdem er mich mit ächt schottischer Höflichkeit begrüßt hatte, und deutete auf das Schloß; „und doch erscheint das alte „Stronghold," von hier aus gesehen, noch am freundlichsten; drüben, wo man die Zugbrücke und die unregelmäßigen, festungsartigen Außenwerke und den ältesten Theil der Burg vor sich hat, ist der Anblick, besonders an trüben Tagen, wie der heutige, noch weit schauerlicher und man nähert sich, auch wenn man nichts zu erbitten hat, mit einer Art von Beklemmung diesen kerkergleichen Gewölben, diesen dunkeln, ewig feuchten Gängen und Hallen, in welchen einst Thränen und Blut in Strömen flossen und wo das Aechzen des kalten Zugwindes ein Wiederhall der Todesseufzer zu seyn scheint, welche ehedem hier gehört worden sind."

Ich hatte unter den schottischen Pächtern schon öfter Männer von so achtungswerther Bildung gefunden, daß mancher fuchsjägerische Laird bei ihnen hätte in die Schule gehen können; ich war daher über die Art, wie dieser Hochländer sich ausdrückte, um so weniger erstaunt, als sein innerlich bedrängtes Wesen, das wiederholte Zucken seiner Gesichtsnerven und sein düsterer Blick auf einen hohen Grad von Spannung und geistiger Aufregung deuteten. Um seine Gedanken von dem „Stronghold" und der Scene, welche wahrscheinlich seiner dort harrte, abzulenken, fragte ich ihn, ob er nicht auch den Eulenruf im Walde gehört habe. Er bejahte dieß und setzte hinzu: „Man hört den Ruf der Eule, das Locken des Rothbrüstchens, das tieftönende Girren der Holztaube in unsern Glens und in dem Schatten der Wälder nur zu oft; man wird Ihnen aber auf das Wer und Woher in der Regel die Antwort schuldig bleiben, denn der arme Cottager und Squatter weiß am besten, wie bitter der Mangel schmeckt. Vielleicht war der Ruf eine Mahnstimme für Zigeuner ohne Wanderschein, vielleicht für Wilddiebe oder für heimliche Whiskeybrenner — wer weiß es? Die Herrschaft ist zu Besuch auf Black Isle und die rural Police ist hier überhaupt nicht sehr streng, würde auch wenig ausrichten, da die Grenzen zweier andern Grafschaften mit einem Sprunge zu erreichen sind."

(Fortsetzung folgt.)

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Fortsetzung.)

Der junge Lindner war froh, am zweiten Abend seiner Flucht in einer überfüllten Schenke unterzukommen, wo er unter der lärmenden Menge sich unbemerkt glaubte. Wie verwundert und geschmeichelt war er aber, als er von zwei stattlichen Kriegsleuten in fremder Uniform sich angeredet, mit großer Freundlichkeit behandelt und sogar bewirthet sah! Wie leicht ward es diesen, die kurze Geschichte des sechzehnjährigen Knaben zu erfahren, wie entsetzlich schilderten sie ihm sein Loos, wenn er, wie ja wahrscheinlich war, erkannt und zurückgebracht wurde! Dagegen wußten sie ihm das Soldatenleben in ihrem Heere in glänzenden Farben zu schildern und namentlich die Aussichten für so geschickte junge Leute wie er. Da könne eine Offiziersstelle ja gar nicht fehlen, wenn er nicht nur lateinisch und französisch, sondern sogar griechisch und hebräisch verstehe; das könne in Holland nicht einmal der König. Ein altes leidiges Spiel wiederholte sich, der verlaufene Knabe war eine leichte Beute und der Nimbus verschwand nach kurzer Frist, als der zuvor so Geschmeichelte mit Härte zum Dienst angewiesen, und statt die verheißene Offiziersstelle zu bekommen, wegen seiner noch kleinen Gestalt mit Hohn als Tambour eingekleidet wurde.

Ein lange bittere, schwere Zeit erwartete den armen Karl, der sich der Klosterzucht nicht hatte fügen können. Nun lernte er erst, was gehorchen sey, die verschmähte Wissenschaft stand jetzt als ein unerreichbares, ewig verscherztes herrliches Ziel vor seinen Augen, die einst verworfenen Bücher wurden nun, wo er eines erhaschen konnte, seines Herzens Trost und Balsam, die einzige Lust seines freudlosen Lebens. In dieser harten Schule kam er zu früher Reife, er

lernte, daß der Mensch ein Muß braucht, und daß zu frühe Freiheit auf einem oder dem andern Weg zu härterem Zwang führt; aber er lernte auch sein eigen Herz kennen, er lernte Gott suchen und finden. In die Heimath schreiben aus seinem jetzigen kläglichen Zustand, das wollte er nicht, sey es ein Rest von Stolz gegenüber der Stiefmutter, sey es eine selbstauferlegte Buße; er wollte liegen, wie er sich gebettet, bis Gottes Finger ihm einen lichtern Weg zeigen würde.

Ein Offizier, der ihn einst überraschte, wie er, über die Trommel gebeugt, in einem defekten Exemplar des Plutarch las, das er in einem Kåsladen erbeutet hatte, befreite ihn von der lästigen Tambourstelle und hätte sich seiner wohl auch sonst angenommen, wenn er nicht schnell versezt worden wäre. So war sein Schicksal wenig erleichtert, bis es ihm endlich gelang, dem König ein lateinisches Gedicht zur Feier seines Geburtstags zukommen zu lassen. Ueberrascht forschte dieser nach dem gelehrten Soldaten, erfuhr von ihm seine Geschichte und machte gut, was ihm in seinem Dienste Unrecht geschehen war. In einer Militärbildungsanstalt fand Karl Gelegenheit, seinen nun so mächtig erwachten Wissensdurst in geordnete Bahnen zu leiten, und obgleich ihm der König die Rückkehr freistellte, so zog er es vor im Soldatenstand zu bleiben, der ihm mit der Beigabe der Wissenschaft nun lieb und werth wurde. Die Kriegszeiten waren freilich für den Augenblick vorüber und mit ihnen die Aussichten auf baldige Beförderung in der Welt, oder aus der Welt. So hatte es der junge Mann troz seltener Kenntnisse noch nicht höher als zum Fähndrich gebracht. Das war indessen immerhin eine Stellung, in der er sich in der Heimath zeigen wollte und konnte, um so lieber, als er in einem Zeitungsblatt von daheim den Tod der Stiefmutter gelesen; und so stellte sich denn der langbeweinte, todtgeglaubte Sohn dem alten Vater zu dessen unaussprechlichem Jubel vor.

Das alles erfuhr die theilnehmende Wilhelmine, die mit ihren lebhaften Augen, ihren erstaunten Ausrufen gewiß eine gute Zuhörerin war, nicht an dem Einen Nachmittag, wohl aber nach und nach an den vielen, die der Fähndrich von nun an im Pfarrhause zubrachte und an denen das gegenseitige gute Einverständniß der jungen Leute immer mehr zunahm. Wilhelmine war sehr strebsamer Natur, alles Können und Wissen, bei dem sie einen praktischen Zweck sah, zog sie an. Musik hatte sie nie gelernt, eben so wenig Zeichnen, Malen und Sticken, dagegen erlernte sie vom Provisor französisch, der gewiß ein guter Lehrer gewesen wäre, wenn er es nur selbst verstanden hätte und nicht die Aussprache so mühsam aus der Grammatik hätte klauben müssen. Seither hatte sie jede Gelegenheit zum Parliren mit dem Maler, ja selbst mit reisenden Hühneraugenoperateurs, Firnißhändlern rc. fleißig benuzt, und war jezt höchlich erfreut über die Entdeckung, daß der Fähndrich vortrefflich französisch sprach und schrieb. Da wurde nun studirt und parlirt, daß das Lottchen stets davon lief und der Maler oft warnend den Finger aufhob: „Hör' Sie, Wilhelmine, ich brauche Ihr Bild nicht fertig zu machen, der Mohrenprinz nimmt Sie vorher in orginali fort!" Vater und Mutter waren über des Fähndrichs Zuspruch nicht sehr erbaut, bei Wilhelminens praktischer, thätiger Natur hatte aber das Beisammenseyn durchaus keinen sentimentalen Charakter; sie selbst schlugen auch die fremde Offizierswürde so niedrig an, daß ihnen kein Gedanke an die Möglichkeit kam, die reelle Wilhelmine könnte hier an etwas Ernstliches denken, zumal des Fähndrichs Urlaub demnächst zu Ende ging.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

Erster Brief. — Niederbrunn.

Aus dem prächtigen grünen Thalkessel von Baden stieg ich einst hinauf auf die Höhe, von der das Forsthaus in das weite Rheinland hinabschaut. Dort begegnete mein Auge zum erstenmal dem hohen Münster zu Straßburg, dessen Thurm mir aus der blauen dämmernden Ferne wie ein riesenhafter Finger hinüber winkte. Ich hatte von jenem Augenblick an nicht Rast noch Ruhe, bis ich dem Winke gefolgt war und mich hoch in der Luft gleichsam wiegte in dieser Wunderblume von Stein. Damals hieng mein Auge an der Kette der Vogesen, und gern hätte ich gesehen, was der blaue Schleier alles berge, der über ihnen lag. Meine Zeit war jedoch gemessen, ich sollte nicht

dahinter schauen. Manch Jahr ist unterdessen vergangen, und im Leben der Welt hat sich vieles geändert, auch in Frankreich, zu dem das Straßburger Münster sammt den blauen Vogesenbergen leider gehört, ist manches anders geworden; das alles hat indeß mein Verlangen nicht geschwächt, das schöne an Frankreich verlorene deutsche Paradies einmal näher zu betrachten. Endlich ist es mir so gut geworden, dieses Verlangen wenigstens theilweise zu befriedigen. Ich habe mir ein hübsches Stück des herrlichen Elsasses betrachtet.

Einer meiner Freunde hatte es vorgezogen, nach Niederbrunn statt nach Homburg in's Bad zu gehen, und ich hatte versprochen, zu Ende seiner Kurzeit ihn dort abzuholen, um mit ihm einen Flug durch das Land zu machen. Ich kam am Fuße der untern Vogesen an, als die Franzosen just drei Dinge lebhaft beschäftigten, das Banket, das Louis Napoleon den Offizieren der Garnison und der mobilen Gendarmerie im Elysée gegeben, dann seine bevorstehende Reise, die ihn auch nach Straßburg führen sollte, und endlich die Wallfahrt der Legitimisten nach Wiesbaden zum Grafen von Chambord. Stoff die Fülle für eine Gesellschaft, wie sie sich in einem Badorte wie Niederbrunn zusammen zu finden pflegt. Es quillt hier zwar ein sehr wirksames Wasser, aber mehr für die bürgerlichen Hartleibigen; die haute-volée würde hier sterben, wenn auch nicht an der drastischen Wirkung des Brunnens, doch an der Langeweile. Zu gewöhnlicher Zeit, in der kein erregender Unterhaltungsstoff vom politischen Himmel fällt, ist Herr v. Dietrich mit seinen ansehnlichen Hüttenwerken meist der Angelpunkt, um den in Niederbrunn sich alles dreht. Mein Freund, der doch eine gewisse Abgeschiedenheit und Stille gesucht hatte, gestand doch ein, er sey froh gewesen, als die Neuigkeiten von Paris und Wiesbaden das alltägliche Einerlei in etwas zu unterbrechen begannen. Ich für meinen Theil zürnte dem Geschick ein wenig, das mich zu früh in's Elsaß geführt, da ich meinen Aufenthalt unmöglich bis zum 21. August verlängern konnte, und doch hätte ich gern an diesem Tage den Präsidenten in Straßburg ankommen sehen. Doch wer vermag etwas wider sein Geschick? Mit Ergebung hörte ich zwei Tage lang die Fluth politischer Kannengießerrien, deren Wellen deutsch und französisch durcheinander rauschten, aber klar bin ich darüber nicht geworden, welche Sympathien die Mehrheit für sich hatten, ob die republikanischen oder die monarchischen, die kaiserlichen oder die königlichen, die legitimistischen oder die orleanistischen. Louis Philipp und Louis Napoleon sind getadelt und gescholten, vertheidigt und gelobt worden, die Republik hat ihre Bekrittler und ihre begeisterten Lobredner deutsch und französisch gefunden, aber von Henriquinquisten habe ich in diesen Kreisen wenig bemerkt. Gleich gering schienen mir die Sympathien für den socialistischen Republikanismus. Die Ruhe hatte die meisten Lobredner für sich. Kein Wunder, die meisten Leute, die sich in diesem Bade bewegen, sind Geschäftsleute, friedliche Bürger, und selbst den lautesten Stimmen merkte man an, daß es ihnen wenig lieb gewesen wäre, wenn am 15. August, dem Napoleonstage, ein Staatsstreich zu Gunsten des Präsidenten hätte ausgeführt werden sollen, wie das Gerücht schon lange behauptete. Nicht als ob die Stimmung allzusehr gegen den Präsidenten oder für das Bestehen der Republik gewesen wäre, nur die Furcht vor neuem Wirrwarr im Staate überwog.

(Fortsetzung folgt.)

London, 30. April.

(Fortsetzung.)

Die Industrieausstellung.

Die Beiträge der italienischen Staaten sind im Wesentlichen unbedeutend. Nur einige Zusendungen aus dem Gebiete der Kunst verdienen Erwähnung. Spanien und Portugal, wie auch die scandinavischen Staaten, haben noch nicht den Grad industrieller Entwicklung erreicht, der sie befähigte in den Leistungen für die Ausstellung sich über die Mittelmäßigkeit zu erheben. Interessant ist dagegen das Departement der betriebsamen Schweiz. Es hat einen Charakter, der sich völlig von dem der übrigen kontinentalen Völker unterscheidet. Diese herrlichen Schnitzwerke von Holz und Gemshörnern versetzen uns nach den idyllischen Alpenthälern, in deren friedlicher Stille sich der Kunstsinn der Bewohner ausbildet. Aber auch die ernstere Industrie fällt uns in reicher Auswahl in die Augen. Die geschmackvollen Uhren von Genf und Neufchatel, die Seidenstoffe von Zürich, die Baumwollenstoffe von St. Gallen und die Bänder von Basel zeigen uns zur Genüge, daß die Eidgenossenschaft durch ihre innern Kämpfe sich nicht in ihrer gewerblichen Entwicklung habe aufhalten lassen. — Ein eigenthümliches Gefühl wandelt uns an, wenn wir in den chinesischen Raum eintreten. Diese sonderbar bemalten Kisten und Schachteln, diese grotesken Figuren, die hier und da aus den Verhüllungen hervorblicken, die Hausgeräthe, die mit den unsrigen so gar keine Aehnlichkeit haben, und dazu die lebendigen Söhne des himmlischen Reichs, die uns so fremdartig anschauen, dieß Alles bietet einen so wunderbar traumartigen Anblick, daß man sich der europäischen Civilisation entrückt fühlt, und auf Augenblicke im Vaterlande der Mandarinen und Zöpfe, der Porzellanthürme und kleinen Füße zu wandeln glaubt. Doch lösen wir den Zauber und eilen nach dem Gebiete von Tunis. Dieser alte Raubstaat, der vor Kurzem noch der Schrecken christlicher Seefahrer war, hat seine alten Untugenden mit einem male abgestreift, er tritt hier ganz ehrbar und civilisirt im industriellen Gewande vor uns auf, und entwickelt eine Betriebsamkeit, die wir ihm niemals zugetraut hätten. Wir finden in seinem Raume feine Seidengewänder, arabische Burnusse, Damaszenerklingen, reich geschmückte orientalische Gewehre, Schmucksachen von Straußenfedern und Elfenbein, und, was bemerkenswerth ist, die Menge der Waaren übersteigt die der italienischen Staaten fast um das Doppelte. — Die Türkei, welche bis jetzt im Rückstande war, hat endlich das Versäumte nachgeholt. Das längst erwartete Kriegsschiff ist vergangnen Samstag in Southhampton mit 207 Kisten angekommen, die schon gestern nach Hydepark gebracht worden sind.

Ehe ich nun zu England und seinen Colonien übergehe, sey es mir erlaubt, einiges Numerische über die Beiträge der verschiedenen Nationen zu geben, was gewiß nicht ohne Interesse ist. — Frankreich hat bis jetzt geliefert 3700 Kisten, Preußen 1059, Sachsen 142, Würtlemberg 134, Hessen-Darmstadt 100, Bayern 83, Nassau 14, Baden 2, Sachsen-Meiningen 5 und Frankfurt 36; der Zollverein also im Ganzen 1595 Kisten; Oesterreich 631, Hamburg 120, Oldenburg 33, Hannover 11, Lübeck 3, Norddeutschland also 167 Kisten im Ganzen. Deutschland zusammengenommen hat 2393 Waarenballen geschickt. Belgien figurirt mit 1039, Nordamerika mit 878, Holland mit 250, Rußland mit 250, Spanien mit 238, die Schweiz mit 152, Portugal mit 105, Dänemark mit 59, Toskana mit 93, Sardinien mit 83, Griechenland mit 36, ferner Egypten mit 41, Tunis mit 202, China mit 230, Persien mit 1, Mexiko mit 4, Neu Granada mit 1, Peru mit 4 Kisten. — Die Engländer haben für sich allein den linken und größern Flügel des Pallastes in Anspruch genommen. Die Zahl ihrer Beiträge übertrifft aber auch die aller übrigen Nationen zusammengenommen. Bis zum Sonntag betrug die Kistenzahl des Auslandes 9473, und die Englands mit den Colonien über 11000.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 112. Sonnabend, 10. Mai 1851.

— Geht' nicht, wie es soll,
Ist doch diese Liebe still,
Hält sich in dem Kreuze wohl,
Denkt, es sey des Herren Will',
Und versichert sich mit Freud'
Einer künftig bessern Zeit.

Paul Gerhardt.

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Fortsetzung.)

Der Urlaub ging nun freilich zu Ende und der Fähndrich war eine zeitlang nicht im Pfarrhaus erschienen, als eines Tags der Dorfbote mit der Zeitung noch einen sehr schön überschriebenen Brief an den Pfarrer brachte, bei dessen Anblick Wilhelmine über und über erröthete und in lauterer Verlegenheit den eben gedeckten Frühstückstisch wieder abräumte, während der Vater den Brief langsam durchlas. Der Vater aber legte ihn wieder zusammen, steckte ihn ein und frühstückte, ohne ein Wort zu sprechen, dann ging er auf seine Stube, nachdem er Wilhelminen mit großem Nachdruck gesagt hatte: „Daraus wird nichts!“ Da setzte die rasche Wilhelmine sich nieder, als ob sie gelähmt und gebrochen wäre an allen Gliedern. Also das war das Ende!

Ja, leider, das war's! Der Brief war eine Werbung in schönster Form gewesen. Er wollte Wilhelminen in sein neues Vaterland führen, wenn sie sich entschloß, dort sein bescheidenes Loos zu theilen; konnten aber die Eltern sich nicht von ihr trennen, so erbot er sich gern, „die Kugelbüchse mit der Feder“ zu vertauschen und in der alten Heimath eine Stelle zu suchen, die er bei seinen Kenntnissen wohl zu finden hoffte. — Wilhelmine hätte nach keiner Seite hin eine Einwendung gehabt, ihr bangte nicht vor dem fernen Land und vor dem schmalen Fähndrichsgehalt; ihres kräftigen Sinnes, ihrer fleißigen Hand und ihres in der Familie wohlbekannten und vielfach belächelten Talents zum Sparen sich bewußt, hätte sie daheim oder draußen jedes Loos mit dem geliebten Manne getheilt. Aber Vater und Mutter waren ganz anderer Meinung. Seit Menschengedenken hatten in der Familie nur ganz solide, sichere Heirathen stattgefunden: Pfarrer, Stadtschreiber, Doktoren ꝛc.; ein Fähndrich in Holland, oder gar ein aussichtsloser Stellenjäger im Vaterlande, das war undenkbar! Dafür hatte die Mama nicht seit Jahren Tischzeug und Bettbarchet gewoben und der Papa seine Kapitälchen verwaltet und vermehrt. Nein, da waren sie ihrem Kind eine bessere Versorgung schuldig. Der arme Fähndrich erhielt ohne Gnade einen Korb mit allerlei Achtungsversicherungen u. dgl., schon um des Papa willen; aber Korb bleibt Korb.

Wilhelmine weinte bitterlich; das war nun das erstemal in ihrem ganzen Leben, daß sie auch gehofft und geträumt hatte, und so war's zu nichte geworden! Damals waren noch die alten Zeiten unbedingten kindlichen Gehorsams, und es fiel ihr nicht ein, mit Thränen und Ohnmachten einen Sturm auf das strenge Vaterwort zu versuchen, um so weniger, als weder Mutter noch Schwester auf ihrer Seite waren. Der Fähndrich fügte sich nicht so geduldig; es war dießmal keine versagte Knabenlaune, es war der tief gegründete Wille eines Manneshherzen, der hier gebrochen werden sollte. Die alte Abenteuerlust seiner jungen Jahre kehrte wieder; er vermochte mit vieler Mühe Wilhelmine zu einer Zusammenkunft im Schulhaus und theilte ihr hier einen keck entworfenen Entführungsplan mit. Damit kam er aber übel an bei einem Mädchen von so klarer Einsicht in die Lebensverhältnisse, die in die strenge Zucht und Sitte des Elternhauses nicht hineingebunden, sondern hineingewachsen war. Das Vaterhaus verlassen ohne Elternsegen, ohne Hochzeitfeier und bräutliches Geleite,

und, sey's gestanden, auch ohne Aussteuer — nein, nein, davon konnte die Rede nicht seyn! „So geht's nicht, lieber Karl," sagte sie traurig; „was seyn soll, schickt sich wohl; ist's Gottes Wille, daß wir zusammenkommen sollen, so wird's wohl auf rechtem Wege geschehen." — So schied denn der Fähndrich nach kurzem schmerzlichem Abschied, viel trauriger und hoffnungsloser als vor Jahren der flüchtige Klosterschüler. Das eine Versprechen hatte er noch von Wilhelminen erlangt, daß sie ihm durch seinen Vater hie und da einen Gruß oder ein Brieschen schicken wolle.

Wilhelmine war keine sentimentale Natur, sie starb nicht am gebrochenen Herzen, sie verhauchte sich nicht in Seufzern, sie war nach wie vor früh und spät im Hause flink und rüstig an der Arbeit, aber ihre alte Fröhlichkeit kehrte doch nicht wieder, und die französischen Studien lagen gänzlich darnieder. Daß sie bei Niemand daheim Anklang fand für das was ihr Herz bewegte, das entfremdete sie etwas von Mutter und Schwester, und als ein verwittweter Oheim eine der Töchter des Pfarrhauses zur Leitung seines Haushalts verlangte, da erbot sie sich rasch dazu; es war ihr jezt recht lieb, so viel allein zu seyn, und sie konnte hier leichter ihre freilich höchst sparsam unterhaltene Verbindung mit Karl fortsetzen.

Eins war's, was ihr bisher immer ein unerfüllter Wunsch geblieben: sie hätte Karl so gern ein Zeichen ihrer Liebe gesandt. Eine Haarlocke hatte er freilich, aber sie hätte ihm so gern auch etwas Rechtes zu Liebe gethan; hatte er doch keine Mutter, die für ihn sorgte. Mit Malen und mit Stickereien konnte sie nicht umgehen, ihr Bild, das der Maler nun recht ähnlich und doch hübsch vollendet hatte, konnte sie ihm leider nicht wohl schicken, maßen es zwei Schuh groß war und nicht ohne Willen der Eltern hätte versandt werden können. Da kam ihr in der größern Freiheit, die ihr beim Oheim blieb, ein anderer Gedanke. Sie holte ihre sorgfältigst verwahrte Sparbüchse hervor, in der sich noch jeder Kreuzer befand, den sie als Kind zu Aepfeln oder Brezeln bekommen hatte, und ob der sie schon so oft geneckt worden war. Nun aber dauerte sie's nicht, für einen großen Theil ihres Schatzes zehn Pfund des auserlesensten Flachses zu kaufen. Den Tag über besorgte sie emsig den Haushalt des Oheims, hütete die Kinder, strickte und flickte unverdrossen; bei Nacht aber, wenn die Kinder zu Bette waren und der Oheim in Gesellschaft, da holte sie Rocken und Rädchen und spann bis tief nach Mitternacht so feine silberweiße Fädchen, daß Königin Bertha sich nicht hätte dran schämen dürfen. Wie viel liebe trauliche Gedanken hat sie da hineingesponnen, bis sie im Frühling den reichen Schatz von seidefeinem Garn dem bewunderuden Weber übergeben konnte! Der Sommer ging ihr hin ohne Wechsel, ohne Freude, ohne Hoffnung. Es war ihre erste Freude nach langer Zeit, als sie die schöne feine Leinwand blendend weiß von der Bleiche erhielt und nun wieder ihre Nächte dazu verwenden konnte, mit den allerfeinsten Stichen Karl sechs Hemden, Meisterwerke der Nätherei, zu verfertigen. Ihr jungen Damen von heutzutage, was ist ein gemaltes Albumblatt, ein perlengesticktes Cigarrenetui, eine gehäkelte Börse gegen die liebevolle Treue und Fürsorge, gegen die geduldige Ausdauer, die in solch einer Arbeit liegt!

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Der Pächter hatte, ehe er seinen schweren Gang antrat, Geschäfte in dem Town abzuthun und wir trennten uns Angesichts der Zugbrücke mit ihren schweren Ketten, der auf die schönste Blüthe der Clanzwiste deutenden Vorwerke und einer Menge höchst verließartig aussehender Thürmchen und Mauervorsprünge mit äußerst bedenklichen Löchern, welche Fenster vorstellen sollten. Die rechte Stunde für Schauereindrücke war jedoch vorüber, und hätte mich der arme Hochländer der Wirklichkeit nicht wieder gegeben, so wäre dieß bei dem Anblick einer Londoner Schneiderfamilie, Vater, Mutter und Tochter, welche auf der fashionablen Hochlandreise begriffen waren und eben aus dem alten grimmen, mit königlichem Blute bespritzten Wohnsitze des Thans von Glamis und Cawdor herauskamen, der Fall gewesen. Da wir zu Inverneß dasselbe Gasthaus bewohnt hatten, war mir öfters das Glück zu Theil geworden, mich mit dem sehr liebenswürdigen, aber auch sehr nervenschwachen Töchterlein zu unterhalten, und ich drückte meine aufrichtige Freude über dieses Wiedersehen aus; Mutter und Tochter schwammen aber in Thränen und streiften eilig an mir vorüber, während Papa, mit dem dickleibigen Reisehandbuch von Anderson unter dem Arm, mir seine dürre, feuchtkalte Hand reichte und mich unter mehreren in dem Munde eines Kleiderkünstlers äußerst derb klingenden Flüchen versicherte, er werde mit seinem empfindsamen Frauenvolk gewiß nie wieder eines dieser Mordnester besuchen, in welchen die furchtbarsten Spuckgeschichten ausgeheckt und ausgekramt würden.

Nachdem ich mich eine Weile in dem ganz freundlich aussehenden Hofe herumgetrieben hatte, stellte sich ein zweiter neugieriger Besucher ein und eine Art emeritirter Beschließerin oder Kammerjungfer ließ sich herab, uns in das Innere der Burg zu führen, durch triefende Gewölbe und dunkle Corridore, durch unheimliche Gemächer und hohe Hallen, in denen das Echo den Ton unserer Tritte heiser keuchend wieder gab, und während dieser Gänge, während dieses Auf- und Niedersteigens auf oft

bedenklichen Treppen leierte die schwindsüchtige Stimme unserer Führerin die auswendig gelernte Geschichte von dem hier vollbrachten Königsmorde ab und schien fast ärgerlich zu seyn, daß wir ihren Bericht mit so vieler Gleichgültigkeit hinnahmen. Es versteht sich von selbst, daß wir das Zimmer und das Bett zu sehen verlangten, in welchen der gute König Duncan den Tod gefunden. Wir wurden in einen schauerlich genug anzuschauenden Raum geführt, durch dessen Fensteröffnung Wind und Nebel strichen, dessen Wände der Brand schwarz gefärbt hatte und dessen Decke theilweise vom Feuer verzehrt war. „In diesem Gemache," berichtete unsere Führerin, „wurde der alte König ermordet; in dieser Ecke stand das Bett, in welchem er verblutete. Im Jahre 1815 brach zufällig ein Feuer in diesem Gemache aus und die alte Bettstelle mit ihren vier gewundenen Pfosten und den ehrwürdigen Vorhängen wurde ein Raub der Flammen." — „Und warum hat man," bemerkte mein Begleiter, „das Gemach nicht wieder in dem frühern Zustande hergerichtet und zu Inverneß ein neues altes Bett mit gewundenen Pfosten und ehrwürdigen Vorhängen machen lassen? Wenn man eine Reise von dreihundert Meilen macht, um die Merkwürdigkeiten dieses Landes zu sehen, will man auch etwas für sein Geld und seine Mühe haben. Im Holyrood-Palast zu Edinburg sorgt man dafür, daß jährlich die Blutflecken in dem Speisesaal der unglücklichen Maria Stuart aufgefrischt werden, und die guten Londoner Shopkeeperfamilien, welche die schottische Reise machen, erweisen sich dankbar und manches schöne Auge läßt eine Thräne auf die mit Ochsenblut getränkten Stellen träufeln. Man ist „hier oben" in jeder Hinsicht in der Kultur noch weit zurück." — „Habe dieß auch schon oft in Anregung gebracht, aber ohne Erfolg," versezte die Führerin mit der unbefangensten Zuversicht und trippelte einer hühnersteigartigen Treppe zu, welche wir erklettern mußten, um einen Blick in ein elendes Dachzimmerchen zu werfen, in welchem sich der bekannte Stuartfreund Lovat nach der Schlacht von Culloden verborgen hatte, um dem Henkerbeile des Herzogs von Cumberland zu entgehen. Was ich von dem Schicksal dieses wackern Kriegers hörte, hat viel Aehnlichkeit mit den früher erwähnten Sagen von Cluny's Abenteuern in seinen verschiedenen Verstecken und die gewissenhafte, aufopfernde Treue der Clanleute gegen ihre Führer und Stammverwandte bewährte sich auch in Bezug auf Lovat.

Eine herrliche Aussicht über »hills, glens and carses,« wie unsere Führerin sich ausdrückte, mußte man von dieser Höhe haben; aber der Nebel hatte sein graues Plaid über die ganze Gegend geworfen und das Gewebe desselben war ächt hochländisch, nämlich dicht und schwer. Ich sehnte mich nicht minder als mein Begleiter, aus diesem feuchten, dumpfen Gemäuer zu kommen; wir mußten aber den Kelch bis auf die Hefe leeren. Als wir nämlich das Erdgeschoß wohlbehalten wieder erreicht hatten, machte die ehemalige Iris einen bedeutsamen Knix, welchen wir vollkommen verstanden und honorirten, worauf sie ihr Amt einem Burschen überließ, der wie Banquo's Geist aus der Tiefe emporstieg, den Wachsstock in seiner Laterne mit einem Zündhölzchen ansteckte und uns in eine Art Felsenkammer hinabführte und uns den „berühmten" Hagedornbaum zeigte, der älter ist als das über ihm erbaute Schloß und als Sinnbild eines schottischen Charakterzugs, der Zähigkeit und Ausdauer, gelten kann. — Die Zugbrücke, der ausgetrocknete Wallgraben lagen endlich hinter uns und wir athmeten wieder freier, denn abgesehen von dem Plunder, welcher dem Reisenden vorgeführt wird, von dem Mangel aller historischen Grundlagen für die Erzählung des Holinshed, welchem Shakespeare folgte, und von der unleugbaren Thatsache, daß ein Theil des großen Thurms von Cawdor Castle dem dreizehnten, alles übrige aber dem fünfzehnten Jahrhundert angehört, während Duncans Ermordung in das Jahr 1040 fällt — ich sage, abgesehen von all dem, muß ich bekennen, daß ich noch nie ein Gebäude betreten habe, welches besser zur Zwingveste eines Tyrannen und zur Scene eines Königsmordes paßte oder von tragischerem Düster umkleidet und geeigneter wäre, die Erinnerung an Schauerthaten jeder Art in uns hervorzurufen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 30. April.

(Fortsetzung.)

Die Industrieausstellung.

Die Zurüstungen der Engländer sind durchweg so weit gediehen, daß sie morgen völlig beendet seyn werden. Die auszustellenden Gegenstände zerfallen in dreißig Rubriken und vier Hauptabtheilungen. Unter den Rohprodukten nehmen, wie sich erwarten ließ, die Kohle und das Eisen die hervorragendsten Stellen ein. In der Manufaktur sind alle Zweige der so reichen englischen Produktion vertreten. Es ist in diesem Felde eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Industriezweige, welche ein geringeres Kapital erfordern, durch eine bedeutend größere Zahl

von Lieferungen vertreten sind, als die, welche nur mit groß-artigen Kapitalien betrieben werden können, und die deßhalb in wenigen Händen vereinigt sind. Während so die Baumwollenfabrikation, ohne Frage die wichtigste des Landes, nur in 45 Kisten figurirt, nehmen die Eisen- und Stahlwaaren von Sheffield, Birmingham und Leeds 705 ein; aber wir müßen hier bedenken, daß eine Kiste mit Baumwollengarnen Millionen Pfund Sterling repräsentirt, und eine Kiste mit Stahlwaaren nur Tausende. Die Wollenprodukte füllen, oder vielmehr füllten, 245, die Seidenstoffe 20, die Leinenprodukte 133, die gemischten Webereien (Shawls 2c.) 47 und die Gold- und Silberarbeiten 74 Kisten. Der lehrreichste Anblick bietet sich für uns wohl im Maschinenraume dar. Welche Mannigfaltigkeit wir hier finden, nimmt man daraus ab, daß nicht weniger als 537 Fabrikmaschinen, 813 Lokomotiven und sonstige bewegende Maschinen, 467 Erfindungen im Civilingenieurfache, 281 im militärischen und Schiffbaufache, und 498 Ackerbaugeräthe ausgestellt sind. Die englischen Aussteller waren dabei bedacht, dem Zuschauer ein klares Bild von der Wirksamkeit einer jeden Maschine zu geben, indem sie dieselbe vor unsern Augen in Thätigkeit treten lassen. Bei den wichtigeren Maschinen, z. B. der Spinnmaschine, haben sie noch mehr gethan. Wir sehen diese Maschinen nicht vereinzelt, neben ihnen stehen die ursprünglichen einfachen und rohen Construktionen, wie sie früher gebraucht wurden, und wir gelangen stufenweise zu den vollendeten Werken der neuesten Mechanik. So ist uns Gelegenheit gegeben, die industrielle Entwicklung des modernen Englands von ihren ersten Anfängen bis zu ihrer heutigen unerhörten Ausbildung zu verfolgen.

Der Glanzpunkt des Glaspalastes ist der Transsept, welcher die englischen und fremden Skulpturarbeiten, nebst den prachtvollsten und kostbarsten Werken der Industrie enthält. Die vielbesprochene Allee ist seit einigen Wochen dem Beile erlegen, und es stehen jezt nur noch an den beiden Enden zwei gewaltige Bäume, die schon seit acht Tagen im vollsten Schmucke des Frühlings prangten, während ihre Brüder im Freien noch einen trostlos winterlichen Anblick darboten.

Die Engländer haben sich nicht mit dem Ruhme begnügen wollen, das erste industrielle Volk der Erde zu seyn, sie ringen auch im Gebiete der Kunst nach der Palme. Der Catalog führt uns unter der Rubrik der Skulptur nicht weniger als 1075 brittische Aussteller auf. Leider müßen aber die einheimischen Blätter selbst zugeben, daß die große Masse dieser Bildhauerarbeiten unter der Mittelmäßigkeit steht, und die einzige Produktion, die Aufmerksamkeit verdient, ist allenfalls der „Drachenkampf" von Wyatt. Die fremde Kunst ist nicht zahlreich vertreten, aber die Qualität ersezt die Quantität, gerade umgekehrt wie bei den Engländern. Ein trefflicher Abguß der Kiß'schen Amazone, vom Meister selbst aufgestellt, ist dem übereinstimmenden Urtheile nach die Krone der Ausstellung. Die „Pferdebändiger" aus Berlin finden ebenfalls ein zahlreiches und bewunderndes Publikum, so wie die Stuttgarter Rosse Hofers. Einige Statuen von französischen Künstlern, und eine prachtvolle Mosaikarbeit aus Rom verdienen noch Erwähnung. Als Kuriosität sey hier noch bemerkt, daß sich im englischen Departement nicht weniger als 85 Statuen des Herzogs von Wellington befinden, und die nachsichtigste Kritik muß doch zugeben, daß die Formen des „Siegers von Waterloo" alles sind, nur nicht klassisch.

(Schluß folgt.)

Straßburg, April

(Fortsetzung.)

Die Arnsburg.

Aus dieser leidigen Zeitungswelt sehnte ich mich hinaus in die Natur. Diese ist schon um Niederbrunn selbst recht freundlich, obgleich das Städtchen noch nicht in der schönsten Gegend des Elsaßes liegt. Frucht- und Rebenhügel bilden die nächste Umgebung, dazu waldgrüne Berghöhen, von deren einer die grauen Reste der alten Wasenburg herniederschauen. Sie war vor Zeiten, wohl unter den Römern schon, Wächterin des Passes, der hier sich öffnet, und dessen Straße durch ein felsigtes Thal nach der Feste Bitsch und auf die kahle Hochebene führt, die schon ganz den Typus des unfreundlichen Lothringens trägt. Weit freundlicher sieht es natürlich gegen Osten aus. Von dem nahen hoch und frei gelegenen Dorfe Oberbrunn ist die Aussicht schon weit und schön, weiter und schöner noch von dem einige Stunden nordwärts entfernten Frauenberg, dessen sonnebestrahlten Klostermauern weit über die Hügelwellen des fruchtbaren Landes nach dem Rhein und seiner Ebene hinausblicken. — Uns zog es aufwärts. Nachdem mein Freund seine Angelegenheiten zum Scheiden geordnet hatte, sagte er dem Bade, will's Gott auf Nimmerwiedersehen, Lebewohl, und bald hatten wir uns vertieft in Wald und Berge, die schön grün, aber recht einsam waren. Es war darauf abgesehen, mich zu überraschen. In dieser Waldeinsamkeit tauchte bald ein ödes Gemäuer aus dem Grün. Es war die Ruine der Arnsburg, nicht fern vom wildromantischen Bärenthal. An dem Getrümmer ist nicht viel Bemerkenswerthes, aber die Sage vom alten Kellermeister, der dort seit Jahrhunderten den goldenen Königswein des untergegangenen Geschlechts der Fäßler von Arnsburg hütet, hat uns freundlichen Stoff geboten, den Weg zu kürzen. Wir rochen zwar nichts von dem würzigen Dufte des Weins, der zu Zeiten dem Wanderer hier entgegen wehen soll, aber die Blume der Poesie that ihren Kelch auf, und ihres süßen Hauches freuten wir uns. Der beiden Dichter Adolph und August Stöber gedachten wir, die alle die schönen Sagen ihres schönen Vaterlandes so meisterlich besungen haben.* Sie sind noch immer mit einigen wackern Freunden, wie Zetter (Fr. Otte) und andern, die Hüter deutscher Art und Sitte, deutscher Sprache und Poesie in diesem von seiner Mutter losgerissenen Lande, wie es einst ihr Vater Ehrenfried mit seinen Freunden war. Ich liebe sie darum doppelt. Sie mögen gute Bürger Frankreichs seyn, aber treue deutsche Herzen, deutsche Dichter sind sie durch und durch. Ich weiß nicht, ob sie den Tag mitgefeiert haben, an dem man im Elsaß dem Andenken an die zweihundertjährige Vereinigung mit Frankreich eine Denksäule sezte und selbst in deutscher Sprache über jenes Ereigniß jubelte; ich weiß nicht, ob ihnen jene Freude weh gethan, aber es kann nicht anders seyn, es muß den wackern deutschen Herzen um das Land ihrer Mutter- und Dichtersprache tief leid seyn, daß sie, wie die Dinge standen und gar wie sie gegenwärtig stehen, nicht einmal wünschen können mit ihrer Heimath Deutschland anzugehören. Der eingeborene Elsäßer muß überhaupt ein zwiespältiges Herz haben. Während er deutsch lebt und denkt, fühlt und spricht, betet, singt und träumt, muß er sich freuen ein Franzose zu seyn! Doch solcherlei Gedanken können alle poetischen vertreiben, um so mehr wenn ihre Analogien auch von andern fernen Grenzmarken des Vaterlandes die Seele bestürmen. Ich wünsche nur, daß Männer, wie Stöber und ihre Freunde, im Elsaß um so fester auf der Wacht für deutsches Wesen stehen, je mehr das „welsche" ihm an Boden zu entziehen sucht. Leider ist in Zeiten, wie die unsern, an eine „Erwinia" nicht zu denken, und selbst die „Neujahrsblätter" haben die Stürme des Jahrs 1848 verweht.

* Die Sage vom Kellermeister auf Arnsburg erschien mit andern bereits in den „rheinischen Horen" für 1830.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 113. Montag, 12. Mai 1851.

Behaglich hör' ich so berichten
Von alten Sagen und Mordgeschichten.
W. Scott.

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Während wir uns in dem „Head-inn von Calder für die Mühsale des Morgens bei einem Gabelfrühstück entschädigten, erkundigte ich mich bei meinem eben so freundlichen als unterrichteten Gefährten, in welchem man den „Lowlander“ bereits erkannt haben wird, nach dem jetzigen Eigenthümer des Schlosses, und erfuhr manches anziehende und lehrreiche. „Von einer Familie Cawdor,“ bemerkte er unter andern, „weiß die Geschichte des Landes nichts. Wie Macbeths Bezeichnung: »Thane of Cawdor,« ist auch die des jetzigen Besitzers: »Earl of Cawdor« ein bloßer Titel, wahrscheinlich an das Besitzthum geknüpft. Die älteste Familie, von welcher man mit Bestimmtheit agen kann, sie sey im Besitz von Cawdor gewesen, hieß Doreward, welches man in Durward umwandelte und in den lateinischen Urkunden durch »hostiarius« wiedergab. Ein gelehrter Thebaner las zufällig »horstiarius« und übersezte dieses Wort mit „Pferdehüter,“ ein Schnitzer, welcher in Gesellschaft von manchen andern die Reise durch alle Geschichtswerke dieses Landestheils, selbst Shaw's vortreffliches Werk über die Grafschaft Moray nicht ausgenommen, machen mußte. Der Titel »Thane of Cawdor« oder »Calder,« gleichbedeutend mit dem sächsischen eines „Baron,“ kommt in Urkunden noch gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vor. Der lezte Sprößling der Durwards, welche, wie der Name andeutet, „Sachsen“ gewesen seyn müssen und deren Eintritt in diese Besitzung sich, der Volkssage nach, an den merkwürdigen Weißdornbaum knüpft, welchen wir gesehen haben, war Moirial — Maria — und der dritte Sohn des Grafen von Argyll vermählte sich vor etwa siebzig Jahren mit der schönen Erbin von Cawdor, und so kamen Besitzthum und Titel an einen Zweig der mächtigen Familie Campbell, welche, wie die Mackenzies und andere, stets eine gewisse Vorliebe für reiche Erbinnen, mochten sie celtischer, sächsischer oder normännischer Abkunft seyn, an den Tag legte.“

Unsere Unterhaltung wurde durch das Rollen eines Wagens unterbrochen und die Wirthin, welche eben heißes Wasser und ein zierliches Fläschchen mit krystallklarem Bergthau gebracht hatte, winkte uns an das Fenster. „Der katholische Geistliche von Inverneß,“ sagte sie, „in einem armseligen Hundekarren (dog-cart), den ein abgemagerter Shelty zieht! Kommt sechs Stunden weit her, um einem armen Christen den lezten comh-fhurtachs (Trost) zu bringen, der gute Herr!“ Man konnte sich in der That kaum eine bescheidenere Equipage denken. Das Wägelein war gerade so groß, daß der nichts weniger als beleibte fromme Mann darin sitzen konnte, und das Shelty — das shetländische Pferdchen — mochte als ein Ideal der berühmten Race gelten, so eselartig war der Kopf, so dünn und sehnig die Beine, so lang die Haare, so zottig und lang die Mähne, deren Fortsetzung wie ein Hahnenkamm über die Stirne hinging und den halben Kopf umhüllte, so dick, zerzaust und wirr der Schweif, welcher fast den Boden fegte. Das große Auge aber war ganz Leben und Feuer und der rasche Trab zeugte von der Muskelkraft und Ausdauer dieser Thiere, welche jährlich in großer Anzahl aus Shetland ausgeführt werden.

Als die Wirthin sich entfernt hatte und der duftreiche Toddy vor uns dampfte, fragte ich meinen

Gefährten nach dem angedeuteten Zusammenhange zwischen der Familie Durward und dem Weißdorn, und der Lowlander nahm gemächlich zwei Cigarren aus seinem Etui, zündete zwei Fidibus an seinem „Lucifer“ an, wie er das Zündhölzchen nannte, reichte mir schweigend Cigarre und Feuer und begann, nachdem er ein paar Züge gethan, wie folgt: „Die Blätter der frühern Geschichte dieses Landes sind mit Blut bespritzt. Mord, Raub, Brand, Verwüstung füllen alle Zeilen. Der Norweger bekämpft den Gälen, der Gäle den Sachsen, das Schwert des leztern wüthet gegen die beiden erstern. Wenn nicht in Masse geraubt und gemordet wird, geschieht es in kleinerem Maßstabe; Clan erhebt sich gegen Clan, Familie gegen Familie. Es gab ein Zeit, wo drei Ehrgeizige sich zugleich Könige von Schottland nannten, und wenn diese wilden Raufbolde nicht im Kampfe fielen, machte gewöhnlich der Dolch ihrem Leben ein Ende. Wer die ältere Geschichte von Schottland kennt, wird keinen Augenblick Anstand nehmen, die Bildnisse der Könige in Holyrood-Palace, welche sämmtlich wie Banditen aussehen, für sprechend ähnlich zu halten. — Mit Ausnahme der Südgrenze von Schottland nun, um zu unserer Sage überzugehen, hat vielleicht keine Gegend mehr gelitten als das ehemalige Moray, zu welchem auch Cawdor gehörte. Im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts entbrannte der Kampf zwischen den Grafen von Roß und von Moray; die Sachsen kamen wie gewöhnlich aus dem Süden herauf, um der einen Partei zu helfen und sich von beiden diese Hülfe reichlich bezahlen zu lassen. Einer dieser englischen Kriegsmänner fand an einer schönen Celtin am Firth drüben Gefallen und vertauschte die Hellebarde mit dem Hirtenstab. Der Fleiß, die Rechtschaffenheit und das gemüthlich heitere Wesen des Will Durward machten ihn zum Liebling der ganzen Umgegend, und selbst der Duine shit — der stille Mann — wie die Gälen den Hauskobold zu nennen pflegen, ließ allmählig von den Neckereien, welche dieser Plaggeist gewöhnlich da spielt, wo er heimisch ist; denn Will bekümmerte sich nicht um das Thun der „kleinen Leute,“ ließ sie in der Felsgrotte, welche ihm als Keller diente, ihre Tänze und Schmausereien abhalten und war besorgt, daß in der Allerheiligennacht das Haus zur guten Zeit geschlossen wurde, damit sich keiner der Seinigen dem Elfenhügel näherte. Der Shit-ich versäumte nicht, der Elfenkönigin von seinem wackern Hausherrn zu erzählen, und als Will eines schwülen Nachmittags seine Heerde an dem Elfenhügel weiden ließ und halb schlafend, halb wachend im duftigen Grase lag, war es ihm, als beugte sich etwas, das ihm anfangs wie ein Heidestengel, welcher sich blüthenschwer neigte, dann wie ein kleines wunderschönes Fräulein, in königlichen Tartan gekleidet, vorkam, zu ihm nieder und flüsterte ihm in das Ohr: „Unter dem Weißdorn auf Cawdor drüben liegt ein Schatz vergraben; er ist dein, wenn du ihn ausgräbst, ohne die Wurzeln des Baumes zu verletzen.“

(Fortsetzung folgt.)

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Fortsetzung.)

Die Hemden wären abgesandt und mit Freuden aufgenommen worden, der Oheim hatte eine Haushälterin und Wilhelmine ward heimberufen, weil Lottchen nunmehr als wohlbestallte Frau Amtmännin das Elternhaus verließ. Da war es aus mit der Freiheit, auch merkte der Vater bald die geheime Korrespondenz, die wieder eifriger denn zuvor betrieben wurde. Das war äußerst fatal, daß das Mädchen um so eine aussichtslose Geschichte sich jede Möglichkeit einer soliden Partie verderben sollte. Der Fähndrich war zwar Lieutenant geworden und Wilhelmine hatte stolze Hoffnungen auf dieses Avancement gebaut, aber der Vater fand das immer noch keine Versorgung; so sprach er denn noch einmal ein ernstes Wort mit Wilhelmine und diese brachte das lezte Opfer kindlichen Gehorsams. Sie schrieb Karl den lezten Brief, fest, klar und entschieden. Sie gab ihm sein Wort zurück und bat ihn, nicht in trübseliger Einsamkeit in der Fremde zu bleiben; sie sey fest entschlossen sich dem Willen ihrer Eltern zu fügen, und wünsche ihm Gottes Segen zu jeder andern Verbindung, die er schließen werde.

So war's zum zweitenmal aus, und dieser zweite Abschied fiel Wilhelminen viel schwerer als der erste: die Hoffnung ist solch ein Gut! Der Spruch: „was seyn soll, schickt sich wohl,“ den sie so oft im Munde geführt, wurde nicht mehr vernommen, und langsam und trübselig verflossen Tage und Wochen.

Da kam eines Abends der Steuerrath, der lange nicht mehr im Pfarrhaus eingesprochen hatte, auf einem steifen Rappen angeritten. Verwundert über den späten Gast, eilte der Pfarrer hinaus und wollte ihm vom Pferd helfen. Der alte Freund aber sah sehr bekümmert aus, reichte vom Pferd herab dem Pfarrer einen Brief, sagte mit gedämpfter Stimme: „Da lesen Sie!“ und ritt davon, ehe der erstaunte Pfarrer zu Wort kommen konnte, obgleich's auf dem Rappen nicht zu schnell ging. Wilhelmine hatte alles gesehen, sah den Vater mit dem verhängnißvollen Brief in's Zimmer kommen, hörte wie er Licht verlangte und schweigend damit auf seine Stube ging, und durfte nichts sagen und nichts fragen. Ob sie die Nacht geschlafen, das weiß ich nicht.

Jede Prüfung aber gewinnt ein Ende. Nach dem Frühstück wurden Wilhelmine und die Mutter auf des Vaters Zimmer berufen und ihnen der Inhalt des

Briefs mitgetheilt. Er war von einem holländischen Offizier, einem Freunde Karls, der dem Vater schrieb, daß der junge Mann schon einige Wochen, seit Empfang des lezten Briefs aus der Heimath, leidend und in gedrückter Stimmung gewesen sey, nun aber an einem hitzigen Fieber schwer krank darnieder liege. All seine Fieberreden und Phantasien drehen sich um eine Wilhelmine, so daß er und der Arzt vermuthen, daß ein Herzenskummer der Hauptgrund seiner Krankheit sey. Da ihnen nun in seinem Bekanntschaftskreise in Holland keine Wilhelmine bekannt sey (wie er denn überhaupt nie weibliche Bekanntschaft gesucht), so denke er, die Betreffende werde wohl in seiner Heimath zu finden seyn. Er bat nun den Vater, nachzuforschen, ob und wo eine solche Wilhelmine existire und ob dieselbe nicht vielleicht für seinen armen Sohn zu gewinnen sey, da darauf der Arzt die lezte Hoffnung für seine Genesung baue.

Ein steinern Herz und nicht ein christlicher Pfarrherr hätte man seyn müssen, um hier widerstehen zu können. Wilhelmine zerfloß fast in Thränen. „Hör', Wilhelmine," begann der Vater, „der Lieutenant hat nichts, und er bekommt nichts, den Steuerrath haben seine Stiefkinder um alles gebracht; du bekommst eine Aussteuer, sonst aber keinen Heller, da ich mein redlich Erspartes nicht unter solch fremd Volk geben werde; merke das wohl! Willst du den Lieutenant?" — „Freilich, Papa, freilich!" rief Wilhelmine eifrig mit getrockneten Augen. — „Wenn du im Lande heirathest, so bekommst du viertausend Gulden Heirathgut und kannst eine ansehnliche Frau werden; besinne dich wohl, das war dir sonst nicht gleichgültig." — „Papa, ich habe schon lange Zeit zum Besinnen gehabt und ich denke, wenn mich der liebe Gott sparsam werden ließ, so war das, weil er wohl wußte, daß ich's noch brauchen könne. Ich habe schon alles bedacht, Papa, ich brauche keine Magd, ich kann für zwei arbeiten und will nebenher noch ein schön Stück Geld mit Feinnähen verdienen, wenn es seyn muß. Man braucht ja nicht zu wissen, daß ich's bin, und wenn ich rechne, was Karl an Wäsche und Kleidern ersparen wird, wenn ich für ihn sorgen kann —." — „Schon gut, schon gut," unterbrach sie der Vater lachend; „ich glaube wohl, daß du nicht verdirbst; wenn's der Mama recht ist, so sag' dem Matthes, daß er den Braunen einspannt, so können wir's selbst dem Steuerrath ausrichten."

So flink war noch nie ein Fuhrwerk bereit gewesen, Papa Steuerrath fertigte auch alsbald einen Kurier ab, um den Brief mit der Freudenbotschaft auf's nächste Postamt zu bringen; etwas gekränkt blieb er aber dennoch über die Härte des Pfarrers, die seinen Sohn in solche Lebensgefahr gebracht, bis nach vierzehn Tagen die trostvolle Kunde kam, daß die Heilsbotschaft sich als solche erwiesen habe, und Karl auf dem besten Wege zur Genesung sey.

Da war nun das Schuldbuch vernichtet, ausgesöhnt die ganze Welt. Wilhelmine nahm sich nicht Zeit in süßen Gefühlen zu schwelgen, es schien als ob mit ihrem Brautglück ein paar hundert Ameisen und Bienen in sie gefahren wären, so emsig und unverdrossen war sie in Ausrüstung und Vermehrung ihrer Vorräthe; alles erschien ihr brauchbar für ihr künftiges Vaterland, das sie sich wie am Ende der Welt liegend und als ein halbes Sibirien vorstellte. „Die verdirbt nicht!" war die stehende Redensart in der Familie, wenn man sie so eintragen sah.

Der Lieutenant kam, genesen und stark, in schönster Uniform, um seine theuer errungene Braut heimzuführen. Was seyn soll, hat sich wohl geschickt. Wenn ich einmal Ehestands- und nicht Heirathsgeschichten erzähle, so wüßte ich allerlei Schönes von dem Ehestand der Wilhelmine zu berichten, wie sie bescheiden anfing und wie sie ein emsiges, sparsames Hausmütterchen blieb, auch als Ehre und Wohlstand mehr und mehr in ihr Haus einzogen, wie sie als glückliche Mutter an der Seite des stattlich dekorirten Obristen die Jugendheimath wieder besuchte und wie dieses treuverdiente Glück sich als ein probehaltiges erwiesen. Nun schläft sie an des Gatten Seite, den sie treulich und rüstig verpflegt, nachdem ihr noch vergönnt gewesen, ihr goldenes Hochzeitfest mit ihm zu feiern. Gott schenke ihnen fröhliche Urständ!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 30. April.

(Schluß.)

Die Industrieausstellung.

Das lebhafte Treiben vor dem Glaspalast ist vielleicht eben so interessant, wie das innerhalb desselben. Diese unzähligen Neugierigen, diese Masse von Wagen, diese Tausende von Arbeitern, die sich in den wenigen Feierstunden im Freien erholen, diese Hunderte von Orangen- und Bilderverkäufern, und nun gar die Emsigkeit in den benachbarten Häusern! Jeder, der das Glück hat in der Nähe des Industriegebäudes zu wohnen, sucht

den möglichsten Vortheil davon zu ziehen. Die Häuser werden neu angestrichen, die Läden erweitert und geschmückt, neue Etablissements gegründet, Inschriften in fremden Sprachen gemacht, kurz die Spekulation bietet ihre ganze Erfindungsgabe auf, um das Publikum anzulocken. Ein Franzose, Namens Soyer, hat großartige Speisesäle im glänzendsten Style angelegt. Er hat sich z. B. ein feines linnenes Tischtuch anfertigen lassen, das 327 Fuß lang ist und nicht weniger als zwei Centner wiegt. Eine andere Anstalt, die uns durch ihr geschmackvolles und doch marktschreierisch glänzendes Aeußere am Eingange des Hydepark in die Augen fällt, ist die des amerikanischen Spekulanten Barnum. Dieser Mann, der sich bekanntlich in Newyork durch seine Unternehmungen ein kolossales Vermögen erworben, und u. a. im vorigen Jahr Jenny Lind engagirt hat, stellt hier eine vornehme chinesische Dame mit ihrer Familie und Dienerschaft in Mitten ihres häuslichen Kreises aus. Die Tochter des himmlischen Reichs hat ein Füßchen von nur 2⅓ Zoll Länge, und bei dem niedern Eintrittspreise von 1 Schilling fehlt es ihr nicht an zahlreichen Besuchern. Da ich gerade an Sehenswürdigkeiten bin, muß ich noch an den kolossalen Globus von Wylde erinnern, der jezt auf dem Lestersquare in einem großen, überraschend schnell vollendeten Gebäude aufgestellt ist. Wylde hat die glückliche Idee gehabt, ein großartiges und sehr ausgeführtes Gemälde der ganzen Erde zu entwerfen, und zwar nicht auf der äußern, sondern auf der innern Seite einer hohlen Kugel, so daß wir das Ganze mit einemmal übersehen können, was unter jeder andern Form unmöglich wäre.

Was ich Ihnen früher über das Quartier während der Ausstellung geschrieben habe, ist vollständig in Erfüllung gegangen. Die große Concurrenz hat bis jezt im Durchschnitt jede Erhöhung des Miethpreises verhindert. So zahlreich auch jezt schon der Fremdenbesuch ist, es läßt sich auch nicht der geringste Mangel an Wohnungen verspüren. Im Gegentheil, ich habe zu keiner Zeit mehr Zimmer in den Straßen angekündigt gesehen, als jezt. Dieß erklärt sich daher, daß viele Familien, die sonst kein Geschäft daraus machen, die gebotene Gelegenheit benutzen wollen, um einen Theil ihrer Zimmer wohlhabenden Besuchern zu überlassen. — Es sind übrigens die durchgreifendsten Maßregeln getroffen, um die Ausländer vor jeder Prellerei zu schützen. So hat sich noch vor etwa vierzehn Tagen ein Verein unter dem Patronat des Parlamentsmitglieds Lord Erskine gebildet, der sich zur besondern Aufgabe stellt, den Besuchern der Ausstellung wohlfeile und gute Wohnungen und zuverlässige Dolmetscher zu verschaffen, und ihnen überhaupt in jeder Weise behülflich an die Hand zu gehen. Diese Gesellschaft hat ihre Agenten nach dem Continente und in die englischen Häfen geschickt, um jeder betrügerischen Ausbeutung zuvorzukommen. — Unter andern wird am ersten Mai eine zahlreiche Gesellschaft französischer Juristen erwartet, denen die Londoner Advokaten einen warmen und feierlichen Empfang zugedacht haben. Sie werden ihre Collegen von jenseits des Kanals in die Geheimnisse des Temple, der Residenz der Londoner Rechtsgelehrten, einweihen. Es versteht sich von selbst, daß ein luxuriöses Diner mit darauf folgendem Ball im Festprogramme nicht vergessen ist. Die Kaufleute der City bleiben hinter diesem Beispiele nicht zurück, und werden zu Ehren des fremden Handelsstandes eine Reihe von Festlichkeiten geben, bei denen ein mehr als fürstlicher Reichthum entwickelt werden soll. Ueberhaupt können wir versichert seyn, daß die Engländer alles aufbieten werden, um nicht bloß ihre industrielle und politische Größe dem Auslande gegenüber in das möglichst helle Licht zu stellen.

Beinahe hätte ich zu erwähnen vergessen, daß in London vom ersten Mai an auch eine große Gemäldeausstellung stattfindet, zu der die Künstler aller Nationen eingeladen sind. Bekanntlich sind die Künste, mit Ausnahme der Skulptur, die in England einen mehr handwerksmäßigen Charakter hat, aus dem Industriepalaste ausgeschlossen.

Die officiellen Kataloge werden in englischer, deutscher und französischer Sprache am ersten Mai erscheinen. Der Preis für die nicht illustrirte Ausgabe beträgt einen Schilling. Man erzählt sich als Anekdote, daß der bekannte Kleiderfabrikant Nicholls 500 Pf. St. dafür geboten hat, daß er seine Annoncen auf die Außenseite dieser Kataloge drucken lassen darf.

Wenn man Abends beim Schein der Gaslichter durch Piccadilly, Haymarket, Oxfordstreet oder Regentstreet geht, begegnet man schon einer auffallenden Menge von Söhnen des Continents, die durch ihre ausländischen Manieren, ihre freiere Haltung, und namentlich durch die sorgfältig gepflegten Bärte von den steifen, glattrasirten Engländern abstechen. Was nun die Zahl der Fremden betrifft, die wir vom ersten Mai an zu erwarten haben, so scheinen sich die ausschweifendsten Prophezeiungen verwirklichen zu wollen. Wenn uns die französischen Blätter schon vor vierzehn Tagen meldeten, daß ohne Paris 240,000 Pässe für London ausgegeben seyen, und daß man in Paris allein 100,000 Schaulustige rechne, und wenn uns ähnliche Berichte aus Deutschland und Oesterreich zukommen, so bleibt uns freilich nichts übrig, als an die „Millien“ zu glauben. — Neben den respektableren Besuchern haben sich auch schon die Industrieritter von Profession aus aller Herren Ländern hier eingefunden. Von Paris allein sind vor einigen Wochen die Abgesandten von nicht weniger als drei Compagnien eingetroffen, denen das Gros der Gesellschaft jezt wahrscheinlich gefolgt ist. Eben so sanguinische Hoffnungen scheint man sich in den einschlagenden Kreisen zu Berlin und Wien hinzugeben; wenigstens finden sich unsere „industriellen“ Landsleute hier schon sehr zahlreich ein. Leider folgt ihnen aber die „schwarze Sorge“ auf dem Fuße nach, und gleich ihren französischen Collegen begegnen sie hie und da einem fatalen Gesicht, das unangenehme Heimathserinnerungen weckt.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über die Folgen der Industrieausstellung. Die übertriebenen Hoffnungen, welche die industriellen Klassen Englands an dieses Ereigniß knüpften, haben sich einigermaßen abgekühlt, und man fängt an etwas ruhiger zu überlegen. Die Engländer fürchten zwar im Ganzen die fremde Concurrenz nicht, wie aus ihrer freihändlerischen Politik hervorgeht, aber die ungeheuern Zusendungen des Auslandes erfüllen sie doch mit einiger Besorgniß. Und sie haben nicht ganz unrecht. Nehmen wir z. B. die französischen Ausstellungswaaren, die allein einen Werth von sechshundert Millionen Franken haben. Ein großer Theil dieser Produkte wird nicht wieder zurückgeführt, und lieber um jeden Preis hier verkauft. Eben so ist es natürlich mit den Erzeugnissen der übrigen Länder. Die Folgen einer solchen ungewöhnlichen Ueberfüllung des englischen Marktes lassen sich leicht berechnen, und man hört jezt schon oft das verhängnißvolle Wort „Handelskrise“ als Folge der Industrieausstellung aussprechen. Wie die Sachen in diesem Augenblicke stehen, ist vorläufig noch keine Krisis in der eigentlichen Bedeutung des Worts zu fürchten, aber außer Zweifel ist es, daß eine große Herabdrückung der Manufakturpreise bevorsteht. Diese düstern Betrachtungen sind übrigens bei John Bull nicht sehr nachhaltig. Er stößt die trüben Gedanken bald wieder von sich und beutet die Gegenwart nur um so mehr aus. Die Zukunft kümmert ihn nicht. Après nous le déluge.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 114. Dienstag, 13. Mai 1851.

— Quietus quaerere coepit,
Quid Sophocles — utile ferret.
Horat.

Der Hippolyt des Euripides in Berlin.

Der Hippolytos des Euripides ging vorigen Sonnabend über unsere Bretter, nach einer neuen Uebersetzung von Fritsche, mit Musik von Schulz, prächtig ausstaffirt, wohl einstudirt, und von den besten Kräften unserer königlichen Bühne executirt. Es war keine öffentliche Vorstellung, sondern nur für eine geladene Gesellschaft. Wenn gleich für den Hof besorgt, fand sie nicht, wie die früheren, in einem der Schloßtheater von Potsdam, sondern im Schauspielhause in Berlin statt, und die Generalintendantur hatte (jedoch ohne Namensunterschrift) die Einladungen besorgt.

Welche Zeiten liegen dazwischen, seit auf königliche Inspiration, unter Tiecks Leitung, das ungeheure Wagniß, so schien es damals, gemacht wurde, die Antigone auf unsere Bretter zu bringen! Es war ein europäisches Ereigniß. Man hatte damals in Europa noch Zeit, um solche Ereignisse sich zu kümmern. Heftig ward das Unternehmen von der Kritik angegriffen, welche die Zügel der Herrschaft für sich allein wollte. Wozu etwas Vergangenes aus seinem Grabe reißen, worüber der Strom der Zeiten, ein zweitausendjähriger, weggespült! Andere Sitten, anderer Glaube, andere Gesetze, eine total andere Weltanschauung haben Sophokles Dichtung in's Leben gerufen; weßhalb jezt das Volk mit solchem Spuck, wenn auch einem schönen seiner Zeit, unterhalten wollen, wo das reale Theater, wie alle Kunst, bestimmt sey, dem Volk das was ist, seine Gedanken, seine Bestrebungen, seinen Glauben, seine Fortschritte zu vergegenwärtigen? Solche Aufführungen könne man wohl gelten lassen als Vergnügungen eines kunstliebenden Seigneurs, aber sie seyen durchaus ungeeignet auf die reale Bühne eines Volkes geimpft zu werden.

Ich theilte diese Ansicht nicht. Ich fürchtete damals, wie ich jezt davon überzeugt bin, daß unsere reale Bühne nicht mehr der Kraft sey, ein Spiegelbild des Volkslebens zu liefern. Seit sie hier zur Hofbühne, dort zum Guckkasten geworden, hier bestimmt, Gefälliges, Schmeichlerisches, Anständiges, was keinen Anstoß gibt, dort alles von der Gasse aufzunehmen, was dem Wollmarkt, dem reichgewordenen Handwerker, der Köchin und dem Lehrling, die sich ein Entrebillet erspart oder schenken lassen, den Gaumen kitzelt, seit Fabrikanten und Fabrikantinnen für die Bühnen engagirt sind, um von der schillernden Sumpfoberfläche dessen, was man unser öffentliches Leben nennen will, stückweise abzuschöpfen, was die abgestumpften Nerven noch kitzeln kann, und es rasch für's Bedürfniß zuzustutzen — seitdem kommt mir die deutsche Bühne nur noch wie ein kostbarer Rahmen vor, in dem man jeden beliebigen Gegenstand, als gemaltes oder als lebendes Bild, aufnehmen darf, ohne sich weder an dem Theater selbst, noch an den Zuschauern zu versündigen. Wenn Taschenspieler, Kunstreiter, arabische Jongleurs und künstliche Affen, warum nicht auch die griechische Tragödie? Daß eine Bühne etwas prüder ist als die andere, darauf kommt wirklich nicht viel an; in der Empfänglichkeit für die Lichter und Schatten, welche die Zeit vorüberweht, sind sie alle verwandt.

Ich tadle nicht jene, die darum jener Zeit die Antigone nicht zur Darstellung vor das Volk gebracht sehen wollten. Sie opponirten aus einer Illusion, die ich achte. Die Illusion ist hin; es ist vielleicht mehr hin als die Illusion. Möglich, daß nicht sowohl

die Empfänglichkeit der Bühne daran schuld ist, daß sie uns kein Spiegelbild eines deutschen Volks gab, als daß dieses selbst nichts gab, was wir mit Freude abgespiegelt sähen. Was noch zu Ifflands Zeit, ist heut nicht mehr möglich. Sind wir doch durch das, was geschieht, von selbst auf die Farcen und Karrikaturen angewiesen. Um Weihnachten 1848 veranstaltete der quiescirte Demagog Held ein Puppenspiel, die weiße Frau in Berlin. Da sahen wir freilich ein Volksschauspiel: der Kopf im Theater und der Schweif noch auf der Gasse.

Ich hatte Recht; das Wagniß gelang damals. Freilich ward die Antigone auf dem Berliner Theater kein pikantes Genrebild, das nun alle Talente nachzubilden sich bemühten, und wir sahen weder Antigoninchen auf allen deutschen Brettern hüpfen, noch fiel unsern Bühnendichtern und Dichterinnen ein, im griechischen Maaß ihre Tragödien und Dramen zuzuschneiden. Dazu war die Erscheinung allerdings zu fremd, zu kolossal. Aber sie wirkte wie ein heilsamer Schreck, der eine alte frivole Gesellschaft einen Augenblick zur Besinnung bringt; sie war nicht allen verständlich, aber doch vielen, und wider Willen und Absicht machte sie die Runde auf allen deutschen Haupttheatern. Und das geschah zum Trotz denen, welche sie eben nur auf der Privatbühne eines großen Herrn dulden wollten, von vornherein es aber als eine Thorheit erklärten, sie auf den eigentlichen Theatern, wo das Publikum für sein Geld etwas Verständliches, ihm nahe Liegendes und Faßliches sehen will, als Theaterstück zu bringen. Die verschiedenen Privatdirektionen würden sich zu dem Wagniß schwerlich entschlossen haben, wenn sie nicht auch ihre Kasse dabei bedacht hätten. Und es war nicht allein der Spuck der Neuheit, und daß man einmal angaffen wollte, was in Berlin Mode geworden; denn die Antigone hat sich auswärts auch noch weit später auf einigen Brettern erhalten, und ohne den Schauapparat, durch welchen sie in Berlin auf die sonst nicht dafür empfänglichen Sinne wirkte.

Es war auch nicht Mendelssohns Musik; es war die Kraft des verkörperten Gedankens, der unwillkürlich und doch so mächtig auf die Geister wirkte. Nach einem zweitausendjährigen Schlafe traten Gestalten aus ihrer Gruft auf, deren innere Naturwahrheit kein Verständiger leugnen konnte, und deren Gedanken uns so mächtig schüttelten, daß wir all den fremdartigen Apparat darüber vergaßen. Welches ewige Bild der Weiblichkeit in dieser Antigone und Ismene, in den Gestalten des Kreon und der andern! Aber das ist nicht die Hauptsache. Die Idee war es, die in diesem kolossalen Drama nach Verkörperung ringt und sie gefunden hat, so weit die Keilschrift antiker Bildung es zuläßt. Kreon, der Vertreter des Gesetzes, das auf Tafeln geschrieben, durch Ueberlieferung sanctionirt ist, und Antigone, die Vertreterin des Gesetzes, das in der edlen Menschenbrust lebt und überall nach dem Ausdruck ringt, wo die Gewalt den Mund verstopft, nur da nicht, wo Verstockung und Fäulniß die Organe verderbt haben: dieß sind ewige Gegensätze, so ewig wie die Natur des Menschen, der über die Stufe des Thieres sich emporgerungen und nicht wieder zurückgesunken in's verharrende Bestiale. Dieser Gegensatz zwischen dem strengen Herrscher, der neben der Satzung und seinem Willen nichts erkennt, und dem gotterfüllten Gemüthe des edlen Weibes, das ein anderes, heiligeres, über die Satzung hinausgehendes ewiges Recht der Humanität und edeln Sitte erkennt, ist freilich nur in einer rohen Mythe verkörpert. Es handelt sich scheinbar nur um die Pflicht, die Todten zu begraben und ihnen Spenden zu weihen, was der Autokrat verboten hat, angeblich um des Gemeinwohls willen. Verräther am Vaterlande sollen ihre volle Strafe abbüßen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

„Cawdor lag keine halbe Stunde von Will's Hütte entfernt und der Weißdorn war ein guter Bekannter des ehrlichen Burschen, der seinen Sonntagsspaziergang öfter bis zu dem alten Felsenneste ausdehnte, das die Grafen von Roß fast bis auf den Grund geschleift hatten und dessen Trümmer das Volk mit unheimlichem Nachtspuck bevölkerte. Will, ein eben so unerschrockener als vorsichtiger Gesell, wartete mit großer Seelenruhe, bis die Nacht kam, und nachdem er mehrere Stunden gegraben und geschaufelt, fand er den verheißenen Schatz in Gestalt einer Anzahl Goldstücke, welche ihn in den Stand sezten, die Thanschaft von Cawdor von dem Grafen von Moray zu erwerben und den festen Thurm, das einzige Ueberbleibsel aus jener Zeit, unmittelbar über dem Weißdornbaum aufführen zu lassen."

Im Verlauf der Unterhaltung bemerkte mein Tischgenosse, der Weißdorn, sgitheach oder droighionn von den Gälen genannt, scheine bei den Celten in nicht geringem Ansehen gestanden zu haben. „In den Sagen," fügte er hinzu, „in welchen Elfen und Feen eine Rolle spielen, wird der Weißdorn nicht selten eingeführt. Bald bekränzen sich die Elfen mit seinen schneeweißen Blüthen, bald verstecken sie sich unter den mit schweren rothen Beeren behangenen Zweigen, bald schaukeln sie sich auf seinen dünnen, mit den Diamanten des Nachtthaus geschmückten Ranken, bald pressen sie aus seinen Beeren den duftreichen

Saft in ihre zierlichen Eichelnäpfchen. Wenn ein Schatz zu heben ist, muß der Weißdorn gewöhnlich als eine Art Signalflagge dienen, wie er denn dem Hochländer in frühern Tagen selbst ein Schatz war, denn man benutzte ihn, um der Wolle eine schöne schwarze Farbe zu geben, und der Saft der Beeren wird noch heute auf den Hebriden zur Verfertigung eines wohlschmeckenden Whiskeys verwendet. An den Thor- und Fensterbogen alter Schlösser in den Hochlanden, so wie auf der „grünen Insel" werden Sie häufig einen Zweig des Weißdorns in den Stein gehauen finden. Die Sage von der Erbauung des Schlosses Ballinacarrig im südlichen Irland hat einige Aehnlichkeit mit der erwähnten von Cawdor Castle, und ich habe den Weißdornzweig dort wiederholt in Stein ausgemeißelt gesehen."

Mein gesprächiger Genosse hätte noch eine Stunde in dieser Weise fortsprechen können, ohne daß er von mir unterbrochen worden wäre; aber die Wirthin führte den geistlichen Herrn, welcher sein frommes Geschäft mittlerweile vollbracht hatte, bei uns ein, und ehe fünf Minuten vergangen waren, segelten die beiden Herrn auf der hohen See der Politik, und da das Thema zeitgemäß und folglich anziehend war, konnte ich mich nicht entschließen sogleich aufzubrechen, obgleich es hohe Zeit war an den Rückweg zu denken, da der dicke Nebel die Annäherung der Nacht bedeutend zu beschleunigen drohte. Es ist ziemlich allgemein bekannt, daß in diesem Lande die kirchlichen Fragen, welche in der neuern Zeit mit immer lebhafterer Theilnahme besprochen werden, nicht religiösen oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, sektirischen Charakters sind, sondern wie die über Handelsfreiheit oder Schutzzölle der Politik anheim fallen; dann, daß die große Masse des Volks, wo sie nicht durch die schwarzen Herrn mit Stutzperrücken gestachelt wird, oder einem Ehrgeizigen, der im Trüben fischen möchte, das Ohr leiht, an all den Spitzfindigkeiten, welche man über die Grenzen der geistlichen und weltlichen Gewalt auskramt, weder Interesse noch Gefallen hat. Auch muß ich bemerken, daß während meines lezten Aufenthalts in Schottland die englische Regierung zwar das ihrige bereits redlich dazu beigetragen hatte, um die revolutionäre Flamme, welche fast überall in Europa aufschlug, da und dort, namentlich aber in Italien, zu nähren, daß aber die Bombe, welche unmittelbar vor Westminster plazte und die päpstliche Bulle nebst Dr. Wiseman zum Staunen und Schrecken des kleinen Lord John Russel, des großen Sir Charles »Would (Wood) if he could« und des seit dem schmachvollen Handel vor dem Hafen des Pyräeus äußerst kleinlaut gewordenen Lord Palmerston ausspie, so wenig reisefertig war als Mazzini, welchen man als freundliches Gegengeschenk von neuem in die Gärten der Hesperiden schickte, damit er den Drachen tödte, der dort die goldenen Aepfel des Friedens bewacht.

„Wir schreiten fort, Herr," bemerkte der Lowlander, indem er, dem Geistlichen zunickend, das dampfende Glas an seine Lippen brachte; „im Geleite der Handelsfreiheit werden auch Toleranz und wahre Humanität sich immer mehr Bahn brechen. Es war eine Zeit, wo Sie den frommen Dienst, welcher Sie heute nach Calder führt, nicht so öffentlich und ungestört hätten abthun können, so wie die Tage längst vorüber sind, wo das Landvolk mit seinen breitdeckligen Mützen nach Drumelog strömte und dort „Zeugniß ablegte," wo die Geistlichen, welche die Reformation förderten, auf den westlichen Moorgründen Schutz suchen mußten, um nicht gehenkt oder geköpft zu werden, und wo die Höhen und Glens von Ayrshire in eine feste Burg für die Covenanters umgewandelt worden waren, deren einfache Denkmäler noch jezt auf den dortigen Kirchhöfen zu sehen sind." — „Wenn wir fortschreiten," versezte der Geistliche, und eine leichte Röthe überflog sein blasses Gesicht und sein schwarzes Auge schoß Flammen, „geschieht es sehr langsam, denn es ist noch nicht lange, daß das Parlament, die Regierung, die Königin nicht nur jede Art freundschaftlichen Verhältnisses zu dem Hofe von Rom abwiesen, sondern die Existenz eines Papstes, eines geistlichen Oberhauptes über zwölf bis dreizehn Millionen Briten in Abrede stellten und eine solche Person für eine Mythe, für eine Fabel erklärten. Wenn der Papst wollte, könnte er das sehr Wesenhafte seiner Person und seines Einflusses in Irland bethätigen, und die Regierung weiß dieß sehr wohl und verkehrt daher auch, mag man im Parlament sagen was man will, mit dem Papst; aber die Agenten der Königin gehen durch die Hinterpforte in den Vatican; wir schmuggeln unsere Depeschen dort ein. So verstößt man gegen die Würde einer großen Nation, gegen die Rechte einer großen Partie und gegen die gesunde Vernunft, um nicht gegen ein altes Vorurtheil und gegen ein Dutzend Schreier und Schwachköpfe zu verstoßen."

„Ich gebe zu," sagte der Lowlander, „daß unsere Regierung schwach und inconsequent ist in diesen wie in vielen andern Dingen; aber sie hat in England eine einflußreiche Macht, die Geistlichkeit der Landeskirche, und zumal die öffentliche Meinung zu schonen, die sich nur allmählig mit dem Katholizismus aussöhnt." — „Die sich nie mit ihm aussöhnt, weil Parlament und Presse ihn stets herabwürdigen und verunglimpfen!" — „Die schottische Presse ehrt das Prinzip der Denk- und Gewissensfreiheit." — „Nicht immer, Herr!" erwiederte der Geistliche ungestümer und lauter, als nöthig war.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

(s. Nr. 111 u. 112.)

Der Hochfirst. — Die Landkärte.

Das laute Bewundern ist außer Mode gekommen, aber Leute, wie ich, lassen sich's eben nicht wehren, ein lautes Ah! zu rufen, wenn sie unerwartet von einem schönen Anblick überrascht werden. Ich war wirklich überrascht, als wir auf das Plateau des Berges traten, den man die Hochfirst nennt, und der in gerader Linie nicht über eine Meile südlich von Niederbrunn sich erhebt. Da lag es ja wieder das weite rheinische Land in seiner Sommerpracht, mit seinen fruchtbaren Hügelwellen, in deren Gründen sich die reichen Dörfer theilweis verstecken, mit seinen ebenen Flächen, mit dem stellenweis aufblitzenden Strome, mit dem blauen Saume der fernen Schwarzwaldberge da drüben, und hier mit der sanft gebogenen Vogesenkette, von deren Höhen die alten Burgen auf das neue, blühende Leben niederschauen. Mit weisendem Finger deutete mein Begleiter gen Osten und fragte: „Siehst du ihn?“ Mein Auge suchte und fand den hohen dunkeln Schatten, wie einst von der Höhe bei Baden, und wieder wurde ich ordentlich sehnsüchtig darnach, Erwins herrlichen Bau in der Nähe zu schauen. Mein Freund ließ mir nicht Zeit, in solche Gedanken zu versinken, ich mußte mich umdrehen, um nach Westen zu blicken. Wieder ein prächtiger Anblick. Rechts tiefes Waldgrün über allen Höhen und Tiefen, und da drinnen die grauen Trümmer der beiden Schlösser Falkenburg und Arnsburg; links die noch wohl erhaltene, mit einer kleinen Garnison besezte Bergfeste Lichtenberg, eine Ahnenburg der ehemaligen Grafen von Hanau-Lichtenberg, die von ihrem frei sich erhebenden steilen Kegel tief in das Bergland hinein und weit in die Ebene hinausschaut; in der Tiefe ein grünes Thal, das sich sanft höhenwärts zieht, mit zerstreuten Hütten in der Ferne, in denen Reste des weiland romantischen Zigeunervolks ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, als ihnen die prosaische Polizei verboten, als Heimathlose durch das Land zu ziehen. Köstliche Bilder für Auge und Phantasie.

Von der Hochfirst herab mache ich einen weiten Sprung bis zum Eingange des Breuschthals. Nicht als ob die Wanderung bis dahin, auf die wir beinahe zwei Tage verwendeten, gar nichts Interessantes böte, sondern nur um nicht in alter Weise jeden Schritt und Tritt vor dem Leser noch einmal zu thun. Von dem Städtchen Mutzig aus, in dem wir für die zweite Nacht Posto gefaßt, sey doch ein flüchtiger Blick zurückgeworfen. Es ist ein reicher, fruchtbarer Strich, den wir durchzogen, nicht Ebene, sondern wellenförmiges Gelände, das vom Fuße des Gebirges sich weit gegen den Rhein hinab zieht. Die zahlreichen Dörfer verrathen durchweg einen soliden Wohlstand, wenn sie auch nicht alle so reich sind, wie die im sogenannten Kochersberg, deren Bauern an Straßburger Schrannentagen am lautesten die Fünffrankenthaler klirren lassen. Was mir am wohlsten that, war das ächt deutsche Wesen, das sich auf dem Lande unverwischt erhalten hat, so viel man auch von oben herab, freilich mit möglichst leiser Hand, an der Umwandlung in's französische arbeitet. Mag den Schullehrern immerhin aufgegeben werden, neben der deutschen auch die französische Sprache in den Schulen zu lehren, die Kinder lernen diese eben nicht, sie erben von den „dütschen“ Alten fort und fort einen ziemlich gründlichen Widerwillen gegen die „Welschen“ und das „welsche Wesen,“ obwohl sie, wie gesagt, wenig Sehnsucht verrathen, mit ihrem Lande Deutschland anzugehören. So lange da noch deutsch gesungen und gepredigt wird, hat es mit der eigentlichen Entgermanisirung noch keine sonderliche Noth. Auch die Tracht der elsässer Landleute hat mir im Ganzen wohl gefallen, weil sie noch das alte nationale Gepräge hat. Wir haben die Bauern im Sonntagsstaat gesehen, die Männer im dunkeln Rock mit den blanken Knöpfen, von dem die scharlachene Tuchweste grell absticht, die Frauen alle in dem ehrbaren Schwarz, die Mädchen in rothen oder grünen Röcken mit breiten Bändersäumen. Zweierlei aber ist unschön an der Frauentracht, die kurze Taille, die den Wuchs entstellt, und die man wohl den hochgegürteten homerischen Frauen, aber keinem elsässer Bauernmädchen verzeihen kann, sodann die schwarze, kaum handgroße Kopfbedeckung, die man sehr bezeichnend eine „Plätsche“ nennt, und unter die das ganze Haar so flach versteckt wird, daß die Köpfe wahrhaft kahlmäuserisch aussehen. — Einen weniger angenehmen Eindruck als das offene Land mit seinen schönen Dörfern machen die kleinen elsässischen Städtchen, deren wir mehrere berührten. Wenn ich nicht fürchtete, etwas zu viel zu sagen, würde ich sie Schmutzflecken auf reinem Linnen vergleichen. Es sieht in deutsch-rheinischen Städtchen von ähnlicher Größe und ähnlichen Lagen offenbar viel besser aus, als in einem Buxweiler oder Maßmünster (Marmoutier) oder Molsheim oder Mutzig. Fast scheint es, als ob die „Kultur, die alle Welt beleckt,“ sich bis in diese Landstädtchen noch nicht erstreckt habe, wie könnten sonst, um nur einiges zu berühren, die alten runden Fensterscheiben mit ihrem namhaften Bleigewichte, wie könnten die alten abscheulichen Thürklinken oder Schnallen, die wie Hackmesser, Säbel oder Kerkerriegel klirren und klappern, noch eine so große Rolle spielen? von andern Unschönheiten gar nicht zu reden. Als Entschädigung findet der Freund der Architektur hin und wieder etwas Anziehendes, so in Maßmünster und in Molsheim zwei alte Klosterkirchen, von denen die erstere unstreitig zu den Hauptmerkwürdigkeiten des Elsasses gerechnet werden darf. Ob die hübsche Lage einzelner dieser Städtchen ihr Inneres vergessen machen kann, oder ob dieses auf solcher Folie nur noch unschöner erscheint, das mag billig dem Geschmacke jedes einzelnen Beurtheilers überlassen bleiben. Unrecht aber würde ich thun, wollte ich nicht bekennen, daß es auf dieser Strecke auch Städtchen gibt, die an sich schon, und mehr noch im Zusammenhalte mit der Umgebung einen recht angenehmen Eindruck machen. So Zabern (Saverne) und weiter aufwärts Wasselheim (Wasselonne) in seiner lieblichen Gegend. Zabern freilich liegt an der großen Straße von Straßburg nach Paris, so daß die moderne Eleganz eine breite Bahn dahin gefunden. Die Stadt selbst ist hübsch, ihre Lage köstlich. Ueberragt von der alten Burg Zabern und der noch imposanteren Felsmasse, der „hohe Barr“ genannt, drängt sie sich hart an den Fuß der Vogesen, von deren Höhe sich die Heerstraße steil abschüssig gleichsam in die Stadt herabstürzt. Ich kann nicht läugnen, daß es mir das Blut zum Herzen zurückgetrieben hat, als ich einen Eilwagen in vollem Laufe die hohe Steige herabstürmen sah. Ich glaube nicht, daß es einen Postillon in Deutschland gibt, der eine solche kecke Fahrt wagen würde, wie sie hier jeden Tag zu sehen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 115. Mittwoch, 14. Mai 1851.

Churchmen so hot? — Hide such malice! —
No malice, Sir, no more than well becomes
So good a quarrel.

Shakespeare.

Bilder aus Schottland.

(Schluß.)

„Wenn eine junge Dame," fuhr der Geistliche fort, „aus dem Kreise der Ihrigen verschwindet, um sich vielleicht den Fesseln einer herzlosen Stiefmutter zu entziehen, oder einem Liebhaber nach Italien zu folgen, so haben die Katholiken sich des armen Kindes bemächtigt und es in ein Nonnenkloster gesteckt. Wenn eine reiche Erbin stirbt und einem katholischen Township einige Pfund vermacht, hat der Beichtvater ihr die Hölle vorgemalt und das Sühnopfer gefordert, worauf die Zeitungen Zeter über Jesuitismus und Erbschleicherei schreien, während sie weit reichere Vermächtnisse, sofern sie an die freie Kirche gehen, mit dem größten Beifall aufnehmen und die Spenderinnen bis in den Himmel erheben. Das Eine sey jedoch zur Ehre unseres Schottlands gesagt: es verwirft die geistliche Obergewalt der Königin; England mag es sich gefallen lassen, daß die Krone entscheidet, ob die gnadenreiche Wirkung der Taufe vor, während oder nach der heiligen Handlung erfolge: bei uns sind solche Eingriffe undenkbar; das Jahr 1689 hat sie mit dem Episcopat unmöglich gemacht, und was immer das Parlament gegen die geistliche Autorität des Papstes beschließen mag, es kann in Schottland keine Anwendung finden. Der geltende Presbyterianismus, alle Zweige der presbyterianischen Dissenter, die freie Kirche eingerechnet, die Episcopalen, die Unitarier, die Gesellschaft der Freunde, die ganze Nation und die Gesetze des Landes würden sich eben so nachdrücklich wie die Katholiken gegen einen solchen Uebergriff erklären."

Der Südschotte, welcher kälteres Blut und eine weltmännischere Bildung hatte als der Geistliche, gab dem Gespräche eine andere Wendung und dem frommen Herrn zugleich eine kleine Lektion, indem er in scherzhaftem Tone hinwarf, durch Leidenschaftlichkeit beeinträchtige man stets die beste Sache und ungestüme Hast setze den Gegner in jedem Kampfe, werde er mit der Zunge oder mit der Klinge ausgefochten, in entschiedenen Vortheil. „Ich bin übrigens," sagte er, indem er aufstand und nach seinem Diener klingelte, „für Gleichberechtigung aller Confessionen, und wenn, wie man sich von einem Irrsinnigen in Bedlam zu London erzählt, mein rechtes Bein sich für katholisch, das linke für protestantisch hielte, würde ich eine Fußreise von zweitausend Meilen machen, um diese streitenden Theile zur Vernunft zu bringen." Der Geistliche wollte sich entschuldigen, vielleicht auch nur das letzte Wort haben; der Lowlander schnitt aber die Sache kurz ab, indem er uns die Hand schüttelte und sich empfahl.

Wir folgten seinem Beispiele und ich wanderte bald wie Petrarcha »solo e pensoso a passi lenti e tardi,« unter den nebelumflorten Eichen. Als ich die Trümmer der Kalkbrennerei wieder erreichte, sah ich, daß ein „Tinker" (Zigeuner) mit seiner Familie für die Nacht Besitz davon ergriffen hatte. Zwei mächtige Hunde, welche an den Karren dieses Nomaden angebunden waren, erhoben ein wüthendes Gebell, und es wäre ihnen gewiß gelungen sich loszureißen, hätte sie nicht ein zwölf- bis dreizehnjähriges fast nacktes Mädchen beruhigt. Ich trat näher. Das sorglose, wanderlustige Völkchen hatte sich in dem gewölbten Gange, der zum Ofen führte, ganz behaglich eingerichtet; im Hintergrunde brannte ein helles Feuer,

das mit Ginster und dürrem Heidekraut genährt wurde, und die drei Kinder von vier bis zehn Jahren thaten sich an gebratenen Kartoffeln, welche man der Familie, wie der Tinkerpapa wenigstens vorgab, in einem nahen Pachthaus geschenkt hatte, „trefflich bene." Ich fragte den schwarzbraunen Gesellen, ob er die „rural Police" nicht fürchte. »Never me-ent (mind), Sir.« sagte er heiter; „dort ist der Wald, der uns eine Zuflucht bietet; er stößt an Glens, Schluchten und Höhlen, die uns schützen, und vor allem ist die Grenze des Bezirks keine Stunde entlegen. Uebrigens bleibt die rural Police an Tagen wie der heutige gern zwischen den vier Wänden."

Indem ich einige Pence unter den Kleinen vertheilte, sagte ich dem Vater, er müsse, nach seinen Aeußerungen, den Hausirschein verloren haben. „Nein," rief er, „er ist nur zu schnell alt geworden, wie mein Bancheile hier." Dabei deutete er lachend auf seine Gefährtin, die den Scherz zu überhören schien. „Bin aber," fuhr der muntere Zigeuner fort, „deßhalb nicht in Sorgen, denn Merkur regierte, als ich zur Welt kam, und bis jezt hat das Glück, wie der Stern es hoffen ließ, mich stets ziemlich freundlich bedacht, so daß einer der Polizeileute von Tain, dessen Unterhaltung mit seinen Kameraden ich belauschte, alles Ernstes behauptete, ich müsse die Mütze des Bob Duill geerbt haben." — „Wer war dieser Bob Duill?" fragte ich. — „O eine alte Geschichte," war die Antwort. „Wundere mich, daß der Herr sie noch nicht gehört hat. Bob Duill war einer unserer Leute; seine Großmutter hatte ihm auf ihrem Todbette eine Mütze gegeben, die noch aus dem Morgenlande stammte und den, der sie aufsezte, an jeden beliebigen Ort trug. Sein Unstern führte ihn zu einer Diebsbande und es hieß, »keep bad men company, and you' ll be of the number« (mitgegangen, mitgehangen). Als er wie Haman erhöht werden sollte, fiel ihm seine Mütze ein; er sezte sie auf, nahm Henker, Galgen und alles mit sich in die Luft und flog im Nu von „auld Reekie" (Edinburg) bis zu den Hügeln von Kintail." — Ich wünschte dem muntern Gesellen, sein Glücksstern möge ihm noch recht lange treu bleiben, und sezte meinen Weg nach Nairn fort, das ich mit der anbrechenden Nacht erreichte.

Der Hippolyt des Euripides in Berlin.

(Fortsezung.)

Wo bleibt denn aber die Mythe bei dieser Behandlung? Sophokles ist darin mit Shakespeare verwandt: sein gewaltiger Geist zerdrückt die rohe, gräßliche Fabel, die er vorgefunden, daß man ihre Cruditäten vergißt; seine Behandlung, der sonnenhelle, tiefe Gedanke wird zum Meister über die Materie; dieser ist es, der klare sinnige Mensch, der uns erhebt, im Lesen seiner Schöpfungen durchgeistet und endlich eine Verklärung des Wüsten, Gräßlichen, des Widerstrebenden und nach unserem Gefühl Albernen herbeiführt. Sein Oedipus wird vom Fatum erdrückt. Das Fatum kann der Hellene nicht wegstreichen, aber er hebt uns in andere, höhere Regionen, aus denen wir, zu einer andern, geistigen Freiheit gelangt, Trost finden für seine Verwüstungen. Wenn es sich nur gehandelt hätte um das was Kreon verbot, was Antigone that, um die Verscharrung der Gebliebenen, ob Sophokles Tragödie wohl zweitausend Jahre überlebt hätte?

Die wunderbare Kraft jenes Gedankens, dessen sich die vielleicht nicht einmal bewußt waren, welche die erste Darstellung der Antigone forderten, ist es, was ihr einen Halt in unserem Publikum gab, auch da vielleicht halb unbewußt. Das ist gleichgültig; die Antigone hat gewirkt. Schauer der Ehrfurcht vor einem Gedanken, den wir täglich durchdenken, der uns täglich im politischen wie im bürgerlichen Leben die Brust preßt, den wir wiedergespiegelt sehen in allen wahrhaften Tragödien, er rang schon in der Dichtung des alten Griechen nach Gestaltung und begeisterte den Dichter so, daß er den rohen überlieferten Stoff zu einem Gedicht der erhabensten Wirkung umschuf.

Warum versuchte man nicht nach der Antigone andere Sophokleische Stücke? Wenn der Oedipus Tyrannos unsern Gefühlen zu gräßlich schien, warum nicht den Oedipus auf Kolonos? Die Verständigung hätte sich auch dafür gefunden, wie für die Antigone. Man griff lieber zur Euripideischen Medea — und sie machte Fiasco. Warum? das wollte man sich nicht recht gestehen, aus Respekt für Euripides. Aber sie sprach nicht an, troz des Respekts; das Unnatürliche, unsern Gefühlen Widerstrebende der alten Fabel war in der Behandlung durch nichts ausgeglichen, durch nichts versöhnt. Der Eindruck blieb widerwärtig, wie man es auch sich hin und her dachte, um zu einem andern Resultate zu gelangen, und darum verließ man plözlich die antike Tragödie, und weil man doch nach Pikantem, Außergewöhnlichem und vornehm Classischem verlangte, ließ man ein Shakespeare'sches Traumdrama und eine Racinesche religiöse Legitimitätstragödie mit dem kostbaren Apparat in Scene sezen. Jenes gelang, der Sommernachtstraum ist unverwüstlich, die Athalja ließ kalt. Die Legitimitätsideen konnten in den vierziger Jahren Niemand berauschen, und gar erst die der israelitischen Dynastien!

Weßhalb man nach so langem Zwischenraume, nach solchen Stürmen und Brandwirbeln wieder das Bedürfniß des Genusses einer alten Tragödie empfunden hat, bleibe auf sich beruhen. Zur antiken Klarheit, lieber Gott, ist doch jezt nicht die Zeit; wir wären

schon mit einer ganz gewöhnlichen Klarheit zufrieden. Zwischen den feudalistischen Rebeln vergnügt uns schon die hausbackenste Alltagsklarheit eines Ifflandschen Sittengemäldes. Es galt aber jezt nicht, den großen Geist der Antike, den geharnischten, über die Bretter schreiten zu lassen, nicht den Vorhang aufzureißen, um eine Vorwelt sehen zu lassen, erhaben, unberührt von der Misère der Gegenwart; es galt eben nur etwas Neues, Blitzendes, Flimmerndes, das die Sinne beschäftigt, einen Flittermantel, uns diese Misère vergessen zu lassen. Ja, wenn man das in der Poesie finden könnte! So viel dienstbare Federn, und keine mit dem geringen Talente Weihrauch zu streuen und glänzende Nebelbilder zu citiren, die uns täuschen könnten über die Wahrheit, die ist!

Ich betrachte es als einen rein zufälligen Griff, daß man wieder zum Euripides ging und gerade seinen Hippolyt herausnahm. Es war ein alter Bekannter von Racines Phädra her, durch Schiller uns noch näher gerückt. Dazu vielleicht Liebhaberei des Uebersetzers, was ich durchaus nicht tadeln will. Euripides ist ein Dichter, der Liebhaber haben muß, er ist ganz dazu angethan, und der gegenwärtige Uebersetzer ist ein inniger, ein begeisterter Liebhaber. Er hat den Griechen in schönen wallenden Versen wiedergegeben. Dazu eine passende Musik, eine reiche Ausstattung, ein Spiel, so gut wie die Kräfte es eben erlaubten, eine Phädra, die schon in der Racineschen ihre unbestrittenen Lorbeeren errungen, und ein junger Anfänger, der vom Uebersetzer selbst in die Rolle des Hippolyt eingelernt worden (ein Verfahren, das ich durchaus billige, das manche classische Stücke, wenn es angewandt würde, vor ihrem Verkommen schützen würde), kurz alles, wie man es nur verlangen kann — und doch nur ein succès d'estime, und die Racinesche Phädra bleibt ein stereotypes Glied unserer Theater; warum nicht die des Euripides?

Schlegel ist oft angegriffen worden wegen seines Urtheils über Euripides. Er war allerdings schonungslos hart. Euripides ist mehr als Kotzebue; manche Vorwürfe Schlegels, z. B. der wegen der unsittlichen Grundsätze, die der Grieche einzelnen seiner Personen in den Mund lege, streifen an's Thörichte, nur erklärlich bei einem Geist wie Schlegel, aus einer Idiosynkrasie gegen den Dichter. Aber in seiner totalen Würdigung war er auf richtigem Wege. Wir sahen es bei der Darstellung der Medea, noch mehr neulich bei der des Hippolyt, der unstreitig ein besseres Stück ist. Und welch ein Kritiker aus dem Leben ging Schlegel um zweitausend Jahre voraus! Konnte Jemand schlagender die Fehler des Euripides aufzählen als Aristophanes?

Von dem gerügten Hauptfehler, der Weinerlichkeit, ist allerdings der Hippolyt frei. Im Gegentheil, der Charakter, nach dem das Stück den Namen trägt, ist ein durchaus gelungener, männlich kräftiger. Der spröde, innerlich und äußerlich gesunde Dianenjünger steht als eine musterhafte Zeichnung da, und sie hat Farbe, Wärme, Blut. Dem Theseus hat sogar der Dichter allen den romantisch abenteuerlichen Schmuck abgenommen, mit dem den fahrenden Jüngling die Griechenmythe bekleidete: er ist nichts als der eiserne Richter und Basileus, dem Ordnung im Staat und Haus über alles geht, entfernt von jedem sentimentalen Anflug. Eben so wenig finden wir diesen in der Phädra, die nur die von dämonischer Liebesglut geplagte Tochter aus dem dämonischen Hause des Minos ist. Weil verschmäht in der Liebe, gehöhnt, tödtet sie sich mit der grauenvoll mörderischen Lüge. Auch da ist nichts modern Gefühlkitzelndes.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Der Frühling. — Die Excursionisten.

Das alte Sprichwort: grüne Weihnachten, weiße Ostern, hat sich zwar nicht wörtlich erfüllt, und der Straßenkoth von Paris ist durch keinen Schneefall in einen undurchwatbaren Sumpf verwandelt worden; allein so sehr der lezte Winter durch seine Milde einem Frühling glich, der in seiner Rolle bleibt, so winterlich ist unser Frühling. Frostige Regenschauer fast jeden Tag, schneidender Nordost wechselnd mit naßkaltem Nordwest, kaum vier bis fünf schöne Tage im ganzen April, das sind bisher die Leistungen des holden Lenzes. Trotzdem sieht es in Gärten und Baumanlagen, wo zu Ende März und Anfang Aprils der erste rasche Fortschritt sich plötzlich gehemmt fand, jezt prachtvoll aus. Das viele Wasser, das der Himmel seit vier Wochen über uns ausschüttet, hat dem Grün eine wahrhaft bezaubernde Frische gegeben, und ein Spaziergang in den Tuilerien oder in dem stilleren, minder symmetrischen, blumenreicheren und an einigen Stellen beinahe einsamen Luxemburg, oder auch im labyrinthischen, unebenen, kurz weit eigenthümlicheren Garten der ausländischen Pflanzen und Thiere, der in diesem Augenblick einer Reform im englischen Style unterworfen wird, ist, wenn die Frühlingsluft nicht gar zu eisig weht, eine wahre Wonne. Nach

dem Essen, zumal ehe es Nacht wird und der Himmel seine rothen Segel und vielelten Wimpel über die grünen Zelte ausspannt, wenn die Seele sich erwärmt, gehoben und dem niedern Sinnenlärm entrückt fühlt, sind diese Spaziergänge eine köstliche Erquickung. Leider macht sie die Kälte so unbequem, daß nur die unerschrockensten Freunde der Natur sich dieselben gestatten. Diese Kälte hält dagegen die Vorbereitungen zu Collektivreisen, die nach allen Seiten während der Sommers stattfinden sollen, nicht im Geringsten auf. Für bequeme Wallfahrten, namentlich nach dem Mekka der Industrie, nach London, zur großen Weltausstellung, wird vielfältige und außerordentliche Sorgfalt getragen. In allen einigermaßen belebten Straßen erblicken wir riesige Anzeigen von Unternehmungen, welche bestimmt sind das Publikum heerdenweise in die Hauptstadt der drei Königreiche zu schaffen, dort vierzehn Tage durch alle Sehenswürdigkeiten, natürlich auch durch die Ausstellung durchzujagen und hierauf wieder an die Seine in das gewohnte Philisterium zurückzubringen. Die Wanderlust ist eine sehr junge Pflanze in Paris; ich weiß noch recht gut die Zeit, wo ein Ausflug nach Versailles für eine große That galt und das Ideal eines Touristen der Rue St. Denis nicht über das Thal von Montmorency sich hinaus erstreckte. Die Eisenbahnen haben den Horizont des Stockparisers erweitert, Rouen, Orleans, Rambouillet werden von ihm besucht, Versailles und St. Germain wurden ihm bereits geläufig, und dem Meere macht er, wenn er nur ein paar hundert Franken auf seine sommerlichen Erholungen zu verwenden hat, mit großen Augen und stolzem Herzen seine Aufwartung, und seit zwei Jahren haben ihn sein Pilgergeist und die leichte Gelegenheit sogar bis nach London geführt. Der Barbarismus „Excursionist" wurde, um die Klasse dieser sommerlichen Zugvögel zu bezeichnen, ohne allen Widerstand in die französische Sprache eingeführt, die, obgleich sie mit ihrer einer solchen Aushülfe doch minder bedürftigen Nachbarin jenseits des Rheins in diesem Punkte nicht im entferntesten zu vergleichen ist, ihren Schatz an Barbarismen mit jedem Tage um ein ansehnliches Quantum vermehrt. Ich habe einen englischen Brauer, er war aus Hull, der nach Paris gekommen war, um die Continentalluft zu genießen, von den Franzosen als von einem Reisevolk (travelling people) sprechen hören.

(Fortsetzung folgt.)

Straßburg, April.

(Fortsetzung.)

Das Breuschthal.

Wie muß aber einem Reisenden, der zum erstenmal auf der Straße von Paris daher fährt, das Herz aufgehen, wenn er aus dem Walde herauskommt und plötzlich von solcher Höhe herab das herrliche Elsaß, das weite, reiche, blühende Rheinland überschaut! Man erzählt, Ludwig XIV. habe seine Ueberraschung durch ein lautes Ah! kund gethan, als sein Minister ihn zum erstenmal von der Zaberer Steige herab in die neue Provinz blicken ließ, die er so leichten Kaufs von dem in dreißigjährigem blutigen Kampf ermatteten Deutschland gewonnen. Die Könige von Frankreich haben nach einander von dieser Steige aus das prächtige Land überschaut; natürlich ist keinem dabei der Gedanke gekommen, es wieder herauszugeben, weil es nicht französisch sey, der Anblick hat nur lüsterner gemacht. Karl X. kam seiner Zeit Nachts da oben an, und auf allen Höhen rings lohten hohe Feuersäulen; Ludwig Philipp fuhr bei Tag herab, aber so wohl ihm das Land gefallen mochte, so wurde doch sein Auge düster. Er, der Sohn des Julifreiheitskampfes, mußte in Zabern schon und mehr noch in Straßburg den Ruf: vive la liberté! weit öfter hören, als das vive le roi! und mit finsterem Angesicht rief er schneidend kurz: vous l'aurez! War es der Ruf eines Propheten? Der Präsident der Republik hat nicht den Weg über die Zaberer Steige in's Elsaß eingeschlagen, aber er hat, wie wir jetzt längst wissen, in Straßburg auch denselben Ruf gehört, wie sein bürgerköniglicher Vorgänger. Sie werden noch lange so rufen und das »vous l'aurez!« wird noch lange die Stimme in der Wüste bleiben.

Das alte Schloß in Zabern ist ziemlich unscheinbar, es wird als Kaserne benützt. Ein großer Palast aus dem vorigen Jahrhundert zieht das Auge mehr auf sich. Der Minister-Cardinal Rohan, der sich mit einem Kennerauge das schöne Bisthum Straßburg ausersehen, hat ihn hier erbaut, ihn zu vollenden war ihm nicht vergönnt. Schwerlich wird je eine andere Hand das Werk aufnehmen, um es als Wohnung des Luxus und der Eleganz zu beleben, aber im Sinne unserer Tage dürfte es doch vielleicht seine Verwendung noch finden. Ich würde diesen Palast, gerade weil er dem Großalmosenier Frankreichs gehörte, in irgend ein Haus der Barmherzigkeit umwandeln.

Doch genug des Rückschauens, wir wollen vorwärts, und zwar von Mutzig aus in die Berge hinein längs der muntern Breusch hinauf. Der Eingang des Breuschthals, an dem das unschöne Städtchen zwischen Obstbäumen und Rebenhügeln liegt, bietet schon an sich ein sehr schönes Landschaftsbild, und der frische wehende Morgen nach einer Nacht mit Gewitterschauern verklärte dasselbe noch mehr. Ein weiter grüner Grund zwischen Hügeln, durchzogen von dem Flüßchen, dem man hier ansieht, daß es zuweilen verheerende Launen hat, das Dorf Heiligenberg auf einer steilen Höhe, die die Reben grün umkleiden, und unmittelbar dahinter die höheren Berge mit ihren frischen Wäldern — was will man Schöneres zu einer Wanderung an solchem Morgen? Doch dieses erste Bild verschwand ziemlich bald hinter uns. Die wohl unterhaltene Straße, die, wie alle im Elsaß, ein Muster für manche deutsche Straßenbaubehörde abgeben könnte, führt in einen engeren Paß, zu dessen beiden Seiten der Bergwald seine Wurzeln bis in's Grün der schmalen Wiesensohle und bis zum Straßenrande streckt. Nach einiger Zeit rücken die Berge wieder auseinander und ihre Wälder säumen einen ausgedehnten Grund voll Wiesen und fruchtbaren Landes. Zur Linken schaut eine Burgruine von fern herein, mitten im Grunde liegt das Dorf Urmatt, dessen Banngrenze die Scheide zwischen Deutsch und Welsch bildet, denn über derselben hinaus sind die alemannischen Laute verklungen, das vogesische Patois beginnt. Ich gestehe, daß ich wenig von dem Französischen verstand, das die Leute sprachen, welche uns von nun an begegneten, die Sprache aber, welche die Natur von hier an redete, die habe ich verstanden und sie ist mir tief in's Herz gegangen. Viel schöne Thäler liegen zwischen den Bergen meiner Heimath, wenn ich aber dieses Breuschthal noch hinein zaubern könnte, ich würde den Stab schwingen, um es näher zu haben und öfter zu sehen. War es bisher schon hübsch, so wurde es eine ziemliche Strecke hinter Urmatt wirklich prächtig. Die Straße biegt um eine Felsenecke, und ein ganz neues Bild liegt vor uns. Zur Rechten Wald- und Rebenhügel, zur Linken ähnliche Höhen, bald kahl und felsigt, bald dicht mit Wald bedeckt, dazwischen ein breites Thal mit lichtem Wiesengrün und in diesem zwei Dörfer, eines hüben, eines drüben, durch lange, großartige Fabrikgebäude mit einander verbunden; dahinter in mäßiger Ferne wieder ein Kirchthurm, dann ein schön gerundeter Hügel, gleichsam mitten in das Thal hineingestellt, als solle er verdecken, was dieses noch weiter bietet, und endlich, als Schluß der Scene, drei Reihen höherer Berge stufenweise über einander sich erhebend, die höchste schon vom Duft der Ferne überhaucht. Das goldene Sonnenlicht aber lag still verklärend über dem ganzen reichen, schönen Bilde.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 116. Donnerstag, 15. Mai 1851.

> Je me trouve fort bien, ma mère, d'être bête,
> Et j'aime mieux n'avoir que de communs propos,
> Que de me tourmenter pour dire de beaux mots.
>
> Molière.

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

II.

Von dem Doktor und des Amtmanns Sophie.

Es war ein schönes, stattliches Dorf des schwäbischen Unterlandes, wo der Amtmann seit Jahren seinen Ruhesitz genommen hatte und der Landwirthschaft oblag. Er war ein Studirter, sogar ein schöner Geist, machte Verse und schrieb leitende Artikel in's Wochenblatt und war, nicht „weil," sondern „obgleich" er dieß that, ein grundgescheidter Mann, der mit dem Zeitgeist rüstig Schritt hielt, ohne sich von ihm in irgend einer Weise fortreißen zu lassen. Es war wohl zumeist seiner Frau zulieb geschehen, daß er so frühe schon sein Amt aufgegeben und sich im Dorf niedergelassen hatte, auf den väterlichen Gütern, auf denen sie großgewachsen war. Obwohl sie sich längst zu ihm herangebildet, lebte und webte sie doch mit ganzer Seele in ihren Hanf- und Kartoffelpflanzungen, ihrem stattlichen Hühnerhof und ihren Gärten, wo sie die schönsten Gemüße zog, den meisten Kopfsalat überwinterte und jederzeit vierzehn Tage vor der Frau Pfarrerin Lattich producirte.

Sophie war ihr einziges Töchterlein, ein junges Blut von siebzehn Jahren, leichtfüßig und leichten Herzens, hie und da ein wenig verlegen und unbeholfen; doch schaute eine so frische, lebendige Seele aus ihren schwarzen Augen, daß man das gern übersah. Das war freilich fatal, und Herrn Oberamtmanns Mathilde und Dekans Pauline aus der benachbarten Stadt äußerten sich oft recht bedenklich darüber, daß Sophie eben noch so gar ungebildet war. Sie hatte noch nichts von Schiller gelesen und von Goethe kaum gehört, obwohl sie in des Vaters Bibliothek standen, und als ihr die Mathilde das „Haus" von Friederike Bremer leihen wollte, da meinte sie: „Ja, siehst du, ich habe eben den Tag über so viel zu thun, da mag ich Abends nicht auch noch lesen." Die Mutter selbst, obgleich sie sich keiner klassischen Bildung rühmen konnte, war über diesen Mangel an Strebsamkeit angefochten, durch den ihre Sophie so sehr zurückblieb hinter den Forderungen der Zeit, und meinte, man sollte das Mädchen doch auf ein Jahr nach Stuttgart thun; der Vater aber sah mit unbegreiflichem Gleichmuth zu, wie diese wilde Rose sich zwanglos am Vaterhaus hinaufrankte, und hatte seine Herzensfreude an der kindlichen Frische des Mädchens, das daneben ein folgsames und fleißiges Kind war, wie sie Vögel fütterte oder schreiende Nachbarskinder herumschleppte, deren Mütter auf dem Feld waren, während Cousine Clara mit dem Provisor höchst mühselige vierhändige Sonaten einstudirte oder mit etlichem Gähnen den Bulwer las.

Clara, eine früh verwaiste Nichte des Amtmanns, war seit langen Jahren im Amthaus daheim, eine volle schöne Gestalt, blond und weiß und roth, wenige Jahre älter und viel kultivirter als Sophie. Sie war fast zwei Jahre in Stuttgart gewesen, hatte daselbst Tanzen und Sticken, Kleider- und Putzmachen gelernt, auch einen Curs Literaturgeschichte gehört, von dem ihr etliche unklare Erinnerungen zurückgeblieben waren. Sie verstand sich prächtig zu kleiden, machte feine Arbeiten, und wenn sie in Gesellschaft just nicht mitzusprechen wußte, so machte sie doch wenigstens ein Gesicht, als ob sie das alles viel besser verstände und nur mit dem besten Urtheil nicht herausrücken wollte.

Da fand es denn alle Welt natürlich, daß der junge Praktikus, der sich im nächsten Marktflecken gesezt hatte und vom Amtmann als Hausarzt angenommen war, seine Huldigung alsbald Clara zuwandte, zumal sie auch für eine Erbin galt. Man bemerkte zwar nicht, daß er ihr ausdrücklich den Hof gemacht hätte, aber im Amthause war er den lieben langen Tag zu finden. Niemals noch war jedes flüchtige Unwohlseyn der Insaßen so überaus gründlich mit Vor- und Nachkuren behandelt worden als zu jener Zeit. Ein Splitter, den sich Clara im kleinen Finger gefangen hatte, bedurfte einer achttägigen Behandlung; die gute Mama sollte eine Warze an der Nase, deren Daseyn sie selbst ganz vergessen hatte und die ihrer Schönheit längst keinen Abbruch mehr that, mit Aezen und Unterbinden vertilgen lassen; selbst Käthchen, die alte Hausmagd, kam einst mit hellem Lachen: jezt meine der Doktor gar noch, sie habe einen Reformatismus, weil sie sich eben den Fuß ein wenig übertreten habe.

Es war in der Gegend ein solcher Reichthum an Aerzten, daß es nicht zu verwundern war, wenn der Doktor, troz seiner anerkannten Geschicklichkeit, so viel Zeit und Mühe auf dieses Eine Kundenhaus verwenden konnte. Er war es müde geworden, mit seinem Apotheker halbe Tage lang Schach zu spielen und über die robuste Bevölkerung zu lamentiren, und diese noch schwache Praxis war wohl auch der Grund, warum er mit seinen Absichten auf Clara so lange hinter dem Berge hielt. Diese, die ein äußerst ruhiges Herz besaß (um nicht zu sagen gar keines), ließ sich's in allem Gleichmuth gefallen, für die Angebetete des Doktors zu gelten, und that nichts dazu und nichts davon. Der Doktor, ein heiterer und angenehmer Gesellschafter, war im Amthaus von Alt und Jung jederzeit gern gesehen; sogar Sophie, die sonst selten dazu zu bringen war, zahm und gesittet an gebildeter Gesellschaft Theil zu nehmen, ließ sich herbei, wenn er da war, und brachte manchmal Einfälle zu Tage, die noch gescheidter waren als die Gesichter der Cousine Clara, so daß die Mutter dachte, wenn's mit dem Doktor und der Clara einmal Ernst geworden sey, so müsse man die Sophie auf einige Zeit hinüber thun zu ihnen; der Doktor bringe noch am ehesten etwas an sie hin.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hippolyt des Euripides in Berlin.

(Schluß.)

Aber was ist das Stück sonst? Nichts als die krasse, gräßliche Mythe aus der Urzeit, die weder das Schöne, Besänftigende, noch den Geist gefunden, der sie über die Greuel erhebt. Phädra bekennt der Amme den Grund ihrer Krankheit, diese verspricht sie zu heilen durch Zaubermittel, aber sie wird zur Kupplerin und Verrätherin. Der keusche Jüngling weist sie mit Entsetzen von sich, er spricht seinen Grimm und seine Verachtung gegen das Weib seines Vaters aus, die ihn verführen will, das Ehebett des Erzeugers zu besudeln. Phädra, die das Gespräch der Kupplerin behorcht, die Zeugin wird der Flüche, die der Jüngling und Geliebte gegen sie ausstößt, gibt sich, um ihres Gatten Bett nicht zu schänden, den Tod am Strick und in ihrer Hand schwebt die Tafelschrift, welche Hippolyt der That anklagt, die er verabscheut. Theseus glaubt den Lippen der Todten, er verbannt den Sohn, und die Frucht des Fluches, der Stier, steigt aus dem Meere, um den Sohn zu verderben. Zur Aufklärung muß Artemis aus den Wolken steigen und dem Vater im Angesicht des jammervoll sterbenden Sohnes die Wahrheit sagen und die schändliche Kypris anklagen, die all dieses Unheil gestiftet.

Die That Phädras schien selbst dem Alterthum so gräßlich, daß es eine Variation aufnahm, wonach Phädra noch im Leben aus Rache den Hippolyt beim Vater denuncirt und sich dann erst den Tod gibt, nachdem sie den Geopferten gräßlichen Tod erfahren hat. Dieser Mythe folgend schrieb Racine seine Phädra, die unserem Gefühl unstreitig näher liegt, ohne daß wir sie deßhalb modern schelten dürfen.

Wie gern erführen wir, wie der große Sophokles dasselbe Thema behandelt hat, wie sein Geist Herr geworden über das Dämonische, wie er das Gegebene, widerwärtig Haarsträubende gewiß in ein allgemein Menschliches verklärt hat! Des Euripides Motto scheint: Es ist so, traurig daß es so ist, aber wir können's nicht ändern; die Götter haben es so gefügt, die böse Kypris, darum müssen auch wir uns darein fügen, denn der Mensch, wenn Götter mit einander streiten, ist schlimm daran, und der unschuldig Leidende kann wohl klagen, aber weiter nichts thun. — Doch vielleicht etwas! Der Diener mahnt ja zu Anfang den Jüngling, daß er nicht nur der Artemis Opfer bringe, sondern auch der Kypris, sonst würde sie zürnen. Er soll sich mit der Liebe abfinden, en passant, damit sie sich nicht an ihm räche. — Das ist ein wohlfeiler Trost, der freilich auch für andere Dinge paßt; die Götter wollten es, so müssen wir es denn geschehen lassen und uns begnügen mit stumm knirschendem Grimm über ihr unerforschliches Walten. Die Alten hatten indeß doch auch schon einen andern Trost, den einer in seinem: victrix causa diis placuit, sed victa Catoni, ausspricht.

Davon steht nichts im Euripides. Wo ist da nur Einer der Sophokleischen Gedanken, die warmblütig, als Menschen, über die Bretter schreiten und mit unsichtbaren Flügeln uns über das Mißgeschick,

das blutig und gräßlich sich zu unsern Füßen entfaltet, in andere Regionen fortreißen! Allerdings auch hier Gedanken, schöne, glänzende, sinnige; aber sie entspringen nicht aus dem Mark der Dichtung, nicht aus ihrem Körper. Sie bleiben Beiwerk, eingestreuter Schmuck, und an diesem Schmuck fehlt es denn überhaupt nicht; ja er ist überwuchernd da, prachtvolle Phrasen, Erzählungen, Schilderungen, Bilder, Empfindungen. Alles was einen modernen Dichter zum Liebling des Publikums macht, verstand Euripides; aber die rohe Mythe wird dadurch nicht gemildert, im Gegentheil, sie tritt in diesem Gegensatz nur noch krasser heraus. Klüfte, Sümpfe, trostlose Abgründe mit Schwefeldampf und Verwesungsgeruch, und an den starren Klippenriffen blühende Schlinggewächse, duftende Rosen, flatternde Schmetterlinge.

Das wird der Grund seyn, weßhalb Euripides früher, und jezt wieder in einem seiner besten Stücke, so geringen Eindruck bei uns machte. Sind wir sinniger geworden als das griechische Publikum? Aristophanes bekundet uns, daß dieser Sinn, diese eingeborene Kritik auch unter den atheniſchen Zuschauern war. Aber Athen war schon eine korrumpirte Stadt, in Luxus, Weichlichkeit, in fremden Einflüssen halb versunken. Nicht mehr die marathonischen Kernmenschen saßen auf den Bänken, sondern eine höhere und niedere Bummlerschaft, deren Empfindungsvermögen ein Dichter, der wirken wollte, sich anschmiegen mußte. Euripides hat es verstanden, wie wären sonst so viele seiner Stücke auf uns gekommen, und so wenige von Sophokles und Aeschylos? Das große griechische Publikum wollte seine Mythe und hellenische Schönheit; der Dichter gab beides zugleich. Wir — ja, wer besucht bei uns diese Dramen? Doch immer nur eine auserwählte Zuhörerschaft, die mehr oder weniger Reminiscenzen aus ihren classischen Studien hat. Was auf der Schule, bei der Lectüre im Einzelnen angesprochen, trat uns hier zum erstenmal als Ganzes entgegen. An die lebendige Erscheinung der Totalität machen wir andere Forderungen, und sie wurden nicht erfüllt.

An äußerer Pracht war nichts gespart. Das Spiel, wenn auch nicht ausgezeichnet, war gut eingeübt, für viele eine schwierige Aufgabe. Drei Stunden hinter einander mußten die Weiber von Trözene, unsere Choristinnen, im Orchester um die Thymele stehen, malerisch gruppirt, nur zuweilen promenirend, in gewissen Intervallen mit der Erlaubniß auf der Treppe sich zu lagern. Diese gut arrangirten Gruppenbilder sind nothwendig; daß die meisten Chorgesänge componirt waren und wirklich gesungen wurden, war eben so passend als das fast melodramatische Accompagnement des Dialogs. Wo der Gedanke und die Wahrheit der Handlung allein nicht zu fesseln vermögen, nicht forthelfen über die Risse der cyklopischen Mythe, ist die opernartige Behandlung das beste Auskunftsmittel.

Ich schrieb diese Zeilen nieder, ehe ich wußte, daß man das Stück auch auf das Repertoire bringen würde. Es hieß früher, es solle nicht geschehen. Inzwischen hat man sich anders besonnen und es ist einmal vor dem Publikum für Eintrittsgeld gegeben worden. Der Eindruck, so viel ich höre, war hier kein anderer. Es stieß nicht ab wie die Medea, zog aber auch nicht an wie die Antigone. Es war eine fremdartige Erscheinung; Racines Phädra ist eine heimische geworden.

Wenn man zwischen die Marktwaare, auf die unsere Bühne verwiesen ist, denn doch dann und wann für den ästhetischen Hautgout noch etwas Exclusives zu bringen für zweckmäßig hält, warum greift man nicht wieder zu den alten Spaniern? Für die herrschenden Luftströmungen ist da weit passendere Kost als in der Antike. Warum nicht spanische Autos Sacramentales, um das Publikum an diese Atmosphäre zu gewöhnen? Und wenn das noch zu verfrüht dünkte, so ist doch Calderons Anschauung von der Majestät eine so künstlich erhabene, als irgend einer nur sie wünschen kann, der die Vergangenheit in die Gegenwart impfen möchte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Verhältniß zur englischen Sprache.

In den Jahren neunundvierzig und fünfzig hatte der alte Wahn, es lasse sich in London ohne ein Wort englisch glänzend fortkommen, noch im allgemeinen fast unbestrittenes Ansehen. Der gewöhnliche, der, wenn ich so sagen darf, durchschnittliche Franzose gibt sich gern der schmeichelhaften Meinung hin, man müsse überall französisch sprechen; der Barbare muß die Mundart des Atheners lernen, ist sein geheimer Gedanke, und ich weiß Einen, der sich höchlich darüber wunderte, daß ich mit meinen deutschen Bekannten mich nicht auf französisch unterhalte. Es galt also

für ausgemacht, daß man unter andern auch nach England mit keiner andern Sprache als dem Sanktissimum der Idiome, dem Französischen ausgerüstet, gehen könne, und von seiner Unkenntniß des barbarischen Kanderwelsches, das jenseits des Kanals von dem rohen Volke gebraucht werde, nicht die geringste Beschwerlichkeit zu fürchten habe; allein es scheint, daß zahlreiche Erfahrungen eine andere Ansicht in Aufnahme gebracht, und daß man nachgerade glaubt, der Engländer sey zu stolz, um eine andere Sprache als die seinige zu lernen, und es dürfte selbst der Börse wegen sehr gerathen seyn, mit dem treulosen Albion nicht ohne etwas englisch im Kopfe zu verkehren. Da nun die Reise nach England durch die Ausstellung eine doppelte Wichtigkeit und Anziehungskraft erhalten hat, so wurden die englischen Sprachmeister ganz vorzüglich gesucht, und durch die vergrößerte Nachfrage mußten auch die Mittel, dieselbe zu befriedigen, sich vermehren. Allenthalben sieht man Maueranschläge, durch welche Professoren des Englischen das Publikum in einem äußerst kurzen Zeitraume mit den wissenswürdigsten Eigenthümlichkeiten der Sprache Shakespeare's, Byrons und Walter Scotts bekannt zu machen versprechen. Das Englische war schon lange von den fremden Idiomen dasjenige, das in Paris und dem ganzen nördlichen Frankreich am häufigsten und ernstesten getrieben wurde, was freilich noch immer keinen außerordentlichen Eifer voraussetzte. Es ist eine unerläßliche Bedingung zum Fortkommen in gewissen Fächern; es ist dem Ingenieur unentbehrlich, wer in der Kriegsflotte etwas werden will, muß dem Staate nachweisen, daß er es nicht nur gut versteht, sondern auch fertig handhabt, und selbst zum Verständniß der gebildeten Umgangssprache und der leichten Literatur wird es mit jedem Tage nöthiger; denn wie französische Elemente in das Deutsche, so dringen immer mehr englische Bestandtheile in das Französische ein. Während jedoch bei weitem die größte Anzahl der französischen Wörter, die in das Deutsche übergehen, immer ein fremdartiges Ansehen und Gepräge behält, bürgern sich die meisten Wörter, die das Französische dem Englischen entlehnt, äußerst schnell ein und werden dem größeren Publikum geläufiger, als viele ächtfranzösische, gleichsam angestammte Wörter, die aber im täglichen Leben minder gäng und gäbe sind. Dieses rasche Einwachsen der englischen Wörter in das Französische erklärt sich übrigens ohne Mühe. Viele derselben braucht man bloß französisch auszusprechen, damit sie sich ganz französisch ausnehmen und dem ungelehrten Franzosen, der sich dieselben aneignet, ohne ihrem Ursprung nachgespürt zu haben, vorkommen, als seyen sie seit undenklichen Zeiten einheimisch.

(Fortsetzung folgt.)

Straßburg, April

(Fortsetzung.)

Rothau. — Das Steinthal.

Zu meiner Beschämung vor dieser industriellen Zeit muß ich gestehen, daß ich zum Theil nicht gefragt, zum Theil wieder ganz vergessen habe, was alles in den großen Fabriken von Lützelhausen und in denen des Dorfes Wiche und des Fleckens Schirmeck fabricirt wird. Ich hatte auf dieser Wanderung so wenig industriellen Sinn, daß ich höchstens ein Auge mitbrachte für die Größe der Gebäude und ihre Angemessenheit zur Landschaft, ein Ohr für das Rollen und Rauschen der Maschinen, das bald näher, bald ferner die mittägige Stille unterbrach, die über dem schönen Thale lag. Mein Geruchsinn war schon damit zufrieden, daß weder Salmiakdunst, noch ein anderer übler Duft die köstliche Berg- und Thalluft verdarb. Das muntere Flüßchen mit seinen geschwätzigen Wellen kam jezt näher zu uns an die Straße heran, die höheren Berge rückten enger zusammen, und auf senkrecht abfallender Felswand trat die Ruine der alten Burg Schirmeck hervor, als wolle sie zürnend herabschauen auf die großen Fabrikpaläste, in denen das Ritterthum unserer Tage haust und seine Waffen laut erdröhnen läßt. Es ist viel Leben in diesem schönen Thale, alles geweckt durch einen unscheinbaren Bach. Ob die Genien solcher Thalbäche in unserer Zeit nicht eifersüchtig geworden sind auf ihren flüchtigen Enkel, den Dampf, der sie selbst da um Ehre und Bedeutung bringt, wo sie von jeher alles in allem gegolten? Mögen sie einigen Ersatz finden in der bewundernden Liebe, mit der naturselige Wanderer wie wir sie betrachten und sich der beweglichen Welle freuen, die flüchtig durch herrliche Wiesengründe eilt. Ein solcher Grund that sich uns wieder hinter Schirmeck auf, so recht eigentlich ein Kessel voll saftigen Grüns, von hohen Wänden eingeschlossen, an deren eine sich das Dorf Rothau mit seinen hohen und ausgedehnten Fabrikgebäuden lehnt, um ein wahrhaft malerisches Bild abzugeben.

In Rothau fanden wir ein Gasthaus, das zwar auf den ersten Blick nicht sonderlich einladend aussieht, uns aber bald recht wohl gefiel, weil der Wirth, der seine Studien in Deutschland, namentlich in Frankfurt gemacht hat, für unsere etwas ermüdeten Leiber sehr wohl zu sorgen wußte. Der gute und billige Rothwein und der verhältnißmäßig eben so wohlfeile Champagner thaten das ihre, um uns zu fesseln. Wohl hätten wir an diesem Tage noch tiefer in's Thal eindringen können, da die Sonne noch ziemlich hoch stand, aber Parforcetouren wollten wir denn doch nicht machen, und was wir heute Schönes gesehen, war in der That mehr als genug für einen Tag. Zudem schlug die Erwägung durch, daß wir weiterhin schwerlich ein Nachtquartier finden würden wie dieses. Wir blieben also. Nach einem kurzen Abendspaziergang in eine kühle Thalschlucht voll schattiger Bäume und rinnender Wasser, nach einem Blick über das umnachtete Thal, in dem die hell erleuchteten Fabrikgebäude mit ihren vielen Fenstern wie schimmernde Paläste standen, saßen wir gemüthlich mit einigen Honoratioren des Ortes, den täglichen Stammgästen des Wiedemannischen Hauses, zusammen, und plauderten eben wieder vom Präsidenten und seiner Reise; von Deutschland aber redeten wir nicht viel.

> Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
> Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
> Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Diese Verse haben mich den ganzen folgenden Tag begleitet. Traten wir doch am Morgen desselben so recht in's Allerheiligste dieses schönen Berglandes, in das berühmte Steinthal, und die Morgenluft trug uns, wie der Odem Gottes, den gesegneten Namen Oberlin entgegen. Die Fabriken in Fouday sind groß und sehenswerth, aber mich hat ein Grab auf dem Friedhofe des Ortes weit mehr angezogen als sie. Da liegt seit dem Sommer des Jahres 1826 der Mann, den das ganze Thal noch heute seinen Vater nennt, und den die späten Enkel mit vollem Rechte noch so nennen werden, da er gleichsam der zweite Schöpfer der Gegend, der Mann ist, dem ihre Bewohner ihre Wiedergeburt in aller Weise zu verdanken haben. Dieses Steinthal, das sich am nordwestlichen Abhange des Hochfeldes (champ du feu) bis zu einer Höhe von 3000 Fuß über der Meeresfläche hinanzieht, würde schön seyn, so was wir wild romantisch schön nennen, auch wenn kein Mensch darin wohnte, ja dann erst recht. Es muß seine Anziehungskraft schon vor Jahrhunderten geübt haben, wie hätte es sonst einem Menschen einfallen können, in diesen vergessenen Erdenwinkel das Schloß la Roche zu bauen, dessen graue Reste noch heute in das felsige Thal herniederschauen, von dem man nicht recht weiß, ob es der Burg, oder die Burg ihm den Namen entlieh.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 117. Freitag, 16. Mai 1851.

> Und tausend Stimmen in den Bäumen,
> Und tausend Schimmer in den Räumen,
> Und Wohlgeruch und Duft und Glanz
> Und goldner Sonnenstrahlen Tanz,
> Die wie anmuthige Gedanken
> Im lind bewegten Laube wanken.
>
> Zedlitz

Der wilde Jäger.

Episode aus Waldmeisters Brautfahrt von O. Roquette.

Das rein phantastische Mährchen ohne alle Didaktik, ohne alle moralische oder politische Absicht ist eine sehr liebenswürdige Gattung, aber desto schwerer, je leichter sich ein solches Phantasiewerk vor den Augen des Beschauers aufbauen muß, wenn es seinen absichtslosen Zweck erreichen will. Die deutschen Romantiker und ihre Epigonen sind darin nicht allzu oft glücklich gewesen, und eine gelungene Dichtung der Art ist doppelt willkommen in einer Zeit, wo Deutschland einem von banger Sorge für seine nächste Zukunft gequälten Manne gleicht, dem es eine Wohlthat ist, wenn ihn einer durch das freie Spiel des Gedankens auf ein paar Stunden sich selbst entreißt. Im vorliegenden Mährchen (Waldmeisters Brautfahrt, ein Rhein-, Wein- und Wandermährchen von Otto Roquette, J. G. Cotta'scher Verlag, 1851) ist ein sehr ansprechender Stoff mit viel Geschick und Glück behandelt. Was sich mit Prinz Waldmeister und Prinzessin Rebenblüthe sammt ihrem lustigen Gesinde begibt, ist lustig mit menschlichen Abenteuern verflochten, und durch das phantastische Rankenwerk öffnen sich mannigfache Aussichten in die Weiten und Tiefen des Lebens; man wird aber an alles eher erinnert als an Deutschlands Gegenwart und Zukunft.

Wir heben im Folgenden die Episode aus, die sich am leichtesten vom Ganzen abtrennen läßt.

Zu Rebenblüthe spricht der Bräutigam:
„Liegt nicht in deinem Blick ein stiller Gram?
Was will sich zwischen unser Glück noch drängen?“
— Spricht Rebenblüthe: „daß wir glücklich sind,
Trotz allem Glück will es mich doch beengen,
Denn, theurer Freund, ich weiß ein stilles Kind,
Ein sterblich Mädchen ist's, es muß entbehren
Des Glückes Becher, den wir freudig leeren.
Sie liebt, doch ungeliebt, und meine Macht
Läßt walten mich wohl über Mädchenherzen,
Doch über einen Jäger nicht, der rauh
Durchschweift das Waldgebirg bei Nacht und Thau,
Der wild dem Wilde folgt, und kalt verlacht
Mein holdes Winzerkind mit seinen Schmerzen.
Sie pflegt und hegt so freundlich meine Reben,
O könnt' ich jeden Lohn der Lieben geben!“
— „Du sollst es, Theure!“ spricht Waldmeister schnell:
„Eh eine Stunde noch der Nacht geendet,
Hab' ich des rauhen Jägers Herz gewendet;
Ich eile, daß dein Blick mir strahle hell!“ — —

Auf eines Hügels sanfter Hebung
Da steht des Winzers kleines Haus,
Und schaut aus blühender Umgebung
In's weite schöne Land hinaus.
Hinauf, hinab um die Gelände
Zieht sprossend sich der Reben Grün,
Umspinnend selbst des Hauses Wände,
Die ringsum ranken, ringsum blühn.
Und aus des Hauses niedrer Pforte
Maria tritt, des Winzers Kind,
Und wie vor seinem Liebeshorte
Neigt sich das Laub im Morgenwind.
Sie ist so schön, die goldnen Zöpfe
Umgeben sie wie Heil'genschein,
Und reinster Jugendglanz umflicht
Das wunderliebliche Gesicht.
Sie kommt, benetzt die Blumentöpfe,
Die blühend stehn um's Fensterlein:
Da blühen Goldlack und Resede
Und jungfräuliches Myrthenreis;
Es ist als dankte ihr jedwede
Mit schönstem Duft' in ihrer Weis'.
Und dann — ein langer feuchter Blick
Schweift suchend dort zum Wald hinüber.

Er schweift umsonst, er kehrt zurück,
Das schöne Aug' umhüllt sich trüber.

Doch oben in der Sonne Glanz,
Die lustig durch die Ranken sprühte,
In freud'ges Schau'n versunken ganz,
Waldmeister saß und Rebenblüthe.
Es spricht der Prinz: „Dieß schöne Kind,
Den wilden Jäger sollt's nicht rühren?
Ei komm, Geliebte, komm geschwind,
Den rauhen Waldmann aufzuspüren!"
— Da knallt von fern ein Schuß im Walde,
Das Echo trug ihn durch die Halde.
Maria schaut schnell noch hinaus
Und flieht erröthend in das Haus.
Spricht die Prinzessin: „Wo die Buchen
Des Waldes schattig dämmern her,
Dort müssen wir den Wilden suchen,
Da drüben knallte sein Gewehr."
Gesagt, gethan. Mit ihrem Schatze
Eilt Rebenblüthe hin zum Platze.

O tief geheimnißvolles Träumen
Der duftdurchwehten Waldesnacht!
Tritt ein, und rings aus Busch und Bäumen
Erblüht dir goldne Mährchenpracht.
Lebendig wirrt in grünem Golde
Der Sonnenstrahlen buntes Licht,
Es streift des Grases Blüthendolde
Den Blumen neckend um's Gesicht.
Die Riesentanne hebt sich rauschend
Aus nachbarlichem Buchengrün,
Der Vorwelt dunkle Worte tauschend,
Ein Greis, und doch noch lebenskühn.
Und um der Wurzeln schwarze Knorren
Springt hell aus frischer Felsenbrust
Der Bach; mag mancher Ast auch dorren,
Er bringt ihm neue Frühlingslust.
So tränkt mit jugendlichen Bronnen
Die ewig klare Lebensflut
Den reinen Trieb verglühter Sonnen,
Der nicht gewelkt in Sturm und Glut.
— Doch sieh, da fällt ein gelbes Blatt,
Das fragt im Fallen todesmatt:
„Wie lange glänzt auf Thal und Halde
Der Frühlingshimmel rein und blau?
Wie lang, ihr Blumen in dem Walde,
Umspielt euch noch der Flimmerthau?
Wie lange springt aus Felsenspalten
Der luft'ge Quell noch kühn und hoch?
Wie lange trozt des Sturms Gewalten
Der Riesentanne Wipfel noch?
Kurz ist die Lust! die grüne Halle,
Und Alles fällt, wie ich nun falle!"
— Und ringsum fragend rauscht's und düsternd,
Vom Wurzelschaft zur Kron hinauf,
Die Blumen zittern, die noch flüsternd
Sich duft'ge Räthsel gaben auf;
Es kommt das Reh vom Berg geschritten,
Des Baches Kühlung ist sein Ziel,
Es lauscht, und schaut empor inmitten
Dem dämmernd dunkeln Fragenspiel.
Es kann der Fels nicht Antwort sagen,
Die Tanne dunkelt schweigend fort —
Da bringt der Lüfte Wellenschlagen
Von fern ein Nachtigallenwort.
Und klingend geht es in die Runde
Zum grünumschirmten Dämmerdach,
Und nieder rauscht holdsel'ge Kunde,
Der ganze Sängerchor ist wach.
Der singt von sprossend jungem Leben,
Von erster Liebe goldnem Glück;
Das klingt umher mit Wonnebeben,
Das bringet Lied um Lied zurück.
Das fragt nicht bang und trüb: Wie lange?
Das ruft: Leb', wem das Leben lacht!
Genießt den Mai mit ros'ger Wange,
Und träumt von goldner Mährchenpracht!

(Fortsetzung folgt.)

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Fortsetzung.)

Recht verwunderlich war's, daß auch Sophie, sonst ein Bild der Gesundheit und des Lebens, doch eines Tags nach einer Schlittenfahrt, wo der Doktor Clara geführt hatte, die auf des Vaters Wurstschlitten nicht mehr Platz gefunden, bleich sah und Kopfweh klagte. Troz ihres Sträubens schickte die Mutter nach dem Doktor, der, wie billig, diesen Fall nicht leichter nahm als die früheren im Hause. Er dachte an allerlei bedenkliche Wendungen, die die Krankheit möglicherweise nehmen könnte, und verordnete das Gehörige. Die Mutter ließ sich's nicht nehmen, bei Sophie zu wachen, die aber die ganze Nacht steinfest schlief und frisch und rothwangig erwachte. Die Mutter aber erlaubte ihr durchaus nicht aufzustehen, bis der Doktor dagewesen. Der kam auch in aller Frühe angeritten und fand troz sorgfältigsten Forschens wenig Krankheitsspuren mehr. „Nur noch ein etwas rascher Puls und diese dunkelrothe Gesichtsfarbe, die sich gestern schon zeigte, ist mir bedenklich; wir wollen doch einmal sechs Blutegel ansetzen." Mußte also die arme Sophie ihr tiefes Erröthen beim Eintritt des jungen Doktors mit dem Biß von sechs Blutegeln büßen.

Nicht lange nach dieser glücklich überstandenen Lebensgefahr der Sophie kam eines Abends der Doktor in besonders fröhlicher Laune in's Amthaus, um den

Freunden zu verkünden, daß er endlich eine langersehnte Anstellung mit Wartgeld (die Mediciner sind doch die einzigen Leute in der Welt, die für das Warten noch bezahlt werden) erhalten habe. Sie freuten sich herzlich über sein Glück, obschon's dem Vater leid that, den geselligen Nachbar zu verlieren. Die Mutter dachte bei sich: „Wie ärgerlich, daß die Clara gerade heut nach B. in's Casino gehen mußte! der Doktor hätte gewiß gern gleich sein Wort angebracht," und besann sich, ob sie zur Aussteuer den Sattler in's Haus nehmen oder alles auswärts machen lassen wolle. Die Sophie aber war unvermerkt abhanden gekommen, wahrscheinlich weil sie dachte, es wäre schicklich dem Doctor zu gratuliren, und doch nicht wußte wie. Erst als der Doktor nach ungebührlich langem Verweilen sich zum Gehen anschickte, tauchte sie im Hintergrund auf. Sie leuchtete ihm auf der Treppe, da bat sie der stets noch zögernde Doktor, ihm doch ihre jungen Seidehasen zu zeigen (Sophie hielt stets eine kleine Menagerie). Obgleich es ziemlich spät war, zeigte sich das allzeit gefällige Mädchen doch bereit, und ging mit ihm in das untere Stübchen, das ihr dazu eingeräumt war. Die Mutter meinte, es schicke sich doch nicht so recht, der Vater aber sagte lachend: „Laß sie nur machen!"

Nicht lang stand's an, so hörte man den Doktor die Hausthür zuschlagen, und obgleich er dießmal zu Fuß gekommen war, in hellem Galopp davoneilen. Sophie aber stürzte mit glühendem Gesicht die Treppe herauf und in's Zimmer. — „Was ist's? was gibt's? was ist dir begegnet?" fragte der Vater. — „Ach, so etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht begegnet!" rief Sophie. — „Ja was denn?" fragte die Mutter. — „Der Doktor will mich heirathen!" stieß Sophie heraus, und hob an zu weinen, weil sie im Augenblick schlechterdings nichts anderes zu thun wußte. — „Das ist mir ein sauberer Patron!" fuhr der Vater mit gut gespieltem Zorn auf; „spricht dem unschuldigen Kind da vom Heirathen, und bringt mir's zu bittern Thränen! Dem will ich meine Meinung sagen, und das sogleich, dem werde ich einen Brief schreiben, den er nicht an den Spiegel steckt!" Und höchst aufgebracht ging er auf seine Stube.

Noch war er nicht lange dort, als Sophie eintrat; ihre Augen waren schon getrocknet. „Vater," fing sie schüchtern an, „ich meine, du solltest doch nicht gerade einen Boten fortschicken mit dem Brief an den Doktor; es — es —" — „Ei, warum das nicht, du armes, gekränktes Kind?" — „Es — es kostet so viel Porto," sagte Sophie in höchster Verlegenheit. — „O du sparsames Kind!" lachte der Amtmann in höchstem Vergnügen; „was für eine gute Hausfrau wirst du werden! Ja, ja, so lassen wir's denn einstweilen gehen, weil es so viel Porto kostet, bis wir's dem Doktor mündlich sagen können, daß man mit siebzehnjährigen Kindern noch nicht vom Heirathen spricht." — „Ja, aber die Großmutter war erst sechzehn," meinte Sophie und ergriff eiligst die Flucht.

Nun, der Doktor ist wieder gekommen und sie haben sich alle zusammen mündlich verständigt, auch hat er der Sophie keine Blutegel mehr gesezt, obgleich ihr Gesicht noch dunkler glühte als dazumal. — Die Hochzeit wurde, wie billig, noch etwas verschoben, aber es gab ein fröhliches Verlobungsmahl, ehe der Doktor abzog. Clara war freilich auf's Höchste überrascht durch die Neuigkeit, doch schickte sie sich mit gutem Anstand in den Verlust ihres Anbeters; sie gab seiner Zeit eine hübsche Brautjungfer und tröstete sich binnen kurzem an der Seite eines langbeinigen Gerichtsaktuars.

Ob der Doktor der Sophie Schiller und Goethe noch beigebracht hat, ist mir nicht bekannt, aber soviel weiß ich, daß sie nie das unerhörte Ereigniß beklagt hat, das ihr damals zugestoßen, und daß sie nie bereute, jenen Botenlohn erspart zu haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Aus dem Krystallpalast.

Es sind nun schon acht Tage seit Eröffnung der Industrieausstellung verflossen, aber es fehlte mir bis jezt immer an der nöthigen Sammlung, um einen übersichtlichen Bericht geben zu können. Der Inhalt des Glaspalastes ist zu mannigfaltig, als daß er sich mit einemmale übersehen ließe. Die Masse des Stoffes überwältigt uns, und inmitten der Schätze der Welt verlieren wir fast die Fähigkeit, sie zu genießen. — An eine detaillirte Beschreibung ist jezt noch nicht zu denken, und ich muß mich vor der Hand damit begnügen, einen kurzen Ueberblick über das Innere des Gebäudes zu geben. Später werde ich es versuchen, einzelne hervorstechende Gegenstände zu besprechen.

Wenden wir uns zuerst nach dem Transept. Dieß ist ohne Widerrede der schönste Punkt des Gebäudes. An beiden Enden

stehen die zwei kolossalen Ulmbäume, die jezt völlig belaubt sind. Eine Statue der Königin ist im Vordergrunde aufgestellt; in der Mitte sprudelt die massive Glasfontäne, von der aus wir nach beiden Seiten hin das westliche und östliche Schiff des Gebäudes übersehen. Eine zweite Statue der Königin und die des Prinzen Albert, von J. Wyatt, zieren den nördlichen Theil, an dessen Ende sich der prächtig eingerichtete Erfrischungsraum befindet. Die Gewächse aller Zonen sind hier in geschmackvollen Gruppen vertheilt, so daß neben der Industrie der Welt auch ihre Vegetation vertreten ist. Bildsäulen englischer Künstler schmücken die beiden Seiten des Transepts. Zu unserer Linken, im englischen Gebiete, treten uns die reichen Produktionen des Fabellandes Indien entgegen, zu unserer Rechten die des himmlischen Reiches und Persiens. Ueber uns schweben die Galerien, die blau und weiß angestrichen und karmoisinroth ausgeschlagen, schon an und für sich einen trefflichen Eindruck machen. Frei strömen die Strahlen der Maisonne durch die Glaskuppel, und diese Ulmbäume, diese Palmen, diese Fontänen, diese Statuen, dieser ganze Reichthum der Industrie und der Kunst tritt so in der lebhaftesten Beleuchtung hervor. Doch verlassen wir nun den mittleren Durchgang und wenden uns nach dem westlichen Seitenflügel in das Departement Englands und seiner Kolonien. — Vorher noch eine kurze Erläuterung über die Einrichtung des Gebäudes und die Aufstellung der Waaren. Der Ausstellungsraum befindet sich theils zu ebener Erde, theils auf den Galerien. Durch die ganze Länge des Palastes von Osten nach Westen geht ein breiter Durchgang, das sogenannte Schiff (nave), in welchem meistens Statuen, Glasmalereien, oder sonstige Werke, die an das Gebiet der Kunst streifen, aufgestellt sind. Außer diesem Hauptdurchgange sind auf beiden Seiten noch zwei kleinere, die mit dem mittleren parallel laufen. Es versteht sich von selbst, daß man sich zwischen den Waaren selbst vollkommen frei nach allen Seiten bewegen kann. Die Galerien laufen in dreifacher Linie und neben einander um das ganze Gebäude herum. Wenn der vorhandene Raum nicht genügte, wäre es sehr leicht, noch eine doppelte Reihe von Galerien im dritten Stocke anzubringen. Es brauchen dazu nur die nöthigen Bretter gelegt zu werden.

Ehe wir nach England selbst kommen, müssen wir seine Kolonien durchschreiten. Indien überrascht uns durch seine prachtvollen Caschemirgewebe und seine Gold- und Silberstickereien. Die ausgestellten Metallwaaren sind nur untergeordnet. Die Schußwaffen tragen das allgemeine orientalische Gepräge. Canada, Neuseeland, das Cap u. s. w. haben hauptsächlich Naturprodukte geschickt, so wie Geräthe und Werkzeuge der Eingeborenen. — Im Anfange des westlichen Schiffes fällt uns die Skulptur J. Wyatts in die Augen, welche von der englischen Presse als ein Meisterstück brittischer Kunst gepriesen wird. Gegen die künstlerische Ausführung, und auch gegen den Guß läßt sich nichts sagen, aber die Conception können wir keine sehr glückliche nennen. Die Gruppe stellt ein Pferd vor, das einen Drachen unter die Füße getreten hat und im Begriff ist ihn zu tödten. Der Kopf des Rosses ist völlig mißlungen und drückt statt der Energie des Kampfes fast religiöse Sentimentalität aus. Wahrscheinlich wollte uns Wyatt ein symbolisches Bild des Kampfes zwischen Christenthum und Heidenthum geben, ist aber, wie so viele seiner Collegen, an der Symbolik gescheitert.

(Fortsetzung folgt.)

Straßburg, April.

(Fortsetzung.)

Oberlin und Stuber.

Jedenfalls wird auch der erklärteste Freund der Romantik zugeben müssen, daß das Steinthal in seiner jetzigen Gestalt, mit dem Fabrikort Fouday, dem höher gelegenen Dorfe Waldbach oder Waldersbach und dem noch höheren Schöneberg (Belmont), mit seinen geebneten Wegen und Steigen, mit seinen wohlgebauten Aeckern und seiner gewerbsleißigen Bevölkerung ein weit angenehmerer Aufenthalt ist, als es vor hundert oder hunderten von Jahren gewesen seyn dürfte. Die Geschichte des Papa Oberlin und seines eben so würdigen Vorgängers, des Pfarrers Stuber, und beider segensreiches Wirken in diesem Thale sind zu bekannt, als daß ich den Lesern dieser Blätter gegenüber näher darauf eingehen sollte. Der edle Schubert hat in seinen „Zügen aus dem Leben Oberlins" das Steinthal und seinen guten Engel dem deutschen Volke bekannt genug gemacht, und die Art und Weise, wie Henrich Steffens diesen in seine Novelle „die Revolution" verwebt hat, ist auch nach andern Kreisen hin Veranlassung geworden, die Aufmerksamkeit wiederholt auf das Steinthal und seinen praktisch frommen Leib- und Seelsorger zu wenden. An Schubert und Steffens, die wohl beide mit eigenen Augen dieses Felsenthal gesehen, in dem Natur und Menschen Wunder gewirkt haben, dachte ich besonders lebhaft, wenn ich die frische, üppige Vegetation betrachtete, die man hier kaum erwarten sollte. Solche Männer, die auch für die Blume am Wege, für das Moos am Felsen ein geseites Auge besitzen, habe ich auch hier wieder beneidet. Mich, der ich in dieser Beziehung leider nicht zu den Eingeweihten gehöre und höchstens Bäume des Waldes, nicht aber die Pflanzen und Kräuter von einander unterscheiden und mit Namen zu nennen vermag, mich hat vor allem die Natur im Großen und Ganzen angesprochen, fast darf ich sagen bezaubert. Es war ein Tag, in einem Parke verlebt, wie ihn nur die Natur so genial anlegen kann. Was aber der Menschengeist darin geschaffen, zieht doch auch wie ein verklärender Hauch darüber hin. Wenn man sich denkt, daß vor hundert Jahren auch die wenigen Menschen, die die Hütten des Thales bewohnten, eine Wildniß in der Wildniß, und zwar eine häßliche in der schönen, bildeten; wenn man den alten Schmuz und die Zerfallenheit mit der jetzigen Reinlichkeit und der beziehungsweise großen Solidität, die frühere Armuth mit der gegenwärtigen Gehäbigkeit, ja den damaligen Jargon mit der heutigen Sprache der Thalbewohner vergleicht, so wird die Verehrung für Stuber und Oberlin in jeder Weise gerechtfertigt, auch wenn man dessen gar nicht gedenkt, was sie für den innern Menschen gethan haben. Freilich darf man sich dabei nicht denken, es sey in den drei Dörfern des Steinthals und in den zerstreuten Hütten alles so glatt und geleckt wie in einem Idyll. Ob es mit der tieferen Frömmigkeit der Steinthaler noch so steht, wie vor dreißig, vierzig Jahren, ob es in dieser Beziehung besser oder weniger gut geworden, ich habe darüber natürlich kein Urtheil. Andere, die ich sprach, will es bedünken, als habe der schlichte Sinn der Bewohner schon einige Einbuße erlitten. In Oberlins Pfarrhause zu Waldersbach wohnt dessen Enkel, Pfarrer Witz; der könnte wohl darüber Auskunft geben. Ich habe ihn leider nicht sprechen können, er war über Land. So viel habe ich mehrfältig gehört, daß man ihn ehrt und liebt. Man würde das schon aus dankbarer Anhänglichkeit an seinen Großvater thun, wenn er es auch nicht in dem Maße selbst verdiente, wie es in Wahrheit der Fall seyn soll. Das Pfarrhaus zu betrachten, in dem Oberlin wohnte, und die Kirche, in der er predigte und in der jezt seine Büste steht, das haben wir natürlich nicht versäumt. Die Wohlhabenheit des Enkels hat auf das Haus ihren verbessernden Einfluß geübt, doch sind die durch des Großvaters Fuß geweihten Räume durch die modernere Eleganz keineswegs entweiht.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 118. Sonnabend, 17. Mai 1851.

— Ihr seht, die holden Kinder,
Sie sind die pure Natur, und ihre Ritter nicht minder.
Wieland.
Der neue Amadis.

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

III.

Das erfolgreiche Conzert.

Ein lebenslustigeres Städtchen als St. fand sich gewiß weit und breit nicht. Man konnte gar nicht sagen, wann der Kreis geselliger Vergnügungen anfing und wann er schloß, ob mit dem Schmaus nebst Punsch in der Neujahrsnacht, mit den Winterbällen und Casinos mit Sprüchwörterspiel nebst den prachtvollen Schlittenfahrten, oder ob mit den Wasserfahrten und Landpartien im Frühling, mit den Waldspaziergängen zur Sommerszeit in den Eichenhain, wozu der Schwanenwirth einen Wagen mit Bierfässern nachführte, oder mit den Kirchweihsamstagen, die man in allen Dörfern des ganzen Amts besuchte, bis der Herbst erschien mit dem Hauptfest, der Weinlese nebst Herbstball und Feuerwerk, und bis eine gemeinsame großartige Mezelsuppe für den Eintritt der schlimmen Jahreszeit trösten mußte.

Eine Hauptrolle bei all diesen Herrlichkeiten spielten die vier stattlichen Töchter des Herrn Stadtpflegers, auch Salzfaktors. Es war wirklich eine Lust, dieses ansehnliche Contingent zu sehen, mit dem der glückliche Vater bei jeder Gelegenheit ausrückte. Ganz vollständige Frauenzimmer waren es, die Auguste wie die Therese, die Karoline wie die Lotte, und that einem die Wahl weh, welche die andere übertraf an starkem Gliederbau, vollen Wangen und kräftigen Geberden. Dazu hatte jede noch ein besonderes Talent. Auguste war eine Köchin aus dem Fundament und wurde bei allen Familienfesten gebeten hülfreiche Hand zu leisten. Therese schlug das Clavier, daß die Fenster in der Nachbarschaft davon erzitterten, sang auch mit heller Stimme: „Einsam bin ich nicht alleine," „Weit in nebelgrauer Ferne," und schlug dazu die Augen gen Himmel, also daß nur noch das Weiße davon zu sehen war. Karoline hatte sich hauptsächlich auf feine Arbeiten gelegt, häkelte Hauben und Halskrägen, stickte Schemel, Pantoffeln und Serviettenbänder zu allseitiger Verwunderung; der Triumph ihrer Kunst, ein Glockenzug mit einer ganzen Chinesenfamilie, hing inmitten der Wand des väterlichen Staatszimmers, ohne die Möglichkeit einer Glocke daran. Die Lotte aber hatte zeichnen und malen gelernt und alle Wände des Vaterhauses waren behängt mit etwas räthselhaften gemalten Naturansichten: Schweizergegenden, wo die Schneeberge wie entkleidete Zuckerhüte und die Seen wie das davon abgefallene Papier anzuschauen waren, auch Blumenkörbe mit umhergestreuten Blümchen davor, Urnen mit trauernden Jungfrauen rc., darunter allerhand rührende Inschriften, als: „Lotte M. ihrem theuren Vater aus Hochachtung," „ihrer geliebten Schwester aus Liebe rc." Neben diesen schönen Talenten waren sämmtliche vier Paläste, wie der Papa sie in zärtlichen Stunden nannte, zu allen häuslichen Geschäften angehalten; das hätte schon Tante Juliane nicht anders gethan, die seit der Mutter Tod die Haushaltung und die Erziehung der Töchter leitete. Wenn sie denn nun des Tages Last und Hitze redlich getragen hatten, so war es nicht mehr als billig, daß sie unter der Obhut des Papa ausziehen durften zu allen Casinos und Landpartien, daß sie allenthalben zu sehen waren:

„An aller Tempel und Paläste Pforten,
An allen offnen und verborgnen Orten,
Wo sich die schöne Unschuld zeigen kann."

Daheim bei der Tante blieb dann „die Kleine," das Nanettle, des Hauses jüngster Sproß, von den Schwestern mit großer Zärtlichkeit behandelt, so lang sie sich's nicht einfallen ließ groß seyn zu wollen. Sie war fünf Jahre jünger als die Lotte und darum verurtheilt das Kind zu bleiben; wollte sie einmal daran denken, daß sie achtzehn Jahr alt sey und doch auch mitmachen wolle, dann war's rein aus mit der schwesterlichen Zärtlichkeit: „Das naseweise Ding! wirst bald genug alt werden! In deinem Alter haben wir noch gar nicht gewußt, daß es Partien gibt!" Und sie hätten sie doch unbesorgt mitnehmen dürfen, das schmale Gesichtchen und schlanke Figürchen wäre neben ihren gewaltigen Gestalten fast verschwunden. Das Nanettle schickte sich gern darein und war glücklich, wenn sie in Abwesenheit der Schwestern deren leeren Arbeitsplatz am Fenster einnehmen durfte, denn waren sie daheim, so war ihr ihr Plätzchen im Hintergrund am Nähstock der Tante angewiesen.

Eine hochwichtige Person für sämmtliche Schwestern war der Herr Beutter, ein junger Kaufmann, Besitzer eines sehr gemischten Detailgeschäfts gerade gegenüber; ein überaus stiller Mann, der aber im Ruf vorzüglicher Solidität stand und dessen ehliche Versorgung Gegenstand der Besprechung und Fürsorge der ganzen Stadt war. Die Schwestern schienen wirklich rührenden Antheil an ihm zu nehmen. Frühe vor Tag, wenn er unter der Thüre seines Ladens erschien, um das Täfelchen mit „neue holländische Häringe" und die Ankündigung der besten Fettglanzwichse herauszuhängen, saßen stets etliche der Schwestern bereits in voller Arbeit am Fenster. Auguste verlegte sogar manche Küchengeschäfte, als da sind Zwiebelschneiden, Schaumschlagen, Butterrühren, unter großem Protest der Schwestern, in's Zimmer; Therese sang und schlug den Pantalon, daß es einen Stein hätte erbarmen können; Karoline war glücklich im Bewußtseyn, daß sie am Stickrahmen doch die beste Figur mache, während Lotte neben ihrem Zeichenbrett noch ein Vogelkäfig vor dem Fenster hielt, in dem ein Stieglitz das üppigste Leben von der Welt führte, denn er wurde des Tags wohl sechsmal mit frischem Grün und Wasser versorgt. In Folge dieses Stieglitzen stellte Therese ein Blumenbrett und Auguste etliche Kisten mit Schnittlauch und Petersilie vor's Fenster, und Karoline, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, hatte allzeit feine Wäsche an Schnüren draußen hängen.

Nanettle hatte bisher alle Einkäufe für's Haus besorgen müssen, in neuerer Zeit aber fand Auguste, daß sie Reis und Gerste, Kaffee und Farinzucker am allerbesten bekomme, wenn sie selbst darnach gehe; Therese war sehr vergnügt zu entdecken, daß der Herr Nachbar auch Notenpapier führe; da konnte Karoline nicht umhin, selbst nach Stickgarn und Faden bei ihm zu sehen, und bei Lotte vollends war es natürlich daß sie ihren Farbenvorrath in eigener Person auswählte.

(Fortsetzung folgt.)

Der wilde Jäger.

(Fortsetzung.)

Dort wo der Gießbach vom Gebirg
Heruntertanzt mit hellem Ton,
Durch grüner Dämmerung Bezirk
Schweift wandelnd just des Waldes Sohn.
Frisch blickt er drein, als wär' der Wald
Sein Königreich, sein Thron die Felsen,
Hoch, jugendkräftig von Gestalt,
Schlank wie die üppig grünen Elsen.
Ein Jägerhut, die Feder drauf,
Beschattet die gebräunte Wange;
So steigt er kühn den Fels hinauf,
Der schräg sich hebt am Bergeshange.
Dort überblickt man weit das Thal
Im morgenhellen Sonnenstrahl.
Hoch in der Bäume grünen Wipfeln
Mit leisem Rauschen spielt die Luft,
Und fernher zu den Bergesgipfeln
Dringt Glockenton und Frühlingsduft.
Und unter eines Eichbaums Schatten
Streckt er sich nieder in das Gras.
In seinem dunkeln Auge gatten
Sich Stolz und Muth; doch noch etwas
Zieht oftmals durch der Seele Spiegel
Mit weicherm Glanz, als läge tief
Im Busen ein geheimes Siegel,
Noch ungelöst, noch unverstanden,
Und doch zur Lösung immer mahnend,
Und sanftere Gedanken fanden
Den Weg, ein tief Geheimniß ahnend.
Und sieh, was zieht des Jägers Hand
Verstohlen, zögernd jetzt hervor?
Es ist ein einfach blaues Band.
Wie? ob das Jemand hier verlor?
Ob er es nahm? ob's ihm gegeben?
Wie ist dem Jäger nur geschehn!
Er blickt es an, als könnt' im Leben
Ihm nichts so süßen Anblick geben,
Und ist doch dran nicht viel zu sehn!
Nun schaut er auf. Sein treuer Hund
Zu seinen Füßen blickt verständig
Ihn wedelnd an, als sey ihm kund,
Was ihn bewege so lebendig.
Da springt der Jäger auf erschreckt,
Als ob Verrätherblick hier lauschte,
Er horcht, und hat doch nichts entdeckt,

Als daß es in den Zweigen rauschte.
Er späht umher, rings in die Rund,
Und Stolz und Troz strafft ihm die Glieder,
Und — war's doch nur sein treuer Hund,
Der ihn belauscht, der sagt's nicht wieder!
Doch gleich als sey sein Stolz verlezt
Von einem spöttisch innern Wort,
So dringt es nun und treibt und hezt
Ihn aus dem Waldreviere fort.
Sein Antliz decket dunkle Röthe,
Als sey das Räthsel von dem Band
Dem ganzen Walde schon bekannt.
O daß sich jezt nur etwas böte,
Mit Einem Ruck die wilde Regung,
Das widerstrebend troz'ge Blut
Zu dämmen aus geschwellter Flut
In die gemessene Bewegung!
Ha, dort die Büchse! Schnell ein Schuß,
Und wär's nur in die blauen Lüfte!
Und wie es donnert durch die Trifte,
Wogt schon in ruhigerem Fluß
Die heiße Lebensströmung wieder,
Als wären so mit Donnerton
Verscheucht die Lauscher und die Späher.
Die aber waren nicht entflohn,
Die saßen fest und saßen näher,
Als er's geahnt, als er's gewußt.
Die saßen in der eignen Brust.
Doch glaubt er's nicht, und pfeift im Gehn
Ein Stückchen seiner Jägerlieder
Mit hellem gellendem Getön.
So steigt er von den Felsen nieder.

Waldmeister schaut ihm lächelnd zu
Und spricht zur Freundin an der Seite:
„Mein hold Gemahl, und wähnest du,
Daß dem das Wild nur Lust bereite?
In diesem Herzen ward's schon reger,
Waldmeister kennet ja die Jäger!“
Spricht Rebenblüthe: „Jenes Band,
Maria hat es einst getragen.“
Waldmeister drauf: „In seiner Hand
Ist's nun, was kann man mehr noch fragen?
Warf er es weg? O nein, behende
Verbargen schnell es seine Hände.
Und, hör' mich an, ich will dir künden,
Warum sein Wesen stolz und starr:
Glaub mir, Natur schafft wunderbar
Tief in des Menschenherzens Gründen.
Sieh diesen an. Die junge Brust,
Noch ungelöster Räthsel voll,
Ward nur der Kraft sich erst bewußt,
Die frisch, ursprünglich sie durchquoll.
Das Waldrevier war seine Welt,
Hier unterm grünen Laubgezelt
Fand er Entzücken, fand Genügen,
Und schlürfte es in vollen Zügen.
Und horch, da schmettert eines Tages
Ein fremdes Vöglein durch den Hain,
Das schönste ist's des ganzen Hages,
Wie trillert's hell im Sonnenschein!
Er horcht, er hat's noch nie vernommen:
Wo ist das Vöglein hergekommen?
Und voller stets tönt seine Weise,
Und all die andern horchen leise.
Doch, wie gekommen, ist's entflogen,
Der Jäger sucht's, er spürt's nicht auf,
Der ganze Wald ist schon durchzogen,
Er wiederholet seinen Lauf.
Er findet's nicht, es kam nicht wieder,
Es sucht sich einen andern Wald,
Allein die Töne seiner Lieder
Sind nimmermehr dem Ohr verhallt.
Sie summen immer süßre Weisen,
Die andern Lieder sind entflohn,
Sie säuseln stets in innig leisen
Akkorden wohlbekannten Ton.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

(Schluß.)

Das Hochfeld

Während wir Foudan mit seinen Fabriken betrachteten oder in den Häusern von Waldersbach und Schöneberg die Bandstühle schnarren hörten und durch die offenen Feuster die fleißigen Bandweber arbeiten sahen, mußten wir neben Stuber und Oberlin noch eines dritten Mannes in Ehren gedenken. Es ist Oberlins treuer Freund, der Baseler Kaufmann Daniel Legrand, der sich in Foudan niederließ, dort eine Bandfabrik errichtete, um die Thalbewohner zu beschäftigen, und so nicht nur der Begründer der ausgedehnten Industrie in dieser ganzen Gegend wurde, sondern sich auch in allen Stücken als unermüdlicher Gehülfe bei dem gesegneten Werke des würdigen Geistlichen erwies.

Es ging bereits gegen Abend, als wir in dem Dorfe Schöneberg aufwärts schritten. Die Mädchen sammelten sich schon um den Dorfbrunnen. Sie kicherten, als wir stehen blieben und uns ein wenig umschauten. Sie merkten wohl, daß wir eigentlich nur ihretwegen einen kleinen Halt machten. Uns gefiel besonders ihr französisches Geplauder, obwohl wir gar manches ihrer Worte nicht verstanden. Auch sahen sie ganz artig aus unter den breiten, eigenthümlich geformten Hüten von Stroh, das nicht geflochten, sondern Halm um Halm neben einander gelegt und durch rings laufende Fäden fest verbunden ist, so daß der Hut ein straffes Dach gegen Sonne und Regen bildet,

das nebst dem Kopfe auch die Schultern schüzt. Eines dieser Mädchen am Brunnen war wirklich bildschön. Schade, daß hier weder Zeit war, dieß Bild zu kopiren, noch die Schöne sonderliche Lust bezeigte, uns zu stehen oder zu sizen, sondern nur schelmisch mit den andern über uns lachte. Sie hätte eine hübsche Studie zu einer Dorothea abgeben können.

Unsere Absicht war, heute noch bis zum Forsthause auf dem Hochfelde zu kommen, darum stiegen wir rasch aufwärts. Da oben aber war nicht so schleunig an ein Weiterkommen zu denken. Wir mußten noch einen Blick zurück werfen, und dieser Rückblick hat uns lange gefesselt. Da lag im Lichte der sinkenden Sonne die Gebirgslandschaft in einer Pracht vor uns, wie sie sich an keinem der andern Punkte, die wir besucht hatten, offenbarte. Zu unserer Linken tief unten lag ein frischer Wiesengrund, und in demselben kleine Hütten ganz zerstreut zwischen Granitblöcken, deren Grau vom Grün der Wiesen grell abstach. Einzelne riesenhafte Bäume warfen ihre tiefen Schatten in den lichten Glanz, mit dem die Abendsonne diesen smaragdenen Grund übergoß. Von derselben Seite, nur etwas ferner, schaute die verwitterte Ruine der Burg la Roche herüber. Zunächst unter uns lag das Dorf Schöneberg, noch tiefer Waldersbach, und noch viel tiefer Foudaz mit seinen großen Fabrikgebäuden. Das ganze Steinthal mit seinen Seitenzweigen glich einem Labyrinthe von grünen Thälern und Gründen, von Bächen und Felsen, Wäldern und Obstbäumen, umgrenzt von Bergen, die wie Stufen eines Amphitheaters hinter einander aufstiegen und ihre waldigen oder kahlen Häupter tief in den glühenden Abendhimmel hinein hoben, in dem die Wolken mit den goldenen Säumen schwammen. Kein Wunder, daß wir lange standen und in dieses prächtige Bild mit seinen glühenden Farben hinein schauten. — Endlich mußten wir uns losreißen. Der Weg zum Forsthause war noch ziemlich weit und die Nacht nicht fern. Noch einen Scheidegruß dem Thale und den Wunsch, daß der Segen, der über ihm so lange schon ruht, nicht von ihm weichen möge, dann schritten wir rasch auf dem granitnen Rücken des öden Hochfeldes hin. Die Sonne sank, über die kahle Heide zog das Wehen der Nacht und brachte einzelne Wolken mit, aber der Mond war schon frühe zur Hand, und auf dem breiten Waldwege, den wir jezt betraten, war nicht zu fehlen. So kamen wir denn, obwohl in der Nacht, doch immer noch zu guter Zeit in dem einsamen Forsthause an, denn es war der Wirthin nicht zu spät, uns noch durch ein einfaches, aber wohl genügendes Abendessen zufrieden zu stellen. Dieses Haus, so hoch und einsam es in seinem Walde liegt, sieht doch täglich zahlreichen Besuch. Alle Fuhrleute, die über den Bergrücken müssen, alle Wanderer, die ihr Weg über das Hochfeld führt, halten hier eine kürzere oder längere Rast. Es ist darum auch recht gut hausen unter diesem Dache, zumal die Stuben mit ihren gefirnißten Eichenwänden recht reinlich, Kost und Wein passabel und die Betten einladend genug sind, um sich's eine Nacht darin gefallen zu lassen.

(Schluß des ersten Briefs.)

London, Mai.

(Fortsezung.)

Aus dem Krystallpalast.

Wir befinden uns nun mitten in der Industrie Englands. Alle Zweige derselben sind in den ausgesuchtesten Mustern vertreten, und wir müssen es den Britten im voraus zugestehen, daß sie im Ganzen genommen ihre Ueberlegenheit behauptet haben. Die ausgestellten Waaren sind nicht bloß vortrefflich, ihre Anordnung ist auch der Art, daß sie in das rechte Licht gestellt und möglichst hervorgehoben werden. Die kleineren Gegenstände stehen meist unter Glas und Rahmen, die größern, wie z. B. Tücher, sind in einer Art von Tempelchen auf's geschmackvollste nach den Farben geordnet. Die Baumwolle, so wichtig sie auch ist, hat für das Auge nichts Anziehendes, eben so wenig das Linnen. Seidenstoffe sind in reicher Auswahl und in allen Gestalten vorhanden, eben so die Wolle, die ihrer Qualität nach in den ostindischen, amerikanischen, chinesischen, kontinentalen und einheimischen Markt abgetheilt ist. Die gewirkten Zeuge, namentlich die Shawls, sind zum Theil prachtvoll und können an Feinheit des Gewebes und Reinheit der Farben fast mit den indischen Stoffen wetteifern. Höchst mannigfaltig ist die Ausstellung der Eisen- und Stahlwaaren von Birmingham und Sheffield. Es sind zum Unterschied von den ähnlichen Sendungen des Continents meistens sehr friedliche Instrumente, Messer von allen Sorten und Gabeln, die uns in die Augen fallen. Es fehlt freilich auch nicht an Gewehren, sogar Kanonen, und was das sonderbarste ist, die Fabrikanten dieser tödtlichen Waffen sind fast ohne Ausnahme die eifrigsten Mitglieder der Friedenskongresse. — Unter den Glaswaaren stechen vor allem die kolossalen Spiegel hervor. Einer derselben, welcher aus den Thames plate glass works von Blackwall bei London hervorgegangen ist, hat eine Breite von 18 und eine Höhe von 10½ Fuß, und dabei muß man bedenken, daß ein englischer Fuß größer ist, als ein kontinentaler. Leider ist dieser Spiegel, der größte, welcher überhaupt existirt, ungünstig aufgestellt, so daß er nicht richtig reflektirt. Das Werk selbst hat nicht den geringsten Makel. — Interessant ist die Sammlung der Porzellane und Erdwaaren. Ich habe mehrere kolossale Vasen betrachtet, die sich durch Schönheit der Form und der Malerei eben so auszeichnen, wie durch Feinheit des Materials. Die Gegenstände für den Hausgebrauch, Kaffee- und Theeservice sind in hunderten von Exemplaren in allen Gestalten, Farben und Größen vorhanden. — Die Arbeiten von Papiermaché erregen unser Staunen. Die Engländer haben diesen Industriezweig zur höchsten Vollendung gebracht, und wir sehen Tische und sonstige Möbeln von diesem Materiale, die wirklich prachtvoll sind. — Die Bronzegegenstände beschäftigen uns einige Zeit sehr angenehm. Wir finden darunter alle berühmteren Statuen der älteren und neueren Zeit, und unter andern auch unzählige Abbildungen der Königin und des unvermeidlichen Herzogs von Wellington. — Wer ein Freund schön gebundener Bücher ist, wird die Prachtbände, welche von einigen Londoner Künstlern ausgestellt sind, gewiß mit der größten Befriedigung betrachten. — Möbeln, Klaviere, Dekorationen, Lederarbeiten, Pelzwerk u. s. w. nehmen ihre entsprechenden Räume ein; doch ich kann jezt nicht daran denken, alle einzelnen Industriezweige auch nur anzuführen.

Ehe wir uns zu dem Maschinenraume wenden, betrachten wir noch einige Merkwürdigkeiten in der Mitte des Schiffes. Zuerst fällt uns das Modell des Hafens von Liverpool in die Augen. Es verdient durch seine sorgfältige Arbeit das Lob der Presse im vollsten Maße. Das Meer ist durch Glas dargestellt, jedes Schiff in seinen einzelnsten Details nachgeahmt. Die Menschen sind etwa einen halben Zoll hoch. Einige andere Modelle von Fabriken, Brücken, Kirchen u. s. w., namentlich aber das der großen Britanniabrücke, welche in diesem Augenblick nach dem neuen Tubularsysteme erbaut wird, fesseln unsere Aufmerksamkeit. Eine Statue Shakespeare's in kararischem Marmor von einem nicht genannten Künstler hätte man besser weggelassen. Der große Dichter ist so verunstaltet, und dem ganzen Werke fehlt es so an jedem innern Adel, daß man es fast für eine Carrikatur halten sollte. Die kolossalen Bildsäulen des ehemaligen brittischen Kanzlers, des Earl of Eldon, und des Oberrichters der Admiralität, William Baron Stowell, modellirt von Watson und in Marmor ausgeführt von Nelson, imponiren nur durch ihre Massenhaftigkeit.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 119. Montag, 19. Mai 1851.

— The country proverb known,
That every man should take his own,
In your waking shall be shown:
Jack shall have Jill,
Nought shall go ill.

Shakespeare.
Midsummer-night's dream.

Der wilde Jäger.

(Schluß.)

Wie? sind sie wirklich denn verloren,
Die andern Klänge? Knall und Schuß,
Und Sturmgebraus aus Wolkenthoren?
Des muntern Jagdhorns helles Dröhnen,
Der Meute Toben durch den Wald,
Des wachen Echos Antworttönen,
Daß das Gebirge donnernd hallt?
Will sich denn stets zum Ohre drängen,
Und weiter noch, in's Herz sogar,
Mit immer weicheren Gesängen
Das fremde Liedlein? Wunderbar!
Bald ist es Last, bald ist's Genuß.
Er sträubt sich, daß er's dulden muß,
Der kräft'ge Jäger, nicht gewöhnt,
Daß ihn ein fremd Gefühl verhöhnt.
Es muß es dulden ohne Wahl,
Der Baum der Kraft, er treibet Blüthe,
Neu weht es duftend durch's Gemüthe,
Und sieh, er liebt zum erstenmal!
Doch noch ist nicht das Wort gesprochen,
Das schwer gefund'ne Zauberwort,
Das all die Knospen aufgebrochen;
Nun hält's zurück, nun treibt es fort,
Nun möchten alle Töne klingen,
Nun heben, senken sich die Schwingen,
Und was Geheimniß ist gewesen,
Das treibt, das drängt, das muß sich lösen.
Komm, komm, in jenen dunkeln Gründen
Den Jäger wieder aufzufinden.
Da ist er! Tritt an ihn heran —
Er spürt's — er lauscht — er ist im Bann!"

Und sieh, der Jäger fühlt ein Fächeln,
Als ob ihn Rebenduft umwehe,
Er träumt von einer holden Nähe,
Von zweier Veilchenaugen Lächeln.
Er träumt — der Wald wird ihm zu enge,
Und der Gedanken bunt Gedränge
Macht ihn vergessen, daß schon neben
Ihm statt des Waldes blühn die Reben.
Er athmet auf aus seinen Träumen,
Er sieht sich fern des Waldes Bäumen.
Er schwankt, ob weiter? ob zurück?
Mit zögerndem, verstohl'nem Blick
Schaut er des Winzers Haus, den Hügel,
Und wie dem Knaben, der, dem Zügel
Der Streng' entsprungen, nach der Frucht,
Des Nachbargartens goldner Spende,
Klopfenden Herzens, halb in Flucht
Und halb im Angriff streckt die Hände,
So klopft das Herz des Jägers heftig;
Doch lustig tanzen und geschäftig
Prinz und Prinzessin vor ihm her,
Und locken, bis von ungefähr
Er steht dicht vor des Winzers Haus.
Sie kichern, wie er sich geberdet,
Als sey die halbe Welt gefährdet,
Und lachen den Verleg'nen aus.

Jetzt blickt er an der Gartenthür
Zum kleinen stillen Haus empor.
Wie sind die Blumen all in Flor,
In bunter Reih, in schönster Zier!

Sein Hund fliegt freudig mit Gebelle
Empor die überlaubten Stufen:
„Fingal, zurück!“ Da hilft kein Rufen,
Er bebt, kaum kann er von der Stelle.

Maria hört's, erschrickt und zittert;
Soll sie dem Aug', den Ohren traun?
Von Lust halb und von Angst erschüttert
Wagt sie es kaum hinauszuschaun.
Da rennet durch die offne Pforte
Fingal mit lust'gem Sprung herein,
Als wär' er längst bekannt am Orte,
Umtänzelt er die Herrin sein.
Erröthend sieht Maria nun
Des treuen Thiers gelehrig Schmeicheln,
Und sie erwiedert schnell sein Thun,
Liebkosend ihn mit sanftem Streicheln.
Sie tritt heraus, der Jäger steht
Dort grüßend unter'm Laubengange,
Und durch zwei junge Seelen geht
Ein Himmelsodem selig bange.
Noch wechseln sie kein Wort, doch bellend
Springt Fingal hin und springet her,
Sich ihm bald, und bald ihr gesellend,
Den strengen Herrn nicht fürchtend mehr.
Sie nähern sich, sie sehn sich an —
Nicht hält sich mehr der Jägersmann,
Er faßt des Mädchens beide Hände,
Ein langer Blick — wer Worte fände!
Und dann — die Knospe ist gesprungen,
Sie halten innig sich umschlungen.

Doch oben in der Sonne Glanz,
Die warm schon durch die Ranken sprühte,
In freud'ges Schaun versunken ganz,
Waldmeister spricht zu Rebenblüthe:
„Glücksel'ge Stunde, wo die Liebe
Die jungfräulichen Schwingen löst,
Der Jugendkraft vollglüh'ndem Triebe
In's Herz des Himmels Odem flößt!
Rein, unverfälscht müßt ihr euch finden,
Dem Schnee der Silberlilie gleich,
Wollt ihr das Zauberwort ergründen
Aus jenem tief verschloßnen Reich.

„Sie nennen's eine holde Sage,
Die meisten ahnen kaum das Glück,
Und schaun, wie auf verträumte Tage,
Mit wehmuthsvollem Blick zurück.
Ihr könntet ew'ge Schätze heben,
Wenn ihr das Leben nicht verträumt:
Nicht träumen sollt ihr euer Leben,
Erleben sollt ihr, was ihr träumt!

„Die Liebe ist ein Blüthensegen,
Der heilig in der Seele ruht,
Ein Röslein nicht, das von den Wegen
Man pflückt für seinen Wanderhut.
Wenn ihr der Seele Mai gehütet,
Beklagt ihr nicht der Träume Flucht;
Die Knospe, der ihr einst erglühtet,
Prangt als lebend'ge Lebensfrucht.

„Aus reinster Tiefe muß es stammen,
Und wie des Himmels Blau so treu,
Was eure Seelen fügt zusammen,
Dann bleibt's euch ewig frisch und neu.
Aus erster Lieb' und erster Wonne
Sproßt jede Blüth' am Lebensbaum.
Wie ging die Zeit, wie ging die Sonne
Dahin? Ihr wißt es selber kaum.“

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Fortsetzung.)

Herr Beutter hätte viel zu thun gehabt, wenn er auf all diese Zeichen stummer Liebe hätte Antworten bereit halten wollen; darum unterließ er es gänzlich, war allezeit dienstbereit, wenn er auch außer einigen allgemeinen Bemerkungen, als: „a bissele frisch, Fräulein Auguste, a bissele kühl heut,“ — „immer fleißig, Fräulein Karoline?“ u. dgl. wenig Gesprächsamkeit zeigte. Er machte von Zeit zu Zeit eine Visite beim Herrn Stadtpfleger und erschien auf den Casinos, wo er nach der Altersreihe mit jeder der vier Schwestern tanzte, wenn's keine Polka war, als welche er nicht gelernt hatte; aber zu welcher der vier sich sein Herz neigte, wenn es sich überhaupt neigte, das blieb ungewiß.

Da erschien einst ein glorreicher Tag für die Familie. Ein höchst musikalischer Provisor, der seit kurzem im Städtchen war, veranstaltete ein Privatconzert, ein bis dahin in St. ganz neuer Gedanke, und Therese sollte darin in einem Duo mit ihm auftreten. Tagelang erschallte die ganze Straße von den schmelzenden Tönen, in denen sie sich einübte, und glänzend waren die Vorbereitungen, die auf dieses Ereigniß getroffen wurden. Der Papa mußte den Beutel ziehen und vier neue Foulardkleider anschaffen, ein unerhörter Luxus in St. Selbst die Tante und Nanettle sollten dießmal mitgehen. Karoline puzte der erstern eine äußerst fashionable Haube heraus und für die Kleine wurde ein rosenrothes Jaconnetkleid, ein Erbstück von Auguste, zurechtgemacht.

Der große Tag brach an. Sämmtliche vier Paläste liefen vom frühen Morgen an mit aufgewickelten Haaren herum, so daß heute das Nanettle, deren gescheiteltes Haar keine so mühsame Vorschule brauchte, Schnittlauch, Blumen und Stieglitz allein versorgen

mußte. Die Stube dampfte vor Wärme, weil den ganzen Tag Biegelstähle glühend gemacht wurden, um die Kleider und Chemisetten auszubiegeln. Lotte mußte all ihr Gummielasticum aufopfern zur Reinigung der hellen Glacéhandschuhe; kurz es war ein Leben und Treiben, wie wohl schwerlich je in einem Palais vor einem Hoffeste. Endlich dämmerte der Abend, der Putz war beendet, die als Wache ausgestellte Magd kam mit der Kunde, daß die Familie des Apothekers und des Gerichtsnotars bereits hineingezogen seyen (Niemand wollte zuerst kommen), der galante Provisor erschien, um seine Sängerin zu geleiten — sein Musiktalent hatte ihn um eine Rangstufe erhoben — und der Zug setzte sich in Bewegung; der Papa mit den vier Palästen voraus, daneben als Zugabe der Provisor, dann mit hochklopfendem Herzen Nanettle, das seinen ersten Ausflug in die Welt machte, an der Seite der Tante, die zu großem Entsetzen der Schwestern noch weite Aermel an ihrem Tibetkleid hatte, weßhalb sie sich etwas von ihr weg machten, denn man konnte nicht wissen, was für Fremde, durch das Concert angelockt, heute erscheinen würden.

Der Saal war glänzend hergestellt, zum wenigsten sechs Talglichter brannten an den Seitenwänden in blechernen Wandleuchtern und ein Transparent mit einer Leier und der Inschrift: Willkommen! von Tannenzweigen umgeben, prangte in der Mitte; das Anzünden der Lämpchen hinter demselben wurde aber von dem Herrn Oberamtmann für feuergefährlich erklärt und unterblieb.

Nach einer Art Ouvertüre und einem Quartett von ausgezeichneten Mitgliedern des Liederkranzes, wobei nur leider Tenor und Baß in einigen Zwiespalt kamen, trat der Provisor auf, Fräulein Therese zierlich an der Hand führend, die zur Auszeichnung vor den Schwestern ihr Haupt mehrfach mit rothen Chenillen umwunden hatte. Mit hohem Erröthen arrangirte diese ihre Stellung und überschaute das versammelte Publikum, da gewahrte sie den eben angekommenen Herrn Beutter, höchst elegant, im blauen Frack mit gelben Knöpfen, weißer Weste und blaugestreiftem Atlasslip, und, o Freude! er unterhielt sich mit keiner der Schwestern, bloß mit der Tante und Nanettle. Dieser tröstliche Anblick stärkte ihren Muth und mit gewaltiger Stimme hob sie, gegen die Gruppe gewendet, zu singen an:

> Wenn mir dein Auge strahlet,
> Ist mir so wohl, so gut,
> Und meine Wange malet
> Die nie gefühlte Glut.

Bescheidentlich sang der Provisor dagegen:

> Ach dämpfen Sie dieses Feuer,
> Uns trennen fordert Pflicht;
> Dem Freunde sind Sie theuer,
> Doch fordern Sie Liebe nicht!

Obgleich durch die höfliche Aenderung des Du in Sie von Seiten des Provisors der Rhythmus hie und da Noth litt, so wurde doch die Arie glücklich unter rauschendem Applaus zu Ende gesungen, und in stolzer Bescheidenheit begab sich Therese an den Tisch, wo die Familie bereits bei Bratwürsten versammelt saß.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Aus dem Krystallpalast.

Treten wir nun in den Maschinenraum ein. Derselbe ist 40 Fuß breit und 844 Fuß lang. Die ganze Maschinerie ist in Bewegung; fünf große Dampfkessel, die außerhalb des Gebäudes aufgestellt sind, liefern den nöthigen Dampf, der durch eine dreitausend Fuß lange Röhre geleitet, sich allen Maschinen mittheilt und ihnen Leben einhaucht. Ich hatte vor einigen Tagen das Glück, Morgens etwas früh in diesen Raum zu kommen. Der ganze Saal bot das Bild einer leblosen Eisenmasse dar. Mit einem male aber fingen diese kolossalen Bauwerke eines nach dem andern an sich zu bewegen, und ehe eine halbe Stunde verstrichen war, arbeiteten alle diese Maschinen und gehorchten stöhnend und rasselnd dem Machtgebote des menschlichen Geistes. Was ich am meisten bewundern mußte, das waren die kolossalen Baumwollspinnmaschinen, die tausende von Spindeln zu gleicher Zeit in Bewegung setzen und von einigen Kindern regiert werden. Die Webstühle erfordern tieferes Studium, um verstanden zu werden. Alle Maschinen arbeiten vor unsern Augen. Wir sehen die rohe Baumwolle von eisernen Fingern aus den Ballen gezogen, zu einem groben, und zuletzt zum feinsten Faden gesponnen, dann gewoben und schließlich bedruckt. Ein lehrreicheres und zugleich anziehenderes Schauspiel kann es gewiß nicht geben. Eine hydraulische Hebemaschine fiel mir durch ihren einfachen Bau in die Augen. Am Krahnen hängt ein unverhältnißmäßig großes Gewicht, aber es bedarf nur des Druckes eines Fingers, um die Last nach jeder Richtung mit jeder Geschwindigkeit

zu bewegen. — Im Gebiet der Lokomotiven bin ich bis jezt noch nicht gewesen; ich bedarf überhaupt noch einiger Besuche, um ein Bild des Maschinenraums, so weit es einem Nichtsachverständigen möglich ist, zu entwerfen.

Ehe wir England verlassen, wollen wir noch die Galerien durcheilen. Hier sind die kostbarsten und feinsten Waaren aufgestellt. Die Gold- und Silberarbeiten zeichnen sich nicht bloß durch die Feinheit der Arbeit, sondern auch durch die Masse des verwendeten Materials aus. An Uhren und Chronometern ist ein unermeßlicher Reichthum entfaltet. Namentlich zeichnet sich der große Uhrenfabrikant der City, Bennet, aus. Nebenbei sey hier bemerkt, daß dieser Bennet nicht weniger als 900 Pf. Sterling dafür bezahlt, daß er seine Annoncen auf der Außenseite des Katalogs drucken lassen kann. Anfangs hatte er mit den Kleiderfabrikanten Michells und Hyam zu konkurriren, von denen jeder von vorn herein 500 Pf. St. für dieses Privilegium geboten hatte. — Höchst interessant sind die Schiffsmodelle. Wir sehen fast alle bedeutenderen Fahrzeuge der brittischen Kriegs- und Handelsmarine, und zwar durchweg trefflich ausgearbeitet. Wir sehen unter andern auch einige Wallfischfahrer, die mit allen ihren Maschinen und Geräthen auf das vollständigste ausgerüstet sind. — Mechanische Instrumente, Tapeten, Teppiche und so weiter treten uns in der reichsten Mannigfaltigkeit entgegen. Doch steigen wir von den Galerien in den Transept hinunter, um uns nach dem Auslande zu begeben. — Auf der linken Seite kommen wir zuerst in das Gebiet des chinesischen Reichs. Ein eingeborener Sohn dieses fremdartigen Landes bewacht die sonderbaren Produkte. Von wirklichem Werthe sind nur die Seidegewebe, die sich übrigens auch nicht mit den europäischen messen können. Die Porzellanwaaren zeugen von groteskem Geschmack und stehen weit hinter den unsrigen zurück. Einige Statuen sind so häßlich, daß sie geradezu Ekel erregen. Als Kuriosität verdient das authentische Original einer Petition der Kaufleute von Hong-Kong an den verstorbenen Kaiser hervorgehoben zu werden, dem eine englische Uebersetzung beigefügt ist. Einige sehr gut gearbeitete Modelle chinesischer Landhäuser und Theepflanzungen, wie einige Gemälde von Opiumhäusern sind wirklich interessant. Auch einige sehr gute Schachspiele verdienen noch angeführt zu werden. — Unmittelbar neben China ist die Industrie von Tunis ausgestellt. Man sieht es derselben an, daß sie eben erst aus der Barbarei herausgetreten ist. Die Teppiche sind schlecht gewoben und noch schlechter gefärbt, die Pferdesättel scheinen Wilden anzugehören, an den Waffen zeigt sich einige rohe Pracht. — Gegenüber liegen Persien und Arabien, die uns gleichfalls nur eine sehr geringe Idee vom orientalischen Glanze geben können. Alle Produktionen sind völlig untergeordnet. Etwas mannigfaltiger ist das Departement Egyptens und der Türkei, die troz ihrer politischen Stellung unter Einem großen, mit vergoldetem Halbmonde gezierten Zelte vereinigt sind. Egypten hat meistens Naturprodukte, Datteln, Mais, Korn, Steinarten, Baumwolle u. s. w. geliefert, ferner Waffen, Mosaikarbeiten, Pferdesättel, Anzüge u. s. f. Die Türkei hat ihre Sachen, die spät angekommen sind, erst zum geringsten Theile ausgepackt.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir uns die Schätze betrachten, welche im Mittelschiffe aufgestellt sind. Zuerst fallen uns zwei Brustbilder der Königin und des Prinzen Albert in die Augen, von Descluzeau in Lebensgröße auf Porzellan gemalt. Eine zahlreiche Gruppe, die uns fast den Weg versperrt, sagt uns, daß ein paar Schritte von diesen beiden Porträts ein sehr interessanter Gegenstand die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß. Gelingt es uns durch das Gewühl zu dringen, so sehen wir in einem großen vergoldeten Eisenkäfigt unter einer Glasglocke den berühmten Diamanten der Königin, „das Meer des Lichts.“ Dieser Stein ist etwas größer als ein Taubenei, und sein Glanz blendet im wirklichen Sinne des Worts unser Auge. Anfangs zögerte man, diesen Schatz in den Glaspalast zu geben, weil man einen Handstreich des Swellmob befürchtete, aber die Anordnungen sind so gut getroffen, daß nicht einmal an den Versuch eines Attentats zu denken ist. — In der Nähe des Diamanten befindet sich der silberne Schild, welchen der König von Preußen zur Taufe des Prinzen von Wales nach England geschickt hatte.

Wenden wir uns wieder den Industrieprodukten zu. Zur Rechten grenzt die Schweiz unmittelbar an Tunis. Ihr Departement ist nur klein, aber die Waaren, welche sie zur Schau stellt, sind ausgewählt und geschmackvoll angeordnet. Einige treffliche Schnitzwerke, namentlich ein ausgezeichnetes Modell des Straßburger Münsters, verdienen Erwähnung. Die Bänder von Basel sind in schönen Glaskästchen ausgestellt. Die übrigen Industriezweige, Seide- und Baumwollenstoffe, und namentlich die Uhren aus Genf und Neuenburg weisen meistens Gegenstände erster Qualität auf. Eine interessante Sammlung von Büchsen ist von verschiedenen Waffenschmieden zusammengestellt. Der Schweiz gegenüber liegen Spanien und Portugal. Wir finden hier schöne Bronze- und Mosaikarbeiten, feine Stickereien, Möbeln u. s. w., aber vor allem sind es die herrlichen Klingen von Toledo, die ihren alten Ruhm behaupten. Auch einige trefflich damascirte Gewehrläufe lassen sich dem Besten an die Seite stellen. Die Erze aus den spanischen Bergwerken geben dem Sachverständigen Stoff zu Studien.

Wir kommen jezt zu dem Volke, das die größten Vorbereitungen zum industriellen Wettkampfe in der Arena des Glaspalastes gemacht hat, und das durch die Menge seiner Beiträge den ersten Rang unter den Fremden behauptet. Leider sind die Franzosen mit ihrer Aufstellung noch sehr weit zurück, und erst der geringste Theil ihrer Waaren ist ausgepackt. Aber so weit sich unsere Kritik bis jezt erstrecken kann, müssen wir uns durchaus befriedigt erklären. Die Franzosen haben nicht nur ausgezeichnete Sachen geliefert, sie bemühen sich auch, gleich den Engländern, dieselben geschmackvoll und vortheilhaft anzuordnen. Jeder Fabrikant hat seine eigene Nische, die von feinem Holze in passendem Style konstruirt ist, und in der die Waaren aufgestellt werden. So weit wir jezt urtheilen können, müssen wir die Porzellanwaaren, die Seidenstoffe, die Quincaillerien, die Juwelierarbeiten und die Möbeln hervorheben. In allen diesen Punkten sind die Engländer, wie sie zum Theil selbst gestehen, wenigstens an Geschmack übertroffen werden. Später, wenn die vorbereitenden Arbeiten etwas weiter gediehen sind, schreibe ich Ihnen mehr von der französischen Industrie. Vor vierzehn Tagen ist einstweilen nicht daran zu denken.

Belgien, wie ich Ihnen bereits mitgetheilt, hat seine Kräfte auf's äußerste angestrengt, um neben den größern Ländern würdig zu erscheinen. Jeder seiner wichtigeren Industriezweige ist vertreten. Neben den Rohprodukten, an denen dieses Land einen großen Reichthum besizt, finden wir die Erzeugnisse seiner weltberühmten Eisen- und namentlich Waffenfabriken, Leinen-, Wollen- Baumwollen- und Seidezeuge, Teppiche, Shawls, Bronzearbeiten, mechanische Instrumente, Porzellan- und Töpferarbeiten, und treffliche Maschinen. Neben der Industrie begegnen uns zahlreiche Werke der Kunst. Eine Statue von Geefs reiht sich den besten im Glaspalaste an die Seite. Es ist ein Weib, das einen Löwen bändigt, trefflich in Marmor ausgearbeitet. Das prüde englische Anstandsgefühl einiger alten Jungfern empörte sich anfangs gegen dieses treffliche Kunstwerk, aber die Exekutivkommission ließ sich glücklicherweise zu keinem unüberlegten Schritte hinreißen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 120. Dienstag, 20. Mai 1851.

Felix ille dies, felix et dicitur annus.
Felices, qui talem annum videre diemque!
Virgil:

Vier Monate in Schleswig-Holstein.

Erinnerungsblätter aus dem Feldzugsjahre 1849.

Die unerwartete und, man darf wohl auch sagen unerhörte Wendung, welche der Kampf der Herzogthümer Schleswig und Holstein gegen Dänemark genommen hat, beschäftigt noch heutigen Tages das gesammte deutsche Vaterland so sehr, daß es wohl nicht unzeitgemäß seyn dürfte, nochmals auf jene glorreichen Tage zurückzublicken, wo noch ganz Deutschland sich thatsächlich an dem Kampfe betheiligte. Die folgenden Skizzen sollen keine Kampfscenen schildern, sondern bloß Land und Volk beleuchten, wie der Verfasser dieselben während des zweiten Feldzugsjahres kennen lernte. Es ist leicht möglich, daß Manches darin zur Sprache kommt, was schon mehrfach auch von andern besprochen worden ist, indeß glaube ich doch vieles zu berühren, was andere mit Stillschweigen übergangen haben, und so können diese Andeutungen vielleicht mit beitragen, das so vielfach verkannte Volk der Schleswig-Holsteiner in seiner Erhebung richtiger würdigen zu lernen.

I.

In Eckernförde.

In den lezten drei Jahren hat Deutschland keinen glücklicheren Tag gesehen als den siegreichen Gründonnerstag 1849. Als die Kunde von dem fast unglaublichen Siege deutscher Waffen über die dänischen Kriegsschiffe bei Eckernförde nach dem Innern Deutschlands drang, schlugen selbst die Herzen schwer zu Bewegender höher als sonst. Damals ahnte noch Niemand, daß jenes glänzende Gründonnerstagreis so schnell, so spurlos verwelken werde, ja daß eine Zeit nahe bevorstehe, die jene großartige Waffenthat lieber aus dem Buche der deutschen Geschichte ausmerzen möchte.

Seit jenem glorreichen Gründonnerstage war der Name Eckernförde, bis dahin kaum bekannt, auf aller Lippen, und viele, die früher weder das Meer noch ein Seeschiff gesehen hatten, rüsteten sich zu einer Wallfahrt nach dem Orte, wo so Großes durch so geringe Kräfte geschehen war. Noch im Mai, wo ich Schleswig-Holstein betrat und auf dem Wege nach dem Norden des Landes auch Eckernförde besuchte, war diese Wallfahrt nicht zu Ende. In Kiel fehlte es häufig an Wagen, um all die Wißbegierigen und Schaulustigen nach dem kleinen Städtchen an der schönen Meeresbucht schaffen zu können, die jeder Dampfwagenzug von West gen Ost beförderte. Ich war glücklich genug, mir noch einen Platz auf der Diligence im Fluge zu erobern und binnen wenigen Stunden, nach herzerfreuender Fahrt durch das blühende Land, hinter den breitästigen Buchen des Schnellmerker Holzes die rothen Ziegeldächer Eckernfördes, die blaue majestätische Ostseebucht, die Strandbatterien mit dem keck in der weichen Mailuft flatternden Reichsbanner und die hohen Masten der eroberten „Gefion" zu erblicken.

Vom Wracke Christians VIII. war damals schon nicht mehr viel zu sehen; indessen lagen die meisten Kanonen nebst dem ganzen Untertheil des kolossalen Kriegsschiffes noch in der Tiefe des Meeres. Dagegen war der Strand noch dicht bedeckt mit Trümmern aller Art, um die zu jeder Tageszeit eine Menge Menschen, Einheimische wie Fremde, gleich Aasgeiern schwärmten, emsig mit Eroberung einer leicht transportabeln

Kleinigkeit beschäftigt, wie man dergleichen als Erinnerungszeichen an ein großes Ereigniß so gern aufzubewahren pflegt. Das Wrack selbst zu besuchen war bereits streng untersagt, es ging aber damit wie mit dem Verbote des Schanzenbesuchs; es wurde nicht streng gehalten, und so schwammen denn täglich in zahllosen Kähnen Neugierige zu den in grüner Meerestiefe ruhenden Schiffstrümmern, und selten kehrte Einer ohne irgend ein Andenken zurück, wären es auch nur einige aufgequollene Erbsen gewesen, deren man ganze Säcke voll aus dem Schiffsraume herausfischte. Wer dergleichen werthlose Gegenstände in Menge besaß, konnte damals in Eckernförde sehr gute Geschäfte machen. Fremde, zumal solche, die bloß aus Neugierde auf wenige Stunden den Schauplatz des merkwürdigen Ereignisses besuchten, kauften alles, was man ihnen als von dem Linienschiff herrührend anbot, mit gutmüthiger Gläubigkeit. Schon damals wollte es mir scheinen, als würden Eichensplitter vom Christian VIII. klafterweise verkauft; ob aber diese massenhaft feil gebotenen Holzstücke wirklich dem stolzen Rumpfe des dänischen Linienschiffs angehört haben, mag Gott allein wissen. — Die großen am Strande verstreut liegenden Trümmer konnte allerdings Niemand wegschleppen und an den kleinen unscheinbaren Splittern war nichts gelegen. Deßhalb sah man nirgends einen Aufseher oder Strandwächter, der die gierig Suchenden abgewiesen hätte. Wer eben nur Splitter und dergleichen Dinge zusammentrug, hatte völlig freie Hand.

Am geschäftigsten und spekulativsten war die männliche Jugend Eckernfördes. Diese frischen, rothwangigen Buben, aus deren hellblauen Augen noch immer die Siegesfreude des großen Gründonnerstags leuchtete, hatten alle Taschen voll Raritäten. Besonders reich waren sie an Kartätschenkugeln und Stücken von geplatzten Bomben. Diese kostbaren Ueberbleibsel eines historischen Ereignisses boten sie Jedermann mitunter für enorme Preise an und erhielten, wenn auch darum gefeilscht ward, in der Regel doch sehr anständige Bezahlung. An Kugeln war allerdings kein Mangel, denn noch damals zeigten die sprossenden Saaten an den Höhen der Bucht ihre Male, und wer Zeit und Lust hatte in den Aeckern zu wühlen, konnte dänische Kugeln in Menge finden.

Mehr noch als die bereits unscheinbar werdenden Trümmer des von den Flammen und Wogen zerstörten Linienschiffes zog jeden Durchreisenden die eroberte Fregatte Gefion an. Sie lag Anfangs Mai 1849 bis auf die von den Kugeln in Fetzen zerrissenen Wanden abgetakelt unfern des Bollwerkes vor Anker, bewacht von deutschen Soldaten unter der Oberaufsicht eines deutschen Marineoffiziers. Der Besuch des vortrefflich gebauten, von den wohl gezielten Kugeln deutscher Kanoniere furchtbar zugerichteten Schiffes war jedem Fremden gestattet. Ueberhaupt war damals in den Landstrichen, wo man nicht unmittelbar den Feind vor Augen hatte, unter allen Truppengattungen eine Zuvorkommenheit gegen Civilisten bemerkbar, die mich überraschte und — ich leugne es nicht — mehr wie einmal höchlichst Wunder nahm. Ob man schon in jenen Tagen wußte, daß man nur zum Schein Krieg führen wollte, oder ob es von den deutsch patriotischen Gesinnungen der einzelnen Kommandirenden abhing, deutsch Gesinnte, auch wenn sie nicht dem Militär angehörten, in mancherlei Geheimnisse der Kriegskunst ungehindert forschende Blicke thun zu lassen, weiß ich nicht. Ich hatte während der ganzen Dauer des Feldzugs noch oft Gelegenheit, diese Urbanität im Felde liegender deutscher Reichstruppen zu beobachten. Wo ich sie später vermißte, da war der Grund ganz wo anders als in der Besorgniß zu suchen, der Nichtuniformirte möchte dänische Sympathien hegen.

Ueber die Gefion, jetzt „Eckernförde," ist so viel geschrieben worden, daß ich die Geschichte ihrer Eroberung und die vielen Wundenmale, welche sie den Deutschen in die Hände spielten, hier nicht noch einmal beschreiben will. Interessanter dürfte es gegenwärtig seyn, wo jenes fast wunderbare Ereigniß bereits in die gehörige historische Ferne gerückt ist, auf einige wenig oder gar nicht bekannt gewordene Einzelnheiten hinzudeuten, die wesentlich beitrugen zum ruhmvollen Siege der deutschen und schleswig-holsteinischen Waffen. Der Feldzug von 1848 wie der von 1849 haben beide bestätigt, daß die Dänen im Allgemeinen schlechte Schützen sind, mit Ausnahme der bekannten Kastelljäger, deren fabelhaft weit tragenden Gewehre den deutschen Vorposten und Plänklern von jeher gefährlich wurden. Ferner hat der Däne einen merkwürdigen Hang, unendlich viel zu schießen.

(Fortsetzung folgt.)

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Fortsetzung.)

Nach einem Solo des Provisors und einem Chor mit Echo, vorgetragen vom Liederkranz, wobei die Sänger, die das Echo vorstellten, sich unter das Bett im anstoßenden Schlafkabinet legten, was eine überraschende Wirkung hervorbrachte, war der Ohrenschmaus vorüber und die Sänger schauten nach dem Speiszettel, um zu sehen, was das gerührte Publikum für sie übrig gelassen hatte.

Herr Beutter war heute ungemein gesprächig und brachte sogar einige Späße zu Tage, so daß der belesenen Therese die Fabel von Orpheus einfiel. Die

Tante gefiel sich auch ungemein, zumal da Niemand an ihren Blouseärmeln Anstoß zu nehmen schien und ihr im Gegentheil der Herr Kameralverwalter einmal um's andere seine silberne Dose präsentirte. Die Kleine aber war ganz in sich hinein vergnügt, glückselig, auch einmal in der großen Welt zu seyn, und antwortete auf Herrn Beutters freundliche Redensarten, ohne aufzusehen, fast nur mit Lächeln.

Eilf Uhr schlugs. Das war die Zeit zum Aufbruch, obgleich der Buchhalter noch etwas von einem Tänzchen gesprochen hatte. Die Kerzen waren herabgebrannt und der Schwanenwirth bezeugte keine Lust neue aufzustecken, die Papas waren schläfrig, das Orchester müde, so wurden denn die Shawls und Mäntel angezogen, die Laternchen angezündet und Jedermann zog seine Straße, unsere Familie zulezt; es dauerte so gar lange, bis alle equipirt waren und der Papa sich mit dem Schwanenwirth über die eigentliche Anzahl der genossenen Würste und Brode verständigt hatte. Endlich waren sie auf der Straße, da entdeckte Therese mit großem Wehklagen, daß sie ihre Tasche vergessen habe. „Die läßt man morgen im Schwanen holen," meinte der Vater; „nein, ach nein!" rief Therese ängstlich, „um keinen Preis!" und gestand zulezt, daß ihr Stammbuch in besagter Tasche stecke, das sie bei solchen Gelegenheiten immer bei sich führe, „da man ja nicht wissen könne, wo man eine interessante Bekanntschaft mache," und das wolle sie um keine Welt über Nacht in der Gewalt der naseweisen Schwanenwirthstöchter lassen. — „Ich laufe geschwind zurück und hole dir's," erbot sich das gefällige Nanettle. „Ihr braucht nicht auf mich zu warten; gebt mir nur das Laternchen und geht langsam voraus."

Unbesorgt ließ man die Kleine laufen, die nach langem Suchen endlich die Tasche sammt Stammbuch fand und sich auf den Rückweg machte. „Erlauben Sie, daß ich Sie heimbegleite, Fräulein Nanette?" fragte unter der Hausthür des Gasthofs eine bekannte Stimme. Erstaunt erhob Nanettle ihr Laternchen und erkannte den Herrn Beutter, den sie längst mit den Schwestern voraus geglaubt hatte und der nun in artiger Stellung mit zierlich gekrümmtem Arm dastand, um sie heimzuführen. — Das war dem guten Nanettle noch nicht vorgekommen. Den Faust hatte sie nicht gelesen, somit fiel ihr keine Entgegnung ein, und hocherröthend, mit frohem Zittern legte sie die Fingerspitzen auf Herrn Beutters Arm und ließ sich heimführen. Herr Beutter aber fühlte heute Löwenmuth und wollte die Stunde nicht ungenüzt verstreichen lassen. „Fräulein," hob er an, „Sie sind aber so grausam!" — „Grausam, warum?" fragte das Nanettle in höchstem Erstaunen. Seit sie in der Schule das schöne Sprüchlein gelernt:

> Quäle nie ein Thier zum Scherz,
> Denn es fühlt wie du den Schmerz,

hatte sie nie mehr etwas über Grausamkeit gehört und wußte gar nicht, warum man sie eines solchen Lasters beschuldige. — „Ja, weil Sie mich gar nicht mögen und nicht merken wollen, wie ich Sie so lieb habe," plazte Herr Beutter heraus, ließ aber, erschreckt über seine eigene Keckheit, ihren Arm los und sprang davon aus Leibeskräften.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

(s. Nr. 115 u. 116.)

Verhältniß zur englischen Sprache.

Dem Franzosen wurde es sehr leicht, zahlreiche englische Worte in seinen Sprachschatz einzutragen. Nehmen wir zum Beispiel das Wort Cottage: er änderte die Aussprache, und es war ein Wort mit französischem Gesicht und französischem Rhythmus. Er spricht sogar schon von »populations cottagères,« von »moeurs cottagères,« und wer weiß ob nicht schon das Beiwort »cottagèrement« von irgend einem verwegenen Neuerer gewagt wurde. Das Wort »rail« hat schon eine ganze Verwandtschaft erzeugt, die im Englischen gar nicht existirt. Man sagt schon an die zehn Jahre dérailler, déraillement, und nicht bloß im ursprünglich technischen Sinne, mit Anwendung auf die Eisenbahnen, sondern figürlich und im gemeinen Leben, für „aus dem Geleise kommen," ja weit mehr in Bezug auf die sittliche als auf die physische Welt. Es fällt keinem Menschen, der sich dieses Wortes bedient, ein zu glauben, daß er ein Fremdwort gebrauche, und man unterstreicht es weder mündlich noch auf dem Papier. Allein noch auf andere Weise nistet sich das Englische in die französischen Denk- und Sprachgewohnheiten ein, und es verdienen in dieser Hinsicht besonders die Bilderbücher für Kinder Erwähnung, wo die gangbarsten Gegenstände aus der Thier- und Pflanzenwelt abgebildet und sowohl mit dem französischen als mit dem englischen Namen des Phänomens versehen sind. Bekannt ist es auch, daß man auf dem Théâtre français sich bemüht, die englischen Namen und

Wörter, die in diesem oder jenem Stücke sich finden mögen, recht englich zu buchstabiren, und daß Künstler dieser Bühne, unter andern der unterhaltende, originelle und gefühlvolle Regnier, dem Studium des Englischen mit wahrem Fleiß sich hingeben. Mlle. Plessis, die freilich Paris nicht mehr angehört, trat in London sogar als englische Schauspielerin auf, es war jedoch schwer zu entscheiden, ob die Lobsprüche, die ihr gespendet wurden, ein Ausfluß gastlicher Galanterie oder der Ausdruck gerechter Anerkennung waren. — Wenn nun beim Personal des Théâtre français das geschmeidige, weiche und kräftige Werkzeug des englischen Geistes eine so günstige Aufnahme findet, so fällt es um so mehr auf, daß die Darstellung der Meisterwerke des englischen Dramas in möglichst treuen Uebersetzungen in dieser Region vernachlässigt und untergeordneten Bühnen überlassen wird, die wohl einen oder zwei gute Schauspieler haben, sonst aber zur Verdolmetschung so tiefer und beseelter Schöpfungen wie die Tragödien Shakespeare's mit den Virtuosen des Melodramas sich behelfen müssen. So wurde Hamlet, von Dumas und Mazère bearbeitet (zur Zeit seiner ersten Aufführung in diesen Blättern weitläufig besprochen), in der Porte St. Martin, weil das Théâtre historique, wo es anfänglich zum Vorschein kam, eingegangen ist, kürzlich von neuem mit ziemlichem Beifall vor einem keineswegs leeren Hause, aber mit Ausnahme der Hauptrolle, die Rouvière mit Einsicht und Liebe, mit Feuer und Phantasie spielte, ganz fürchterlich gegeben. Im Théâtre français wäre nun allerdings auch kein musterhaftes Zusammenspiel zu erwarten; wenn man sieht, wie Racine und Corneille geradbrecht, gereinigt, verläumdet werden, kann man auch für Shakespeare Angst bekommen, allein ungleich anständiger als auf den Breitern der Boulevards würde am Ende die Sache doch ausfallen.

(Fortsetzung folgt.)

London, Mai.

(Schluß.)

Aus dem Krystallpalast.

Oesterreich, der Zollverein und Norddeutschland nehmen zusammengenommen einen eben so großen Raum ein wie Frankreich. Glücklicherweise befinden sich diese drei verschiedenen Departements unmittelbar neben einander, und nur das mannigfaltige Farbenspiel der verschiedenartigen Landesfahnen erinnert uns an die vaterländische Zersplitterung. — Im Gebiete der Kunst nimmt Deutschland unbestreitbar und unbestritten den ersten Rang ein. Die Amazone von Kiß ist die Krone der Ausstellung, und das zahlreiche englische Publikum, welches sich beständig um dieselbe drängt, beweist zur Genüge, daß es ihr nicht an Anerkennung fehlt. Trefflich sind auch die beiden Bronzestatuen von Schwanthaler, Libussa und Georg von Podjebrad. Die beiden Rosse aus Stuttgart von Hofer sind leider nicht vortheilhaft aufgestellt. Völliges Fiasko macht der kolossale bayerische Löwe. Wenn man auch die Schönheit einzelner Theile zugibt, so ist man doch darin einig, den Kopf als völlig mißlungen zu bezeichnen. — Wenn wir in das Departement der österreichischen Industrie übergehen, das uns zunächst liegt, so müssen wir vor allem die Thätigkeit der Regierung anerkennen, die mehr als die eines andern deutschen Staates gethan hat, um die einheimische Produktion dem äußern nach würdig auftreten zu lassen. Die Anordnung ist durchweg geschmackvoll und gut, und die reichen Rohprodukte des Landes, wie die Manufakturerzeugnisse, namentlich aus Böhmen, sind sehr gut aufgestellt. Genußreich ist eine Wanderung durch das Kunstkabinet, in welchem meistens lombardische Werke figuriren. Die Wiener Flügel behaupten ihren alten Ruhm, und die Zimmer des Herrn Beißler ernten die verdienteste Bewunderung. — Der Zollverein hat zwar Beiträge geliefert, die seiner industriellen Entwicklung würdig sind, aber leider haben seine Angehörigen es vielfach versäumt, auf die äußere Anordnung die nöthige Rücksicht zu nehmen. Die rheinischen Wollen- und Seideprodukte sind so schlecht aufgestellt, als es nur möglich war. Statt auf die Gruppirung der Farben und das Licht Rücksicht zu nehmen, hat man die Waaren theils ohne Hintergrund in die leere Luft hinein gehängt, theils sie in ärmlichen, schlecht tapezirten Marktbuden ausgelegt, die neben den Nischen der Franzosen und Engländer eine sehr traurige Rolle spielen. Dabei ist die Aufsicht so schlecht, daß der Staub fingersdick auf den feinsten Stoffen liegt und dieselben völlig unkenntlich macht. Wenn diesem Mißstande nicht schleunig abgeholfen wird, verliert der Zollverein nicht nur viel von seinem verdienten Rufe, sondern ein Theil der ausgestellten Gegenstände geht auch geradezu zu Grunde. Die meisten andern Industriezweige sind allerdings besser angeordnet. Die Rohstoffe z. B. sind vortrefflich aufgestellt, eben so die Erzeugnisse der Porzellanfabriken aus Berlin und Meissen, welche die Concurrenz der Franzosen und Engländer aushalten können. An Waffen und überhaupt Stahlwaaren haben wir treffliche Beiträge, wie überhaupt aus allen Zweigen der Industrie. Vorläufig beschränke ich mich auf einige Worte über die vielgenannten Thiergruppen von Plouquet aus Stuttgart. Dieselben verdienen das Lob der englischen Presse im ausgedehntesten Maße. Eine so sinnige Nachahmung der Natur, verbunden mit einer so poetischen, humoristischen Auffassung des Thierlebens, finden wir in keinem zoologischen Museum der Welt. Die Fabel des Reinecke Fuchs ist trefflich dargestellt. Man glaubt die Bilder Kaulbachs zu sehen. Und dann die beiden Frösche, die sich mit ächt studentischem Ernste „paucken;" es ist wirklich zum todtlachen. Die Engländer belagern diese Gruppen aber auch förmlich, und es ist schwer zu ihnen zu dringen. — Lobenswerth ist noch das Modell des Schlosses, in welchem Prinz Albert geboren wurde. Der Name ist mir augenblicklich entfallen. Es ist gerade Kirchweihe, und an vierhundert Menschen, durchweg gut gearbeitet, sind vor dem Schlosse versammelt, u. a. auch Prinz Albert selbst in Porträtähnlichkeit. Zum Schluß noch ein Wort der Bewunderung für eine Seidenstickerei aus Meissen. Es ist das Bild der Königin Viktoria, aber so fein ausgearbeitet, daß man es selbst durch die Lupe nicht leicht von einem Kupferstiche unterscheiden kann.

Wir sind jetzt allmählig bei den Nordamerikanern angekommen, die im äußersten Ende des Gebäudes ihren Sitz aufgeschlagen haben. Es sieht hier etwas öde aus; viel Raum und nur wenig, sehr wenig Waaren. Rohprodukte und Erze nehmen viel Platz ein, und bilden neben einzelnen Maschinen den interessantesten Theil des Departements. Der luftdicht verschlossene Sarg, der viel besprochen wurde, zeichnet sich keineswegs durch sein Aeußeres aus. Eine reiche Sammlung von trefflich gelungenen Daguerreotypen fesselt unsere Aufmerksamkeit um so mehr, weil sie uns alle bedeutenderen Staatsmänner und sonstige „Celebritäten" der Vereinigten Staaten in natura vor Augen führt. In den meisten Gesichtern läßt sich der englische Typus nicht verkennen, aber die Physiognomien tragen auch zugleich durchgängig einen Charakter der Kühnheit und Nonchalance, der sie wieder wesentlich unterscheidet.

Wenn ich meinen Brief heute noch abgehen lassen will, muß ich jezt schließen. Es ist ja doch unmöglich, den massenhaften Stoff mit einem male zu bewältigen.

N. S. Wenn Sie mein Briefkouvert betrachten, werden Sie finden, daß es ein ächtes Produkt der Industrieausstellung ist. Es wurde im westlichen Mittelschiffe von der Maschine des Herrn de la Rue verfertigt, die in einer Minute achtzig Exemplare faltet, mit Gummi versieht und druckt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 121. Mittwoch, 21. Mai 1851.

Ah! ah! si jeune encor, vous jouez de ces tours! —
Est-ce que j'en puis mais? Lui seul en est la cause,
Et je n'y songeois pas lorsque se fit la chose.

Molière.
L'école des femmes.

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Fortsetzung.)

„Warten Sie doch, Herr Beutter!“ rief das alterirte Nanettle, „ich bin ja nicht grausam!“ und lief ihm eiligst nach in lauterer Seelengüte, Herr Beutter davon in vollem Galopp, bis der seltsame Wettlauf an seiner Ladenthür ein Ende nahm, wo sie beiderseits zur Besinnung kamen und Nanettle sich tief beschämt dem eigenen Hause zuwandte. „Ja, mögen Sie mich denn?“ flüsterte eiligst noch Herr Beutter. — „Ich glaube, aber ich weiß nicht,“ war ihre leise Antwort, und im Nu war sie an der Thür, die von der besorgten Tante aufgezogen wurde.

Der Tante wurde noch in der Nacht unter vielen Thränen und heißem Erröthen die Geschichte der ganzen großen Begebenheit anvertraut. Sie legte keinen großen Werth darauf und demüthigte das arme Kind tief durch die Vermuthung, Herr Beutter werde etwas im Kopf gehabt und gar nicht gewußt haben was er sage, was sie so wahrscheinlich darstellte, daß das arme Kind in noch größern Jammer kam, da sie sich ihres eigenen unbedachten Benehmens jezt bitterlich schämte. Zulezt schlief sie unter bittern Thränen ein, indem sie rechtes Mitleid mit sich selbst hatte, daß sie noch so jung sey und eben ganz unglücklich.

Aber am Morgen kommt die Freude; und sie kam zuerst in Gestalt von Herrn Beutters dickköpfigem Ladenbuben, der ein schöngefaltetes Schreiben auf Postvelin Nr. 1. an den Papa überbrachte. Dieses Schreiben fiel nun wie eine Bombe in das friedliche Haus, denn es enthielt eine Werbung in bester Form „um dero jüngste Fräulein Tochter Christiana.“ Das fuhr wie ein Schlag aus heiterem Himmel in den Schwesternkreis, das war nicht möglich, das mußte ein Irrthum seyn, so dumm konnte doch der Beutter nicht seyn! Das durfte der Papa nicht zugeben, wäre ja eine Sünde! Ein solches Kind, und heirathen!

Da fing das Nanettle an herzlich zu weinen und sagte, es wisse wohl, daß ihm nichts Gutes beschieden sey, es wolle sich in alles schicken, vielleicht sterbe es bald, das sey am besten. Nun ward die Tante weichherzig und sprach für ihren Liebling, der Vater sah gar kein Hinderniß und die Schwestern begannen sich zu fassen. Sie waren gutmüthige Mädchen und gescheidte dazu, denn jede erklärte jezt, sie sey recht froh, daß der Beutter sie nicht gewollt, für keine hätte er getaugt, und keine hätte ihn genommen. Der Auguste war er viel zu still, zu wenig alert, Therese erklärte, sie nehme keinen, der nicht musikalisch sey, der Karoline wäre es viel zu langweilig gewesen, ihr Lebenlang in der nämlichen Gasse wohnen zu müssen, und die Lotte, die konnte gar nicht daran denken in ein offenes Geschäft zu gehen, wo man Oel und Essig, Käse und Schnupftabak verkaufe und in der Ladenstube wohne. Ja, ja, es war recht gut so gegangen, und einen Korb theilte man doch nicht gern aus. Mit der Kleinen, die noch gar nichts sey, sey der Mann freilich angeführt, aber man könne sie ja noch anleiten u. s. w.

So wurde dem Papa gestattet, ein Jawort unter der Bedingung gehörigen Aufschubs der Hochzeit zu schreiben. Herr Beutter kam im schönsten Staat und ward vom Vater mit Anstand, von der Tante mit Freudenthränen, von den Schwägerinnen

mit kühler Freundlichkeit und von dem Bräutchen mit höchster Verlegenheit empfangen. Es brauchte recht lange, bis die beiden sich in die Rolle eines Brautpaars finden konnten, hat sich aber alles gegeben, und wer die hübsche, gewandte Frau jezt hinter ihrem Ladentisch steht, glaubt gar nicht mehr, daß sie einst das schüchterne Nanettle war, das dem Herrn Beutler bis an seine Ladenthür nachgelaufen.

Vier Monate in Schleswig-Holstein.

(Fortsetzung.)

Die Pulververschwendung in der dänischen Armee muß ungeheuer gewesen seyn im Vergleich mit jener der schleswig-holsteinischen und deutschen Truppen. Dänische Krieger schießen und lärmen dabei, sobald sie nur den Feind wittern. Beides mag zu der jedenfalls irrigen Behauptung beigetragen haben, daß der dänische Soldat feig sey und sich erst durch Geschrei und Geknall zum eigentlichen Gefecht ermuthige. Ich kann diese Ansicht nicht theilen, vielmehr glaube ich, es ist dänischer Nationalcharakter, der in vieler Hinsicht französischen Firniß zeigt. Indessen möchte die eigentliche Kampfslust, die den Franzosen in die Schlacht treibt, dem Dänen abgehen. Gewiß ist nur, daß er entsetzlich viel schießt und selten zielt, ja nicht einmal zu zielen versteht. Namentlich scheint es, als wohne dem dänischen Marinesoldaten die Kunst nicht inne, die Bewegung der langen Seewogen in die Zielferne mit einzurechnen, was bei Seegefechten von höchster Wichtigkeit ist. Auch in spätern Kämpfen, wo dänische Schiffe mit schleswig-holsteinischen Kanonen- und Dampfbooten in's Gefecht geriethen, hat man diese Beobachtung gemacht. So ist es z. B. Thatsache, daß in jener verhängnißvollen Julinacht des vergangenen Jahres, welche dem Dampfkanonenboote „von der Tann" in der lübischen Bucht den Untergang bereitete, troz der fast stillen See die Dänen volle Breitlagen gegen das kleine Dampfboot schleuderten, und doch kaum mit vereinzelten Kugeln das Schiff trafen, während die Schleswig-Holsteiner mit ihren zwei Drehbassen den Dänen mehrere Mann tödteten, viele verwundeten und Rumpf und Takelage der sie verfolgenden Schiffe sehr übel mitspielten.

Zu diesem Mangel an Uebung im richtigen Zielen oder vielleicht der dem dänischen Volke im Allgemeinen abgehenden Befähigung kam an jenem verhängnißvollen Gründonnerstag die starke aus Osten wehende Brise. Die gegen die Führer der dänischen Escadre seitdem geführte Untersuchung hat bewiesen, daß am 5. April 1849 eine, wie der Seemann sagt, sogenannte „halbgereffte Marssegelkühlte" wehte. Es war dabei jedenfalls nicht gut operiren, wohl aber durften erfahrene Seeleute getrost einen Angriff auf Strandbatterien unternehmen. Gefahr konnten geübte Seeoffiziere darin nicht erblicken, da ja eine einzige volle Lage eines einzigen Schiffes genügte, wenigstens eine jener dürftigen Batterien für immer zum Schweigen zu bringen. Dazu gehörte nur, daß die dänischen Kanoniere gut zielten; aber eben daran fehlte es. Von den, wenn ich nicht irre, 6000 Kugeln, welche die dänischen Kolosse auf die unbedeutenden Erdwälle der Süd- und Nordbatterie schleuderten, haben keine fünfzig getroffen. Die Geschosse fielen entweder in's Wasser oder zogen brummend über den Köpfen der deutschen Kanoniere weg und schlugen schadlos in die sandigen Höhen und grünen Gelände der Buchthügel ein.

Im Gasthause zur Stadt Hamburg, wo ich wohnte, vereinigten sich Abends Bürger und Militärs, und das zwangloseste Gespräch verband rasch die einander völlig Fremden zu Einer Familie. Es trug damals noch Jedermann die neu zu Ehren gekommenen deutschen Farben, dieser am Hut als Kokarde, jener als Schleife im Knopfloch, und wirklich gab sich auch unter allen noch eine gemeinsame Gesinnung, wenn nicht ein gemeinsames Streben kund. Die Hauptrolle in jenen Abendcirkeln spielten die geborenen Schleswig-Holsteiner, welche als leitende Offiziere und Kommandanten in den Strandbatterien dem glorreichen Kampfe von Anfang an beigewohnt hatten. Lebhaft ihrer tüchtigen Gesinnung sich bewußt, doch fern von aller Prahlerei, erzählten diese jungen Männer manche interessante Einzelnheiten über den Kampf und waren stets bereit, auf eingeworfene Fragen, mochten sie kommen von wem sie wollten, zu antworten. Sie gaben zu, daß ihnen nicht wohl zu Muthe gewesen sey, als die schwimmenden Festungen sich rasch dem Lande näherten und der Christian VIII. zuerst ein halbe Breitseite gegen die Schanzen der Nordbatterie abfeuerte. Hier trafen auch bereits die ersten Kugeln der Dänen, so daß Mannschaft und Befehlende an den unfehlbaren Sieg ihrer Gegner glaubten. Als sie jedoch sahen, daß die Kugeln jeder neuen Lage entweder vor oder über ihnen einschlugen, die eigenen Geschoße aber die Segel der Kriegsschiffe zerfezten und sichtbare Verwirrung auf Deck anrichteten, wuchsen ihnen Muth und Besonnenheit. „Es war bald ganz lustig," ließ sich einer dieser jungen Offiziere vernehmen. „Wir gaben genau Acht und paßten scharf auf. Sobald die Kanonen der Dänen aufblizten, warfen wir uns hinter unsern Wällen platt auf die Erde, dann pfiffen die Kugeln immer unschädlich über uns hin, und schlug wirklich eine oder die andere in die Schanzen ein, so überschüttete sie uns bloß mit Erde. Dann sprangen wir rasch empor und sandten den Dänen eine glühende Antwort zu. Oft auch sahen wir die Kugeln ganz gemüthlich über die Meereswogen herankommen."

Es wird wohl nie ermittelt werden, ob die glühenden Kugeln der Schleswig-Holsteiner das dänische Linienschiff in die Luft gesprengt haben, oder ob diese furchtbare Katastrophe in anderer Weise herbeigeführt wurde. Gewiß ist, daß der Christian VIII. brannte, und zwar in Folge der glühenden Geschosse, die seine Rippen zerschmettert hatten. Das Schiff war daher auch rettungslos verloren. Allein es scheint, als sey nach erfolgter Uebergabe das im Innern des Schiffes fortbrennende Feuer noch ziemlich fern von der Pulverkammer gewesen, die ja ohnehin auf allen Kriegsschiffen sehr gut verwahrt ist. Niemand erwartete ein so frühes Aufsteigen des Schiffes, viele von den Siegern hofften sogar nach glücklicher Bergung der Mannschaft die Siegesbeute zu retten. Es wäre daher wohl möglich, daß ein dänischer Mann, um dem siegenden Feinde solch eine Eroberung noch im lezten Augenblick zu entreißen, aus Patriotismus und Haß die Menschlichkeit hintangesezt und einige hundert seiner Landsleute durch eine rasche That geopfert hätte. Gewißheit darüber werden wir niemals erhalten.

In Eckernförde und der Umgend lagen, außer einer kleinen Anzahl Eingeborener, Württemberger. Eine starke Abtheilung derselben hielt das ziemlich hoch gelegene Blockhaus dicht an der nach Kiel führenden Straße, gegenüber der bedeutend verstärkten Südbatterie besezt. Diese wackern Schwaben konnten sich nicht satt sehen am Anblick des Meeres, und wohl selten mögen deutsche Krieger mit größerer Lust den Dienst als Schildwachen versehen haben. Kommandant der ganzen, im Lande Dähnischwohld liegenden Brigade war der thatenlustige Herzog von Coburg, der sein Hauptquartier im Kirchdorfe Gottorf aufgeschlagen hatte, dessen hoher spitzer Thurm in einen weithin sichtbaren Telegraphen umgeschaffen worden war.

Wie trügerisch an dieser Ostseeküste das Wetter ist, sollte ich schon am zweiten Tage meines Aufenthalts in Eckernförde erfahren. Ich hatte das durch den Wiederausbruch des Krieges doppelt interessante Land beim wärmsten Frühlingshimmel betreten. Ein glänzend blauer Spiegel lag die breite tiefe Bucht in grüner Waldumrahmung, und hätten nicht manche Baumarten durch ihre noch kahl in die warme Luft starrenden Aeste die höhere nördliche Breite verrathen, so hätte man glauben können, wenigstens im Süden unseres Vaterlandes zu weilen. Leider war dieser Sonnen- und Sommerblick von sehr kurzer Dauer. Ueber Nacht sprang der Wind von Süd nach Ost um und brachte uns mit den schäumend heranrollenden Wogen eine wahrhaft hyperboräische Kälte. Die Oefen wurden wieder geheizt, die Mäntel wieder hervorgesucht, und es wollte mir gar nicht behagen, als man mich bedeutete, daß solch rascher Temperaturwechsel in Schleswig-Holstein sehr gewöhnlich und selbst im Juni gar nicht selten sey. Bald wuchs der scharfe Wind zum Sturme an und die sonst so stille Ostsee brach ihre brausenden Wogen in prachtvollen Schaumbergen am flachen Strande, bildete einen weiten Kreis silberner Wellen um das Wrack des Christian VIII. und spielte mit den zerrissenen Planken und sonstigen von der Gewalt der Explosion an's Land geschleuderten Trümmerstücken. Die kampflustigen jungen schleswig-holsteinischen Artillerieoffiziere aber und die ernsten heroischen Bürger Eckernfördes sagten mit leuchtenden Augen: „Guter Dänenwind! Wenn se doch man kommen wöllten!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pariser Bild.

Wie die Knaben sich raufen, so hitzig und so erpicht, als
Ob sie der treibende Lenz selber zum Kampfe geführt!
Hiebe regnen, doch achtet sie keiner, und munter erhält sie,
Munter gibt sie im Nu Jeder dem Geber zurück.
Nur sieht Einer besiegt sich von dem gewandteren Gegner,
Zeigt das rothe Gesicht grimmig den brennenden Schmerz.
Bald ist ein schauender Kreis um die streitende Gruppe gebildet;
Bei dem winzigsten Lärm eilt der Pariser herbei.
Doch von allen, die sich um die raufenden Knaben versammeln,
Scheint nur ein einziges Paar naher Betrachtung mir werth:
An der Führerin Hand zwei liebliche, knospende Mädchen,
Die noch nicht bräutlich geschmückt nahten dem Tische des Herrn.
Unverwandten Gesichts und starren, strahlenden Auges
Folgen sie jeglichem Ruck, jeglicher Wendung des Kampfs.
Und schon reichen im Geist sie angstvoll flehend die Palme,
Und es nimmt ihr Gemüth, ohn' es zu ahnen, Partei.
In dem Knaben erkennen den Mann sie bereits, und des Spieles
Muthige Wildheit enthüllt ihnen die spätere Kraft.
Klug errathen sie, daß die Natur sie schwächer geschaffen,
Und sie erkennen ihn wohl, ihren Beschützer und Herrn.
Aber sie ahnen zugleich, wie oft die Stärke des Mannes
Weiblichen Reizen, wie oft weiblichen Künsten erliegt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Das Standbild Friedrichs des Großen.

Der 31. Mai ist nun definitiv zur Aufstellung der Reiterstatue unseres großen Friedrichs von der Meisterhand Rauchs bestimmt. Schon erblickt man durch die Fenster der Bauhütte vor dem Eingange der Linden die goldig erglänzenden Formen des Piedestals, das in gesonderten Stücken nach dem Aufstellungsort gebracht und hier zusammengesezt wurde. Die Werkstätte in der Münzstraße war dem Publikum acht Tage lang geöffnet, und so war denn auch ich so glücklich, den prachtvollen Guß des großartigen Bildwerks bewundern zu können. Die Statue selbst, Friedrich hoch zu Roß, über den Schultern den herabwallenden Königsmantel, soll 22 Fuß in der Höhe messen. In Haltung und Ausdruck ist der Charakter des Königs vortrefflich ergriffen und wiedergegeben, und vor allem hat es der Künstler verstanden, die Mächtigkeit des Blicks bemerklich zu machen und geistvollen Ernst mit einem feinen Zuge des Humors in der Bildung des Antlizes zu verbinden. Das Piedestal besteht aus zwei Theilen und entfaltet eine ganze Welt von historischem Interesse. Vier lebensgroße Reiterstatuen — Prinz Heinrich, Herzog Ferdinand von Braunschweig, Ziethen und Seidliz — bilden die Eckstücke des untern Theils, und zwischen ihnen gruppiren sich, ebenfalls lebensgroß, die Gestalten der bedeutendsten Generale und sonstigen Truppenführer, welche mit dem großen Könige die Kriegsstürme durchmessen. Winterfeldt, Schwerin, Keith, Tauentzien, Kleist, der alte und der junge Dessauer und viele andere reihen sich in geistvoll belebter Anordnung um drei Seiten des Piedestals. Die vierte Seite wird von Ministern, Dichtern, Künstlern, Männern der Wissenschaft eingenommen. Unter den erstern befindet sich der Kanzler von Carmer, dem die Abfassung des Landrechts zum großen Theile zuzuschreiben ist, und eine der schönsten Gruppen bilden die in Gespräche begriffenen Heroen deutscher Kritik Lessing und Kant. Der obere Theil des Piedestals ist der Allegorie gewidmet. An den Ecken sind die vier Kardinaltugenden angebracht, deren Bethätigung im Leben Friedrichs des Großen eine Reihe kleiner Basreliefs mit Beispielen belegt. Es wird ein überraschendes Schauspiel geben, wenn die bretterne Hülle von dem kolossalen Werke niedersinkt, das im Ganzen die Höhe von etwa 45 Fuß erreicht und von dessen Umfang Sie sich einen Begriff machen können, wenn ich sage, daß 25 lebensgroße Statuen, darunter die vier Reiterstatuen, den untern Theil des Piedestals umstehen. — Zur Feier der Enthüllung wird für den 31. Mai mancherlei vorbereitet. Der König läßt eine Medaille schlagen, zu welcher der Bildhauer Fischer das Modell anfertigt. Die Akademie der Künste hat dem jungen Bildhauer Berges den Auftrag ertheilt, eine Büste von Rauch zu arbeiten, die in den Räumen der Akademie mit großer Feierlichkeit aufgestellt werden soll. Endlich ist ein Porträtmedaillon Rauchs, von Bernhard Afinger, einem talentvollen Schüler desselben, ausgeführt, vor kurzem erschienen. Es war eine mehr als gewöhnliche Aufgabe, den schönen Kopf des gefeierten Künstlers mit seinen kräftigen Formen und dem milden Ernste seines Ausdrucks wiederzugeben, in welchem sich Hoheit und Anmuth paaren. Um so mehr verdient es anerkannt zu werden, daß Afinger die Züge seines ehrwürdigen Meisters mit eben so viel Treue als Geist aufgefaßt hat, die majestätische Stirn, den klaren Blick, die plastische Bestimmtheit der fest geschlossenen Mundpartien, das zwanglose Niederfallen des silberweißen Haupthaars.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Die große Oper. — Augier.

Auch die große Oper, die auf dem Gebiete des musikalischen Dramas dieselbe Stelle einnimmt, welche das Théâtre français auf dem Felde des recitirenden Schauspiels behauptet, kümmert sich nicht viel um die klassischen Erzeugnisse der andern Völker, und selbst die Schöpfungen eines Gluck, die doch in Paris die Weihe ihres ersten Triumphs erhielten und auf französischem Boden emporgewachsen, gleichsam unter dem sanften Himmel Frankreichs entstanden sind, bleiben unberücksichtigt. Die große Oper kann, um diese Vernachläßigung zu entschuldigen, nicht den Schaden anführen, den die Kasse dabei leiden würde; denn sie hat mit großen Kosten dramatische Tonwerke junger und alter Zeitgenossen gegeben, die als Studien höchst bemerkenswerth und achtungswürdig seyn mögen, die aber trozdem kein Furore machen, und troz aller Lobsprüche der Kenner weder die Seelen fortreißen noch die Kasse befriedigen. Eine solche Ehre widerfuhr unlängst einem gewissen Gounod, der sich die mehr oder weniger fabelhafte Geschichte von dem leucadischen Sprung zum Vorwurfe seines ersten Versuchs auserkoren hatte. Das Textbuch hat den jungen Emil Augier zum Verfasser, der bisher in dem versificirten Lustspiel den Freunden einer fließenden, feinen und graziösen Poesie, und ein paarmal auch dem größeren Publikum mit einigen recht hübschen Geschenken viele Freude gemacht. Seine Lustspiele haben mit Ausnahme eines einzigen, das troz dem oder vielmehr eben deßhalb am wenigsten verstanden und gepriesen wurde, keine sonderliche Tiefe und es dürfte ihnen weder Eigenthümlichkeit der Charaktere, noch Neuheit der Situationen nachzurühmen seyn; allein eine Scene weiß er mit Geschick zu steigern und bis zum Ende lebendig fortzuspinnen, in rascher Rede und Gegenrede, streitende Absichten und Empfindungen epigrammatisch aneinander zu reiben, den Fluß eines vertraulichen oder leidenschaftlich bewegten Gesprächs mit zierlichen Wendungen und netten Gleichnissen zu schmücken, und hie und da das muntere Wetterleuchten des Dialogs mit einem Streifen ächten und warmen Gefühls zu durchbrechen. In seiner Gabriele hat er jedoch hierin des Guten zu viel gethan, die flüchtige Thräne vergrößert sich zu einem förmlichen Regen, und was als Thautropfen die lauterste Poesie gewesen wäre, wird in Kübeln ausgeschüttet zu einer bürgerlichen Jeremiade. Dafür hat ihn auch das bürgerliche Publikum mit einem Zudrange belohnt, wie Eugène Scribe selbst ihn nicht stärker, wie ihn nur die Rachel dichter und dauernder an die Schwelle des Théâtre français zu zaubern vermag, und die bürgerliche Akademie hat ihn mit einem Preise von siebentausend Franken bürgerlich gekrönt. Dessenungeachtet bleibt er ein allerliebster Dichter, und in seiner Gabriele hat er es an gar vielen Stellen eben so gut als in den poetischsten seiner Stücke dargethan.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 122. Donnerstag, 22. Mai 1851.

— Proud man —
Most ignorant of what he's most assur'd,
His glassy essence — like an angry ape,
Plays such fantastic tricks before high heaven,
As make the angels weep.

Shakespeare.

Die Poesie des Aberglaubens.

Erasmus von Rotterdam schrieb das Lob der Narrheit, Lessing besang die Faulheit; warum sollte ich — si parva licet componere magnis — nicht etwas zu Gunsten des Aberglaubens sagen dürfen? — Schon in früher Jugend fühlte ich einen lebendigen Trieb, mich des Zurückgesezten, des Verschmähten, des Unterdrückten anzunehmen. Hätte sich mir eine dem entsprechende Laufbahn eröffnet, mein Stolz wäre gewesen, der champion du malheur zu seyn. Deßhalb regt sich noch jezt bei mir sogleich der Geist des Widerspruchs, wenn ich etwas unbedingt verurtheilen höre. So mag es denn gekommen seyn, daß ich dem von unsern Lichtfreunden so verächtlich abgefertigten Aberglauben eine oder die andere vortheilhafte Seite abzugewinnen suchte. Aber in einer Zeit wie die unsere, die schon längst so mündig geworden, daß sie mit dem Aberglauben auch das ganze Gebiet des Glaubens in die Rumpelkammer verjährter Vorurtheile wirft, die rein menschliche und daher poetische Seite des Aberglaubens der Beachtung empfehlen zu wollen, das ist ein gewagtes Unternehmen, und ein undankbares, da es von den alten und jungen Weisen unserer Tage nur Spott ernten dürfte, und dennoch seiner Schwierigkeiten wegen ein verführerisch lockendes. Ich wage den kühnen Schritt auf die Gefahr hin, für einen beschränkten Mystiker zu gelten.

Bestimmen wir den Begriff des Aberglaubens, so ist er ein Ueberglaube, mit andern Worten, ein Glaube, der zu viel glaubt. Der Glaube aber, entspringend aus dem innern Gefühl des Menschen, das für wahr zu halten, was sich nicht beweisen, also nicht auf das unmittelbare Erkennen zurückführen läßt, ist ein eigener Sinn, der wichtigste Unterscheidungscharakter zwischen Mensch und Thier. Nur der Mensch hat das Gefühl abhängig vom Uebersinnlichen zu seyn, worin der Glaube ja seinem innersten Wesen nach wurzelt. Ja selbst der krasseste Aberglaube deutet noch immer auf die höhere Natur des Menschen hin. Ihm entgegen steht der Unglaube, als direkt entgegengesezte Entartung. Dieser verwirft alle unmittelbare Gewißheit, die nicht aus sinnlichen Eindrücken herrührt, baut alle Ueberzeugung nur auf diese und auf die Aussage des Verstandes. Da er sich aber aus dem Geiste der Untersuchung entwickelt, so kann er schon deßhalb keine so ausgebreitete Herrschaft erlangen als der Aberglaube.

Praktisch genommen sind Glaube und Aberglaube kaum zu unterscheiden. Wer will mit mathematischer Schärfe die Grenzlinie ziehen, wo der Glaube aufhört und der Aberglaube beginnt? — Goethe mit seinem klaren objektiven Geiste gibt allerdings den Rath, sich in diesen dunkeln Regionen nicht zu lange aufzuhalten, weil es eben so bedenklich seyn möchte, sich von dem Unerforschlichen ganz abzusondern, als mit demselben eine zu enge Verbindung einzugehen. Dennoch sieht sich der große Dichter zu der Behauptung genöthigt, daß der Aberglaube zum Wesen des Menschen gehöre, daß er, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen meint, in die wunderlichsten Ecken und Winkel flüchtet, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen sicher zu seyn glaubt, wieder hervortritt. Weil er im Innersten des Menschen wurzelt, so schüzt auch der Verstand keineswegs davor.

So ist es nicht zu verwundern, daß selbst die aufgeklärtesten und freidenkendsten Menschen sich nicht ganz von allem Aberglauben losmachen können, sondern irgend eine Art desselben wie eine fixe Idee hegen

und sich selbst bei den wichtigsten Entschließungen dadurch bestimmen lassen. Selten wird ein großer Mann ohne einen kleinen Aberglauben irgend einer Art zu finden seyn. Die Ausbildung des Verstandes und der Scharfsinn des Geistes schützen nicht immer vor Vorurtheilen, die man entweder schon mit der Muttermilch eingesogen oder erst in spätern Jahren aus irgend einer Vorliebe zum Wunderbaren angenommen hat. Der bedeutendste Kopf hat seine Schwächen, die uns anziehen, weil sie von menschlicher Bedingung zeugen. Sokrates glaubte an seinen Dämon, Cardanus an seinen Schutzgeist, Napoleon an seinen Stern, Bernadotte an Astrologie. Nach Schweden reisend sagte dieser zu Bourienne: »Croiriez-vous, que l'on m'a prédit à Paris que je serais roi, mais qu'il faudrait passer la mer?« D'Alembert sezte sich an keinen Tisch, an dem dreizehn saßen; der Marquis d'Argens erschrack zum Tode, wenn ein Salzfaß umgeschüttet wurde. Ich kenne recht aufgeklärte, über alle Vorurtheile sich erhaben dünkende Köpfe, die dennoch an keinem Freitage reisen, verstimmt werden, wenn ihnen Morgens beim ersten Schritte aus dem Hause ein altes Weib begegnet, und aus Furcht vor Hautkrankheiten nie am Neujahrstage weiße Wäsche anlegen.

Vorbedeutungen durch ein unzeitig, oder unschicklich ausgesprochenes Wort standen schon bei den Alten in großem Ansehen. Bei allen Mysterien mußte das tiefste Schweigen beobachtet werden. Favete linguis! Eben so beim Heben eines Schatzes, beim Bleigießen in der Sylvesternacht konnte ein unbedachtsam ausgesprochenes Wort die ganze Handlung vereiteln. Es ist höchst merkwürdig, diese Form des Aberglaubens gleichmäßig bei allen Völkern und zu allen Zeiten zu finden. Der Knabe Goethe saß einst, als zur Zeit des siebenjährigen Krieges Frankfurt von den Franzosen besezt war, ruhig im Parterre und sah mit Vergnügen einem Solotanze zu, den ein hübscher Knabe, Sohn eines durchreisenden französischen Tanzmeisters, mit vieler Anmuth und Gewandtheit ausführte. Sein knappes Wämschen von rother Seide, in einen kurzen Reifrock ausgehend, stand ihm allerliebst, auch erntete er vielen Beifall, als Goethe — er wußte selbst nicht wie — die altkluge unzeitige moralische Reflexion machte: „Wie schön ist dieser Knabe gepuzt, und wer weiß in was für einem zerrissenen Jäckchen er heute schlafen mag!" — Zum Unglück saß die Mutter des jungen Künstlers zufällig neben ihm, die deutsch genug verstand, um sich durch diese Bemerkung beleidigt zu fühlen, und es gerade so viel als nöthig sprach, um den überklugen Knaben auszuschelten. Goethe, in Verlegenheit und im Gedränge, brach in die Worte aus: „Nun, wozu der Lärm? Heute roth, morgen todt!" Die Frau verstummte und entfernte sich schnell und betreten. Der Knabe trat nicht mehr auf und ward gefährlich krank; ob er gestorben, wußte Goethe nicht zu sagen. — Die Zahl der alten Frauen wird bei uns immer kleiner, die wie die Frau Rath Goethe Morgens das Orakel ihres Schatzkästleins durch einen Nadelstich befragen und die aufgeschlagenen Worte als Vorbedeutung für den ganzen Tag nehmen. In Frankreich aber ist noch immer der Glaube verbreitet, daß wenn man ein Meßbuch mit der Degenspitze öffnet, die erste Seite links das Schicksal dessen enthält, der sie liest, und daß der erste, der, wenn man mit dem Lesen fertig, in's Zimmer tritt, auf die Zukunft des Lesenden einen bedeutenden Einfluß äußert. — Das Wort wie der Blick übt eine Art dämonischer Gewalt aus. Vor dem Bereden, Berufen, Beschreien fürchten sich zärtliche Mütter eben so sehr wie vor dem bösen Blicke. Besonders soll das den Kindern über ihre Schönheit ertheilte laute Lob den Neid boshafter Dämonen erregen. Manche wilde Völkerschaften verstümmeln absichtlich das vollkommen Schöne, damit der Teufel, der nichts Fehlerloses duldet, dadurch zufrieden gestellt werde.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate in Schleswig-Holstein.

(Fortsetzung.)

II.

Mit der von Kiel hereinrollenden Diligence, die damals nur einigemal wöchentlich von Eckernförde weiter nach Schleswig ging, begab ich mich auf's Posthaus. Alle Welt war begierig, bestimmte Nachrichten aus dem Süden zu erhalten, denn bereits seit gestern liefen dunkle Gerüchte von dem in Sachsen ausgebrochenen Kampfe für die Reichsverfassung von Mund zu Mund. Es gelang mir ein Exemplar der „Norddeutschen freien Presse" zu bekommen, der ohne Frage im Frühjahr und Sommer 1849 beliebtesten und wohl auch gelesensten Zeitung in den Herzogthümern. Den Eindruck zu beschreiben, welchen die Nachrichten aus Dresden auf Jedermann in jenen Tagen machten, ist unmöglich. Man war zu weit entfernt vom Schauplatze der Ereignisse, auch zu wenig vertraut mit den sächsischen Verhältnissen, noch weniger mit der Stimmung des sächsischen Volkes, um ein nur einigermaßen richtiges Urtheil über das Geschehene und noch Bevorstehende zu haben. Ward ich doch selbst von dem so urplötzlich erfolgten Aufstande so überrascht, daß ich kaum an das, was ich las, zu glauben vermochte. Freilich wußte ich, daß die Aufregung im ganzen Lande in Folge der Kammerauflösung bedeutend und von Tag zu Tag im Wachsen war, ich glaubte aber zuversichtlich, diese Aufregung werde sich in dem glühenden Redestrom abkühlen, der in so vielen Volks-

versammlungen brauste. Daß Sachsen, das ruhige, so gern erwerbende Sachsen, und nun gar Dresden, das „Gießkuchen“ essende Dresden, für die in Frankfurt beschlossene Reichsverfassung das Schwert in vollem Ernste ziehen werde, hätte ich mir nimmer träumen lassen.

Die Darstellung jener blutigen, für Sachsen so unheilvoll gewordenen Kämpfe war und konnte keine unparteiische seyn. Es ward mir sehr bald klar, daß einer, wenn auch an sich wünschenswerthen Sache sehr unlautere Elemente sich angeschlossen haben mochten, und diese Vermuthung ließ mich von Anfang an einen unglücklichen, in seinen weiteren Folgen für ganz Deutschland verhängnißvollen Ausgang befürchten. Gegen manchen Schleswig-Holsteiner, der von jenem Kampfe für die Sache seines engeren Vaterlandes Gutes erwartete, sprach ich dieß offen aus, was die mit den sächsischen Zuständen völlig Unbekannten freilich anfangs nicht recht fassen wollten.

Unter der Wucht dieser erschütternden Nachrichten setzte ich mich ganz allein in den Wagen und fuhr gen Schleswig. Der Ostwind heulte furchtbar und peitschte selbst die von begrünten Hügeln ungemein idyllisch umgürteten blaugrünen Gewässer des Wyndebyer Noer zu weißem Schaum. Dabei war es kalt wie im December, und hätte nicht das saftgrüne Buchenlaub den Lenz verkündet, ich würde nimmermehr geglaubt haben im Wonnemonat Mai zu leben. Die gut erhaltene Landstraße durchschneidet, nachdem sie unmittelbar hinter Eckernförde die Höhe von Borbye erstiegen hat, die fruchtbare Landschaft Schwansen und führt unsern Kochendorf vorüber nach Holm, wo der Reisende bereits den breiten Wasserspiegel der Schlei und jenseits derselben die in prächtige Laubwaldungen gehüllten Ufer des historisch so merkwürdigen Angeln erblickt. Holm, Kochendorf und auch Borbye sind inzwischen denkwürdige Orte geworden. Im Frühjahr 1849 dachte wohl Niemand an die Möglichkeit einer Schlacht bei Idstedt und an einen Kampf bei Kochendorf und Missunde. Damals glaubten die Schleswig-Holsteiner noch an den festen Willen Preußens, die uralten Rechte der Herzogthümer auf's äußerste zu vertheidigen und um jeden Preis gegen Dänemark zu wahren. Jedermann vertraute der Uebermacht der Reichstruppen, der Name Bonins war auf aller Lippen, das Lob der Bayern und Sachsen, die mit stürmender Hand unter Strömen Blutes die hochwichtige Position bei Düppel genommen und seitdem kunstgerecht gegen fernere dänische Angriffe zu befestigen begonnen hatten, sang Mann und Frau, Greis und Kind. Aus Sachsen, aus Bayern, aus Nassau, überhaupt aus dem Süden zu seyn, wie man in Schleswig-Holstein von jedem Deutschen zu sagen pflegte, war an sich schon ein Empfehlungsbrief. Man fand überall freundliche, ja herzliche Aufnahme, denn jeder Einwohner sah in jedem aus Deutschland Kommenden einen Freund, einen Theilnehmenden, einen Helfer. Diese herzliche Begrüßung, die man selbst im einsam gelegenen Dorfkruge fand, machte einen ungemein wohlthuenden Eindruck. Man konnte mit vollkommenem Rechte sagen, daß man hier auf schleswigschem Grunde recht mitten in deutsches Land komme. Während schon damals in den mitteldeutschen Staaten die Parteien einander gegenüber standen wie ergrimmte Bestien, die nur einen günstigen Augenblick abwarten, um über einander herzufallen und sich zu zerfleischen, kannte man in Schleswig, wenigstens in Südschleswig, nur die große nationale Sache, und nur vom national-deutschen Standpunkte aus beurtheilte man die große politische Bewegung im Gesammtvaterlande. In den Herzogthümern Schleswig und Holstein haftete kein kleinstes Fleckchen an den reinen Farben, welche der März des vergangenen Jahres auf Hütten, Palästen und Thürmen aufgepflanzt hatte. Das deutsche Banner war diesen wackern norddeutschen Brüdern noch das sichtbare Symbol des großen deutschen Reiches der Zukunft, seiner dereinstigen Macht und Herrlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Plastik. — Theater.

Bernhard Afinger arbeitet auch am Modell zu einer zwei Fuß hohen Statue der Rachel, das bereits im vorigen Monat beinahe vollendet war und im Auftrage des Königs in Marmor ausgeführt werden soll. Ein faltenreiches, griechisches Gewand umfließt die schlanke Gestalt der Schauspielerin, das Haupt ist mit einem Diadem geschmückt und sanft vorgeneigt. Sinnend hält sie den Zeigefinger der rechten Hand am Kinn, während der Ellenbogen sich in die über dem Gürtel ruhende Linke stützt. In der ganzen Haltung und Durchführung liegt eben so viel Adel als natürliche Einfachheit, und da gerade das Plastische in den Darstellungen der Rachel, der seltene Geschmack, mit dem sie diesen Theil ihres Spiels behandelt, zu den wesentlichsten und eigenthümlichsten Vorzügen desselben gehört, so wollen wir das marmorne Denkmal dieser Vorzüge um so lieber entstehen sehen, je besser es ausfallen wird. Im übrigen meine ich, daß die französische Tragödin bei uns vielfach überschätzt worden ist. Sie besitzt ein seltenes Talent der Rhetorik und des mimischen

Ausdrucks der Leidenschaft, eine plastische Gewandtheit und eine Technik in Handhabung aller körperlichen Mittel, überhaupt eine schauspielerische Fertigkeit, die wohl geeignet ist unser Staunen zu erregen. Aber sie verwendet diese Fertigkeit nicht mit künstlerischem Maß im Dienste der Charakterwahrheit und schweift in manierirtem Auftrag einer glänzenden Redekunst über die Grenzen des Schönen hinaus.

Der König beschäftigt die Ateliers unserer Bildhauer jezt in sehr ausgedehnter Weise. Die Bildhauer Schievelbein und Bläser arbeiten für ihn an einem fünftehalb Fuß hohen Relief, welches in Thon gebrannt werden und ein neu erbautes Eingangsthor in Sanssouci schmücken soll. In diesem Schlosse werden auch die von Bläser ausgeführten Marmorhermen von Dante, Tasso, Ariost und Petrarca ihre Stellen finden. Der König beabsichtigt nämlich, daselbst eine Reihe von vierundzwanzig Dichtern aller Nationen in Marmorbüsten aufstellen zu lassen. Gleichfalls in seinem Auftrage hat der Bildhauer Stürmer eine vier Fuß hohe, höchst sorgfältig gearbeitete Gypsskizze des Königs Friedrichs des Ersten vollendet. Ueber dem prachtvollen Krönungsornat trägt der erste König von Preußen den reich gestickten Königsmantel, in der Rechten das Scepter, während die Linke sich auf die neben ihm liegende Krone stüzt.

In einer andern, mit der Skulptur jedoch in naher Verbindung stehenden Kunst hatten wir vor kurzem Gelegenheit ein Werk von höchster Vollendung zu bewundern. Es war ein fast ganz aus getriebenem Silber gearbeiteter Tafelaufsaz, welchen die hiesigen Juweliere Wagner und Sohn zur Weltausstellung nach London gesandt haben. Eine gedankenreiche Composition, die Geschichte der menschlichen Kultur verbildlichend, zeichnet dieses Kunstwerk nicht minder aus als die unübertreffliche Technik, mit der jeder Theil des umfangreichen Ganzen ausgeführt ist. Die Grundform des hauptsächlich zur Fruchtschaale bestimmten Aufsatzes ist die einer architektonisch gegliederten Vase. Am Fuße derselben stellen drei Gruppen die Jagd, die Fischerei, die Viehzucht, als die Hauptelemente im Leben der Nomadenvölker dar. Ueber ihnen gruppiren sich der Feldbau, der Weinbau, der Gartenbau, als Symbole einer höhern Kulturstufe, welche nur bei fester Ansiedelung errungen wird. Die Schaale selbst umgibt ein Fries von kunstvollster Arbeit, auf welchem mehr als hundert Kindergestalten die industrielle und künstlerische Thätigkeit, so wie die Freuden des behaglich geselligen Daseyns versinnlichen. Aus dem Mittelpunkte der Schaale steigt ein Palmbaum empor und trägt auf seiner Krone den Genius der Menschheit, welcher die leuchtende Fackel schwingt und mit dem dreiköpfigen Drachen der bösen Leidenschaften siegreich kämpft. Die Modelle der Figuren rühren vom Bildhauer Fischer, die der Thiere vom Bildhauer Wolf her, und die Vortrefflichkeit der Arbeit wird in London mit nicht geringerem Beifall belohnt werden als in Berlin.

Im Theater erlebten wir die Aufführung des Hippolytos von Euripides, der vierten antiken Tragödie, welche auf die Bühne des Berliner Schauspielhauses gekommen, zugleich der schwächsten und einer Wiederbelebung wohl am wenigsten würdigen. Antigone und Medea stehen poetisch ungleich höher, und so wenig ich ein besonderer Verehrer des französischen Classicismus bin, so bestimmt muß ich Racine das Verdienst zusprechen, in seiner Phädra den Hippolyt des Euripides weit übertroffen zu haben. In der Tragödie des griechischen Dichters sind die menschlichen Gestalten nur Marionetten der Göttinnen Kypris und Artemis. Jene haßt den Hippolyt, weil er sich nicht beugt vor ihrer Macht. Deßhalb erweckt sie in Phädra die Leidenschaft der Liebe, um durch deren Gefühlsqual und Rache den Hippolyt zu verderben. Den Theseus schlägt sie mit Blindheit, welche Artemis, die von Hippolyt hoch Verehrte, zu spät von des Vaters Geiste nimmt, um den Sohn vom Tode zu retten. Die Menschen handeln Zug um Zug nach Vorschrift der Götter, büßen also mit der Selbstständigkeit alle Zurechnungsfähigkeit und mit dieser alles poetische Interesse ein. Dazu kam eine Musik, welche nur das Wort mit Tönen umhüllt, und so hat sich denn das Verfehlte dieser Modernisirung des Antiken hier schlagender bewiesen als je früher. Der König selbst soll geäußert haben, daß er sich über den Eindruck, den er von dem antiken Drama erwartete, getäuscht habe.

(Schluß folgt.)

Paris, Mai.

(Schluß.)

Die Oper. — Der Jahrestag der Republik.

Die Sappho, die Augier für Gounod und die große Oper schrieb, kommt nicht auf Rechnung des Dichters, aber wenn die Kunst anderwärts nach Brod geht, so geht sie in Paris nach mehr als Brod. Das Leben ist theuer in Paris, wenn man es so vielseitig genießen will, als es sich bietet, und Emil Augier ist als Mensch vielseitiger, denn als Dichter. In seiner Sappho hat er eben keine ausnehmende Befähigung zum Operndichter an den Tag gelegt. Um die Liebe der zehnten Muse zu dem Mann, der sie nicht liebt und außerdem über die gewöhnlichen Nachkommen Deucalions sich keineswegs erhebt, zu erklären, ist Augier auf den Einfall gerathen, denselben in einen Freiheitshelden zu verwandeln und in eine demagogische Maschinerie zu verwickeln, zu deren Ehren und Gedeihen ganz schauderhafte Verse von Völkerfreiheit und Tyrannenfraß gesungen werden. Ich weiß nicht, ob Augier diese Verse mit Vorsatz so abscheulich zusammengeschmiedet hat, aber wenn es auch nicht der Fall wäre, man müßte immerhin ihm Glück wünschen, daß er ein solcher Stümper in der revolutionären Lyrik ist.

Ueberhaupt bringen, scheint es, Revolution, Demokratie, Republik, allgemeine Gleichheit und ähnliche Naturerscheinungen der Kunst keinen großen Segen. Vor drei Jahren, sechs Wochen nach dem Februar, in der ersten Glühhize und dem noch lodernden Feuer der revolutionären Begeisterung waren die Modelle zu einer Statue oder Gruppe, die etwas den Umständen Angemessenes vorstellen sollte, in dem Palaste der schönen Künste der Neugierde und dem Urtheile des Volkes, wie man damals sagte, preisgegeben. Sicher hatte sich zu keiner Zeit auf einem so kleinen Raume ein Museum plastischer Ungeheuer von so schreiender Häßlichkeit und Absurdität zusammengefunden. Das bald darauf folgende Verbrüderungsfest und die Verfassungsfeier leben noch jezt im Gedächtnisse aller Liebhaber des Grotesken als Muster dieser Gattung, und die neuliche Jahresfeier des vierten Mai, des Tages, an dem die Republik definitiv ausgerufen wurde, war ihrer reizenden Vorgängerinnen vollkommen würdig. Neptunus war zum Patron derselben, ich weiß nicht aus welchem Grund, gewählt worden, ein Wasserfall hing über dem Pont de la Concorde, ein für die Pariser allerdings überraschendes Schauspiel, in den Champs elysées befand sich eine Art Abriß von den historischen Galerien zu Versailles; die besten Soldaten der Republik, die Coryphäen der Industrie, der Wissenschaft und Kunst, die Ritter des Königthums waren da in Standbildern, wegen deren ihre Manen der Regierung einen Verläumdungsproceß anzuhängen berechtigt wären, und es schien nur etwas so abscheulich als diese Gypshelden: das Wetter. Der graue Himmel entlud sich in Strömen, von dem Feste war bald nichts mehr zu sehen als ein ungeheures Heer von Regenschirmen; kurz die Feier war des Heiligen würdig, dem sie galt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 123. Freitag, 23. Mai 1851.

Die Seele blutet mir um euer Volk;
Ich leide mit ihm, denn ich muß es lieben,
Das so bescheiden ist und doch voll Kraft.

Schiller.

Vier Monate in Schleswig-Holstein.

(Fortsetzung.)

Bei dieser unter allen Klassen der Bevölkerung gleich stark ausgesprochenen Begeisterung für deutsches Leben, für Herstellung einer gebietenden deutschen Macht gewährte das Land selbst, innerhalb dessen Grenze ja doch die Kriegsfackel brannte, einen merkwürdigen Anblick. Von einer Störung der Ruhe war nirgends die Rede, selbst die althergebrachte Lebensgewohnheit außer- und innerhalb des Hauses zeigte sich höchstens in den Orten augenblicklich unterbrochen, die an der großen nach Norden führenden Heerstraße lagen. Die Bewegung in des Volkes tiefstem Herzen, der zermalmende Tritt des Kriegsgottes ließ sich nur in den lebhaften Gesprächen bemerken, die allerdings, wo auch nur zwei oder drei Menschen sich zusammenfanden, sogleich den Kern der Tagesfrage berührten.

Ich kann es mir nicht denken, daß in irgend einem andern deutschen Lande während eines um die höchsten Güter entbrannten Kampfes, bei innerlichster, wenn man will leidenschaftlich warmer Theilnahme am Kampfe selbst eine so allgemein herrschende Ruhe, Besonnenheit und Klarheit ausgesprochener Charakterzug des ganzen Volkes gewesen wäre, noch je seyn könnte. Darin unterschieden sich die Schleswig-Holsteiner sehr bestimmt von allen, die theils um diese Zeit, theils etwas später sich in Masse gegen ein ihnen Verhaßtes erhoben. Im Herzen Deutschlands, in Sachsen, Baden und der Pfalz kämpften nur Parteien, nicht das Volk; in Schleswig-Holstein dagegen würde der Säugling, hätte er lallen können, so fest wie es der Jüngling und Mann, die blühende Jungfrau und der trotzige Knabe thaten, das Nationallied gesungen haben, das damals allüberall erschallte, das die sorgende Mutter an der Wiege summte und der muthige Krieger dem Kanonendonner des Feindes als „Trutz Dänemark" entgegenrief. Daher mochte es auch kommen, daß, so lebhaft die Theilnahme für die Sachsen und Badener war, die Sache selbst im Herzen der Schleswig-Holsteiner doch nicht recht zünden wollte. Man konnte einen ächten Sohn des Landes nicht leicht mehr erzürnen und ihm nicht größeres Unrecht thun, als wenn man die Erhebung der Herzogthümer mit den Insurrektionen der genannten Länder auf gleiche Stufe stellte.

In Fleckebye, einem Dorfe, halbwegs von Eckernförde und Schleswig gelegen, hatte ich Gelegenheit, zum erstenmal diese innerlich tiefe Theilnahme der Landleute an der großen Sache des Vaterlandes zu bemerken. Die Post hielt einige Zeit an, und während die schnaubenden Rosse unter der vorgebauten Einfahrt des Gasthauses, die in ganz Schleswig und Holstein bei allen Wirthshäusern sich gleicht und nach beiden Seiten hin ein leicht zu verschließendes Flügelthor hat, vor dem Sturm geborgen sich verschnauften, trat ich in die mäßig große, äußerst sauber gehaltene Wirthsstube. Wanderer aus Schwansen und vom jenseitigen Ufer der Schlei, aus Angeln ruhten aus und führten ein lebhaftes Gespräch über die Tagesfragen in plattdeutscher Mundart. Sie verwandelten jedoch das Platte sogleich in gutes Hochdeutsch dem Fremden gegenüber, ein Zug im Charakter dieses Volks, den ich später häufig bemerkte und der etwas ungemein Gewinnendes hat. Da ich, vom Süden kommend, auf die Herzogthümer bezügliche Neuigkeiten nicht erzählen konnte, drangen sie nicht mit neugierigen

Fragen in mich, sondern theilten mir unaufgefordert mit, was ihnen aus dem Norden zu Ohren gekommen war. Dabei blieben sie völlig leidenschaftslos, legten aber mit wenigen Worten nicht allein ihr politisches Glaubensbekenntniß ab, sondern verriethen auch eine Kenntniß der Landesgeschichte bis in die älteste Zeit hinauf, die mir auffiel, da ich sie aus dem Munde ganz simpler Arbeitsleute oder Köthner vernahm. Man sah sogleich, daß hier ein Volk um Güter kämpfte, deren Werth es genau kannte und die ihm schwerlich irgend ein Machtspruch jemals dauernd wird rauben können. Ob die europäische Diplomatie, welche gegenwärtig die Ausgleichung des dänisch-schleswigschen Streites übernommen hat, dieß beachten wird, wollen wir abwarten, schon weil wir müssen. Sollte sie es nicht thun, so würde es ihr zwar möglicherweise gelingen, Land und Volk zu pacificiren, die Streitsache selbst aber wäre dadurch keineswegs erledigt. Es ist möglich, Schleswig von Holstein und damit von Deutschland abzureißen, dänisch gemacht ist durch solchen Akt das Volk nicht; die Schleswiger sind keine Polen.

Während meines Aufenthalts in Fleckebye war das Wetter noch unfreundlicher geworden. Der Oststurm jagte schwere Regenwolken über das Land, deren tief herabhängende graue Schleier mir den Anblick der Stadt Schleswig mit dem gewaltigen, weithin sichtbaren Schlosse Gottorp, an dessen Namen sich so viele Erinnerungen knüpfen, zum Theil verhüllten. Auch vom Dannewirke, dem uralten Dänenwall, war nichts zu erblicken, nur die Gegend, wo er sich erhebt, suchte mein Auge. So erreichte ich Haddebye mit seinem altersgrauen, tausendjährigen Kirchlein und bald darauf das Chausseehaus vor Friedrichsberg, wie der südlich gelegene Theil des endlosen Schleswig heißt. Die vielen schwarz-roth-goldenen Fahnen, die überall aus den Fenstern hingen oder auf Dachgiebeln flatterten, sprachen deutlich genug für die deutsche Gesinnung der Bewohner, eine Gesinnung, die unwandelbar bis auf den heutigen Tag dieselbe geblieben ist, auch unter den schweren Bedrückungen der dänischen Polizeiherren, die mit der dänischen Armee nach dem verhängnißvollen 26. Juli 1850 von der Hauptstadt Angelsachsens wieder Besitz nahmen.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Die Poesie des Aberglaubens.

(Fortsetzung.)

Vergebens gibt sich die Philosophie seit Jahren alle erdenkliche Mühe, den ihrer Meinung nach so schädlichen Aberglauben auszurotten. Die angeführte unbestreitbare Thatsache, daß auch die verständigsten Menschen zu Zeiten nicht von Aberglauben frei sind, die Allgemeinheit desselben unter allen Völkern früherer und späterer Zeit, wo er zugleich in den mannigfaltigsten Formen bald deutlicher, bald versteckter in die Volksreligion, ja selbst in die bürgerliche Verfassung eingeht — alles beweist, daß er tief im Seelenleben des Menschen wurzelt und zu sehr seiner poetischen Seite entspricht, als daß er je auszurotten wäre. Wohl kann er durch Erfahrung beschämt, aber niemals überzeugt werden, weil er sich immer durch das Nichterfahrbare zu entschuldigen vermag.

Der Inhalt der Religion beruht nicht auf der Erkenntniß was Gott sey, sondern einzig auf der Vorstellung vom Verhältniß zwischen Gott und Menschen. Dieses Verhältniß wird auf doppelte Art gedacht: des Menschen zu Gott, und Gottes zum Menschen. Im erstern Falle gibt es überall, in jedem menschlichen Bewußtseyn nur Eine Form des Ausdrucks: es ist das Gefühl der Abhängigkeit von etwas Höherem, dem sich weder der Barbar noch der Gebildete entziehen kann. Aber bei der Vorstellung vom Verhältnisse Gottes zu dem Menschen beginnt die Geistesthätigkeit des Einzelnen ihr freies Spiel zu treiben, da die Bestimmung dieses Verhältnisses zunächst von den verschiedenen Begriffen abhängt, die sich jeder von der Gottheit macht. Daher faßt jede Art von Aberglaube stets das Göttliche sinnlich auf. Im Leben, in der Gesinnung, in der Sprache des Volks sprudelt eine reiche Quelle der Poesie, und damit des Aberglaubens. Das Volk bleibt immer Kind und wie dieses allen sinnlichen Eindrücken offen. Der Aberglaube ist gewissermaßen die Poesie des Volks; ein Volk, das abergläubisch ist, tritt, ohne es zu wissen, poetisch schaffend auf. So liegt er auch verborgen im Gemüthe des Dichters, denn sein innerstes Wesen beruht auf dem Symbolisiren, d. h. auf der Fähigkeit, das Allgemeine unter besondern Gestaltungen aufzufassen.

Es liegt selbst im Gebildeten ein Hang, mit Prophezeiungen, Zahlen, Träumen und Ahnungen zu spielen und so gleichsam das alltägliche Leben bedeutend zu machen. Ein gewisses Ahnen lebt schon in der Kinderbrust, das uns unsere Schicksale vorher verkündet, und Jean Paul blickt tief in das Menschenherz, wenn er sagt: „In dieser wunderbaren Nacht des Daseyns ist die Ahnung unser Mondschein; aber sezt dieser keine Sonne voraus?“ — Jede äußere Veranlassung wird dem tieferen Gemüthe zu einer Frage für die Zukunft. Maria Theresia war höchst abergläubisch. Einst fragte sie, die kleine Maria Antoinette auf den Armen haltend, den bekannten Gaßner nach dem künftigen Schicksale des Kindes. Dieser erblaßte und sagte endlich, von der liebenden Mutter gedrängt: „Ew. Majestät, es gibt Kreuze für alle Schultern!“

Jedermann kennt aus Goethes Leben, welch ungeheuern Eindruck es auf den Jüngling machte, als er in Straßburg den Pavillon auf der Rheininsel, wo Maria Antoinette bei ihrer Verlobung mit dem Dauphin dem französischen Bevollmächtigten übergeben wurde, mit Gobelins ausgeschmückt sah, welche die gräßlichen Scenen von Jasons Hochzeit und Medeas Kindermord darstellten. „Sollte es denn," ruft er aus, „den Franzosen ganz entgangen seyn, daß Bilder nicht bloß etwas vorstellen, sondern auch etwas bedeuten und trübe Ahnungen in uns erwecken können!" — Josephine erhielt in früher Jugend von einer Wahrsagerin die Prophezeiung, sie würde einst eine Fürstenkrone tragen, aber auf der Höhe der Macht von ihrem Manne geschieden werden. Wie peinigte sie die zweite Prophezeiung, als die erste in Erfüllung gegangen war! Und als im Jahr 1809 sich auch jene erfüllte, da wurzelte selbst in den untersten Schichten des französischen Volks der Glaube, mit der Trennung von Josephinen sey des Kaisers Glücksstern erblichen. Welch finstere Ahnung beschlich die Gemüther, als bei dem Feste Schwarzenbergs jene unheilvolle Feuersbrunst ausbrach, die eine eben so unerfreuliche als passende Parallele mit jenem unglücklichen Feuerwerke darbot, das bei der Vermählung Ludwigs XVI. mit Maria Antoinetten hunderten von Menschen das Leben kostete! Der 23. Juni des Jahres 1812 sah Napoleon an der Spitze seiner Kolonnen vor dem Niemen, da bäumte sich plötzlich sein Pferd und warf ihn ab. „Schlimme Vorbedeutung!" rief eine Stimme aus seinem Gefolge; „ein Römer würde umkehren!" — Fünf Monate später stürzte ihn der Brand von Moskau von dem Gipfel seines Glücks und derselbe Fluß sah ihn nur als Flüchtigen wieder.

Unschuldig, kindlich ist der Aberglaube, gesellt sich ihm nichts Feindliches, nichts Unduldsames bei. Die göttliche Hülfe ist dem Menschen so nöthig, wenn seine Handlungen, seine Gedanken, seine Gefühle sich vom gewöhnlichen Gang des Lebens entfernen. Namentlich aber ist es ausgezeichneten Menschen eigen, an einen besondern göttlichen Schutz zu glauben, soll ihnen auf ihrer oft gefährlichen Bahn nicht der Muth sinken und das schwache Herz nicht zu zagen beginnen. Deßhalb finden wir den Glauben an eine besondere Vorsehung so stark in dem Kriegerstande ausgesprochen. Alle Helden glauben an eine Prädestination. Napoleon spricht vor der Schlacht an der Moskwa von der Sonne von Austerlitz; und erwiedert, als er in der Schlacht von Montereau die Kanonen selbst richtet, seinen ihn auf die Gefahr aufmerksam machenden Artilleristen: „Seyd ruhig, Kinder, die Kugel, die mich treffen soll, ist noch nicht gegossen!"

In jedem Menschen wohnt eine Neigung zum Uebernatürlichen. Gehen wir von der gefahrvollen Laufbahn der Helden zum schlichten Daseyn der frommen Gemüther über, so finden wir, daß sie oft selbst die unbedeutendsten Vorfälle eines gewöhnlichen Lebens auf die Rechnung einer speziell waltenden Gottheit setzen. Jung Stilling bekommt Kohlen; im ganzen Hause ist kein Kreuzer sie zu bezahlen. Welche Schande, wenn dieß in seinem kleinen Wohnorte ruchbar werden sollte! Aber siehe, während der Köhler sich im Hofe die Hände wascht, lauft eine alte, beinahe vergessene Schuld von einem Augenkranken ein und die Kohlen können berichtigt werden. Der fromme Mann preist seinen Gott, der ihn in der Noth nicht verlassen hat. Dieser Glaube an eine in der Stunde der Bedrängniß und Gefahr helfende und schützende Gottheit ist das Rührendste in frommen kindlichen Gemüthern, wie im Volksglauben, dem ächten Ausdruck eines noch unverfälschten Gefühls, das sich in Sagen und Liedern Trost in den Stunden der Angst holt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mai.

Der Bundestag. — Die Frankfurtsche Verfassung

Wir verspüren hier in diesem Augenblick das Wiederaufleben des ächten Bundestags auch im bürgerlichen Leben; die Miethe der großen Wohnungen steigt, Paläste, die bisher nicht an Mann zu bringen waren, werden für die preußische und österreichische Gesandtschaft zu kaufen gesucht; die schönen neuen Villen in der Umgebung der Stadt bevölkern sich mit Diplomaten; Logen des ersten Rangs im Theater, die bisher nur in außerordentlichen Fällen gesucht waren, werden jezt wieder von fremden Gesandten in Miethe genommen, was auf die Theaterkasse und weiter auf die Kunst sehr vortheilhaft wirkt; die Livréebedienten, die stolzen Equipagen werden häufiger auf den Straßen; mit Einem Worte, man fühlt die Annäherung eines bewegteren aristokratisch-diplomatischen Treibens, wie es in den glänzendsten

Tagen des vormärzlichen Bundestags nicht wahrzunehmen war. In wie weit unser sociales Leben von diesem reichen Zuwachs an Diplomatie und Politik berührt werden wird, dürfte sich zwar erst im nächsten Winter zeigen; aber auch jezt schon tauchen die diplomatischen Diners auf, schon jezt zeigt sich in dem neugeschaffenen Diplomatenclub viel Regsamkeit, und reizende Soireen werden mitunter in den Gartenwohnungen der aristokratischen haute volée gegeben. Frankfurt scheint, in so fern keine Verlegung des Bundessitzes vorgenommen wird, woran kein Mensch glaubt, die Bestimmung zu haben, nach und nach ein ächtes Residenzansehen zu erhalten, wozu auch die verstärkte Garnison (wir werden demnächst eine Armee von 8000 Mann in unserer freien Stadt beherbergen), ferner die wieder zurückgekehrte Blüthe der reichen Kaufmannswelt, so wie die vielen vornehmen Fremden, die sich beständig hier aufhalten, das ihrige beitragen werden. Wenn man aber fürchtet, daß diese glänzende Seite des Bundessitzes übel kontrastiren werde mit dem alten Elend des Bundestags, so ist man ohne Zweifel im Irrthum. Jener alte Bundestag, der am 12. Juli 1848 heimgegangen, ist für immer dahin. Was wir jezt in den Bundespalast einziehen sahen, ist ein neuer Geist, der nur für kurze Zeit noch die alte Form tragen wird, und selbst die Männer aus jener alten Schule bringen einen neuen Genius mit. Ich will das nur an Einem Beispiele zeigen. Der für Hannover ernannte Bundestagsgesandte, v. Scheele, gewiß ein Mann aus der alten Schule des Bundestags, hat der osnabrückischen Ritterschaft, zu der er gehört, und die sich so eben anschickt die alten ständischen Privilegien wieder zu erringen, in einem Schreiben zu wissen gethan, daß sie wohl thun werde, wenn sie von diesem unzeitigen Beginnen Umgang nehme. Die Einzelnregierungen, obwohl weit davon entfernt, Männer an den Bundestag zu schicken, die in irgend einer nähern oder entferntern Beziehung zur Revolution standen, sind sichtbar bemüht, solche Männer für Frankfurt auszuwählen, die Sinn und Neigung für besonnene Fortentwicklung und Neugestaltung haben, und gerade deßhalb, weil man in den lezten drei Jahren hinreichend erfahren hat, daß eine Einrichtung wie der Bundestag in Deutschland nicht gut entbehrt werden kann, bemüht man sich, dieser Einrichtung Würde, Gehalt und Ansehen zu geben, damit sie befähigt werde, Stürmen zu widerstehen und ein neues Leben zu entfalten. Es befürchtet deßhalb auch kein Vernünftiger, daß die neue Schöpfung in Frankfurt das trostlose Schicksal der Schöpfung in Dresden haben werde, wenn sie Hand an das Werk der Umgestaltung zu legen versucht. Dresden grenzte noch in mancher Beziehung in seiner Ueberstürzung und Formlosigkeit an die Revolution, Frankfurt kann das Werk der Reform von einem festen, gesetzlichen und bewährten Boden aus beginnen, und besser wäre es wohl gewesen, wenn man dem Rathe Oesterreichs gefolgt hätte und gar nicht nach Dresden gegangen wäre.

Unsere Lokalverfassungsarbeiten ruhen, und werden wahrscheinlich lange nicht in dieser Ruhe gestört werden. Der Frankfurter Senat hatte allerdings den guten Willen, etwas brauchbares Neues an die Stelle des Alten zu setzen, aber er mußte sich nach drei vergeblichen Versuchen überzeugen, daß das Alte, so mangelhaft es auch seyn mag, immer noch besser sey, als jene drei neuen Verfassungsentwürfe, welche der Reihe nach drei einander folgende gesetzgebende Körper an's Tageslicht zu fördern versuchten. Der erste Versuch scheiterte an seinen übermäßig demokratischen, der dritte an seinen übermäßig reaktionären Elementen, und der zweite hatte etwas von den Sünden beider ohne ihre Vorzüge. Solche Experimente konnten nicht in dem Plane des Senats liegen, welcher wünschte, daß das neuzuschaffende Gebäude der Verfassung Frankfurts in Einklang gebracht werde mit den eigenthümlichen Verhältnissen, wie sie sich hier im Laufe von Jahrhunderten hervorgebildet, und wie sie die Blüthe Frankfurts begründet haben. Der Senat wollte das Neue mit dem Alten vermählt wissen, seine Gesetzgeber aber, zumal diejenigen, die aus der Revolution hervorgegangen waren, zweifelten an der Lebensfähigkeit des Alten und hatten doch nicht das Geschick, neue dauernde Formen zu begründen. Wenn aber auch die lokalen Verfassungsversuche scheiterten, um vielleicht nie wieder aufgenommen zu werden, so darf man darum doch nicht glauben, daß der Senat auf dem alten Fleck stehen zu bleiben beabsichtige.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Mai.

(Schluß.)

Die neue Theaterintendanz.

Der neue Theaterintendant ist bekanntlich in der Person des bisherigen Premierlieutenants, jetzigen Kammerherrn von Huelsen ernannt; Küstner tritt mit dem ersten Juni von seiner Stellung zurück und mit einer Pension von 2000 Thalern in den Ruhestand. Von einigen Theatermitgliedern war beschlossen worden, ihm am Schluß seiner Amtsführung ein Zeichen der Anerkennung und des Andenkens zu überreichen. Die Betheiligung daran wurde aber von so vielen abgewiesen, daß der Intendant, als er dieß erfuhr, sich jedes Zeichen der Art verbat. Auffallend könnte es scheinen, daß gerade solche Mitglieder sich ausschlossen, die dem Abgehenden besonders dankbar zu seyn alle Ursache haben, wüßte man nicht, daß sie sich dadurch der aufgehenden Sonne zu empfehlen hoffen. Das ist der Lauf der Dinge. Der neue Intendant hat, seinen eigenen Aeußerungen zufolge, die Absicht, vorzugsweise das Lustspiel zu begünstigen. Er selber zeigte sich bei Hofe und in andern vornehmen Kreisen bei kleinen Theatervorstellungen öfters in komischen Rollen. An neuen guten Lustspielen ist großer Mangel, daher wird Herr von Huelsen die älteren Lustspiele, namentlich von Jünger, Kotzebue, Raupach und andern wieder aufnehmen. Wir müssen abwarten, in welcher Weise dem heutigen Geschmack damit gedient seyn wird. Der neue Intendant scheint alles nach ausschließlichem persönlichen Ermessen anordnen zu wollen, und hat sich in Privatkreisen bereits dahin ausgesprochen, daß das sogenannte Prüfungscomité, eine Art von Jury, welche alle eingehenden Stücke liest, und dann ihr Gutachten über Annahme oder Nichtannahme abgibt, mit seinem Amtsantritt aufhören wird. Professor Gubitz, der mit Dr. Spieker, Professor Rötscher, den Regisseurs und dem Sekretär des Theaters in diesem Comité sich befand und übrigens das unbesoldete Gefälligkeitsamt nur in Folge einer mehr als dreißigjährigen Freundschaft mit Küstner vor ein paar Jahren übernommen hatte, erklärte sogleich sein Ausscheiden, als Küstner auf wiederholtes Ansuchen die Entlassung erhielt. — Schließlich noch eine Theateranekdote. Am 7. Mai war Kleist's Prinz von Homburg zur Aufführung angesezt, mußte jedoch ausfallen, weil Tags vorher zwei Prinzen zur Probe kamen: Hendrichs und Liedtke. Der Prinz von Homburg ist nämlich eine Alternirungsrolle, und Liedtke wäre an der Reihe gewesen. Hendrichs protestirte, die Regisseurs und der Intendant waren nicht kräftig genug, um durchzudringen, die Vorstellung unterblieb. Nun folgt die Erklärung: die Aufführung war angeordnet worden, um dem Kleist'schen Werke die neuen Kleider aus Kösters großem Kurfürsten anzuziehen, und sicher ist dieser Umstand des putzsüchtigen Hendrichs hauptsächlichster Bewegrund gewesen. Der Vorfall gibt nur ein Beispiel zu vielen, und wenn eine militärische Disciplin über diese unkünstlerischen Eitelkeiten und Eifersüchteleien käme, so könnte dem Institute daraus nur Vortheil erwachsen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 124. Sonnabend, 24. Mai 1851.

Next to the making matches for herself,
And daughters, brothers, sisters, kith or kin,
Arranging them like books on the same shelf,
There's nothing women love to dabble in
More (like a stock-holder in growing pelf)
Than match-making in general. —

Byron.

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

IV.

Auch ein altes Pärchen.

Der verwittweten Frau Stadtschreiber Krollin mußte es in ihrem Ehstand recht gut ergangen seyn; denn es gab Niemand, der so aufgelegt gewesen wäre Heirathen zu stiften, als sie. Wo sie einen „Angestellten" wußte, der noch nicht so glücklich war verlobt oder vermählt zu seyn, da schwebte ihr gleich eine ganze Liste heirathsfähiger Frauenzimmer (Damen war damals noch keine übliche Bezeichnung) vor Augen, und sie war unerschöpflich in Entdeckung neuer Kanäle, durch die sie an verhärtete Hagestolzenherzen zu gelangen wußte. Man mußte sie sehen, wenn sie mit ihrer Dose neben sich und einer Kaffeetasse vor sich bei irgend einer Frau Base oder gar bei der Mama eines Ehstandskandidaten saß, mit welch strahlendem Gesicht sie die Töchter des Landes die Musterung passiren ließ, und nicht nur von jeder wußte, wie viel sie besaß, sondern auch die Quellen davon. „Ich sage Ihnen, jedes der Mädchen bekommt dreitausend Gulden gleich mit, außer der achtzehnfachen Aussteuer! Die Mutter hab' ich noch ledig gekannt, die ist eine geborene Bernerin, und der alte Berner hat einen ledigen Bruder geerbt mit wenigstens achtzigtausend Gulden." — Und nicht nur reiche Erbinnen hatten sich ihrer Fürsorge zu erfreuen, sie hatte auch Herzen zu herabgesetztem Preis in Petto, gesetzte Frauenzimmer für Wittwer mit drei, fünf, sieben bis neun Kindern, resolute Personen, die in ein strenges Geschäft taugten; kurz: „der Jüngling und der Greis am Stabe, ein jeder ging beschenkt nach Haus." — Waren dann die Leute versorgt, so ließ sie sie ruhig ihrer Wege ziehen, ohne ihre Verdienste geltend zu machen, wenn es gut, oder sich verantwortlich zu fühlen, wenn es schlimm ging; erst wenn sie verwittwet wurden, gewannen sie wieder Interesse für sie.

Die Lebenszeit ihres seligen Mannes, wo sie als Genossin seiner Würde an seiner Seite regiert hatte über die Schaar der Schreiber und Substituten, hatte sie redlich benützt. Sie selbst war leider weder mit Töchtern noch mit Söhnen gesegnet, aber sieben Nichten und drei Pathen waren nach und nach glücklich an Pfarrer, Schreiber und anderweitige Subjekte untergebracht worden und konnten in verschiedenen Theilen des Landes die fürsorgliche Güte ihrer Tante rühmen. Für den Augenblick aber schien die Frau Stadtschreiberin genöthigt zu seyn, auf ihren Lorbeeren auszuruhen. Alle Wittwer nah und fern in der Runde waren versorgt, alle Aktuare und Vikare versprochen, einen hartnäckigen Amtspfleger, der, recht ihr zum Trotze, gerade gegenüber mit einer uralten Haushälterin seine ledige Wirthschaft führte, hatte sie als hoffnungslos längst aufgegeben. So saß sie denn eines Morgens in unfreiwilliger Ruhe, wie ein thatendurstiger Krieger zur Friedenszeit, in ihrem wohlgewärmten Stübchen beim Kaffee, als ihr der Hausherr wie gewöhnlich die Zeitung heraufschickte.

Den politischen Theil des Blattes ließ sie stets unberührt; ob's Krieg oder Frieden in der Welt geben werde, das konnte sie doch nicht herausbringen, und von der Zollvereinsfrage wollte sie nichts mehr hören, seit sie fand, daß Zucker und Kaffee doch nicht wohlfeiler wurden. Ihr Lebenselement waren erst die Traueranzeigen, die Beförderungen. Ueber die Heirathsanträge entsetzte sie sich sehr, sie fand das einen höchst

unschicklichen Weg und konnte nicht begreifen, wie ein Frauenzimmer sich entschließen möge „so einen Zeitungsmann" zu nehmen.

So durchlief sie denn wieder begierig die Reihe der Traueranzeigen. Das war aber magere Ausbeute, kein bekannter Name. „Gegenwärtig stirbt doch auch gar Niemand Rechtes," sagte sie verdrießlich, ohne zu ahnen, welche Grausamkeit in diesem Verdruß liege. Bald aber traf sie auf ein erfreulicheres Feld: „Seine königliche Majestät haben geruhte: Zuerst Hauptleute, Ober- und Unterlieutenants rc.; das war ihr gleichgültig, um Militärpersonen hatte sie sich noch nie bekümmert; gleich darauf aber kam's besser: „die evangelische Pfarrei Schniezingen dem Pfarrer Brommeler von Bergmühl." Das fiel wie Thau auf trocken Land und eine Welt von Gedanken quoll aus diesen dürren Worten. War nicht Schniezingen in der nächsten Nähe, kaum eine Stunde entfernt von ihrem Wohnsitz? und war's nicht gut, daß der langweilige Amtsverweser von dort wegkam, der so frech gewesen, sich eine Braut auf eigene Hand auszuwählen, eine Ausländerin aus dem Badischen, von der kein Mensch wußte wem sie gehörte? War nicht der Pfarrer Brommeler ein naher Vetter, das heißt ein Schwager von einem Drittekind ihres seligen Mannes, und seit drei Jahren Wittwer? Welche Aussicht! welche Reihe von Planen! Das einfältige Bergmühl lag fast am Ende des Landes, da hatte man dem Brommeler mit keinem vernünftigen Vorschlag beikommen können; nun war's recht gut, daß er noch nirgends unvorsichtig „hineingetappt" war, daß man noch für ihn sorgen konnte.

Flugs setzte sie sich hin, um dem Herrn Vetter die Verwandtschaft in's Gedächtniß zu rufen, zu der guten Pfarrei zu gratuliren und ihre Dienste zu etwaigen Anordnungen wegen Hausputzen, Kunstherdsübernahme, Gartenbesorgung rc. anzubieten. Nachdem sie mit vieler Anstrengung diese Epistel zu Stande gebracht, konnte sie sich getrost weitern Operationsplanen überlassen. Ein Wittwer ohne Kinder auf einer so guten Pfarrei! sie wußte noch gar nicht, wem sie diesen lekern Bissen zuwenden sollte. Dazu mußte der Brommeler noch ein ganz stattlicher Mann seyn in seinen besten Jahren. Das brauchte reifliche Erwägung. Aber war sie denn auch gewiß, daß er noch Wittwer war? Vor zwei Jahren war er's noch gewesen, aber sie hatte damals schon gehört, daß seine Haushälterin sich scharf um ihn bemühe; konnte es nicht seyn, daß die Bemühungen dieser schlechten Person — jede Heirath war unstatthaft, die nicht durch ihre Vermittlung zu Stande kam — indeß gelungen waren? Das mußte ermittelt werden.

Glücklicherweise fiel ihr ein, daß in der fünf Stunden entfernten größern Stadt die Frau Kammerdiener Rutscher wohne, ein leiblich Geschwisterkind des Brommeler, und ihr durch diese Verwandtschaft von lange her bekannt. Sie hätte schon lang in die Stadt sollen, um sich dunkeln Kattun zu einem Ueberrock zu kaufen, da sie durch die fünf Musterpäcke, die ihr zugesandt worden waren, noch nicht zur Entscheidung hatte kommen können. Da war's denn am besten, sie faßte den Entschluß, selbst auszuwählen und zugleich bei der Frau Rutscher Erkundigungen einzuziehen. Demzufolge wurde ein Platz im Deckelwagen des Stadtboten bestellt. Damals gab es weder Eisenbahnen noch Omnibusse, und man traf Anstalten, als gälte es eine Reise um die Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Poesie des Aberglaubens.

(Fortsetzung.)

Die erste Philosophie sprach in Bildern, Symbolen und sinnlichen Zeichen, in welchen sich eine höhere geistige Weisheit sinnbildlich verkörperte. Ja, wenn man will, so gingen die Symbole eigentlich aller Philosophie voraus und haben ihre Entstehung der rohen Natur und dem erst aufkeimenden Menschenverstande zu danken. Der kaum zum Selbstbewußtseyn erwachte Mensch bildet die ganze Natur nach sich, sowohl die belebte als die unbelebte. Ueberall trägt er die Menschenform und den Menschengeist hinein. Dem Thiere legt er seine Reden, dem Steine seine Gedanken bei. Der einzelne Mensch wie das Menschengeschlecht beginnt seine Kenntniß mit der unmittelbaren Anschauung. Die ihn umgebenden Naturelemente, ihr bald heilsamer, bald verderblicher Einfluß erregten seine Aufmerksamkeit zunächst und leiteten ihn auf eine höhere Macht, die er sich ähnlich dachte und als deren Ausstrahlungen ihm die Elemente erschienen. Die Natur der Gottheit symbolisirte er sich im Sturme, ihre Gegenwart im Feuer, ihr Strafgericht im Wasser, ihre Verheißungen in den lebenden Früchten des Erdreichs. Der Mensch in seiner Kindheit thut, was der Dichter und der Künstler immer thun. Er greift, wenn er Ideen und Begriffe ausdrücken will, zu lebendigen Bildern und Symbolen, die vor dem kalten Verstande das voraus haben, daß sie eine frische, unmittelbare Anschauung gewähren. Zum Kinde wie zum Volke spricht das Bild immer lebendiger als das bloße Wort, und so behält der Mann aus dem Volke von einer ganzen langen Predigt am besten das bildliche Gleichniß. In jedem Symbole verbindet sich das Unendliche mit dem Endlichen, das Uebersinnliche mit dem Sinnlichen, um durch die Sinne auf die Phantasie und das mystische Gebiet des Wunderbaren zu wirken. Unsere heutige Bildung spricht über die dunkeln Regionen in der Natur und der

Menschenseele sehr vornehm ab. Ihre gegenseitigen Beziehungen gehören aber einmal zu der Nachtseite der Naturwissenschaft, und es möchte noch eine geraume Zeit verfließen, ehe die Erfahrungsseelenkunde diese Pfade erhellt. Wir ahnen aber, daß für alle Arten des Aberglaubens ein zureichender Grund aufzufinden seyn wird.

Um wie viel richtiger erkannten unsere Voreltern die eigentliche Natur des Menschen, wenn sie ihm statt trockener Sittensprüche, die sich höchstens seinem Gedächtnisse einpflanzen, ohne seine Phantasie zu beschäftigen und sein Herz zu berühren, gewisse praktische Lebensregeln in symbolische Bilder kleideten! Sie holten aus der Geisterwelt, aus der belebten wie unbelebten Natur bildliche Gleichnisse, die irgend eine Wahrheit dauernd und tief einprägen sollten und gewöhnlich ihren Zweck nicht verfehlten. Jedes Kind weiß jezt oder glaubt zu wissen, woher die heißen Quellen entstehen, die so manche Gebrechen des Menschen heilen. Zu Origenes Zeiten hielt man sie für heiße Thränen verstoßener Engel, vergossen, ihre Schuld zu sühnen. Was spricht lebendiger zu dem Kinde, wenn man ihm jezt verbietet, das Messer mit der Schneide nach oben auf den Tisch zu legen, weil es sich so leicht verletzen könnte, oder wenn unsere Altvordern lehrten, die heiligen Engel würden sich, im Zimmer umherschwebend, daran die Füße verwunden? Der alte Glaube fand für alles Persönlichkeiten und drohte faulen Mägden mit der Frau Holle, bösen Kindern mit dem Knechte Ruprecht. „Blicke nicht zuviel in den Spiegel, denn die Eitelkeit ist ein Laster" — sagen wir einem gefallsüchtigen Mädchen und glauben durch diese trockene Sittenlehre Wunder was zu bewirken. Um wie viel eindringlicher und lebendiger wirkt die Vorstellung, daß dem Mädchen, das sich noch Abends im Spiegel betrachtet, der Teufel über die Schulter blicke! Man lehrte einst, jeder müsse so viele Stunden vor der Himmelsthüre warten, als er in seinem Leben Salzkörner unnützerweise verstreut habe; ferner, der lezte Wunsch eines sterbenden Feindes, den man erfüllen konnte und zu erfüllen unterlassen, verwandle sich für das ganze Leben in einen bösen Geist u. s. w.

Wir sind ja so außerordentlich verständig und in dem Maße tugendhaft geworden, daß wir einer in Bildern versteckten Sittenlehre nicht mehr bedürfen. Bedenkt man aber, wie viel gesunder Menschenverstand sich hinter dem alten Aberglauben verbarg, wie er in der Regel mehr polizeiliche Weisheit als die Polizei und eine frischere Moral als die künstlich zusammengekittete Staatsmaschine unserer Tage besaß; erwägt man, wie höchst ersprießlich er für gute Sitte war, indem er nur die poetische Form hergab, um Kindern und Ungebildeten Regeln der Tugend, des Fleißes, des Anstands, der Reinlichkeit u. s. w. einzuschärfen, so kann man nur bedauern, daß sie falsche, prosaische, geist- und gemüthtödtende Aufklärungssucht des Polizeistaates auch hier ohne allen Unterschied despotisch einschreitet. Wenn auch das Kind mit der Ausbildung seines Verstandes die Scheu vor übernatürlichen, handgreiflich in sein Leben einwirkenden Gewalten verliert, so gehören selbst im gebildetsten Manne die kindlichen Eindrücke zu den am tiefsten haftenden, und deßhalb ist ein so großer Werth auf die von Jugend auf gepflegte äußere, zu den Sinnen sprechende Symbolik des Gottesdienstes zu legen. Die Form des Kultus ist das Lebensprinzip, welches das nur der Möglichkeit nach existirende religiöse Gefühl in's Daseyn ruft.

Der Mensch in seiner Kindheit, umgeben von und in enger Wechselwirkung mit den elementarischen Einflüssen der Natur, trägt so gern, je ungetrübter er das Naturleben auffaßt, sein körperliches und selbst sein geistiges Leben auf dieses über. So lebt ihm der Wind, der Fluß, das Meer, der Bach, der Wald, die Sonne. Je weniger er die Körperwelt erkennt, desto mehr bereichert er die Welt der Geister. Die Wiege des Aberglaubens war aber der bilderreiche Orient, dessen religiöse Weltanschauung schon Zoroaster in das dualistische System eines guten, Ormudz, und eines bösen Prinzips, Ahriman, brachte, welch lezteren die Israeliten während der babylonischen Gefangenschaft unter dem Namen Satan in ihren Glauben aufnahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonnabend.

Sonnabend heißt das treue Blut,
Das ich zum Freund erwähle;
So feierabendlich sein Muth,
So friedlich seine Seele.

Wie eines Sonntags schöner Traum
Kommt er auf mich gesunken,
Und beut vom Becher mir den Schaum,
Der morgen wird getrunken.

Ich träum' vom allerschönsten Kind,
Das morgen durch die Heide,
Zu herrlich für mein Lied, im Wind
Hinrauscht im weißen Kleide.

Sonnabend! steh, ich bin mit dir
So ganz von Einem Schlage:
Zu einem Dichter ward ich schier,
Du fast zum Feiertage!

J. G. Fischer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mai.

(Fortsetzung.)

Die Frankfurter Verfassung. — Zwei sociale Institute. — Die Messe.

Verfassungen bilden nur das Gehäuse für gute innere Einrichtungen, und so gebrechlich ist die Ergänzungsakte vom Jahre 1816 nicht, daß sie nicht gute innere Einrichtungen zuließe, welche denn auch der Senat auf dem Wege der Specialgesetzgebung herbeizuführen sucht. So wird jezt an der Einrichtung der Geschwornengerichte und der Preßgesetzgebung rüstig gearbeitet, das Erziehungs-, Gerichts-, Armen- und Finanzwesen werden reformirt. Man hätte sich die dreijährigen Verfassungswehen ersparen und doch zu dem Ziel gelangen können, nach dem man jezt strebt; aber es war den Frankfurter Verfassungsenthusiasten mehr um den Weg als um das Ziel zu thun. Wie sich jezt die Sachen gestaltet haben, ist es sogar noch eine besondere Gunst der Verhältnisse, daß keiner der neuen Verfassungsentwürfe Wurzel gefaßt hat, denn entweder hätte eine solche Verfassung dem Bundestag weichen müssen, oder der Bundestag wäre ihr gewichen, d. h. er hätte Frankfurt verlassen. Die Bundesakte gestattet dem Bunde eine Einmischung in die lokalen Verfassungsverhältnisse des Bundesgesetzes, und noch weit mehr als in Hamburg würde man in Frankfurt bald diese Einmischung von oben wahrgenommen haben.

Zwei neue Institute sind hier vor nicht langer Zeit in's Leben getreten, die zur Lösung der socialen Frage auf friedlichem Wege in unserm Kreise redlich das ihrige beitragen werden und bereits eine sehr anerkennenswerthe Thätigkeit entfalten. Das eine dieser Institute, „die Anstalt zur Nachweisung von Arbeit,“ greift der arbeitenden Klasse direkt unter die Arme, besonders denjenigen Individuen, die arbeiten wollen, aber nicht zur Arbeit gelangen können. In dieser Anstalt geben die Bewohner Frankfurts, welchen die Förderung dieses Unternehmens am Herzen liegt, ihre Arbeits- und Arbeiterbestellungen ab, und eben so melden sich in derselben die unbeschäftigten, arbeitslustigen Arbeiter, und das Comité sorgt dafür, daß den Arbeitgebern und den Arbeitnehmern möglichst genügt werde, indem es bei seinen Arbeitsanweisungen den Fleiß, die Tüchtigkeit, die Sittlichkeit und die guten Zeugnisse der Arbeitsuchenden besonders berücksichtigt. Die Anstalt hat in den lezten Monaten gegen fünfhundert Arbeitsbestellungen ausgeführt, und sehr vielen Menschen aus der arbeitenden Klasse vorübergehend und bleibend Arbeit und Nahrung verschafft, zugleich zur großen Zufriedenheit der Arbeitgeber, wie wir aus den monatlich veröffentlichten Zeugnissen ersehen. Die Anstalt steht bereits bei der arbeitenden Klasse in großer Achtung, weil sie mit vollster Uneigennützigkeit wirkt, keinerlei Nebenzwecke verfolgt, und den Arbeitern durch sprechende Thatsachen zeigt, daß ihr Loos den begüterten Klassen und den Menschenfreunden warm am Herzen liegt. — Das zweite dieser Institute nennt sich: „Verein zur Hebung des sittlichen Zustandes im Gesellen- und Lehrlingsstande.“ Diese Anstalt erscheint als ein Zweig der „innern Mission,“ jedoch, wie der Verein besonders scharf betont, ohne alle religiöse oder politische Tendenz. Die Absicht des Vereins ist, den hiesigen Handwerksgesellen und Lehrlingen für die Muße- und Feierstunden einen Versammlungsort zur Verfügung zu stellen, wo sie besser aufgehoben sind als in Wirthshäusern, Herbergen und Arbeiterclubs, einen Versammlungsort, wo sie sich mit Leuten aus den gebildeten Ständen unterhalten, wo sie gute Lektüre, belehrende Vorträge, lebendige Unterhaltung und auch einige materielle Erquickungen finden. Man sieht somit, daß sich in diesen Räumen nicht bloß Arbeiter, sondern auch sehr angesehene Bürger einfinden, leztere bemüht, die erstern sittlich zu kräftigen durch Wort, Lehre und Beispiel. Wenn diese Anstalt noch nicht den wünschenswerthen Umfang erreicht hat, so liegt die Schuld an der Verdächtigung, welcher dieselbe von Seiten der Demokratie und der religiös Indifferenten ausgesezt ist, eine Verdächtigung, die um so nachtheiliger wirkt, je mehr sich die arbeitende Klasse der Demokratie zuneigt. Man dichtet dem Verein reaktionäre und pietistisch-jesuitische Absichten an; dennoch hat derselbe bereits eine große Anzahl Gesellen und Lehrlinge in seine Lokalitäten gezogen, und die jungen Leute fühlen sich recht behaglich da und ziehen ihre Kameraden nach.

Unserer altehrwürdigen und berühmten Frankfurter Messe scheint der Untergang bevorzustehen, wenn sich die Verhältnisse nicht ändern. Wir prophezeien das nicht nach dem schlechten Resultat der so eben abgelaufenen Ostermesse, sondern nach der Erfahrung vieler Jahre. Frankfurt selbst ist zum Theil Schuld daran. Statt daß Frankfurt, als die Verhältnisse für seine Messen durch den Zollverband und die Eisenbahnen schlechter wurden, seine großen Capitalien zu Hülfe genommen hätte, um eine bedeutende Fabrikindustrie in's Leben zu rufen und die Messen dadurch in Blüthe zu erhalten, hat man es vorgezogen, entweder sich mit aller Macht auf den Börsenhandel zu werfen, oder im Ausland, in England und Amerika, Großhandlungen in Manufakturen zu gründen. Dadurch ist zwar erreicht, daß Frankfurt den Staatspapiermarkt von Süd- und Mitteldeutschland beherrscht und im Freihandel das Heil der Welt erblickt, aber der vollsaftige Frankfurter Großhandel ist hin. Mit Recht bemerkt eine süddeutsche Zeitung: „Die Geld- und Handelsmächte Frankfurts haben die Bedürfnisse der Zeit übersehen. Sie hätten, statt vor dem Götzen des Freihandels zu knien, ihre Kräfte auf die Gewerbthätigkeit ihrer Umgegend verwenden, sie hätten Leipzigs Beispiel vor Augen halten sollen. In der Leipziger Messe ist das lebendig schlagende Herz der großartigen Industrie der sächsischen Länder offen gelegt, in der Frankfurter Messe aber erblickt man einen an Verdauungsbeschwerden leidenden Magen, dem zu viel Säfte zufließen, die er nicht verarbeiten kann, und dem keine Digestivmittel und keine Freihandelsoperation mehr helfen werden.“ So ist's: Frankfurt war auf die Fabrikindustrie und auf den Schutzzoll als Binnenhandelsstadt hingewiesen, und es hat, verblendet genug, gerade das Gegentheil von dem gewählt, was ihm Noth that. Noch in der jüngsten Zeit, nämlich bei Gelegenheit der neulichen Generalversammlung des Vereins zum Schutz der nationalen Arbeit, wurde diese Verirrung von den Koryphäen der Industrie, die damals hier versammelt waren, tief beklagt, und mit Schmerz darauf hingewiesen, was Frankfurt der deutschen Industrie seyn könnte, und was es ihr nicht geworden ist.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 125. Montag, 26. Mai 1851.

Le merveilleux est la raison du peuple.
Voltaire.

Die Poesie des Aberglaubens.

(Fortsetzung.)

Die Blüthenzeit des Aberglaubens entfaltete sich in der heitern, alles belebenden Religion der Griechen, die jedem Baume, jeder Quelle ihre eigene Gottheit gab und deren frische Poesie keiner poetischer gewürdigt hat als unser Schiller in seinen „Göttern Griechenlands.“ Die völkerbezwingenden Römer führten aus jedem eroberten Lande dessen Provinzialgottheit in die Weltstadt Rom, würdig alle Götter zu empfangen. Welch ein Feld für die abergläubischen Gebräuche so verschiedener Götterdienste! — Aber man glaube nicht, daß der Monotheismus den Aberglauben zu bannen vermöge. Wie oft fiel das erkorene Volk des einzigen Gottes in Götzendienst und zog ein goldenes Kalb dem Dienste Jehovas vor! Keine Religion dringt so sehr auf die Einheit Gottes als der kahle, bilderlose Islam, und dennoch öffnet kein anderer Monotheismus dem Aberglauben ein so weites Thor als dieser. Alle Türken glauben steif und fest, daß manche Leute Glück, andere Unglück bringen — die Ogur und die Ogurlu. Edelsteine üben nach ihnen einen großen Einfluß auf die aus, welche sie tragen. Dem Smaragd, dessen grüne Farbe dem Auge so wohl thut, und dem Saphir schreiben sie gerade viel Böses zu, Gutes dagegen dem Diamant, Lapis Lazuli, dem Rubin, dem Jaspis und Karniol, besonders aber dem Türkis. Alle diese Steine schützen vor dem „bösen Blick.“ Auch im Abendlande herrschte der Glaube, der Diamant verliere seinen Glanz, wenn der, so ihn trägt, sich einem Feinde nähere. Wohlthätig wirkt der Aberglaube des Türken auf Erhaltung alter Gebäude, da sie die Ueberzeugung hegen, jedes alterthümliche Gebäude oder Denkmal stehe unter einem besondern Genius.

Selbst dem Christenthum ist es keineswegs gelungen, das Reich der Zwischengötter zu zerstören, womit kindliche Völkerstämme, wie Irländer, Hochländer u. s. w., die entlegensten Räume der Natur bevölkern. Wie hätte es auch die im menschlichen Wesen begründeten, im Mund und Herzen des Volks von Ur-alters her lebenden Sagen vernichten können? Es erniedrigte nur diesen Glauben und stellte ihn als einen heidnischen in Schatten. Alle diese Volkssagen, denen das wunderbare und dämonische Element nicht fehlen darf, müssen als Nachklänge einer uralten, vom Christenthum nicht gänzlich verdrängten Mythologie betrachtet werden. An Götter darf das Volk nicht glauben, es nimmt daher dämonische Mittelwesen an, die Luft und Wasser, Wald und Berg, Thal und Kluft bevölkern, und die den Gottheiten niedern Rangs der alten Götterwelt entsprechen. An die Stelle der antiken Nymphen und Faunen, wie anderer Elementargötter, treten die celtischen und nordischen Feen, Nixen, Undinen, Kobolde, Gnomen, selbst diabolische Wesen, meist an bestimmte Lokalitäten geknüpft, wie der Erlkönig, Rübezahl u. a. Besonders ist der Glaube an Elfen fast über ganz Europa verbreitet und ohne allen Zweifel älter als das Christenthum. Am ausgesprochensten finden wir diese Mythe in Irland, Schottland, Dänemark und Schweden. Auch die deutschen Volkssagen sind ihrer überwiegenden Mehrheit nach nichts anderes als die Mythen unserer heidnischen Vorfahren. Eine Menge derselben lassen sich auf die alten Götter Othin, Thor, Baldur beziehen. Die weißen und schwarzen Elfen der Edda,

die ursprünglich dem Tag und der Nacht angehörten, unterschied das Christenthum als gute und böse, und besonders die leztern als gefallene, aus dem Himmel gestoßene Engel, die ungewiß über ihre Zukunft und ob sie je Verzeihung erhalten, rastlos auf der Erde umherschweifen. So sah man schon lange in den Irlichtern Seelen Verstorbener, die nicht zur Ruhe gelangen konnten.

Der Irländer hält seine Elfen für wunderbare, halb geisthafte, halb menschliche Wesen von entgegengesezten Eigenschaften. Schön und häßlich, gütig und boshaft zeigen sie sich dem Geschlechte der Menschen bald wohlthätig, bald verderblich. Bald locken sie die Kinder der Erde in ihre Gesellschaft, bald fliehen sie vor ihnen in unzugängliche Einöden. Immer wird ihnen aber großer Einfluß auf's Leben zugeschrieben, und Elfen müssen bei den wichtigsten Ereignissen des Hauses die Hand im Spiele haben. Dieser Aberglaube erfüllt die Seele des armen Irländers mit Bildern, die Abwechslung in die Einförmigkeit seines beschränkten Lebens bringen. Er gewinnt an Phantasie, was ihm an Verstand abgehen mag. Es treibt ihn dieser Glaube zu guten Handlungen und hält ihn von bösen zurück. — Es zeigt sich in den schottischen Sagen und Liedern ganz deutlich, wie der mildere Glauben an Elfen, Zauberer und Saganen (Geister der Elemente) nach und nach entstellt worden ist, und wie die an sich gute Absicht der Prediger des Christenthums das Reich des Teufels, des nordischen Phantoms mit Hörnern, Schweif und Pferdefuß geschaffen hat, das ursprünglich nie vorhanden war.

Keine Natur- und Lufterscheinung kann auf dem an diesen Phänomenen so reichen Harze entstehen, ohne daß der Böse dabei sein Spiel hat. Der dort herrschende Glaube an Zwerge nähert sich sehr dem Mythus der schottischen Elfen. Wie diese wohnen jene in Bergen und Höhlen und sind im Besitze großer Reichthümer. Wie die Elfen, stellen die Zwerge besonders Kindern nach, daher sie in einigen Gegenden am Harz bis zur Taufe auf's sorgfältigste bewacht werden, damit kein Wechselbalg die Stelle des gestohlenen Kindes einnehme, übereinstimmend mit dem an andern Orten herrschenden Glauben, Kinder dürfe man vor der Taufe nicht an die freie Luft bringen, weil dann noch der Böse Macht über sie habe.

Wie die Phantasie der Völker die weiten Räume der Natur mit fabelhaften Gestalten bevölkert, so beruht der astrologische Glaube, der Jahrhunderte lang unerschüttert war und dem der Orient noch huldigt, auf dem dunkeln Gefühle eines ungeheuern Weltganzen. Wenn das Weltgebäude ein unendlicher Organismus ist, so bildet das Sonnensystem, dem wir angehören, eine Organengruppe und unsere Erde ein einzelnes Organ jenes lebendigen Ganzen. Alle Organe des großen Weltganzen stehen in inniger Wechselwirkung und dienen offenbar einem unendlich großen Zwecke, den wir zwar nur ahnen, der aber ganz gewiß besteht. Geht doch alle Bewegung des Niederen vom Höheren aus. Das Meer wird von der Luft, Meer und Luft werden von Sonne und Mond, der ganze Erdkreis vom Einflusse der Gestirne bewegt. Es liegt in der Natur des Menschen, lieber nach dem Fernen als nach dem Nahen zu greifen. Spricht die Erfahrung dafür, daß die nächsten Gestirne, „durch die Himmel wehend, mit ihrem Segen uns umwitternd," einen entschiedenen Einfluß auf Elektricität des Luftkreises, auf Witterung, Vegetation, selbst Krankheitscharakter haben, und steigt man dann stufenweise immer aufwärts, wie läßt sich dann mit Bestimmtheit angeben, wo endlich diese Wirkung aufhören dürfte? Daß die Sonne auf die Erde wirkt, hat noch Niemand geleugnet; daß der Mond Einfluß auf das Meer, auf den Luftkreis, und besonders unter dem tropischen Himmel, auf den Menschen äußert, ist durch Thatsachen festgestellt. Der Philosoph ist genöthigt, eine Wechselwirkung des Entferntesten anzunehmen; der Astronom findet überall Störungen eines Gestirns durch andere.

(Schluß folgt.)

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Fortsetzung.)

Eine Reise mit dem Stadtboten hatte die Unannehmlichkeit, daß man schon Morgens um vier Uhr bereit seyn mußte, für eine alte Frau eine harte Zumuthung. Salome, die alte Magd, hatte den ganzen vorhergehenden Tag zu laufen, bis alles gehörig besorgt war. Da mußte ein halb Pfund Kaffee geholt werden, um nach alter guter Sitte der Frau Kutscherin eine kleine Verehrung mitzubringen, ferner Milchbrod gebäht zum morgigen Frühstück, da so früh noch nichts beim Bäcker zu haben war, sodann der Bäckerjunge bestellt, daß er eine Stunde vor der Aufbruchszeit am Hause schelle, um zu wecken; auch mußte die Staatshaube noch zur Putzmacherin und das feine Merinokleid gehörig gebürstet werden. Endlich legten sich Frau und Magd um sieben Uhr Abends zur Ruhe, um gewiß Morgens zur Zeit wach zu seyn.

Nach einer endlosen Fahrt, eingezwängt mit dem Nachbar Kupferschmied, zwei Mägden, die Dienste suchten, und der Familie des Boten, zwischen Kisten, Schachteln und Koffern, kam die Frau Stadtschreiberin matt und müde, wie gerädert in der kleinen Residenz an. Sie hätte gern unterwegs den versäumten Morgenschlaf nachgeholt, aber bei jedem Nicken war ihr Kopf in bedrohliche Berührung mit dem Kessel gekommen, den der Kupferschmied in die Residenz lieferte

und der hinten aufgepackt war. Es war nahe an zehn Uhr, als sie ausstieg, um sich zu Frau Rutscher zu begeben, die sie, wie sie hoffte, in Kaufläden begleiten solle, um den Kattun auszuwählen.

Ein Regenguß drohte, als sie eben die Pforte der Rutscherschen Wohnung erreichte, sehr verlangend nach einem guten Kaffee und einer warmen Stube. Siehe, da stand Thür und Thor weit offen, die hochaufgeschürzte Magd war zwischen Kübeln und Sandscherben in vollster Putzarbeit und gab kurzen Bescheid. Der Herr Rutscher war im Schloß und kam heute nicht heim, die Frau war über Land bei ihrer Tochter, der sie im Wochenbett wartete. Die Magd traf nicht die mindeste Anstalt zur Aufnahme und Bewirthung der Frau Stadtschreiberin. Seufzend schickte sich diese an ihren Stab weiter zu setzen, ohne zunächst zu wissen wohin. Da kam eine sehr sorgfältig gekleidete ältliche Frau so eben mit nassem Regenschirm zur Hausthüre herein und hörte noch das Gespräch. „Ach, das wird der Frau Rutscher gar leid seyn, so einen raren Besuch zu versäumen! Sie hat mir schon manchmal von Ihnen erzählt. Aber Sie werden doch nicht in dem Wetter fort wollen? Bemühen Sie sich in mein Stübchen." So nöthigte die Frau, die, wie die Magd der Frau Stadtschreiberin bei Seite sagte, Frau Pfarrer Senner, die Hausfrau im obern Stock, war.

Nach unzähligen Complimenten ließ sich die Frau Stadtschreiberin bewegen mit der Frau Pfarrerin in ihr recht nett gehaltenes Mansardenstübchen zu gehen und dort ein Täßchen Chokolade zu trinken, das diese in Ermanglung einer Magd unter unendlichen Entschuldigungen wegen ihres öftern Ab- und Zugehens selbst bereitete. Zuletzt ließ sich die Frau Stadtschreiberin sogar noch nöthigen zum Essen zu bleiben, wobei es freilich etwas knapp zuging, da sich die Frau Pfarrerin aus einer Menage speisen ließ; aber dafür besserte sie mit einem guten Kaffee nach, so daß die beiderseitigen Herzen vollständig aufgingen. Es ergab sich, daß der Vater der Frau Pfarrerin Diaconus im Ort gewesen, wo der Vater der Frau Stadtschreiberin als Dekan gelebt; so war es also eine alte Bekanntschaft.

Die Frau Pfarrerin war überaus sorgfältig, wenn auch in billige Stoffe gekleidet, hatte sogar etliche Blümlein in ihrer Haube und ein himmelblaues Band darauf, zum Zeichen, daß sie noch für jung gelten wollte, was ihr aus einiger Entfernung auch gelingen konnte, wenn man ihre falschen Haare und ihren sehr zahnlosen Mund übersah. Sie hatte der Frau Stadtschreiberin viel zu klagen über ihre bedrängte Lage, in der sie sich seit ihres Mannes Tode befinde. Bisher habe sie zwei Söhne eines wohlhabenden Vetters bei sich gehabt und mit deren Kostgeld ihre Haushaltung bestritten; jetzt aber habe dieser sie heimgenommen und halte ihnen einen Hofmeister, und ihr bleibe keine Wahl, als zu einem Stiefsohn zu ziehen, was sie bitterlich ungern thue.

Die Frau Stadtschreiberin hatte großes Mitleid mit ihrer Wirthin, und als diese Nachmittags mit ihr in sechs Kaufläden herumzog, wo sie das halbe Waarenlager herabreißen ließen, bis sie im lezten endlich über den dunkeln Kattun einig wurden, da war die neue Bekanntschaft bei ihr auf den Gipfel der Gunst gestiegen. Es war ein vortrefflicher Einkauf, dieser dunkle Kattun, so fein im Boden, so ächt in der Farbe, so modest und doch freundlich, so einfach und doch simpel. Ueber diesem gelungenen Handel und einem noch vortheilhafteren Einkauf in Reis, den sie um einen halben Kreuzer wohlfeiler bekam als daheim, und von dem sie daher einen Achtelscentner auspackte, vergaß sie fast ganz den eigentlichen Zweck ihres Besuchs, und nachdem sie noch den Stadtboten dreiviertel Stunden hatte warten lassen, weil der Mezger die guten und billigen Würste, die ihr die Frau Pfarrerin verrathen, noch nicht fertig hatte, fuhr sie ganz befriedigt ab und berechnete unterwegs, wie viel sie auf dieser Reise profitirt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mai.

(Schluß.)

Der Handel Frankfurts. — Theater.

Consequent genug haben sich auch die Frankfurter Geld- und Handelsmächte von jener Generalversammlung fern gehalten, um diese bittern Wahrheiten nicht verschlucken zu müssen. Es war ein Unglück für Frankfurt, daß sich ihm durch seine weltberühmte Börse die Gelegenheit bot, seine Capitalien auf die leichteste Weise zinsbar zu machen; dadurch hat es sich von der Fabrikindustrie abgewendet und sich dem falschen Gott der Börse mit Leib und Seele verkauft. Diese Sünde, die sich schon durch das Verschwinden des Frankfurter Großhandels gerächt hat, kann sich dereinst noch weit bitterer rächen, wenn einmal die

jetzige politische Weltlage eine andere werden sollte. Freilich hat sich Frankfurt durch das Verzichten auf die Fabrikindustrie ein Arbeiterproletariat vom Halse gehalten; aber es hat dafür auch seinen Wohlstand auf Sand gebaut und muß nun, um auch das gewerbliche Proletariat fern zu halten, an Einrichtungen festhalten, die sehr beschränkend sind, unserer Zeit gar nicht und am allerwenigsten der Neigung zum Freihandel entsprechen. Was dem gänzlichen Zerfall des Frankfurter Handels und der Frankfurter Messen vorbeugen könnte, das wäre die Verwirklichung der deutsch-österreichischen Handelseinigung und ein schleuniges Anbahnen der Fabrikindustrie. Aber dazu sind wenige Aussichten vorhanden.

In der jüngsten Zeit glänzte unsere Bühne durch die Gastspiele Therese Milanollos, Tichatschecks und Emil Devrients, dreier Sterne erster Größe. Die Milanollo erregte einen unbeschreiblichen Enthusiasmus mit ihrer göttlichen Geige und gab etwa zwölf Concerte im Theater bei stets überfülltem Hause. Als sie ihr Gastspiel beendet hatte, ließ Therese eines Tags gegen fünfhundert arme Leute in ihre Wohnung laden, spielte vor denselben ihre schönsten und besten Concertstücke, und nach Beendigung des Concerts beschenkte sie jeden Armen mit einem Gulden. Sie lud zu diesem Feste auch eine Anzahl Personen aus der Klasse der Begüterten, so wie viele Geistliche und Kunstfreunde. Ein gewöhnliches Concert zum Besten der Armen, das sie ohnedieß schon im Theater gegeben hatte, genügte ihr nicht, sie wollte die Armen unmittelbar durch ihre göttliche Kunst erfreuen, sie wollte ihnen, neben dem Geldgeschenk, auch einen geistigen Genuß spenden. Therese hat sich und die Kunst durch diese That geadelt. — Zum Schluß ein Wort über das Preiskonkurrenzstück von Benedix: „der Liebesbrief.“ Diesem Stücke wurde zwar in Wien nicht der Preis zuerkannt, aber es wurde bekanntlich als das drittbeste von den eingesendeten 110 Lustspielen bezeichnet. Vielleicht war es auch das beste, denn die zwei bevorzugten Stücke von Bauernfeld und Mautner haben bei der Aufführung keineswegs sehr gefallen. Was den „Liebesbrief“ betrifft, den wir hier zuerst aufführen sahen, so ist das Stück, wie alle Benedix'schen, reich an Bühneneffekt ohne daß der Verfasser nach Effekt gehascht hätte. Wären die Stücke desselben so reich an Gedanken und Ideen, als sie reich an Verwicklung und Handlung sind, so wäre er ein deutscher Scribe, was er allerdings nicht ist. Auch in diesem „Liebesbrief“ ist eine Fülle ächten Bühnenlebens, aber man fühlt, daß es weit substantieller an Gedanken seyn könnte.

Dresden, Mai.

Eine Privatsammlung von Zeichnungen.

Sie erinnern sich der jüngst gemeldeten Auffindungen und Herstellungen, mit denen unsere Bildergalerie neu bereichert worden ist (s. Nr. 108. 109). Diese Gemälde sind nunmehr bis auf die Venus, die nur ein erkrankter Rahmenvergolder noch aufhält, sämmtlich in den offenen Sälen ausgehängt. Es gibt da wirklich einige bisher ungekannte »maraviglie dell' arte« zu sehen, und der wunderliche Mißverstand eines Idioten, dem diese Benennung wie ein Fluch geklungen hatte,* ist ohne böse Bedeutung geblieben. Aber noch mehr Genuß und Belehrung war neulich im engern geselligen Kreise aus einer Privatsammlung zu schöpfen, die reicher und gewählter als jedes Album, vielleicht weit umher, und in Dresden gewiß, ihres Gleichen sucht. Man sah zwar zum Theil nur Neben- oder Verarbeiten der Maler- und Bildnerkunst, aber die skizzirten wie die ausgeführten von einer Mannigfaltigkeit und Vorzüglichkeit, die Bewunderung erregte und zu wiederholtem hingebendem Beschauen einlud. Es ist nämlich eine eben so wirkungsvoll als lehrreich geordnete, bis jezt etwa dreihundert Nummern starke Sammlung von Originalhandzeichnungen namhafter, meist gegenwärtig lebender Künstler, angelegt zu dem Endzweck, den in unserm öffentlichen Museum bisher noch so wenig berücksichtigten, geistig bedeutenden Aufschwung der neuern deutschen Kunst nach ihren verschiedenen Richtungen in möglichst würdiger und bezeichnender Weise durch Beiträge der bessern und besten Künstler zur Anschauung zu bringen, und zum Vergleich auch einige der vorzüglichsten, besonders im technischen Fortschritt ausgezeichneten Leistungen ausländischer, französischer, niederländischer und englischer Meister daneben zu stellen. Der glückliche Sammler, ein wohlhabender Rechtsbeamter ohne Familiensorge, seit mehreren Jahren Mitvorstand des hiesigen Kunstvereins, hat weder Kosten noch Mühen gescheut, Werthvolles für seinen schönen Zweck zu erwerben, und weiß mit bequemem Apparat und Zuziehung befreundeter Künstler den eingeladenen Beschauern die genußreichsten Abende zu bereiten. Was er auf seinen Pulten vorlegen läßt, sind Feder-, Kreide- und Bleistiftzeichnungen, getuschte oder Sepiablätter, Aquarellen, Gouachen und Oelskizzen, darunter in anmuthiger, nicht verwirrender Abwechselung Ernstes und Launiges, historische und Genrebilder, Landschaften, Marinen und Architekturen, Blumen-, Frucht- und Thierstücke, alles von längstbewährten Meistern oder talent- und hoffnungsvollen Jüngern der Kunst. Die Münchener und die Düsseldorfer Schule, die historischen, phantastischen und naturalistischen Richtungen, die Virtuositäten in Composition, Zeichnung und Colorit scheinen gleichmäßig vertreten. Vorzüglich anziehend sind von später berühmt gewordenen Künstlern einzelne Jugendarbeiten, denen man noch die ganze Liebe und Hingebung des ersten Schaffens in einem Grade ansieht, wie er selbst bei den größern bestellten Werken des reifern Alters nicht mehr zu erkennen ist. Und was diesen kleinern Schöpfungen großer Meister für Laien wie für Kenner einen besondern Reiz verleiht, ist die Gewißheit, daß sie ganz eigenhändig und mit frischester Kraft von ihnen selbst, nicht wie so viele ihrer bewunderten Fresken oder Oelgemälde zum Theil von Schülerhand ausgeführt sind. Die gefeiertsten Namen, wie P. Cornelius, Overbeck, J. Schnorr v. Karolsfeld, W. Kaulbach, Schwind, J. Koch, P. Heß, Reinhart, Lessing, Bendemann, H. Vernet begegnen uns in der Sammlung wenigstens mit einzelnen Blättern. Von andern, wie A. Achenbach, Dahl, Dielmann, Genelli, Gerhardt, Gonne, Hasenclever, Hauschild, J. Hübner, R. Jordan, Kirchner, Kirner, F. Krüger, R. Kummer, Leßt, Mind, G. Mücke, Nerly, Oehme, Peschel, Preyer, Retzsch, L. Richter, Ritter, Rottmann, J. W. Schirmer, Schorn, Schrödter, E. Specter, Vogel v. Vogelstein, Wegner, Werner u. a. m., von Greuze, Gudin, Hubert, Schelfout, Verboeckhoven, Callow, Copley, Fielding u. a. finden wir meistens mehr als Eine Zeichnung oder Farbenskizze. Auch von Coryphäen der Plastik und Architektur sind Thorwaldsen, — dieser mit dem Amor, der den Pfeil spizt — Rietschel, Hähnel, Thürmer, jeder mit Zeichnungen würdig vertreten; und damit es neben dem künstlerisch Schätzbaren selbst an Curiosen nicht fehle, überrascht uns eine Landschaft von Goethe's Hand, so wie der launige Erguß einer hohen Person, welche die Balletkünste ihrer Residenz in gutgezeichneter Carrikatur verewigt hat.

(Fortsetzung folgt.)

* Einer der Gelehrten von der Galeriecommission hatte einen Bedienten, der ihm oft in seiner Bibliothek suchen half, und dadurch einen Anflug von Bücherkenntniß gewonnen hatte. In Folge jenes Gemäldefundes wurde nun einmal nach kunstgeschichtlichen Werken gesucht. „Ach,“ rief der Herr verdrießlich, „das Buch von Ridolfi find' ich gar nicht: »Maraviglie dell' arte,« sezte er, den Titel angebend, in noch geschärftem Tone hinzu. „Ei nun,“ tröstete gutmüthig der Diener, „suchen Sie nur nicht gleich, gnädiger Herr! Ich will's schon finden.“

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 126. Dienstag, 27. Mai 1851.

Let me speak to you, you shall hear how things go, and I warrant, to your content.
Good hearts, what ado here is to bring you together!

Shakespeare.

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Fortsetzung.)

Die Frau Stadtschreiberin hatte nun freilich nichts Näheres über den Pfarrer Brommeler erkundet; das war aber auch nicht nöthig, denn nach vier Tagen erhielt sie bereits einen Brief von ihm selbst, in dem er sich schönstens bedankte für ihr freundliches Zuvorkommen, seiner einsamen Lage erwähnte und meldete, daß seine Haushälterin den Kunstherd übernehmen wolle, wenn auch ein Backöfele dabei sey und die Häfen alle in gutem Zustand. Also war er noch Wittwer! Das war das große Fundament, auf das sich weiter bauen ließ, und jezt erst kam ihr eine lichte Idee: die Frau Pfarrerin, das war ja die allerbeste Frau für den Brommeler, und sie brauchte dann nicht zu ihrem Stiefsohn zu ziehen, und beide hatten keine Kinder; das paßte alles vortrefflich. Ein bischen alt war sie freilich, aber sie stellte doch noch etwas vor. Ja, es gestaltete sich immer fester in ihrem Kopf, so mußte es werden!

Als nach sechs Wochen der Herr Vetter Brommeler kam, um seinen neuen Dienst anzutreten, ward er von der Frau Base zuvor mit Kaffee bewirthet, ehe ihn eine Deputation der Gemeinde in sein vollkommen gerüstetes und bereitetes Pfarrhaus einführte, und mit dieser Stunde begann die Frau Stadtschreiberin die Ausführung ihres Operationsplans. Jungfer Philippine, die Haushälterin, die stets höchst besorgt um ihren Gebieter herumscherwenzelte, hatte nicht so ganz unrecht mit dem instinktartigen Widerwillen, den sie bald unverkennbar gegen die Frau Stadtschreiberin an Tag legte; denn allerdings mußte diese ihr Werk damit beginnen, daß sie die Herrschaft der Philippine untergrub und dem Pfarrer die Nothwendigkeit einer Frau recht zum Bewußtseyn brachte. Zu dem Ende wunderte sie sich gewaltig über den Holz-, Zucker- und Kaffeeverbrauch des Herrn Vetters, fand seine Hemden etwas vergilbt, das Tischzeug nicht schön gewaschen, und der Schlußseufzer bei allem war stets: „freilich, wo eben keine Frau ist!“

Der Pfarrer ließ hie und da ein Wörtchen fallen von einer gesezten Pfarrtochter der Gegend, von der und jener jungen Wittwe, von Jungfer Philippine selbst; da wußte aber die Frau Stadtschreiberin so gegründete Einwürfe, so wichtige Gegengründe, daß er an keine mehr zu denken wagte. Endlich nach wochen- und mondenlangem Streben hatte sie's zum großen Ziel gebracht, daß der Herr Vetter sagte: „Ja, wenn Sie mir eine taugliche Person wüßten, Frau Base!“ Nun war der Damm gebrochen: „Ja, denken Sie, Herr Vetter, ich wüßte Jemand, der ganz für Sie geschaffen wäre.“ — „Doch nicht zu jung?“ — „Bewahre, was denken Sie! Ein recht gestandenes Frauenzimmer, eine Wittfrau.“ — „So? — aber wissen Sie, Frau Base, aber — ich sehe zwar nicht auf's Aeußerliche — aber so eine ältere Person hat oft schon allerlei an sich; ich sollte Jemand haben, der mich aufheitert; auch eine Person, die noch sauber ist, wissen Sie, schon wegen der Gemeinde.“ — „Ja, das wäre es gerade: eine so lebhafte Person, sie weiß von allem zu sprechen, und noch so gar wohl erhalten, weiß sich so nett zu kleiden; ich glaube sie wird kaum etwas über vierzig seyn.“ Die Frau Stadtschreiberin beruhigte ihr Gewissen in der Stille mit dem Gedanken, daß nirgends bestimmt sey, wie viel *etwas* sey. „Und dann,“

meinte der Herr Pfarrer, „werde ich doch allmählig auch älter (er war in den Sechzigen); da sollte sie mich auch in kranken Tagen wohl verpflegen können; es kann an den kräftigsten Mann etwas kommen.“ — „Ach, das wäre da gerade die Hauptsache: ihr erster Mann ist zehn Jahre kontrakt gewesen und hatte die Kopfgicht.“ Kurz, die Frau Stadtschreiberin kam so in Eifer, daß die Frau Pfarrer Senner sich am Ende zu einer Perle sonder Preis verklärte und der Pfarrer kaum erwarten konnte, bis er dieses Kleinod zu Gesicht bekommen konnte.

Nun war die gute Frau in ihrem Element; schon auf kommenden Montag versprach sie eine Zusammenkunft einzuleiten und zog glorios ab, indem sie den schnippischen Abschiedsknix der Jungfer Philippine mit einem Blick voll triumphirenden Hohns erwiederte. Rüstig, als ginge sie selbst auf Freiers Füßen, wandelte die siebenundsechzigjährige Frau heim.

Viel flinker als das leztemal rüstete sie sich jezt zur Reise in die Stadt und der dunkle Kattun wurde dabei in die Welt eingeführt. Frau Rutscher war dießmal daheim, aber die Frau Stadtschreiberin hörte nur mit halbem Ohr den sonst so interessanten Bericht von ihrer Tochter Wochenbett und dem Gedeihen des Säuglings, obgleich die Heirath dieser Tochter auch eine ihrer wohlthätigen Stiftungen gewesen war. Sie suchte sobald als möglich zur Frau Pfarrerin hinauf zu kommen, die schon nach vier Wochen den sauren Zug zu ihrem Stiefsohn antreten wollte. Als die begleitende Frau Rutscher abgerufen war, konnte die Frau Stadtschreiberin endlich herausrücken mit ihrem Projekt, obgleich sie in der Stille denken mußte, Frau Senner könne eben so gut etwas über fünfzig seyn. So ganz mit offenen Armen, wie sie erwartet, eilte ihre Protegée dem verheißenen Ehstandshimmel nicht entgegen. „Wenn es eben ein zu alter Mann sey und kränklich, so wisse sie wirklich nicht — Sie sey der Ruhe so bedürftig, leide so viel im Magen, daß sie selbst Pflege brauche; wenn sie wüßte, daß sie in große Unruhe käme — u. s. w.“ — „Bewahre! das ruhigste Leben von der Welt, ein ganz rüstiger Mann und ein schönes Vermögen! Da könne sie sich die besten Tage machen; jeden Winter werden acht Gänse gestopft, und eine so schöne Haushaltung!“ Kurz der Frau Pfarrerin wässerte am Ende der Mund nach der geschilderten Herrlichkeit, und sie versprach sich am Montag einzufinden, obwohl sehr verschämt und verlegen. Die Frau Stadtschreiberin kaufte noch ein Viertelpfund Anisbrod auf diesen großen Tag und fuhr in hellem Triumph nach Hause.

(Schluß folgt.)

Die Poesie des Aberglaubens.

(Schluß.)

Tiefsinnige Aerzte älterer wie neuerer Zeit (Mead, Mesmer, Hildenbrand) haben vom Einflusse der Gestirne auf das Nervensystem und den stehenden Krankheitscharakter gehandelt, und so darf der Mensch diese Einwirkung nur auf das Sittliche, auf Glück und Unglück ausdehnen, und der Grund für den astrologischen Glauben ist gelegt. Ja dieser Glaube liegt unserer Natur so nahe, ist so leidlich und läßlich, daß man mit vielen großen Geistern versucht wäre, ihn nicht einmal Aberglauben zu nennen. Welch ein Feld für die Phantasie des Dichters, diese leuchtenden Herrscher des Himmels durch die Schwingungen des Aethers auf die Sterblichen wirken zu lassen! Aber Goethe hat in seinen orphischen Sprüchen unter der Aufschrift Dämon diesen Glauben am schönsten gewürdigt:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du seyn, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“

Er beschreibt ausführlich, und wie es scheint nicht ohne einige Selbstgefälligkeit, die glückliche Constellation, die am 29. August 1749 Mittags zwölf Uhr bei seiner Geburt stattgefunden, da die Sonne im Zeichen der Jungfrau stehend für den Tag culminirte und von Jupiter und Venus freundlich angeblickt wurde. Freilich an die Dynamik der Naturkräfte zu glauben, dazu bedarf es einer lebhaften Phantasie, die nicht jedem gegeben. Daher gab der tüchtige Zelter einmal in München bei der Versammlung der Naturforscher einem trockenen Pedanten, der die Einwirkung der Gestirne unbedingt verwarf, die derbe Antwort: „Sie haben Recht, nicht an den Einfluß der Gestirne zu glauben. Sie sehen aber auch darnach aus!“

„Hören möchten wir am liebsten, was wir gar nicht glauben können!“

So ruft der Chor im zweiten Theile des Faust, und er hat damit den wahren Grund des Wunderglaubens im Volke angegeben.

Ich glaube es war Fontenelle, der so treffend sagte: »La raison peut convaincre le sage, elle ne suffit pas encore à nos paysans.« Das Volk verehrt am meisten was es nicht versteht. Darum üben dunkle, halbwahre, oft leere, aber mit Emphase ausgesprochene Worte deren eigentlichen Sinn es nicht zu fassen vermag, eine so unbegreifliche Macht auf sein Gemüth aus. Vielleicht ist hierin der psychologische Grund zu finden, warum bei allen Völkern dem Wahnsinn eine Art höherer Inspiration zugeschrieben wird als dem

kalten positiven Verstande. Gab doch Pythia ihre Orakel in einem solchen Zustande. Alle dunkeln Vorstellungen beherrschen mit einer Art dämonischer Gewalt das Gebiet unserer Empfindungen. Sie wirken unmittelbar auf das schöpferische Reich der Einbildungskraft, erwecken Erstaunen, erregen Furcht und führen uns durch die Bilder, die sie uns vorspiegeln, aus der wirklichen Welt in eine ideale, die für uns viel mehr Reiz hat als das Bestimmte, Bekannte, Vollendete und Wahre.

Jedes Volk glaubt an Wunder. „Unmöglich ist's, drum eben glaubenswerth!" Durch diesen Glauben sind unter den Menschen die wichtigsten Revolutionen bewirkt worden, welche die scharfsinnigste Philosophie, die weiseste Politik, die unumschränkteste Gewalt nie zu Stande gebracht haben würden. Was ist gegen diesen Wunderglauben klare Einsicht in den naturgemäßen Zusammenhang aller Dinge! Der Bauer zweifelt keinen Augenblick, der leibhaftige Gottseybeiuns speie Funken aus der Elektrisirmaschine. Erklärt ihm, die Funken werden aus etwas Staniol und Glas erzeugt — er wird ungläubig den Kopf schütteln. Das Blei, in das sein Tabak gepackt ist, das Glas, aus dem seine Fensterscheiben sind, daraus sollten jene Funken entstehen?

Beruht nicht die Wirkung der Geheimmittel auf dem Einfluß, den sie durch die Phantasie auf den Geist des Menschen üben? Abergläubische Mittel haben sich bei schwachen Menschen nach hundertfältiger Erfahrung wirksam bewiesen. In der Stunde der Noth und der Gefahr sind auch die größten Denker schwach und greifen nach allem, was sie bei guter Gesundheit entschieden verlacht haben. Und sind im Grunde nicht alle Mittel in ihrer Wirkung Geheimmittel? Auf welche Weise heilt denn China das Wechselfieber? — Wer will hier die Grenze zwischen Glauben und Aberglauben ziehen? Ist nicht das Zutrauen des Kranken zum Arzte eine Art des magnetischen Rapports, ein belebender, ein beseligender Glaube, ein Geheimmittel? — Die Erweckung der Hoffnung, die Belebung der Einbildungskraft, die ein kluger und rechtschaffener Arzt geschickt, behutsam und zur rechten Zeit anzuwenden weiß, sind nicht selten im Stande sowohl den kranken Geist, als den leidenden Körper zu heilen. Wer ist der Sterbliche, der sich zu bestimmen getraute, ob man im einzelnen Fall die Heilung bloß durch psychischen Einfluß oder durch Arzneikörper bewirkt habe? Werden nicht oft Pillen aus bloßen Brodkrumen zum Heilmittel in der Hand des denkenden Arztes?

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind," und es wird stets durch die Wundersucht bedingt, die objektive Wahrnehmung durch das Subjekt des Wahrnehmenden. Die Erscheinungen haben stets die Gefälligkeit, sich nach denen zu richten, die sie eben sehen oder nicht sehen wollen. Gespenster entfliehen von selbst, wenn man nicht daran glaubt; wer daran glaubt, sieht sie auch am hellen Tage. Luther wollte keine Wunder der Heiligen mehr sehen, und siehe, es gab keine mehr. Aber die Wunder des Teufels, Herenwerk und Zauberei wollte er nicht fahren lassen, und sein Dintenfaß flog noch dem Teufel an den Kopf. Thomasius wollte keine Heren mehr sehen, und die Heren verschwanden. Mit zunehmendem Alter und wachsender Erkenntniß verliert der Aberglaube wie jeder Wahn an seiner Gewalt über den Menschen. Der aller Poesie feindselige Egoismus beschleicht uns mehr und mehr, zieht uns von der Außenwelt ab und weist uns auf uns selbst zurück. Jede Leidenschaft, selbst die Liebe, die mächtigste von allen, ist dem Erlöschen nahe, wenn sie, statt unserer Eitelkeit zu schmeicheln, ihr in den Weg tritt und diese zarte, leicht verletzliche Fee verwundet. Am Ende sehen wir nur zu gut ein, wie wir mit dem Glauben an ein eingebildetes Gut, sobald wir nur ernstlich wollen, auch den Aberglauben los werden können. Wir entsagen ihm um so leichter, je mehr alles, was wir seinem Gebiete entziehen, zu unserem Vortheile gereicht. Aber sind wir darum glücklicher, mit uns zufriedener, andern willkommener? Gewiß ist es, daß unsere schönste Zeit, die der Jugend, die der Ideale, die der Täuschungen dahin ist und der Verstand in seine durch bittere Erfahrungen errungenen Rechte tritt. Der Mensch ist alt geworden, der helle Blick wird trübe und das müde Haupt neigt sich zur Erde.

A. Clemens.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

Die Werbungen für Brasilien. — Handel.

Das am häufigsten und erbittertsten besprochene Thema des Tages sind wohl — und mit Recht — die Anwerbungen für Brasilien, deren vorzüglichste Opfer die unglücklichen Schleswig-Holsteiner werden. Jeder rechtlich Gesinnte sieht die öffentlich, ohne Hehl und Scheu betriebene Werbung für das transatlantische Kaiserreich für eine geradezu vom Staate concessionirte Menschenverkäuferei an, und der Unwille des bessern Theils unserer Mitbürger erreichte den höchsten Grad, als einige gesetzkundige Männer ein von 1816 datirendes und später wiederholt erlassenes, noch nicht wieder aufgehobenes Gesetz zur öffentlichen Kunde brachten, nach dessen Inhalte diejenigen, welche ausländische Werbungen in unserer Stadt und auf deren Gebiete betreiben oder nur begünstigen würden, mit Zuchthausstrafe bedroht werden. Im Angesicht eines solchen Verbots durfte hier für Brasilien ein Werbehaus errichtet, durften Bestellungen für Waffen, Uniformstücke u. s. w. für die Angeworbenen öffentlich gemacht, Transportschiffe für sie gemiethet werden, und sind letztere, mit ihrer Menschenfracht belastet, ungehindert in See gegangen! Wohlgesinnte schritten, da die Stimme der Presse, so laut sie sich

auch erhob, von den Behörden unbeachtet blieb; zum äußersten und denuncirten diese Werbungen bei der betreffenden Behörde, damit dieser nicht der Vorwand zu gute käme, sie wisse nichts von der Sache; allein trotz dem, daß das Gesetz von 1816 dem Denuncianten solcher Werbungen einen Lohn von 50 Mark verspricht, blieb auch dieser nur mit Widerwillen gethane Schritt völlig fruchtlos und der Quasidenunciant erhielt nicht einmal eine Antwort. — Was das Loos der Angeworbenen betrifft, so darf man leider nicht daran zweifeln, daß es das schrecklichste seyn wird. Schon früher ist hier, wenn gleich sehr geheim und unter Beobachtung der größten Vorsicht, für diesen südamerikanischen Staat geworben worden, und zwar nicht ohne Erfolg; aber nicht einer von allen ist wiedergekehrt, und die zu Anfang noch von den Unglücklichen eingelaufenen Berichte thaten sämmtlich dar, daß man ihnen auch nicht eine der gethanen Versprechungen gehalten, sondern die Menschen, die sie geleistet, verläugnet hatte. Später hörte man gar nichts mehr von den Betrogenen, denn der Tod ist ja stumm. Als kürzlich einige Angeworbene vom hiesigen brasilianischen Agenten eine schriftliche Bürgschaft verlangten, wurde diese ihnen verweigert, ihnen aber das Ehrenwort gegeben, daß man den eingegangenen Verpflichtungen nachkommen werde. Wie wenig darauf zu bauen seyn dürfte, mag schon die Thatsache darthun, daß auf dem Schiffe „Hamburg,“ noch bevor dieses den Ausfluß der Elbe erreichte, Meuterei unter der angeworbenen Mannschaft wegen schlechter Kost und Behandlung ausbrach und nur mit Mühe gedämpft wurde.

Im Handel ist es, trotz des überaus günstigen Winters, der die Schiffahrt gar nicht hemmte, ungewöhnlich still und die Spekulationslust nicht nur hier am Platze, sondern auch in den großen Handelsstädten Amerikas, fast auf Null herabgesunken. In den leztern sieht man nämlich, wie die von dorther kommenden Briefe darthun, einer allgemeinen Bewegung in Europa entgegen, und in einem mir zugekommenen Briefe heißt es sogar: „Hier ist alles in Erwartung eines furchtbaren, allgemeinen Krieges in Europa, der, nach der Meinung unserer Politiker und Spekulanten, nicht ausbleiben kann. Dafür spricht auch der Umstand, daß Garibaldi, von dem die europäischen Zeitungen behaupten, daß er sich in England aufhalte, ganz in unserer Nähe, auf Long-Island (der Brief ist von Newyork datirt), ein mächtiges Heer für Italien anwirbt, dessen Stärke auf 30 bis 40,000 Mann gebracht werden soll.“ Das ist nun freilich komisch; aber der Spaß kommt uns theuer zu stehen, wenn sich die Handelsleute über dem großen Meer durch dergleichen schrecken lassen und ihre Capitalien vor der Hand an sich halten.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, Mai.

(Fortsetzung.)

Eine Privatsammlung von Zeichnungen. — Das Conferenzbild.

Mit andern ästhetisch bedeutenderen Einzelheiten, die mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben, könnte ich mehrere Seiten füllen. Ich erwähne nur eine Grablegung Christi von Cornelius, Specters Geburt Christi in Randzeichnungen, Schnorrs Flucht Jakobs, Overbecks David und Simei, Kochs Opfer Noahs, Kaulbachs phantastische Gestalt der Zwietracht, auf einem Wolfe reitend, Lessings Terrassenscene aus Hamlet, Bendemanns Parzen, und vor allem Schwinds Urtheil des Neides, das Ausdrucksvollste und Bedeutendste in Gesichtern, Geberden und Gewandung, das ich je gesehen hatte, eine Darstellung von so gesund keckem Humor und klarem Sinn, daß sie mit dem Zusender des Rheingottes im vorigen Sommer vollkommen aussöhnt. Von Landschaften, Genre- und andern Stücken blieben mir am erinnerlichsten eine calabresische Küste von A. Achenbach, eine nordische Waldlandschaft von J. W. Schirmer, eine Winterlandschaft von Schelfout, eine Marine von Gudin, C. Fieldings Morgen am Strande, ein Abend in Moritzburg vom hiesigen Oehme, von unserm Gonne, der sehr vielseitig und dankenswerth in der Sammlung vertreten ist, sein erster äußerst kräftiger Entwurf zum bekannten Räuberbilde, von Fr. Krüger ein Reiter mit Hunden im Wintersturm, Hasenclevers bekanntes Examen Jobsens, ein köstliches, tiefempfundenes Bildchen, R. Jordans Glück im Alter, eine andere häusliche Scene von Greuze, Werners Prinzessin im Palastzimmer, eine Aquarelle von seltenster Farbenpracht, ein Fruchtstück von Preyer, Kreidezeichnung mit wahrhaftem Farbeneffekt, Dielmanns alle Damen entzückendes Kinderbouket u. a. m. Einigen Lieblingen seiner Sammlung sind vom Besitzer wohlgelungene Verse beigeschrieben, die den Grundgedanken oder Charakter des Bildes treffend bezeichnen, und man möchte wünschen, daß er diese Bilderepigrammatik weiter fortgesezt hätte. Doch ich sehe, daß ich Ihren Lesern vergebliche Sehnsucht erwecke, wenn ich nicht mit Nennung des Sammlers wenigstens die Möglichkeit des Zutritts eröffne. Es ist der auch durch unsere bessern Assisenverhandlungen bekannt gewordene Vicepräsident des hiesigen Appellationsgerichts, Dr. G. Müller, ein so überaus artiger und dabei aufrichtig wohlwollender Mann, daß sich an seiner Bereitwilligkeit nicht zweifeln läßt, wenn schon nicht bloßer Neugier die Zeit zu opfern, doch achtbaren Fremden, die ihm von Seiten des Kunstinteresses empfohlen sind, seine Schätze sehen zu lassen. Außer der beschriebenen Sammlung gehören dazu auch interessante Oelgemälde, mit denen die Wände der Zimmer bedeckt sind.

Einen reichen Zuwachs zu der großen Zahl merkwürdiger Porträts, die man hier theils auf unserer Galerie, theils noch mannigfaltiger in Professor Vogels Mappen findet, hat nun auch des ebengenannten jezt ziemlich vollendetes Conferenzbild geliefert. Die früher angedeuteten (s. Nr. 24) zwei- oder mehrerlei Gruppen sind zu Einem großen Gemälde von etwa 70 Zoll Länge und 50 Zoll Höhe mit 26 im Vordergrund durchschnittlich eine Elle hohen Figuren vereinigt worden, zu denen, auf Verlangen mehrerer Dargestellten selbst, beim bevorstehenden Schluß der Berathungen noch zwei bemerkenswerth Gewordene hinzukommen sollen. Den Ort der Versammlung bezeichnen zwei sächsische Wandbilder mit entsprechenden Wappen hinlänglich als Dresdener Palastzimmer, und die farbigen Staatsuniformen, Roth, Grün und mehrerlei Blau, mit dem österreichischen weißen Waffenrock in der Mitte und einem glanzgelb überdeckten Rundtisch im Vorgrund, geben ein recht wohlgefälliges Ensemble. Eine Staatsaktion freilich ist weder in den Stellungen noch in den Köpfen zu erkennen. Diese hat aber auch nicht dargestellt werden sollen, da eine berathende Sitzung weniger malerisch gewesen wäre und manches bedeutende Antlitz der Beschauung entzogen hätte. Es wird uns daher nur die Bewillkommungsscene vorgeführt, die, vor dem Eingang des Sitzungssaals mit einigen Worten der Häupter eröffnet, in mehrseitiger Begrüßung und Besprechung sich fortsezt. Schwarzenbergs hohe Gestalt und langes, ernstes Gesicht heben sich sehr bedeutungsvoll aus der Mitte hervor. Manteuffel hat allein erst am Tische sich niedergelassen, während unser Beust sich nach ihm hinüberbeugt. Vielleicht hat bloß die kürzere Figur des preußischen Ministers damit vermieden werden sollen; aber künftige Ausleger könnten auch eine politisch erklärliche Ermüdung angedeutet finden. Auch die übrigen Personen sind sehr verständig so gruppirt, daß die Köpfe ungezwungen fast alle en face oder in Profil erscheinen. Am kenntlichsten porträtirt sind v. d. Pfordten, der in bezeichnender Haltung mit halber Figur hervortritt, und hinter ihm das kluge greise Haupt des Bürgermeisters Schmid von Bremen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 127. Mittwoch, 28. Mai 1851.

Equality of two domestic powers
Breeds scrupulous faction —
Shakespeare.

Vier Monate in Schleswig-Holstein.

(s. Nr. 120—123.)

III.

Wer es nicht wußte, konnte unmöglich glauben, daß wenige Meilen weiter nordwärts der Krieg seine blutigen Würfel rollte. Die Straßen Schleswigs waren still und fast einsam, nirgends sah man Militär oder Wachen, nur die weiße Fahne an einigen Häusern, das gewöhnliche Zeichen der Lazarethe, deutete auf den Kampf in der Ferne hin. Es lag nicht in meinem Plane, lange in Schleswig zu verweilen; hätte ich aber auch die Absicht gehabt, so würde mich das immer unfreundlicher werdende Wetter bald genug andern Sinnes gemacht haben, denn Schleswig mit seinen prächtigen Umgebungen verlangt, soll man es schätzen und liebgewinnen lernen, milde Luft und sonnigen Himmel. Das Brausen des schneidend kalten Oststurmes bannte Jedermann in die gemüthliche Stille seines Hauses, da es eine mühsame Arbeit ist, bei wildem Sturmwetter die fast zwei Stunden lange Stadt zu durchwandern. Besonders unangenehm und unheimlich ist an solchen Tagen der Uebergang über den Schleidamm, der Schleswig mit dem Friedrichsberg verbindet. Dann bricht sich der mächtige Meerstrom mit solcher Gewalt an der Böschung des Dammes, daß die Brandung oft die halbe Breite der darüber führenden Straße mit salzigen Schauern überschüttet.

Am nächsten Tage schon bestieg ich den nach Norden gehenden Postwagen. Die Landstraße von Schleswig nach Flensburg läuft großentheils auf dem wenig fruchtbaren Geestrücken hin, der die Mitte des Herzogthums durchzieht. Sie kreuzt die weiten, öden, tiefen Moore von Idstedt und berührt wenig malerische und für das Auge fesselnd zu nennende Punkte. Erst bei Flensburg wird die Gegend nicht lieblich, sondern wirklich schön. Man kann sagen, das rothe Thor von Flensburg ist die Pforte des nordischen Paradieses, das um und hinter dieser schön gelegenen Seestadt die östlichen Küstenlande Nordschleswigs in einen prachtvollen, idyllisch lieblichen Garten verwandelt und sich bis nach Jütland hinein erstreckt.

Die Stadt war lebendig und voll kriegerischen Getümmels, sonst aber wie Schleswig völlig ruhig. Eine Abtheilung sächsischer Schützen bildete die Garnison, Gouverneur war ein geborener Schleswig-Holsteiner, ein Major der Artillerie, Namens Lesser, mit dem ich bald durch täglichen Verkehr genauer bekannt wurde.

Von der getheilten Stimmung der Bevölkerung Flensburgs, die unmittelbar nach Abzug der Reichstruppen schon im August des Jahrs 1849 in so greller Weise sich wieder offenbarte, war damals äußerlich nichts zu bemerken. Die dänisch Gesinnten verhielten sich still, lebten zurückgezogen und abgeschlossen in ihren Häusern und verkehrten mit Fremden nur, wenn sie mußten. Der einheimische Pöbel — fremden von den dänischen Inseln gab es damals nicht — ward im Zaume gehalten durch die Reichsbesatzung, und auf etwaige gefährliche Subjekte, die als Spione herumschlichen, hatte der deutsch gesinnte Polizeimeister, ein trefflicher und unermüdlicher Mann, durch seine getreuen Diener ein sehr scharfes Auge. Es hätte sich daher recht gut in Flensburg leben lassen, wäre die Bevölkerung eben der Gesinnungsspaltung wegen und wohl auch zum Theil von Charakter nicht zu ungesellig. Nur wer Deutsche genauer kennen lernte, befand sich wohl. Dann konnte man sicher seyn, daß

kein Späher zugelassen ward. Man verkehrte ungenirt, herzlich, offen mit einander und das große Gesprächsthema war und blieb tagtäglich die Lage des Landes, die Zukunft der so glücklich gelegenen Stadt, die Stellung, welche Stadt und Land nach beendigtem Kampfe zum dänischen Inselreiche einnehmen müssen, wenn ein auch in die ferne Zukunft hinein haltbarer Zustand hergestellt werden sollte.

Es war übrigens sehr gut zu merken, daß Flensburg hart an der Markscheide zweier verschiedene Sprachen redender Nationen liege. Die Umgangssprache der Gebildeten ist Hochdeutsch, doch hat dieses Hochdeutsch bereits eine Färbung, an der man dänisches Kolorit wittert. Die Construktion ist selbst bei vielen Gebildeten nicht mehr ächt deutsch, sondern häufig dem Dänischen nachgebildet. Kommt man aber mit den niedrigen Ständen zusammen oder ist genöthigt mit ihnen zu verkehren, so hat man Noth das ihnen geläufige sogenannte Hochdeutsch zu verstehen. Die dänische Wortfügung ist dann durchgehends vorherrschend, obwohl den meisten das eigentliche Dänisch unverständlich bleibt. Geläufig sprechen sie nur das Plattdeutsche, manche wohl auch das Plattdänische, jenes gräßlich klingende Idiom, das nördlich von Flensburg die gewöhnliche Sprache des Landvolkes bis an die Nordspitze Jütlands hinauf ist.

Die Bevölkerung Flensburgs theilt die Stadt selbst in eine südliche und eine nördliche Hälfte. Die südliche und die großentheils von Schiffern (Kapitänen) bewohnte Vorstadt Jürgersbye jenseits des Hafens wird vorzugsweise von deutsch Gesinnten bewohnt, dagegen haben die dänisch Gesinnten innerhalb der Stadt meistens ihren Sitz in der langen Norderstraße, welche die Hauptpulsader des kaufmännischen Verkehrs bildet. Der dänische Janhagel, bekannt von den zahllosen Exeessen gegen jeden Deutschen seit Beginn der Tillisch'schen Herrschaft, besteht fast nur aus eingewanderten Jüten und bewohnt die berüchtigten sogenannten „Hohlwege," die sich oberhalb der Angelburger Straße an die Höhen des hier sehr malerischen Landes anlehnen. Dieser Theil der Bevölkerung ist arm, aber jederzeit skandallustig. Man behauptete schon während des Krieges im Jahr 1849, daß die Insaßen der Hohlwege käuflich seyen, daß sie im Solde der dänisch Gesinnten ständen und keinen Wink, welcher von dieser Seite an sie erginge, unbenuzt ließen, um die deutschgesinnten Einwohner der Stadt auf alle mögliche Weise zu beunruhigen und geradezu zu mißhandeln. Kann ich dieß auch nicht beweisen, so hat diese Ansicht doch sehr viel für sich, denn die abscheulichen Auftritte, welche nach dem Abzuge der Reichstruppen die Stadt Flensburg fast täglich zum Schauplatze des wüstesten Straßenlärms — leider unter Obhut der Schrader'schen Polizeidiener — machten, sprechen nur zu sehr für diese Annahme.

(Fortsetzung folgt.)

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Schluß.)

Der Montag kam. Salome und die Frau Stadtschreiberin waren eine Stunde früher als sonst aufgestanden, hatten frischen Kaffee geröstet, Gugelhopfen gebacken und die Stube auf's schönste gerüstet. Um eilf Uhr kam die Frau Pfarrerin, die auf dem Fuhrwerk eines Briefpostillons bis eine halbe Stunde vor dem Städtchen hatte fahren können, auf's schönste geputzt, im schwarzseidenen Kleide und der Haube mit himmelblauem Band. Von der großen Frage des Tages ward gar nichts gesprochen, dazu waren sie zu diplomatisch; sie verzehrten in Eintracht einen Kalbsbraten unter neutralen Gesprächen. Salome, die natürlich im Geheimniß war, musterte die Kandidatin scharf, schien aber nach ihren halblauten Monologen in der Küche nicht sehr erbaut. „Hm, hm, da hat meine Frau nichts besonderes herausgelesen: steinalt, und hat erst nichts; da hätt' ihn meine Frau fast selber nehmen können."

Um zwei Uhr hielt die Kalesche des Herrn Pfarrers, für eine Pfarrkutsche noch ein ganz respektables Möbel. Die Frau Stadtschreiberin stieß ihre Schützlingin bedeutsam an, und diese verspürte fast etwas wie Herzklopfen, obgleich ihr Herz ein wenig eingerostet war für derartige Bewegungen. Der Herr Pfarrer, der die Damen am Fenster bemerkt hatte, wollte sich ganz jugendlich aus dem Wagen schwingen, welcher Versuch aber ohne die Beihülfe seines alten Matheis, des Pfarrkutschers, fast schwer mißlungen wäre. Er war etwas steif auf den Beinen, sonst noch ein sauberer Mann, und hatte eine kurze Uhrkette mit einer Menge goldener Cachets auf seiner schwarzseidenen Weste hängen.

Oben begrüßte er die Damen mit der zierlich steifen Galanterie seiner Jugend, war aber etwas betroffen beim Anblick des alternden Weibes, das den ihm beschiedenen Engel vorstellen sollte, und flüsterte der Frau Stadtschreiberin bedenklich zu: „Aber hören Sie, mit den vierzig Jahren —" — „Nun ja, vielleicht kann sie auch fünfzig seyn," meinte die Frau Base begütigend und ordnete ihren Kaffeetisch. Sehr belebt wurde die Unterhaltung nicht, da die Frau Pfarrerin, um ihren gänzlichen Zahnmangel nicht zu offenbaren, meist etwas undeutlich sprach, und der Herr Pfarrer, um sein übles Gehör zu verbergen, nur mit: Ja, ja, o freilich u. dgl. antwortete.

Nachdem die Frau Stadtschreiberin ihre ganze Unterhaltungskunst erschöpft, in verschiedenen gewandten Wendungen die Geschicklichkeiten der Frau Pfarrerin so wie die Vorzüge der Pfarrei Schniezingen in's Licht gestellt hatte, beschloß sie, als leztes probates Mittel, das Paar allein zu lassen. — Da ward die stille Unterhaltung noch stiller, bis aus purer Verlegenheit der

Herr Pfarrer sich an's Fenster stellte mit der Bemerkung: „Eine recht freundliche Aussicht.“ Die Frau Pfarrerin gesellte sich zu ihm und stimmte höflich bei, wodurch beide einen sehr bescheidenen Geschmack an Tag legten, denn man sah in der engen Gasse nichts als die gegenüberliegende Schmiede mit einem struppigen, verwahrlosten Gärtlein. Die ungeduldige Frau Stadtschreiberin schaute nach einer Weile zur Thür herein, und als sie die beiden so schweigsam beisammen stehen sah, konnte sie nicht anders denken, als es sey nun auf dem Punkt der Erklärung, und um den glücklichen Augenblick zur Reise zu bringen, rief sie mit heller Stimme herein: „Aber, Herr Vetter, geben Sie doch Ihren Gefühlen auch Worte!“ und verschwand wieder.

Das war eine harte Zumuthung, und der Herr Vetter wäre gern in ein Mausloch geschlüpft, wenn's angegangen wäre, da seine Gefühle dermalen in nichts als in einer gewissen Unbehaglichkeit und in dem Wunsch bestanden: „Wenn ich nur mit heiler Haut draußen wäre!“ Der Zuruf der Frau Base gab aber der Sache eine bedenkliche Wendung. Die Frau Pfarrerin schien es anders aufzunehmen, denn sie hob mit sittsam niedergeschlagenen Augen an: „Es hat mich freilich viel Ueberlegung gekostet — — Wenn man einen so rechtschaffenen Mann gehabt hat. — Aber es ist freilich eine einsame Lage.“ Was wollte der gute Pfarrer machen? Er hatte noch zu viel chevalereske Gesinnung aus der guten alten Zeit, um unter solchen Umständen eine Dame im Stich zu lassen; so ergänzte er denn die halben Worte der Frau Pfarrerin, und als die Frau Stadtschreiberin wieder eintrat, stellte er ihr seine Frau Braut vor, deren Hand er zierlich an die Lippen führte.

Die Ehestifterin war überglücklich und konnte nicht müde werden, jedem der beiden zu Gemüth zu führen, wie vortrefflich sie gewählt hätten. Ja sie holte eigenhändig ein paar Flaschen vom langgesparten köstlichen Eilfer, den sie noch aus ihres Mannes Glanzzeiten besaß, um des Bräutigams Feuer zu beleben und um seinen Muth zu stählen für den kritischen Augenblick, wo er der Jungfer Philippine die Neuigkeit mitzutheilen hatte.

Die Frau Pfarrerin war eine äußerst glückliche Braut und dankte Gott für das gute Plätzchen, das er ihr für ihre alten Tage bescheert hatte. Der Herr Bräutigam erlaubte sich während der Brauttage noch einmal die Bemerkung gegen die Frau Stadtschreiberin: „Frau Base, ich meine, sie müßte auch über fünfzig seyn.“ — „Nun, und was ist's denn, wenn sie auch fünfundfünfzig ist?“ — So dachte am Ende der Herr Pfarrer auch und wurde noch so zärtlich wie nur irgend ein getrösteter Wittwer, als welche Zärtlichkeit mich stets an aufgegossenen Thee mahnt, den man recht süß einschenkt, um das mangelnde Aroma des ersten Gusses zu ersetzen.

Die Hochzeit ward nicht lange verzögert; da sich aus dem Taufschein ergab, daß die Frau Braut bereits an den Sechzigen war, so hatte das Pärchen allerdings nicht viel Zeit zu verlieren. Jungfer Philippine zog mit stillbeleidigter Würde und allerlei dunkeln Prophezeiungen ab, und die Frau Braut mit ihrem bescheidenen Hausrath ein. Die Pfarrkalesche wurde neu lakirt und der Herr Pfarrer führte seine junge Frau darin zu allen Pfarrkränzen und sonstigen anständigen Gelegenheiten, sorgte auch stets dafür, sie mit modernem Putz zu versehen, wie er sich mit ihren Jahren vertrug.

Mit der Verpflegung wurde es nun freilich nicht viel; hatte der Mann einen Rheumatismus im Rücken, so hatte die Frau das Reißen in den Gliedern, klagte er Ohrensausen, so klagte sie Magenweh, so daß sich am Ende die Rolle umkehrte und der Pfarrer als rüstiger Greis einherschritt, während sie als zitternde Alte an seinem Arm hing. Das ließ er sie aber nicht entgelten, und er nahm ein armes demüthiges Bäschen in's Haus, das mit dankbarer Geduld sich den beiderseitigen Launen des alten Paares fügte.

So lebten sie neben all ihren Klagen über schlechten Magen und schlechte Zeiten in großer Eintracht zusammen, und es war der Mühe, die sich die Frau Stadtschreiberin gegeben die Verbindung zu Stande zu bringen, immerhin noch werth gewesen. Sie feierten noch die silberne Hochzeit zusammen, und als der Pfarrer, gesättigt von langem Leben, in seinem neunundachtzigsten Jahre entschlief, drückte ihm das Mütterchen in gewisser Aussicht baldiger Nachfolge getrost die Augen zu.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Fortsetzung.)

Kirchliches. — Neubauten.

Vogels unermüdlicher Fleiß hat auch zur erneuten Ausschmückung der katholischen Kirche beigetragen. Diese war schon im März d. J. vollendet, wurde aber vor Eintritt der vom Pancratius so eben wieder verscheuchten Frühlingswärme aus Scheu vor den kalten Räumen weniger beachtet. An den Hinterwänden der beiden Seitenschiffe sind über den Altarbildern, die man gleich allen übrigen Wand- und Deckengemälden gereinigt und restaurirt hat, in den kreisrunden Mauervertiefungen zwei große, goldumrahmte Medaillons angebracht, beide mit kolossalen,

von Vogel gemalten Brustbildern des Heilands, auf der Südseite der nackte leidende Christus, auf der lichtern Nordseite der verklärte in rothem Gewand. Aus der Ferne gesehen sind beide Bilder nicht ohne Wirkung, obgleich näher getretene Beschauer manches zu tadeln finden. Ungetheilten Beifall aber erntet die frische Färbung und Verzierung der übrigen Räume, mattweißer Grund mit hellbraungelben Rändern, Sockeln und Zierrathen, zu denen sich auch die rothbraunen Balustraden vor den Emporen und Altären gut ausnehmen. Vorzüglich edel und gefällig ist eine zierliche Vergoldung, die oben unter dem Gesimse hinläuft; nur das kahle rothgelbe Kreuz im Mittelfeld der Decke über dem Hauptschiff will manchem als Ideenarmuth erscheinen, während es Eingeweihte aus der Armuth an Mitteln erklären, denn der Landtag soll bloß eine Summe zur Tünchung bewilligt, der König zur weitern Verzierung 4000 Thlr. zugeschossen haben. — Jedenfalls zeugt auch diese gerade jezt ausgeführte Restauration von dem allgemein bemerkbaren Wiedererwachen des katholischen Kirchenlebens. Die evangelische Landeskirche gibt seit Harleß's Erhebung auch wieder mehr Lebenszeichen, obwohl sein eigener Zuhörerkreis neuerdings sich zu mindern und auf gewisse voraussetzlich denkscheue Klassen zu beschränken anfängt. Auch seine wissenschaftliche Bewährung bei den Colloquien will sich, wie jüngst wieder ein Beispiel zeigte, noch nicht heben. Dagegen sind vor Ostern die unter Ammon eingeschlafenen Fastenpredigten an Wochentagen wieder eingeführt, die Kinderconfirmation ist in freilich separatistischer Richtung innerhalb der Hofkirche zweifach, erst vom Hofprediger, dann vor andern Familienkreisen vom Oberhofprediger vollzogen worden. Im Anzeiger hat man kürzlich, was auch nicht ohne merkliche Wirkung geblieben ist, die alten Landesgesetze über die Sonntagsfeier eingeschärft. Auch die sonntägigen Morgenconcerte sollen schon verboten seyn oder noch verboten werden. Und bald muß sich's zeigen, ob auch das staatliche Interesse sich williger als der Privatvortheil dem kirchlichen unterordnen wird; denn in den lezten Sommern haben die sonntägigen wohlfeil dargebotenen Extrafahrten auf den Eisenbahnen dem Kirchenbesuch, wie wenigstens Geistliche versichern, den auffallendsten Abbruch gethan. Bis heute sind diese Fahrten noch nicht wieder angekündigt worden. Die schlesische und böhmische sind jezt Staatsbahnen, und die Leipziger würde sich einem obrigkeitlichen Verbot doch auch fügen müssen. — Der polizeiliche Schutz der Sonntagsfeier wird jezt freilich wie alles polizeiliche Wirken durch das neuere Wachsthum der Stadt sehr erschwert. Die Bevölkerung ist seit dem Beginn der langen Friedensepoche um 40,000 gestiegen, und der Umfang der Häusermassen hat sich, ungerechnet die zahlreichen Neubauten im Innern der Stadt, besonders an den Nord- und Südostgrenzen selbst über Verhältniß ausgedehnt. In Folge des neueröffneten böhmischen Eisenbahnverkehrs, der unsere Fremdenlisten mit Pragern und Wienern bereichert, und von hier aus vorzüglich viel Mastvieh und Luxuspferde nach Oesterreich befördern soll, ist neuerdings von der Stadtgrenze schrägüber dem Bahnhof bis zum Ausgang der Seegasse, wo sich auch ein Hausbesitzer mit einem vierfach bethürmten, citadellengleichen Bau hervorgethan hat, eine lange Straße durchgebrochen, ein alter Speicher, der im vorigen Winter das Volkstheater barg, niedergerissen, und damit eine ziemlich gerade Fortsetzung der See- und der Schloßgasse erzielt worden.

(Schluß folgt.)

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Rhederei. — Straßenverkehr.

Das Jahr 1850 war ein günstiges für den Handel. In demselben sind 4094 Seeschiffe angekommen, 4114 wieder abwärts gegangen. Erstere enthielten 255,540 Commerzlasten und erforderten eine Besatzung von 33,168 Mann; unter diesen Schiffen befanden sich 535 Dampfschiffe. Wenn man nun bedenkt, welche Summen allein die 33,000 Seeleute, die im Laufe des Jahres mit ihrem Gehalte an die Stadt gekommen, in dieser zurückgelassen haben, so kann man sich einen Begriff von den Vortheilen machen, die Hamburg von der Rhederei hat. Der Matrose erhält seine Löhnung erst wenn er im Hafen angelangt ist und kann auch erst dann Gebrauch davon machen; er ist aber nur darauf bedacht, sein Geld gleich wieder auszugeben, entweder für sein Vergnügen oder für den Ankauf nützlicher Dinge; aber auf die eine oder andere Weise kommt es wieder in Umlauf, und zwar ganz, da wohl nur sehr selten ein Matrose ein paar Thaler von seiner Löhnung wieder mit an Bord bringt. Ein eben so glänzendes Resultat lieferte die Dampfschifffahrt auf der Unterelbe. Die Gesammtfrequenz der Landungsbrücken betrug (mit Ausnahme der Passagiere der Seeschiffe), ankommend: 177,687 Personen, 90 Wagen, 778 Pferde, 9885 Stück Schlachtvieh und 2968 Colli Waaren; abgehend: 180,283 Personen, 93 Wagen, 2126 Pferde, 9384 Stück Schlachtvieh und 2093 Colli Waaren. Nun kommt aber keine Person, keine Waare hier an oder geht ab, ohne einen Gewinn für diesen oder jenen abzuwerfen, ohne fleißige Hände in Bewegung zu setzen. Durch die Auswanderung, die im laufenden Jahre eine zuvor nie gekannte Höhe erreichen zu wollen und deren Strom sich in neuester Zeit vorzüglich über Hamburg zu wälzen scheint, wird die hiesige Rhederei wieder ungemein gehoben. Eine Menge neuer und sehr großer Kauffahrteischiffe sind vom Stapel gelassen worden, andere sind noch im Bau begriffen; wöchentlich sind zwei regelmäßige Paketfahrten nach Newyork eingerichtet, wohin außerdem eine Menge anderer Dampf- und Paketschiffe entweder alle Monat oder alle vierzehn Tage abgehen. Von unserm Hafen aus werden alle Welttheile und Länder besucht, und zwar jezt meist in geregelten Fahrten. Troz der starken Vermehrung der Schiffe, wollen diese kaum ausreichen, und auf Monate hinaus sind die Plätze in den Paketschiffen in Beschlag genommen, so daß Wanderungslustige gut thun werden, vorher Bestellungen zu machen, um nicht allzulange hier verweilen zu müssen. Diesen Aufschwung der Rhederei verdanken wir vornämlich einem überaus thätigen, muthigen und gescheidten Manne, dem Schiffsrheder und Mackler Robert Slomann, der mit ungebeugtem Muthe sein Ziel verfolgt, obgleich ihn mehrere male, namentlich mit seinen großen Dampfschiffen, große Unfälle betroffen haben. Er verlor zwei derselben und mit ihnen, da sie nur schwach versichert waren, bedeutende Summen. Es stellt sich immer mehr heraus, daß sehr große Dampfschiffe zu weiten Fahrten auf dem Ocean nicht taugen, da sie nicht gut zu regieren sind. — So viel von Handel und Wandel im Großen. Was den Kleinhandel betrifft, so hat dieser für den Fremden in unserer Stadt sehr viel Anziehendes, weil ein großer Theil desselben in den Gassen und auf den Marktplätzen betrieben wird. Nicht nur werden, mit Ausnahme des Fleisches, alle Arten von Lebensmitteln, Gemüse, Früchte, Grünwaaren u. s. w. durch den Ausruf von Trägern und Trägerinnen in Körben und auf Schiebkarren den ganzen Tag über feil geboten, und zwar zum Theil mit so gellenden Stimmen, daß man die Ohren zuhalten möchte; man kann auch eine Menge anderer Dinge, Bücher, Kupferstiche, Messerwaaren, Kämme, Bürsten, Schwämme, Pfeifen, Taschenbücher, kurz alles, was zum Galanteriewaarenhandel gehört, in den Gassen von offenen Karren erstehen, und zwar oft zu unglaublich billigen Preisen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 128.

Donnerstag, 29. Mai 1851.

Palaestrio. — Ut tu [illegible] apud mulieres!
Pyrgopolinices. — Patiar, quando ita Venus volt.
Plautus.

Aus Newyork.

Der Henry Clay's-Ball.

Wenn Sie der Ansicht huldigen, die Bälle in der alten und der neuen Welt müßten sich ziemlich ähnlich sehen und die Scenen, welche sich bei einer solchen Veranlassung in unsern großen Städten darstellen, dürften von denen kaum zu unterscheiden seyn, die sich dem Auge des Reisenden zu Newyork oder Baltimore bieten, so ergeht es Ihnen nicht besser, als es mir erging, ehe ich zum erstenmal einem Balle zu Newyork beiwohnte. Man wird dort, dachte ich, Gesichter, Gestalten und Tänze sehen, wie man sie bei uns auch sieht; man wird, vielleicht mehr und besser als bei uns, von Politik sprechen; man wird essen und trinken und am nächsten Morgen mit Kopfweh gesegnet seyn wie in Flachsenfingen. Alles ging so und doch ganz anders, wie Sie sogleich hören werden.

Die seit zehn Tagen besprochene Nacht des zehnten März dieses gnadenreichen Jahres war herangekommen. Das Gas in den Straßen schien zu fühlen, daß Newyork eine Festnacht feire, denn ich hatte seine Flammen nie reiner und glänzender strahlen sehen. Die Wagen flogen donnernd von allen Seiten dem prachtvoll beleuchteten Ballhause zu. Das Musikchor — zur Hälfte Deutsche — begann, was es besser und schicklicher vorher oder zu Haus gethan hätte, die Instrumente in Einklang zu bringen, während sich die gasflammenden Räume mehr und mehr füllten. Ich hatte erwartet glänzendere, reichere Damentoiletten, besonders mehr Diamanten zu sehen. Die Damen waren aber, wie man mir sagte, nicht gekommen, um in dem Ballsaale zu prunken, sondern um Henry Clay, den großen Kentukischen Staatsmann, dem zu Ehren die „Bürger und Bürgerinnen" von Newyork dieses Fest veranstaltet hatten, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Wohin ich mich wendete, hörte ich Henry Clay's Namen. „Kommt er wirklich?" — „Sind Sie gewiß, daß er in der Stadt ist?" — „Wird er wohl tanzen?" — „Ich bin begierig, ob er die Damen küßt!" In dieser Weise äußerten sich die jungen Misses und die alten Matronen, und ich kann Sie versichern, daß besonders die „kußbegierige" von Gesicht und Wuchs eine Diana und kaum siebzehn Jahre alt war.

Die Musik wurde laut, der Tanz begann, die Jugend wiegte sich Arm in Arm durch den langen Saal; das rechte Leben aber fehlte. Die kunstreichen Verzierungen der Wände kündigten eine Festnacht an, deren Held zu kommen zögerte. Die Leichtblütigsten begannen zu zweifeln, ob er komme; die Schwerblütigen verzweifelten bereits, als endlich eine der Außenthüren sich ungestüm bewegte und man sich in dem Saal zuflüsterte: „der große Harry" habe das Gemach der Herrn vom Ausschuß erreicht. Jetzt bot sich mir eine ächt amerikanische Scene dar. Die Herrn vom Ausschuß kamen in den Ballsaal und stellten die ganze Gesellschaft rund um den weiten Raum in zwei Reihen auf, die sich die Gesichter zuwendeten und nur so weit von einander entfernt waren, daß der Löwe der Nacht bequem zwischen dieser lebendigen Allee durchschreiten konnte. Als dieß wichtige und jedenfalls nicht ganz leichte Werk vollbracht war, verschwanden die Ausschußherrn, eine feierliche Stille folgte und der Held erschien am Eingange des Saals.

Sobald der wohlbekannte Kopf, der seine ganze Umgebung überragte, sichtbar wurde, erscholl ein dreimaliges ohrzerreißendes Hurrah von Seiten der

Männer, während die Ladies ihre Taschentücher flattern ließen und Blumen nach der Thüre hin warfen. Es gelang dem Gefeierten endlich, sich wohlbehalten in die „Allee" zu drängen, und jezt verdoppelte sich das Jubelgeschrei und von Minute zu Minute brauste ein dreimaliges Hurrah durch den Saal, das den Bau in seinem tiefsten Grund erschütterte. Eine der Damen überreichte ihm einen zierlichen Blumenstrauß und erhielt dafür einen Kuß. Die schönsten duftigsten Blumen, Rosen, blendend weiße Orangeblüthen, Nelken von den glühendsten Farben überflutheten ihn im wahren Sinne des Worts, während er entlang schritt, und jeden Augenblick bot sich ihm ein liebliches Paar schwellender Lippen dar, die in der einfachsten Sprache zu ihm sagten: »kiss me!« Wie Sie wohl denken können, flehten solche Lippen nie vergeblich, und jeder Kuß war eine brennende Lunte, welche man, mit Lady Bray zu sprechen, der geladenen Kanone der Hurrahbrüller näherte. Man begnügte sich aber jezt nicht mehr mit dem bloßen Hurrahruf; seltsame Töne, die aus den Urwäldern zu kommen scheinen, ein Händeklatschen, wie es dem Dichter der göttlichen Komödie in der Hölle entgegen scholl, gesellten sich den rasenden Hurrahs zu. Die Aufregung steigerte sich von Minute zu Minute; den Ladies gefiel die »kissing disputation« über alle Maßen und die Gentlemen hatten ihre Freude an diesem Wetteifer, um nicht zu sagen an dieser patriotischen Küsseraserei. Die Herrn vom Ausschusse boten alles mögliche auf, um diese Enthusiastinnen in Zucht und Ordnung zu halten; es war aber als ritte, wie Falstaff sich ausdrückt, der Teufel auf einem Fiedelbogen, denn jede Minute schlüpfte eine kleine Hexe heran, spizte, Ausschuß hin, Ausschuß her, die Kirschenlippen, und der lange Kentukier, ich wollte sagen der große Staatsmann, mußte den Nacken beugen und das duftige Opfer von dem schönen Altar hinnehmen.

Dreimal und viermal glücklicher Henry Clay! Wer wünschte nicht ein volksthümlicher Staatsmann zu seyn, wenn die Volksthümlichkeit stets einen solchen Lohn fände! Die Sache ist jedoch bei weitem noch nicht abgethan, obgleich der Held den Doppelkreis endlich hinter sich hat. Die Festordner geleiten ihn jezt in ein Prunkgemach, welchem man hier den Namen »Ladies sitting room« gegeben hat. Es ist mit dunkelrothem Damast ausgeschlagen, auf dem sich die republikanischen Sterne glänzend abzeichnen. Dieser Glanz ist aber nichts gegen den der Augen, welche ringsum auf den Divans funkeln. Eine neue Scene rollt sich vor dem Blicke des Zuschauers auf. Die Ladies werden dem „hohen Gaste" vorgestellt. Diese höfische Ceremonie begann mit der größten Förmlichkeit, und da jeder Dame einige freundliche Floskeln zufallen mußten, fürchtete ich bereits, dieser Auftritt würde mehrere Tage hinnehmen; ich war noch jeden Zoll ein Fremdling in diesem Lande, wo die steifste Etikette und ihr grellster Gegensaz sich freundlich die Hand bieten.

(Schluß folgt.)

Vier Monate in Schleswig-Holstein.

(Fortsezung.)

Das palastähnliche Haus des vielgenannten Kaufmanns Christiansen, der sich damals in Kopenhagen aufhielt, war im Jahre 1849 zum Siz der Commandantur eingerichtet. Es liegt auf der gen Norden führenden „großen Straße," deren Verlängerung die „Norderstraße" heißt. Von seinen Zinnen herab flatterte im Frühjahr und Sommer 1849, wie auch vom Flensburger Rathhause und vielen Privathäusern, die deutsche Fahne.

Gesellig konnte man, wie schon bemerkt, das Leben in Flensburg damals nicht nennen. Man kam wohl da und dort zusammen, allein es gab keine rechte Unterhaltung. An Stoff dazu hätte es nicht gefehlt, eben so wenig an Persönlichkeiten, die das Bedürfniß fühlten sich zu unterhalten, auszusprechen, zu belehren. Mir wollte es immer scheinen, als fürchte sich einer vor dem andern, als fehle alles Vertrauen zu jedem, auch zu dem Bekannten, und so waltete denn immer eine gewisse Zurückhaltung vor. Den Nichteingeborenen verleidete dieß den Aufenthalt in Flensburg. Man fühlte sich befangen, belauscht, von unsichtbaren Feinden umlauert, und obwohl man wußte, daß kein Deutscher irgend etwas zu befürchten hatte, so lange die Erde Schleswigs und Jütlands von den Hufen deutscher Rosse zerstampft wurde, ahnte man doch die leisen Zuckungen, die selbst ein ruhender Vulkan nie ganz verliert. Flensburg gab sich damals als eine von Deutschen beherrschte Stadt; das Land selbst, den Boden, der sie trug, konnte man nicht in gleichem Sinne deutsch nennen, obwohl ich damit nicht sagen will, daß derselbe dänisch gewesen sey. Ich werde später darthun, wie man dieß zu verstehen hat.

Flensburg besizt merkwürdigerweise nur einen einzigen Gasthof, was wirklich überraschen muß in einer Stadt, die doch über 16,000 Einwohner zählt und von sehr vielen Fremden, besonders Geschäftsreisenden besucht wird. Die Ursachen, daß sich nie ein zweites Hotel halten konnte, müssen in ganz eigenthümlichen örtlichen Verhältnissen zu suchen seyn. Jenes einzige, am Südermarkt gelegene Hotel ist aber auch durchaus empfehlenswerth, nicht als Gebäude — denn es ist alt und winklich — wohl aber durch seine Reinlichkeit, durch gute Bedienung, trefflichen Tisch und mäßige Preise. An der stets gut besezten Table d'hote der „Stadt Hamburg" fand sich täglich eine

ganz artige Gesellschaft zusammen, wo ein ungenirtes Wort von Mund zu Munde ging. Noch freier und lebhafter ward der Redefluß Abends im gemüthlichen kleinen Gastzimmer, wenn ein nur kleiner Kreis von patriotisch gesinnten Männern sich einfand, um ungestört sich gütlich zu thun und ein paar Stunden zu verplaudern. In diesem mit saubern Porcellantäfelchen bekleideten gemüthlichen Zimmer lernte ich auch den schon erwähnten damaligen Kommandanten der Stadt, Major Lesser, kennen.

Es war nicht ganz leicht mit dem Manne vertraut zu werden, da er bei aller Herzensgüte und Redlichkeit ein hartes Aeußere hatte. Er sah stets unglaublich verdrießlich aus und war es wohl auch. Seine Stellung war, wie er mir oft klagte, eine unendlich peinliche, mit zahllosen Scherereien verbunden, und, was ihn wohl am tiefsten verstimmen mochte, weder seinen Wünschen noch seinen Fähigkeiten angemessen. Er hatte bei Bau mitgekämpft und galt für einen der tüchtigsten und kenntnißreichsten Artillerieoffiziere in der schleswig-holsteinschen Armee. Weßhalb dem im besten Mannesalter stehenden Krieger der unerquickliche und ärgerliche Posten eines Kommandanten von Flensburg übertragen worden war, weiß ich nicht, daß der gute Major denselben nur höchst ungern vorstand, ist gewiß. Später, nachdem Nordschleswig schwedische Besatzung erhalten hatte, übertrug man dem wackern Manne die Kommandantur von Rendsburg. Hier befand sich der Major mehr in seinem Element, nur sollte er leider sich nicht lange darin bewegen. Er erlag im Sommer vorigen Jahres als eines der ersten Opfer der Cholera, von all seinen Waffenbrüdern tief betrauert. Der Tod hat ihn jedoch zu rechter Zeit abgerufen. Die späteren seinem engern Vaterlande vorbehaltenen Schicksale würden ihn nur zu schwer betroffen haben.

Militärischer Prunk war damals im schleswig-holsteinschen Heere durchaus nicht vorhanden. Die Truppen waren einfach, bequem bekleidet, aber ohne besonders hervorstechende Auszeichnungen. Eben so einfach gingen die Offiziere, selbst höhere Offiziere. Ob dieß später anders geworden ist, weiß ich nicht. Lesser schien nun insbesondere ein abgesagter Feind überflüssigen Putzes zu seyn. Mittelgroßer Statur, immer etwas gebückt gehend, hatte er gar nichts militärisch Imponirendes. Er trug höchst selten Epauletten und immer, ausgenommen bei öffentlichen, feierlichen Beerdigungen im Lazareth gestorbener Krieger, wo er den Helm aufsetzen mußte, die eben so bequeme als unscheinbar gewordene Feldmütze. Hätte er nicht den Schleppsäbel gehabt, so würde man ihn kaum für einen Offizier gehalten haben. Eben so verhaßt war ihm alle Ruhmredigkeit, alles Bramarbasiren, das Militärs, zumal wenn sie einmal Pulver gerochen haben, so häufig anklebt und den Umgang mit ihnen nicht immer angenehm macht. Von sich selbst sprach der Major nie, brachte man aber das Gespräch auf das Geschützwesen, auf die neueren Erfindungen wirksamer Wurfgeschosse, wozu wegen der ununterbrochenen Geschütz- und Munitionstransporte gen Norden, die oft stundenlang währten, häufig Gelegenheit geboten war, und wünschte man dieß oder jenes zu erfahren, so gab er bereitwillig Auskunft. Seine Erläuterungen waren klar, gründlich und man hörte es den Worten des schlichten Mannes an, daß er sich im Besitz tiefer Kenntnisse im Kriegswesen befand.

Ich erinnere mich noch mit Vergnügen einer ausführlichen Beschreibung aller Arten von Wurfgeschossen, welche uns der eigenthümliche, gewöhnlich so schweigsame Mann eines Abends zum besten gab, als direkte Nachrichten aus dem Lager vor Fridericia angekommen waren. Die Dänen hatten Tag und Nacht ununterbrochen die Belagerer mit Bomben beworfen, von denen höchst selten eine das Ziel erreichte. Entweder plazten die verheerenden Geschosse hoch in der Luft oder sie schlugen viel zu früh ein, so daß sie unschädlich gemacht werden konnten, bevor sie explodirten. Der Major gab uns Laien eine genaue Beschreibung der Zündröhren, der Füllung der verschiedenen Wurfgeschosse, und auf welche Weise der Artillerist sicher dem Feinde Schaden damit zufügen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Schluß.)

Umfang der Stadt. — Politische Stimmung.

So ist jezt die Möglichkeit gegeben, von der Südspitze der Stadt bis zur äußersten Nordgrenze auf der jezt weithin mit Häusern besezten Königsbrücker Straße die ganze Stadt in fast schnurgerader Linie zu durchschreiten. Angelockt von der Eröffnung des „neuen Weges," wo manche halbabgebrochene Wohnhäuser ergötzlich ihre Eingeweide zur Schau stellen, habe ich selbst kürzlich diesen Versuch unternommen. Ich ging während der Abenddäm-

merung unaufgehalten im raschen Schritt eines Geschäftsganges oder früherer Studentenwanderungen auf der bezeichneten, die alte Elbbrücke befassenden Linie, und brauchte von einem Endpunkt zum andern volle 35 Minuten, 1 Minute zu 120 Schritten, 1 Schritt zu $1^1/_7$ Ellen. Als Mittelpunkt auf diesem Durchmesser zeigte sich, strategisch ganz angemessen, am Neustädter Brückenende das Blockhaus mit der Hauptwache, Sitz der Stadtkommandantur und seit kurzem auch des Kriegsministeriums. Eine andere, westöstliche, wenn auch nicht ganz so gerade Durchgangslinie, auf welcher das Hoftheater den Mittelpunkt bildet, läuft von der Grenzmauer an der Friedrichstädter Kirche über die Weiseritzbrücke, durch die Ostraallee, über den Theater- und Schloßplatz, die Elbterraße hinauf und herab bis zu den Neubauten vor dem nach Pillnitz zu gelegenen Rampischen Schlage. Dieser Weg verlangt in gleich raschem Schritt 33 Minuten. Beide Ergebnisse stimmen auch zu den Maßverhältnissen auf den neuesten Planzeichnungen der Stadt. Dresden hält also jezt von Süd nach Nord etwa 9600 Fuß, $^2/_5$ deutsche Meilen, von West nach Ost 9050 Fuß, $^3/_8$ Meilen im Durchmesser, was für den Kreisumfang gegen $1^1/_4$ Meilen gibt. — Diese Vergrößerung der Stadt und der längst angekündigte, so eben begonnene Schluß der Conferenzen ließe mehr Antheil am politischen Leben erwarten. Aber die Wärme in dieser Sphäre gleicht ganz der Temperatur der jüngsten Frühlingstage. Die leztere hat zum Glück der Baumblüthe, die dießmal hier beispiellos reich war, nicht geschadet, vielmehr die schon bedrohlich gewordenen Käfer und Raupen getilgt. Ueber die politisch sogenannten „Maikäfer" hört man zwar immer noch einzelne Nachrichten von Prozessen und Verurtheilungen. Aber sonst würde außer der noch stehenden Zwingerruine und hie und da einem durchlöcherten Aushängeschild gar nichts mehr an die Maiwoche von 1849 erinnern, wenn nicht die dauernde Parteiung das Gedächtniß manchmal erneuerte. Dieß that kurz vor den Maitagen auch eine übrigens harmlose Frühlingsfeier im großen Garten. Die Aristokratie lud für die Mittagsstunden wiederholt zu dortigen Corsos ein, und ein vorgebliches „Volksfest" hatte für einen heitern Nachmittag der Pestalozziverein mit Musik- und Gesangchören und Böllerschüßen veranstaltet. Der Zulauf war groß, aber die Festlust ziemlich matt. An dem mit Wimpeln und Blumen geschmückten Palais überraschten als Wachhalter die grünen Scheibenschützen, die vormals das Rathhaus nicht gehütet, ihre Büchsen nicht alle legal gerichtet hatten. Bald nachher lief das Gerücht, von den 800 Thalern Eintrittsgeldern sey ein Theil an die Flüchtlinge in die Schweiz abgegangen, statt für die Lehrerwittwen und Waisen bestimmt zu bleiben. Man unterschied nun im Anzeiger Pestalozziverein und Pestalozzistiftung. Die Auseinansetzung und Widerlegung blieb noch lange ein Artikel der Tagespresse. Bedeutender erschien die Amtsentsetzung dreier Universitätsprofessoren und die gleichzeitige Quiescirung eines Lehrers am Cadettenhause, der sich auf dem verlezten Landtage in die Opposition geworfen hatte. Beides wurde wenigstens in einigen Kreisen mit verschiedenartiger Theilnahme besprochen; aber beides trat bald vor dem jüngsten Leipziger Stadtskandal zurück, der sich um einen englischen Schneidergesellen dreht, und im „Tageblatt" längst besprochen, nun auch in elenden Brochüren ausgebeutet wird.

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Gassenhandel. — Delikatessenhandlungen. — Volkswirthschaften.

Außerdem bieten Heilkünstler für zerbrochene Sachen auf offenem Markte ihre Hülfe an und legen Proben ihrer Kunst durch schnelles Kitten absichtlich zerbrochener Dinge ab. Alle Ladenhüter, alles, was als halb beschädigt für die Rechnung von Assekuranzen um Spottpreise in öffentlicher Auktion verkauft worden, wird auf diesen Karren ausgeboten, und wer sich darauf versteht, kann hier oft sehr gute Sachen unglaublich billig erstehen; freilich wird man oft auch arg betrogen. Interessant ist es auch, wie die Verkäufer ihr Publikum studirt haben. In gewissen, vorzugsweise von der arbeitenden Klasse bewohnten Stadttheilen zeigen sich die Händler mit zum Haushalte nöthigen Waaren, z. B. Porzellan- und Töpfergut, nur am Sonntag Morgen, weil dann die Leute ihren Wochenlohn eingenommen, folglich Geld haben. Auch Obst und Südfrüchte werden größtentheils durch den Gassenhandel vertrieben. Es sieht hübsch aus wenn die Ausrufer mit ihren aufgehäuften Körben voll goldener Orangen durch die Gassen ziehen oder sie, pyramidenförmig aufgethürmt, an den Plätzen und in den Straßen ausstellen. Auf diesen Karren findet das nicht allzuverwöhnte Leckermaul alles, was seinen Gaumen nur irgend reizen kann, Kokusnüsse, Apfelsinen, Citronen, Feigen, Rosinen, Krachmandeln, Hasel- und welsche Nüsse, Datteln, Weintrauben, amerikanische und spanische Nüsse; nur muß man bei diesen Sachen nicht zu wählig seyn, denn da man von den Karren billig kaufen will, kann man auf Ausgewähltes keinen Anspruch machen. Dieses findet man nur in den sogenannten italienischen oder Delikatessenhandlungen, hier aber auch wirklich das allerbeste aller Zonen, freilich aber auch zu theuern Preisen. Die Matadore unter diesen Leuten sind unbestritten Heimerdinger und Wilcke, an die man im Fache der Leckereien wohl keine Forderung stellen könnte, die sie nicht augenblicklich zu befriedigen im Stande wären. Ein junger Reisender glaubte einen dieser Herrn durch das Verlangen nach indianischen Vogelnestern in Verlegenheit zu setzen; sogleich wurde aber eine festverschlossene Blechbüchse herbeigebracht, die deren enthielt. Zu seinem Glück erkundigte sich jedoch der Fremde nach dem Preise der Leckerei, und stand vom Genusse ab, als er vernahm, das Stück koste 30 Mark, also zwölf Thaler, was ihm denn doch für einen einzigen Bissen zu viel dünkte. Wilckes Keller ist besonders durch die köstlichen Frühstücke und Abendbrode berühmt, die ihresgleichen nicht haben sollen, und somit läßt es sich schwerlich ein mit bespicktem Beutel Angekommener nehmen, in die Wicke'schen Zauber einzudringen; doch kann man dort auch für mäßigen Preis sehr gut satt werden. Den Gegensatz zu den glänzenden Hotels und Speisekellern unserer Stadt bilden die sogenannten Polkawirthschaften, die als ein Fluch für die untern Schichten der hiesigen Bevölkerung angesehen werden müssen. In diesen Höhlen des Lasters, die als Kneipen durch Bezahlung einer geringen jährlichen Abgabe privilegirt sind, findet der Freund schandbarer Orgien Speisen und Getränke aller Art, dazu Musik; außerdem aber wird er, statt von männlichen Aufwärtern, von hochgeschminkten, phantastisch aufgeputzten, bestiefelten und bespornten Dirnen bedient. Dergleichen duldet der Staat nicht nur, sondern erlaubt sogar, daß die Wirthe dieser Polkawirthschaften, die von den polnisch gekleideten Dirnen ihren Namen haben, ihre Lokale in den öffentlichen Blättern anzeigen und zum Besuch derselben einladen. Dieß ist noch ärger, als die geduldete brasilianische Werbung, und die Duldung dieser Wirthschaften ist ein Schandfleck unserer Verwaltung, eine Ungebühr, ärger und schädlicher noch als die Bordelle, die doch einigermaßen unter der Aufsicht der Polizei stehen oder doch stehen sollten, da eine eigene Behörde für sie existirt. Und weßhalb duldet man diese Höhlen des Lasters, in denen die unerfahrene Jugend systematisch verderben wird? Weil sie dem Staate jährlich einige tausend Mark einbringen, die durch Einziehung einer einzigen Sinekure zu ersparen wären!

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 129. Freitag, 30. Mai 1851.

Herz, was sollst du thun und lassen,
Dieses Frühlingsglück zu fassen?
Nur die Sorgen sollst du meiden,
Doch der Freuden Andrang leiden

Karl Mayer.

Im Frühling.

Dein Tiefstes laß mich heut erkennen,
Du starke, du gelinde Macht,
Die eingebrochen über Nacht,
Dein Heimlichstes mit Namen nennen,
Daß ich getreu von dir erzähle,
Du lauer, grüner Frühlingssegen,
Mit lichten Wolken und Sonnenregen!
Du Strom, in dem des Knaben Seele
Unsichtbar badet, wenn an's Haus
Er sieht die erste Schwalbe kommen;
Du Geist, der leise in dem Strauß
Der Jungfrau mir entgegen weht,
Die dort, so wundersüß beklommen,
Die einsam stillen Pfade geht;
Der tief in des Gefildes Kraft
Und in der Lüfte weicher Seele,
Wie in des Donners lauter Kehle,
So gottesmächtig quillt und schafft,
Und hält zum Himmel auf grünem Thron
Den Maien, seinen liebsten Sohn!
Sag an, wo mag dein Tempel seyn?
Wo tret' ich still und feiernd ein,
In Wort und Zeichen klar zu lesen
Dein innerstes, geheimstes Wesen?
Es lockt und zieht mich dort und hier,
Als wollt's zertheilen die Seele mir. —

Im Thal der Primeln und der Veilchen
Da ruhst du wohl ein stilles Weilchen;
Da will ich an der Hand dich fassen
Und nicht von meinem Herzen lassen,
Bis alle Hüllen niedergleiten
Von deinen Unaussprechlichkeiten.
Doch weh! schon windest du dich los,
Und fliehst im leichten Morgenkleide
Hin über Thal und Wald und Heide,
Und deinen Hauch vernehm' ich bloß;
Und wieder zieht mich's dort und hier,
Will mir zertheilen die Seele schier.
Wer sagt mir, wo in aller Welt
Der Geist des Frühlings stille hält?
Was die tausend spielenden Lichter all
Und die Brunnen sagen mit ihrem Schall?
Was Wunder die hellen Vogelkehlen
Der nickenden Blumenwelt erzählen?
Von wannen die süßen Geister sind,
Die mich umflattern mit dem Wind,
Und was im Freudenübermuth
Der jauchzende Frühling alles thut?

In's Grüne will ich mich verstecken,
Mit dichten Sträußern mich bedecken,
So nahe seines Odems Rauschen,
Sein Lebensräthsel zu erlauschen.
Doch siehe, von des Horchers Kopf
Abweht der Wind des Grases Schopf,
Die Vögel kommen, in gellen Tönen
Den armen Dichter zu verhöhnen.
Wer möcht' in diesem bunten Schalten
Den Geist erspäh'n und fest ihn halten?
Wer mag in einem Buche lesen
Und draus versteh'n des Autors Wesen,
Das durcheinander wirft die Lettern
Aus Farben, Klängen und Donnerwettern!
Fort! fort! ob solchem Buchstabiren
Nicht Kopf und Sinne zu verlieren!

J. G. Fischer.

Aus Newyork.

(Schluß.)

Die Vorstellungen mochten eine Viertelstunde lang ziemlich ungestört vor sich gegangen seyn, als ein junges Damenpärchen nach dem andern in das nicht sehr geräumige Gemach glitt und sich dem edlen Gaste zudrängte. Vergebens lockte drüben im Saale die fortreißende Melodie eines Straußischen Walzers; sie riß nichts aus dem sitting room fort. Vergebens baten, flehten, drohten die Herrn vom Ausschuß; wer im Gemache war, blieb, und wer sich noch eindringen konnte, drängte sich ein. Und jezt hatte ich Gelegenheit den praktischen Verstand der Amerikanerinnen zu bewundern; jezt begriff ich, warum sie in so „soliden Toiletten" auf den Henry Clay-Ball gekommen waren: in einem solchen Gedränge und in einer solchen Glühhitze hätte sich der leichte, lustige Ballstaat in Atome, hätten sich die Diamanten in Kohlenstaub und die kostbaren Perlen in lichten Thau aufgelöst. Hier wie in dem Saale begnügten sich die Ladies nicht mit der bloßen trockenen Vorstellung, sondern wollten auch geküßt seyn. Ihre Begeisterung steigerte sich endlich zu so hohem Grade, daß ein junger Mann sich das Wort erbat. Es dauerte lange, bis er sich Gehör verschaffte. Er trug darauf an, daß die Damen ohne Beihülfe der Herrn ein dreifaches Hurrah für „Harry Clay" ausbringen sollten. Dieser Antrag fand den Beifall nicht, welcher nöthig war, um ihn zu verwirklichen. Die Damen ließen kein dreifaches Hurrah laut werden; sie wurden im Gegentheil ein wenig kleinlaut, und erst nach mehreren Minuten boten sich dem armen Harry wieder frische Wangen und rosige Lippen zum Kusse an.

The great Harry fügte sich mit männlicher Ergebung in sein Schicksal, suchte aber doch, sobald dieß thunlich war, aus der afrikanischen Atmosphäre des sitting room zu kommen. Zoll um Zoll schob er sich der Thüre zu und war endlich so glücklich diese und den Gang zu erreichen. Allein er kam aus der Scylla in die Charybdis, denn in dem Ausschußzimmer, wohin man ihn führte, harrte seiner eine Anzahl politischer Notabilitäten, welche ihm vorgestellt seyn wollten, und ein Kranz von Damen, denen es nicht möglich gewesen war sich ihm in dem Saale oder dem sitting room zu nähern. Diese auserwählte Schaar hatte kaum Zeit Harry Clay die Hand zu schütteln und ein Wort mit ihm zu wechseln, denn an der Thüre wurde es lebendig; man drängte ungestüm heran; die Ausgeschlossenen glaubten eben so viel Recht zu haben bei dem berühmten Manne zu seyn wie die drinne; sie ließen scharfe Worte über die Bevorzugten laut werden und bemerkten geradezu, manche von denen, die Harry Clay jezt umflatterten, seyen früher an der Spitze derer gewesen, welche ihn gern politisch todtgeschlagen hätten.

Harry Clay fand auch dieses Gemach bald ein wenig heiß und schickte sich an wegzugehen. Ein neuer Zwischenfall. Der Ausschuß war nicht einig, was jezt zu thun sey. Ein Theil wollte ihn ohne weiteres in die untern Räume des Hauses, wo gespeist werden sollte, geleiten, um ihn gegen fernere Anfechtungen sicher zu stellen; die andern waren entschlossen, ihn wieder in den Tanzsaal oder doch in das sitting room der Damen zu bringen. Der Herzenszug des alten Harry schien dem leztern Wege nicht abgeneigt, und er sah sich bald wieder in dem Kreise der Ladies. Ein neuer ungestümer Andrang und wiederholtes erkleckliches Küssen! Endlich gelang es ihm eine Ecke zu erreichen, und einige Herrn vom Ausschuß, welche über die Folgen dieses wie Hagelwetter heranbrechenden Händeschüttelns und dieser Wolkenbrüche von Küssen zu zittern begannen, bildeten einen Kreis um ihn und die Vorstellungen wurden nun so förmlich, als wäre man wie durch einen Zauberschlag an einen Hof der alten Welt versezt.

Vielleicht hätte es jedoch in dieser vorgerückten Stunde solcher ernstlichen Maßregeln gegen das ovationslustige Newyorker Bürgerthum nicht mehr bedurft, denn da und dort that sich eine Art Abspannung in früher sehr belebten Zügen kund, auch hörte man öfter fragen, wie viel Uhr es wohl sey, was unzweifelhaft so viel heißen sollte, als: „Werden wir bald zu Tisch gehen?" Und er kam, dieser ersehnte Augenblick, und in seinem Geleite der Sturm nach den Plätzen, die zeitweilige Stille, welche den Anfang jedes Festessens charakterisirt, die kostbaren Gerichte, zu denen alle Theile des weiten Gebiets der Vereinigten Staaten ihren Beitrag geliefert zu haben schienen, die ausgesuchten Weine, ausschließlich Erzeugnisse der alten Welt, und die unerläßlichen Toaste zu Ehren des großen Gastes. Die europäischen Festreden gleichen bekanntlich den amerikanischen, wie ein abgerittener Klepper dem durch die Lüfte rasenden Pegasus gleicht. Die feurige, bilderreiche Sprache der Indianer ist zuverläßig nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Beredtsamkeit des Bruders Jonathan geblieben, und wer dieß bezweifelt, hätte sich heute von der Wahrheit einer solchen Behauptung völlig überzeugen können. Himmel und Erde mußten die Ingredienzien zu dem Ohrenschmause hergeben, welcher dem greisen Senator geboten wurde, und die Redner wetteiferten, die glänzendsten Bilder für ihre Vergleichungen heranzuziehen. Harry Clay wurde „als der einzige Stern am politischen Himmel geschildert, der nie von seinem Glanz verliere und der niemals untergehe;" — „als der Gott der Beredtsamkeit, welchen Amerika seit zwanzig Jahren politisch verehre und mit Weihrauch umdufte;" — „als der kühne Sterbliche, welcher dem englischen Löwen Troz geboten und einen ehrenvollen Frieden erobert habe;" — „als der Mann, dessen Donnerworte die Parteisucht für alle Zeiten in die Flucht getrieben und vernichtet haben, der keinen

Westen, Süden, Osten oder Norden, sondern nur ein einziges und einiges Amerika kenne" u. s. w. Der Duft dieses oratorischen Riesenbouquets wirkte so stark auf meine Nerven, daß ich völlig betäubt nach Haus fuhr und jeden Augenblick erwartete, den großen Kentukier auf der eben prachtvoll aufgehenden Sonne rittlings sitzen zu sehen, damit Amerika recht gründlich und allseitig beleuchtet, erwärmt und gesegnet würde.

Vier Monate in Schleswig-Holstein.

(Fortsetzung.)

Zuweilen nahmen auch ein paar der in Flensburg sich aufhaltenden Verpflegungskommissäre, wohlwollende, gebildete Männer aus Holstein, unter denen namentlich ein Dithmarse mir persönlich wohl zusagte, Theil an diesen Unterhaltungen, denen außer den etwa anwesenden Männern gewöhnlich auch eine stattliche Dame beiwohnte. Dieß war die Inhaberin des Hotels, Madame D., ein Frau von nahe an sechzig Jahren, die man jedoch leicht für zehn bis zwölf Jahre jünger halten mochte. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein sah diese rüstige Frau überall zum Rechten und ging dabei stets so sauber und in ihrer Art elegant gekleidet, als hätte sie hohe Personen zu empfangen. Ich kann mich nicht erinnern, Madame D. anders als in schwarzer Seide gesehen zu haben. Sie pflegte ihr noch immer hübsches Gesicht mit einer eigenthümlich geformten Haube zu schmücken, die ihrer Erscheinung etwas Imponirendes gab. In ihrem Hause hielt sie strenge Zucht, was wohl auch der häufig wechselnden Bequartirung wegen nöthig seyn mochte. Man erzählte sich von der Handhabung ihres Hausrechtes einige allerliebste Anekdoten, und mit wem sie auch dabei zu thun gehabt haben mochte, sie war stets mit ihrer strengen Rechtlichkeit Siegerin geblieben. In das Gespräch der Männer pflegte sie sich nicht zu mischen, wohl aber hörte sie mit großer Aufmerksamkeit zu, indem sie entweder am Ofen stand oder langsamen Schrittes das Zimmer durchwandelte.

Vom eigentlichen Waffenlärm vernahm man ungeachtet der Nähe des Kriegstheaters auch in Flensburg nur wenig. Wir hörten allerdings Nachts oder am frühen Morgen von Zeit zu Zeit starkes Schießen, wenn es den Dänen am Alsensunde einfiel, die Schanzenden auf den Düppeler Höhen zu beunruhigen. Das war aber auch alles. Vom Norden kamen bisweilen einzelne Gefangene durch, oder Transporte leicht Verwundeter aus den nördlichen Lazarethen gingen südwärts, um vorkommenden Falles schwerer Blessirten Platz zu machen. Kriegerischen Lärm verursachten nur die immer von neuem sich wiederholenden Durchzüge endloser Wagenreihen mit ungeheuren Munitionsmassen, und der Ein- und Abmarsch verspäteter Reichstruppen, die nach Jütland beordert waren, um dort — so hieß es — das Korps des Generals Rye im Zaume zu halten oder zu vernichten.

Mit der sächsischen Garnison vertrug sich die Bevölkerung Flensburgs vortrefflich. Man pries das höfliche und genügsame Wesen der Sachsen, man schwärmte für ihr Musikcorps, das täglich bei der Wachtparade am Südermarkt einige gut einexercirte Musikstücke aufführte und Sonntag Nachmittags in dem „Mariengehölz," einer prächtigen Buchenwaldung westlich eine halbe Stunde von der Stadt gelegen, ein Concert zu veranstalten pflegte. Die unmittelbaren Folgen des Kampfes waren nur an den vielen Lazarethen und den wöchentlich zwei- bis dreimal vorkommenden Beerdigungen gestorbener Krieger sichtbar. Der Tod hielt unter den Verwundeten eine reiche Ernte. Der Sturm auf die Schanzen bei Düppel, wo die Stürmenden von den dänischen Kanonenbooten im Alsensunde mit furchtbarem Kartätschenhagel überschüttet wurden, hatte viele der Sachsen und Bayern zu Krüppeln gemacht, von denen wohl zwei Drittheile später gestorben seyn mögen. Die Zahl der zu Beerdigenden belief sich gewöhnlich auf vier bis fünf, ich habe aber auch sieben an einem Tage begraben sehen. Solchen Beerdigungen wohnte die sächsische Garnison, geleitet von dem Kommandanten der Stadt und den höhern Offizieren, natürlich regelmäßig bei, und der kriegerische Abschiedsgruß der üblichen drei Salven weckte jedesmal das Echo der malerischen Küstengelände.

(Schluß des dritten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, Mai.

(s. Nr. 114—117.)

Zweiter Brief.

Der Ottilienberg.

Wir stehen in einem weiten Klosterhofe, den alte riesige Kastanienbäume überschatten. Altersgraue Quadermauern laufen zur Rechten hin, ein Stück derselben tritt in einer Form hervor, die eine Kirche oder Kapelle nicht verkennen läßt, alles übrige erscheint nur als Rest ehemaliger größerer Bauten. Es ist der Schatten des alten Klosters der heiligen Ottilie; wir sind auf einen der genanntesten Punkte des Elsasses, auf den Ottilienberg, gelangt. Die Aussicht war es natürlich auch hier wieder

wonach wir uns zuerst umsahen. Um sie in ihrer vollen Pracht zu genießen, eilten wir an die östliche Brustmauer des Klosterhofes, schauten hinab in die schwindelnde Tiefe, in die der Berg nach der Nordseite jäh abstürzt, sahen gegen Nordwesten die öden Gesteine einiger Burgruinen aus dem grünen Gewälde auftauchen und gegen Osten das weite Rheinthal mit dem reichen und bunten Wechsel seiner landschaftlichen Scenen. Der Rahmen des ungeheuern Gemäldes war hier noch weiter als früher, aber so hell die Sonne schien, ganz klar war da unten das Bild nicht. Es schlichen dunstige Streifen zwischen den niedrigen Vorhügeln hin, krochen wie lange phantastische Ungethüme mit halb durchsichtigen Leibern über die Wiesen am Fuße der Berge hin und deckten oder trübten bald da, bald dort ein schönes Bild. Indeß sahen wir immerhin mehr als genug, um zu begreifen, daß die Elsässer, auch die nicht frommen und ungläubigen, vorzüglich gern eine Wallfahrt nach dem Ottilienberge machen, besonders in der lieblichen Pfingstzeit oder im Herbst.

Das eigentliche Kloster haben wir nicht betreten. Was hätten wir in diesem ordinären Hause thun sollen, das in späterer Zeit auf den Trümmern der alten reichen und prächtigen Abtei erbaut worden, um ein paar Patres zu beherbergen, die da oben des heiligen Dienstes warten und um die herrliche Aussicht zu beneiden sind? In das alte, ziemlich niedrige Kirchlein mit seinen dumpfen und vernachlässigten Seitenkapellen traten wir aber doch. Es wurde gerade eine stille Messe gefeiert, und einige wenige Beter knieten in der düstern Halle, andere in dem Kapellchen vor dem Bilde der Heiligen, von der die Legende berichtet, sie sey als heidnische Jungfrau blind gewesen und beim Empfang der heiligen Taufe sehend geworden, und habe zu ihren Lebzeiten und seitdem schon manchem Christenmenschen durch ihre wunderkräftige Fürbitte das entbehrte Augenlicht wieder gegeben. Das Bild liegt in einer Mauernische in einem Sarge, gekleidet als Aebtissin, den Abtsstab im Arme. Das etwas vergilbte wächserne Gesicht und die ärmlichen Flitter, so wie die ganze vernachlässigte Umgebung legen sprechendes Zeugniß dafür ab, daß die Zeit der einträglichen Wallfahrten in diesen Gegenden längst vorüber ist. Deß ungeachtet zieht die heilige Ottilie während der guten Jahreszeit nicht wenig gläubige Seelen, selbst aus weiterer Ferne, auf diese Höhe. Sie gehören aber meist dem ärmeren Volke an, das seine und seiner Kinder kranke Augen keinem Pariser Arzte in Behandlung geben kann.

In dem nichts weniger als einladenden Wirthshause des Klosters, das auch die Herren Patres zu besuchen pflegen, sezte uns die Wirthin ein Glas Wein vor, das an nichts weniger als an die alten Klosterkeller erinnerte, den wir aber mit Hülfe des weißen Weizenbrodes und einiger Käseschnitten dennoch glücklich überwanden. Wie ganz anders kam mir dabei die gute Frau vor, da sie uns so gemüthlich deutsch fragte, ob wir ein „Mümpfeln" (Mundvoll) Käs zu unserm Brode wollten, als bei unserm Eintritte, wo sie uns für Franzosen hielt und mit ihrem steinharten: bon jour, messieurs, empfing. Das Elsässische oder Schwäbische stand ihr viel besser zu Gesicht als das Französische.

(Fortsezung folgt.)

Hamburg, Mai.

(Fortsezung.)

Die Oesterreicher. — Auswanderung.

Fast jeden Tag tauchen Gerüchte von der baldigen Entfernung der Oesterreicher auf; was man wünscht, hofft man ja so leicht. Nicht daß sich diese Truppen schlecht bei uns betrügen, nicht daß man mit Recht über ihre Mannszucht zu klagen hätte; im Gegentheil, die Oesterreicher zeigen sich uns im Ganzen als gute, friedliebende Menschen und ihre Disciplin ist musterhaft; allein sie beschränken und kosten uns, was wohl der Hauptpunkt ist, viel Geld, an dem wir in unsern öffentlichen Kassen gerade keinen Ueberfluß haben. Sie selbst scheinen sich bei uns ganz behaglich zu fühlen, und sie werden uns ganz anders gesinnt verlassen, als sie zu uns gekommen sind. Bei Gelegenheit einer blutigen Schlägerei, die zwischen österreichischen Kriegern und unsern Nachtwächtern stattfand und wobei einer der leztern das Leben verlor, hat sich nicht nur der Feldmarschall v. Legeditsch, sondern auch das ganze Corps höchst ehrenhaft benommen, indem man durch Geldbeiträge für die Wittwe und die Kinder des Getödteten reichlich sorgte, auch eine strenge Untersuchung zur Ermittlung des Mörders anstellte. Mit fast rührender Achtung werden die entlassenen Schleswig-Holsteiner von den Oesterreichern behandelt, was ihrem Herzen alle Ehre macht. Kurz, der österreichische Charakter stellt sich uns als ein durchaus achtungswürdiger und liebenswerther dar, was aber nicht verhindert, daß wir aus finanziellen Gründen die baldige Entfernung dieser braven Gäste von ganzer Seele wünschen. Bekanntlich haben mehrere der den deutschen Regimentern zur Strafe affentirten Ungarn die sich ihnen bietende günstige Gelegenheit zur Flucht benuzt. Diese Flüchtlinge werden, in Verbindung mit einer Anzahl Schleswig-Holsteiner, eine Colonie im nordamerikanischen Staate Iowa bilden, dessen Klima und Boden alle zu solchem Zwecke zu wünschenden Vortheile darbieten soll. Nächstens geht eine Auswanderergesellschaft von mehr denn vierzig, größtentheils begüterten Familien aus Mecklenburg, Preußen und Hamburg dahin ab, nachdem bereits vor zwei Jahren ein sehr geglückter Colonisationsversuch in der Nähe des Mississippi, zwischen den Nebenflüssen Turkey und Wolga, dort gemacht worden ist. Wohin man blickt, sieht man Anstalten zum Auswandern und die Zeit einer neuen Völkerwanderung scheint nicht nur vor der Thür, sondern bereits angebrochen zu seyn. Der Entschluß, in der Ferne ein besseres Glück, vor allen Dingen eine behaglichere Stimmung zu suchen, kommt den Leuten über Nacht; am folgenden Tage besprechen sie sich mit Freunden und Verwandten darüber, am dritten bestellen sie sich Plätze auf einem Seeschiffe. Wenn ich mich bei Leuten, die in mäßig guten Verhältnissen lebten, und wie man es zu nennen pflegt, „ihr gutes Brod hatten," nach den Beweggründen eines so schnell gefaßten, für ihr ganzes äußeres Lebensglück entscheidenden Beschlusses erkundigte, ward mir allemal die Antwort: die Unzufriedenheit mit den politischen Zuständen im Vaterlande, und damit die innere Unbehaglichkeit, haben eine solche Höhe erreicht, daß man sich nur durch die Flucht davon befreien könne und sich lieber einer ungewissen Zukunft in die Arme werfen, als die Qualen im Vaterlande länger erdulden wolle. Was ich hier mittheile, ist der strengsten Wahrheit gemäß, und, wie mir scheint, aller Aufmerksamkeit werth. Früher waren es größtentheils nur Leute, die durch Vergehen im Vaterlande oder durch Armuth zum Auswandern genöthigt, der Heimath den Rücken wandten; jezt ist die Reihe an solche gekommen, die durch Thätigkeit, Ordnungsliebe und Gesinnung sich auszeichnen, und das deutet auf schlimme Zustände im Vaterlande oder auf große Verwirrung der Begriffe. Aller dieser traurigen Zeichen der Zeit ungeachtet fahren unsere Reichen fort, große, überaus glänzende Feste zu geben. Gewöhnlich ist es der Millionär, Senator Jenisch, welcher den Reigen dieser kostspieligen Festlichkeiten eröffnet, und so war es auch dießmal, wie es heißt, den österreichischen Gästen zu Ehren, wie früher den preußischen. Jenisch ist Senator der Republik Hamburg, und zugleich Gutsbesitzer in Schleswig-Holstein.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 130. Sonnabend, 31. Mai 1851.

— All made of fantasy,
All made of passion, and all made of wishes,
All humbleness, all patience, and impatience.
Shakespeare.

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

V.

Keine Neigungsheirath.

Adelheid war ein junges Mädchen, wie es wohl viele gibt, wie aber gerade nicht alle sind. Schön war sie eben nicht, aber wohlgebildet und blühend, fröhlich und lebenslustig, trug lieber ein neues Kleid als ein altes, und ein altes, das ihr gut zu Gesicht stand, noch lieber als das allerneuste, sang und tanzte gern, verstand eine ordentliche Mahlzeit zu kochen und eine Wäsche zu besorgen. Daneben aber hatte sie im steten Umgang mit einer ledigen alten Base, der Fräulein Heinerike, bekommen, was man einen romantischen Schwung heißt, und wenn sie so recht behaglich in einer Mädchenvisite sitzen und über neue Kleider, Hüte und Stickereien plaudern konnte, sah ihr's kein Mensch an, welche Welt von süßen Träumen und traulichen Gedanken hinter diesen hellen blauen Augen lag.

Die gute Heinerike hatte sie auferzogen in allerlei Ideen von chevaleresker Verehrung der Frauen, wie sie in ihrer Jugendzeit Mode gewesen waren, und hatte ihr so viel anvertraut von Freiern und Anbetern, die sie ihrer Zeit gehabt, daß Adelheid in vollster Erwartung von allerlei wundersamen Begebenheiten die Schwelle des Kindesalters überschritt. Auf ihren ersten Ball, den sie mit einer Tante in der Residenz besuchte, wo sie in weiß und himmelblau recht hübsch aussah, ging sie ganz kampfgerüstet, in Erwartung einer Menge von Stürmen auf ihr junges Herz, die sie fest entschlossen war vor der Hand alle abzuschlagen. Aber siehe da, alles verlief in größter Ruhe; kein süßes Flüstern, kein verstohlener Händedruck, keine leidenschaftliche Erklärung. Sie konnte auch nicht eine einzige der schönen Phrasen voll jungfräulichen Stolzes anbringen, die sie sich in stillen Stunden ausgedacht; in aller Ruhe engagirten sie die Tänzer, sprachen von der Hitze im Saal, von der schlechten Beleuchtung und mangelhaften Musik, mitunter blieb sie auch sitzen — kurz, sie konnte ihr siebzehnjähriges Herz ganz ungefährdet wieder nach Hause tragen. Und in solcher Weise ging es Jahrelang fort; sie begriff gar nicht, warum es seit den Tagen der Cousine Heinerike so ganz anders geworden; diese hatte vor Freiern ja nicht stehen und gehen können, und die Cousine konnte unmöglich hübsch gewesen seyn, sie mochte ihr Gesicht noch so aufmerksam studiren, und sie selbst fand sich doch gar nicht häßlich. Wie es sich mit diesen Freiern und Verehrern der Heinerike verhalten, ob sie, gleich den steifleinenen Kerls des Falstaff, in der Erinnerung sich multiplicirt hatten, ich weiß es nicht; genug, die gute Jungfer ging zu Grabe, glücklich im Bewußtseyn, daß sie die besten „Anstände," geistliche und weltliche, hätte haben können, und Adelheid blieb daheim beim Vater, ungesucht und unbegehrt.

Sie war darüber nicht bekümmert und freute sich ihrer Jugend, die sie als das einzige Kind ihres guten Vaters, der ein geschätzter Geistlicher war, harmlos und fröhlich genießen konnte. Der Vater war freilich viel zu wohlthätig und ein zu sorgloser Haushalter, als daß er reich, oder auch nur vermöglich hätte seyn können, doch konnte er dem einzigen Töchterlein jeden billigen Wunsch erfüllen. So hatte Adelheid Bücher, Musikalien, Blumen und Vögel, Freundinnen und freie Zeit nach Herzenswunsch, vor allem Freundinnen,

da sie sehr mittheilsam und leicht erregbar war. Wie die alten Römerinnen für jedes Schmuck- und Putzstück eine eigene Bewahrerin, so hatte sie für jede Seite ihres Wesens eine eigene Vertraute, und neben den ordentlichen stets noch ein paar außerordentliche und ein paar korrespondirende Mitglieder in ihrem Freundschaftskreise.

Sie theilte mit Leib und Seele die Lust und das Leid, das die Freundinnen ihr anvertrauten, tröstete sie treulich mit guten Worten und rührenden Versen, half ihnen ihre gebrochenen Herzen herstellen und geleitete sie später mit diesen restaurirten Herzen an der Seite irgend eines andern respektabeln Bräutigams zum Altar. Eine neidlose Brautjungfer war die Adelheid gewiß; weder der kleine Pfarrer, der die Pauline, noch der Kameralamtsbuchhalter, der die Amalie, noch der Gutsbesitzer, der das Lottchen heimführte, entsprach nur von weitem dem Ideal ihrer Träume; aber wenn sie wieder einen Myrthenkranz gebunden hatte, so mußte sie doch auch an die Stunde denken, wo er einst ihre Locken schmücken würde, und nicht wunderbar genug konnte sie sich die Wege denken, auf denen das besagte Ideal ihr zugeführt werden würde.

Wie eigentlich dieses Ideal beschaffen seyn sollte, darüber war sie noch nicht im Reinen; meist nahm es in etwas die Farbe ihrer jeweiligen Lektüre an, die ernsten männlichen Gestalten trugen aber in der Regel den Sieg davon über die jugendlich glänzenden. Dazwischen war auch jeder junge Dichter, natürlich ohne daß sie ihn je gesehen, eine Weile der „König im Reich ihrer Träume,“ und da sie so oft gehört, daß gute Dichter selten gute Ehemänner werden, so konnte sie sich manchmal in so schönes herzbrechendes Unglück hineinträumen, daß sie fast aus Mitleid mit sich selbst geweint hätte.

Vor dem Fenster ihres zierlich geschmückten Stübchens sah man auf einen schmalen Pfad, der zwischen Wiesen hinlief und sich im Gebüsche verlor. Gar zu gern sog sie in hellen Mondnächten den geheimnißvollen Reiz ein, der auf solchen Pfaden liegt, und träumte sich, d a h e r müsse dereinst ihr Glück kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Großconnetable.

Frankreichs ältester Orangenbaum.

Wer an schönen Sommertagen Versailles besucht, versäumt nicht an das äußerste Ende des großen Parterre zu gehen, das sich längs der Fronte des südlichen Schloßflügels hinzieht, und hier, auf die steinerne Brustwehr gelehnt, die es begrenzt, nach der Betrachtung des prachtvollen, sonnigklaren oder mit grandiosen Wolkenbildungen prangenden Himmelsbogens über dem fernen Walde von Satory, einen Blick in den tief unten am Fuße der Terrasse aus unmittelbarer Nähe weithin sich erstreckenden Orangeriegarten zu werfen, um sich am mannigfachen Grün der hier aufgestellten unzähligen Orangenbäume zu weiden. Marmorstufen, zu jeder Seite verziert mit einer Marmorsphinx, die einen reitenden Amor aus Bronzeguß trägt, führen von der Hauptterrasse des Schlosses in dieses Parterre hinab, in welchem zwei mächtige kreisförmige Bassins zwischen grünen Rasenteppichen das helle Himmelsblau zurückspiegeln. Der Wanderer steht hier über dem Orangeriegebäude, das sich unterhalb des Parterre erstreckt; auf beiden Seiten führen große Treppen hinab, und die nach den Rissen des jüngern Mansard angelegten Gewächshäuser dehnen sich unterirdisch nach drei Seiten hin aus, in Form eines stattlichen Baus toskanischen Styls; in der Mitte des Hauptgebäudes, dem Eingange gegenüber, steht eine schöne kolossale Statue Ludwigs XIV. von Desjardins. Hier werden im Winter die Orangenbäume aufbewahrt, die im Sommer in den Gängen des Schloßgartens aufgestellt sind.

Fremde, die zum erstenmal Versailles besuchen, begnügen sich nicht mit dem Ueberblick, den die Terrasse gewährt, sondern steigen hinab zur Besichtigung des überdeckten Gebäudes, und um einzelne der vielen prachtvollen Bäume genauer in Augenschein zu nehmen, besonders einen unter ihnen, der eine historische Bedeutung hat und unter dem Namen Grand-Connétable berühmt geworden ist.

In einem Bericht über die dießjährige hiesige Blumen- und Gewächsausstellung finden wir eine Biographie dieses merkwürdigen Baumes, dessen Geburt und Schicksale authentisch nachzuweisen sind und außer allem Zweifel stehen. Wir wollen sie hier den Lesern mittheilen.

Im Jahr 1421 geschah es, daß Eleonore von Castilien, Gattin Karls des Dritten von Navarra, eine Frucht als Geschenk erhielt und genoß, die ihrer Seltenheit und des ihr nachgerühmten köstlichen Geschmacks wegen in hoher Achtung stand und selbst auf fürstlicher Tafel kaum zu finden war. Wenn der Ueberlieferung zu trauen ist, so bestand diese kostbare Gabe in einer sogenannten Bigarade, d. h. in einer Frucht von der Gattung der kleinen Warzenpomeranzen und von so adstringirendem, bittersäuerlichem Saft, daß sie in der Einwirkung auf die Gesichtsmuskeln entschlossen Einbeißender ihrer Stammgenossin, der Citrone, nichts nachgeben dürfte. Eleonore jedoch, deren Gaumen gegen die Herbheit derartiger Naturprodukte abgehärtet seyn mochte, fand den Geschmack ihrer Warzenpomeranze so überaus vorzüglich, daß sie die fünf darin enthaltenen Kerne in einen Topf setzte. Die Pflanzung gedieh und fünf Sprößlinge schossen auf. Da, wie gesagt, zu jener Zeit in Navarra das Gewächs noch zu den großen

Seltenheiten gehörte und überdieß die eingesezten Kerne von königlicher Hand herrührten, so ward den Schößlingen ganz besonders sorgsame Pflege gewidmet und sie ungetrennt in Navarras Hauptstadt Pampeluna groß gezogen, wo sie bis zum Jahr 1499 verblieben. Um diese Zeit übersandte Catharina, Schwester Gastons de Foix und Gemahlin Johanns III. von Navarra, der Anna von Bretagne, Gemahlin Ludwigs XII. von Frankreich, als ein werthvolles Zeichen der Freundschaft einen Kübel mit fünf Orangenbäumen nebst Angabe ihres Ursprungs. Es waren die ersten, die nach Frankreich kamen. Später ward dieser Kübel Eigenthum des Kronfeldherrn oder Connetable Karl von Bourbon, der ihn nach seinem Schloß Chantelle in Bourbonnais bringen ließ.

In diesem Schloß hielt sich bekanntlich der Connetable auf, als er, nach Entdeckung seines verrätherischen Bündnisses mit Kaiser Karl V. und Heinrich VIII. von England, sich von den anrückenden Schaaren Franz des Ersten gefährdet sah und ohne Geld und Leute in die damals spanische Franche Comté entfloh, von wo aus er nach Italien zog und das Kommando des kaiserlichen Heers übernahm. Des Verräthers Güter wurden eingezogen und die Herzogthümer Bourbonnais und Chatellerault im Jahre 1531 der Krone Frankreich einverleibt. Bei dieser Gelegenheit wanderte denn nebst manchen andern auf Franzens Befehl auch der Orangenkübel von Chantelle nach Fontainebleau zur Zierde des Königsschlosses. In dem Inventarium jener eingezogenen Güter findet sich in einem besondern Artikel angeführt: „Ein fünfzweigiger Orangenbaum pampelunischen Ursprungs.“ Diese fünf Zweige aber waren, wie sich das noch zu dieser Stunde erkennen läßt, eben die fünf ursprünglichen, durch Absäugeln vereinten Stauden, deren drei, völlig ineinander gewachsen, einen einzigen Stamm bilden, während die beiden andern, an der Wurzelkrone haftend, sich noch jezt füglich zur Gewinnung von zwei getrennten Bäumen würden ablösen lassen. Der Baum ward in das Gewächsverzeichniß von Fontainebleau eingetragen unter dem Namen des „Großconnetable.“

Als Ludwig XIV. Versailles gebaut und die herrliche Orangerie vollendet hatte, ließ er die in den übrigen königlichen Residenzen zerstreut stehenden Bäume sammeln und in das neue Gebäude bringen; auch der Großconnetable wanderte dahin, und zwar im Jahr 1684 und unter dem Namen „Großbourbon,“ den der Baum eigentlich noch jezt trägt. Er ward der Pflege eines königlichen Hofgärtners Namens Lemoine übergebene und merkwürdig genug ging der Baum von Vater auf Sohn über bis zum Jahr 1833, wo der lezte Lemoine, der keine männliche Nachkommenschaft hatte, seinen Abschied nahm und pensionirt wurde. Unser Baum ist also 430 Jahre alt und während 150 Jahren in der Obhut einer und derselben Familie geblieben, die mit gedachtem Pensionär im Jahre 1846 zu Versailles erlosch. Es ist ein trauriges Denkmal aus der Geschichte Frankreichs, ein Andenken an den Verrath eines ausgezeichneten und tapfern Kriegers aus königlichem Geblüt; an die unglückliche Schlacht bei Pavia, in welcher sein ritterlicher König gegen ihn Ruhm und Freiheit verlor und fast alle französischen Heerführer, seine vormaligen Freunde und Waffenbrüder, fielen; an den heldenmüthigen „Ritter ohne Furcht und ohne Tadel,“ der schon früher zum Tode verwundet und gefangen, ihm so derb in's Gewissen geredet, ihn so eindringlich und dennoch vergebens beschworen, zur Pflicht zurückzukehren; ein Andenken aber auch an die Ruchlosigkeit einer ränkevollen Fürstin, deren Rachsucht aus verschmähter Liebe den unglücklichen Kronfeldherrn den Mißhandlungen des hintergangenen Monarchen preisgab und endlich zum Verräther an König und Vaterland machte. A. G.

Paris, im Mai.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Fortsezung.)

Wissenschaftliche Vorträge. — Bauten.

Bei dem Balle, welcher dem Feldmarschall v. Legeditsch zu Ehren gegeben wurde, waren an dreihundert Personen, darunter sehr viele fremde Militärs anwesend. Edlere Vergnügungen wurden dem gebildeten Publikum durch verschiedene wissenschaftliche Vorlesungen, größtentheils in der Lesehalle, geboten. Sie wurden, zur Ehre meiner Mitbürger sey es gesagt, stark besucht und eifrig angehört. Ein Dr. Scheve, ich weiß nicht woher, hielt Vorträge über die Phrenologie, die, obgleich von einigen unserer Aerzte angefochten, ein großes Publikum herbeizogen und dieser freilich noch sehr problematischen Lehre manchen Anhänger erwarben. Noch ungetheilteren Beifall erwarb sich Dr. Küchenmeister aus Frankfurt a. M. durch seine gediegenen Vorträge über Astronomie, so wie ein hiesiger gelehrter Apotheker und trefflicher Mann, Ulex, durch Vorträge über Chemie u. a. m. Höchst erfreulich ist die Wahrnehmung, welch bedeutende Fortschritte die Bildung, nicht nur unter den Männern, sondern auch, und sogar vorzugsweise, unter den hiesigen Frauen gemacht hat. Noch vor zehn bis zwölf Jahren wäre es dem

größten Gelehrten in seinem Fache schwerlich möglich gewesen, ein Auditorium für seine wissenschaftlichen Vorträge um sich zu versammeln, während sich jezt alles zu solchen drängt, wenn dem Vortragenden nur einiger Ruf voraus geht. Dieses löbliche Streben nach Wissen und Bildung hat denn auch der früheren faden, durchaus ungenießbaren Conversation in unsern Gesellschaften vielfach ein Ende gemacht. Da ich in meinen fast dreißigjährigen Berichterstattungen für diese Blätter früher so oft Gelegenheit fand und nahm, über den Mangel an Bildung und Bildungstrieb unter den hiesigen Frauen zu klagen, wird man jezt auch meiner Versicherung Glauben schenken, daß sich die Hamburger Frauen jezt mit denen aller größeren deutschen Städte in Hinsicht der Bildung messen können.

Große Theilnahme erregt hier das Schicksal eines unserer ausgezeichnetsten Architekten, Alex. de Chateauneuf. Dieser übernahm den neuen Bau, welcher unsern Bahnhof vollenden sollte, unter der üblichen Bedingung, daß er für die Solidität desselben haftete. Es mußte aber etwas am Grunde versehen seyn; denn so wie man die Gebäulichkeit überdacht hatte, zeigten sich Senkungen und dadurch in den Mauern Risse, so daß nichts übrig blieb, als den Bau einzureißen und einen neuen aufzuführen, der dem Baumeister zur Last fiel, dem dadurch eine Ausgabe von 70,000 Mark erwuchs. Diesen Schaden vermochte Chateauneuf nicht zu verschmerzen; er verfiel darüber in Trübsinn und sein Zustand verschlimmerte sich so, daß man ihn in eine benachbarte Irrenanstalt bringen mußte. — Der Neubau unserer beiden i. J. 1842 abgebrannten Hauptkirchen, St. Petri und St. Nicolai, schreitet, wohl aus Mangel an Capitalien, nur langsam vorwärts und der Anblick des stehengebliebenen Thurmstumpfs der Petrikirche macht einen unangenehmen Eindruck auf den Beschauer. Man hat zu ermitteln geglaubt, daß die Thurmruine noch sehr fest sey, und will sie benützen, um den neuen Thurm darauf aufzuführen, zumal man beabsichtigt, den leztern ganz nach dem Modell des abgebrannten wieder zu erbauen, was auch sehr räthlich ist, da dieser Thurm einer der schönsten und grandiosesten war, den das Vaterland, so reich an herrlichen Baumonumenten der Art, aufzuweisen hat. Zum Glück fand man das Modell in einem bis dahin unbemerkten Schranke in einem vom Brande verschont gebliebenen Strebepfeiler der Kirche; es wird aber die Frage seyn, ob unsere Zeit einen Baukünstler hat, der einen solchen Bau mit Erfolg übernehmen könnte, und ob, wenn auch ein solcher da wäre, wir so glücklich seyn würden ihn zu finden und für den Riesenbau zu gewinnen. Diese Bedenklichkeit macht wohl vorzüglich, daß man, nach fast neun Jahren seit dem Brande, noch immer die Hand nicht an den Thurm gelegt hat, während die Kirche bereits völlig hergestellt ist.

(Fortsezung folgt.)

Straßburg, Mai.

(Fortsezung.)

Die Heidenmauer. — Der Mennelstein

Noch einen Blick warfen wir in den Hof, in dem sich schon wieder einige Weiber und Kinder eingefunden hatten, die am Fuße der alten Kastanien ausruhten, um dann kräftig an das Gebet zu gehen. Dann verließen wir den Ottilienberg, aber zunächst nicht um abwärts, sondern noch eine Strecke aufwärts zu steigen. Nach der sogenannten Bloß strebten wir. So nennt man dort zu Lande den höheren Berg, von dem der Ottilienberg nur ein Ausläufer oder ein niederer Nachbar ist. Durch Föhrenwald gelangten wir ziemlich bald und ohne Anstrengung auf die Höhe, um welche sich die kolossale Heidenmauer zieht. Wer den Steinwall bei Dürkheim in der bayerischen Rheinpfalz gesehen, denkt zuverläßig hier an ein ähnliches Werk der Menschenhand. Wohl ist es ein solches, aber ein imposanteres. Während dort größere und kleinere Steine nur nachläßig aufeinander geworfen sind, um einen Wall zu bilden, ist diese elsäßische Heidenmauer wirklich eine Mauer von aufeinander gethürmten rohen Felsstücken von enormer Größe. Ob celtischen, ob römischen Ursprungs, das mögen Schöpflin und die Forscher nach ihm ausmachen, meintwegen mag es auch eine Frage bleiben, jedenfalls ist es ein wahrhaft cyclopisches Werk, das sich in bedeutender Ausdehnung auf der Kante des Berges hinzieht. Die umfassendste Aussicht von dieser beträchtlichen Höhe gewährt der Mennelstein, eine weit vorspringende riesige Felsmasse, von welcher der Blick nicht nur das ganze Elsaß, sondern fast das ganze obere Rheinthal bis zur deutschen Grenze hinab umfaßt. Wir sahen dießmal leider nur den blauen und grünen Rahmen dieses großartigen Bildes, den fernen Jura, den Schwarzwald und die Vogesen selbst. Was er einschloß, war mit wogenden Nebeln überdeckt. Es war ein eigener, in seiner Art großartiger und prächtiger Anblick. Da oben stand die Sonne strahlend am klaren Himmel, da drüben über dem Rhein erhoben Kniebis und Kaiserstuhl mit der langen Reihe der Schwarzwaldberge ihre blauen Häupter und Rücken, hüben streckte sich die grüne Wand der Vogesen hin, und ihre Wälder, Felsen und Burgruinen standen hell und klar vor unsern Augen, tief unten aber wallte es wie ein weites Meer, dessen Wellen an den Fuß der Vogesen wie an den des Schwarzwalds schlugen. Kein Baum, kein Kirchthurm ragte heraus, es war, als sey das ganze blühende Land versunken. Und wenn der Morgenwind die Nebelmassen bewegte und die Sonne ihre Strahlen hineinwarf, so war es in der That, als ob kräuselnde Wogen ihre weißen Häupter höben und langsam dahinrollend sich überschlügen. — Das seltene prächtige Schauspiel hielt uns lange auf dem hohen Mennelsteine fest. Auch den alten Burgen wandten sich unsere Blicke zum öftern zu. Zu unsern Füßen lag die Ruine Landsberg, etwas ferner die alte Stammburg derer von Andlaw mit ihren zwei runden Thürmen, westwärts von dieser die Spesburg, und weiter gegen Süden hinauf, schon in den blauen Duft der Ferne gekleidet, erhoben sich noch andere derartige Zierden des Landes.

Da oben auf unserer Höhe zog der Wind längst frisch und kräftig und spielte in den Nadeln der Föhren sein Morgenconcert, bald fing es aber auch in der Tiefe an sich mehr und mehr zu regen. Die Nebelmassen wallten lebhafter, da und dort zerriß ihr dichter Schleier, und wie sonnige Inseln traten einzelne Stücke der Ebene hervor, aber nur um im nächsten Augenblick wieder zu verschwinden. Bald näher, bald ferner tauchten Rebenhügel und Waldstrecken, Dörfer und Felder, Wiesen und Bäche auf kurze Zeit auf, selbst der Spiegel des Rheins blizte einigemal zu uns herüber; jede Secunde ein anderes Bild, andere Farben und Formen. Zulezt begann die Nebelfluth am Fuß der Berge heraufzusteigen. Sie zog sich in die Schluchten und Thäler hinein, immer höher und höher. Wir eilten jezd von der Heidenmauer hinab, weil wir dem Wetter nicht mehr trauten. Der Pfad führte uns über die Landsburg, in deren Ruinen sich eine arme Familie angesiedelt hat. Ein Theil des Burghofs ist in ein Gärtchen umgewandelt, und Kinder mit frischen rothen Wangen, wie sie die gesunde Luft da oben färbt, spielen in den Ruinen. Fast möchte man die armen Leute um ihre prächtige Aussicht und ihr erhabenes Stillleben beneiden. Durch Weinberge ging nun der steile, steinigte Pfad hinab, und zur rechten Zeit nahm uns noch ein Gasthaus des Städtchens Barr in seinen Schuz gegen den rieselnden Regen, der den so heiter aufgegangenen Tag völlig zu verderben drohte.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Monatsregister Mai.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 5. Donnerstag den 22. Mai 1851.

[28] In der **Kollmann'schen** Buchhandlung in Augsburg — bei **Neff** in Stuttgart — **Palm** in München — **Montag & Weiß** in Regensburg — **Riegel und Wießner** in Nürnberg und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Unentbehrlich für Jedermann!

Sammlung und Erklärung von

6000 fremden Wörtern

und Ausdrücken, welche in der Umgangssprache und Zeitungen **täglich** vorkommen, als: Amendement — Amnestie — Aristocratie — Anarchie — Democratie — Dynastie — Constitution — Institution — Reactionair — Proletarier — Social und dergleichen Wörter. Von Dr. Rect. **Wiedemann.**

Zehnte!! Auflage. — Preis nur 12½ Sgr. od. 45 kr.

NB. Um die in Zeitungen und Nationalversammlungen in der Umgangssprache täglich vorkommenden Fremdwörter richtig zu verstehen, ist es in jetziger Zeit Bedürfniß, ein solches Nachschlagebuch zur Hand zu haben, weßhalb wir es zur Anschaffung Jedermann empfehlen.

☞ Auch bei **Credner & Kleinbub** in Prag — **Hartleben** in Pesth — **Münster** in Venedig — **Schimpf** in Triest — **Gerold & Sohn** in Wien und in allen Buchhandlungen vorräthig.

Neuer Roman von Levin Schücking.

[82] Durch alle Buchhandlungen ist von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen:

Der Bauernfürst.

Zwei Bände.

8. Geheftet. 4 Thlr.

Prachtwerk!!

[102] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste Münzkunde.

Authentische Abdrücke

der

jetzt coursirenden

Gold- und Silber-Münzen

aller Länder

mit

Angabe ihres Gewichts, ihres Feingehalts, ihrer Geltung und ihres Werthes.

Nebst einer Darstellung der

Münzverfassung der verschiedenen Länder

als Gratiszugabe für die Subscribenten.

Von

Ludwig Fort.

1te bis 4te Lieferung. gr. 8. eleg. br. à 10 Ngr.

Durch eigene Ansicht mag sich ein Jeder über dieses ausgezeichnete Werk unterrichten zu welchem im Vergleich seiner Schönheit noch keines existirt.

Der Preis ist nur gering.

Leipzig, im Mai 1851. **Ernst Schäfer.**

---

[96] **Beachtenswerth!**

In allen Buchhandlungen — **Berlin** durch die Enslin'sche Buchh., — **Breslau** durch G. W. Korn, — **Leipzig** durch Otto Spamer, — **Frankfurt a. M.** durch die Jäger'sche Buchh., — **Nürnberg** durch die Zeh'sche Buchh., — **Hamburg** durch Berendsohn, — **Königsberg** durch Tag u. Koch, — **Carlsruhe** durch Bielefeld, — **Stuttgart** durch P. Neff, — **Stettin** durch M. Saunier, — **Hannover** durch Ehlermann ist zu beziehen:

Die Quelle

der

meisten Krankheiten neuerer Zeit.

Ein Wort über chronische Nervenleiden

und das

bewährteste Präservativ- und Heilmittel

gegen alle davon ausstrahlenden Beschwerden.

Laut beigedruckten Zeugnissen mit größtem Erfolge vielfach erprobt gegen:

Hypochondrie, Hysterie, Magenkrampf, Verdauungsschwäche, Appetitlosigkeit, Herzklopfen, Epilepsie, Veitstanz, Samenergießungen, männliches Unvermögen, unregelmäßige Periode, Bleichsucht, Gesichtsschmerz, Krämpfe, nervöse Schwäche infolge geistiger Anstrengungen ꝛc.

Mit einem Vorwort

von Dr. med. **Th. Fleischer,**

Mitglied der Facultät, praktischer Arzt, Inhaber des goldenen Verdienstkreuzes des Franz-Josef-Ordens, gewes. Chef-Arzt mehrerer K. K. Oesterr. Militär-Spitäler ꝛc.

Dieses viel verbreitete Schriftchen ist in 13. umgearbeiteter Auflage erschienen und sowohl durch alle Buchhandlungen Deutschlands, als auch des Auslandes zu beziehen, da es bereits ins Italienische, Polnische, Holländische und Französische u. s. w. übersetzt ist.

☞ Der Herausgeber Dr. **Th. Fleischer** in Wien (Mariahülf Windmühlgasse Nr. 25 b) ist gern bereit, solchen Leidenden mit weiteren Mittheilungen zur Hand zu gehen, welche sich deßhalb direkt in frankirter Zuschrift an ihn wenden wollen.

Nervenleidenden zur Beachtung empfohlen.

Preis nur 5 Ngr. **Preis nur 18 kr.**

---

[94] Im Verlage der Unterzeichneten und in Kommission bei **A. Wienbrack** in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte

vom Standpunkte der Kultur für obere Gymnasialklassen von Dr. **G. Zeiß.** Erste Lieferung. gr. 8. XVI und 192 Seiten. Preis 20 Ngr.

Das Buch enthält, wie schon der Titel andeutet, nicht nur die politische Geschichte, sondern die Darstellung aller ausgezeichneten Erscheinungen auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit. Das ganze Werk wird in sechs Lieferungen à 20 Ngr. oder drei Theilen die ganze Geschichte (alte, mittlere, neuere und neueste) von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart umfassen.

Weimar. **Albrecht'sche Hofbuchdruckerei.**

Ohrenleidenden aller Art.

[97] Auch der Unterzeichnete empfiehlt die Durchsicht des jüngst in Leipzig bei **Otto Spamer** in Achter Auflage erschienenen Schriftchens:

„Taubheit ist heilbar" Preis 7½ Sgr.

auf welches in mehrfachen öffentlichen Empfehlungen, wie durch beglaubigte Zeugnisse, unter andern durch Herrn Kaufmann Langenmayr in Kempten, Lehrer Kunze in Lindenkreuz bei Gera, Maurermeister Crampe in Cöslin und vielen Andern unter Anführung erstaunlicher Erfolge hingewiesen worden ist.

Al. von Gerhauser, Apotheker in Olmütz.

---

[78] Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Launen und Spiele des Schicksals.

Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten

von

Sigismund Scharffenberg.

8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

---

[95] In der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat März 1851.

Größere Aufsätze.

Beiträge zur Kenntniß der Naturverhältnisse im türkisch-armenischen Hochlande. 1) Das Plateau von Erzerum; die Thermalquellen von Ilidscha; der Vulkan Sichtschik; Besteigung des Schlackenkegels; 2) die Quellen des Fratsu oder westlichen Euphrats; Besteigung des Domlu-Dagh. — Soulouque und sein Reich. Erster Abschnitt; zweiter Abschnitt. — Die Finanzen Englands. — Aus Sibirien. — Der Zuckerzoll in Frankreich. — Das Betreten des Sinaiklosters. — Der Krieg in Sumatra. — Wanderungen in den Republiken von Südamerika. 1) Arequipa; 2) Puuno. — Die englische Ministerkrise. — Gunong Api. — Abstecher nach Itagoahy und Wasserfahrt nach Rio Janeiro. — Italien. — Die Indianer an der Humboldts-Bai in Californien. — Etwas über die ägyptische Alterthumskunde. — Die Bevölkerung von Biskan. — Die „fliegenden Blätter von Indien," ein neues hindostanisches Journal in Benares. — Von Patras nach Athen. — Die Empörung in Aleppo. — Ein Hahnenkampf in Manilla. — Fragmente aus dem Wanderbuch eines deutschen Naturforschers in Anatolien. 1) Von Trapezunt nach Baiburt; Naturcharakter; Mineralquellen; Gumysch-chaneh; die Ruine Genislaleh; die Stadt Baiburt; ein Abenteuer; Hoschabunar. — Anuradschapura. — Das Sanitätswesen in Niederländisch-Ostindien. — Die Indianer an der Gränze von Neu-Mexico. — Die Schauspielkunst bei den indochinesischen Völkerschaften. — Ungarn. — Ein uraltes heidnisches Grab auf der friesischen Insel Helgoland.

Chronik der Reisen.

Reise von Cairo über Suez nach dem Sinai, Akabah, Petra, und Hebron, unternommen in den Monaten März und April 1850. Erster Abschnitt: Reise zum Sinaikloster.

Kleinere Mittheilungen.

Aquilaria Agolacha. — Abkömmlinge eines fast untergegangenen Volksstamms in Mittel-Amerika. — Die Reisen von Vater Marquette. — Die Entdeckungen in Ostafrika. — Projectirtes ethnologisches Museum in London. — Verschönerung von Paris. — Vernacular translation Committee. — Der Zustand in Yucatan. — Sklaverei in Liberia. — Das große Fest der Dahomans. — Ein Prachtstück von Stickerei aus Lothringen. — Der neue Kafferkrieg. — Verbesserung der Arbeiterwohnungen in Lille. — Gutta Percha. — Eine Karte über die Entdeckungen in Amerika vom Jahre 1547. — Giftmorde in England. — Riesenhafte fossile Eier auf Madagascar. — Die indische Marine. — Sonderbare Vermehrung der Geier im südlichen Ural. — Die alte Stadt Londunum. — Etwas über chaldäische Alterthümer. — Einwirkung und Ausschmückung des Capitols in Washington. — Die Cobra Capello und der Mungoz-Affe. — Afrikanische Manuscripte. — Die Bereitung des Pulque in Mexico. — Falsche Elzevirs und Etiennes. — Gewinn der russisch-amerikanischen Compagnie. — Alterthümer am Euphrat. — Unternehmung zur Aufsuchung Franklins. — Die dänische Kriegsmarine. —Ranguns Vernichtung durch Feuer. — Das Polizei-Corps in London. — Nachricht von der Expedition nach Centralafrika. — Das Vagabundenwesen in London.

* * *

Preis des Jahrganges 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

[104] In der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Zweiunddreißigster Jahrgang.

Erstes Aprilheft.

Inhalt: Braidwoods Ventil, um das Condensationswasser aus den Dampfleitungsröhren abzulassen. Mit Abbild. — Wasserstands-Anzeiger für Dampfkessel. Mit Abbild — Shiptons geräuschloser Gebläseventilator. Mit Abbild. — Differential-Regulator für Webestühle; von dem Maschinenbauer Laurent. Mit Abbild. — Das englische und schottische System der Wasser-Abzüge (Drains) behufs Trockenlegung und Fruchtbarmachung der Aecker ꝛc. Mit Abbildung. (1. Oeffnen der Abzüge. 2. Instrumente zum Graben der Abzugscanäle. 3. Verfertigung der Abzugsröhren. [Ainslie's Maschine zur Fabrikation derselben.] Legen der Abzugsröhren. 5. Vortheile dieses Trockenlegungssystems. 6. Kosten der Trockenlegung und Gewinn durch dieselbe.) — Instrument zum Nivelliren der Abzugsgräben, Canäle ꝛc.; von Gardner, Optiker in Glasgow. Mit Abbild. — Kaschinenpresse der HH. Mullins. — Den Zug befördernder Kaminaufsatz von Tindall. Mit Abbild. — Ueber die geeignete Höhe der Blitzableiter; von E. Loomis, Prof. der Physik an der Universität in New-York. — Ueber die elektrischen Erscheinungen gewisser Häuser; von E. Loomis. — Ueber einen elektrischen Regulator; von Duboscq. — Prüfung von Camphinelampen im Vergleich mit Gas, Oel und Wachs. — Ueber den Damascener Stahl und dessen Anfertigung; von K. Karmarsch. — Erfahrungen aus dem Gebiete der Galvanoplastik; von J. Winkelmann; Dirigenten im k. galvanoplastischen Institute zu Berlin. — Bericht über eine Abhandlung des Hrn. L. Smith, die Lagerstätten des Smirgels in Kleinasien und die technische Benutzung dieses Minerals betreffend; von Dufrenoy. — Verfahren bei der Weinsteinsäure-Fabrikation kohlensaures Kali zu gewinnen; von A. Gatty. — Ueber das Bleichen der baumwollenen und leinenen Zeuge; von F. C. Calvert, Professor der Chemie zu Manchester. — Ueber die Bildung von Essigsäure aus Seealgen; von J. Stenhouse. — Miscellen. Ueber Pumpen. — Ueber das Tönen der Metallglocken. — Glastafeln mittelst Locheisen und Stanze zu lochen. — Angreifen harter Körper durch rotirende Papierstreifen. — Anwendung der Gutta-percha bei den Druckwalzen der Flachsspinnmaschinen. — Ueber das Krystallinisch- und Sprödewerden des Schmiedeisens durch fortgesetzte Erschütterungen; von Prof. Bolley. — Vorkommen des Quecksilbers als Zinnober auf Corsica. — Fabrication von kohlensaurer Bittererde mit griechischem Magnesit. — Verfahren Cyankalium mittelst des Stickstoffs der atmosphärischen Luft zu fabriciren; von F. Ertel. — Ueber einen wohlfeilen Anstrich für hölzerne Fußböden; von J. Thorr. — Finnischer Anstrich für Holzwerke. — Kartoffelkrankheit.

Zweites Aprilheft.

Inhalt. Ueber eine auf dem Frankfurter Bahnhof erfolgte Explosion eines Locomotiv-Dampfkessels und ihre Ur-

sache, nebst Beschreibung eines von Hrn. Ingenieur Meggenhofen vorgeschlagenen verbesserten Sicherheitsventils; von Dr. Adolph Poppe. Mit Abbild. — Carrett's Dampfpumpe. Mit Abbild. — Einfaches Mittel um ohne Beihülfe eines Windkessels die Erschütterungen an den Röhren der Wasserpumpen zu vermeiden; von J. Schmerber. — Verbesserungen an den Centrifugalapparaten für Zuckerfabriken und zum Trennen der Flüssigkeiten von festen Substanzen überhaupt; von J. Napier. Mit Abbild. — Ueber eine neue Presse zum Ausziehen des Saftes aus dem Zuckerrohre; von Prof. Payen. — Die Rechenmaschine von Maurel und Jayet. — Der neue Schreibtelegraph. — Die Verarbeitung des Kautschuks; beschrieben von Prof. Payen. Mit Abbild. (Fäden, Bälle und Blätter aus Kautschuk. — Kautschuk-Auflösungen, -Teige und -Kitte. — Röhren aus Kautschuk. — Vulcanisirter (geschwefelter) Kautschuk. — Anwendungen des gewöhnlichen und des vulcanisirten Kautschuks.) Die Verarbeitung der Gutta-percha; beschrieben von Prof. Payen. Mit Abbild. (Apparate zum Reinigen der rohen Gutta-percha. Verarbeitung der gereinigten Gutta-percha zu Blättern, Schnüren, geformten Gegenständen rc. — Mit Kautschuk verbundene vulcanisirte Gutta-percha.) — Ueber die Gewinnung reinen Sauerstoffgases aus der atmosphärischen Luft, um zu technischen Zwecken hohe Temperaturen hervorbringen zu können; von Boussingault. — Ueber Thonwaaren zu chemischen Zwecken; von Dr. Mohr in Coblenz. — Einige Beobachtungen über das Absetzen aufgeschlämmter pulverförmiger Körper in Flüssigkeiten; von Th. Scheerer. — Ueber das Conserviren des Holzes; von Hrn. Delpiaz in Paris. — Ueber die gesonderte Aufbewahrung des Eiergelb und Eierweiß und verschiedene Anwendungen derselben; von Augier und Robert. — Untersuchung einer Melasse von Runkelrübenzucker in Bezug auf Futterwerth; von Dr. Krocker. — Miscellen. Verzeichniß der vom 28. Dec. 1850 bis 24. Febr. 1851 in England ertheilten Patente. — Ueber die Preislocomotiven für die Semmeringbahn; von W. Engerth. — Mittel um die Abnutzung der Schieberventile in den Dampfmaschinen zu verhüten. — Das Stereoskop von Brewster. — Der Distanzmesser von Grétars. — Das Reiseteleskop von Grétars. — Ueber den Unterschied in der Structur des Kautschuks und der Gutta-percha; von Prof. Page.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 30ster Jahrgang oder Band 1 bis 114 zu 480 fl. oder 280 Rthlr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

---

[76] In **C. F. Amelangs** Verlagshandlung in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Die vorzüglichsten und billigsten

Lexica in englischer, französischer und italienischer Sprache,

deren praktische Brauchbarkeit seit Jahren bekannt, und welche wir hiemit Lehrern und Lernenden bestens empfehlen.

Burckhardt, G. F., Complete Pocket-Dictionary of the English and German Language etc. oder **Vollständiges Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Taschenwörterbuch**, nach den vorzüglichsten über beide Sprachen erschienenen Wörterbüchern, besonders nach denen von Adelung, Johnson und Chambers bearbeitet. Zwei Theile. Erster Theil: Englisch-Deutsch. Zweiter Theil: Deutsch-Englisch. **Dritte vermehrte Auflage.** 8. Velinpapier. Sauber geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rollin, I. F. E., Nouveau Dictionnaire de poche français-allemand et allemand-français etc. oder **Neues französisch-deutsches und deutsch-französisches Taschenwörterbuch**, nach den besten und neuesten über beide Sprachen erschienenen Wörterbüchern verfaßt. II Theile. I. Theil: Französisch-Deutsch. II. Theil: Deutsch-Französisch. 8. Sauber geh. 20 Ngr.

Valentini, Dr. F., Nuovo Dizionario portatile italiano-tedesco, tedesco-italiano etc. oder **Vollständiges italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Taschenwörterbuch.** **Zweite rechtmäßige Auflage**, vom Verfasser durchgesehen, verbessert und mit etwa 3000 Wörtern vermehrt. 8. Zwei Theile. I. Theil: Italienisch-deutsch. II. Theil: Deutsch-italienisch. Engl. Velinpap. Sauber geh. 3 Thlr.

---

[50] In der Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg, bei Neff in Stuttgart, Lindauer'schen Buchhandlung in München, Nübling in Ulm ist zu haben:

☞ Der Leibarzt

oder 500 Hausarzneimittel

gegen 145 Krankheiten der Menschen,

als: Magenschwäche, Magenkrämpfe, Diarrhöe, Hämorrhoiden, Hypochondrie, Gicht, Rheumatismus, Engbrüstigkeit, Verschleimung des Magens und des Unterleibes, Harnverhaltung, Verstopfung, Kolik, venerische Krankheiten, wie auch alle Hautkrankheiten; ferner 24 allgemeine Gesundheitsregeln, Kunst ein langes Leben zu erhalten und Hufeland's Haus- und Reiseapotheke.

Achte!! Auflage. — Preis 15 Sgr. oder 54 kr.

Bei allen vorkommenden Krankheiten leistet dieser sehr bewährt befundene Hausdoctor Rath und sichere Hülfe. Enthält auch die Kunst durch Franzbranntwein und Salz alle äusserlichen Krankheiten zu heilen.

☞ Auch bei Montag und Weiß in Regensburg, in der Krüll'schen Buchhandlung in Landshut, Credner und Kleinbub in Prag, Geibel in Pesth, Gerold und Sohn in Wien, Schimpf in Triest und in allen Buchhandlungen vorräthig.

[105] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Waldmeisters Brautfahrt

Ein Rhein- Wein- und Wandermärchen

von

Otto Roquette.

Miniatur-Ausgabe, elegant cartonnirt mit Goldschnitt.

Preis 48 kr. oder 15 Ngr.

Ein reizendes kleines Epos, welches eben so sehr durch eine tief poetische sinnige Anlage als durch Eleganz und Gewandtheit der Form ausgezeichnet, wie außerdem mit den lieblichsten und klangvollsten Liedern durchwebt den ganzen Märchenduft des gepriesenen Rheinlandes, die zarteste Romantik der Blumen- und Elfenwelt athmet, wie wir sie in dieser Innigkeit und Anmuth bei keinem der jetzt producirenden Dichter gefunden haben.

Die geschmackvolle Ausstattung der Miniatur-Ausgabe entspricht dem Inhalt, so daß wir dieß Büchlein, welches gegen die Verschwommenheit des Weltschmerzes unserer Tage ebenso energisch Front macht, als es die vergötterte Amaranth v. Redwitz gegen den Unglauben unserer Zeit will oder soll, — allen Gemüthern als ein wahres erquickendes Trostwort wahrer Naturpoesie empfehlen, welchen noch frischer Lebensmuth für Rhein und Wein und Wanderlust im offenen Busen blüht.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1851. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Lenau's dichterischer Nachlaß.

[74] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und liegt in allen Buchhandlungen vor:

Nicolaus Lenau's dichterischer Nachlaß.

Herausgegeben von

Anastasius Grün.

gr. 8. geheftet. Preis fl. 2. 42 kr. oder Rthlr. 1. 20 Ngr.

Enthält: **„Don Juan“** ein dramatisches Gedicht — **„Helena“** ein dramatisches Bruchstück — **Lyrisches** ꝛc.

Dieses schöne Vermächtniß eines unserer glänzendsten Talente glauben wir nicht besser einführen zu können, als mit folgenden Worten aus der Vorrede des Herrn Herausgebers: „Reichhaltiger an Umfang, als es von einem so gefeierten Dichter der Neuzeit zu erwarten stand, deren wenigen die drängende Ungeduld der Lesewelt, so wie das eigene Gefühl des innigen Zusammenhanges mit der nächsten Gegenwart es erlaubt, das Horazische Neunjahr auch nur annäherungsweise zu berücksichtigen, umfaßt der Nachlaß unseres Freundes so vielfältige Proben seiner dichterischen Begabung, es finden sich darin fast alle Zeitperioden und Dichtungsformen, in welchen sich diese bewährt hat, so mannigfach und glänzend vertreten, daß, hätte der Dichter auch sonst nichts geschrieben, das Vorliegende allein genügen könnte zur kritischen Würdigung seiner Dichtergröße und zur genauen Zeichnung seines Dichterbildes in vollkommener Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit jenem Gemälde, das gewiegte Kunstrichter uns aus seinen übrigen Werken entworfen haben. So führt dieser Nachlaß uns Ueberlebenden die gliederreiche Reihe dichterischer Thaten des Dahingeschiedenen, wie bei einem ernsten Todtengerichte der Alten, noch einmal vor das Auge, daß wir den Mann und Dichter in seiner ganzen Würde und bedeutsamen Eigenthümlichkeit noch einmal an uns vorüberschreiten sehen und den tief erschütternden, aber auch erhebenden Ernst dieser Erscheinung verstehen lernen. In unsere Todtenklage darf sich das Gefühl der Befriedigung mengen, daß die edle Kämpfergestalt, indem sie unserem sinnlichen Auge entrückt wurde, vor unserem geistigen Blicke in ihrer reinen Erhabenheit stehen blieb, aufrecht, das leuchtende Schwert noch erhoben, Siegesgewißheit im wahrheitdurstigen Auge und den ersten noch ungetrübten Widerschein der aubrechenden Morgenröthe auf dem blanken, makelreinen Schilde; — wir sind beruhigt, daß es uns erspart blieb, sie später vielleicht gebeugt von Mißmuth und Trauer über den so schnell vereitelten Sieg, mit unwillig gesenktem oder gar mit zerbrochenem Schwerte zu sehen in den Tagen einer unerquicklichen Waffenruhe, die kein Frieden ist.“

Stuttgart und Tübingen, April 1851. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Nacht und Morgen.

Neue Zeit-Gedichte

von

Franz Dingelstedt.

8. geheftet. Preis fl. 1. 36 kr. oder Rthlr. 1.

Der kosmopolitische Nachtwächter der alten Zeit begrüßt den Morgen der Neuzeit mit dieser Sammlung politischer Gedichte aus den Jahren 1845 bis 1850, einer thatsächlich und poetisch ebenso bewegenden als bewegten Epoche. Die Sammlung, abgetheilt in: Letzte Nachtwachen — Nachtwächter als Hofpoet — Tagesanbruch — Erster Reichstag — Licht und Schatten, enthält eine ansehnliche und in Stoff und Stimmung mannigfaltige Reihe von Bildern und Liedern aus Zeit und Leben, deren einzelne, in öffentlichen Blättern gelegenheitlich abgedruckt, bereits große Anerkennung fanden: so die Fresken in der Paulskirche, die Gedichte an S. K. H. den Erzherzog-Reichsverweser, auf Radetzky's Einzug in Mailand, Latours Ermordung, die Epigramme aus Erfurt u. a. m. Diese Gedichte und eine große Mehrzahl bisher ungedruckter, erscheinen hier zum erstenmal zu einem vollständigen und organischen Ganzen geordnet, so daß die Sammlung, welche der Verfasser als seinen letzten Beitrag zur Lyrik bezeichnet, zugleich als Abschluß der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ und als Nachlese der unserm Verlage angehörigen „Gedichte“ dem Publikum angekündigt werden darf.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 131. Montag, 2. Juni 1851.

Tantaene animis coelestibus irae?
Ein Pfaff so hitzig?

Shakespeare.

Bilder aus Schottland.

(s. Nr. 109—115.)

(Letztes Stück.)

Von Nairn nach Glasgow.

Die Straße, welche von Nairn nach Aberdeen führt, macht in der Nähe des Dörfchen Auldern, wo man mir das Schlachtfeld zeigte, auf welchem im Jahre 1645 die Covenanters eine blutige Niederlage erlitten, einige oscillirende Bewegungen, als wüßte sie nicht recht, ob sie sich von dem reizenden Becken des Murray Firth trennen oder entschlossen nach Südosten ablenken sollte. Die Vorliebe für das dunkelblaue Wasser trägt aber um so leichter den Sieg davon, als eine Reihe malerisch gezackter Hügel in launenhaften Wendungen bald gegen die Küste anläuft, bald, wie vor der schäumenden Brandung zurückbebend, wieder tiefer in das Land streicht. Die Sonne schien eben so rathlos zu seyn wie die Straße, denn wenn sie sich wenige Minuten, nur von dem dünnsten Nebelschleier umhüllt, gezeigt hatte, barg sie sich wieder in schwarzgraue Wolkenmassen, die sich schwerfällig am Himmel fortschoben. Während die Bai, von der zuweilen ein tiefblauer Ausschnitt sichtbar ward, von Booten aller Art wimmelte und die Möven zu hunderten an dem weißen Schaum der Brandungen zu nippen oder von Welle zu Welle zu hüpfen und mit jeder zu kosen schienen, war der Küstenstreif, der sich vor mir ausbreitete, ziemlich leblos, und nur dann und wann sah ich einen Wagen, welcher Seegras, hier als Dungmittel gebraucht, vom Strand herauf brachte.

Mein Nachbar auf der Bank outside der Stagecoach war ein Landgeistlicher aus Morayshire, ein höchst liebenswürdiger, aber auch höchst excentrischer Mann, und unter andern der eingefleischteste Jakobite, der mir je in Schottland aufgestoßen. Er überbot an Enthusiasmus für das Haus Stuart und für Prinz Charley alles, was man sich von dem berühmten Häuptling des Clans Glengorroch und seiner schönen Tochter Helen erzählt und lebte der sichern Hoffnung, es würden wieder „bessere Zeiten“ für Schottland kommen, das jetzt knirschend den Nacken unter das englische Joch beuge. „Thorach's Weissagungen sind noch nicht erfüllt,“ sagte er mit bebender Stimme, „wir büßen noch für die Sünden unserer Väter, aber die Sassonachs — nun, der Herr hat zu richten, nicht wir! Ich besuche jedes Jahr die Heide von Culloden, wo einer meiner Vorfahren unter dem Moosboden ruht. Ich bringe ihm und den Treuen, die dort gefallen sind, mein Gebet, meine Thränen, meine ohnmächtigen Wünsche dar. Jeder ächte Hochländer sollte dieß thun. Man sollte ein Denkmal dort errichten, das unsere höchsten Berge überragt, nicht als Andenken an die blutige Schlacht, welche die Edelsten dieses Landes dem Tode geweiht, welche uns eine hundertjährige Kette geschmiedet hat, — nicht um den Triumph übermüthiger Sieger zu feiern, — nein, um unsere innigste Theilnahme an denen zu bethätigen, welche einer großen, einer heiligen Sache Gut und Leben gewidmet haben und für ihren rechtmäßigen König, so wie für die Unabhängigkeit des Landes gefallen sind.“

Unsere Außenseite-Gefährten begannen auf den Sprecher aufmerksam zu werden, und eine Scene war um so mehr zu besorgen, als ich in dem Nachbar

unseres Kutschers einen Mackenzie aus Roßshire erkannt hatte, welcher Clan bekanntlich beim Unternehmen des Prinzen Karl Stuart unbetheiligt geblieben war; ich bot daher dem jakobitischen Vollblut eine beruhigende Prise aus meiner am Loch Maree erworbenen Dose und fragte ihn, ob er mir sagen könne, wie weit der sogenannte Diamantenberg, scherzweise auch Neu-Californien genannt, von Elgin entfernt sey. Der geistliche Herr machte ein Gesicht, als hätte ihm Jenand kaltes Wasser über den Kopf gegossen, war aber zu sehr Schottländer, als daß er eine höfliche Frage unbeantwortet gelassen hätte, wie er denn auch sich selbst zu gern reden hörte, um diese Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen, nicht sofort mit dem ihm eigenthümlichen Ungestüm und Feuer zu ergreifen.

„Der fremde Herr," begann er, indem er sich umsah, ob einer oder der andere „Outsider" seiner Weisheit gleichfalls zu lauschen Lust habe, und, als er das Interesse der zunächst Sitzenden an dem fraglichen Gegenstande bemerkte, seine Stimme mehr als nöthig erhob, — „der fremde Herr hätte wahrscheinlich hier Niemanden gefunden, der geeigneter wäre, ihm die gewünschte Auskunft zu geben, als ich, denn Sleaghich, meine kleine Pfarrei, liegt nur eine knappe Stunde von Aviemore Inn, und manchen schönen Morgen bin ich am Ufer unseres rauschenden Spey hinausgegangen und habe mein frugales Frühstück vor dem genannten Wirthshause eingenommen, wo ich den jezt vielgenannten und vielbesuchten Cairngorm Hill unmittelbar vor Augen hatte und Zeuge von den bunten Scenen war, zu denen das Gerücht von unermeßlichen Schätzen, welche der Berg in der Gestalt von Diamanten und andern kostbaren Steinen in seinem Felsengerippe bergen sollte, Veranlassung gegeben hat. In der That gingen das schöne Thal Strathspey entlang, von Kinrara's birkenbedeckten Höhen an bis zur See hinab, die wunderbarsten Sagen von dem Funde ganzer Massen der edelsten Steine von unglaublicher Größe und unerhörter Schönheit von Mund zu Mund und fanden in der Nähe und Ferne bei allen denen Glauben, welche für jedes Mährchen ein offenes Ohr haben und deren Neugierde oder Habsucht durch die Berichte von fabelhaften Reichthümern, welche den Eingeweiden dieses Zauberbergs täglich entquollen, gereizt und entflammt wurde."

Sämmtliche Outsiders, den rothnasigen Kutscher nicht ausgenommen, lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Erzähler, und es war so still, daß man die Waldtauben in dem Birkenwäldchen jenseits des Dörfchens Dyke girren und grollen hörte. Der Geistliche fuhr fort: „Meine guten Landsleute verließen schaarenweise ihre Hütten, ihre Felder, ihre »shepp-hills,« ihre Thäler und eilten, den Tornister auf dem Rücken, Spitzhammer und Meißel in der Hand, dem Cairngorm zu, und wenn ihnen die stolze Masse des Wunderbergs in sonniger Beleuchtung entgegen trat, schrack der Spey von dem donnernden Hurrah zusammen, welches durch das Thal erscholl. Die Mehrzahl hatte troz aller Begeisterung nicht vergessen, sich für acht oder vierzehn Tage mit Haferbrod, einem Pack Heringe, einem Säckchen mit Kartoffeln, einem „Piggin" (Kesselchen) und einem Fläschchen „Jute" (einer der hundert schottischen Namen für „Whiskey"), so wie mit einem „Raploch" (Wollendecke) als Schutz gegen kalte Nächte zu versehen. Die Industrie der Bewohner von Grantown, des Thals des Strathspey überhaupt bewährte sich auch bei dieser Gelegenheit, denn bald klebten sechs bis acht Zelte am Fuß des Berges und die Whiskeyfäßchen fanden dort, wie leider überall in unserem unglücklichen Lande, den zahlreichsten Zuspruch."

(Fortsetzung folgt.)

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Fortsetzung.)

Diesen selben Pfad wandelte Adelheid auch eines Abends, in allerlei Gedanken verloren. Sie hatte eben eine hübsche Novelle von Eichendorff gelesen und sang mit heller Stimme ein Reimlein daraus nach eigener Composition:

„Und wollte mich Einer erwerben,
Ein Jäger müßt's seyn zu Roß,
Der müßt' mich auf Leben und Sterben
Entführen auf sein Schloß!"

Da ertönte eine süßliche, etwas näselnde Stimme hinter ihr: „Ach, guten Abend, Fräulein Adelheid, thun Sie auch Ihre Gefühle amüsiren im schönen Abendroth?" Wie mit kaltem Wasser begossen sah sich Adelheid um, und da stand, nicht ein Jäger zu Roß, wohl aber die Jungfer Elisabeth Maierin, ehrsame Vorsteherin der Strickschule, die Weisheitsliese genannt wegen der absonderlichen Weisheit und Sentimentalität ihrer Reden und Bemerkungen, der Adelheid so erstaunlich zuwider, daß kaum ihre Gutmüthigkeit sie abhalten konnte, ihrer alten Lehrerin stracks den Rücken zu wenden. „Ach ja," fuhr die gesprächsame Jungfer fort, „da sind Sie eben gerade wie ich, immer gefühlvoll, immer schwärmerisch; so bin ich mein Lebtage gewesen. Wenn ich nur ein schönes Buch und eine schöne Naturgegend habe, so komme ich ganz außerhalb mir selbst. Ach, was habe ich erst heut noch weinen müssen über so eine schöne Geschichte: „Des Lebens Höchstes ist die Liebe." Ja Liebe und Tugend, das ist die Hauptsache in diesem Thränenthal."

„Gewiß, gewiß," meinte Adelheid und wollte weiter. — „Ach, warten Sie doch, Fräulein Adel-

heid, wir haben ja einander so lange nicht mehr genossen, seit ich Ihre Jugendlehrerin gewesen bin, und ich habe doch schon so lange gewünscht Ihnen mein Herz auszuschütten. Ach, wenn Sie erst wüßten, wie ein gewisser Anderer glücklich seyn würde, ein solches Abendroth mit Ihnen zu verleben!" — „Ei, ist's wahr?" lachte Adelheid übermüthig, hielt aber doch wieder gleichen Schritt mit Jungfer Elise. — „Ja, und wenn Sie wüßten, was für ein vorzüglicher Mensch Ihnen sein Herz zugeeignet hat, und Sie lieber hat als die ganze Welt!" Adelheid wußte gar nicht, wie sie sich bei dieser unvorhergesehenen Erklärung verhalten solle; sie sah die Liese ungläubig an und fand es unbeschreiblich keck, daß die es wage mit ihr von solchen Dingen zu sprechen; indessen machte sie keine Miene davonzulaufen, so daß die Liese ganz beherzt fortfuhr: „Denken Sie denn gar nicht mehr an den Sebastian, meiner Schwägerin, der Sonnenwirthin, Bruderssohn, der ja hier aufgewachsen ist, an den Sebastian, der schon einmal vom Gymnasium aus mich besucht hat, da Sie noch in die Strickstunde zu mir kamen, an den Sebastian Mezger?"

Nein, Adelheid hatte nicht an den Sebastian Mezger gedacht, ganz und gar nicht. — „Aber er hat ja schon dreimal einen Besuch in Ihres Herrn Papas Hause gemacht," fuhr die Liese fort, „und seit er Sie das leztemal gesehen, kann er eben gar nicht mehr anders und meint es müsse seyn." — „Aber er kennt mich ja gar nicht!" sagte in höchster Verlegenheit Adelheid, der das Ding nachgerade zu ernsthaft wurde. — „Das meinen nur Sie, Sie wissen nicht, wie viele lange Jahre der Sebastian seine Gemüthsbewegung auf Sie gerichtet hat, wie er Tag und Nacht nichts anderes sinnt. Sie wissen ja, wie geschickt er ist und im Examen über Alle hinaufgekommen, so daß ihn sein Pfleger hat studiren lassen, und daß er jezt ein Doktor ist, ein rechter Menschendoktor in Dachshausen. Schon da Sie noch als kleines Mädchen bei mir in der Strickschule saßen, waren Sie ihm so wichtig. Er ging damals auf die Universität und nahm Abschied von mir, und „Elise Base," sprach er, „was ist doch die Adelheid für ein nettes Mädchen!" Und was er derweil für schöne Reisen gemacht hat! und wie gebildet er ist! und er hat einen ganz neuen prächtigen Paletot."

„Aber er hat mich ja nie gesprochen," warf Adelheid wieder ein. — „Aber sprechen hören! Wenn Sie nur wüßten, wie interessant er nach Ihnen ist! Und als er Sie das leztemal in Ihrem himmelblauen Tibetkleid gesehen hatte, da war er vollends ganz dahingerissen. Er hätte so oft schon heirathen sollen, aber er will von keiner andern hören. „Elise Base," sagte er, als ihm die Sonnenwirthin des Schultheißen Tochter in Wendlingen kuppeln wollte, die dreißigtausend Gulden bekommt und eine vierzehnfache Aussteuer, „Elise Base, wenn ich meine Einzige und Auserkorene nicht bekomme, so gehe ich nach Amerika." — Ach, ich muß oft bitterlich weinen, wenn ich denke, daß ein so rechtschaffener Mensch aus unglücklicher Liebe nach Amerika soll, „in's heiße Afrika!" wie in dem schönen Liede steht. So etwas möcht' ich nicht auf meiner Seele haben, Fräulein Adelheid!"

„Aber ich weiß ja kaum wie er aussieht!" rief Adelheid in höchster Beklommenheit. — „Ei, das thäte sich bald finden, schöne Seelen begegnen sich, sagt Schiller, und wenn Sie ihn einmal recht kennten, so könnten Sie sich gar nicht mehr besinnen. Wenn Sie jezt nur erlauben wollten, daß er den Herrn Papa besucht, da würde sich alles finden; nicht wahr?" — „Den Vater wird's immer freuen, wenn ihn Herr Doktor Mezger besucht," sagte kaum hörbar Adelheid, mit deren Fassung es ganz zu Ende war und die gar nicht mehr wußte, was sie sagen sollte. Zu ihrer größten Erleichterung sah sie in diesem Augenblick ihre Freundin Amalie am Arme ihres Gatten herankommen und konnte sich glücklich von der Jungfer Elise losmachen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Barr. — Straßburg.

Vater Itzstein, wie ihn seine Freunde und Gesinnungsgenossen zu nennen pflegen, hat keine schlechte Wahl getroffen, als er bei der Internirung der deutschen Flüchtlinge Straßburg mit dem Städtchen Barr vertauschte. Zwar gehört auch dieses nicht zu den schönen, aber seine Lage am Fuße der Vogesen darf mit zu den schönsten des Landes gerechnet werden. Schade, daß dem alten Manne auch hier das Herz nicht recht aufgehen konnte. Die herrliche Natur hat nur selten seinen Geist erheitert, über

den eine tiefe Schwermuth gekommen, die sich durch den Gedanken an die Beschlagnahme seines Vermögens beinahe zu der fixen Idee steigerte, er müsse in seinen alten Tagen noch den bittersten Mangel leiden. Wie wohl mag ihm jezt, nachdem diese Sorge gewichen, drunten im Rheingau auf seinem schönen Gute Hallgarten seyn!

Da wir uns eben im besseren Weingebiete des elsässischen Landes befanden, so verfehlten wir nicht, über dem Mittagessen einige kleine Studien zu machen. Der Heiligensteiner Clevener, dessen Geburtsstätte kaum eine Stunde von Barr entfernt liegt, wollte uns aber auch nicht besser behagen, als der Wolxheimer, der mit ihm um die Palme ringt. Ob es an den Traubensorten, oder am Boden, oder an der Bauweise liegt, ich weiß es nicht, aber die besseren, wie die gewöhnlicheren Landweine haben etwas Träges und Schweres, sie erhitzen, ohne zu beleben. Fast möchte ich mit dem Rheinweinliede sagen: „man kann dabei nicht singen." Mag seyn, daß Gewöhnung diese Weine in anderm Lichte erscheinen läßt, uns konnten sie wohl erquicken, aber nicht entzücken, begeistern noch viel weniger.

Der Nachmittag gab keine Hoffnung auf ein Wetter, das einen Ausflug in die Umgebung räthlich oder genußreich hätte machen können, und da ich ohnedieß mit meiner Zeit haushalten mußte, so war der Entschluß bald gefaßt, Straßburg zum Ziele der heutigen Tagfahrt zu machen. So fuhren wir denn durch das überreiche Frucht- und Tabaksland dem Rheine zu. Als sich gegen Abend der Himmel etwas klärte, begrüßten wir das hohe Münster aus der Ferne, warfen den lieben Bergen noch einen Scheidegruß zu, und saßen bald wohl geborgen im Rebstöckel bei Herrn Schrot in der guten Stadt Straßburg.

Straßburg gebührt jedenfalls das Prädikat einer schönen alten Stadt, deren ächter altbürgerlicher Typus noch keineswegs verwischt ist, weder an den Gebäuden, noch in dem regen Leben, das sich in dem vielfach verschlungenen Gewinde der breiteren und engeren Straßen und Gassen bewegt. Weder der neue Bahnhof draußen über dem Kanal, noch die neuen Kais an diesem und der Ill, noch die neuen Straßen, welche sich jezt dehnen, wo früher alte Gräben ihre unschönen Linien zogen, haben den Charakter der Stadt wesentlich verändern können. Selbst die moderne Eleganz in vielen Häusern und Läden und öffentlichen Anstalten, selbst die Gasbeleuchtung mit ihrem blendenden Glanze haben denselben nicht eigentlich beeinträchtigt. Wären die vielen Rothhosen nicht auf den Straßen sichtbar, hörte man nicht auf jedem Tritt und Schritt französisch und deutsch, oft aus einem und demselben Munde, durcheinander, ich hätte mich ganz heimisch gefühlt, wie in der besten deutschen Stadt vom alten Schlage.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Mißstände.

Um den Bau der Nicolaikirche zu fördern, hat man eine Wochen-Schillingssammlung angestellt, die aber im Laufe der seit dem Brande verstrichenen neun Jahre sehr zusammengeschrumpft ist, so daß wöchentlich nicht mehr 1000 Mark eingehen. Zum Theil hat das seinen Grund darin, daß sich die Anzahl derer täglich mehrt, die den Bau eines Millionen verschlingenden Prachtbaus für völlig überflüssig halten; dann ist die zu Anfang überaus rege Theilnahme im Laufe der Jahre natürlich weit lauer geworden, und endlich gibt es viele, die mit gerechtem Unwillen sehen, daß man, während das unumgänglich nöthige Irrenhaus immer noch nicht in Angriff genommen wird, so viel Geld an einen überflüssigen Bau verschwenden will, und diese haben vollkommen Recht. Nicht oft genug kann es wiederholt werden, daß unsere Einrichtung für die Irren — denn von einer wirklichen Anstalt für diese Unglücklichen ist gar keine Rede — der größte Schandfleck für unser Gemeinwesen ist. Der Philanthrop Appert sprach sich in den härtesten Worten und der höchsten sittlichen Entrüstung darüber aus; man wäre aber wahrlich zu noch schneidenderem Tadel berechtigt. Kaum in der Türkei können die unglücklichen Wahnsinnigen schlimmer behandelt werden als bei uns. Das Auffallendste dabei ist, daß schon vor einer Reihe von Jahren, und in der neuesten Zeit wieder, Menschenfreunde zu einer solchen höchst nothwendigen Anstalt so bedeutende Summen vermacht haben, daß sie in die Hunderttausende gehen müssen, ja, daß schon seit Jahren ein passender Platz für eine Irrenanstalt bestimmt und aufgeräumt, aber trotzdem noch kein Stein zu dem Bau angeschafft worden ist. Es ist nach allem diesem begreiflich, daß dieser Gegenstand durch die Presse und mündlich viel und mit dem höchsten Unwillen besprochen wird; man kehrt sich aber nicht daran und ignorirt vornehm die gerechten Klagen der Menschenfreunde, die, wenn sie irgend etwas Mißliebiges sagen, Schreier genannt und bei vorkommenden Gelegenheiten für ihren Freimuth bestraft werden. Wie traurig es bei uns mit dem Irrenwesen steht, ersieht man schon aus dem Umstande, daß Familien, die so unglücklich sind, eines ihrer Mitglieder von dieser traurigen Krankheit heimgesucht zu sehen, alles aufbieten, die Kranken in eine auswärtige Irrenanstalt zu bringen, weil sie diese Unglücklichen gänzlich verloren geben müßten, wenn sie sie der hiesigen Anstalt überlieferten. Ueber dem Eingange der letztern stände ganz gut der Spruch, den Dante über die Hölle schrieb: „Ihr, die ihr eintretet, laßt jegliche Hoffnung hinter euch!" — Einer andern Bauungeheuerlichkeit hat man, wohl den fremden militärischen Gästen zu Ehren, wenigstens ein neues Kleid angezogen. Ich meine unsere Kaserne, deren Inneres und Aeußeres so fabelhaft schlecht und abschreckend war, daß, als das bremische Contingent bei seinem Durchzuge nach Schleswig-Holstein für eine Nacht darin einquartiert werden sollte, es den Gehorsam verweigerte und lieber auf der Gasse campiren wollte. Dieser von den Söhnen einer Schwesterstadt der Antiquität angethane Schimpf scheint denn doch einigen Eindruck gemacht zu haben; seitdem sind 30 — 40,000 M. darauf verwendet worden, der Gebäulichkeit mittelst der Künste des Schreiners, Glasers und Tünchers eine minder abschreckende Gestalt zu geben. — Einem andern Scandal, dem Schweinemarkt am Eingang unserer Stadt, dicht am Steinthore, durch das drei Viertheile aller unsere Stadt Besuchenden passiren, soll jetzt auch ein Ende gemacht werden. Man stelle sich vor, daß bis auf diesen Augenblick hart am Steinthore ein täglicher Markt der höchst unsaubern Thiere, die das mosaische Gesetz verbietet, gehalten wird und der Reisende seinen Einzug in die weltberühmte Stadt durch Reihen von vielen Hunderten grunzender, quickender und sich in ihrem eigenen Kothe wälzender Schweine halten muß, die, nur durch einige Latten vom Fahrweg getrennt, unerträglichen Gestank über die ganze Umgegend verbreiten und nicht nur die Gesundheit, sondern auch die nächtliche Ruhe der Anwohnenden gefährden. Dieser Markt soll jetzt außerhalb der Stadt verlegt werden, und somit darf man endlich einmal von einem gemachten Fortschritte Meldung thun. Ob wir das den guten Bremern oder andern militärischen Gästen verdanken, weiß ich nicht zu sagen; es steht aber zu vermuthen, daß an einer aristokratischen Tafel einmal aus fremdem Munde ein Wort über diesen Unfug gefallen ist und wir demselben die Abstellung der Ungebühr zu danken haben; denn auf uns Eingeborene wird bei solchen Gelegenheiten nicht gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 132. Dienstag, 3. Juni 1851.

Wenn alle Mädchen so sind, wie ich mich jezt fühle, so sind wir sonderbare Dinger.

Lessing.

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Fortsetzung.)

Adelheid kam in tiefen Gedanken heim, und wie oft sie sich auch sagte, welcher Unsinn es sey, an die Geschichte nur zu denken, dennoch kehrte das Gespräch mit der Liese wieder und wieder in ihre Erinnerung zurück. Nein, daran war nicht zu denken: einer, der die Weisheitsliese zur Vertrauten gemacht, der Sebastian Mezger hieß und Doktor war in Dachshausen! War ihr's auch mit dem Jäger zu Roß nicht so ernst gewesen, so hatte sie sich dafür andere schöne, romantische Situationen gedacht, gegen die all dieß ein zu greller Kontrast war. Dann aber trat wieder die lange, stille, treue Liebe des ihr fast Unbekannten vor ihre Seele, sein verwaistes Leben, das hoffnungslose Leid um sie, das ihn weit über's Meer in ferne Lande treiben wollte, und das trieb ihr wieder Thränen in's Auge. Dann aber fiel ihr mit heißem Erröthen wieder ein, wie sie durch ihre unbedachte Aeußerung gegen die Liese ihn gleichsam selbst eingeladen habe, und beim Gedanken, daß das für Zuvorkommenheit gelten könnte, empörte sich ihr ganzer Mädchenstolz.

Weil sie aber dennoch Tag und Nacht an die tragische Geschichte denken mußte, so war's am Ende eine Wohlthat, daß der gefürchtete Doktor wirklich erschien. Eines Tags rief die Magd: „Fräulein Adelheid, ein Herr sind da und wollen den Herrn Dekan sprechen.“ Mit ahnendem Herzen trat sie in's Zimmer und erinnerte sich nun wohl, diesen ernsten, einfach gekleideten Mann dereinst beim Vater gesehen zu haben, aber er hatte so wenig Eindruck auf sie gemacht, daß sie ihn indeß gänzlich vergessen hatte, und auch jezt rief keine einzige Stimme in ihrem Herzen: der ist's! — keine einzige. — Nein, der konnte es nicht seyn!

Der Doktor ließ sich keine Beklommenheit anmerken, er hielt die Unterhaltung unter so kritischen Umständen möglichst aufrecht und zeigte sich als einen lebenserfahrenen, ernsten, gebildeten Mann, aber jeder verstohlene Blick, den sie auf ihn warf, kehrte mit der leidigen Botschaft zum Herzen zurück: „Der ist's nicht! nein, der ist's nicht!“

Endlich machte der ahnungslose Vater durch seine Ankunft diesem doch etwas peinlichen tête à tête ein Ende; der Adelheid fiel ein Stein vom Herzen, sie ließ den Gast dem Vater, und wie lange auch noch der Herr Mezger verweilen mochte, sie ließ sich nicht mehr blicken, für ihn ein recht schlimmes Zeichen, und er mußte sich verabschieden, ohne sie noch einmal gesehen zu haben.

Während die Adelheid daheim saß in einer Wahl und Qual, als ob sie seit der Erschaffung der Welt das erste Mädchen wäre, das in den tragischen Fall kommt einen Mann nehmen zu müssen, war der Sebastian in tiefe Gedanken versunken auf seinem einsamen Heimweg. Wie es gekommen, daß eine so zarte Angelegenheit zuerst in die ungeschickten Hände der Jungfer Liese gekommen, davon später; jezt handelte sich's bei ihm nur darum, ob er einen direkten Sturm auf die Festung wagen sollte, die so wenig geneigt schien sich zu ergeben, und da zogen gar viele Gedanken für und wider durch seine Seele. Er gehörte nicht zu den stürmischen Naturen und zu einem Entführen auf Leben und Sterben schien er vor der Hand

nicht geneigt. Er schloß all seine streitenden Gedanken mit einem Gebete, daß Gott ihm zeigen möge, wo der rechte Weg für ihn liege, und daß er ihm diesen Weg bahnen möge; er fand Ruhe und Frieden darin, daß er seine Sache in so gute Hände gelegt, und ging getrost nach Hause.

In einem kinderreichen Hause gibt's stets Arbeit für Aerzte und Schuhmacher. So wurde um diese Zeit unser Doktor in ein Pfarrhaus gerufen, wo mehrere Kinder an den Masern erkrankt waren. Die bleiche junge Hausfrau, die demnächst Aussicht hatte, ihren Kinderkreis um das achte Mitglied zu vermehren, konnte sich selbst kaum aufrecht halten, und sollte noch von einem Bettchen zum andern eilen. „Sie sollten nothwendig Hülfe haben," meinte der Doktor, „die zwei Mägde genügen nicht." — „Höre, soll ich nicht der Adelheid schreiben?" fragte der Pfarrer und setzte, zum Doktor gewendet, erklärend hinzu: „unsere Cousine von St., ein gar liebes, gescheidtes Mädchen." — „Ach ja," rief der kranke Heinrich, „die kann so schön erzählen," „und so hübsche Puppenkleider machen," rief das kranke Minchen." — „Ihr guter Muth thäte mir freilich wohl," sagte die Pfarrerin, „aber ich möchte dem Vater sein Herzblatt nicht wegnehmen." Kurz, jeder Mund pries die Adelheid, und dem Doktor ward's recht wunderbar zu Muth, hier den Fingerzeig zu erhalten, um den er gebetet, denn daß diese vielgeliebte Adelheid die seinige sey, da war kein Zweifel. Er sprach der Pfarrerin dringend zu, um die Cousine zu bitten, es sey höchst nöthig, und konnte dießmal kaum erwarten, bis er nach Hause kam und allein war. Noch in derselben Nacht ging ein Brief an Adelheid und ihren Vater ab, nicht die glühende Bitte eines herzerstürmenden Jünglings, wohl aber die ernste, innige Frage eines Mannes.

Der Adelheid war's indeß seltsam gegangen, wie einer Festung, auf den Sturm gerüstet, die auch an die Möglichkeit einer Uebergabe denkt, die aber gänzlich unangefochten bleibt. Seit dem Besuch des Doktors stand sie jeden Morgen auf und legte sich jeden Abend nieder mit der Frage: will ich? — „Nein, ich will nicht!" rief ihr Herz, aber kein Mensch fragte sie: willst du? oder willst du nicht? Mit Herzklopfen sah sie den Briefträger kommen, mit einem erleichternden Seufzer sah sie, daß er nichts brachte als Briefe einiger Herzensfreundinnen, die über ihr Stillschweigen klagten, aber nachher war's doch eine gewisse Leere. Sie hatte in Gedanken die schönsten Absagebriefe an den Doktor aufgesezt, voll Achtung, Bedauern und Dankbarkeit, aber es kam keine Gelegenheit einen zu schreiben. Die Liese ließ sich nirgends blicken. Schon glaubte sie mit einiger Beschämung, das Ganze sey am Ende ein Mährchen gewesen oder der arme Doktor sey, bekümmert über ihre Sprödigkeit, bereits in Verzweiflung nach Amerika abgesegelt, da kam eines Tags ein großer, gefährlich aussehender Brief an den Vater. Nun war's gekommen. Der erstaunte Vater gab Adelheid ihren Brief, besprach die Sache mit ihr und ließ ihr gänzlich freie Hand; ihm eilte es nicht, sich von dem Töchterlein zu trennen. Da saß Adelheid in ihrem Stübchen, die Feder in der Hand und vor sich das Postpapier. Der Absagebrief, wie sie ihn gedacht, paßte nicht mehr, des Doktors Brief war gar nicht so herzbrechend; ein Nein, motivirt oder nicht, wollte nimmermehr heraus, und doch zum Ja — da war's noch himmelweit, das war ganz undenkbar. So ließ sie sich denn in Kapitulationen ein, sandte einen Brief ab mit einer ziemlich offenen Erklärung über ihren Herzenszustand, bat um Aufschub, wollte ihr Herz prüfen, nähere Bekanntschaft u. s. w. Eine gefährliche Sache für eine Festung.

Am andern Tag kam der Brief mit der Bitte des Vetters Pfarrer um Unterstützung seiner Frau. In ihrer Bedrängniß war Adelheid recht froh der Aussicht auf angestrengte Thätigkeit, erstürmte die Erlaubniß des Vaters und rüstete sich zur Reise, nicht ohne gebeten zu haben, daß man ihr alle einlaufenden Briefe nach Bernheim nachschicken solle.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

„Es ist eine nur zu bekannte Sache, daß die leichtfertige, wetterwendische Glücksgöttin in der neuesten Zeit den ackerbauenden „Carses" den Rücken gewendet hat; da sie aber doch irgendwo ihren Wohnsitz haben muß, schien man anzunehmen, sie habe sich auf dem Diamantenberg niedergelassen und halte inmitten der Wildniß von Cairngorm Hof. Es fiel mir auf, daß die meisten Glücksjäger zuerst den Gipfel des Bergs bestiegen, als ob in dem rauhen Winde, der fast immer über jene unwirthliche Höhe braust, die Stimme des Orakels zu hören wäre und die Stelle andeutete, wo die reichste Mine gefunden würde. Bleibt das Orakel hier stumm, so werden vor allem die zahlreichen Höhlen und Grotten besucht, welche sich an den Seiten und Abhängen des Berges öffnen. Da und dort zeigen sich Spuren früherer Arbeiten, vielleicht wird sogar das Lichtfünkchen eines Splitters Bergkrystall sichtbar, und jezt unterbrechen die Schläge des Spitzhammers die einsame Stille des Bergs, schrecken den Adler aus seinem Felsenneste heraus, verjagen die wilden Ziegen aus den spärlich mit Grün bekleideten Höhlklüftungen und Wasserrinnen und wecken den

Widerhall in den nahen Glens, die den ungewohnten Tönen erstaunt lauschen. Der Berg bietet in solchen Stunden einen überraschend schönen und belebten Anblick dar. Craig Elachie (der Lärmfels, der Sammelplatz des Clans Grant, der in Strathspey seinen Sitz hat) deckt theilweise den Fuß des Cairngorm und das frische lebendige Grün der schlanken Birken hebt sich anmuthig an den dunkeln Föhren ab, welche die untern Seiten des Diamantenbergs bekleiden. Um die Brust des Berges sind zwölf bis zwanzig Gruppen Arbeiter vertheilt, die bemüht sind in die Eingeweide der Felsenmasse einzudringen, während um den Gipfel weiße Nebelstreifen flattern und mit dem um die Klüfte kreisenden Adlerpaare ein muthwilliges Spiel zu treiben scheinen."

Der Jakobite blickte hier sehr behaglich auf seine Zuhörerschaft, mochte aber doch, besonders in dem Gesichte des West-Roßshiremannes das Shakespearesche »more matter with less art« lesen und schickte sich daher an, seiner Mittheilung ein Ziel zu setzen. „Die Nachrichten," sagte er, „welche dann und wann von dem Berge in das Aviemore Inn herüber kamen, waren nicht immer gleichlautend, und als ich eines schönen Morgens einen Windbeutel von Zigeunerburschen, der mit Whiskey handelte, auf einer Lüge ertappte, wie nur ein verbranntes Zigeunergehirn sie ausbrüten kann, beschloß ich dem Berge selbst einen Besuch abzustatten. Ich fand gegen vierundzwanzig Menschen, in Gruppen von drei oder vier getheilt, mit Hammer, Meißel und Schippe beschäftigt. In den letzten drei Tagen war nicht das kleinste Steinchen von einigem Werthe gefunden worden. Zwei der Arbeiter sagten mir, daß sie vierzehn Tage früher einige schöne Cairngormsteine gefunden hätten, welche ihnen sehr gut bezahlt worden. Der Wirth von Aviemore, der mich begleitete, versicherte mich, er habe, freilich im Verlauf von etwa zehn Jahren, wohl dreißig der schönsten blauen, grünen und gelben „Edelsteine" und darunter einen von merkwürdiger Größe gesehen, für welchen der glückliche Finder achtzig Pfund Sterling erhalten habe, und der Graf von Seafield besitze einen Becher von hohem Werthe, welcher aus einem krystallhellen Steine des Berges gefertigt worden sey. Das Ergebniß meines Fragens und Forschens war denn, daß der, welcher Cairngormsteine sucht, nicht viel klüger ist als der, welcher sich in einem Bündel Heu nach einer Stecknadel umsieht. Man hat berechnet, daß von zwölf Arbeitern durchschnittlich einer so glücklich ist, einen Fund zu thun, der ihm etwa vier bis fünf Pfund Sterling einträgt, während die übrigen eilf ihren Schweiß und, was mehr ist, ihre kostbare Zeit vergeuden."

Ich dankte dem geistlichen Herrn für seine Belehrung und fragte ihn, warum er „des freien Volkes" der Zigeuner auf eine so wenig schonende Weise gedacht habe. Er erwiederte höflich, aber nicht ohne einen ziemlich tigerartigen und daher für einen freikirchlerischen Geistlichen nicht sehr passenden Seitenblick: „Des freien Volkes? Sagen Sie, dieser Heiden, Herr! Ja, alle diese schwarzgelben Vagabunden sind Heidenvolk, und wären sie viermal getauft, wie es denn kaum einen unter diesen Söhnen der Finsterniß geben wird, welcher nicht eben so oft getauft worden ist, als seinen Eltern ein reicher, gutmüthiger Pathe in den Wurf kam. Aber ich habe noch einen andern Grund, diese Söhne des Waldes zu verabscheuen. Der Schlächter von Culloden, will sagen der Herzog von Cumberland, »the bluidy man,« wie unser Burns ihn in seinem berühmten Gedichte nennt, hatte eine Anzahl dieser Bursche als Spione in seinem Solde, und Niemand kann sagen, wie jener denkwürdige Tag ohne den Doppelverrath der Heiden sich entschieden hätte. Ich sage Doppelverrath, denn während sie den Sassanachs unsere Schwäche und den schmachvollen Abfall mehrerer Clanschaften kund thaten, wußten sie in dem Lager des Prinzen Karl Stuart die Nachricht zu verbreiten, die Macht der Engländer sey der der Hochländer zehnfach überlegen, so daß es sich leicht erklären läßt, wie trotz dem Löwenmuth und der Treue und Hingebung einzelner Heerestheile schon der Beginn des Kampfes das rasche Ende ahnen ließ."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Wohlthätige Anstalten. — Vermächtnisse

Lassen Sie mich zu einem erfreulichern Thema übergehen und Ihnen von zwei wichtigen, segensvollen Vereinen Kunde geben, die in allen Städten nachgeahmt zu werden verdienen. Es sind dieß der „Dienstboten- und der weibliche Krankenverein," beide von den zur liberalen Partei gehörigen edeln Frauen unserer Stadt gestiftet. Der „Dienstbotenverein" macht es sich zur Aufgabe, die in der gröbsten Unwissenheit und sittlichen Verwahr-

lesung aus unsern Freischulen entlassenen, schon confirmirten armen Mädchen ein Jahr lang in allem Nöthigen. Lesen, Schreiben, Rechnen und allen Arten von Handarbeiten zu unterrichten. Nach Verlauf dieses Jahres werden die so vorgebildeten Mädchen in Familien, meist im Kreise der Vereinsmitglieder, auf ein Jahr untergebracht, um sie unter der Leitung einer tüchtigen Hausfrau in allem zum Dienste Erforderlichen auszubilden und zugleich ihre Sittlichkeit zu stärken. Sind sie auf diese Weise zum Dienste tüchtig, so sucht man passende Stellen für sie, und diese Mädchen sind so gesucht, daß der Verein den an ihn ergehenden Anforderungen kaum Genüge leisten kann. Die Aufgabe des „weiblichen Krankenvereins" ist, arme Handarbeiterinnen, Nätherinnen, Strickerinnen, Schneiderinnen u. s. w. vor dem Untergange durch sie betreffende Krankheiten zu bewahren. Jede Eintretende bezahlt ein für alle mal 2 Mark oder 24 Groschen und dann wöchentlich 1 Schilling oder 9 Pfennige. Dafür erhält sie in Krankheitsfällen freie Behandlung, Aufwartung, Krankenspeise und außerdem wöchentlich 1 Thaler zu unvorhergesehenen Ausgaben. Sollte sie durch langes Kranksehn ihre Arbeit verloren haben, so sind die Vereinsmitglieder bemüht, ihr solche wieder zu verschaffen. Der reichste Segen für die Pfleglinge beider Vereine liegt aber weniger im Materiellen, als in der Ueberwachung in sittlicher Hinsicht. — Der hier von jeher herrschende löbliche Brauch begüterter Männer und Frauen, in ihren Testamenten reichlich der Armen und der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten zu gedenken, hält sich noch immer aufrecht. In der lezten Zeit waren es zwei überaus reiche Junggesellen, der Bürgermeister Behnecke und ein Herr Steenhoff, die den öffentlichen Anstalten bedeutende Summen hinterließen. Steenhoff schenkte allein für den Bau einer Irrenanstalt 20,000 Mark; zu gleichem Zwecke vermachte der Bürgermeister Behnecke 32,000 Mark. Diese beiden sehr reichen Männer verschmähten es, aus unbekannten Gründen, einen Familienkreis um sich zu bilden, und somit fällt ihr kolossales Vermögen größtentheils an lachende Erben. Namentlich lebte Steenhoff eingeschränkt, ja fast ärmlich, daß man eher einen armen Mann, denn einen Millionär in ihm hätte vermuthen sollen. Aber sein Testament beweist durch die darin enthaltenen Bestimmungen zum Besten der Wohlthätigkeitsanstalten, daß er ein für die leidende Menschheit fühlendes Herz in der anscheinend so kalten Brust trug. Auch dem allgemeinen Krankenhause wurden 20,000 Mark Banco, also 10,000 Thaler, von ihm vermacht. — In frühern Berichten erwähnte ich einer Bande Diebe, die, als Quartier- und Arbeitsleute bei den hiesigen Kaufleuten angestellt, den Raub viele Jahre lang unentdeckt und ungestraft getrieben hatten und nur durch einen besondern Zufall verrathen wurden. Es stellt sich jezt heraus, daß die Zahl der Verbrecher sich auf 27 belief. Wider Erwarten sind die Strafurtheile überaus mild ausgefallen und selbst die Hauptthäter wurden mit nicht mehr als einem Jahre Zuchthausstrafe belegt. Die Herrn Kaufleute haben sich demnach in Zukunft doppelt vorzusehen, denn eine so geringe Bestrafung wird von der Verübung eines ähnlichen Verbrechens nicht sehr abschrecken.

(Schluß folgt.)

Straßburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Das Münster.

Doch was kümmerte mich am Ende das alles? Das Eine, das genug wäre, die ganze Stadt und noch mehr darüber zu vergessen, das hohe Münster, nahm mich vor allem, fast darf ich sagen ausschließlich in Anspruch. Ich glaube, wenn ich noch hundertmal nach Straßburg käme, mein erster und mein lezter Gang wäre immer der nach dem Münster. Er war es schon am Abend unserer Ankunft. Kaum waren wir angekommen, so eilte ich auch schon, um in der stillen Halle mit ihren schlanken gothischen Pfeilern, mit ihren hohen Gewölbebogen und Fenstern das lezte Abendroth durch die Farbenpracht der alten Glasgemälde schimmern und bis zur tiefen Dämmerung verglimmen zu sehen. Mein erster Gang am Morgen hatte wieder dasselbe Ziel. Stundenlang verweilte ich um und in und auf der herrlichen Kathedrale. Wer könnte sich satt sehen an diesem Wunderwerke deutscher Baukunst? Hier das alte, noch byzantinisch gehaltene Chor, dem sich das gothische Langhaus anschließt, ohne daß das Auge dadurch verlezt würde, dort die wunderbar prachtvolle Stirnseite mit ihrem dreifachen Portale, der ungeheuern Rose, den hohen, schlanken Fenstern, den durchbrochenen Galerien und dem riesigen Thurme: wie herrlich erhebend das Ganze, wie wohlgefällig die tausend Einzelnheiten an dieser kolossalen Filigranarbeit aus Stein! Und welche Sorgfalt wird auf die Erhaltung dieses kostbaren Bauwerkes verwendet! Da wird kein Stein schadhaft, der nicht alsbald durch einen neuen ersezt würde, da verläßt keine der hundert Statuetten und Hautreliefsfiguren verstümmelt ihre Stelle, ohne daß bald eine ganz gleiche ihren Platz einnähme. Auch zwei neue Statuen aus blaßrothem Sandstein, die ich früher nicht gesehen, nahmen meine Huldigung in Anspruch, weniger ihres künstlerischen Werthes wegen, den ich ihnen indeß nicht bestreite, als um der Personen willen, die sie darstellen. Erwin von Steinbach und seine kunstfertige Tochter Sabine sind es, die vor der südlichen Seitenpforte einander gegenüber stehen. Wer sollte den Hut nicht ehrfurchtsvoll vor dem Meister und der Jüngerin ziehen, die so erhabene Gedanken im Stein verkörpert haben? Auch dem Meister Schwilgué mußte ich in der Nähe dieser Pforte meine Bewunderung zollen. Hat er doch die alte, bis zu sagenhafter Berühmtheit gelangte astronomische Uhr in einer Weise hergestellt, oder vielmehr neu geschaffen, die sie nicht bloß für das neugierige Volk zum Gegenstande des Staunens macht. So unschön das alte, geschmacklose Gehäuse derselben erscheint, so unästhetisch sich die wandernden Apostel und sonstigen Figuren produciren, mir gefiel die Bescheidenheit, fast möchte ich sagen die Pietät, mit welcher der neue überlegene Meister sein Werk in die ältere Hülle kleidete, daß es nach außen wie eine Reparatur erscheint, während es im Innern das niemals in solcher Weise Dagewesene bietet. Freilich steht neben dieser Art von Selbstverläugnung auch wieder der Stolz, gerade das geleistet zu haben, was wenigstens das Volk für eine unlösbare Aufgabe hielt, und auch dieser Stolz ist schön.

Bis zu Krone und Knopf des Münsterthurms hinaufzusteigen, das hätte ich nicht mehr gewagt, wie vor Zeiten, da ich um ein erkleckliches jünger war, aber die 329 Stufen bis zur Plattform mußte ich doch einmal wieder zurücklegen, um mir das große Rundgemälde zu überschauen. Da oben erinnerte ich mich, daß ich einst Goethe's Namen in der Laterne gelesen, und daß der Blitzstrahl in den dreißiger Jahren diese zertrümmert hatte. Ob er noch oder wieder dort steht, weiß ich nicht, aber es fiel mir bei demselben Sesenheim ein. Ich ließ mir das Dörfchen in der Ferne zeigen. Es sind mir wunderliche Gedanken dabei durch den Kopf gegangen, aber ich finde es gut, sie zu verschweigen, obwohl ich im Stande wäre einige Aufschlüsse über Friedrike zu geben. Mag er todt bleiben, der alte Streit, der höchstens dazu führen könnte ein schönes Bild zu verderben.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 133. Mittwoch, 4. Juni 1851.

So lebt nun wohl, ihr goldnen Zinnen:
Indeß mit schwerer Brust von hinnen
Der heimberufne Wandrer strebt.

E. v. Feuchtersleben.

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Der eingefleischte Jacobite war eben im Begriff, das Schlachtgemälde von Culloden oder, wie er es stets zu nennen pflegte, Drumossie Muir, vor mir aufzurollen, als wir in den Royal Burgh Forres — ehedem Fores, wie auch Shakespeare und selbst noch Johnson den Namen der Stadt schreiben — einlenkten und die Stage-Coach durch die schöne, belebte High-street rollte. Meine Reisegefährten waren sehr erstaunt, als sie hörten, Forres und seine Umgebungen böten irgend etwas dar, das den Fremden einige Stunden zu fesseln vermöge. Da ich über die Ausbeute selbst nicht sehr gewiß war, ließ ich sie die gute Stadt in stete Sandwolken hüllen, mit dem Einsturz der umliegenden Berge bedrohen, mit einer bunt herausgepuzten, weiß und roth geschminkten alterthümlichen Schönheit vergleichen und sagte ihnen Lebewohl, um zu sehen, ob ich die Chaileach (das alte Mütterchen), wie der Westroßshirer den Royal Burgh of Forres betitelt hatte, bei guter Laune finde. Ich war noch keine zehn Schritte von der Post entfernt, als sich mir schon eine Merkwürdigkeit darstellte. Das Städtchen, kaum viertausend Einwohner zählend, hatte seine Zeitung. Die »Forres Gazette« neuesten Datums war an einem Fenster ausgehängt und ich sezte mich gegen Erlegung von »Fourpence halfpenny« in den Besitz dieser Merkwürdigkeit, welche mich wie durch einen Zauberschlag in die Geheimnisse der Politik, der kirchlichen, nationalökonomischen und socialen Grundsätze, der Handels- und Gewerbthätigkeit und selbst der Freuden und Leiden der Forresen einweihte, denn die Namen der in den lezten acht Tagen Geborenen, Verstorbenen und Getrauten durften natürlich nicht fehlen; nebenbei wurden kleine Zwiste, z. B. über Flachsbau, über die zweckmäßigste Benuzung des Kelp (Seegrases), oder über die Befugniß des „Forreser Publikums,“ einen gewissen Fußpfad zu benuzen, mit der ganzen Breite und Umständlichkeit ländlicher Schriftstellerweisheit fortgesponnen und der Feier des Geburtstags eines benachbarten Gutsherrn ellenlange Spalten in Diamantschrift gewidmet. Dieß schmeckt sehr nach der Provinz, ich habe mich jedoch überzeugt, daß diese kleinstädtischen Blätter des nördlichen Schottlands die materiellen und geistigen Interesse der Hochlande in hohem Grade fördern. Wie die Parlamentsstraßen durchbrechen sie das Gebirg, bringen die fernen, Jahrhunderte hindurch isolirten Glens und Carses mit den südlicheren Landestheilen, wo Handel, Gewerbe, Ackerbau u. s. w. in stetem Fortschreiten begriffen sind, mehr und mehr in Verbindung, helfen den verstockten Clangeist vollends ausrotten, heben den Blick über den „Sheep-walk“ weg, an den er bisher gefesselt war, führen neue Ideen, Theilnahme an dem Gesammtleben des Staats, an dem Fortschreiten des Menschengeschlechts, an Handel und Fabriken in die Köpfe von Menschen, deren Gedankenkreis bisher auf Blackcattlezucht und Kartoffelbau beschränkt war, und geißeln »the law's delay, the insolence of office,« die klassische Beschränktheit der alten Sheriffe, die rohe Willkür von Behörden und Bediensteten jeder Art auf's unbarmherzigste.

Meine Nachfragen nach den außerhalb der Stadt liegenden Resten der alten Königsburg, welche Duncan bei Shakespeare nur verläßt, um in dem Schlosse seines »peerless kinsman« den Tod zu finden, hatten



dieselbe Antwort zur Folge, welche man mir zu Monza gab, als ich nach dem Kloster fragte, in welchem Manzoni die schöne Heldin seines Romans eine Zuflucht finden läßt; eine große Fabrik erhebt sich auf den nur theilweise noch sichtbaren Trümmern beider Gebäude. In den Straßen des Städtchens sprach schon alle Welt das Breitschottische und der Kilt schien nebst den nackten Kupfer- oder Bronzebeinen von dem Ostwind die Bai hinauf geweht zu seyn. Bald war ich auf den Höhen, welche anmuthig gegen Forres abfallen und deren Einschnitte, hier schön belaubt, dort in dem frischesten Wiesengrün glänzend, die stärkende Luft der Berge, den süßen Duft der Kräuter und Bäume und den Gesang krystallener Bächlein in die freundliche Stadt führen. Ich blickte nicht eher um mich, als bis ich die höchste Höhe, die zu erklimmen war, erreicht hatte. Ein prachtvolles Gemälde spannte sich vor meinen Blicken aus: dort das Murray Firth, auf dessen schwellender Brust sich Schiffe und Boote wie Möven wiegten; näher die wunderliebliche Bai von Cromarthie, diese Zauberbucht, deren Einfahrt von zwei Bergriesen bewacht wird und deren stahlblaue Fluth Fischerkähne und zierliche Jachten beleben; nach Süden hin Cottages und Dörfer, bald in freundliches Laub gehüllt, bald von grünen Wiesen, plaids und rothen Heidestrecken umgeben; inmitten der anmuthigen Fläche ein kegelförmiger, von Sandwegen durchschnittener Hügel, auf dem sich der stattliche Thurm erhebt, welcher zum Andenken des Sieges von Trafalgar errichtet worden; rechts das sich mehr und mehr ebnende Land, die fruchtbaren Gefilde der Grafschaft Elgin, und nach Westen und Nordwesten hinauf die Gebirge von Roßshire und Sutherland, in düsterer Herrlichkeit sich an dem wolkenlosen Mittagshimmel emporthürmend.

Die feierliche Stille, welche weitum herrschte, erhöhte den Eindruck, den diese erhabene Scenerie auf den Scheidenden machte, denn was ich geahnt hatte, ward mir hier zur Gewißheit: die Straße wendete sich den ebeneren östlichen Gebieten von Mittelschottland zu und ich stand auf der lezten Anhöhe, wo das Auge über das zauberreiche Gebirgsland schweift, mit seinen von Schnee bedeckten und von Nebeln umwogten Bergkuppen, mit seinen grasigen Hügeln, seinen bewaldeten Glens, seinen im Smaragd der Wiesen glänzenden Straths, seinen murmelnden Bächlein und singenden Wasserfällen, seinen stillen, felsumgürteten Seen und dem armen, aber treuherzigen, frommen, liebwerthen Völkchen, das mit eben so viel Innigkeit und Liebe an seinen Bergen hängt wie der Schweizer, und in der Fremde mit demselben Heimathweh das grelle Schnarren des Dudelsacks hört, wie der Schweizer die langgezogenen Töne des Alphorns.

(Fortsetzung folgt.)

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Schluß.)

Da Adelheid in der vaterländischen Geographie nicht stark war, wußte sie gar nicht, daß Bernheim in der Gegend von Dachshausen lag, und war daher höchlich erstaunt, den Doktor, mit dem sie in so gefährliche Unterhandlungen getreten war, gleich am ersten Abend im Pfarrhaus zu finden. Dieses unerwartete Zusammentreffen gab nun der Sache eine andere Gestalt; aber „der Zug des Herzens, der des Schicksals Stimme," wollte immer und immer noch nicht kommen, und ungewisser, unglücklicher als je, durchwachte Adelheid die nächste Nacht am Bette der kranken Kinder, während die Mutter ruhig schlief, wie seit lange nicht. Immer noch schien ihr diese neue Begebenheit ein Querstrich durch den blumigen Pfad ihrer Phantasiewelt. Anders, ach so ganz anders hätte es eben kommen sollen!

Aber die stille Nacht ist eine gute Zeit zur Selbstprüfung und in dem trotzigen und verzagten Mädchenherzen stieg die ernste Frage auf: „Hast du ein Recht die Wege zu wählen, die Gott dich führen soll?" Und sie betete, ernst und innig wie nie, Gott möge ihr klar machen nicht ihren, sondern seinen Willen, und wenn sie ihn erkannt, so möge er ihr auch die Freudigkeit in's Herz geben, den Weg zu gehen, den er sie führen wolle.

Frischer und getroster als seit lange begann sie den Morgen und ihr Tagwerk, obwohl die Kinder klagten, daß sie nicht so viel und so schöne Geschichten erzähle wie sonst. Der Abend kam, und nachdem sie den Tag über in geheimer Angst den Doktor erwartet hatte, ward allmählich aus dem stillen Gedanken: „er wird doch nicht kommen!" der Wunsch: „wenn er lieber heut käme!"

Nun, er kam und blieb zum Abendessen, und es traf sich wunderlich, daß das Gespräch allmählig allein von den beiden geführt wurde. Sie sprachen von Kindheitserinnerungen, Jugendeindrücken, von allem möglichen; es ging Schlag auf Schlag, ein Wort in's andere, es war als sey eine verborgene Thüre aufgegangen an den zwei Herzen, aus der die innersten Gedanken hervorkamen. Die Zeit verging, man wußte nicht wie; der Doktor mußte sich's gefallen lassen im Pfarrhaus zu übernachten, den Pfarrleuten ging ein Licht auf, und die Aussicht auf eine Brautschaft unter ihrem Dache richtete die Pfarrfrau zusehends auf, mehr als die beste Arznei des Doktors. Als in dieser Nacht Adelheid in ihr Stüblein kam, da war es hell vor ihr, sie wußte nun, was Gottes Wille sey, und die Herzensfreudigkeit war ihr nicht ausgeblieben.

Am andern Tag war die Pfarrerin schon so gefällig und fürsorglich, den beiden Gelegenheit zu einem ruhigen Stündchen in der Laube zu geben. Da wagte der Doktor auf's neue seine Frage, und siehe da, ihm

ward eine gute Antwort, und als das Pfarrpaar endlich herab kam, nach ihnen zu schauen, da trat ihnen ein fröhliches Brautpaar entgegen. — Die Pfarrerin verjüngte sich selbst wieder an diesem jungen Glück, auch die Kranken waren besser, und so konnte Adelheid sich dem ihr so neuen und wunderbaren Gefühl, glücklich zu seyn, indem sie glücklich machte, von ganzer Seele hingeben.

Es war Sonntag Abend; alles war Friede und Freude, die zwei saßen in der Laube und vor ihnen lag ein Brief mit des Vaters freudigem Segen, nachdem Adelheid ihm ihr Herz geöffnet hatte; alle Wahl und Qual war vorüber, und wenn sie nun in die treuen, tiefen Augen ihres Erwählten sah, so besann sie sich nicht mehr, ob er Sebastian oder Oskar hieß, und hatte vergessen, wie alle ihre Ideale ausgesehen hatten.

„Nun wirst du nicht mehr nach Amerika wollen?“ fragte sie schmeichelnd. — „Gewiß nicht, Herz, auch dachte ich daran in Jahren nicht mehr.“ Dieß verblüffte Adelheid etwas, und schüchtern fragte sie weiter: „Aber sage mir, warum hast du denn die Liese zu deiner Vertrauten gemacht?“ — „Die Weisheitsliese? Ja, liebes Kind, daran bin ich unschuldig; sie hat eigentlich mich zu ihrem Vertrauten gemacht.“ — „Wie so?“ fragte Adelheid mit weitoffenen Augen. — „Nun, sieh nicht böse aus, wir sind ja glücklich im Hafen; ich konnte freilich noch nicht wissen, welch Kleinod mir die Liese zudachte, als sie mich nöthigte deinen Vater zu besuchen.“

Welch ein Aufschluß für Adelheid! Der Doktor sah nun erst, wie neu ihr das alles war; er konnte nicht mehr zurück, er mußte beichten. Da ergab sich denn, daß der Doktor nimmermehr an die Adelheid gedacht hätte; nichts war es gewesen mit der jahrelangen stillen Liebe, nichts mit dem Vorhaben nach Amerika zu gehen, rein aus mit der Romantik! In der Liese Kopf, nicht in des Doktors Herzen war der Plan zu dieser Verbindung gereift. So wenig er sich von jeher um Liese bekümmert, eine so große Zuneigung hatte sie stets zu ihm, dem einzigen Familienglied von geistiger Bedeutung, gefaßt und frühe den Wunsch genährt, ihn mit Dekans Adelheid, ihrem höchsten Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit, zu verbinden. Der Doktor, mißtrauisch in eine Empfehlung aus solchem Munde, war nur mühsam zu bewegen gewesen, bei seinen sehr seltenen Besuchen in der Vaterstadt einen förmlichen Besuch beim Dekan zu machen. Da er nun kurzsichtig war und Adelheid nur von weitem erblickte, so wußte er kaum wie sie aussah, und stimmte nur so pro forma in die Lobpreisungen der Liese ein. Höchlich erstaunte er daher, als diese ihm eines schönen Morgens schrieb, sie sey Fräulein Adelheid so geschickt begegnet, daß sie nicht umhin gekonnt dieser seine Gefühle mitzutheilen; es sey nun alles auf's Schönste eingeleitet, Fräulein Adelheid und der Herr Dekan erwarten täglich seinen Besuch.

Welche Ueberraschung! Der Doktor war zuerst gar nicht geneigt diesen Wechsel auf ein ihm so unbekanntes Herz zu erheben, auch betroffen über diese seltene Zuvorkommenheit. Doch hielt er's für der Mühe werth zur Liese zu reisen, und entnahm bald ihrem Gespräch, daß Adelheid so unschuldig sey wie er. So wollte er nun doch hingehen. Dießmal that er seine Augen auf, und bedurfte nun des Zuspruchs der Liese nicht mehr, um von Herzen zu wünschen, daß ihr Plan Wirklichkeit würde. Da war es aber das so zurückhaltende Benehmen Adelheids, was ihn zögern machte, bis er im Pfarrhaus zum erstenmal gültige Bürgen für den Werth des Gutes erhielt, dessen Besitz er schon wünschen gelernt hatte.

Ja, so verhielt sich die Sache, und die arme Adelheid war um das lezte Tröpfchen Poesie betrogen, mußte Frau Doktor Mezgerin in Dachshausen werden, und hatte nicht einmal den Trost, daß sie so lange und so still geliebt worden sey, daß ihr Erkorner nach Amerika gewollt um ihretwillen! Noch einmal wollte der jungfräuliche Stolz aufwallen, und sie hätte gern ihr Herz zurückgenommen, nur um noch einmal auf Leben und Tod darum werben zu lassen. Aber ein Herz nimmt sich nicht so leicht zurück; der Stolz ging unter in dem süßen, demüthigen weiblichen Gefühl, sich in Liebe hinzugeben, und Adelheid hat sich mit freudigster Resignation in das herbe Schicksal gefunden, das sie auf so prosaischem Weg an das poetische Ziel führte, eine frohe Braut und eine glückliche Frau zu werden.

Der Weisheitsliese nicht zu vergessen, so war diese freilich glückselig, daß ihr Plan so herrlich gelungen war, wurde aber durch des Doktors entschiedenen Zuspruch vermocht, ihre Verdienste nicht unbescheiden geltend zu machen. Sie begnügte sich alljährlich mit einem vierzehntägigen Besuch, wobei sie Adelheid unter ihren vier Söhnen mit den allerweisesten Erziehungsrathschlägen unterstüzte.

Im Frühling.

1.

Ist nach dem Regen der Frühlingsnacht
In strahlender Frische der Morgen erwacht,
Entflieh' ich schon frühe der schlummernden Stadt,
Zu sehen wie Alles erquickt sich hat;
Wie der Strauch sich kleidet mit duftigem Schnee,
Wie größer geworden der thauige Klee,
Wie dichter ergrünet die Bäume sind,
Und freu' und freue mich wie ein Kind,
Werd' ich die kleinste Blüthe gewahr,
Die gestern noch nicht erschlossen war.

2.

Die Vögelzungen regen
Sich in dem feuchten Grün,
Und unter leisem Regen
Seh' ich auf allen Wegen
Der Blumen frisches Blüh'n.

Ich weiß nicht was sie sagen
Im thaubeglänzten Hain,
Und muß umsonst mich fragen:
Soll es ein Lied der Klagen,
Ein Lied der Wonne seyn?

Und dennoch sind die Töne
Bedeutungslos mir nicht.
Ist für des Staubes Söhne
Ein Schein nicht alles Schöne
Von längst verlor'nem Licht?

3.

Seitdem der Mai ist bei uns eingekehrt,
Bin ich von Frost und Nässe ganz verzehrt,
Und doch wird uns versichert, daß der Mai
Durch milden Reiz des Jahres Perle sey.
Mein Gott! er ist halt uns'rer Freiheit Bild,
Und wenn du findest, daß wir wirklich frei,
So find' ich ihn auch wirklich reizend mild.

Paris, im Mai.

H. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Schluß.)

Nemesis. — Die Fischweiber.

Daß man zehn Jahre lang, wenn man es nur recht anzufangen weiß, unserer „vigilanten" Polizei ein Schnippchen schlagen kann, hat sich in diesen Tagen erwiesen. Es erschienen hier zwei Hessen-Darmstädtische Gendarmen und forderten die Auslieferung eines Mannes — jezt Greises — der unter dem Namen Meyer, und, wie sich auswies, zehn Jahre lang, ohne daß er das Bürgerrecht erworben, noch eine Aufenthaltskarte erhalten, in unserer Mitte gelebt hatte. Es stellte sich heraus, daß der sogenannte Meyer ein ehemaliger Beamter aus Gießen, mit Namen F., ist, der der Anfertigung falscher Dokumente und Stempel überführt, zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden war und sich der Strafe durch die Flucht entzogen hatte. Er entkam nach Straßburg, wurde steckbrieflich verfolgt und wußte es zu machen, daß von dort aus der hessischen Behörde sein Todtenschein eingeschickt wurde. In einem der hiesigen Walddörfer, später in der Vorstadt St. Pauli, lebte dann ein Mann, der sich Dr. Meyer nannte, ohne alle Legitimation, auch anscheinend ohne Existenzmittel, welche leztere er aber von einer hiesigen begüterten Frau erhielt, mit der er eine Art von Gewissensehe führte. Er lebte von der übrigen Welt gänzlich abgetrennt und ruhig, bis die Behörde in der lezten Zeit durch einen auffallenden Umstand auf ihn aufmerksam wurde. Dreimal war in verschiedenen Häusern, die er bewohnte, zulezt in der Vorstadt St. Georg, Feuer ausgebrochen, einmal sogar in einer Bettstelle. Das Seltsamste ist, daß der angebliche Dr. Meyer seine Mobilien gar nicht versichert, folglich von einer Vernichtung derselben durch Feuer keine Vortheile zu erwarten hatte. Erst beim dritten Brande und nach zehnjährigem ungestörtem Aufenthalte in unserer Mitte versicherte man sich zum Zwecke der Untersuchung der Person des Meyer, und jezt stellte es sich heraus, daß er der steckbrieflich verfolgte F. sey. Man schrieb deßhalb nach Gießen und der Unglückliche, jezt ein Mann von sechzig Jahren, wurde ausgeliefert. Ein hiesiges Blatt bemerkt mit Recht, daß in diesem Fall der Stoff zu einem wirksamen Melodram liege.

Daß auch unsere Fischweiber mit der Zeit fortgehen, daß auch sie geneigt sind, von den neuen Erfindungen, gleich unsern Börsenmatadoren, zu profitiren, zeigt sich seit einigen Tagen. Hamburg ist, und mit Recht, wegen seines saftigen Ochsenfleisches und fast mehr noch durch seine köstlichen See- und Flußfische berühmt, und mancher Feinschmecker im Binnenlande, der einmal die Zauber unserer Karpfen, Sandarte, Lachse, Zungen, Schollen, Schellfische u. s. w. erprobt hat, denkt mit Entzücken an diese Hochgenüsse zurück. Der Hamburger selbst ist durchaus nicht unempfindlich gegen dieselben, und es kann wohl vorkommen, daß nach abgeschlossenem wichtigen Geschäfte an der Börse einer den andern fragt: „Sind schon Schollen (oder Schellfische) da?" Unsere Fischweiber, die sogar ihre Königin auf dem Hopfenmarkte haben, fühlen auch ihre Wichtigkeit und glaubten sich für ihr Geschäft des elektrischen Telegraphen so gut bedienen zu können, als der Stockjobber. Wenn die Nachricht nicht ein Puff ist, lassen jezt diese Damen des Hopfenmarktes durch den Telegraphen in Curhafen anfragen, ob Seefische mittelst der Helgolander Fischewer, und welcher Art, dort angelangt? Dieß gewährt ihnen den Vortheil, daß sie im voraus von ihren festen Kunden Bestellungen annehmen können. Uebrigens wird, seit der Vollendung der Eisenbahnen, eine erstaunliche Menge von See- und selbst von Flußfischen in das Innere von Deutschland geführt; aber so groß ist der Segen des Meeres, daß dieß kaum Einfluß auf die Preise äußert, die in der Regel so niedrig sind, daß sich auch der sogenannte kleine Mann zur Genüge an Fischen laben kann. Anders ist es mit dem Fleisch, dessen Preise durch die starke Ausfuhr nach England sehr gestiegen sind. Dieß wird sich aber auch bald wieder ausgleichen, indem vor kurzem viele hunderte von ungarischen Schweinen — garstige, mit Wolle bedeckte Thiere — hier angelangt sind, denen bald die ungarischen Ochsen, bekanntlich die besten nach den jütischen, folgen werden.

Man erlasse mir einen Bericht über Kunst und Literatur, die in der That hier kaum existiren. Mit dem Abgange der Dlle. Wagner, die uns bereits verlassen hat, wird auch die Oper gänzlich in Verfall gerathen, da es schwer seyn dürfte sie in der nächsten Zeit zu ersetzen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 134. Donnerstag, 5. Juni 1851.

Benedictae reliquiae tuae.
Deuteronomion.

Schiller an seine älteste Schwester.

Es freut uns immer, wenn uns Gelegenheit geboten wird, einen größeren oder kleineren Beitrag zu Schillers Lebensgeschichte zu liefern, und wir wissen, daß die Leser unsere Freude theilen, wenn ihnen auch die Sucht, die Reliquien mehr oder minder bedeutender Männer rücksichtslos zu veröffentlichen, eine Thorheit ist. Schiller ist in so eigenthümlichem Sinne der Mann des deutschen Volks geworden, daß jedes aufbehaltene Wort von ihm, wenn es auch nur das flüchtigste Streiflicht auf irgend eine Parthie seines innern oder äußern Lebens wirft, überall mit dankbarer Theilnahme aufgenommen wird.

Der Brief, den wir hier mittheilen, wurde bisher in der Familie Rheinwald aufbewahrt und ist aller Wahrscheinlichkeit nach noch nirgends gedruckt; wenigstens sehen wir in keiner der umständlichen Lebensbeschreibungen des Dichters Bezug darauf genommen. Derselbe gehört dem entscheidendsten Moment seiner Jugendgeschichte an. Der Verfasser der Räuber hat sich vom engeren Vaterlande gewaltsam losreißen müssen, weil „Carl Herzog," der fürstliche Erzieher, nicht ahnte und nach seinem Wesen kaum ahnen konnte, daß, wie sich vor Jahren ein Mitarbeiter dieser Blätter ausdrückte, der Auswuchs, der ihn am Kopfe seines begabten Zöglings ärgerte, die Knospe einer Wunderblume war. Aber in den Hoffnungen, die der Flüchtling auf Mannheim und Dalberg gebaut, sah er sich gar bald bitter getäuscht. Er mußte sich, Schubarts Schicksal besorgend, auf das linke Rheinufer zurückziehen, und im November 1782 schrieb er zu Oggersheim unter quälenden Seelenschmerzen „Kabale und Liebe" und arbeitete den Fiesco für die Bühne um, entschlossen, im Norden des großen Vaterlandes sein Glück zu suchen. Unser Brief ist ohne Zweifel zu Oggersheim geschrieben; er trägt dasselbe Datum wie einer an den nachmaligen Generalarmeearzt Jacobi zu Stuttgart, den Hoffmeister benützt hat (Schillers Leben I. 144. —160) und der ähnliche Aeußerungen enthält.

Den 6. November 1782.

Theuerste Schwester!

Gestern Abend erhalte ich deinen lieben Brief und eile, dich aus deinen und unserer besten Eltern Besorgnissen über mein Schicksal zu reißen.

Daß meine völlige Trennung von Vaterland und Familie nunmehr entschieden ist, würde mir sehr schmerzhaft seyn, wenn ich sie nicht erwartet und selbst befördert hätte, wenn ich sie nicht als die nothwendigste Führung des Himmels betrachten müßte, welcher mich in meinem Vaterland nicht glücklich machen wollte. Der Himmel ist es, dem wir die Zukunft übergeben, von dem ihr und ich gottlob nur allein abhängig sind. Ihm übergebe ich euch, meine Theuren, er erhalte euch vest und stark, mein Schicksal zu erleben und mein Glück mit der Zeit mit mir theilen zu können. Losgerissen aus euren Armen, weiß ich keine bessere, keine sicherere Niederlage meines theuersten Schatzes, als Gott. Von seinen Händen will ich euch wieder empfangen — das sey die letzte Thräne, die hier fällt.

Dein Verlangen, mich zu Mannheim etablirt zu wissen, kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Kreis meines Glücks läge, dort zu seyn, so gern wollt' ich die nähere Nachbarschaft mit den Meinigen vorziehen und dort Dienste zu erlangen suchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntschaft mit meinen Mannheimischen Freunden für ihre Unterstützung zu stolz gemacht hätte. Ich schreibe dir gegenwärtig auf meiner Reise nach Berlin, wo es mir in mehr als einem Fach nicht fehlschlagen kann, wo, nach dem einstimmigen Urtheil aller Menschen, denen ich meine Umstände vorlegte, mein Glück aufgehoben seyn muß. Auch ist es möglich, wenn mich bedeutende Connaissancen zu Berlin unterstützen, daß ich nach Petersburg gehe. Erschrick nicht, beste Schwester, daß so viel Meilen zwischen euch und mich werden zu liegen kommen. Ihr sollt jedes meiner Verhängnisse mit mir theilen; ich suche mein Glück eben so

sehr für euch als für mich. Innerhalb einiger Jahre soll, wenn Gott will, kein Schuh breit zwischen uns liegen. Bis dahin wache der Ewige über euch und mich.

Deine zweitnächste Sorgfalt wird ohne Zweifel mein Auskommen seyn. Zu deinem und unserer zärtlichsten Eltern Trost kann ich dir sagen, daß ich bis jezt auch keine Kleinigkeit entbehren müssen, welche ich zu Stuttgart gewohnt war. Auch in die Zukunft kann ich zuversichtlich sehen, weil mir meine Arbeiten gut bezahlt werden und ich fleißig bin. Sobald ich in Berlin bin, kann ich in der ersten Woche auf festes Einkommen rechnen, weil ich vollgültige Empfehlungen an Nicolai habe, der dort gleichsam der Souverän der Literatur ist, alle Leute von Kopf sorgfältig anzieht, mich schon im voraus schäzt und einen ungeheuren Einfluß hat, beinah im ganzen deutschen Reich der Gelehrsamkeit. Ich habe keinen andern Gedanken, als mein Glück nur allein durch die Medicin zu machen, und werde suchen innerhalb eines halben Jahrs Doktor zu seyn. Da ich durch Sachsen gehe, so habe ich gute Adressen an große Gelehrte, auch an Fürsten, wenn ich die lezteren benutzen will.

Für meine Schulden können meine Eltern stehen, denn ich hätte bereits schon die Hälfte davon abgetragen, wenn es nicht meine erste Pflicht wäre, zuerst mein Glück zu etabliren. Meinen Schuldnern verschlägt es nichts, ob sie drei Monate früher oder später bezahlt werden, da die Zinsen fortlaufen, mich aber kann das Geld, das ich ihnen jezt schicken würde, an den Ort meines Glücks bringen. Das ist eine Billigkeit, die Jedermann erkennen muß, und wofür wäre ich denn so lang ein rechtschaffener Mann gewesen, wenn mir dieses Prädikat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Kredit machte? Sage dieses den Leuten, so wird alles sich zufrieden geben.

Noch einmal, meine inniggeliebte Schwester, vertraue auf Gott, der auch der Gott deines fernen Bruders ist, dem dreihundert Meilen eine Spanne breit sind, wenn er uns wieder zusammengebracht haben will. Grüße unsern besten, allertheuersten Vater und unsere herzlich geliebte gute Mutter, meine liebe redliche Louise und unsere kleine gute Nanette. Wenn mein Segen Kraft hat, so wird Gott mit euch seyn. Ein inneres starkes Gefühl spricht laut in meinem Herzen: „ich sehe euch wieder — vertraut Gott! Es wird kein Haar von uns allen auf die Erde fallen."

Ich werde zu weich, Schwester, und schließe. Wenn du die Wolzogen sprichst, so mache ihr tausend Empfehlungen. Auch der Bischerin empfiehl mich. Ich kann nicht weiter schreiben. Du schreibst mir wie bisher über Mannheim. Ewig dein treuer zärtlicher Bruder

Fried. Schiller.

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Die Erinnerung an die schönen, in jener Gebirgseinsamkeit, auf jenen nebelumwogten Felskuppen, und an den blauen Wassern des westlichen und nördlichen Schottlands hingebrachten Tage flog wie ein Wolkenschatten über das glänzende Gemälde. Noch ein Blick, noch ein Lebewohl, und die altergraue Rippe eines mächtigen Felsungeheuers verschloß das Zauberbild vor meinen Augen. Während ich thalab eilte, sang ich das heitere Volksliedchen: »Contented wi' little and cantie wi' mair« vor mich hin; ich wüßte jedoch nicht zu sagen wie es kam, daß sich jeder Strophe die Worte aus Burns „Abschied von den Hochlanden": »Wherever I wander, wherever I rove — The hills of the Highlands for ever I love.« als Refrain anschlossen und daß der Widerhall des Glens, durch welches ich niederstieg, von meinem »Blyth and merry I sing« durchaus nichts hören wollte, sondern stets des Dichters Schlußreim zurückgab: »My heart is in the Highlands, wherever I go.«

Nach einer kleinen Stunde lag Forres hinter mir und im Geleite eines aufgeweckten, sehr redseligen Burschen, welcher, nach seiner Aussage, im Winter von dem Webstuhle, im Sommer aber von den „Fremden" lebte, schritt ich dem froich, muir, bog, waste, heath, und wie man sonst noch die berühmte Hexenheide nennen mag, auf welcher die Volkssage schon Jahrhunderte vor Shakespeare Macbeth und Banquo mit den „Schicksalsschwestern" zusammentreffen ließ, rüstig entgegen. Die Sonne war hinter düster braune Wolken gegangen, der Wind fegte unsicher umher, und wenn er schwieg, hörte man in der Ferne ein dumpfes Murren, wie das beginnende Rollen des Donners. „Die See steht auf, Herr," sagte mein Begleiter, als er sah, daß ich dem unheimlichen, grollenden Brüllen lauschte, „und alles deutet auf eine Veränderung des Wetters, das sich in den lezten Wochen ungewöhnlich günstig zeigte." — „Dann betreten wir," versezte ich, „eure berüchtigte Hexenheide vielleicht wie Macbeth und Banquo unter Donner und Bliz?" — „Hat keine Noth, Herr," rief das Bürschchen lachend; „in zehn Minuten haben wir das »bog« erreicht."

Ich hatte das Wörtchen »bog« so oft und in so mannigfachem Sinne brauchen hören, daß ich meinen freundlichen Führer fragte, was er unter diesem Ausdrucke verstehe. „Alles unbebaut liegende Land auf dem man „sanft" geht — im Gälischen heißt bog „sanft," „weich" — also Marschland, Moorgrund, Heidestrecken in Niederungen nennen wir im Norden und Süden

des Landes »bog.« sagte der Bursche mit der ernstesten Miene; „und da ein Theil der Geschöpfe, welche man als Feinde des Menschen betrachtet, sich gern auf solchem Boden aufhält und sein Unwesen treibt, denn sie fackeln bald in Gestalt von Irrlichtern hin und her und führen den Wanderer irre, bald schwingen sie sich ihm auf den Rücken und spornen ihn stundenlang durch Moor und Sümpfe, nennt man Wesen dieser Art »bogles.« Wir sind aber an Ort und Stelle, Herr, und es ist nicht rathsam, auf der Hexenheide der bösen Geister zu gedenken, welche ohnedieß überall auf ihre Opfer lauern, wie meine gute Mutter uns jeden Abend zu sagen pflegt."

Die merkwürdige Scenerie, welche sich mir in einer Stunde darstellte, die nicht günstiger seyn konnte — denn der Himmel war mit schwarzen Wolken umhängt, die fernen Höhen von ziehenden Wolken halb bedeckt, ein kalter Wind pfiff über die dürre Heidefläche und nirgends zeigte sich die Spur eines lebendigen Wesens — diese Scenerie, sage ich, ist schon häufig, namentlich von englischen Reisebeschreibern geschildert werden; auch die Malerkunst hat es versucht die Hexenheide bald mit den »weird sisters« allein, bald in dem Augenblicke darzustellen, wo Macbeth und Banquo mit ihnen verkehren. Diese Beschreibungen stimmen jedoch nicht immer unter sich, noch auch mit der Oertlichkeit überein, welche Johnson als „klassischen Boden" bezeichnet, und wie die schriftstellernden Touristen haben auch die Maler von dem Vorrechte, welches der alte Horaz ihnen einräumt, zuweilen einen so unumschränkten Gebrauch gemacht, daß sie gegen die bestimmtesten Andeutungen des großen Dramatikers sündigen, wie denn einer dieser Künstler die Schicksalsschwestern auf schwarzen Wolken schwebend mit den beiden Heerführern verkehren läßt, während Banquo doch deutlich sagt: „Sie gleichen den Bewohnern der Erde nicht und sind doch auf ihr," und Macbeth fragt: „Warum versperrt ihr uns den Weg auf dieser dürren Heide?" Die Mittheilungen meines Führers haben mir, wie ich glaube, das Räthsel in Betreff der abweichenden Schilderungen der Hexenheide genügend gelöst. — „Zwischen Forres und Nairn, oder richtiger, auf der alten Straße, welche von Forres nach Inverneß führte, finden sich," sagte er, „zwei Stellen, wohin die Sage das spätere Auftreten der drei Dienerinnen der grausen Hekate verlegt. Die erste ist eine Art Felskessel von ziemlicher Ausdehnung, dessen Rand fast ganz von wildem Gesträuch verhängt ist und der recht gut zu einem Schmollwinkel für die mit ihren allzu dienstfertigen Beldams zürnende Hekate paßt; die zweite ist mehr südlich in den Hügeln und eine von Hagebuttenzweigen umrankte Höhle im Hintergrunde wird für die Hexenküche ausgegeben, in welcher Macbeth die doppelsinnigen Aussprüche der Hölle hörte. Wahrscheinlich ist die Grotte theilweise eingestürzt, denn sie bietet jetzt kaum einer Ziege Raum genug dar, um sich gegen Sturm und Regen zu schützen. Der Gentleman sieht wohl, daß dieses Durcheinanderwerfen verschiedener Oertlichkeiten seinen Grund lediglich darin hat, daß die Reisenden sich unwissenden Führern anvertrauen und deren windiges Geschwätz für baare Wahrheit nehmen und weiter verbreiten."

Ohne Zweifel hat das Oede und Trostlose dieses Heidestrichs zunächst Veranlassung gegeben, die in Macbeths Schicksal so tief eingreifende Scene hierher zu verlegen. So weit Duft und Nebel das Auge streifen ließen, war alles mit altem abgestorbenem Heidekraut und braungelbem schwammigem Moose bedeckt und nur da und dort wurde die Fläche durch kleine Erdhöcker unterbrochen, deren lebhaftes Grün auf der fast farblosen Ebene grell hervortrat, dem Ganzen beinahe das Ansehen eines seit langer Zeit außer Gebrauch gekommenen Kirchhofs gab und mich an Dantes »grande campagna« mit den Gräbern der Ketzer erinnerte. Ich bin überzeugt, daß der berühmte Erklärer des Shakespeare diese Oertlichkeit nicht gesehen hat, denn es ist hier durchaus nichts, das „die Phantasie erhitzen" könnte, besonders die Phantasie eines Johnson, welcher bekanntlich nicht leicht aus seiner kritischen Kälte und seinem ruhigen Gleichmuthe herauszuwinden war.

»Ah there, Sir, twa earns« (zwei Adler)! „rief mein Führer plötzlich, als ich eben im Begriffe war der Hexenheide Valet zu sagen, und in der That, zwei Adler schwebten majestätischen Fluges so nahe über uns hin, daß wir den fast metallähnlichen Klang der lebhaften Schwingenbewegung deutlich hörten. „Kommen vom Gestade des Firth und wenden sich ihrem Horst im Gebirge zu," sagte mein Begleiter. „Sie müssen einen glücklichen Tag gehabt haben, denn gewöhnlich kehren sie in dieser Jahreszeit erst gegen Abend vom Fischfang zurück. Werden allmählig seltener in unsern Bergen, diese schönen Vögel, Herr; und warum? Je höher die Pachtpreise für unsere Jagd- und Fischereibezirke steigen, desto erpichter sind unsere Sportsmen darauf, diese Thiere zu vernichten, da sie merkwürdige Feinschmecker zu seyn scheinen und sich aus den todten Fischen, die das Meer an die Küste wirft, gar nichts machen, sondern eine große Vorliebe für die wohlschmeckenden Lachse haben, die sich in die seichteren Stellen der Bäche verirren, nebenbei auch an jungen Hasen und Rehen, zur Abwechslung wohl auch an einem Lämmchen oder Zicklein Gefallen finden. Auch unsere Hirten sind wachsamer geworden, so daß es diesen Thieren, wie den armen Bewohnern dieses Landes überhaupt, täglich schwerer wird ihr Leben zu fristen. Unsere

schottischen Adler sind übrigens eben so klug als scheu, und der Jäger, welcher ihnen in dem Gebirg oder an der Küste nachstellt, muß ein gewandter, vor allem aber in der Geduld sehr geübter Schütze seyn, wenn er eines solchen Vogels habhaft werden will."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, Mai.

(Schluß.)

Die Jäger von Orleans. — Klebers und Guttenbergs Statuen. — Die drei Schimper.

An zwei barmherzigen Schwestern und an mehreren Chasseurs d'Afrique vorüber ging ich vom Münster aus dem Markte zu. Ich gestehe, ich habe vor beiden einen eigenthümlichen Respekt, zunächst darum, weil sie beide dem Tode unverzagt in's Auge blicken. Dem Respekt vor den Jägern von Orleans mischt sich ein Anflug von Grauen bei. Nicht als ob sie besonders kriegerisch furchtbar aussähen, es sind vielmehr meist kleine Bursche, die man fast übersehen würde, wenn die bekannte dunkelblaue Uniform mit den grünen Aufschlägen nicht sagte, wer sie sind. Diese leicht beweglichen Leute mit den sonnegebräunten Gesichtern haben in Afrika eine Kriegsschule durchgemacht, die nicht nur den Körper gestählt, sondern auch das Herz in etwas gehärtet hat. Sie würden in einem Kriege mit Frankreich sich sicherlich als gefährliche Gegner erweisen. Interessant ist es, sie im Dienste zu sehen. Ich sah sie später zwar nur auf die Wache ziehen, aber es ist schon ein seltsamer Anblick, die kleinen Truppe scheinbar ohne alle Ordnung in kurzem Trabe dahinlaufen zu sehen. Ein merkwürdigeres Schauspiel sollen ihre Manöver bieten, bei denen sie sich in aller Weise wie die Beduinen geberden, im Nu zusammen oder auseinander laufen, bald stehend, bald knieend, bald liegend schießen und pfeilschnell von einem Orte zum andern sich bewegen.

Dem Monumente des Marschalls von Sachsen in der alten Thomaskirche stattete ich dießmal keinen Besuch ab, aber die Statue Klebers auf dem weiten Platze, der seinen Namen führt, und die Guttenbergs auf dem Markte boten sich mir von selbst dar. Die erstere ist mir als ein wohlgelungenes Werk erschienen, der lezteren aber konnte ich in keiner Weise Geschmack abgewinnen, obwohl sie von dem in Frankreich berühmten David herstammt. Zu dem Mainzer Guttenberg verhält sich dieser Straßburger, ich möchte sagen wie David zu Thorwaldsen. Es fehlt der Adel in der Auffassung, wie in der Ausführung. Der Kopf mit der unschönen Bedeckung, die einer phrygischen Mütze ähnelt, beugt sich wie geknickt aus der schweren eisernen Hülle, das Gesicht ist mehr finster als ausdrucksvoll, und die Haltung der ganzen Gestalt, besonders die Stellung des einen Beins, läßt das Wohlgefühl der plastischen Ruhe im Beschauer nicht aufkommen. Und wie himmelweit sind die mit Figuren überfüllten Reliefs am Piedestal verschieden von den einfach klaren Bildern des Thorwaldsenschen Werkes! Luther dürfte kaum darüber schmollen, daß ihm kein Plaz auf einem dieser Felder gegönnt worden, obwohl man sich beim Gedanken an jenen Streit des Lächelns nicht erwehren kann, zumal in einer von jeher so gut protestantischen Stadt, in welcher der alte wie der junge St. Peter, St. Thomas, Wilhelm, Nikolaus, Jakobus und andere Heilige in ihren Kirchen nur lutherische Seelen sehen, nur lutherische Predigten hören. Selbst das französische »La lumière fut!« hat mich unangenehm berührt. Es fehlt ihm Hauch und Ton des schaffenden Worts. Ich gehe darin vielleicht zu weit, aber ich kann nicht darüber hinauskommen, wie mich denn das in Straßburg mehr und mehr überhand nehmende Französischreden, selbst von gut deutsch gestellten Zungen und Lippen, nicht wenig stört, fast möchte ich sagen verdrießt.

Auch das naturhistorische Museum wollte ich nicht unbesucht lassen. Es ist eine reiche, schäzbare Sammlung, die sich unter der umsichtigen Leitung und Obsorge ihres tüchtigen Conservators Schimper zu immer größerer Bedeutung erhebt. Schimper gehört mit zu jenem Kleeblatte dieses Namens, das den Männern vom Fache längst als eine wahrhaft seltene Erscheinung bekannt ist. Er ist ein Vetter der beiden Brüder Wilhelm und Karl Schimper, und hat, wie jene, auf dem Felde der Naturforschung schon Beträchtliches geleistet und sich einen anerkannten Namen erworben, nicht nur als Geolog durch sein Preiswerk über die fossilen Pflanzen des bunten Sandsteins, zu dem er die trefflichen Zeichnungen selbst geliefert, sondern auch als Botaniker, besonders als Bryolog durch die mikroskopische Bearbeitung der europäischen Laubmoose, deren Resultat in dem mit Bruch von Zweibrücken gemeinsam herausgegebenen Prachtwerke Bryologia europaea niedergelegt sind. Er ist ein Mann, der in verschiedenen Fächern seiner Wissenschaft mit bedeutendem Erfolge rastlos fortarbeitet und zu dem anerkannt Tüchtigen, das er bereits geleistet, noch manches andere zu Tage fördern wird. Jedenfalls ist er eine Zierde der Straßburger Akademie. — Von seinen Vettern, den beiden geborenen Mannheimern, ist der jüngere, Wilhelm (gleiches Vornamens mit dem Straßburger), vorzugsweise berühmt als Ichthyolog und weithin bekannt als der merkwürdige Reisende, dessen Ausdauer und unermüdlicher Sammlerfleiß schon so vieles für die nähere Kenntniß Algeriens, der Pflanzenwelt des Sinai und der Wüste, des rothen Meeres und Egyptens, ja selbst des früher fast verschlossenen Abyssiniens geleistet hat. Daß er von dem abyssinischen Fürsten Ubié im Jahre 1843 mit der unabhängigen Herrschaft über ein ziemlich beträchtliches Gebiet belehnt worden ist und sich mit einem armen abyssinischen Mädchen verheirathet hat, das hat er seiner Zeit dem Reiseverein deutscher Naturforscher zu Eßlingen, dem er seine ersten und nachhaltigsten Unterstützungen verdankte, zu wissen gethan. Der ältere der beiden Brüder, Karl, der vorzugsweise als Morpholog bedeutend, und auch als ideenreicher und formgewandter Dichter bekannt ist, dürfte der genialste und umfassendste Kopf unter den drei Schimper seyn, nicht aber der praktischste. Sollte der Beiname Galilei, den er führt, in gewissem Sinne ein Omen für ihn geworden seyn? Der unselige Streit mit Agassiz über seine Priorität als Entdecker der Eiszeit, und mit andern über anderes, hat ihn verbittert und vergällt, und so lebt er, so viel ich weiß, in oder bei Mannheim, zwar ununterbrochen mit naturwissenschaftlichen Forschungen beschäftigt, aber nicht in der Sphäre und in Verhältnissen, wie sie seinem Geiste und seinem reichen Wissen angemessen wären.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 135. Freitag, 6. Juni 1851.

Ich bin die Blum' im Garten
Und muß in Stille warten,
Wann und in welcher Weise
Du trittst in meine Kreise.

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

VI.

Der Wittwe Töchterlein.

„Und sie war eine Wittwe." Wie manchem stillen Gesicht sind in wehmüthigen Zügen diese inhaltschweren Worte eingeschrieben! Wie tiefe Geltung das Wittwenleid hat, zeigt die Sitte fast aller Zeiten und aller Völker, bei denen ein Funke geistigen Lebens schimmert, die Sitte, die den Wittwenstand als einen eigenen, durch die Weihe des Schmerzens geheiligten achtet. Wie viele der schönsten Frauentugenden sind nicht erst in der Prüfungsglut des Wittwenstandes zu reinem Gold geläutert worden! Welche Schule für junge und alte Frauen könnten die Wände eines Wittwenstübchens werden, wenn sie reden könnten von den innigen Abbitten, von den leisen Seufzern sühnender Reue, von den frommen Gebeten voll Liebe und Vergebung, die an ihnen verhallten! Wie viel Entschuldigungsgründe für so manche oft schwer gerügte Fehler der Wittwen, für zu zaghaftes Sorgen, zu ängstliches Sparen, für zu häufiges Klagen, zu reizbare Empfindlichkeit liegen nicht in den kleinen Steinen und unsichtbaren Dornen, die den einsamen Pfad der Wittwe erschweren! Wie verzeihlich ist ihre allzunachsichtige Mutterliebe! Lacht nicht, wenn eine Wittwe ein recht ordinäres Söhnchen als einen Inbegriff der Vortrefflichkeit, als den Sproß einer reichen Zukunft ansieht, wenn sie selbst über seine Fehler noch mit geheimem Stolz klagt, ihr Unentbehrliches opfert, um seine oft unnöthigen Wünsche zu befriedigen, wenn kein Mädchen ihr erlesen und würdig genug scheint, ihren Liebling zu beglücken! Lacht nicht und denkt, wie viel begrabene Liebe und Treue, wie viel Sühne für Versäumnisse, deren nur sie sich bewußt ist, nun zu verschwenderischer Güte wird gegen dieses Abbild des Verlorenen. Spottet nicht, wenn eine Wittwe mit dem Munde sich glücklich preist ihre Töchterlein noch um sich zu haben, während ihr Herz sich sehnt nach dem Augenblick, wo sie sie an der Seite eines guten Mannes aus dem Wittwenstübchen entlassen könnte, oder wenn sie nicht müde wird, durch allerlei bescheidene Wendungen die Tugenden dieses Töchterleins in's Licht zu stellen; spottet nicht, sondern bedenkt, in wie rosigem Licht ihr selbst das nun versunkene Glück der Ehe erscheint, wie schmerzlich sie selbst empfinden gelernt hat, was es heißt, allein und schutzlos zu seyn.

Eine Wittwe war es denn auch, die alle Liebesfülle eines einst schlecht belohnten Herzens, alle noch übrige Kraft eines durch langes klageloses Leid geknickten Geistes auf die Erziehung ihres einzigen Töchterleins verwendete. In Anna hoffte sie all die Blüthen aufgehen zu sehen, die ihr selbst in der Knospe gewelkt waren, in ihrer Zukunft wollte sie das Glück finden, das sie selbst nur in Jugendträumen genossen hatte. Nie ist ein Pflänzchen zärtlicher gepflegt, sorgsamer von Unkraut gereinigt, liebevoller an Licht und Luft getragen worden; als dieses schwarzaugige Annchen. Auch war der Mutter Pflege nicht vergeblich; ein so unruhiges und vorlautes Kind das Annchen war, ein so hübsches, gescheidtes und anstelliges Mädchen wurde die Anna. Es war der Mutter gar nicht übel zu nehmen, wenn sie mit stillem Entzücken ihr rühriges Walten sah, ihren muntern Einfällen lauschte, und wenn sie bei sich dachte, der sey unter einem glücklichen Stern geboren, der einmal dieses Kleinod davontrage.

Aber das Kleinod war nicht in Gold gefaßt, nicht einmal in Silber, und die Welt wird so reell; die Männer sind so zartfühlend und rücksichtsvoll: ehe sie ein edles Wesen der Möglichkeit aussetzen, einst im Alter darben zu müssen, heirathen sie lieber gar nicht, oder eben eine Reiche. So schaute denn mancher gern in die hellen schwarzen Augen Annas, aber einer um den andern ging an der Wittwe Thür vorüber, den stattlichen Portalen reicher Häuser zu. Das Myrthenbäumchen, das seit Annas sechzehntem Geburtstag ihr Fenster schmückte und das die Mutter ganz heimlicherweise viel sorgsamer pflegte als das Töchterlein, grünte und sproßte; Anna hatte schon manchen Zweig davon zum Brautkranz einer Freundin geschnitten, aber blühen wollte es nicht. Die Mutter war zu feinfühlend und zu stolz, um irgend welche der geschickten Veranstaltungen zu treffen, durch die gewandte Mütter blöde junge Leute mit sanfter Gewalt ihrem Glück entgegenführen. So ergab sie sich allmählig darein, ihr Röslein ungepflückt daheim verblühen zu sehen, und tröstete sich mit dem Gedanken, wenn ihr nun auch das Glück versagt bleibe, das sie für sie geträumt, so werde sie doch mit den Dornen verschont bleiben, die ihr selbst so bald aus den Knospen des bräutlichen Glücks erwachsen waren, und sie lernte ohne Sorgen und Fragen ihres Kindes Zukunft in die Hand legen, die die Vögel unter dem Himmel versorgt.

Anna war ein Mädchen, und alle solche Plane, Wünsche und Hoffnungen lagen bei ihr noch viel tiefer im Grund ihres Herzens. Wenn sie auch da und dort ein leises Gefühl von Kränkung und Zurücksetzung nicht unterdrücken konnte, so trug sie doch ihr Mädchenstolz und guter Jugendmuth darüber weg. Es gibt sehr stille Erlebnisse, so still, daß zwei Menschen, die auf's innigste vereint sind, sie zusammen erfahren, zusammen tragen und zusammen überwinden können, ohne daß ein Wort darüber auf ihre Lippen tritt. Erlebnisse der Art waren vielleicht auch schon an Mutter und Tochter vorübergegangen; Anna hatte sich in ihren stillen Thränen die Augen hell gewaschen und sah die Mutter frisch und freundlich an; auch fehlte ihr's zu keiner Zeit an muntern Einfällen und witzigen Ausfällen; es sind nicht immer dornenlose Rosen, die der Thränenthau befeuchtet.

Es gibt ein Alter, wo man eine wahre Passion hat zu resigniren, wo Ergebung und Entsagung die großen Schlagwörter sind; unsere ganze große Literatur hat diese Krankheit durchgemacht, da ist sie an einem einzelnen Menschenkind gar nicht verwunderlich. Solche junge Entsagungen gemahnen mich an jenes Trauerspiel, wo im dritten Akt alle Personen erschlagen sind und in den zwei lezten nur noch ihre Geister spielen. Anna war dreiundzwanzig Jahr alt und ganz und gar resignirt, ergeben in den Gedanken, der Mutter Stütze zu seyn bis an ihren Tod, rein fertig und abgefunden mit allen Jugendhoffnungen und Wünschen, und kam sich so ruhig vor wie gefrorenes Wasser.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Nach der Aussage meines ehrlichen John Lovat hatte ich drei „schottische“ Stunden bis Elgin und es war hohe Zeit aufzubrechen, wenn ich die Stadt vor Einbruch der Nacht erreichen wollte. Als Johnny mich auf die „rechte Fährte,“ wie er sich ausdrückte, gebracht hatte, verabschiedete er sich mit einem jener herzlich frommen Wünsche, für welche der Schottländer hundert ansprechende Formen hat, und war mir auf dem welligen Terrain und in dem Nebeldunst bald aus den Augen verschwunden. Mein Weg führte eine zeitlang an dem Fuße eines öden Höhezugs hin, wendete sich dann rasch um einen moosbekleideten Felsklumpen, dessen Sohle ein Bach bespülte, über den ich mit einem tüchtigen Anlauf setzen mußte, und sieh, ich war nun wieder in einer vergleichsweise belebten Welt. Den in jungem duftigem Grase prangenden Hügelabhängen folgten bald sorgsam bebaute Felder und da und dort blickte eine Hütte, eine Pächterwohnung, ein Kirchthurm aus dem dunkeln Grün der Bäume oder aus dem ziehenden Nebeldunst, Erscheinungen, welche ich um so freudiger willkommen hieß, als ich zu fühlen begann, daß ich seit dem frühen Morgen nichts genossen hatte. Mit großem Wohlgefallen blickte ich daher auf ein an dem Wege stehendes Häuschen, welches eine Labung hoffen ließ, und schritt demselben rasch zu, als ein aus der Thüre tretender Hausirer mich durch ein nicht zu mißdeutendes Zeichen vor dem Eintritt warnte. „Vielleicht eine heimliche Bergthaubrennerei!“ dachte ich und war eben im Begriff dem Pedlar zu folgen, da ich wußte, daß in dieser Weise beschäftigte Leute sich nicht gern stören lassen, ward aber schnell andern Sinnes; hatten doch die Schmuggler von dem fremden Reisenden, der sich um die Einkünfte der Königin nicht zu bekümmern brauchte, eben so wenig zu fürchten als er von ihnen. Dem Entschluß folgte die That, wie, mit Gil Blas zu reden, dem Pater noster das Ave Maria.

Ich stand keine Sekunde auf der Schwelle der Thüre, die Wohnzimmer, Küche, Keller und Stall erschloß, als ich rasch umkehrte und dem Hausirer folgte. „Ah!“ sagte der Mann höflich, aber ernst, „der Herr hat gewiß übersehen, daß ich ihm ein Zeichen gab nicht einzutreten? Der Anblick einer Leiche

wie die in der Hütte dort, läßt Hunger und Durst leicht vergessen." Der Pedlar hatte recht; der Anblick einer uralten Frau, deren Züge der Tod gräßlich entstellt hatte und die nur mit wenigen Lumpen und Lappen bedeckt war, konnte nicht sehr einladend seyn, und ich beeilte mich eben so sehr, aus dem Bereich der Hütte zu kommen, als ich meine Schritte vorher beschleunigt hatte, um sie zu erreichen. — „Diese Frau scheint keines natürlichen Todes gestorben zu seyn," sagte ich zum Hausirer, nachdem wir eine kleine Strecke schweigend entlang gegangen waren; „die grauen Haare, welche über die rechte Schläfe hingen, waren wie in Blut getaucht." — „Der Whiskey, diese Pest unseres Landes, hat ihr den Tod gebracht. Zu Elgin kennt alle Welt die Alte unter dem Namen „die Blackhills-hexe," so genannt, weil sie sich mit Wahrsagen und ähnlichen Dingen befaßt und stets eine große schwarze Katze bei sich hatte, die ihr bei gewissen Gelegenheiten etwas in das Ohr brummte, dann weil ihr Aeußeres in der That grausenerregend war. Uebrigens galt sie für eine harmlose Frau, deren Alter Niemand — und sie am wenigsten — genau angeben konnte und die das Kirchspiel von Elgin zu ernähren hatte. In den lezten Jahren ergab sie sich dem Whiskeytrinken in hohem Grade und wurde wiederholt in bewußtlosem Zustande an der Straße liegend gefunden. Gestern hatte sie, wie ich in der Hütte hörte, eine Bekannte zu Lossiemouth besucht, ein Gläschen zu viel getrunken und auf dem Heimweg einem Brunnen zusprechen wollen, um die in ihr lodernden Whiskeyflammen zu löschen; diesen Morgen fand man sie todt am Fuß der steinernen Treppe, die in den Brunnen hinab führt; die Wunde an der rechten Schläfe sezte die Art, wie die Alte geendet hat, außer allen Zweifel."

Mein Pedlar wäre kein Schottländer gewesen, wenn er nicht die erste Pause benuzt hätte, um mich in der artigsten Weise über Heimath, Zweck der Reise u. a. auszufragen. Als ich ihm Genüge gethan hatte, ließ er mich unaufgefordert einen Blick in die Art seines Gewerbes thun. Er war ein »droggster,« d. h. ein reisender Salben-, Tropfen- und Pillenhändler, machte jährlich zweimal die Reise durch das ganze nördliche Schottland und dessen Inseln, hatte eine Unzahl von gedruckten und geschriebenen Zeugnissen, welche seinen Charakter, so wie die tausendfachen Wunderkräfte alles dessen, was er in Gläschen und Büchschen mit sich führte, in das glänzendste Licht stellten, und bewies durch seinen kräftigen Körperbau und seine frische Gesichtsfarbe unwidersprechlich, daß seine »Patent Medicines« in ihrer Wirkung „durch nichts in der weiten Welt" übertroffen würden. Die Zungenfertigkeit des Mannes war eben so wunderbar wie die Kraft seiner Pillen. Nach seiner Behauptung gab es keinen Krankheitsfall, keine Art Knochenbruch oder Verrenkung, kein Geschwür und keine Wunde, für die er nicht ein Heilmittel bei sich führte, obgleich er mir im Vertrauen mittheilte, daß er vergleichsweise Holloway's Salbe und Pillenpräparat als das untrüglichste Mittel gegen äußere und innere Leiden, wie sie auch heißen möchten, befunden habe. Und nun nannte er mir ein halbes hundert Krankheiten, welche durch diese Wunderarznei „wie weggeblasen" waren; einzelne dieser Namen hat wohl nie ein ehrliches deutsches Ohr vernommen, und unsere Gelehrten werden wohl schwerlich wissen, welches Glied schmerzt, wenn man mit dem »coco-bay,« oder den »bunions« behaftet ist.

Während der Pedlar bemüht war zu erforschen, ob ich nicht an einem der vielen Uebel leide, deren Namen seinem Munde in vollem Strome entquollen, von dem er mich jedoch, gutmüthig genug, sofort zu befreien versprach, hatte sich der Nebel dichter und dichter um uns gelagert und ein sanfter Regen löste sich aus der schwarzen Wolkenmasse, welche über uns hing und uns das Geleite bis Elgin gab. Der Droggster kehrte bei einem Verwandten ein und ich fand, nachdem ich eine der düstersten Gassen, wie sie sich nur in einem alten schottischen Städtchen finden können, hinter mir hatte, an einem geschmackvoll umbauten, geräumigen Square das „Head-inn," wo Empfang, Einrichtung und Bedienung sogleich gewahren ließen, daß ich eine der großen Durchfahrten der vornehmen Reisewelt erreicht hatte, eine Wahrnehmung, welche ich am folgenden Tage, als der Waiter mir meine Rechnung überreichte, vollkommen bestätigt fand. Das Haus wimmelte von Gästen, wenn nicht jedes Standes, doch jedes Alters, und wunderlich herausgepuzte Kinder und kokettirende Zöschen belebten die Vorpläze und Galerien und im Speisesaal floß das Gälische, Breitschottische und Englische in einen Strom zusammen, dessen Rauschen den Wind und das Plätschern des Regens draußen übertäubte.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bremen, Mai.

Reichsstädtisches Bürgerthum. — Ende der Tageschronik. — Die Stellung der Geistlichkeit.

Wenn mit dem Auftreten der Demokratie die Begriffe von Solidität, Nettigkeit, Sauberkeit und Wohlhäbigkeit mit Recht für unvereinbar gelten und doch in Bremen damit verbunden zu seyn scheinen, so ist das eben nur Schein. Wie wäre es auch wohl möglich, daß unsere rein gewaschenen, von Oelfarbe strozenden Häuserreihen wirklich Demokratennester wären? Und doch

hat, wie Sie wissen, das ehrbare Bremen seit einiger Zeit in den Augen des übrigen Deutschlands und namentlich in den Augen der Machthaber für einen großen Demokratenherd, für ein wenn auch nur zeitweiliges Asyl der Demagogie gegolten. Das leztere mag insofern wahr seyn, als die flüchtigen Demagogen in der Regel über Bremen ihren Auswanderungsweg einschlagen. Daß ersteres aber in der That ungegründet ist, läßt sich schon von vorn herein aus dem Charakter des reichsstädtischen Bürgerthums schließen, und wird auch durch die in den lezten Tagen gemachten Erfahrungen bestätigt. Was man hier nämlich für unsere kleinen Verhältnisse Demokratie nennt, ist nichts als ein herrschsüchtiger, seiner republikanischen Unabhängigkeit froh bewußter Bürgerstand, der, mit der wahren Demokratie verglichen, solider und derber in seinem Auftreten, beschränkter in seinem Gesichtskreise, inconsequenter in seinen Worten und Handlungen ist, deßhalb aber auch weniger heiß und aufbrausend in seinem Innern. Da die Märztage und ihre Verfassung ihm die Möglichkeit eröffnet haben, zu allen Ehrenämtern zu gelangen und an allen Zweigen der Verwaltung Theil zu nehmen, so weiß er diese Möglichkeit trefflich zu benutzen und spielt alle diese Zweige seinen Koryphäen in die Hand, die bisher vielleicht nur Pfriemen und Ahle, oder Hobel und Meißel zu führen pflegten. Handelt sich's aber um die wichtige Frage der freien Ausübung aller Gewerbe, dann sträubt sich unser staatsverwaltender Handwerkerstand gegen das Aufgeben des Zunftwesens. Da hört die Freiheit des Einzelnen auf, wo die Zunftmißbräuche mit ihr in Collision kommen. Im übrigen haben diese Leute viel Patriotismus, tragen das Wohl des Gemeinwesens wenigstens auf der Zunge und wachen sorgfältig über jeden Uebergriff, den sich die vollziehende Gewalt etwa erlauben könnte. Was sich dagegen über die Grenzen unseres kleinen Gebietes nach außen hin durch die „Tageschronik" (die ich Gottlob bereits unselig entschlafen nennen kann) für unsere Demokratie ausgab, gehört weniger unserem einheimischen Spießbürgerthum, als einer kleinen, aus fremdem Boden hieher verpflanzten socialistischen Propaganda an, die in dem geistlichen Redakteur des genannten Blattes, dem Verfasser des „Kampfes um Völkerfreiheit," ein Haupt gefunden hatte. Ihr oder vielmehr sein Treiben war schon seit geraumer Zeit den Verständigen ein Dorn im Auge gewesen, und das längere Fortbestehen des Blattes bei der jetzigen politischen Sachlage eine Unmöglichkeit geworden. Man mußte sich daher endlich ermannen und gegen das politische und dogmatische Glaubens- oder vielmehr Unglaubensbekenntniß des Redakteurs eine offene Fehde beginnen. Man klagte ihn des Abfalls von der reformirten Kirche an, man nahm — und das war ein bisher in Bremen Unerhörtes — eine Haussuchung bei ihm vor und belegte seine Papiere mit Beschlag. Gleichzeitig traf bekanntlich den Kämpfer für Völkerfreiheit ein noch härterer Schlag, indem der bisherige Drucker auf den Rath der Männer, die, weil sie an der Spitze unserer sogenannten Demokratie stehen, der Redakteur stets für seine politischen Glaubensgenossen gehalten hatte, sich plötzlich weigerte das Blatt ferner in seiner Offizin erscheinen zu lassen. Warum? Weil ein dumpfes Gerücht von einigen tausend Mann Oesterreichern und Preußen sprach. — Ein Beweis, wie wenig naturwüchsig die eigentliche Demokratie bei uns ist, gab das stille, gutwillige Verschwinden der politischen Vereine. Als nach dem Erscheinen der betreffenden Verordnung einige Mitglieder des demokratischen Vereins durch Anschläge an den Straßenecken einen Versuch machten, als „Bildungsverein" fortleben zu wollen, fanden sie die Thür des bisherigen Versammlungslokals geschlossen, konnten sich also nicht bilden und gingen ganz fröhlich ohne Bildung wieder nach Hause.

Wem die nunmehr erloschene „Tageschronik" in monarchischen Staaten unter die Augen kam, der staunte ob der Geduld, mit der unser Senat die Schmähungen des Blattes hinnahm; aber er nahm sie eigentlich nicht hin, er ignorirte sie, sie gingen an ihm und an den wenigen hiesigen Lesern spurlos vorüber und erregten nur außerhalb unseres Gebietes, wo das Blatt mehr Leser gefunden hatte, gerechtes Erstaunen. Eine ergötzliche Jeremiade war die lezte Nummer, in der der Redakteur und seine landesflüchtigen Mitarbeiter bald mit Thränen, bald mit Nachedrohungen von diesem ihrem „liebsten Kind" Abschied nahmen, das zufolge der tröstlichen Versicherung dieser Männer in der Schweiz sein Auferstehungsfest feiern wird. Das fernere Daseyn des Kindes in unserem kaltblütigen Norden war allerdings unmöglich geworden, und fast eben so unmöglich scheint das längere Verbleiben seines Vaters in der bisherigen geistlichen Stellung. Als der bekannte Dulon aus Magdeburg vor beinahe drei Jahren zum Prediger an der ersten reformirten Kirche hieselbst berufen wurde, hoffte die ihm damals noch anhängende Partei sich ein Gegengewicht gegen die Orthodoxie, aber keineswegs einen Streiter für die Demokratie erwählt zu haben. Allein in jener, wie in dieser Hinsicht hat sie sich getäuscht: in jener, weil die offen gepredigte Inhaltslosigkeit des Glaubens den Abfall von der Orthodoxie keineswegs zu vergrößern im Stande ist; in dieser Hinsicht, weil Dulon schon nach wenigen Monaten seines Hierseyns mit dem überall verbotenen und deßhalb um so mehr in Deutschland verbreiteten „Kampfe um Völkerfreiheit" auftrat. Dieses und sein späteres Einmischen in die Politik entzog dem Manne auch die lezten seiner Anhänger aus den gebildeten Ständen, die ihm selbst bei seinem persönlichen Abfalle von der reformirten Kirche treu geblieben wären und bei der den Bremern angeborenen Verehrung für den geistlichen Stand an ihm fest gehalten hätten. Eben diese uns angeborene und anerzogene Verehrung gegen unsere Geistlichkeit ist es, was die Stellung derselben in den Augen der Geistlichen anderer Staaten zu einer so beneidenswerthen macht. Sie hat zunächst darin ihren Grund, daß sämmtliche Stadtgemeinen sich ihre Prediger frei, aus welchem Staate sie wollen, wählen, und die getroffene Wahl nur vom Senate bestätigen lassen, daß also die Mehrzahl der Gemeineglieder in dem Erwählten ihr selbstgeschaffenes geistliches Oberhaupt erblickt, dem sie nicht genug Gaben der Liebe opfern kann. Sie wählen ihn, sie bereiten ihm einen festlichen Empfang, sie führen ihn in das geschmückte, jedesmal neu möblirte und mit Mitteln zum irdischen Leben reichlich versehene Haus; aber sie machen dafür an ihn als ihren Seelsorger und als geistlichen Redner große, schwer zu befriedigende Ansprüche. Der Geistliche ist daher hier, mehr als anderswo, eine persona publica, gegen die man sich selten indifferent beweist. Eine andere Folge jenes freien Wahlrechtes aber ist es, daß Bremen wie wenige andere Städte Deutschlands in den lezten Jahrzehnten so tüchtige, ja man kann sagen berühmte geistliche Redner aufzuweisen gehabt hat. Ein wortgewandter, allzeit fertiger, die Gemüther bestechender Redner ist jener ehemalige Redakteur freilich auch, aber nichts weniger als ein geistlicher Redner, nichts weniger als ein Hüter und Pfleger des ewigen Seelenheils der Menschheit, sondern ein verirrter und verwirrender Prediger geträumter Völkerfreiheit.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 136. Sonnabend, 7. Juni 1851.

Geometres, rhetor, medicus, magus: omnia novit.
Juvenal:

Bilder aus Schottland.

(Schluß.)

Der kommende Tag bot einige lichte Stunden, welche es möglich machten, Stadt und Umgegend flüchtig in Augenschein zu nehmen. Ich überzeugte mich auf diesem kurzen Umgange, daß Elgin sich von dem Schrecken, der Würde einer Episcopal-City sich entkleidet und zu einem bloßen königlichen „Burgh" erniedrigt zu sehen, längst erholt hatte, und daß diese „Binnenlandhauptstadt" einer ackerbautreibenden Grafschaft, um mich einer Lieblingsbezeichnung der Elginer Zeitung zu bedienen, rasch voranschritt. In dem Museum — denn Elgin hat ein ganz sehenswerthes naturhistorisches Museum und eine ganz achtbare literary and scientific, so wie eine agricultural Association — machte ich die Bekanntschaft eines Mitvorstandes aller dieser Gesellschaften, eines Arztes, welcher sich, wie er sagte, aus reiner Verzweiflung über den unverwüstlichen Gesundheitszustand der Elginer, den Musen an die Brust geworfen hatte und seine Vaterstadt so weit möglich zu dem schottischen Athen oder doch Florenz zu machen gedachte. „Und ich habe es," fuhr er fort, „schon ziemlich weit gebracht, denn wir haben eine sehr gut redigirte Zeitung hier — ich bin nämlich selbst der Herausgeber; wir haben Bälle, Concerte, zuweilen ein Theater, öffentliche Vorlesungen über Kunst und Wissenschaft, und alles mögliche. Die Vorträge sind fast ausschließlich von mir und werden sehr besucht, da sie unentgeltlich sind. Noch mehr, Herr, wir haben keinen simpeln Bürgermeister hier, sondern wie Edinburg, Glasgow und Inverneß, einen Provost, welchen höfliche Leute sogar „Lord" Provost nennen; vor allem aber muß ich rühmen, Herr, daß unsere Stadtuhr die Zeit so richtig angibt wie der beste Schiffschronometer; daher jezt auch bei der Anstellung eines Glöckners die Bedingung wegfällt, daß die Uhr in vierundzwanzig Stunden nie eine halbe Stunde zu früh oder zu spät gehen dürfe, und ein ehrlicher Elginer sich zu Nairn und Forres und Banff sehen lassen kann, ohne daß ihn die Schelme fragen, wie viel Uhr es zu Elgin sey, oder ihm vorwerfen, wir wüßten nie, wie es mit der Zeit stehe. Wir haben Ursache, uns über vielfache Verunglimpfungen zu beklagen, welche wir nicht nur von unsern Nachbarn und Landsleuten, sondern auch von namhaften englischen Reisebeschreibern erfahren mußten. So können Sie in der schottischen Reise eines berühmten Gelehrten lesen, Handel und Verkehr seyen in Elgin unbedeutend, über hundert Häuser ständen unbewohnt, und überhaupt sey die Bevölkerung dieser Stadt sehr „dünn" geworden, seit sie aufgehört der Sitz eines Bischofs zu seyn. Wir wollen aber gar nichts von Handel und Verkehr wissen, denn unsere Grafschaft ist eine ackerbauende; ferner stehen in Elgin nicht nur keine hundert Häuser leer, sondern es wurden bloß in diesem Sommer zwanzig neue, großartige Gebäude — ich hatte bei allen Rissen die Hand mit im Spiele — aufgeführt, was vernünftigerweise nicht der Fall gewesen wäre, wenn es nicht an guten Wohnungen fehlte; was endlich den Einfluß eines Bischofs auf das Wachsen oder Sinken der Bevölkerungsziffer betrifft, so will ich denselben nicht ganz in Abrede stellen, dabei aber auch einen billigen Anschlag berücksichtigt wissen."

Als man mir das riesige Fremdenbuch vorlegte und mich aufforderte meinen Namen einzutragen,

bemerkte der lebendige kleine Mann: „Sie sehen, Herr, wir sind praktische Leute in jeder Hinsicht; es wird Niemanden einfallen, unser Fremdenbuch in die Tasche zu stecken, wie Autographensammler dieß in der Schweiz so oft gethan haben; auch beweist Ihnen die Beleibtheit dieses Buchs, daß die Welt uns Schotten nicht mit Unrecht „haushälterisch" nennt, denn es ist für mehrere Jahrhunderte berechnet, folglich eine erkleckliche Summe für Buchbinderlohn gespart. Das alles hat man mir zu danken. Und nun sehen Sie diese Namen! Herzoge, Lords, Grafen, Marquise und Baronets — Gelehrte und Künstler — da ein Chinese, dort ein indianischer Häuptling — sind alle von mir eingeführt worden! Dieß ist die Handschrift unseres berühmten Geschichtschreibers, Herrn Macauley, welcher mit seiner Schwester, Lady Trevellian, diesen Sommer hier war. Da haben Sie das Autograph des Protektionistenkönigs, des Lord Stanley; er ist unser Mann, denn der Elginer ist jeder Zoll ein Protektionist; wir hassen die Freetraders wie der Bergthauschmuggler die Gaugers (Accisebeamten), denn wir wollen unser Getreide so theuer als möglich verkaufen und halten überhaupt, im Hinblick auf die amerikanischen und preußischen Getreidehändler, an dem zehnten Gebote fest, das da lehrt, man solle nicht begehren was seines Nächsten ist."

Das Männchen war unerschöpflich in barocken Ein- und Ausfällen und würde ohne Zweifel noch stundenlang in obiger Weise geplaudert haben, wenn ich Zeit und Lust gehabt hätte ihm zuzuhören. Er rieth mir beim Abschied, den ältern Theil der Stadt zu durchstreifen, der allein sehenswerth sey, „da die neuen Straßen sich nicht von Princes- oder Queenstreet zu Edinburg — bekanntlich die Glanzpunkte dieser Stadt — unterscheiden." Ich folgte seinem Rathe und glaubte mich nach Bern oder Genf versetzt, denn der Fußweg führte, wie dort, auf beiden Seiten der Straßen unter Hallen fort; Handel und Wandel gingen, wie in den engen Gassen italienischer Städte, bei offenen Thüren vor sich und man hatte Gelegenheit, einen Blick in die innersten Geheimnisse mancher Familie zu thun. Da und dort war an den braungeräucherten Tragbalken allerlei wunderliches Schnitzwerk angebracht, Larven von Menschen und Thieren, Blätter und Blumen u. a. vorstellend; selbst Kreuze, Engel- und Madonnenköpfe waren der Zertrümmerungswuth der Puritaner entgangen.

Nebel und Regen trieben mich aus diesen alten Gassen, in denen ich mich ganz behaglich gefühlt hätte, wäre mir das Laster des Whiskeytrinkens nicht zu oft in männlicher und mehrere male selbst in weiblicher Gestalt entgegengetreten, in die neue Stadt und in mein Gasthaus, das jezt wie ausgestorben war, denn die Reisenden waren alle in den Morgenstunden weiter gezogen. Grauer Dunst lag in den Straßen, der Regen prasselte auf das Pflaster, das Kaminfeuer wollte nicht recht anziehen, die Zeitungen, die auf den Tischen zerknittert umher lagen, waren langweilig, und selbst die fünf köstlichen Stahlstiche an der Wand, welche die verschiedenen Lacher, den Dimpler, den Smiler, den Laugher, den Grinner und den Horselaugher darstellten, waren nicht im Stande mich auch nur zu einem „Dimpling" zu bringen. Gegen sechs Uhr Abends schlug die Stunde der Erlösung. Der von Inverneß nach Aberdeen gehende Wagen brachte mich in zwölf Stunden Angesichts der nebelumwallten Grampianberge und in die „dritte Stadt des Königreichs." Das gelehrte Aberdeen nahm sich in seinem grauen Dunst- und Regenmantel sehr unanziehend aus und ich freute mich, als die Schrillpfeife der Lokomotive laut wurde, die uns auf den Schwingen des Windes, nämlich in vier kleinen Stunden, nach Edinburg, der Königin der Städte, zauberte, während eine ihrer hastigen Schwestern es möglich machte, daß ich drei Stunden später den Dudelsack des blinden Tom vor dem Argyllhotel zu Glasgow schnarren hörte.

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Fortsetzung.)

Aber langweilig schien's Anna doch manchmal, gewaltig langweilig, sie konnte nichts dafür, wenn so ein Tag um den andern aufmarschirte und wieder abzog und jeder auf's Haar seinem Vorgänger glich, wenn sie alle Morgen Punkt sieben Uhr mit der Mutter am Nähtisch saß und ihre Augen, so oft sie sie erhob, auf nichts fielen als auf die Inschrift an der Tafel des Nachbarhauses: „Seifen- und Lichterverkauf von J. J. Schnazkobel," wenn sie nicht etwa ein Stockwerk höher schaute, wo ein gemalter Stiefel und grasgrüner Schuh die Werkstätte eines Schuhmachers bezeichneten; wenn sie Tag für Tag nach Tisch einen Spaziergang mit der Mutter machte, einmal zum obern Thor hinaus durch die Krautäcker, das anderemal durch das untere über die Gemeindewiese. Freilich wurde diese Einförmigkeit hie und da durch eine Visite oder eine Landpartie unterbrochen, auch fand alljährlich ein Fastnachtsball statt, auf dem sich fünf Musikanten, sieben Tänzer und fünfzehn tanzlustige Damen einfanden, und Anna konnte accurat ausrechnen, welcher der sieben sie nach einigen unfreiwilligen Sitzungen zum Tanze führen werde. Aber das waren doch nur magere Freudenblümchen für ein junges, lebenswarmes Herz. Einmal, nur einmal, meinte sie, sollte doch auch etwas Besonderes geschehen.

Nun ja, einmal kam denn der Postbote und brachte einen Brief vom Herrn Onkel Schneck; das war doch so eine Art von Begebenheit. Der Herr

Onkel war eigentlich ein Stiefonkel von Anna; er und seine Frau hatten, da sie kinderlos waren, nach dem frühen Tode von Annas Vater der Wittwe das großmüthige Anerbieten gemacht, die Kleine zu sich zu nehmen. Daß die Wittwe sich dazu nicht entschließen konnte und lieber ihr schmales Brod mit dem Kinde theilen wollte, das hatten sie ihr schwer verübelt und seither den Verkehr fast ganz abgebrochen. Jetzt aber war der Onkel übel von der Gicht geplagt und die Tante hatte sich den Fuß verstaucht, so daß sie für Wochen an's Bett gebannt war und ihrer Magd die Schlüssel lassen mußte. Da erinnerten sie sich denn gnädigst der Nichte und baten die Mutter, sie auf einige Wochen zur Hülfe zu senden; „viel sey freilich nicht geholfen mit so jungen Mädchen, aber es sey dann doch eine eigene Person."

Die Mutter, die die Herrlichkeit in Onkel Schnecks Hause wohl kannte, und der es so schwer wurde sich von ihrem Kleinod zu trennen, hatte wenig Lust der Einladung Folge zu leisten. Anna aber bewies ihr eifrigst, wie empfindlich die Leute über eine abschlägige Antwort seyn würden, und wie nützlich es für sie wäre, sich auch in einer andern Haushaltung umzusehen. Dießmal täuschte sich die gute Mutter ein wenig, wenn sie diese Bereitwilligkeit für lautern Edelmuth und Lerneifer hielt. Sie nahm es fast übel, daß Anna die Trennung nicht schwerer wurde und sie mit so glänzenden Augen in die Welt hinaus fuhr in dem bescheidenen Einspänner, der sie auf die nächste Poststation bringen sollte, die resignirte, kühle Anna! Wie kurz ward ihr der lange Weg durch diese neue Welt, mit wie hübschen Bildern malte sie sich die neuen Verhältnisse aus, und wie kläglich wurde sie getäuscht!

Der erste Eindruck, Onkel Schneck in seiner Zipfelmütze und einem Schlafrock, der ein wahres Kaleidoskop von verschiedenen Flecken war, und die Tante in kattunener Nachtjacke und stahlgrünem Rock, hatte noch etwas von einem niederländischen Stillleben; aber es ward gar bald laut, und der Reiz der Neuheit verflog außerordentlich schnell.

Gern hätte sich Anna in das Amt einer barmherzigen Schwester gefunden, des Onkels Fontanelle und der Tante Fuß verbunden, gern dem Harthörigen die Zeitung vorgeschrien und daneben Küche und Keller besorgt, wenn nicht ein Geist zänkischen Unfriedens, erbärmlicher Klatscherei, ruhelosen Mißtrauens und fabelhaften Geizes im Hause gewaltet hätte, der alles versäuerte. Es war nicht eben so schlimm gemeint, aber es konnte doch keiner Seele wohl werden in dieser Atmosphäre, und recht sehnsüchtig verlangte Anna zurück an der Mutter Arbeitstisch, wo ihr Myrthenbäumchen vor dem Fenster stand und Luft und Sonne herein durften, wenn sie in der dumpfen, nie gelüfteten Stube die wenig anziehenden Strümpfe der Tante flicken mußte. Wie viel lieber hätte sie des Herrn Schnazkobels zierlich gemalte Seifenpyramide gesehen, als auf der Tante Befehl aufgelauert, ob die Nachbarin wieder Kaffee mache, wenn ihr Mann fort war! Welch ein Vergnügen schien ihr jetzt der Spaziergang durch die Krautäcker an der Mutter Seite, hier, wo sie nicht weiter kam als in den schmutzigen Hof, um die Hühnernester auszunehmen! Und vollends die traulichen Leseabende mit der Mutter, während sie jetzt jeden Abend mit dem Onkel Brett spielen mußte, und wohl aufpassen, um nicht dumm zu spielen und doch zu verlieren! Sie kam sich oft vor wie auf eine wüste Insel verbannt und fürchtete ihr Lebtag nicht mehr von da wegzukommen. Ihr einziger Trost war Frau Fischer, eine freundliche junge Frau, ehemalige Hausgenossin der Tante, die bei dieser wohl gelitten war und manchmal einsprach. Aber diese kam in die Wochen, und so war's aus mit den Besuchen.

Nach drei langen Wochen ward es mit dem Fuß der Tante besser und Anna sah ihrer Erlösung entgegen. Zunächst sollte nun eine große Wäsche angestellt werden, bei der man sie noch verwenden wollte, und dieses daheim sonst gefürchtete Ereigniß war ihr eine wahre Freude, da es doch einigen Wechsel in das trübselige Einerlei brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Das Denkmal Friedrichs II.

Ja, wenn der alte Friedrich reden könnte! Das ist jezt eine stereotype Redensart, auch im Munde der guten und ruhigen Bürger, die gar nicht zufrieden seyn würden, wenn er den Mund aufthäte und redete. Denn Friedrichs Rede müßte — Es ist besser, nicht darüber nachzugrübeln, was der große König denken und sprechen müßte. Aber die drohende Stellung, die sein Reiterbild jezt, wo es noch mit meergrünen Decken umhüllt ist, annimmt, fordert von selbst zu derlei Betrachtungen auf. Der Meister Rauch hat ihn in einer ruhigen Triumphatorstellung

abgebildet, die Umhüllungen scheinen aber ein durch die Lüfte galoppirendes dämonisches Wesen zu verbergen, das seinen Arm dem Schlosse entgegenstreckt, auf das er geradwegs lossprengt. Es ist ein Zeichen der allgemeinen Mattigkeit und Niedergeschlagenheit, daß der Witz sich wenig, die Poesie gar nicht regt. In den Zeiten vor dem März, als die Frühlingslerchen der Freiheit aus jeder Furche des deutschen Bodens aufstiegen, was ward da nicht angesungen! Der große Kurfürst sang bekanntlich in jeder Neujahrsnacht ein Collegium politicum ab. Welches donnernde Lied könnte dieser Fridericus redivivus in die Lüfte schmettern!

Der Transport der gegen dreihundert Centner schweren Reiterstatue aus dem Gießhause bis zum Platz ihrer Bestimmung war ein Berliner Ereigniß. Man mußte vorher das Pflaster, die Brücken, die Friedrich zu passiren hatte, prüfen, ob sie den Koloß tragen könnten. Das Straßenpflaster wich, und man war schon entschlossen den ganzen langen Weg mit dicken Eichenbohlen zu belegen, als man zur Ueberzeugung kam, daß der Koloß überhaupt nicht auf einem Wagen, wenn auch einem, der Lokomotiven trägt, zu transportiren sey. Man schritt darauf zu dem natürlichsten, einfachsten Mittel, ihn auf Walzen durch Handwinden Schritt um Schritt verrücken zu lassen, natürlich auf untergelegten Balken. Diese Transportart, in Egypten schon vor aller Geschichte, zur Fortschaffung der Obelisken angewandt, bewährte sich vortrefflich. In nicht voll zwei Tagen gelangte der König vom Gießhause bis zum Ausgang der Linden. Kein einziger Vorfall, nur ein kleines Curiosum auf dem Wege. Der Post, wenn sie bläst, muß jeder andere Wagen ausweichen. Ein kleiner Posteinspänner, der die Stadtbriefe sammelt, kam dem Riesen entgegen und forderte, in sein Horn stoßend, zum Ausweichen auf. Vielleicht auch nur Erfindung. — Das Heraufwinden der Statue bis zur Höhe des Piedestals erfolgte in eben so einfacher und sicherer Weise, indem nach jeder ruckweisen Erhebung sofort Balken unterlegt wurden, auf denen das Erzbild von neuem ruhte. Das Gerüst, welches das Bild einschloß, fällt schon jezt allmählig, das Dach mußte gleich anfangs abgenommen werden, weil es zu knapp für den großen König gemessen war. Man regt nun Zweifel an, ob die schön gearbeitete Statue nicht für die Beschauung zu hoch in der Luft schwebt? Es ist allerdings kein Friedrich in der Mitte seines Volkes, aber doch auch noch lange kein mythischer Heros, der auf der Wolkenspitze einer Trajanssäule schwebt. Unter dem vorigen Könige sollte das ganze Postament, Rauchs Meisterarbeit, und damit der ganze siebenjährige Krieg, Friedrichs Helden und Generale, das ganze Volksthümliche des Denkmals gestrichen werden; dann wäre die Königsstatue allerdings niedriger, dem Auge beschaulicher zu stehen gekommen. Aber um welchen Preis! Die Totalwirkung wird günstig seyn, das kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen; nur nicht von der Seite der Linden her, wo die hohen Bäume sie verdecken. Die vier Spitzsäulen mit Ahnenfigürchen der Hohenzollern auf ihrem Knauf, welche die Statue von den Lindenbäumen abtrennen sollen, erfreuen sich noch keiner Zustimmung, weder im Publikum, noch in der Kunstwelt.

(Fortsetzung folgt.)

London, Juni.

Wirkungen der Ausstellung.

Das Wetter ist schön, und lockt alle Welt hinaus; die Stadt ist gefüllt und doch nicht voll. Bunte Wagenreihen ziehen in dichtem Gedränge Piccadilly hinauf, das Gerassel der Räder verursacht einen betäubenden Lärm, und der Fußgänger, der sich dem unerträglichen Geräusche entziehen möchte, späht vergebens nach der Gelegenheit die Straße zu kreuzen. Man muß dieses Jagen und Treiben mit eigenen Augen geschaut haben, um es zu begreifen. Und doch ist London nicht voll, und doch ist überall die Klage hörbar, daß die erwartete Fremdenzahl, die Pest und Aufruhr bringen sollte, nicht eingetroffen sey. Haus bei Haus sind Wohnungen zu vermiethen; ganze Straßen entlang sieht man: »Furnished apartments to be let,« an den Fenstern geschrieben. Das alles beweist was London fassen kann, und welche Masse fremder Gäste sich hier umtreiben mag, ohne bemerkt zu werden. Der Eintrittspreis zur Ausstellung ist jezt ein Schilling; aber auch das macht keinen Unterschied. Am ersten Tage war es leerer als jemals, und noch fortwährend klagt man, daß die Räume sich nicht füllen. Die Königin war am ersten Tage des herabgesezten Preises dort, eben so die Herzogin von Sutherland, um dem Adel zu zeigen, daß man sich in keiner Art vor dem Volke zu fürchten brauche. Außer diesen war aber Niemand vom beau monde da. Die Herren Reporters, so wie die Berichterstatter für auswärtige Zeitungen waren natürlich anwesend und sammelten ihren Honig. Was werden sie dem Continente alles kund und zu wissen thun? So viel, daß die Zeitungen zur Landplage werden müssen. An Drucksachen aller Art fehlt es auch hier nicht. Moses und Sohn hat sich in's Deutsche übersezt, und das rosenrothe Büchelchen, auf dessen Titelblatt ein unbekleideter Engel mit einer Schreibfeder in der Hand über dem Krystallpalaste wegfliegt, wird dem Fußgänger an allen Straßenecken in die Hand gesteckt. Dann sind auch die industriösen Flöhe wieder da, die auf citronenfarbenem Papier beschrieben und abgebildet sind, und jedem unentgeldlich in die Hand gedrückt werden. Neben zahllosen gedruckten Ankündigungen dieser Art gibt es auch fromme Traktate, die die Ausstellung mit dem Ende aller Dinge zusammenbringen. Heute reichte uns eine schwarz gekleidete Dame mit bescheidener Miene ein solches hin. Auf der blauen Außenseite stand: »The last great Exhibition.« Matthäi 25, V. 31—33 war darin als Beweis angeführt, daß jezt ein Gericht über die Lebenden und Todten ergehen müsse. Man predigt dergleichen sublimen Unsinn auch in vielen Kirchen und Kapellen, und die alten Weiber erbauen sich am bevorstehenden lezten Gerichte. Selbst von Deutschland sind Missionäre herübergekommen, um hier ein irdisches Fegefeuer anzuzünden. Gestern bemerkten wir sogar in einer der abgelegensten Vorstädte Londons an einem Fenster ein Blättchen, worauf in deutscher Sprache die Ankündigung geschrieben stand: Herr von Pochhammer werde in der Kapelle hier katholischen Gottesdienst halten, und in Newman Street, im Mittelpunkte Londons, befindet sich eine ähnliche Anstalt für Deutsche. Niemand darf daher fürchten, während seines Besuchs der großartigen Ausstellung an seinem Seelenheile zu leiden, wenn er sich nur die gehörige Zeit nimmt, beiden Anforderungen zu genügen. Der hohe Adel, so wie verschiedene gelehrte Gesellschaften haben es sich angelegen seyn lassen ihre Sammlungen den Fremden zu öffnen. Auch Northumberland-Haus, von dem ich heute noch einiges sagen will, ist jedem Schaulustigen zugänglich, d. h. der Einheimische kann ohne weiteres, so bald er durch Einsendung seiner Karte mit Namen und Adresse seine Respektabilität bewiesen hat, ein »billet d'admission« für vier Personen erhalten; der Fremde aber muß durch seinen Gesandten um eine solche nachsuchen, womit dieser die Pathenstelle bei seiner Respektabilität übernimmt. Am Sonnabend lud der Maler Martin Fremde und Einheimische zu einem Besuch seines Studio ein, wo er „das Weltgericht" aufgestellt hat. Unter den Gästen befand sich auch Pater Gavazzi. Wir waren ein paar Tage später zu einer »private view« dort, wo wir mit Lady Hamilton Grey, die ein berühmtes Werk über Etrurien geschrieben hat, und Sir George Pollock, dem frühern Gouverneur von Indien, zusammentrafen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 137. Montag, 9. Juni 1851.

— Rome, city of the soul!
Lone mother of dead empires!
Byron.

Das ewige Rom.

I.

Rom — ein großer Name, groß vor allem durch die Vorstellungen von Macht, Glanz und Hoheit, welche er auch in dem ungebildeten Geiste hervorruft. Im ganzen Gebiete der europäischen Kultur und weit über dessen Grenzen hinaus gibt es Niemand, dem dieser Name nicht geläufig wäre und dem er nicht irgend ein Bild gäbe, welches seinem imponirenden Klange entspricht. Der einstmalige Mittelpunkt des mächtigsten Reiches, welches die Erde getragen, der heutige Sitz eines Hohenpriesterthums, gewaltig, weitherrschend, wie die Geschichte kein zweites gekannt, die gefeierte Tempelstätte der Kunst und noch immer ihre ergiebigste Werkstatt — das alte und das gegenwärtige Rom verschmelzen sich in der Vorstellung aus der Ferne zu Einem ehrfurchtgebietenden Begriff.

Alle Kenntniß und alle Einbildungskraft wird indessen niemals ausreichen, um sich ein Bild von dem heutigen Rom zu entwerfen, welches der Wahrheit einigermaßen nahe käme. Nicht etwa als ob die römische Herrlichkeit über das Vorstellungsvermögen hinausginge, sondern weil die Physiognomie dieser Stadt keine Vergleichung zuläßt und durch keine Beschreibung anschaulich gemacht werden kann, sondern weil Rom eben so einzig ist in seiner Art wie Venedig, dessen Anblick Jedermann überraschen wird, und wenn er zwanzig Schilderungen davon gelesen oder gehört hätte. Wenn ich gleichwohl versuche, den Gesammteindruck wiederzugeben, den Rom, die Stadt, auf mich gemacht hat, so mag es mir zur Entschuldigung dienen, daß ich nur wenige Federstriche auf eine Skizze verwende, in welcher vielleicht wenigstens ein und der andere Zug den Linien der Natur einen sprechenden Ausdruck abgewinnt.

Das weite Gebiet, welches die Mauern des kaiserlichen Rom, wenn auch stellenweise verändert und erneut, noch heute einschließen, wird durch das gegenwärtige Rom kaum zum vierten Theile ausgefüllt. Gärten, Felder, wüste Plätze und Trümmer nehmen beinahe den ganzen Raum ein, welcher sich vom Capitol und Forum, das heißt vom Mittelpunkte jenes Gebiets, nach Süden, Norden und Osten bis an die Mauern erstreckt. Auf den Stätten, welche ehemals der eigentliche Herd des städtischen Lebens waren, herrscht jetzt die Oede. Rom ist innerhalb seiner Mauern nach Nordwesten ausgewandert, seine glänzendsten und belebtesten Theile sind diejenigen, welche dem Mittelpunkte alter Pracht und des alten Verkehrs am fernsten liegen. So die Piazza del Popolo, die größere Hälfte des Corso, der spanische Platz, der Vatikan. Je mehr man sich, von dem nordwestlichen Winkel der Stadt ausgehend, dem topographischen Centrum derselben nähert, desto einsamer werden die Straßen, desto unansehlicher die Häuser, desto armseliger ihre Bewohner; jenseits dieses Centrums aber hört, wie gesagt, das städtische Wesen und Aussehen Roms nach allen Richtungen hin beinahe gänzlich auf. Die Zahl der Straßen und Plätze, welche einen großstädtischen Anstrich haben, ist auffallend klein, kleiner als an vielen andern Orten, die nicht den vierten oder den fünften Theil der Einwohner Roms zählen.

Neun Zehntel des bebauten und bewohnten Flächenraums der Stadt bestehen aus engen, schmutzigen Gassen, ohne gewerbliches Treiben, ohne Verkehr und

allem Anscheine nach von müßigen und darbenden Menschen bevölkert. Stiege nicht hie und da eine stattliche Kirche aus dem unsaubern Gewinkel hervor, man könnte sich in einem unermeßlichen Ghetto glauben. Freilich stößt man hie und da auch auf die Ueberbleibsel großartiger Bauwerke des Alterthums, allein die Zahl derselben in diesen Gegenden ist gering und ihr trümmerhafter Zustand wenig geeignet den Eindruck von Verfall und Elend zu mildern, den man durch die übrige Umgebung empfängt.

Erst wenn man die lezten Straßen der neuen Stadt hinter sich hat, betritt man den Boden, auf welchem Denkmale einer großen Vergangenheit dem Beschauer massenhaft entgegentreten. Vom Capitol herunter überschaut man den Kirchhof einer Pracht, die ihres Gleichen nicht gehabt auf Erden und wahrscheinlich auch in Zukunft nimmer haben wird. Aber es ist eben ein Kirchhof, auf dessen zerbröckelten Leichensteinen nur die Gelehrsamkeit und die Phantasie — jede in ihrer Art — zu lesen weiß. Hier eine Gruppe verstümmelter Säulen, dort der Treppenspiegel eines Tempels, weiterhin die Grundmauer eines Palastes, verwüstete Triumphbogen, Ueberbleibsel stolzer Gewölbe einer Gerichtshalle, und im Hintergrunde das riesenhafte Wrack des Colosseums, das ist der Anblick, welchen das Forum mit seiner nächsten Umgebung bietet. Der Anblick des Forums ist nicht schön zu nennen, ja er ist nicht einmal malerisch, denn fast alle jene Monumente liegen in der Tiefe; sie werden von dem capitolinischen und dem palatinischen Hügel erdrückt, wenn sie nicht gar halb in Schutt vergraben sind. Um diesen Ueberresten alter Herrlichkeit einen sinnlichen Eindruck abzugewinnen, den man festhalten mag, muß man an dieselben einzeln hinantreten und sie mit geübtem Auge prüfen. Nur dem Colosseum gegenüber bedarf es keines Verständnisses; das Colosseum offenbart sich selber, auch dem verschlossensten Sinne, eine Ruine des Heidenthums — des Heidenthums in der schlimmsten Bedeutung des Wortes — größer, ehrfurchtgebietender als der erhabenste Tempel der Christenheit.

Ob aber auch die monumentale Pracht des Alterthums in Trümmern liegt und ob die großartigen Werke des Mittelalters und der Neuzeit vereinzelt stehen, dennoch hat Rom eine fast wunderbare Schönheit, eine Schönheit, welche ihm allein gehört, mit welcher sich der architektonische Glanz und Reichthum keiner andern Stadt vergleichen läßt. Diesen Vorzug verdankt Rom wenigstens eben so sehr der Natur des Bodens, auf welchem es steht, als der großen Geschichte, welche über denselben hinweggegangen ist, und die überall ihre Fußstapfen zurückgelassen hat. Nur durch ihr Zusammenwirken bringen diese beiden Ursachen den unvergleichlichen Eindruck hervor, welchen der Anblick Roms von tausend Punkten gewährt. Die Schönheit Roms ist sogar vorzugsweise landschaftlicher Natur, wesentlich bedingt durch Gesichtskreis und Perspektive. Dank den vielen Höhepunkten im Bereiche der Stadt, findet man diese Bedingungen auf Schritt und Tritt erfüllt. Sobald man den Weg aus dem Wirrsal der engen Gassen gefunden hat, führt jede Straße bergauf, bergab, und bieten sich ungesucht zahllose Standpunkte dar, deren jeder ein neues, ein überraschendes Bild gewährt. Die schmutzigen Gassen, die unansehnlichen Häuser ballen sich zu imponirenden architektonischen Massen zusammen und das Auge ruht gern auf dem Meere von Giebeln und Dächern, über welchem sich die gleichförmigen Kuppeln unzähliger Kirchen wie hochgehende Wellen aufthürmen.

(Fortsetzung folgt.)

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Fortsetzung.)

Zwar weckte die Tante Anna schon Morgens um drei Uhr, aus Angst, die Wäscherinnen möchten allerlei Unterschleif treiben, zwar lief dieselbige Tante den ganzen Tag mit ungeheuern Salbandschuhen in schlimmster Laune im Haus herum und folgte der Anna auf jedem Schritt und Tritt, zwar steigerte sich diese üble Laune zu einer wahrhaft gefährlichen Höhe, als am zweiten Tag Regenwetter drohte; aber das alles ging vorüber, die Sonne drang siegreich durch und Anna bekam den erfreulichen Befehl, auf dem Rasen vor dem Stadtthor die Wäsche aufzuhängen, wozu sie sich fröhlichen Herzens anschickte.

Die dem weiblichen Geschlecht zugewiesenen Arbeiten sind, abgesehen von Nutzen und Nothwendigkeit, gar nicht so lästig und nicht so verflachend, wie die emancipirte Frauenwelt sie darstellt, und wer sie um irgend eines Zweckes willen gänzlich aufgeben wollte oder müßte, würde einen wesentlichen Reiz des weiblichen Lebens verlieren. Es läßt sich so lieblich träumen, so behaglich plaudern beim Näh- oder Strickzeug, so liebe Gedanken lassen sich in eine zierliche Arbeit verweben, die zu einem Geschenk bestimmt ist, und die ächte Lust des Schaffens liegt darin, ein gutes Gericht zu bereiten und seiner guten Aufnahme bei Tische sich zu freuen. Unter die angenehmsten dieser Geschäfte gehört denn auch das Trocknen des Leinenzeugs, sey es nun auf einem Dachboden, dessen geheimnißvollen Reiz Justinus Kerner so anmuthig beschreibt, oder im Freien, wo es die liebe Sonne gar nicht übel nimmt, daß man sie zu so prosaischen Zwecken benüzt, wo die frischen kühlen Lüfte gern in des Menschen Dienst treten und einen lustigen Tanz mit den weißen Flaggen beginnen.

Wie ein Vogel aus dem Käfig flog Anna in's Freie, sog in vollen Zügen die frische Frühlingsluft ein, schickte Magd und Wäscherin heim und machte sich mit rüstigem Muthe an ihr Tagewerk. All ihre Lieder, die schon lang verstummt waren, kamen ihr wieder zu Sinn, und während sie die vielfach geflickten Tisch- und Leintücher der Tante als Gardinen um sich zog, sang sie mit heller Stimme: „Mein Herz ist im Hochland!“

„Nun, wo singt man denn?“ fragte auf einmal eine sonore, etwas fremd klingende männliche Stimme, und aufblickend sah Anna ein landfremdes Gesicht über die volle Leine hereinschauen. Erröthend, erstaunt, befangen schlüpfte sie durch die Wäsche hervor und stand vor einer schlanken, hochgewachsenen Männergestalt, blondhaarig und blauäugig, aber so kraftvoll und männlich, wie sie einmal auf einem schönen Bilde den blondlockigen Gott Odin gesehen hatte.

„Mein liebes Fräulein,“ sagte der Fremde nun etwas schüchtern, „können Sie mir nicht sagen, ob ich da auf dem Weg zur Stadt bin und wo der Kaufmann Fischer wohnt?“ Anna schüttelte die Waschklammern aus der Schürze und begleitete den Fremden ein paar Schritte, so weit es nöthig war, um ihm den Weg zu zeigen. Der Fremde sprach nicht mehr, schien aber die hübsche Schaffnerin recht mit Interesse zu betrachten, und nachdem er mit höflichem Gruße von ihr geschieden war, traf sich's seltsam, daß just so oft Anna beim Rückkehren den Kopf drehte, sie allemal gerade seinem Blick begegnen mußte, so daß sie sich zulezt eiligst hinter ihre Waschgardinen zurückzog. Gesungen hat sie aber an dem Tage nicht mehr.

Das war nun etwas anderes! und gar zu gern hätte sie etwas über die wundersame Erscheinung gewußt, die ihr mehr Denkstoff gab als in der Zeller'schen Handfibel enthalten ist, aber mit der Tante hätte sie um keinen Preis davon sprechen mögen. Am zweiten Tag aber war großer Bügeltag. Die Büglerin, die stets die eine Hälfte des Tags dazu verwendete, Neuigkeiten auszukramen, und die andere, wieder neue einzusammeln, erzählte mit großer Wichtigkeit, daß nun bald bei Fischer Taufe sey, und daß ein landfremder Vetter der Frau aus Preußen oder Engelland dazu gekommen, der zu Gevatter stehen werde. „Behüte!“ rief die Tante, welche die Fischer'schen Familienverhältnisse auf's genaueste kannte, „das ist der Sohn einer Mutterschwester der Fischerin, die in jungen Jahren einen Kaufmann in Schweden oder sonst so geheirathet hat; es hat schon lang eines von ihnen kommen wollen, aber der Fischer hat geschrieben, sie sollen noch ein wenig warten. So, so, der ist gekommen? Ja, man hört doch auch gar nichts, wenn man eine Wäsche hat.“ Die Erörterungen über die Anzahl der Biscuittorten und Butterkuchen, die wahrscheinlich gebacken würden, wurde durch Herrn Fischers Erscheinung selbst unterbrochen, der im Frack und Glacéhandschuhen erschien, um die Tante als Pathin, den Herrn Schneck nebst Fräulein Anna als Privatgäste auf folgenden Sonntag zur Taufe zu laden. Der gute Herr Fischer hätte diesen Gang gewiß viel lieber gethan, wenn er hätte ahnen können, in welch freudige Bewegung er durch seine Einladung Annas resignirtes Herz versezte.

Nun war sie nicht mehr auf einer wüsten Insel! Trällernd und singend ging sie ihren Arbeiten nach, pflegte den Onkel und besorgte die Tante so pünktlich und treulich, damit sie doch ja gewiß am Taufstag ausgehen könnten. Als der Sonntag Morgen selbst erschien, fand sie das Wetter prächtig, und wenn sich der Himmel verdüsterte, schien ihr's erst recht angenehm zum Ausgehen. Sie legte den Staat für Onkel und Tante zurecht, flog Treppen hinauf und hinunter, räumte auf und rüstete, daß nirgends ein Hinderniß im Wege stehe; es war als ob sie zehn Hände hätte, der Onkel selbst sah ihr wohlgefällig zu und die Tante meinte mürrisch, es werde nicht so pressiren. Daß sie sich dergestalt rühre und rege und freue wegen einer landfremden Mannsperson, die sie kaum drei Minuten gesehen, davon wußte natürlich Anna selbst kein Sterbenswort und hätte es hoch übel genommen, wenn ihr Jemand das zugetraut hätte; sie lebte eben glückselig in den Tag hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Martins leztes Gericht. — Kinkels Verträge.

Martin empfing uns und übernahm es selbst, seine Bilder zu erklären. Er ist nicht mehr jung, aber der Ausdruck seines ungemein geistreichen Gesichtes ist noch jugendlich und seine Unterhaltung höchst lebhaft. Er war augenscheinlich sehr eingenommen von seinem jüngsten Gericht, und sehr zufrieden Idee und Absicht desselben einer so kunstverständigen und berühmten Dame, wie Mistreß Grey, deuten zu können. Das Bild ist etwa acht Fuß lang und etwas weniger hoch. Der obere Theil desselben stellt den Himmel vor, wo Christus auf einem Throne sizt und die Lebendigen und die Todten richtet. In den Wolken sind die Umrisse der himmlischen Stadt angedeutet. Vor Christus zu beiden Seiten sitzen die Heiligen, wie ein Senat. Der Engel mit der Posaune steht zur Rechten und verkündet der untern Welt den Richterspruch. Oben ist alles weiß und in schöne Lichtfarbe gekleidet, unten dagegen ist es bunt und düster. Jerusalem steht hier zur Linken. Die gottlosen Söhne der Erde

waren im Begriff die heilige Stadt noch einmal zu erobern, und waren dazu auf der Eisenbahn herbeigekommen; aber im Rathe des Himmels war es anders beschlossen und ein Blitz fährt herab und zerreißt die Erde, so daß ein entsetzlicher Abgrund vor ihnen gähnt, in welchen die Wagen, und alles was zur Hand war, hinabstürzt. Jezt erschallt der Urtheilsspruch. Eine Menge Verurtheilter winden sich in Verzweiflung, während Satan von oben herabschaut und sich an ihrer Qual weidet. An der andern Seite des Abgrundes hinter Jerusalem sind die Gerechten, die, so wie ihr Urtheil erfolgt ist, eine weiße Lichtgestalt annehmen und ihren Weg nach der Himmelsstadt antreten. Unter den hier eben aus den Gräbern Erstandenen sehen wir die Märtyrer, die Reformatoren, viele Dichter und Künstler, und auch ein zärtliches Paar, das Prinz Albert und die Königin vorstellen soll. Da über diese noch kein Urtheil gefällt ist, so sind sie einstweilen noch bunt gekleidet und sehen ruhig den Dingen zu, die da kommen sollen. Man sieht ihnen weder Himmelsfreude noch Höllenangst an, auch hat sie die lange Grabesruhe nicht sehr verändert. Der Effekt des Bildes ist höchst seltsam. Man gewinnt im Beschauen jene Ruhe nicht, die sonst eine große Schöpfung hervorbringt; der Idee fehlt alles Versöhnende, und das Auge sucht vergeblich nach einem Plätzchen umher, wo es ausruhen könnte.

Kinkels Vorlesungen nehmen ihren Fortgang. Er ist von der Kultur, wie das Mittelalter sie gebracht, zu den Mirakelstücken und von diesen zu Shakespeare übergegangen. Daß er Goethe und Schiller gegen den englischen Dichter so tief herabsezt, thut dem deutschen Ohre mitunter weh. Sein schönes Organ und sein vortrefflicher Vortrag verdienen alle Anerkennung. Leider ist sein Publikum nicht immer im Stande ihm zu folgen. Die Deutschen in London sind zu sehr aus Praktische gewiesen, das ihre Existenz begründet, um für ästhetischen Genuß Muße und wohl auch Geschmack zu haben; was ihnen daher von diesen Vorträgen zukommt, findet sie unvorbereitet. Die englischen Literaten, denen diese Vorträge eine ganz angenehme Speise seyn würden, finden in der fremden Sprache einen großen Stein des Anstoßes. Selbst diejenigen, die erträglich deutsch sprechen, sind darum noch nicht im Stande einem Vortrage zu folgen. Für die vornehme Damenwelt, die besser deutsch versteht, ist die späte Abendstunde ein Hinderniß; läse er am Nachmittag, so würde es ihm von dieser Seite nicht an Besuch fehlen.

(Fortsezung folgt.)

Berlin, Mai.

(Fortsezung.)

Das Denkmal Friedrichs II. — Projekt eines Denkmals für den Grafen von Brandenburg.

Troz allen Aufwandes, den Tag der Enthüllung zu einem nationalen Festtag zu stempeln, fühlt das Publikum von hoch oben bis tief unten hinaus, daß ein nicht wegzuräumendes Hinderniß da ist, welches die Gefühle der Freude, wenn sie aufsteigen sollten, dämpft. Ein nie gesehener Apparat von Pracht wird entwickelt, und die Neugier wird das ihrige dazu thun, das Fest glänzend zu machen, aber die Stimmung im Publikum ist und bleibt getheilt. Die, welche das Fest billigen, mögen es nur als eine Appellation gegen die Akte der Gegenwart an die Zukunft gelten lassen; in diesem Sinne hoffen sie sogar davon; so drängen sich Deputationen aus allen größern Städten des Reiches herbei, während hier sehr viele frei dastehende Korporationen alle Theilnahme verweigern. In den Gewerken balancirt die Zahl derer, die mitfeiern, und derer, die bloß feiern werden. Die schwarzweiße Schärpe, welche den Deputirten der Gewerke anbefohlen ward, bewog mehrere Korporationen zum Rücktritt. Seitdem man wieder erlaubt hat sie wegzulassen, kommen mehr Theilnehmende herbei; es wird auch eine glänzende Theilnahme werden, aber keine allgemeine. Man kann auch nicht sagen, daß die bekannten politischen Parteien sich dabei trennen, aber die Revolution hat ein Gefühl geboren, das, auch nachdem mit ihr gebrochen ist, sich nicht wieder brechen läßt. Wer einmal das Gefühl der Freiheit und Selbstständigkeit genossen hat, will sich nicht wieder als Schachpuppe an eine beliebige Stelle hinstellen lassen, er will wenigstens den Schein bewahren, daß er sich frei bewege. — Die Reden bei der Gelegenheit werden, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht bedeutend seyn; sie können in diesem Falle nur dazu dienen, die Gedanken zu verstecken. Die Illumination der Stadt dürfte in jedem Falle alles bisher gesehene überragen.

Troz allen Schmerzes freut sich der Patriot, den großen König an dem feierlichsten und bewegtesten Plaze seiner Hauptstadt künftig als Standbild perenniren zu sehen. So eine Gestalt erinnert doch an vieles, und das Erz ist fest, es läßt sich nicht modeln, verwischen und auslegen, wie die Schrift und das Wort. Mahnte das Bild auch nur an den Spruch, den man wieder in Vergessenheit zu bringen versucht: „In meinem Reiche soll jeder nach seiner Façon selig werden können.“ Und an diesem Königsstandbild soll ein bekannter Zionswächter eine Einweihungsrede halten! Eine praktische Einrichtung ist, daß man einigen hundert Knaben aus allen Schulanstalten der Stadt Billets zutheilen wird, damit die Jugend dereinst der Nachkommenschaft von dem feierlichen Aktus Nachricht geben kann. Was wird sie erzählen können? Diese Schüler sollen nicht von den Lehrern ernannt, sondern durch freies Suffragium ihrer Commilitonen gewählt werden.

Hinter diesem historischen Denkmal einer gewesenen Größe versteckt sich ein anderes, von dem man nun einmal nicht ablassen will, obgleich es gewissermaßen zum Denkmal für den Wendepunkt wird, wo es mit dieser Größe bergab ging. Gegen die ehrenwerthe Persönlichkeit des Grafen von Brandenburg ist von keiner Seite und Partei ein Zweifel erhoben worden. Im Gegentheil, man erkennt den Muth und die Aufopferung an, womit er im November 1848 die Mission seines Königs, oder einer andern Partei hinter demselben, übernahm; man ehrt ihn noch mehr, indem man ihn jezt als Vertreter des ehrenhaften Elements in dem Ministerium bezeichnet, das seinen Namen trug, obwohl er nicht die Seele desselben war. Ja man vergibt ihm, daß an seinen Namen die ersten Katastrophen von Warschau sich knüpfen, man weiß, daß er es nicht ändern konnte. Aber, wenn gleich er ein Mann gewesen, dem sein König die vollste Dankbarkeit, und weit über sein Leben hinaus huldigte, so ist er doch kein Mann, dem als einer staatsmännischen Größe ein Nationaldenkmal gebührt, zumal wirkliche große Staatsmänner, die den Staat gerettet und regenerirt haben, noch immer ohne Staatsdenkmal in ihrem Grabe ruhen. Das ist ein Gefühl, welches ebenfalls über alle Parteien verbreitet ist. Deßhalb scheiterte der eingebrachte Vorschlag in der ersten Kammer. Alle wahren Patrioten und Royalisten hätten gewünscht, die Sache wäre auf sich beruhen geblieben, wenigstens daß man sie nicht in der jetzigen bewegten Zeit wieder vorgenommen hätte. Aber es ist geschehen, und nach den Mitteln zu schließen, die man anwendet, unterliegt es keinem Zweifel, daß eine hinlängliche Summe zusammen kommen wird, um ein sehr anständiges Denkmal herzustellen. Die Subscriptionslisten cirkuliren nämlich bei der ganzen Armee, und, wie die Dinge jezt stehen, ist schwer zu glauben, daß Individuen von den Beiträgen sich ausschließen werden, wo das Unterzeichnen fast zur moralischen Pflicht gemacht ist.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 138. Dienstag, 10. Juni 1851.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Goethe.

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Fortsetzung.)

Ein rechtes Glück war's, daß die Mutter Anna doch ihren einzigen Staat, das schwarzseidene Kleid, mitgegeben hatte. Sonst stand ihr nicht viel zu Gebot, um elegante Toilette zu machen, aber mit ihrem sammtglatten gescheitelten Haar, dem kleidsamen schwarzen Kleid und der lichten Pelerine mit einer rosenrothen Schleife nahm sie sich wirklich recht hübsch aus, wenn sie auch zur Rose zu blaß und zur Lilie zu brünett war.

Mit fast hörbarem Herzklopfen trat sie hinter Onkel und Tante in's Fischer'sche Haus, wo die Elemente des Festes noch in ziemlich gestaltlosem Chaos umherstanden und lagen. Frau Fischer, schon ziemlich erholt, bewegte sich in einem gar nicht eleganten Morgenmantel, Chokolade servirend, wobei sie Herr Fischer unterstützte und sich etwas ungeschickt bezeugte. Im Nebenzimmer besorgte die Wärterin die Toilette des Täuflings unter höchst unziemlichem Geschrei desselben. Der Fremde, der, wie sich später ergab, ein Norweger, Sohn eines Kaufmanns in Bergen und Geistlicher war, erschien erst, als der schon geordnete Zug sich zur Kirche bewegte, und begrüßte mit freudigem Erstaunen seine Wegweiserin, die er auch in ihrer vortheilhaften Umgestaltung sogleich erkannte.

Still wallte der kleine Zug in die Kirche; neben dem vergilbten Antlitz der Tante stand die männlich schöne Gestalt des Norwegers, fromm und andächtig wie eine der Rittergestalten auf alten Kirchenbildern, mit dem Kindlein auf den Armen. Der feierliche Hauch der heiligen Handlung verwandelte auch Annas auf und ab wogende Gedanken in stille Gebete und selige Ahnungen. Das Kindlein war getauft, Christian, weil die Tante Christiane hieß; Knud, der Name des Pathen, war dem Vater gar zu heidnisch vorgekommen.

Daheim hatte sich indeß das Chaos gelichtet; die Wöchnerin lag nun in schneeweißem Ornat hinter den Gardinen und empfing mit Freudenthränen ihr gesegnetes Kindlein. Die Tafel war zierlich geordnet, sogar mit Blumenvasen geschmückt. Es traf sich ganz von selbst, daß der Norweger neben Anna zu sitzen kam, und die zwei hatten keine Langeweile. Wie von frischer reiner Bergluft fühlte Anna sich angeweht von der lebendigen gesunden Seele, die aus des Norwegers einfachen Worten sprach; ein ganz anderes, tiefes Verständniß über den Sinn des Lebens ging ihr auf, als er ihr von einer seiner Schwestern erzählte, die als Pfarrfrau in tiefster Einsamkeit reich und glücklich in ihrem häuslichen Frieden und frommen Wohlthun lebte, und sie schämte sich, wenn sie bedachte, wie manchmal sie den Werth und Reiz ihrer Jugend in dem gesucht hatte, was man Jugendgenuß nennt, so wenig sie auch davon befriedigt worden war. „Das ist Leben!" rief's in ihrer tiefsten Seele, und der Nachmittag an der Seite des Norwegers schien ihr wie eine Stunde im Vorhof des Himmels. So war sie wie aus den Wolken gefallen, als Onkel und Tante zum Aufbruch trieben; Widerspruch hätte nichts geholfen, und sie war auch viel zu glücklich dazu, und der Norweger begleitete sie ja heim!

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, auch den Abend nicht vor dem Morgen. Als Anna am andern Morgen leichten Trittes, ein Liedchen summend, die Treppe herab kam, brachte man ihr

einen Brief von daheim, nicht von der Mutter, sondern von dem Doktor, ihrem Hausarzt und Hausfreund, der ihr schrieb, daß ihre Mutter erkrankt sey und sie zu schleuniger Rückkehr auffordere. Das war ein kalter Guß auf das junge Freudenlicht! „Eine Mutter hat man einmal nur." Unter heißen Thränen packte Anna ihre Sachen und nahm Abschied von Onkel und Tante, deren lederne Herzen durch dieses lebensvolle Element in der That etwas geschmeidiger worden waren, und die sie mit aufrichtigem Bedauern scheiden sahen. Erst als Anna am Fischer'schen Hause vorüber fuhr, kam ihr der Norweger und ihre kurze Seligkeit zu Sinne und machte ihr das Herz noch schwerer.

Die Mutter traf sie recht krank, doch nicht so hoffnungslos, wie ihre Aengstlichkeit sich vorgestellt hatte. Nach langen sorgenvollen Tagen und endlosen Nächten kam es besser, und endlich konnte sie Anna mit Freudenthränen wieder auf den einst so verschmähten Spaziergang durch's Wiesenthal führen, und das Leben kam wieder in's alte Geleise.

Der Aufenthalt beim Onkel und der Lichtpunkt desselben, das Fischer'sche Tauffest, waren natürlich häufiger Gegenstand der Gespräche von Mutter und Tochter. Von der Bedeutung, die der nordische Gast für das Herz der Tochter gewonnen, davon war nie die Rede, aber es müßte ein blödes Mutterauge seyn, das nicht zwischen den Zeilen lesen könnte.

Anna hatte, sobald es der Mutter Befinden erlaubte, pflichtschuldigst an Onkel und Tante geschrieben, am Schluß eine Empfehlung an Frau Fischer beigefügt und die beiläufige Bemerkung eingeschoben, der fremde Gast werde wohl abgereist seyn. Auch hatte der Onkel wieder geschrieben (die Tante war des Schreibens unerfahren), hatte der Anna zum Präsent für ihre Bemühungen ein hübsches Kleid geschickt und sich nach dem Befinden der Frau Schwägerin erkundigt, vom Norweger aber kam kein Wort; das war vergessen worden, da die Tante, die nicht viel auf's Sammeln der Korrespondenzen hielt, mit Annas Brief alsbald ein widerspenstiges Feuer angezündet hatte.

So blieb es still vom Norweger, und still ward's in Annas Herzen; mit dem Resigniren sollte es nun Ernst werden. Anna verlangte aber nach nichts neuem mehr; sie hatte genug an ihrer Gedankenwelt, und vergeblich wollte sie den Norweger nicht gekannt haben; er hatte ein Licht in ihr angezündet, das nicht erlöschen sollte wie das Flämmchen ihrer Hoffnungen; wenn sie ihn auch nie wieder sah, so wollte sie seiner doch werth werden.

Bald ein Jahr war vergangen seit jener Reise zum Onkel Schneck, da fand in der Residenz eine große Einzugsfeierlichkeit statt. Der freundliche Doktor lud Anna, deren abnehmende Munterkeit er schon lang bemerkt hatte, ein mit ihm hinzugehen. Anna hatte wenig Lust, nur der Mutter dringendes Zureden bewog sie dazu. Nun, da war's eben wie bei all solchen Herrlichkeiten: bekränzte Häuser, Soldatenspaliere, überfüllte Gasthöfe, ein gräßliches Gedränge, das ein rechtes Drangsal wäre, wenn nicht ein warmer Hauch wirklicher Festfreude, lebendigen Antheils erquicklich durch alles wehte, und wenn nicht nachher jeder behauptete alles am besten gesehen zu haben.

(Schluß folgt.)

Das ewige Rom.

(Fortsetzung.)

Jenseits der bewohnten Stadt entfaltet die unbewohnte eine unendliche Mannigfaltigkeit des Reizes. Auf den Trümmern alter Kaiserbauten haben sich freundliche Villen angesiedelt, welche aus üppigen Gärten verführerisch zu uns herunterlachen, die formlose Ruine, Dank ihrer Einfassung von schlanken Pinien, gibt ein bedeutungsvolles Bild, die Kirche, welche, von Feld und Weinberg umringt, einsam auf dem Gipfel des Hügels steht, fordert zur Wallfahrt heraus, die Tiber mit ihren tief ausgewaschenen Ufern erscheint als wilder Bergstrom, nicht als civilisirter Fluß, die unermeßliche Linie der riesenhaften Ringmauern, deren launenhafte Schwenkungen das Auge auf lange Strecken verfolgen kann, stellt sich wie ein Felsengürtel dar. Ueber die Mauern hinaus aber schweift der Blick über die romantische Campagna nach dem Albaner- und dem Sabinergebirge und dem zackigen Soracte, ohne zu ruhen und ohne zu ermüden, bis er an dem schneebedeckten Grenzwall der Apenninen geschrieben findet: bis hieher und nicht weiter.

Durch den hügeligen Boden Roms und durch die große Ausdehnung seines wenig oder gar nicht bebauten und also eine freie Aussicht gestattenden Raumes ist man in den Stand gesezt, sich aus jenen Bestandtheilen eine unerschöpfliche Menge der herrlichsten Landschaftsbilder zusammenzustellen, eben so unerschöpflich wie die Figuren eines Kaleidoscops. Die eigentliche Stadt mag dabei als Vorder- oder als Hintergrund dienen, oder auch nur einzelne ihrer hervorragendsten Gebäude, die Peterskirche, die Engelsburg, den Vatikan oder den Quirinal als eine Art Staffage hergeben. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände und die Beweglichkeit der Gesichtspunkte, ich wiederhole es, machen Rom zu einer schönen Stadt, schön in einer Bedeutung des Worts, welche nichts mit dem Begriffe gemein hat, den man sonst mit diesem Worte verbindet, wenn man dasselbe auf eine Stadt anwendet.

Von den sieben Hügeln des alten Rom liegen fünf außerhalb des Bereichs der heutigen bewohnten Stadt, und zwei auf der Grenze desselben, nämlich der capitolinische und der quirinalische. Rom ist in das Marsfeld und die Ebene des Velabrum heruntergestiegen, und die Unebenheiten des Bodens, auf welchem die Stadt der Päpste steht, sind entweder das Werk der Schutt auf Schutt häufenden Jahrhunderte, oder sie erscheinen neben den sieben Hügeln zu unbedeutend, als daß das Alterthum sich die Mühe gegeben hätte sie mitzuzählen. Die einzige Anhöhe des modernen Rom, welche sich mit den classischen Hügeln in eine Reihe stellen darf, der Monte Pincio, wurde erst in spätester Zeit in die Ringmauern der Stadt hereingezogen. Dieser Emporkömmling hat indessen die andern sämmtlich überflügelt, selbst den Capitolinus mit seinen Museen, und sogar den Quirinalis mit seiner päpstlichen Sommerresidenz.

Der Monte Pincio beherrscht nicht nur das belebteste und reichste Viertel des heutigen Rom, sondern er bildet auch zugleich dessen glänzendsten Punkt. Eine monumentale Doppeltreppe mit hunderten von Stufen führt in Bogenwindungen von dem spanischen Platze nach dem Hügel hinauf, welcher steil, aber breitrückig an dem nördlichsten Rande der Stadt dasteht wie eine ungeheure Bastion. Der Gebäude auf dem Pincio sind wenige, aber sie fallen vortheilhaft in's Auge, wenn auch mehr durch ihre günstige Lage als durch ihre Formen. So zumal die Kirche Trinita dei Monti an dem Punkte, wo sich die beiden lezten Halbovale der zwiefachen Treppenflucht begegnen, mit deren prunkhaftem Style überdieß die feierliche Steifheit der Façade der Kirche und der beiden Thürme, welche dieselbe flankiren, in einem sehr richtigen Verhältniß steht.

Der größte Theil der Oberfläche des Monte Pincio ist zu einem öffentlichen Spaziergange verwendet, dessen Anlagen freilich geschmackvoller seyn und besser unterhalten werden könnten, der aber durch seine Lage und seine Umgebungen einen Reiz gewinnt, welcher die Hand des Gärtners kaum vermissen läßt. Am südlichen Rande des Pincio stehend, hat man den bestgebauten und reichsten Theil Roms vor sich liegen, welches nach dieser Seite hin einen imponirend großstädtischen Charakter zur Schau trägt, der allerdings eigentlich nur eine Maske ist, aber eine Maske, der Natur so ähnlich, daß man sich gern einige Augenblicke von ihr täuschen läßt. Unzählbare Kuppeln und Kirchengiebel, mächtige Paläste, Säulen, Obelisken und altersgraue Thürme ragen aus der dichtgedrängten Häusermasse hervor, welche ihre stattlichste Front dem Monte Pincio zukehrt, so daß der verfallene, der trümmerhafte, der armselige Theil der Stadt dadurch völlig verdeckt wird. Zu unsern Füßen der spanische Platz mit seinem bunten Menschengewimmel, und von demselben auslaufend und bis in das Herz der Stadt vordringend die schnurgerade Straße dei Condotti, schmal zwar und keineswegs prächtig, aber malerisch durch ihre unermeßliche Perspektive. Jenseits der Stadt aber steigt die Landschaft über Anhöhen und Hügel zu den fernliegenden Gebirgen empor, welche nach Süd und Ost die römische Campagna begrenzen.

Ungeachtet seiner reizenden Lage, und obgleich der einzige öffentliche Spaziergang, welchen Rom besizt — denn eine neuere Anlage in der Nähe des Colosseums ist für den alltäglichen Besuch viel zu weit abgelegen — wird der Monte Pincio von den Einheimischen sehr wenig benuzt. Die Römer, oder vielmehr die Italiener überhaupt, scheuen die Bewegung, die freie Luft ist ihnen entbehrlich und ihr Natursinn wenig ausgebildet.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Friedrich Tieck. — Vetrauen aus Friedrichs II. Zeit.

Ein Mann, der viele Denkmäler für große und nicht große Männer entworfen und in Stein ausgeführt hat, ist leztbin auch dahin gegangen, der Bildhauer Friedrich Tieck, Ludwig Tiecks Bruder. Es sind schöne, es sind ausgezeichnete Sachen darunter: so undankbar und vergeßlich aber ist die Welt, daß sie bei der Nachricht von seinem Tode fragte: was hat er denn eigentlich geschaffen? Ist das der Fehler der Zeit, die keine Zeit mehr hat, sich der edelsten Schöpfungen im Kunstgebiet der lezten Vergangenheit zu erinnern, oder ist es der Umstand, daß Tiecks Name mit so viel andern bedeutenderen in Collision trat? Der Bildhauer trat zurück hinter seinem größern Bruder, dem Dichter, und Friedrich Tieck ward von seinem Zeitgenossen



und Freunde Rauch in der Kunst selbst allerdings überschattet. Tieck war der tiefer durchgebildete kenntnißreiche Künstler, der dem genialeren Schöpfer und Freunde mit seinem Wissen vielfach zu Hülfe gekommen ist. Rauch hat das selbst bekannt, und so viel wir wissen, den Freund, dem mannigfache Widerwärtigkeiten den lezten Theil seines Lebens verkümmerten, nicht verlassen. Ein Schaz von Erinnerungen aus vielen Epochen unserer socialen und Kunstgeschichte geht in Friedrich Tieck unter. Einige seiner lezten Werke werden am Tage der Enthüllung des Friedrichsdenkmales auf der Treppe des Schauspielhauses aufgestellt.

Während man die Veteranen der Friedericianischen Zeit aus den wenigen Resten seines Heeres, und wo man sie sonst noch findet, sorgfältig zu dem Feiertag zusammen liest, mußten doch einige derselben, und wenige Tage vor dem Feste, zu ihrem großen Könige in das Jenseits abgerufen werden. Ein alter Major, ein Gans zu Puttliz, der noch neun Jahre als Offizier unter Friedrich gedient, starb vorige Woche, fast hundert Jahr alt in Potsdam, und hier vor wenigen Tagen eine in Berlin früher sehr bekannte Persönlichkeit, der fünfundachtzigjährige Lotteriedirektor Bornemann, der als plattdeutscher Volksdichter einen Ruf hatte. Mehrere dieser an naiven Anschauungen reichen Gedichte sind ihrer Zeit wohl auch nach Süddeutschland gedrungen. Außerdem war er ein gewaltiger Jäger gewesen und stand in großem Ansehen bei den Verehrern des edeln Weidwerks. Als sein Sohn, nach dem März Justizminister, später in der Nationalversammlung für die völlige Freigebung der Jagd sprach, ertönte unter allen Forstjüngern ein wahrhaftes Lamento. Man pries doppelt den Vater, um den Sohn vierfach zu verwünschen. Es war freilich der empfindlichste Angriffspunkt der Revolution; denn während alles, was sie hervorgebracht, das Gute mit dem Schlechten rückgängig gemacht wird, hat man bis jezt doch noch nicht gewagt, um Wiederherstellung der Jagdrechte auch nur anzuklopfen.

(Schluß folgt.)

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Vorträge. — Trafalgar Square.

Thackeray hält jezt auch Vorträge über englische Dichter, und zwar im selben Lokale, jeden Mittwoch um drei Uhr. Diese sind ungemein besucht. Einem Mann der Mode, einem beliebten Schriftsteller, der sich täglich in der haute volée bewegt, konnte es nicht an Zuhörern fehlen. Heute sprach er über Congreve und Addisson, und unterließ nicht in die Schilderung ihrer Charaktere Wizworte einzustreuen, die die ganze Versammlung zum Lachen brachten. Thackeray ist kein junger Mann mehr. Sein Haar ist stark gebleicht, mehr als seine Jahre mit sich bringen. Er ist mehr als mittelgroß, und dabei stark gebaut; seine Züge sind nicht schön, die Nase ist wie plattgedrückt; aber der Ausdruck ist gut und die Gesichtsfarbe frisch. In der Mitte des weiten Zimmers waren Sophas zusammengerückt, worauf die hohe Aristokratie ihre numerirten Size erhielt; hier waren die schönsten Toiletten zu bewundern. Der Dichter Milnes ließ es sich angelegen seyn, den immer noch zudrängenden Damen Size zu verschaffen, und war in dieser liebenswürdigen Thätigkeit so unermüdlich, daß man glauben konnte, er sey dazu bestellt. Unter den Celebritäten bemerkte man auch Mazzini, den lezten Diktator von Rom, der neben Mistreß Carlyle saß, den Bischof von St. Davis und Lady Lichfield mit ihrer eben aufblühenden Tochter. Weiter weg bemerkte man Herren mit Taschenbüchern, in die sie Bemerkungen notirten. Auf einer hintern Seitenbank saß Lewis mit seiner hübschen Frau, umgeben von mehreren literarischen Collegen. Als wir hinauf gingen begann, eben im Lokal zu ebener Erde Pater Gavazzi seinen Vortrag, und daneben hielt Professor Powell zur selben Stunde in der königlichen Akademie der Wissenschaften einen Vortrag. — „Haben Sie Kingsley gestern über christlichen Socialismus reden hören?“ fragte eine Dame. „Wollen Sie mit mir zu einer Vorlesung des französischen Jesuiten gehen?“ fragte eine andere, und „wo hält Ronge jezt seine Vorträge?“ erschallte es von einer andern Seite. Da weiß man denn kaum mehr womit beginnen und wie den Tag eintheilen, um von allem in Hast ein Weniges zu genießen. Ist ja doch das Leben für alles zu kurz!

Einer der schönsten Pläze im ganzen Umfang des großen Londons ist ohne Zweifel Trafalgar-Square. Wer hier unter der Säule Nelsons seinen Standpunkt wählt, dem bietet sich ein wahrhaft königlicher Ueberblick. Dort die Akademie der Künste, die gleichsam ihre Umgebung überschaut, und ihre Hallen jezt täglich mit der Elite der Hauptstadt sich füllen sieht; zu ihren Füßen die hohen plätschernden Fontainen, die in den hellen Sonnenstrahlen funkeln, und Frische und Kühlung verbreiten. Tiefer hinunter erblickt man die Abtei von Westminster, der zur Linken das neue Parlament auftaucht, und zwischen diesen errichtet sich der Gedanke das Blutgerüst Karls des Ersten, mit dem Sonst und Jezt, und was der Wille eines kräftigen Volkes sich errungen. Dazwischen das Gerassel der Wagen, das Gedränge von Menschen und Pferden, der betäubende Lärm, vor dem man, wie Catabutens Volk, die eigene Stimme nicht mehr hört, und dem Auge das Wächteramt für alle Sinne übertragen muß. Und dieser Kranz von Palästen, die abwechselnd der Kunst, dem Vergnügen, oder den Sonntagspflichten gewidmet sind, was stand an ihrer Stelle, wenn wir im Geiste nur um zwei hundert Jahre zurückgehen? — Zur Zeit des großen englischen Blaubartes, Heinrichs VIII., des Vaters der englischen Kirche, stand hier ein kleines Dörfchen, Charing genannt, dessen geringe Einwohnerzahl sich betriebsam vom Anbau ihrer Felder nährte, deren Existenz jezt als eine Chimäre erscheint. Schmale Wege, mit Hecken eingefaßt, führten von hier zu den umliegenden Dörfern, Chelsea, Highgate, Hamstead, und andern mehr. Das eigentliche London lag an den Ufern der Themse, vom Tower überragt und von Schiffswerften besäumt. Eine Straße, die sich am Ufer des Flusses hinzog und der Strand genannt war, diente damals der Modewelt zum Wohnplaz. Jede hier gelegene Wohnung besaß einen Garten, der bis an das Ufer der Themse reichte, wo eine Barke lag, die die Stelle eines Wagens vertrat. Walter Scott berichtet uns von den Besuchen, die Elisabeth auf diese Weise bei ihrem Günstlinge Essex abstattete. Diese Wohnungen selbst aber suchen wir vergebens. Sie haben theilweise den Straßen ihre Namen verliehen, sind aber in Gasthöfe, Speicher und Waarenlager verwandelt worden, die den Umschwung des Volksgeistes im Laufe der Zeit bekunden. Nur Eine Wohnung sehen wir noch in stattlicher Größe thronen; dieselbe bildet aber die äußerste Ecke des Strandes, und gehört dadurch gewissermaßen dem Umkreise an, der mit dem Namen Trafalgar-Square bezeichnet wird. Sie bietet dem Auge eine große düstere Façade, über deren Mitte ein gewaltiger Löwe thront. Ein großes schwarzes Thor in der Mitte öffnet sich auf Begehr, und wir befinden uns im Hause des Herzogs von Northumberland, das Einheimischen und Fremden während der Ausstellung unentgeltlich gezeigt wird. Der Herzog selbst hält sich hier nicht auf. Er besizt ein anderes prächtiges Haus ganz in der Nähe, in White Hall, dem er den Vorzug gibt, und er hat außer dem noch einen Sommerpalast, Syon House genannt, weiter hinauf an der Themse gelegen; aber auch dieser steht jezt aller Welt zur Ansicht offen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 139. Mittwoch, 11. Juni 1851.

— Zeitläufte sahn,
Aber Rom sank, sank und sinkt.
Zwar es fällt langsam, wie das Dauernde fällt, großartigem
Mannsinne gleich.

Platen.

Das ewige Rom.

(Schluß.)

Das Spazierengehen (weiß denn Niemand dieses unerträgliche Wort und seine Sippschaft durch leidliche Ausdrücke zu ersetzen?) hat für die Italiener keinen andern Zweck als die Befriedigung des lebhaften Bedürfnisses zu sehen und gesehen zu werden, und um diesen Zweck mit möglichst geringen Unkosten zu erreichen, verlegt man den Spaziergang in die Hauptstraße der Stadt. So drängen sich denn in Rom zu gewissen Stunden des Tages Wagen und Fußgänger unermüdlich auf und ab in dem engen, finstern, staub- und dunsterfüllten Corso, während einige hundert Schritte entfernt eine heitere Frühlingswelt ihre warmen Sonnenstrahlen, ihre Musik und ihre Blüthen vergebens darbietet.

Rom zählt freilich nahe an 200,000 Einwohner, es ist die Hauptstadt eines immerhin beträchtlichen Staates und der Mittelpunkt einer unermeßlichen geistlichen Herrschaft, aber es hat gleichwohl, wie schon gesagt, höchstens den Anschein einer Großstadt, einen Schein, welcher nicht vierundzwanzig Stunden lang die Probe aushält. Die Großstadt wird nicht durch die Volkszahl gemacht, sondern durch Reichthum, Luxus, durch Großartigkeit des Verkehrs, des öffentlichen Lebens, der Staatsmaschinerie. Von diesen Bedingungen der Größe, deren Natur es ist, imponirend in die Sinne zu fallen, ist in Rom wenig oder gar nichts vorhanden. Es gibt in Rom einige reiche Familien, aber auf jeden reichen Mann kommen wenigstens tausend Almosenempfänger, deren Zahl sich nach glaubwürdigen Angaben, in so fern man darunter Leute versteht, welche aus öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten aller Art Unterstützungen annehmen, auf nicht weniger als 50,000 beläuft.

Rom besitzt eine Menge schöner Kirchen und eine Anzahl prächtiger Paläste, allein die dürftige Umgebung dieser einzelnen Glanzpunkte hebt den Eindruck, den sie auf den ersten Blick hervorbringen können, beim zweiten Blicke wieder auf. Von regem Geschäftsleben, von großartigem Gewerbe, von massenhafter Produktion oder massenhaftem Umsatz ist in Rom keine Rede. Kramhandel und kleines Handwerk füllen das gesammte Gebiet des römischen Verkehrs, und dieses Gebiet erstreckt sich bei weitem nicht über die ganze Stadt, deren größerer Theil vielmehr in räthselhafter Unthätigkeit dahin vegetirt — aus allen Fenstern Lumpen heraushängend, wochenalter Kehricht auf dem elenden Pflaster, unsaubere Menschen und unsaubere Sitten. Der Verfall, die Trümmer, die Armseligkeit umlagern den Glanz des modernen und wohlhabenden Roms so eng und dicht, daß dieser Glanz als etwas Künstliches, Unhaltbares erscheint, wie ein vereinzeltes Stück Kultur mitten in einer barbarischen Welt.

Und in der That, Rom ist seit anderthalb Jahrtausenden eine dem Untergange verfallene Stadt, seit anderthalb Jahrtausenden kämpft Rom mit dem Tode. Zusehends weicht die Lebenskraft aus den Extremitäten zurück. Die römische Feldmark ist eine Wüste geworden, in welcher die Menschen seltener sind als in der russischen Steppe; die unermeßlichen Vorstädte, welche jenseits der Stadtmauern Millionen von Einwohnern beherbergt haben sollen, sind spurlos verschwunden; die Stadt selbst ist auf einen Winkel ihres eigenen Gebiets zurückgedrängt. Und auch in diesem

Winkel behauptet sie sich nur vermöge der Steuern, welche sie von der Frömmigkeit der Gläubigen im Auslande und von der Neugier der Reisenden erhebt. Wahr ist es, Rom hat schon kläglichere Tage gesehen als den heutigen, sein Lebenslicht war vor Jahrhunderten noch schwächer als jezt; wenn dasselbe aber in neuerer Zeit wieder heller aufgeflackert ist, so verräth doch der zitternde, unstäte Schein, daß es mit dem Oel in der Lampe auf die Neige geht. Rom steht nicht mehr auf eigenen Füßen, sondern es schleppt sich auf wurmstichiger Krücke durch die Zeit, und diese Krücke, es wird sie mit eigener Hand zerbrechen und von sich schleudern. Und beim Himmel, zehnmal besser der Untergang als solches krüppelhaftes Bettlerdaseyn! Das Fest der Auferstehung Italiens wird der „ewigen Stadt" die Sterbeglocke läuten, denn es ist eben so wenig möglich, daß Rom die Hauptstadt Italiens werde, als daß es als bloße Provinzialstadt fortbestehe. Die Dichter mögen das Grab Romas mit Sonetten bekränzen, die Antiquare mögen eine urgelehrte Inschrift in ciceronianischer Sprache darauf setzen, blasse Engländerinnen mögen im Mondschein an demselben weinen — die Welt, die Christenheit, Italien werden sich über den Verlust zu trösten wissen, wäre es auch nur durch den Gedanken, daß alles, was einen Anfang gehabt hat, nothwendigerweise auch ein Ende nehmen muß.

Heirathsgeschichten aus der kleinen Welt.

(Schluß.)

Anna hatte sich auf eine Haustreppe retirirt, wo sie zwischen zwei Soldatenmützen durch hoffen konnte den Zug zu sehen; da rief eine helle Stimme: „Ei, sind Sie's, Fräulein Anna?" — „Nein, ich bin's nicht," sagte Anna, ärgerlich über die Störung. — „Ei, freilich sind Sie's!" rief wieder eine freundliche Frau. Jezt kannte sie Anna und grüßte sie und machte ihr Platz und vergaß Fest und Hofwagen über der angelegentlichen Unterhaltung mit ihr: es war ja Frau Fischer! „Denken Sie nur, der Herr Onkel haben einen ganz erträglichen Sommer, die Frau Gevatterin sind aber immer recht übel auf und haben jezt eine Hausjungfer, und der Christian, bei dessen Taufe Sie waren, steht schon auf die Füße und hat vier Zähne, kann auch schon Papa sagen." Anna verwunderte sich gehörig, hätte aber ganz gerne noch mehr gewußt; Frau Fischer war jedoch nicht gesonnen den Anblick des herannahenden Wagenzugs zu versäumen, aber sie bestellte Anna nachher in einen Kaufladen, wo sie Einkäufe zu machen hatte.

Da konnte sie sich recht nach Herzenslust mit der Frau ausplaudern, und endlich kam auch das ersehnte Thema. „Ja, denken Sie, ich habe erst in den lezten Tagen an Sie gedacht. Der Knud aus Norwegen, wissen Sie, der Vetter, der damals auch bei meines Christians Taufe war —" — Ja, ja, Anna wußte. — „Warten Sie, ich habe vielleicht den Brief noch bei mir — er schreibt so schöne Briefe; er ist vielleicht in meiner Kleidertasche." Richtig, da war er, und mit einigem Buchstabiren las Frau Fischer der Anna vor: „Wißt ihr denn gar nichts mehr von meiner liebenswürdigen Tischnachbarin? Ist sie wieder bei ihrer Mutter? ist sie noch bei ihrer Mutter? Nie werde ich den frohen Tag vergessen, den ich an ihrer Seite verlebt." — „Ich auch nicht!" rief Anna mit glühenden Wangen; und so aus ihrem innersten Herzen kam das Wort, daß Frau Fischer sie erstaunt ansah und das verrathene Mädchen alle Diplomatie aufbot, um mit kühlen Redensarten den Eindruck dieser Worte zu schwächen.

So viel hatte aber Frau Fischer sich, scheint es, doch gemerkt, daß sie ein geneigtes Ohr finden würde, wenn sie der Anna noch ein Weiteres vom Vetter Knud und seinen Vorzügen erzählte, wie er die Handlung seines wohlhabenden Vaters hätte übernehmen sollen, aber aus innerem Herzenszug Pfarrer geworden, wie es gekommen, daß seine Mutter, ihre Tante, sich so weit weg verheirathet u. s. w." Anna hätte ihr zugehört bis Mitternacht, und viel zu früh kam ihr der Doktor, der sie abrief. „Ich schreibe dem Knud bald einmal, darf ich einen Gruß von Ihnen schreiben?" fragte leise, in schalkhaftem Tone Frau Fischer beim Abschied. „Eine Empfehlung," stotterte Anna in großer Verlegenheit, machte sich aber nachher selbst große Complimente über ihr kluges, zurückhaltendes Benehmen. Verliebte Herzen sind wie der Vogel Strauß, der den Kopf in einen Busch steckt und dann meint, man sehe ihn nicht.

In tiefen Gedanken fuhr Anna durch die sternhelle Nacht mit ihrem alten Freunde heim. Wie viel hatte sie nun der Mutter zu sagen! Die Mutter wußte aber auch eine Neuigkeit: „Weißt du, Anna, daß dein Myrthenbäumchen Knospen hat?" — „Hat es Knospen?" rief Anna fröhlich und versteckte ihr glühendes Gesicht an der Mutter Brust. In dieser Nacht hatten Mutter und Tochter so viel zu besprechen, daß der Morgen dämmerte, bis sie zum Schlummern kamen.

Ja, die Myrthe knospete und mit stiller Freude belauschte Anna ihr Entfalten. Noch ehe die Blüthen aufgegangen waren, saß an einem sonnenhellen Morgen Anna an ihrem Fenster und hielt in zitternder Hand einen Brief und las ihn mit glühenden Wangen und gab ihn der Mutter und eilte in ihr Stübchen und kniete nieder und drückte ihre überströmenden Augen in die gefalteten Hände. Was dieser Brief enthielt

und was ihre Antwort war, das wird nicht schwer zu errathen seyn: es war eine neue Variation auf das alte, ewig schöne Thema, das in tausend jungen Herzen wiedergeklungen hat und wiederklingen wird.

Der Norweger hatte sie nicht vergessen gehabt, und doch hätte er vielleicht nicht versucht die flüchtige Erscheinung, die doch so oft wieder vor seine Seele trat, fest zu halten für's Leben, wenn nicht die freundliche Cousine ihm einen so lieblichen Bericht von ihrem Zusammentreffen mit Anna gesendet hätte, durch den ihm erst so recht klar wurde, wie lieb ihm das deutsche Mädchen sey. Da saßen nun die Wittwe und ihre Tochter im alten Stübchen, das jezt für Anna ein so ganz anderes war. Und Anna sah die Mutter an mit glückseligen Augen, und die Mutter lächelte unter Thränen und saugte den Freudestrahl aus der Tochter Blicken ein, um sich zu stärken gegen den Gedanken an die Trennung.

Anna vergaß, daß sie einst so resignirt gewesen; was Ergebung, was ein seliges Selbstvergessen ist, das weiß nur ein Mutterherz. Und der Norweger ist gekommen und hat sein glückliches Bräutchen heimgeführt. Seine warme Liebe hat sie vergessen gemacht, daß sie den sonnenhellen Neckarstrand mit dem kalten Norden vertauscht. Der Zug des Herzens, der schon so manche junge Seele irre geführt, hat hier sich als ein gütige Schicksalsstimme bewiesen.

So fügt sich's einmal nur im Leben.

Es hatte sich so wohl geschickt:
Ich war entfloh'n dem Festgebrause,
Und fand mein Kind allein zu Hause —
Die Thür nur lose angedrückt;
Doch fest genug verschloß ich sie.
O sich're Stille, wie noch nie!
So fügt sich's einmal nur im Leben,
Als wollten diese Stunde eben
Sich alle freundlichen Geschicke
In eines nur zusammenfassen,
Um uns allein zu überlassen
Den schönsten aller Augenblicke. —
Sieh hoch den Tag am Himmel glüh'n!
So hoch geht uns'rer Liebe Wonne,
Und wird die Abendröthe blüh'n,
Scheid ich zufrieden, wie die Sonne.

Wer ahnet wohl beim Abendregen,
An welcher Blume Brust im Thal
Des Himmels heimgegang'ner Strahl
Zuvor am liebsten sey gelegen?
Wer ahnt, daß hier, du stilles Kind,
Die Götter heut gewesen sind?

Wie selig trägt's von ihrer Brust
Mich durch des Sommerabends Luft!
Daß nichts gebreche seiner Pracht,
Droht am Gebirge Wetternacht!
Stürm zu, ich sag' dir in's Gesicht:
Meine Welt erschreckt dein Dräuen nicht,
Du triffst der Erde flücht'gen Staub,
Die zitternden Blüthen, das arme Laub;
Doch keine Macht hat dein Geschoß
An den Frühling, den ich heut genoß!

J. G. Fischer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Schluß.)

Theaterzustände. — Luftschifferei.

Vom Hoftheater ist nun endlich Herr v. Küstner wirklich abgetreten. Er kann das für sich anführen, daß er durch eine so lange Reihe von Jahren einer Opposition, die ihn von allen Seiten zu stürzen bemüht war, widerstanden hat. Zwar wird behauptet, daß weniger sein Muth und Geschick als der Umstand es bewirkt, daß er einen sehr geschickten Kontrakt abgeschlossen hatte, wonach ihm auch jezt noch eine jährliche Pension von 2000 Thaler zukommt. Wenn er das Theater handwerksmäßig behandeln mußte, so kann er für sich anführen, daß er darin nicht allein steht; es war keine Zeit für Poesie und Kunst. Auch seine pekuniäre Verwaltung wird vielfach angegriffen. Wo soll aber der Muth herkommen, jezt einen Theaterdirektor zu verdammen, weil er das Budget überschritten! Was wollen einige Hunderttausende bedeuten unter den hundert Millionen, an denen wir und unsere Kinder und Kindeskinder zu tragen haben werden, und da ist Niemand, den wir anklagen dürfen, kein Gericht, das die Klage annimmt! Der neue Theaterdirigent (noch nicht Generalintendant), Herr v. Hülsen, hat das für sich, daß ihn Wenige kennen, und daß man nicht allzuviel von ihm erwartet. Ja noch mehr des Günstigen: es sind doch

nun schon mehrere Wochen, daß er ernannt ist und mitwirkt, und auch noch jezt ist nicht das geringste über sein Schaffen und Wollen in's Publikum gedrungen. Bekanntlich hält man die Frauen und die Polizei für die besten, über die gar nicht gesprochen wird. Als ganz entferntes Gerücht verlautet, daß Herr v. Hülsen, ein junger Mann, mit den kühnsten Planen umgehe, das Theater ganz zu regeneriren. Dahin gehöre ein neues jugendliches Personal. Ja, wenn man das finden könnte! Ferner Befreiung des Repertoires von dem Bann-, Regal- und Prioritätsrechte, welches die Birch-Pfeiffer ausübt. Dagegen wird von einigen Verehrern der realen Bühne erwiedert, daß eine solche ohne die Birch-Pfeiffer gar nicht mehr bestehen könne. Es käme doch auf den Versuch an. Endlich soll das seitherige Theaterlesecomité aufgehoben werden. Das scheint ein sehr lebhafter Wunsch, ob der Schauspieler oder der Dichter, deren Stücke von diesem Comité zurückgewiesen werden, lasse ich unentschieden. Das Comité, wie es war, schien mir mit unsern Kammern sehr nahe verwandt. Es hat zurückgewiesen, was man an anderer Stelle nicht wollte, und zugelassen, was man wünschte; sonst wäre nicht alles und jedes, was aus der Feder der Birch-Pfeiffer floß, kein „Dschingischan“ und kein „Genius und Gesellschaft,“ und wahrscheinlich auch kein „Großer Kurfürst“ von Köster zur Darstellung gekommen. Ob es besser wird, wenn das Comité, wie es ist, aufgelöst wird, und nur der Regisseur und der Direktor die eingehenden Stücke lesen oder nicht lesen, bleibe auch auf sich beruhen.

Berlin fliegt, oder sieht dem Fliegen zu, ich meine nicht nach London zur Industrieausstellung — verhältnißmäßig ist die Wanderung dahin von hier nicht sehr stark — sondern wirklich in der Luft. Herr Coxwell hat das Problem gelöst mit seinen, fast in jeder Woche zweimal vorgenommenen Luftfahrten das dafür abgestumpfte Publikum wieder anzulocken. Auf einem Pferde aufzusteigen, hat ihm die Menschlichkeit der Polizei für die Pferde nicht vergönnt, dafür nimmt er jezt, zu kleineren und größeren Reisen, Nebenmenschen mit, am Seil fliegend und ohne Seil, das Billet für vier Thaler an jenem, für fünfzig und einige, wenn der Strick wegbleibt. Zu seinem großen Glück zerriß einmal der Ballon schon beim Aufsteigen in den Bäumen. Dieß hat die Theilnahme wieder geweckt. Daß man gern von dieser Erde fort, in andere Luftkreise will, halte ich für sehr begreiflich, sowohl um dieses Mais willen, der kein Kuß war, „den der Himmel gab der Erde, daß sie wieder Mutter werde,“ als um nur fortzukommen von — Doch hier geht mein Papier und meine gute Laune zu Ende.

London, Juni.

(Schluß.)

Northumberland-House.

Wir schreiten durch einen Hofraum, um den sich das Gebäude im Vierecke zieht, und treten durch eine zweite Eingangsthüre in das eigentliche Wohnhaus ein. Hier stehen Diener, um unsere Regenschirme in Verwahrung zu nehmen. Ein weiter Corridor führt zu beiden Seiten in die Flügel des Gebäudes, wir aber gehen gerade aus in ein Vorzimmer, von wo aus wir in die Staatsgemächer gelangen. Gemälde alter Meister zieren die Wände; durch das Fenster sehen wir in einen wohlgepflegten Garten, den anfangs zu beiden Seiten die Flügel des Palastes einfassen, dann aber hohe Bäume, die mit ihrem dichten Frühlingslaube die angrenzenden Mauern und Dächer verstecken. Wie wonnig ist der Anblick dieses grünen Rasens im Mittelpunkte Londons! Man wird versucht das Auge darauf festzuhalten und sich an der Natur zu erfreuen, während man die Kunst suchte. Vom Vorzimmer gelangen wir in das Drawingroom, ein ziemlich großes Gemach, dessen Wände ganz aus Spiegeln bestehen, die durch reiche goldene Verzierungen getrennt sind. Die Möbeln sind ganz vergoldet und mit rothem Atlas mit grünem Muster überzogen; die Vorhänge von gleichem Stoffe. Das Kamin besteht aus reinem Silber, Zangen und Schaufeln sind aus demselben Metalle. Die Einrichtung dieses Zimmers ist ungefähr hundert Jahre alt. An kostbaren Schränken, Tischen und Vasen ist kein Mangel. Das nächste kleinere Gemach ist mit Gobelins tapezirt. Sophas und Armstühle sind in demselben Geschmacke mit Stickereien in petit point bedeckt, die ihrer Zeit sehr schön gewesen seyn müssen. Das Kamin ist wieder aus massivem Silber. Nun kommt man in einen langen Saal, der den ganzen rechten Flügel einnimmt. Die gewölbte Decke ist mit Freskomalereien und goldenen Schnörkeln geziert. Der Fußboden besteht aus bunt eingelegtem Eichenholz; die Wände bedecken ungeheure Gemälde mit Figuren in Lebensgröße, Copien nach berühmten Meistern. In der Mitte ist eine große Vase aufgestellt, ein Geschenk Ludwigs XVIII. Das Kamin hat ein Gesimse von vortrefflicher Marmorskulptur, und unten prangen wieder Geräthe und Fußgeländer vom schönsten polirten Silber in zierlicher Arbeit. Wir steigen nun die große Treppe hinauf, die herrlich gearbeitet und durch eine Glaskuppel beleuchtet ist. Ein Teppich, im schönsten Hochroth mit elegantem Muster, schwellt in Sammetweiche unter unsern Füßen. Wir gelangen in eine zweite Reihe von Staatszimmern, die gerade über den untern liegt. Der Sohn und Erbe desjenigen Herzogs von Northumberland, der jene möblirt hat, meinte seines Vaters Geschmack übertreffen zu können, und ließ, seiner Eitelkeit zu fröhnen, diese obere Zimmerreihe einrichten. Ob er den Sieg davon getragen, bleibt Sache des Geschmacks. An Aufwand hat es wenigstens nicht gefehlt, und was die Kunst nicht für ihn geleistet, hat die Natur in ihrer Güte gethan, indem sich von diesem höhern Standpunkte ein Fernblick über die Themse aufthut, der wahrhaft bezaubernd ist. Dieser Garten, dieser Fluß, und eine Gondel! damit ließ man es wohl gefallen, den Herzog von Northumberland vorzustellen. Der zulezt verstorbene dieses Namens war vierzehn Jahre lang durch Krankheit in sein Zimmer gebannt; der jetzige, der Bruder desselben, ist kinderlos. Was wird aus seinen Schätzen? Sein Bild hängt in einem dieser obern Zimmern. Es zeigt uns ein ehrliches gutes Gesicht mit offenem Blick und heiterer Miene, dazu hellblondes schlichtes Haar, so daß wir an die pommerschen Junker erinnert wurden. Auch die Porträts seiner Vorfahren befinden sich hier zum Theil; doch bieten sie weder von väterlicher, noch von mütterlicher Seite ausgezeichnete Persönlichkeiten. Eine der Ahnfrauen, mit kleinen blinzelnden Augen und einer langen Nase mit rothem Zipfel, mißfiel uns besonders. Der Maler hatte es zu ehrlich gemeint; so getreu sollte Niemand der Nachwelt überliefert werden. Im Drawingroom befand sich eine ungeheure Ottomane, mit hellblauem Atlas überzogen, auf dem bunte Blumenmuster in Seide gestickt waren. Neben derselben stand eine Frau in schwerem Seidengewand und weißem Blondenhäubchen, die einen enormen Schlüssel in der Hand hielt; sie mußte die Chatelaine seyn. „Diese Stickereien wurden von der Gemahlin Karls des Zweiten mit eigener Hand gefertigt,“ sagte sie mit Würde. „Sie sind wunderschön!“ »De qui?« fragte ein Franzose, der mit einigen seiner Landsleute eben in ihre Nähe getreten war. »The Queen of Charles the second,« wiederholte sie, so laut sie konnte, wie die Leute zu thun pflegen, wenn der andere ihre Sprache nicht spricht. »It is beautiful!« — Die Fremden sahen die geschmacklose Arbeit verwundert an und gingen mit einem „Hm!“ weiter. Die Engländer aber schmunzelten vor dem königlichen Machwerke und ließen sich auf einem rothatlaßenen Sopha nieder, um doch im Hause des Herzogs von Northumberland gesessen zu haben.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 140. Donnerstag, 12. Juni 1851.

— Procul a pelago conchae jacuere marinae.
Ovid:

— Was fällt dir ein!
Steigst ab in solcher Gräuel Mitten?
Im gräßlich gähnenden Gestein?
Goethe.

Der verlassene Bau.

Eine Geschichte aus der westlichen Schweiz.

Um die Sommersonnenwende des verflossenen Jahres machte ich in Gesellschaft einiger Freunde einen geologischen Ausflug nach dem nahen Jura. Das gute Glück oder vielmehr unser Führer, der Geologe G., Agassiz's langjähriger Mitarbeiter, der das Gebirge wie seine Tasche kennt, hatte uns in eine äußerst interessante Schlucht geführt, in welcher sämmtliche vorkommende Schichtungen zu Tage traten, und die besonders reich an schönen und seltenen Petrefakten war. Die leidenschaftlichen Geologen unter uns hatten alle Hände voll zu thun. Freund G. sah aus wie der leibhaftige Mergelkönig. Hände, Gesicht und Kleider hatte er mit den verschiedensten Oxford-, Lias- und andern mehr oder minder schmierigen Kalkformationen überstrichen und neben ihm sah man einen großen Haufen von versteinerten Austern, Krebsen, Schildkröten und ähnlichen Thieren, die man in unversteinertem Zustande heutzutage bei den Victualienhändlern großer Städte findet. Professor S. war mit Gefahr seiner ganzen Glieder zum Bach hinunter gestiegen, der in der Tiefe der Schlucht zwischen heruntergefallenen Felsblöcken brauste, um Belemniten, Echiniten, Griphiten, Criniten und andere steingewordene Würmer, deren Namen mit den vier genannten Buchstaben enden, aus dem Geschiebe zu erlesen. Forstmann Sch. endlich hämmerte mit der anerkennenswerthesten Energie und Ausdauer an einem kolossalen Brocken harten Kalks, welcher ein ungewöhnlich großes Ammonshorn umschlossen hielt.

Einen schneidenden Gegensatz zu der Emsigkeit dieser wissenschaftlichen Ameisen bildete der Mann, der damit betraut worden war, gegen einen angemessenen Taglohn einigen Mundproviant den Berg hinauf und die von uns zu erobernden paläontologischen Schätze den Berg hinunter zu schleppen. Er lagerte behaglich im kühlen Schatten, nahm verstohlenerweise von Zeit zu Zeit aus dem umgehängten Waidsack eine Flasche und aus der Flasche einen herzhaften Zug und warf nebenbei spöttische, von der souveränsten Verachtung zeugende Blicke auf die Narren, welche im Schweiße ihres Angesichts Steine suchten, und zwar nicht etwa Goldsteine oder Edelsteine, sondern ganz gemeine Kalksteine, wie sie auf allen Straßen und in allen Gräben herumliegen. Dieser überlegene Geist war ein abgedankter Soldat des zweiten päpstlichen Schweizerregiments, welcher bei Vicenza im Interesse der Italia liberta tapfer gegen die Oesterreicher gefochten, dafür das Bürgerrecht der Stadt Rom geschenkt erhalten hatte und schließlich mit leeren Taschen nach Hause geschickt worden war. Er wurde von uns abwechselnd „Held von Vicenza" und „Bürger von Rom" angeredet.

Was mich selbst betrifft, so führte ich ebenfalls einen geologischen Hammer bei mir, aber mehr anstandshalb, als um ihn wirklich zu gebrauchen. Mir war zu Muth wie in einem Mährchen oder Traume. Unten rauschte der Bach, oben die grünen Wipfel der Bäume, welche an den gähen Abhängen der Schlucht Wurzel gefaßt hatten; mit jedem Schritt stieß mein Fuß auf sonderbar gestaltetes Meergethier. Mir war, als wandle ich wirklich in der kühlen Tiefe auf Meeresboden, als schlügen und rauschten grüne Meereswellen hoch über meinem Haupte, als seyen die Vögel, die um mich her flogen, schwimmende Fische. Es fehlte nur noch das feuchte Meerweib. Mir wurde zuletzt

faſt bange. Das „halb zog ſie ihn, halb ſank er hin und ward nicht mehr geſehn," fuhr mir durch den Kopf und ich retirirte inſtinktmäßig an der ſteilen Wand der Schlucht aufwärts, bis ich endlich, am Rande einer der Terraſſen des Gebirgs auftauchend, gleichſam das Ufer erreicht hatte. Dort lagerte ich mich, die Fernſicht zu ſtudiren, auf dem feinen weichen Grasteppich der Weide.

Gerade vor mir erhob ſich jenſeits der breiten Thäler der Aar und der Emme und hinter einem vierfachen Wall von Vorbergen die Hauptgruppe der hohen Berner Alpen, die Wetterhörner, Schreckhorn, Finſteraarhorn, Eiger, Mönch und Jungfrau, eine Rieſengruppe, deren Umrißlinien die Phantaſie des größten Künſtlers kaum ſo ſchön erſonnen hätte und deren gewaltige Majeſtät das Auge, ſo oft es hinſieht, ſtets auf's neue zu ſtaunender Bewunderung zwingt. Rechts fiel mein Blick auf die tiefblaue, bizarr ausgeſchnittene Kette des Stockhorns. Links ließen ſich der finſtere Pilatus und, zur Seltenheit unverſchleiert, der duftige Gipfel des Rigiberges ſehen. Ganz im Weſten glizerte der Spiegel des Bielerſees und durch die grüne Niederung dem Jura entlang ſchlängelte ſich die Aar in weiten Krümmungen, wobei mir unwillkürlich das Bild einer Silberſchlange einfiel, obgleich ich ganz gut wußte, daß dieſe Spezies nirgends als in einem veralteten Ballet vorkommt, welches mich vor vielen Jahren einmal bei meinem erſten Ausfluge in die Welt im Münchner Hof- und Nationaltheater entzückt hatte. Durch das Fernrohr, das ich bei mir trug, ließ ſich über waldigen Hügeln die gerade Häuſermaſſe unſerer Bundesſtadt Bern und drüber hinaus ein heller Punkt, das verlaſſene Jeſuitenhaus von Freiburg erkennen.

Als ich, meinen beſondern Gedanken nachhängend, das Glas vom ehemaligen Jeſuitenpenſionat langſam abwärts ſinken ließ, richtete es ſich zufällig auf einen Gegenſtand, der kaum eine halbe Stunde von meinem Standpunkt entfernt, ziemlich nahe bei dem Ausgang der Schlucht ſich befand, wo meine Freunde ihren geologiſchen Studien und Nachſuchungen oblagen. Es war ein Haus, dem Anſchein nach noch nicht ausgebaut; doch ließ ſich durch das Fernrohr deutlich erkennen, daß die Ziegel auf dem Dache ſchon ganz braun gefärbt und zum Theil verwittert und hinunter gefallen waren. Ein begangener Pfad, der zum Hauſe führte, ließ ſich nicht entdecken; der niedere Hügel, auf welchem es ſtand, ſchien mir ganz von wildem Geſtrüpp überwachſen. Ob das Haus erſt im Werden oder ſchon im Verderben ſey, war mir ein Räthſel. Faſt wollte mich lezteres bedünken. Wie konnte aber eine ſolche moderne Ruine in dieſer Gegend Platz finden, wo jeder Winkel Erde ſeinen Eigenthümer, jede Hütte ihre Ueberfülle von Bewohnern hat?

Mit dieſer Frage beſchäftigt, erblickte ich Jemanden, der mir vielleicht das Räthſel löſen konnte. Nicht weit von mir war ein alter Mann damit beſchäftigt Gentianenwurzeln zu graben. Es iſt dieß ein armſeliges und mühſames Gewerbe, welches darin beſteht, auf den höhern Bergweiden die fleiſchige Wurzel der gelben großen Genziane mit einer ſchweren Hacke aus dem zerklüfteten Geſtein herauszuklauben. Aus dieſer Wurzel wird eine Art ſtarken Branntweins von argem Geſchmack und Geruch deſtillirt, der unter dem Namen Enzianen- oder Jenzenenwaſſer bei allen Sennen, Wildheuern und Holzſchlägern der Schweizerberge als Getränk und Arznei in hohem Anſehen ſteht. Die Gentianengräber hauſiren mit ihrem gebrannten Waſſer in den Gebirgsdörfern und Sennhütten herum, deßhalb ſind ſie im Lande wohl bekannt und wiſſen faſt über jedes Haus und deſſen Bewohner Beſcheid.

(Fortſezung folgt.)

Die Pariſer Bilderläden.

(ſ. Nr. 106—108.)

V.

Welche Luſt, an einem warmen, hellen Frühlingsmorgen, wenn in dieſer Pariſer Luſt etwas Erſchlaffendes, das uns zum Farniente verführt, aber auch etwas Erregendes waltet und uns zur Bewunderung fähiger macht als ſonſt, welche Luſt und Wonne, dann längs der Seine vom Palaſte der Akademie bis zum Pont royal oder national ſorglos und behaglich hinabzuſchlendern und bei den mancherlei Merkwürdigkeiten, die rechts und links, die hübſchen Begegnerinnen gar nicht eingerechnet, den Blick feſſeln mögen, betrachtend und beſitzluſtig, oder auch bloß zur Kurzweil oder der gelaſſenen Neugierde zu Liebe, bald aus Zufall, bald freiwillig ſtehen zu bleiben und längere oder kürzere Zeit ſich aufzuhalten!

Rechts auf dem Steingeländer, das den Kai von dem eigentlichen Ufer trennt, finden wir der Reihe nach, wie mehrere zur Muſterung aufgeſtellte Regimenter, eine Anzahl von Bibliotheken, die aus alten, größtentheils gebundenen, auf den verſchiedenſten Wegen antiquariſch erworbenen und zum Wiederverkauf beſtimmten Büchern beſtehen. Jede derſelben iſt von einem ſelten mürriſchen Cerberus, eine oder zwei von einer durchaus nicht verlockenden Cerbera bewacht, welche die Unterhandlungen mit den kaufluſtigen Beſichtigern dieſer meiſt gemeinen und werthloſen, doch auch mit koſtbaren Schätzen verſehenen Sammlungen leiten. Den möchte ich ſehen, der keck genug wäre zu behaupten, daß er eine Sprache kenne, von der auf dieſer langen, langen Bücherlinie nicht irgendwo eine Probe zu finden wäre. Ich meines Theils habe da Bücher entdeckt, wo Wörter aus den verborgenſten Idiomen Mittelaſiens und den räthſelhafteſten Mundarten der neuen Welt mir entgegenſtarrten. Zeichen

die, glaube ich, in's Mandschu gehören, habe ich wahrgenommen, von den Klassikern des Kaffernlandes habe ich vielleicht Bruchstücke durchblättert, als ich neulich auf ein paar Seiten nie geahnter Schriftzüge stieß, oder die Partitur eines huronischen Volksgesanges vor Augen gehabt.

Eben so wenig als die Idiome, die hier nebeneinander wohnen, sind die Fächer, denen die zahllosen Scharteken angehören, alle anzugeben. Wenn man diesen Wust durchstöbert, muß man erstaunen, an welch wundersamem, abenteuerlichem, kaum denkbarem Stoff sich die menschliche Einbildungskraft und Grübelsucht von jeher geweidet hat. In einem bewegten, ungesunden Traume kommen uns die absonderlichsten Verzerrungen vor die Seele, wir fühlen uns bedrängt und bedrückt, gehezt und geängstigt, wir möchten fliehen und können nicht. Aber gewiß dürfte keine dieser nächtlichen Visionen schauerlicher und verrückter seyn als ein Pandämonium der Phantasiestücke, die sich hier im bunten Bücherheer auf dem linken Ufer der Seine zusammenfinden. Suchen freilich muß Einer schon tüchtig, wenn ihm der Zufall nicht beisteht, bis er derlei Seltenheiten trifft, die hier zu dem großen Haufen der gewöhnlichen Waare in demselben Zahlenverhältniß stehen wie ein paar hervorragende Talente zu dem Regimente ihrer Zunft- und Kunstgenossen. — All diese Denkmale menschlicher Laune und menschlicher Eitelkeit, menschlichen Fleißes und menschlichen Schöpfergeistes stehen, von welcher Abkunft und welcher Gattung, von welchem Alter und welchem Gehalte sie auch seyen, zum Theil ungeordnet, wie eben das Ohngefähr sie reihte, durcheinander, zum Theil, und zwar zum größern Theil, sind sie nach Fächern abgetheilt. Die Matadore dieses Bücherschachers haben sogar, wie andere bedeutende Kaufleute, wie namentlich die vorzüglichsten Buch- und Bilderhändler, ihre besondere Sphäre. Die einen halten sich an die Werke der Juristerei, die andern sind mit geschichtlichen Sachen ausschließlich versehen, bei einem dritten sind vorzüglich griechische und römische Classiker in der Ursprache, bei einem vierten die berühmten Franzosen der zwei verflossenen Jahrhunderte, und zwar diese nicht bloß französisch, sondern auch hie und da in italienischer Uebersetzung, nebenbei italienische Classiker, weit weniger spanische und englische, in ziemlicher Anzahl deutsche Autoren und Grammatiker, so wie Taschenwörterbücher aller möglichen Idiome zu haben.

Wo kommen nun all diese Merkwürdigkeiten und diese Wucht gemeinen geistigen Hausraths her? Durch welche Kanäle langt die bunte Zufuhr an? Durch welche Beweggründe wurden die Besitzer zum Verkauf bestimmt? Welche Masse von Verlegenheit und Elend mag die Gegenwart so vieler hie und da kostbarer Sachen auf dem Trödelmarkte der Bücherwelt bedeuten! Wie viel Noth mag von dem kargen Erlöse eines beim ersten Ankauf vielleicht theuren Werkes für eine kurze Frist gelindert worden seyn! Wie manches lustige Unternehmen mag aus der Bibliothek eines jugendlichen Lebemanns, dem elterliche Sorgfalt die monatliche Ration etwas knapp zumaß, gerade die Zierden der Sammlung hieher geführt haben! Es hat dieser Punkt von jeher mein Nachdenken beschäftigt. Ich kenne nur etwas, was meine Neugierde noch in höherem Grade erregt. Wenn ich dem Briefträger Morgens in der Straße begegne, bin ich stets versucht mich zu fragen: welche Ueberraschungen bereitet er, welche Hoffnungen erweckt oder vereitelt er? Welche Besorgnisse zerstört oder bestätigt er? Bringt er mehr Botschaften der Trauer, bringt er mehr Nachrichten der Freude? Welche Thränen mögen in dem kleinen Felleisen, wo das ihm Anvertraute aufgeschichtet liegt, enthalten seyn? Wenn ich mich von diesem Gedanken, ich sage nicht bemeistern, sondern nur anrühren lasse, so kann ich mich beim Anblick eines der bescheidenen, einsichtigen und schlechtbezahlten Diener der Regierung und des Publikums, die man Briefträger nennt, nicht gleichgültig verhalten und die ganze Reihe der menschlichen Geschicke eilt an meinem bewegten Geist vorüber.

Aehnliche Empfindungen wecken auch die zahlreichen Kunstsachen, die gleichfalls auf dem linken Seineufer, von der Brücke des Instituts bis zum Pont royal, auf der Seite, wo der Kai von den Häusern begrenzt ist, aushängen. Allein es ist mehr als wahrscheinlich, daß die meisten dieser Dinge aus Versteigerungen in Folge von Todesfällen herrühren, wenn auch der Verfall ehemaligen Glanzes, plötzliches Unglück und in lezter Instanz das Spiel der Revolutionen den Ankauf mancher Perlen und mancher Seltenheit erleichtert haben mögen. Daraus geht schon von selbst hervor, daß die Bilder-, Bücher- und Kuriositätenläden dieser Gegend, und andere Läden sieht man da kaum, weniger eine Niederlage von Neuigkeiten als eine Ausstellung von schon zweimal gekauften und wieder verkauften, von gleichsam gedienten und gebrauchten Gegenständen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der Limmat, Mai.

Wissenschaftliches und literarisches Leben.

Der Lenz hat die grünen Blätter seines Evangelienbuches entfaltet, um allen Herzen, die sich in seiner sichtbaren Kirche versammelt finden, das befreiende Wort des Heils zu verkünden. Auch aus unsrem lieblichen Thale ist „der alte Winter in seiner Schwäche“ gewichen, und mit ihm sind die fatalen Nebel geflohen, welche sich vom Herbst bis Mai so alpdrückend, oft sogar tödtlich auf die Brust des Fremden lagerten. Ein Deutscher kann in der That, wenn er der schönen, kosmopolitisch behaglichen Ebenen von Süddeutschland gedenkt, im Winter hier oft flächenkrank werden. — Indessen hat denn doch Ihren Berichterstatter, der schon zur Hälfte Schweizer geworden ist, die Contagion jener geistigen und physischen Flächenkrankheit, wie sie sogar in dem reizenden Zürich unsere deutschen Landsleute zu ergreifen pflegt, doch nicht bis zu dem Grade inficirt, daß er mit jener angestammten Ungerechtigkeit, die dem Deutschen nur allzu häufig in seinen Urtheilen über schweizerische Zustände eigen ist, die Vorzüge, welche die Metropole deutsch-schweizerischer Wissenschaft und Bildung — denn so kann man Zürich wohl mit Fug und Recht nennen — vor fast allen schweizerischen und deutschen Städten gleicher Dimension voraus hat, unbilligerweise verkennen sollte. Wie der Markt von Zürich ein ungleich belebterer, sein Handel ein bei weitem bedeutenderer und ausgebreiteterer ist, als der von hunderten gleich großer Städte, in andern Ländern, wie die Waaren und Fabrikate Zürichs nach allen Welttheilen gehen, so ist auch der geistige Markt hier ungleich bedeutender, belebter als der mancher größern deutschen, französischen oder englischen Stadt, und gar manche Idee, welche man wenigstens in lokaler Beziehung als Züricher Fabrikat bezeichnen kann, hat von hier aus schon ihre Reise um die Welt gemacht. — Ich meine hier weder die Ideen unserer jüngsten deutschen Emigration; denn Gott soll mich behüten, daß ich der Begriffsanarchie eine solche Tragweite zutrauen sollte, die sie von Havre bis Newyork flott erhielte, noch die bekannten Herwegh'schen Triumphzüge „durch Herzen und durch Küchen,“ noch auch die Ideen der „neuen Zürcher Zeitung,“ welche der Redakteur allmorgendlich seinen Lesern in Gestalt eines Premier Zürich zum Dejeuner auftischt; * nein, ich denke hier an jenen fruchtbaren Ideenumsatz im Allgemeinen, der schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo Heinse, der Ardinghellodichter, von einer italienischen Reise kommend, an siebenhundert Schriftsteller hier angetroffen zu haben versichert, ein so sehr bedeutender war. Vor einiger Zeit lebte hier noch eine alte Matrone, welche Altmeister Klopstock in der rothen sommerlichen Sammtpekesche debauchiren gesehen, wie sich denn überhaupt in den conservativen, altzürcherischen Kreisen noch eine ehrwürdige literarische Tradition erhalten hat, die für den aufmerksamen Beobachter jedenfalls zu den interessantesten Phänomenen unseres Limmat-Delphi gehört. Es concentrirt sich in Zürich überhaupt ein ganz bedeutendes wissenschaftliches und literarisches Leben.

Einen Maßstab kann Ihnen die Notiz geben, daß in einer Stadt von kaum 20,000 Einwohnern vierzehn Buchhandlungen vollauf Verdienst und Beschäftigung finden; daß im Laufe des verflossenen Winters von nicht weniger als vier Personen öffentliche Vorlesungen für das größere gebildete Publikum gegeben wurden, die alle einen für die Größe der Bevölkerung hinlänglich zahlreichen Zuhörerkreis fanden, Vorlesungen über christliche Alterthumskunde und über Shakespeare, über bildende Kunst und deutsche Literatur. Ueber bildende Kunst las ein jüngerer Docent, Dr. Fehr, vor einem meist aus Künstlern bestehenden Publikum, über neuere deutsche Literatur der neuerdings auch durch seine Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“ bekannte Literat K. Ohly, dessen Vorträge namentlich ein verhältnißmäßig großes aristokratisches Damenpublikum anzogen. Die gebildete junge Zürcherin hält es für dem guten Ton angemessen, im Wintersemester wenigstens Einen Cyklus solcher öffentlichen Vorlesungen zu besuchen. Daneben entfalten denn die vielen gemeinnützigen und gelehrten Vereine und Gesellschaften — Absenker des auch Wissenschaft und Kunst zünftig organisirenden Mittelalters — im engen, traulichen Kreise ein gar reges, erfreuliches Leben. Es wird den Lesern vielleicht nicht uninteressant seyn, wenn ich ihnen hier kurz den eigenthümlichen, mit dem Leben dieser Gesellschaften zusammenhängenden Züricher Brauch des Stubenhitzens erkläre. Mit diesem Stubenhitzen hat es eine ganz besondere, historisch zu erklärende Bewandtniß. Zur Besprechung über die öffentlichen Angelegenheiten pflegten sich in früheren Zeiten die Bürger von Zürich am Sonntag Abend auf ihren Zünften zu versammeln. Zur Bestreitung der Heizkosten des Zunftstubenofens im Winter schickten sie denn am sogenannten Bächtelitag, den 2. Januar, durch ihre festlich geputzten Kinder ein paar Batzen, unter dem Titel Stubenhitzen, auf die Zunft. In neuerer Zeit verloren nun mit der politischen Bedeutung der Zünfte freilich auch diese Gaben ihre praktische Bedeutung; aber der Brauch besteht nichtsdestoweniger bis auf den heutigen Tag fort, und noch immer bringen die Kinder alljährlich am Bächtelistag ihre Stubenhitzen, wogegen sie früher ein kleines Geschenk an Backwerk erhielten. Statt der Verabreichung von Backwerk begannen dann später einzelne Gesellschaften, wie die der Chorherren, der Stadtbibliothek („Wasserkirche“) u. s. w., welchen auch Stubenhitzen verabreicht wurden, der Jugend lehrreiche Aufsätze, Erzählungen aus der Schweizergeschichte, Biographien vorzüglicher Männer und dergleichen mit einem dazugehörigen Kupferstich auszutheilen, und so bildete sich der Gebrauch der sogenannten „Neujahrsstücke.“ — So veröffentlichte die Gesellschaft der Musiker am dießjährigen Bächtelistage eine Biographie Cherubinis, so die der Chorherrnstube zum Besten des Waisenhauses die Biographie eines der achtbarsten politischen Charaktere der Schweiz, des im Jahr 1831 verstorbenen Journalisten H. Nüscheler. Die antiquarische Gesellschaft von Zürich genießt eines europäischen Rufes, und hat neuerdings wegen ihrer Forschungen über den ältesten Ursprung des Hauses Habsburg sogar von einer allerhöchsten Hand ein anerkennendes Schreiben und ein nicht unbedeutendes Geldgeschenk erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

* Im übrigen fristet die „neue Zürcher Zeitung,“ wie noch so manches andere Schweizer Blatt, ihr Leben fast nur von der „A. Allgemeinen Zeitung.“

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. - Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 141. Freitag, 13. Juni 1851.

> I nunc, argentum et marmor vetus, aeraque et artes
> Suspice.
>
> Horat.

Die Pariser Bilderläden.

(Fortsetzung.)

Diese Gegenstände, die übrigens fast alle zu den harmlosen Ueberflüssigkeiten des Lebens gerechnet werden dürfen, sind äußerst mannigfaltiger Art. Die Kunst hat mit vielen derselben nicht das mindeste zu schaffen; sie haben nur einigen Sinn und Werth als Ueberbleibsel einer verlorenen Welt, als Spuren ferner Zeiten und Länder. Es sind gleichsam moralische Fossilien, wichtig und theuer den Geologen der Geschichte, die aus diesem verjährten Kram, aus diesem verwitterten Allerlei die Sittenzustände und das geistige Wesen der Vorzeit herauszulesen sich bemühen, so wie den Liebhabern aller Ruinen, denen jeder Baustein, wenn er nur erwiesenermaßen aus den Römerzeiten stammt, etwas Geweihtes ist. Daß alles in diesen verschiedenen Sammlungen authentisch sey, mag ich zu versichern nicht auf mich nehmen; ja ich zweisle, ob die Curiositätenhändler, die sich doch in Paris auf ihr Handwerk verstehen und zum Theil wahre Gelehrte in ihrem Fache sind, für die Aechtheit von allem, was den Inhalt ihrer Buden ausmacht, für die Uebereinstimmung des Titels und der Eigenschaften, die einem jeden der dem Publikum zum Verkauf vorliegenden Stücke beigelegt werden, mit seiner wirklichen Herkunft und seinem wirklichen Gehalt vor ihrem eigenen Gewissen einstehen würden. Das will ich gerne glauben, daß es mit diesen römischen und griechischen Gulden und Schillingen seine Richtigkeit hat, an diesen burgundischen Denkmünzen aus dem zehnten Jahrhundert werde ich eben so wenig zu zweifeln mich vermessen, und auch diese rothe Statuette mit den steif anliegenden Armen sieht mir ganz und gar aus, als ob sie aus den schönen Tagen von Memphis und Theben wäre; abscheulich genug ist sie dazu. Aber ist diese braune Mutter Gottes, die, so viel ich zu erkennen vermag, auf Holz gemalt ist und allerdings mehr ein Probestück halb morgenländischer Andacht als ein Erzeugniß europäischer Frömmigkeit oder Begeisterung scheint, in der That aus der traurigen Verlassenschaft des byzantinischen Reichs hergekommen oder nicht?

Dort gegen die Spottbilder aus der ersten Revolution habe ich allerdings nicht den mindesten Verdacht. Der plumpe Hohn und die kalte Symbolik, die Verschwendung allegorischer Figuren und die Gemeinheit eines trübseligen Witzes, wie passen sie so recht zu dem deklamatorischen Cynismus jener rohen Epoche, und wie gleichen sie auch den widerlich grausamen Lithographien, mit denen die Sieger des Februar ihrer unerwarteten Erhöhung und Glorie die ästhetische Weihe gegeben! Neben den Spottbildern aus der Revolution bemerken wir die Bildnisse der angeblich großen Männer, die sie hervorgebracht, und zwar keine Dantons, Robespierres, Camille Desmoulins, wie sie seitdem hundert und tausendmal in matten Steindrücken wiederholt wurden, sondern wie sie damals, sey's im Glanze ihrer ersten Erscheinung, sey's auf der Mittagshöhe ihrer vollen Macht, sey es in den ersten Aufwallungen der Reaktion gegen die Mißbräuche der Gewalt, die ihnen die Springfluth der Ereignisse zugespült, den Blicken der Zeitgenossen vom Grabstichel oft sehr geschickter Künstler vorgestellt wurden.

Es sind ohne Zweifel kräftige, bedeutende, charaktervolle Köpfe darunter, es läßt sich in den Zügen

eines St. Just ein Anstrich von Anmuth nicht verkennen, ein Ausdruck emphatischen Trotzes liegt auf dem Gesichte Vergniauds, die Schnauze Dantons, die Grimasse Robespierres und die Fratze Marats haben etwas Ungewöhnliches; aber unheimlich sind fast alle diese Larven, sie scheinen fast alle Typen von Barbarenhäuptlingen zu seyn, und es thut einem leid und doch auch wohl, wenn mitten in dieser unerquicklichen Gesellschaft eine edle antike Gestalt, ein wahrhaftes Muster plastischer Weiblichkeit, wenn Charlotte Cordays Antlitz uns entgegen glänzt. Wie gerne würden wir sie einige Schritte weiter oben unter den vornehmen Frauen des siebzehnten Jahrhunderts erblicken, deren zartere, weichere, in wunderbarem Ebenmaß entfaltete Schönheit die Harmonie der französischen klassischen Zeit, deren Schmuck sie gewesen, vollendet. Und doch, trotz dieser gemeinschaftlichen Eurythmie, welche Verschiedenheit! Wie wenig gleicht die heitere Ruhe voll Hoheit und die zwar bewegte, doch kalte, einschüchternde Regelmäßigkeit der Madame de Maintenon dem minder erhabenen Oval, der leidenschaftlichen, umstrickenden, von Glut und Güte durchdrungenen Grazie jener Herzogin von Longueville, die von ihren reiferen Jahren an bis zu ihrem Tode, nachdem sie ihre Jugend in den Flammen und Wettern der Liebe und des Ehrgeizes hingebracht, so ernste und erbauliche Buße that? Was hat die Aebtissin von Fontevrault für eine liebliche und herzig schalkhafte Physiognomie, was ihre allzuberühmte Schwester, Madame de Montespan, für ein gebieterisches, hochfahrendes und prächtig sinnliches Antlitz! Wie schaut die züchtig kluge Sevigné, die ihre Lieben mit so redseliger Munterkeit zu unterhalten, mit so viel Geist zu hätscheln und so liebkosend zu necken versteht, so gesellig, gesprächig und ein wenig spöttisch, so matronenhaft und verständig, ihre Freundin Madame de Lafayette dagegen, die reichbegabte und ästhetisch gebildete Lavergne, die edelste, gefeiertste Muse des damaligen Parnasses, so begeistert und unbewußt überlegen drein!

(Schluß folgt.)

Der verlassene Bau.

(Fortsetzung.)

Dieses erwägend, beschloß ich bei dem Alten, der kaum mehr als ein Dutzend Schritte vor mir Wurzeln grub, Auskunft über den Gegenstand zu suchen, der meine Neugierde rege gemacht hatte. Ich stand von meinem Rasensitz auf und leitete die Bekanntschaft durch ein freundliches: „gibt's wohl aus?“ und „seyd nicht zu fleißig,“ ein. Nachdem ich dann einige Augenblick seiner Arbeit zugeschaut, rückte ich mit der Frage heraus, ob er mir wohl über jenes wunderliche Gemäuer dort unter Bescheid geben könne.

Der Gentianengräber schaute mich, indem er sich auf seine Hacke stützte, unter seinen grauen Augenbrauen hervor eine Weile scharf an und sagte dann: „Der verlassene Bau da drunten ist unter den Häusern ungefähr dasselbe, was unter den Menschen der ewige Jude. Es ist aber eine lange Geschichte, die sich nicht in zwei Worten erzählen läßt.“ Das war gerade genug, meine Neugierde noch mehr zu stacheln. Ich zog also zwei Cigarren hervor, steckte mir eine derselben an, und fragte meinen neuen Bekannten, ob ich ihm mit der andern dienen könnte? — „Mit dem neumodischen Zeug wisse er nicht viel anzufangen, aber mit Verlaub wolle er das Röllchen schneiden und sich damit eine Pfeife stopfen. Er sey eben heute mit seinem Päcklein zu Ende gekommen, und es wäre von hier gar weit zum nächsten Krämer, wo man sich wieder frischen Vorrath kaufen könne.“ Ich sagte ihm, er solle seine Hacke ein wenig bei Seite legen, dieweil er seine Pfeife rauche, und mir das Nähere über jenes unheimliche Gemäuer erzählen. Sey er dann mit seiner Geschichte zu Ende, so wolle ich ihm gern ein wenig graben helfen, damit er die verlorene Zeit wieder einbringe. Der Gentianengräber schaute lachend auf meine dünnen, magern Hände, die freilich keineswegs darnach aussahen, als ob sie besonders geeignet wären, mit der schweren Reuthaue nähere Bekanntschaft zu machen. „Um des Tabaks willen, den ich ihm gespendet, wolle er gern meiner Neugierde dienen. Er habe es bereits aufgegeben gehabt, heute noch eine Pfeife zu rauchen; nun habe mich aber der liebe Herrgott des Weges daher geführt. Des Grabens brauche es nicht; es würde doch keinen großen Haufen ausgeben, meint er.“

„Schaut, Herr,“ fuhr der Wurzelgräber nach einer Pause fort, indem er mit der Hand meinen Blicken die Richtung angab, „schaut, Herr, rechts an jenen zwei Föhren vorbei. Dort könnt Ihr im Thal unten an den Weiden und Erlen erkennen, wo der Bach fließt. Weit unten am Bach steht die alte Mühle. Nächst dabei ward das Haus gezimmert und aufgerichtet, das jezt da zu unsern Füßen auf dem Brombeerhubel steht. Bei der alten Mühle hatte aber der Bau seines Bleibens nicht. Er kam in jenes Dorf links drüben, wo die neuen Ziegeldächer schimmern; aber auch da konnte er nicht weilen und wurde hier am Berge aufgerichtet, aber nicht ausgebaut, wie Ihr sehen könnt, Herr. Wird seines Bleibens auch da nicht lange seyn, denn wißt, Herr, es liegt ein Fluch darauf.“

„Ein Fluch?“ fragte ich, als der Alte inne hielt. Er warf einen forschenden Blick auf mich. „Ihr andern studirten Leute glaubt nicht an solche Dinge,“ antwortete er nach einer Weile. „Aber wer auf den

Bergen Wurzeln gräbt, in verlassenen Stadeln oder verborgenen Felshöhlen übernachtet und auf der öden Weide oft wochenlang keiner lebenden Seele begegnet, der hat schon gar vieles gesehen und gehört, was euch Städtern kaum im Traume vorkommt, und weiß, was er davon zu halten hat." — „Erzählt nur! Ich verspreche Euch Eure Geschichte auf's Wort zu glauben." — „Das dürft Ihr auch, und wenn Ihr's wieder erzählt, so könnt Ihr Euch meinetwegen auf den alten Gregori berufen."

„Nun schaut aber noch einmal neben den beiden Föhren dort vorbei in's Thal hinab nach der alten Mühle. Müller sind Schelme, heißt es; ist aber nicht immer wahr. Es gibt eben auch beiderlei, wie Ihr gleich hören werdet, Herr. Es ist nun schon ziemlich lange her — nichts für ungut, Herr, Ihr seyd mit Schein damals noch als ein kleiner Engel nackt im Paradies herum gelaufen — da gehörte die Mühle zwei kreuzbraven Leuten, welche mittelst Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit etwas erhaust hatten. Als anno vierzehn und fünfzehn die Kaiserlichen durch das Land marschirten Frankreich zu, da zog ein böses Fieber in ihrem Gefolge. In der Mühle lagen mehr denn zwanzig im Quartier, kranke und gesunde. Die Kaiserlichen zogen fürbaß, aber das Fieber blieb. Der Müller und die Müllerin sind in derselben nämlichen Woche beide daran gestorben. Nebst der Mühle und einer guten Kundschaft hinterließen sie auch noch ein Tschüppeli * Kinder, von denen das größte noch nicht über den Tisch hinweg zu blicken vermochte."

„In einem alten Strohhaus nicht weit von der Mühle lebte des Müllers Vetter. Er hieß Aloisi und war ein Mann wie der helle liebe Tag. Es lebte kein Mensch im Dorf, wenigstens unter den bessern Bauern und Vorgesetzten, dem er nicht beim Begegnen freundschaftlich die Hand drückte. Man hätte ihm Haberkasten voll Geld ungezählt anvertrauen können, denn es verging kein Tag, wo er sich nicht seiner Ehrlichkeit rühmte. Auch bei dem Pfarrer stand er vortrefflich in den Papieren, denn er war immer ganz vorn in der Kirche, fehlte bei keinem Betgang und keiner schlug sich mit solcher Zerknirschung vor die Brust. Als der Gemeindeammann den Vetter Aloisi in Vorschlag brachte als Vogt für die Waisenkinder in der Mühle, so sagte alles, dieß wäre der beste Einfall, welchen er gehabt, seit er Ammann sey; und als Vetter Aloisi sich ausreden wollte, er kenne die Sache nicht genug, er möge seinem eigenen Geschäfte kaum vorkommen, auch besitze er ein viel zu gutes Herz für einen rechten Vogt, so hielt alles an, er möchte um Gottes willen und aus Erbarmen für die Kindlein die Sache übernehmen; man wisse denn doch ganz bestimmt, daß die Hüdeli * gut versorgt und aufgehoben seyen und zu ihrer Sache geschaut werde."

„Nach langem Wehren und Sperren ließ sich endlich der gute Vetter Aloisi bewegen, der Vogt der Kinder in der Mühle zu werden. Er nahm sie sogar zu sich in's Haus und gab ihnen Erdäpfel und abgerahmte Milch bis genug, und ließ ihnen aus seinen alten Kutten und den zerlöcherten Juppen seiner Frau Kleider machen. Dabei mußten sie für ihn auf der Landstraße Mist aufheben, im Walde dürres Holz sammeln und in fremden Gemeinden Aehren lesen. Er thue dieß nicht seines Vortheils wegen, sagte er — behüte Gott! — sondern bloß um die Kinder so früh als möglich zur Arbeitsamkeit anzuhalten. Wenn sie darob die Schule versäumten, sagte er, sie brauchten keine Gelehrte zu werden, das trage doch nichts ab. Alle Jahre legte Vetter Aloisi vorschriftsmäßig seine Vogtsrechnung ab, was beim Kirchmeyer in der Pinte ** geschah. Für diese Gelegenheit mußte sich derselbe mit einem Fäßchen guten Weins versehen und etwa ein Schweinchen oder ein junges Schaf abschlachten.

(Fortsetzung folgt.)

* „Tschüppeli," läßt sich durch kein hochdeutsches Wort genau wiedergeben, am besten etwa durch „Häuflein."

* „Hüdeli," etwa Tröpfchen.

** „Pinte," Schenke, Krug.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, Mai.

Neue Heilanstalten.

„Herbei, herbei! es kommt der Mai!" so heißt alljährlich die Parole für die schlesischen Freiwilligen von Anno 1813 und 1815, wo der preußische Patriotismus im Kampfe gegen Napoleon erfunden ward, und die Zeitungstrompeten laden zu einem großartigen Erinnerungsfeste die immer mehr zusammenschmelzenden alten Waffenbrüder auf den 2. Mai nach Breslau. Daneben



empfehlen renommirte Handlungen die frischen Füllungen renommirter Mineralbrunnen des In- und Auslandes, und Badärzte und Badinspektionen preisen nach altem Herkommen die spezifischen Heilkräfte der ihrer Fürsorge anvertrauten Quellen für die bevorstehende Saison. Seit einigen Jahren ist der Kreis der Kuranstalten bei uns in eigenthümlich künstlicher Weise erweitert worden. Man hat zuerst in Humboldtsau bei Trebnitz sogenannte balsamische Bäder eingerichtet, und zwar aus der Brühe der Kiefernnadeln, welche nach einer neuen Erfindung zu einem ganz neuen Produkte, der Waldwolle, fabrikmäßig verarbeitet werden und dadurch jedem tüchtigen Kiefernwalde jetzt einen bedeutend höhern Werth verleihen. Es sollen diese Bäder sich gegen die Gicht in ihren mannigfaltigsten Modifikationen, vorzüglich aber gegen alle Skrophelformeln heilkräftig erwiesen haben. Da sich außerdem die Einathmung der Dünste der Kiefernadelbrühe von sehr wohlthätigem Einfluß auf Personen zeigt, welche an Asthma oder an andern chronischen Uebeln der Athmungswerkzeuge leiden, so ist für diesen besondern Zweck ein eigenes Inhalationszimmer zu den bisherigen Einrichtungen gekommen, um so die neue Kuranstalt der möglichsten Vervollkommnung zuzuführen. Ausführliches über dieselbe enthält die Schrift des ihr seit 1847 vorstehenden Arztes Dr. F. A. Stahr zu Trebnitz: „Bericht über die balsamischen Bäder zu Humboldtsau." — Der Anstalt mit dem berühmten Namen an der Stirn sind in neuerer Zeit ähnliche zu Obernigk bei Trebnitz und zu Karlsruhe in Oberschlesien gefolgt, wo es an Kiefernwäldern nicht fehlt. Neben dem wachsenden Vertrauen des Publikums und der Aerzte zu jenen balsamischen Bädern zählt die von Vincenz Prießnitz selbst sehr modificirte Wasserheilmethode auch in Schlesien noch zahlreiche Anhänger. Eine der ältesten Wasserheilanstalten ist die zu Kunzendorf bei Neurode in der Grafschaft Glaz, welche der sehr tüchtige und liebenswürdige Arzt Rievenführ nach dem Gräfenberger Muster eingerichtet, und die leider jetzt weniger besucht wird, als sie es verdient. Nur einige Meilen entfernt, auch in der Nähe der böhmischen Grenze, hat im vorigen Jahre eine Frau, Maria v. Colomb, welche sich lange mit der Wasserheilkunde privatim beschäftigte, eine öffentliche Anstalt dafür errichtet, und zwar im wildromantischen Freudenthale zu Görbersdorf bei Friedland. In der Nähe sind viele interessante Punkte zu Ausflügen für noch rüstige Kurgäste; zunächst die einsame, bisher wenig besuchte Ruine des Freudenschlosses auf dem rothen Steine, dann die Ruine des Hornschlosses mit entzückender überreicher Rundsicht auf dem 2013 Fuß hohen Gipfel des Hornberges. Sie umfaßt südlich einen großen Theil Böhmens, östlich das Heuscheuergebirge und die Klosterstadt Braunau, nördlich den Zobtenberg mit den Ebenen Schlesiens bis über die Oder hinaus, und wird nur westlich durch einen nahen etwas höhern Berg verdeckt. Ebenfalls nur wenige Stunden entfernt sind die grotesken, in ihrer Art einzigen Felsentheater von Adersbach und Weckelsdorf in Böhmen, diesseits die Kreisstadt Waldenburg mit der nahen noch sehr bedeutenden Burgruine Neuhaus. — Angeblich hat die neue Kuranstalt zu Görbersdorf schon in ihrer ersten Saison zahlreichen Besuch und großes Glück in den Resultaten der Kur gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Limmat, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Züricher See.

Ueberhaupt muß man das bescheidene unverdrossene Wirken im stillen Kreise, die Lust am Conkreten, das Arbeiten im Detail zu den schönsten Zügen im Nationalcharakter des Schweizers zählen. An diesen Charakterzug grenzt dann ganz nahe jene bekannte schweizerische Zähigkeit, welche inmitten der mehr und mehr um sich greifenden Corruption das schweizerische Volksherz unangefressen und trotz des vielfach sich findenden gegentheiligen Anscheins doch innerlich gesund bewahrt. Aus diesem Grunde erschien uns auch schweizerisches Leben und Wesen in seiner engen Begrenztheit stets als ein so heilsames Correktiv für den Deutschen und seine gern in das unbegrenzte Blaue — der Weltreligionen und Weltrepubliken — sich hinein phantasirende Idealisterei. Dieser Zug nach dem Conkreten und Einzelnen war es denn wohl auch, der unsern Goethe sich so gut mit schweizerischer Sitte und Art verstehen ließ, obwohl er von Zürich in seinem Briefwechsel mit Schiller das merkwürdige Wort geschrieben, „daß er sich dort keine Existenz denken könne." Auch haben die altzürcherischen Kreise die Vorliebe für Goethe wie eine heilige Tradition bewahrt. Ein Docent, der den Züricher Damen Goethe'n verunglimpfte, würde hier übel fahren.

Auf der Höhe des Albis, welcher seiner ganzen, mit französischer Grazie geschwungenen, in seinen Linien und violettbräunlichen Tinten gegen den Horizont sich abzeichnenden Formation nach einen ächten Ausläufer der Jurakette bildet, auf der Höhe des Albis, der sich wie eine ächte Kulturscheide zwischen die Thäler und Flußgebiete der vordern Schweiz und die pittoresken Wunder und wunderbar schönen Thäler der Urschweiz lagert — auf der Höhe des Albis war es, wo Goethe, einen Blick auf Zürich und seine lieblichen Seegelände zurücksendend, die herrlichen, naturlautigen Verse dichtete:

„Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?"

Der Genfer See ist eine alte Provinz unserer Poesie und fashionablen Welt. Wer kennt nicht die Namen Meillerie, Coppet, Nyon? Der Züricher See ist weniger bewundert, weniger gefeiert, weniger großartig, und dennoch, nach dem Genfer See etwa, der schönste Edelstein in dem Diadem schweizerischer Naturschönheiten. Diese harmonische Verschmelzung von Natur und Kultur, diese in den lieblichsten Schattirungen ineinanderfließenden Wechsel vom reichsten, kultivirtesten städtischen Industrialismus, von den schimmernd reichen Seedörfern mit ihren Fabrikgebäuden und stattlichen Hotels, mit ihren freundlichen Villen und reizenden Gärten, an welchen die Wellen des schönen Sees anpochen, den grünen Matten und bläulich sich abduftenden Höhenzügen darüber, bis zu dem blendenden Weiß der Hochalpen, die im letzten Glühen der Abendsonne ihren Königspurpur überwerfen, dieser wunderbare Zauber der Landschaft findet sich gewiß nur selten wieder. Mitten in diesem reichen Kranze des so bunt und sanft schattirten Lebens wiegt sich denn, wie das edle Naß im kunstvoll verzierten Becher, der schöne See, der mit der wechselnden Physiognomie des Himmels, mit der Färbung der Wolkenzüge auch seine eigene wechselt. Aber es ist nicht bloß die Natur, es ist auch das mannigfaltige Leben, welches sich auf diesen spiegelreinen Fluthen wiegt, was diesen Züricher See so anmuthig und anziehend macht. Die vielen Gondeln und Schiffchen, welche sich an schönen Sommerabenden auf seinen Fluthen schaukeln, die kleinen Segel mit den bunten Flaggen geben das Bild eines wahrhaft reizenden Wasseridylls. Man könnte sich zuweilen nach Venedig versetzt fühlen, wenn man an einem linden, weichen Sommerabend die Limmatkai's entlang wandelt, denn die Limmat, ein Canal grande in Miniatur, zerschneidet bekanntlich Zürich in zwei Hälften.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 142. Sonnabend, 14. Juni 1851.

— This outward-sainted deputy —
His filth within being cast, he would appear
A pond as deep as hell.

Shakespeare.

Der verlassene Bau.

(Fortsetzung.)

„Zur Rechnungsablage wurde nicht nur der Ammann und der Gemeindeschreiber beigezogen, sondern Vetter Aloisi ging bei den Gemeinderäthen von Haus zu Haus und sagte jedem insbesondere, es würde ihn ganz besonders freuen, wenn er ebenfalls beiwohnen wollte. Es finde in des Kirchmeyers Pinte statt, Abends nach betenläuten. Gewöhnlich fehlte keiner, und es wurde brav gegessen und noch bräver getrunken, und wo Vetter Aloisi ein leeres Glas stehen sah, da war er niemals zu faul, es wieder zu füllen. Der Ammann sagte, es wäre ein wahres Glück, daß die armen Waislein unter so gute Obhut gekommen seyen, und schließlich wurde die Rechnung ungeschaut gut befunden und genehmigt. Aloisi ersuchte aber in wohlgesezter Rede, man möchte ihm doch die Last dieser Vogtschaft abnehmen; es gehe fast über seine Kräfte nach allem zu schauen, und er versäume darob seine eigene Sache. Auch wüchsen ihm die Kinder, sagte er, schier über den Kopf. Begreiflich wurde die Entlassung jedoch nicht angenommen, sondern Aloisi einstimmig ersucht, er möchte das gute Werk noch ferner fortsetzen. Was die Uerte * betrifft, so bezahlte sie Aloisi dem Kirchmeyer ebenfalls ungeschaut und sezte dieselbe dann allemal in die nächste Vogtsrechnung unter „Mühewalt.“ Auf diese Art waren dem Aloisi schon viele Rechnungen genehmigt worden, als er eines Tages vor den Gemeinderath trat. Mit der Mühle, trug er vor, wolle es nicht mehr recht laufen. Der Lehenmüller zinse nicht fleißig, die Kosten für das Gebäude und das Werk werden alle Jahre größer und die Kundsame schwinde von Tag zu Tag. Er halte es für das Beste, die Mühle an eine Steigerung zu bringen. Der Ammann meinte, Aloisi werde wohl wissen, was den Kindern zu Nuz und Frommen diene, und die Gemeinderäthe waren der Ansicht, die Mühle möge versteigert werden, sie hätten nichts dawider.“

Der Wurzelgräber, welchem die Pfeife ausgegangen, unterbrach sich einen Augenblick, um Feuer zu schlagen. — „Ihr seyd vielleicht auch schon an einer Steigerung gewesen, Herr,“ fuhr er dann fort. „Man weiß wie es da zugeht. Wein muß fließen wie ein Bach und an räßem Käs darf auch kein Mangel seyn. Wer ein Bot * thut, bekommt eine Maaß und Käs und Brod dazu. Aber als die Mühle gesteigert wurde — es geschah in des Kirchmeyers Pinte — da blieb es nicht bei dem alten Brauch. Es trank wer da war, und ohne sich um die Uerte zu kümmern. Der Amtsschreiber war ein besonderer Liebhaber von gebackenen Fischen und rothem Neuenburger; Aloisi hatte deßhalb extra für ein Plättchen schöne Forellen gesorgt und dem Kirchmeyer eingeschärft ein paar Fläschen vom Rechten aus der Stadt zu beschicken, es möge kosten was es wolle. Das müsse dazu helfen, sagte er, daß die Mühle tüchtig gelte und seine Vogtskinder zu ihrer Sache kämen. Dazu half es nun aber freilich nicht. Je mehr getrunken wurde, desto weniger dachte einer daran zu bieten, so sehr sich auch der Vogt Mühe gab den Leuten zuzureden und z. B. jedem, der zur Thüre hereinkam, sagte, es gebe im ganzen

* „Uerte“: Zeche.

* „Bot“: Angebot.

Kanton keine schönere Mühle, nur schade, daß der Dachstuhl morsch sey und neu gemacht werden müsse, oder: die Mühle wäre eine wahre Goldgrube, wenn nur in trockenen Sommern das Wasser nicht ausbliebe, weßhalb die Leute anfingen lieber in die obere Mühle zu gehen."

„Ruft niederer an," rieth der Amtsschreiber, „damit einmal einer biete!" Es gehe zum öftern so bei den Steigerungen; es wolle eben keiner der Erste seyn. Aber noch immer kein Käufer. Noch niederer! hieß es. Endlich that ein Fremder ein Bot, ein entfernter Vetter von Aloisis Frau. Da sagte Aloisi zum Ammann, seine Vogtspflicht gelte ihm höher als Verwandtschaft; er wolle einmal probiren die Sache hinauf zu treiben. Zwinkte also dem Weibel mit dem Auge: fünf Franken mehr. Darauf der andere eben so. Hierauf ward vom Aloisi wieder gewunken, dann wiederum vom Fremden — ein, zwei Thaler mehr — dann wieder vom Aloisi. Es ging aber keineswegs so schnell als ich es Euch jezt erzähle, sondern zwischen jedem Bot wurde getrunken, als ob die Welt keinen Boden hätte. „Also zum ersten, zum andernmal" — rief der Weibel, nachdem man abermals ein halbes Stündchen gewartet hatte. Der Amtsschreiber hatte seine Fische gegessen. „Wenn Niemand mehr biete, so solle man's ausgehen lassen," sagte er; „er pressire heim." Aloisi hatte das lezte Bot; der fremde Käufer war verschwunden. Der Herr Amtsschreiber möge machen wie er's für gut finde, gaben die Vorgesezten zum Bescheid, die eben an einem Rams * saßen. „Also zum ersten, zum andern und zum dritten mal," rief der Weibel, und Aloisi hatte somit die alte Mühle erstanden mit sammt dem breiten, klaren Forellenbach, Wassermatten, Aeckern und Wald, sammt allem, was dazu gehörte."

„Erst wollte es der Aloisi gar nicht glauben, daß ihm das lezte Bot geblieben. Dann fuhr er sich jammernd in die Haare: eine Vogtmannschaft sey doch eine schrecklich schwere Last, und wessen Herz nicht aus Geisbergerstein gehauen sey, müsse dabei um Hab und Gut kommen. Dann nahm er den Ammann beiseits, wegen eines der ersteigerten Aecker, der diesem gar wohl anständig war. Schließlich verschwor er sich, seinen Vogtskindern wolle er durchaus nichts schuldig bleiben, das wäre gegen sein Gewissen; sondern die Mühle, wenn sie ihm doch einmal auf dem Halse bleibe, müsse bei Heller und Pfennig bezahlt werden, und wenn er seinen lezten ersparten Kreuzer daran setzen sollte. So sprach der ehrliche Aloisi und bezahlte wirklich, aber nicht just in klingenden Fünflibern, sondern mit einem ganzen Wische von Schuld- und Handschriften. Von ihm Währschaft zu verlangen fiel Niemanden ein, denn dieß wäre doch wohl zu viel Mißtrauen gewesen."

Ich unterbrach hier den Alten mit der Bemerkung, er wisse das zu erzählen, als ob er selber dabei gewesen wäre. „Wer sagt Euch," erwiederte er, „daß ich nicht dabei war, Herr? Wer sagt Euch, daß ich meiner Lebtag ein armer Wurzelgräber war?" Und mit finstern Blicken schaute er nach jener Gegend hin, wo die alte Mühle stand: „Was dann ferner aus dem ehrlichen Aloisi und den wohlversorgten Vogtskindern geworden sey? Das sollt Ihr jezt hören, Herr."

„In des Kirchmeyers Pinte wurde noch manche Vogtsrechnung auf die gewohnte Weise vorgelegt und gutgeheißen. Endlich waren die Kinder erwachsen und wollten ihr elterliches Gut heraus haben. Machten aber große Augen, glaubt mir's, Herr, als die Schlußrechnung kam. Die Schuldschriften, womit Aloisi seinen Vogtskindern die Mühle abbezahlt hatte, waren im Verlauf der Zeit eine nach der andern in Verlust gerathen; was konnte der Vogt dafür? Für Kostgeld, Läufe und Gänge und sonstige Versäumnisse und Auslagen war eine lange, lange Rechnung aufgesezt; wer hätte dem Vogt zumuthen wollen, von der eigenen Sache zuzusetzen? Am Schlusse war deutlich ausgerechnet, daß der Rest des Vermögens der Waisenkinder und Aloisis Guthaben genau gegeneinander wettauf gingen. Die Kleider, rühmte er sich, die er ihnen aus seinen alten Kutten hätte machen lassen, und die Wecken, die er ihnen gekramt, * allemal, wenn er vom Markt gekommen, die habe er gar nicht einmal in Rechnung gesezt. Die Kinder kamen dann noch einem Advokaten unter die Finger und probirten gegen den Vogt zu procediren; aber Aloisi war einer von denen, welche sich auf das Gesetz verstehen. Was er gethan, hatte die Gemeinde gutgeheißen und genehmigt; er gewann und sie verspielten. Die Welt sey doch heutzutage erschrecklich verderbt, jammerte Aloisi, aber solch schwarzer Undank, wie seine Vogtskinder gegen ihn bewiesen, werde seiner Strafe nicht entgehen. Und wahrscheinlich um diese Prophezeiung wahr zu machen, ließ er sie für die Prozeßkosten zum Geldstag treiben. Vergantet und zerlumpt zogen sie aus der Gegend. Die Buben dingten zu Krieg und die Mädchen gingen hin, um in der Fremde als Mägde ihr Brod zu finden. Jezt erst zog Aloisi selber auf die Mühle, welche er bis dahin dem Lehenmüller gelassen hatte, dem er nur den Zins gesteigert."

(Fortsetzung folgt.)

* „Rams": ein gebräuchliches Kartenspiel.

* „Kramen": zum Geschenk bringen.

Die Pariser Bilderläden.

(Schluß.)

Doch wir müssen von dieser allzu fesselnden Gesellschaft uns losreißen; wir würden noch lange nicht fortkommen, wenn wir uns bei allen, von der verschämten Sünderin, der bescheidenen Lavallière an bis zur St. Simonistin, zur freien Frau jener Gesellschaft, Mlle. Ninon de l'Enclos, aufhalten wollten. Minder anziehende, aber ebenfalls merkwürdige Schaustücke verlangen ihren Antheil an unserer Aufmerksamkeit.

Sind diese Autographen von Mathieu Molé, von Colbert und andern Männern solchen Schlags nicht werth, daß man sie ansieht und aus diesen halb leserlichen Zügen eine Verwandtschaft mit der Gesinnung, der Denkart und dem Charakter der hervorragenden Individuen, denen sie mit Recht oder Unrecht zugeschrieben werden, herauszubuchstabiren sich bemüht? Ich bekenne, daß ich in diese Wissenschaft nie ein hohes Vertrauen gesezt habe, und daß sie mir von jeher geeigneter für arglose Uebungen gelehrten Witzes als zur Aufhellung geschichtlicher Räthsel schien. Aehnlichkeiten lassen sich am Ende auffinden zwischen den ungleichartigsten Erscheinungen, und da, genau besehen, nichts ein Werk des Zufalls ist, so muß wohl auch das Genie eines ausgezeichneten Menschen mit der Federgymnastik seiner Tatzen in irgend einem Zusammenhange stehen. Ich habe Briefe von Varnhagen gesehen, deren Handschrift so sauber, so zierlich, so regelmäßig, so undämonisch ist wie der Styl dieses sorgfältigen Puristen; wer ein Facsimile von Louis Philipp zu Gesicht bekommen, mag in diesen groben, geraden, gemessenen Haar- und Grundstrichen etwas von der ängstlichen Gesetzestreue und den bürgerlichen Lebensgewohnheiten dieses Fürsten wieder erkennen, und ein mit den Qualen des Zweifels krampfhaft ringender Glaube kann an der verzerrten und verschlungenen Handschrift eines Pascal Schuld seyn. Doch das ist alles mehr oder weniger Philosophie der Geschichte, mit andern Worten, ein Spiel und ein Zeitvertreib, aber gewiß keine Wissenschaft. Was sich noch am sichersten auf diesem Wege bestimmen läßt, ist das Temperament, die Nervenreizbarkeit, die wilde und böse Laune. Es gibt gewisse Hacken und Risse, die nur der Zorn oder die Ungeduld hervorbringt, und man meint manchmal des Schreibers Puls zu hören, wenn man die Handschrift sieht. Was aber die Ueberlegenheit, die geistige Macht eines Mannes ausmacht, das läßt sich aus den Formen der Schriftzüge selten mit einigem Anschein von Ernst ermitteln. Gerne werden Sie mir daher eine Dissertation über die Natur der merkwürdigen Autographen erlassen, die auf dem Kai d'Orsai zu Paris mit alten Bildern, Vasen, Waffen, Büchern und andern Curiositäten zusammen ausgestellt sind und denen patriotische Verehrung oder patriotische Eitelkeit ohne Zweifel manchen kauflustigen Liebhaber zuführen. Was mich wenigstens betrifft, ich hielt mich lieber an die Bildnisse flämischer Edelleute und Magistratspersonen, die ein paar Schritte davon hängen. Ich kenne sie nicht aus der Geschichte, aber diese alten, auf den ersten Anblick keineswegs einladenden Kupferstiche geben mir von diesen würdigen und gestrengen Herrn einen bessern Begriff, als es wahrscheinlich die gewissenhaftesten Chroniken zu geben im Stande sind. — Doch da sind wir ja plötzlich über der Grenze, mitten in Flandern, und davon im nächsten Kapitel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der Limmat, Mai.

(Fortsetzung.)

Geselliges Leben.

Zürich selbst mahnte mich in seiner äußern Erscheinung stets an Wetzlar. All diese ehemaligen alten freien Reichsstädte haben diesen gemeinsamen Familientypus bewahrt, der als unbestimmtes Etwas über ihnen schwebt und sie schon auf den ersten Blick deutlich genug kennzeichnet. Wer dächte, wenn man Wetzlar nennt, nicht auch sogleich an den „Werther?“ Da würde denn freilich unser Vergleich stocken; denn zu Wertheriaden ist in unserem, im Ganzen recht frostigen, eckigen gesellschaftlichen Leben wenig Zeug vorhanden — in der Männerwelt wenigstens. In der weiblichen hat Ihr Korrespondent selbst, in dem Banne lokal gebundener Sitte, eine Werthersentwicklung belauscht, die er Ihnen vielleicht bald im novellistischen Rahmen eines modernen Familienlebens zu übergeben sich erlaubt. Wie grundverschieden ist doch dieses höhere gesellschaftliche Leben der schweizerischen von dem unserer deutschen Städte! Die heiter geselligen, aus jungen Herrn und Damen gemischten Cirkel, welche daheim

in Deutschland die Würze des geselligen Lebens bilden, fehlen hier fast gänzlich. Wir geben zu, daß der Schweizer in diesen vordern „liberalen" Kantonen sich einer größern politischen Freiheit erfreut als der Deutsche; aber die gesellschaftlichen Schranken sind in unsern Alpenrepubliken unstreitig ängstlicher gezogen, der wahrhaft ästhetischen gesellschaftlichen Freiheit ist hier, im Freistaate, unstreitig weniger als im monarchischen Deutschland. Ja, auch dieß kann dem Deutschen hier Flächenheimweh machen, nicht bloß die Sehnsucht nach dem Nivellement der Ebene, nein, auch der Mangel an jenem graziösen, feinen Nivellement der gesellschaftlichen Unterschiede, welches sich ganz naturgemäß vorzugsweise in Monarchien entwickelt; jener Mangel, an den sich gerade der Deutsche, der mit vertrauendem Herzen in die Schweiz kommt, so leicht und empfindlich stößt, ist's, der diesen konträren Pol des Schweizerheimwehs so leicht und häufig erzeugt.

Und doch sprudelt hier, wenn die Eisdecke gesellschaftlicher Abgeschlossenheit nur einmal gesprengt ist, namentlich in den Kreisen der weiblichen Welt, ein so erquicklicher Quell reinster, naivster Gemüthlichkeit, wie man sie bei den Bewohnern der Flächenländer nur höchst selten finden wird. Gerade weil das Leben hier äußerlich so frostig ist, fühlt man sich, wenn die latente, concentrirte Gemüthskraft einmal explodirt, um so freudiger überrascht. So mag es dem Wanderer seyn, dem auf der heißen, endlosen Steppe ein silberner Quell entgegensprudelt, oder ein grüner Palmbaum mit Frucht und Schatten winkt. Auch der schweizerische Dialekt in seiner naiven Treuherzigkeit und seinen zähen, charakterfesten Provinzialismen eignet sich gar trefflich zum Ausdruck reinster Gemüthlichkeit. Hört man die Männer im alltäglichen Leben, im Handel und Wandel ihre Batzen, Schillinge und die famosen „zwei Rappen" berechnen, so begreift man wohl, daß in dem schönen Tigurer Gau vor Zeiten die Rauracher gewohnt haben sollen; quellen dagegen die liebenswürdigen „Causerieen" von den Lippen der einfachsten Ladenjungfer, so kommt es einem lebendig zu Sinn, daß da drüben auf Manegg einst die Minnesinger bewirthet wurden, so meint man die minnigen Laute unserer deutschen Vorzeit zu vernehmen. Selbst ein gewisser schlau berechnender, praktischer Zug steht unsern Züricherinnen wohl an.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Schlesien, Mai.

(Fortsetzung.)

Industrie.

In Betreff der materiellen Interessen wende ich mich nach Humboldts-Au zurück. Die dortige Fabrikation von Waldwolle aus Kiefernadeln ist eine noch patentirte Erfindung, welche aus dem österreichisch-schlesischen Städtchen Zuckmantel zu uns herübergekommen ist und ziemlich großartig betrieben wird. Man verarbeitet diese Waldwolle statt des theuern Roßhaares zu Polsterwaaren aller Art, wie andererseits das lange kräftige Gras von den Kämmen des Riesengebirges statt des Seegrases. Solchen neuen Unternehmungen in wohlfeilen inländischen Rohstoffen aus Wald und Wiese möchte man bei unsern gedrückten Erwerbsverhältnissen von Herzen freudiges Gedeihen wünschen; aber die schwankenden politischen Zustände rauben dem Unternehmungsgeiste im Allgemeinen Ernst und Lust. Dennoch scheint die Fabrikation des Rübenzuckers, welche vor einem halben Jahrhunderte ihre Wiege in Schlesien fand, trotz der um das Doppelte erhöhten Besteuerung, einen immer höhern Aufschwung zu nehmen, nachdem diese in den dreißiger Jahren wieder aufgenommene Industrie ihre herben Lehrjahre durchgemacht und durch die beharrliche Strebsamkeit einzelner Fabrikanten zu lohnenden Resultaten geführt hat. Es entstehen fortwährend neue Rübenzuckerfabriken in Schlesien und ihre Conkurrenz stellt bereits die fernere Existenz der alten Raffinerien des Rohrzuckers theilweise in Frage, wenn auch die Industrie des Rübenzuckers bei allen Fortschritten noch lange nicht den Kolonialzucker entbehrlich machen kann. So hat im vorigen Monate in einer Generalversammlung der Aktionäre der Breslauer Zuckerraffinerie eine dreistündige heftige Debatte stattgefunden, nach der man sich zwar für die Fortsetzung des Geschäfts entschied, doch mit der Modifikation, daß künftig neben dem indischen auch Rübenrohzucker raffinirt, ja nach dem Ermessen des Vorstandes auch die Rübe direkt verarbeitet werden solle. — Die sonst so verachtete Runkelrübe mit ihrem verhöhnten Traumzucker feiert schon jezt den Triumph, daß ihre kräftige Lebensfähigkeit allgemein anerkannt ist. Selbst ihre heftigsten Gegner können es nicht mehr bezweifeln, daß die Rübenzuckerindustrie nicht nur im Stande seyn wird, den Kolonialzucker von den inländischen Märkten allmählig zu verdrängen, sondern auch bei steigender innerer Conkurrenz und weiterer Vervollkommnung des Betriebs die Wirkungen des Zollschutzes selbst mehr und mehr zu verringern. — Man gibt sich jezt Mühe, die allgemeine Aufmerksamkeit einem in neuerer Zeit sehr vernachlässigten alten ländlichen Erwerbszweig zuzuwenden, der Bienenzucht, für welche der Pfarrer Dzierzon zu Karlsmarkt an der Grenze Oberschlesiens ein neues sehr erfolgreiches System begründet hat, so daß er der größte Bienenzüchter der Vergangenheit und Gegenwart genannt wird. Dieser große Ruf verschafft ihm alljährlich die Besuche einer Menge Lernbegieriger, und sein heimathlicher düsterer Waldwinkel Karlsmarkt mit seinen Bienengärten gilt unter den Freunden der Bienenzucht für eine Art Hochschule. Im Laufe des vorigen Jahres kamen Bienenzüchter dahin aus fernen Gegenden, aus Brandenburg, Pommern, Posen, sogar aus Böhmen. Schon vor einigen Jahren gab Dzierzon eine Schrift über die von ihm mit so vielem Glück betriebene Industrie heraus, und erwarb sich dadurch einen Namen nicht nur in Europa, sondern auch in andern Erdtheilen, namentlich in Amerika, wohin auch schon Ladungen schlesischer Bienen spedirt worden sind. Die Biene soll dort vor der Ankunft der Europäer nicht bekannt gewesen seyn; sie gilt als Zeichen der Civilisation, und es gibt im fernen Westen ein Sprichwort: „Je mehr die Biene vorrückt, desto mehr weicht der Büffel (und mit ihm der rothe Mann) zurück." In diesem Sinne wird also Dzierzon auch zur Verbreitung der Civilisation in der andern Hemisphäre beitragen, wohin die moderne Völkerwanderung ihre Richtung nimmt. — Dzierzons Schriftchen über seine neue verbesserte Bienenzucht, das von allen Freunden derselben mit wahrer Freude begrüßt wurde, ist von den preußischen Behörden auf's beste empfohlen und bereits in's Polnische übersezt worden. Bald wird auch eine englische und eine französische Uebersetzung nachfolgen. Wie von Thaer sich die rationelle Landwirthschaft datirt, wird von Dzierzon sich die rationelle Bienenzucht datiren, und ein Segen wäre ihre Wiederverbreitung besonders in Oberschlesien und Polen, wo an die Stelle der ehemals so beliebten und berühmten Methgetränke das Branntweingift getreten ist. Aber auch im Allgemeinen kann in unserem Norden von dem Menschenfreunde kein wärmerer Wunsch für die untern Volksklassen gehegt werden, als die Bekämpfung dieser Branntweinpest, wenn man die entsezliche statistische Bemerkung liest, daß im preußischen Staate jährlich 20,000 Menschen am Säuferwahnsinn enden und 4 Thlr. Ausgabe auf Branntwein jährlich im Durchschnitt auf jeden Kopf kommen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 143. Montag, 16. Juni 1851.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.
Virgil.

Vier Monate in Schleswig-Holstein.

Erinnerungsblätter aus dem Feldzugsjahre 1849.

(s. Nr. 127—129.)

IV.

Auf dem Kirchhofe.

Ungeachtet seiner herrlichen Lage an der schönsten Bucht der Ostsee und seinen anmuthigen Umgebungen, welche durch sanft geschwungene Höhen und unvergleichlich schöne Buchenhaine so große Anziehungskraft besitzen, ist Flensburg doch auffallend arm an Spaziergängen. Ob man überhaupt wenig auf Lustwanderungen im Freien gibt, weiß ich nicht; mir fiel es aber immer auf, daß ich fast nie Menschen begegnete. Nur der Kirchhof, zugleich der einzige in der Nähe der Stadt befindliche Spaziergang, war besucht, gewöhnlich von schwarz gekleideten Frauen.

Es gibt wenige Kirchhöfe, die eine schönere Lage haben, wenige, wo so viele Krieger deutschen Stammes, gefallen in einem gerechten Kriege, neben Nationaldänen bei einander den Schlaf des Friedens schlummern, und keinen wohl auf der ganzen Erde, der von Fanatikern mehr geschändet worden ist. Schon im Frühjahre 1849 kam es bisweilen vor, daß kleine Denkzeichen, womit theilnehmende Herzen die frischen Erdhügel gefallener Deutschen geschmückt hatten, bei nächtlicher Weile verschwanden. Die Anstifter solcher Frevel, die von der rohesten Parteileidenschaft Zeugniß geben, konnten nur unter dem dänisch gesinnten Pöbel zu suchen seyn. Neben den hunderten von Gefallenen aus allen Gauen Deutschlands barg die Erde vielleicht eine gleich große Anzahl Dänen, aber nie hat die Hand eines deutsch gesinnten Mannes sich erhoben, um das Grab eines todten, im ehrlichen Kampfe gestorbenen Feindes zu beschimpfen. Diese jedem Deutschen unbegreifliche Rohheit, das Kennzeichen entweder zügellosen Hasses oder eines sittlich verwilderten Herzens, ließen sich nur Dänen zu Schulden kommen; ja dänische Zeitungen gingen, was noch unbegreiflicher bleibt, sogar so weit, solche barbarische Grabschändung späterhin zu rechtfertigen oder doch zu entschuldigen.

Zwischen den fast täglich sich mehrenden frischen Grabhügeln dieses Kirchhofs traf man zu jeder Stunde des Tages Spaziergänger, von denen, wie schon bemerkt, die meisten dem schönen Geschlecht angehörten. Freute man sich über die sinnige Pflege, welche zarte Hände diesen Gräberreihen angedeihen ließen, so machten die vielfachen Zeichen der politischen Zerrissenheit oder Getheiltheit unseres Vaterlandes doch wieder einen recht wehmüthigen Eindruck auf den Beschauer. Zwar flatterte in jenen Tagen noch das Banner des neu erstandenen Reiches von der Königsau bis nach Memel hinauf und bis an den granitenen Berggürtel der Alpenwelt, und auch auf Flensburgs Gottesacker fehlten die deutschen Farben nicht; neben ihnen aber sah man die Farben aller deutschen Landsmannschaften, welche mit Schleswig-Holstein vereint gegen Dänemark kriegten. Es war ein wahres Farbenchaos, das von hundert und aberhundert Stöckchen über den Gräbern der Gefallenen wogte. Merkwürdig nahmen sich dazwischen die weithin sichtbaren dänischen Fähnchen aus, welche die deutsche Humanität auf den Gräbern der Dänen unangefochten neben den übrigen wehen ließ.

Was seitdem Unerhörtes geschehen ist, weiß ganz Deutschland. Die Dänen haben die großmüthige und edle Toleranz der Deutschen durch barbarische Zerstörung

aller Grabdenkmale beantwortet und damit unzweideutig genug dargethan, daß sie baar sind aller wahren Civilisation. Wer den Nationalcharakter der Dänen kennt, wird sich darüber nicht wundern, wohl aber hätten alle Deutsche ein Recht, von ihren Regierungen vollen Ernstes zu verlangen, daß sie für jene an den Todten aller deutschen Stämme verübten völkerrechtswidrigen Frevel Genugthuung von Dänemark fordern. Ein Mann wie jener berüchtigte Klewing, der sich vor allen auszeichnete unter den Kirchhofsschändern, müßte exemplarisch bestraft werden. Leider ist Niemand an der Ruhe solcher Todten gelegen, die für deutsche Ehre gestorben, und Dänemark preist gar die Thaten derer, welche jede andere Nation mit dem Brandmal der Verachtung stempeln würde. Nur so ist es möglich, daß gegenwärtig jede Spur von deutschen Gräbern auf dem Kirchhofe Flensburgs verschwunden ist und statt derselben prunkhafte Monumente für die vornehmen Dänen daselbst errichtet werden, die in und nach der mörderischen Schlacht bei Idstedt ihr Leben ausgehaucht. Es ist kaum anzunehmen, daß, wie toll und bunt die Sachen im alten Europa zur Zeit auf die Spitze gestellt worden sind, Flensburg so bald wieder unter deutsche Herrschaft kommen wird, eine Zeit der Vergeltung aber wird dennoch hereinbrechen, denn „alle Schuld rächt sich auf Erden!" An diesem Tage werden die geschändeten Gebeine deutscher Krieger wieder in neu geweihter Erde ruhen und getröstet wird das Auge deutscher Männer von den blühenden Höhen des schönen Friedhofes über die belebte Stadt hinabblicken auf die dunkelblaue Bucht der Ostsee, über deren Wogen, vorzugsweise durch die Betriebsamkeit, den Unternehmungsgeist und die unermüdliche Ausdauer deutscher Handelsherren, so zahlreiche schwer beladene Schiffe dahingleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Der verlassene Bau.

(Fortsetzung.)

Der Genzianengräber hielt inne. Ich fragte ihn, in welchem Zusammenhang das öde Haus mit seiner Erzählung stehe? „Hab' Euch's ja gesagt, Herr, es sey eine lange Geschichte und lasse sich nicht in zwei Worten erzählen. Wird nun aber gleich kommen, was es mit jenem fluchbeladenen Bau für eine Bewandtniß hat." Der Alte schaute sich ringsum, als ob unversehens hinter einem Felsen oder Tannengebüsch hervor etwas unheimliches und schreckhaftes treten könnte. Dann fuhr er mit gedämpfter Stimme in seiner Erzählung fort.

„Man ist übernächtig, Herr; es weiß keiner, der sich schlafen legt, ganz bestimmt, ob er am andern Morgen wieder aufstehen wird, oder ob ihn nicht der Schlag trifft über Nacht. Es kann einem aber zu Nachtzeiten noch schlimmeres zustoßen als der Schlag, besonders jenen, denen Waisengelder das Gewissen drücken. Als Aloisi zum erstenmal in der alten Mühle über Nacht gewesen war, da erschien er am andern Morgen als ein ganz anderer Mensch. Sein Gesicht war ledergelb und sein Haar grau geworden in Einer Nacht. Man hat ihn seither nicht mehr lachen sehen, keinem hat er seither die Hand geschüttelt, wie es sonst sein Brauch war; er wich den Leuten aus und schlich seine einsamen Wege, wie der Schatten an der Wand. Auch hätte man ihn, sobald die Nacht einbrach, mit keinen vier Rossen in die Mühle hineingebracht. Man wollte wissen, es sey ihm in jener Nacht etwas, das weder Fleisch noch Bein hatte, vor sein Bett gekommen und habe ihm von seiner Vogtschaft vorgerechnet. Man sprach nicht laut davon, denn Aloisi war ein Mann, hablicher und angesehener als je zuvor. Item, in der Mühle ging er nicht zum zweitenmal zu Bett, sondern quartirte sich wieder in sein altes Strohhaus ein. Beim Mahlen hanthirte er nur so lange der helle Tag ihm dazu leuchtete."

„Aber wer's hat und vermag, weiß sich zu helfen. Aloisi ließ einen Maurermeister und einen Zimmermeister zu sich bescheiden, welche ihm den Riß zu einem neuen hoffährtigen Stock* verfertigen mußten, der zunächst neben die alte Mühle gebaut werden sollte. Die Akkorde wurden abgeschlossen, Holz und Steine herbeigeführt und der Bau begann. Es war, als ob Aloisi es kaum erwarten möge, das Haus fertig zu sehen; er trieb und jagte, als ob es ihm um jeden Sonn- und Feiertag leid thue, der die Arbeit unterbrach. Bei der Aufrichtung wurde nicht gespart; Wein und Schnaps floßen, als ob Aloisi die Uerte auf eine Vogtsrechnung setzen könnte. Es ging aber doch nicht lustig dabei zu, sondern eher wie an einer Gräbt, weil der Zimmergeselle, der den Spruch hatte halten sollen, von der First hinunter fiel und das Bein brach. Der Stock war noch lange nicht ausgebaut, als sich Aloisi ein Stüblein drin einrichten ließ. Er müsse wissen, ob die Müllerknechte während der Nacht auch richtig aufschütteten, sagte er, und im neuen Stock könne er's so gut hören, als ob er in der Mühle selbst läge. Ließ sich also dort ein Bett zurechtmachen und zog eines kühlen Abends zum schlafen hinüber. Während der Nacht wollen die Müllerknechte sonderbare Stimmen und dann Aechzen

---

* „Stock" nennen die Schweizerbauern kleinere, gewöhnlich neben dem großen Bauernhaus stehende Wohngebäude, wohin sich in der Regel die Eltern zurückziehen, wenn die Wirthschaft von einem der Söhne übernommen wird; sonst jedes Wohnhaus ohne angebaute Wirthschaftsgebäude.

und Gestöhn in dem neuen Stocke gehört haben. Als einer am andern Morgen hinüberging, fand er den Aloisi in seinem neuen Bau an einem batzigen Hälsig* hangen; sein Gesicht sey ganz blau gewesen und die Zunge habe er spannenweit herausgestreckt. Unter den Leuten ging allgemein die Rede, der, welcher dem Aloisi schon einmal etwas vorgerechnet Nachts zwischen zwölf und eins, sey aus der alten Mühle in den neuen Stock auf Besuch herübergekommen und habe mit seinem Rechnungsexempel von vorn angefangen; darüber hätte sich der Müller erhenkt."

„Von dem Augenblick an, da man den Aloisi in seinem grauen Müllerrocke am Hälsig hangend gefunden hatte, rührte sich in dem halb ausgebauten Hause weder Hammer noch Hobel noch Maurerkelle mehr. Wer hätte es vollenden und drin wohnen mögen? Da stand es lange neben der alten Mühle und starrte mit seinen ungeglasten Fenstern wie aus hohlen Augen in die Welt, und wer daran vorüber ging, bekreuzte sich. Des Müllers Erben entschlossen sich zuletzt, das öde Gebäu um ganz geringen Preis einem Mann aus einem fremden Dorfe zu verkaufen, der es abbrach und vom Platze führte, um es anderswo wieder aufzurichten. Im Dorfe hielt es jeder für ein Glück, und es war allen, als falle ihnen ein Stein ab dem Herzen, als die Balken und Riegelhölzer, die Bretter und Ziegel auf Wagen geladen und fortgeführt wurden. Denn seitdem die Waisenkinder vergantet worden waren, schien das Unglück in die Gemeinde eingezogen zu seyn. Die Engerlinge nahmen überhand, die Kühe verwarfen und die Gemeinderäthe kamen zum Geldstag einer nach dem andern."

Bei diesen Worten entfuhr dem alten Wurzelgräber ein schwerer Seufzer, er schwieg und schien den alten Zeiten nachzusinnen. Um ihn zu wecken, fragte ich, ob denn das Gebäude hier am Berg oben wieder aufgerichtet worden sey? „Nein, Herr," erwiederte der Gentianengräber; „erst kam es noch anders."

„Schaut jetzt dort links hinüber, Herr, woher die rothen Ziegeldächer schimmern. In jenes Dorf wurden Holz und Steine geführt; dort ward das Haus wieder aufgebaut. Der Käufer hatte sich bei seiner theuern Seele verschworen, den Balken, an welchen der Müller seinen Strick fest geknüpft hatte, nicht wieder zum Bau zu verwenden, sondern zu verholzen und zu verbrennen. Aber der Geizteufel muß ihn geritten haben. Er hätte besser gethan seinen Schwur zu halten; der Schaden wäre kleiner gewesen. Das Gebäude war kaum aufgerichtet und gedeckt, so erhob sich unversehens ein starker Sturm; der Wind fuhr unter das hohle Dach und stieß das Haus über den Haufen. Hat aber nicht nur den Bau, sondern auch den Mann über den Haufen geworfen. Am Bauen hat sich schon mancher überlüpft,* und erst noch mit solchem Holz und solchen Steinen, wo des Teufels Segen darinne steckt! Zum Bauen braucht man Geld, und weil keines mehr da war, so wurde vorläufig nicht wieder an's Aufrichten gedacht, sondern zur Noth, was noch gut und ganz war, aus dem Schutt hervorgezogen, das Holzwerk auf einander geschichtet, die unbeschädigten Ziegel zusammengelegt und die Steine auf einen Haufen gebracht. Man hätte den Plunder billig haben können; aber wer hätte ihn kaufen mögen? Wußte ja jetzt keine Seele mehr, an welches Stück Holz Aloisi seinen Hälsig befestigt hatte, dran er sich erhenkt! Kein Span davon wurde gestohlen, kein Pfosten und kein Riegel ward vermißt, so sehr auch die armen Leute im Winter Holz benöthigten. Es konnte sich's eben jeder an den Fingern abzählen, daß ein schwerer Fluch auf dem Dinge lag."

„Aber hört, Herr," unterbrach sich hier der Genzianengräber, „mir scheint, Ihr thätet besser, dran zu denken unter Schirm zu kommen, als noch länger auf meine Geschichten zu hören. Denn mit Schein, Herr, seht Ihr mir nicht darnach aus, als ob ein Gewitter mit Platzregen hier auf offener Weide zu Euern Liebhabereien gehörte."

(Fortsetzung folgt.)

* „Hälsig": Strick, womit man das Vieh anbindet.

* „Sich überlüpfen": sich über seine Kräfte anstrengen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der Limmat, Mai.

(Fortsetzung)

Zürichs politischer Charakter.

Ueberhaupt charakterisirt sich unser Züricher Leben im Ganzen und Allgemeinen durch den rührigen Industrialismus, der hier im Bunde mit der Agrikultur seine Tempel aufgeschlagen hat. Die Industrie macht den Menschen unternehmend, für praktische Neuerungen empfänglich, dem Fortschritt geneigt, beweglich; zugleich aber drückt sie, wo sie — England liefert uns das Beispiel im vergrößerten Maßstabe — mit Erfolg und Freude

getrieben wird, vermöge ihrer künstlichen, vielfach in einander geschlungenen Interessen, den Schwindel politischer Ueberstürzungen durch ein heilsames conservatives Gegengewicht herab. Kommt dann hierzu noch die Abwesenheit fast jeglichen Fabrikproletariats, wie im Kanton Zürich, wo man nicht leicht einen Arbeiter findet, der nicht sein Haus nebst kleinem Acker- oder Gartengelände besäße, so hat man leicht den Schlüssel zu jenem praktischen, besonnenen Liberalismus im bessern Sinne, in welchem sich nach und nach fast alle Parteischichten unseres Kantons begegnen, der von Streichler und seinem neuen „schweizerischen Volksblatte" repräsentirte Socialismus kaum ausgeschlossen. Durch diese industriell liberale Richtung bestimmt sich auch die Verschiedenheit der beiden Kantone Zürich und Bern. Das Gesicht der Stadt Zürich mit ihren reizenden Dependencen der Seedörfer, Villen und Weiler, in dem behaglichen, comfortablen, großstädtische und idyllische Elemente verschmelzenden „Durcheinander" ihrer Bauart — gestatten Sie mir den Gutzkow'schen Roman-Terminus — ist ein zur Zukunft, zum frischen, freudigen Leben der Gegenwart, das der würdigen Matrone Bern mit ihren enggeschlossenen, monotonen Häuserreihen ein etwas stark nach der Vergangenheit gerichtetes. Das macht, der Kanton Bern ist nicht in den Fluß der industriellen Interessen der Gegenwart hereingebracht, seine Existenz ruht auf dem Ackerbau, dem festen Grundbesitz; die Pulsader des industriellen Lebens der Schweiz, ihres Handels und Verkehrs geht nicht durch ihn hindurch. Wir begreifen wohl, wie die schrofferen politischen Gegensätze dieses Kantons, die verschiedenartig gemischten Elemente seiner Bevölkerung ein anderes, conservativeres Regierungssystem bedingen als in Zürich; aber wir glauben auch an die Dauer des bestehenden Zürcherischen Systems, weil es mit den praktischen Interessen des Landes zu eng verflochten ist, weil es sich auf den Industrialismus stüzt. Sie kennen unstreitig das schöne Wort unseres unvergeßlichen List: „Kommen Handel und Industrie irgendwo auf, so darf man gewiß seyn, daß die Freiheit nicht fern steht." — Es ist ein sehr fühlbarer Unterschied zwischen dem Vierwaldstätter und dem Züricher See, nicht bloß in Beziehung auf die äußere Gestalt und Umgebung. Zwei Dampfboote gehen im Sommer auf dem erstern, zu Nutz und Frommen der english und german travellers, und fast einzig mit diesen befrachtet; auf dem Züricher See unterhalten vier Dampfer (der vierte, der „Schwan," ist kürzlich hinzugekommen) ununterbrochen die regste Verbindung. An Freitagen, wo die Leute vom Land ihre Produkte in die Stadt bringen, gibt das rege Gewühl auf allen Plätzen und Straßen ein lebendiges Bild vom Leben und Wohlstand dieses Zürichgaus.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Schlesien, Mai.

(Schluß.)

Oberschlesische Zustände

Aus Oberschlesien hören wir wieder schlimme Zeitung. Neben dem Branntweingifte droht dort wieder das hohläugige Hungergespenst in den allgemeinen Elendszuständen hervorzutreten, und der Wohlthätigkeitssinn von 1847 und 1848 hat den unglücklichen Landbewohnern keine nachhaltige Hülfe gebracht und konnte sie nicht bringen. Es war diese Hülfe nur ein Palliativmittel, und wenn die Regierung nicht mit großer Energie das Uebel an der Wurzel angreift, so dürfte eine frühere oder spätere Wiederholung der furchtbaren Tragödie — des buchstäblichen Verhungerns — in Aussicht stehen. Jede Schilderung der Verhältnisse des polnischen Oberschlesiers bleibt stets hinter der Wirklichkeit zurück. Nur die eigene Anschauung seines furchtbaren Elends vermag einen Begriff davon zu geben. Und dennoch ist gerade dieser Theil Oberschlesiens, wo die polnische Zunge vorherrscht, keineswegs eine öde Kiefernwüste mit einem undankbaren, von Erz und Kohlen durchstrahlten Boden. Mit Wohlgefallen schweift vielmehr das Auge des Reisenden über anmuthige Hügel und Thäler, Felder, Wiesen und Wälder in ergözlicher Abwechslung der Landschaften; aber es fehlt den Leuten an pekuniären Mitteln zur Ausbeutung ihres Bodens, und wohl vor allem an jenem sittlichen Triebe zur Thätigkeit, in welchem alle Kultur ihren Ursprung und Fortgang finden muß. Um den rohen Stumpfsinn des polnischen Oberschlesiers zu überwinden, der ihn nicht viel über den Instinkt des Thieres im Selbsterhaltungstriebe erhebt, müßte zu seiner Civilisation ein eigenes praktisches Erziehungssystem in's Werk gesezt und beharrlich durchgeführt werden, während er jezt an Intelligenz und praktischer Thätigkeit noch unter der Stufe steht, welche der rothhäutige Indier nach Coopers und Washington Irvings Schilderungen einnimmt. Der Boden eignet sich durchweg theils für den Flachs-, theils für den Runkelrüben- und Tabaksbau, und die Regierung müßte industrielle Unternehmungen aller Art, Zucker-, Spinn- und Tabaksfabriken und dergleichen auf alle Weise in diese Distrikte zu ziehen und zu begünstigen suchen. Anfangs durch Zwang, später durch moralische Einwirkung unter Mithülfe der katholischen Geistlichkeit müßte der in seinem rohen Sensualismus verthierte Oberschlesier zu einer geregelten Thätigkeit gebracht werden. Dann würde sich mit den Früchten seines Fleißes, die natürlich nicht in der nächsten Judenschenke sogleich für Kartoffelfusel aufgehen dürften, hoffentlich das Wohlgefallen an einer bequemern und bessern Lebensweise finden, sobald nur erst Einzelne mit gutem Beispiele in Haus und Familie vorangingen. Die Germanisirung des früher ganz polnischen Schlesiens hat historisch bewiesen, daß solches möglich ist. Inzwischen hätte die Volksschule bei dem heranwachsenden Geschlechte eine große Aufgabe zu lösen, die in nichts Geringerem besteht, als die Kinder des oberschlesischen Häuslers aus Ferkeln zu Menschen zu machen. Geschieht nicht bald auf die angegebene oder andere zweckmäßige Weise etwas Wesentliches, so geht das polnische Oberschlesien seinem sichern Untergange entgegen. Das Gift des Hungertyphus nistet noch in den Jammerhütten; die meisten akuten Krankheiten treten mit dem typhösen Charakter auf. Der mächtige Auswanderungstrieb, der in der lezten Zeit die Gemüther in Deutschland so gewaltig ergriffen hat, macht sich jezt auch im polnischen Oberschlesien geltend. Schullehrer, Privatbeamte und einzelne Landleute sind es, welche das erste Contingent zur Auswanderung von hieraus bilden werden, und zwar wollen sie ihre Richtung nach Chile nehmen, in der Hoffnung, dort im beständigen Frühlinge der Natur auch den ihres Lebensglückes zu finden.

Mit Räuber- und Raubmordwirthschaft, Brandstiftungen, Diebereien und Verbrechen aller Art ist unser grünes Schlesien heimgesucht troz Italien. Fast jede Zeitung bringt Nachrichten darüber, und die Schwurgerichte haben damit vollauf zu thun. Seltener werden die politischen und Preßprozesse; doch kamen in Liegnitz vier Anklagen vor: wegen Majestätsbeleidigung, Aufreizung zum Ungehorsam gegen die Geseze und wegen Hochverraths in Folge der Theilnahme an der Stuttgarter Nationalversammlung. In der lezten Sache hatte der Staatsanwalt auf die Strafe des Rades von unten auf angetragen. Zum Glück befindet sich der Verurtheilte längst in Amerika, und weiß was seiner im Vaterlande wartet.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 144 Dienstag, 17. Juni 1851.

Court holy-water in a dry house is better, than this rain-water out o'door.
Shakespeare.

Der verlassene Bau.

(Fortsetzung.)

Es war in der That ein Gewitter im Anzuge. Schwarzgraue Wolken mit unheimlichem kupferfarbenem Rande, in dem bereits der Donner leise murrte, bedeckten den westlichen Himmel und warfen einen dunkeln Schatten auf die Abhänge des Leberbergs und die weite Ebene, durch welche die Aar sich schlängelt, deren Wasser den Silberglanz verloren hatte und ganz bleigrau und abgestanden aussah. Je düsterer der Anblick des Himmels und der Landschaft gegen Westen war, in um so helleren, glänzenderen Farben strahlte der Süden und Osten. Die Schneeberge und Gletscher, durch die eigene, Gewittern vorangehende Durchsichtigkeit der Luft dem Auge ganz nahe gerückt, glitzerten wie von gediegenem Silber und zeichneten sich mit den schärfsten Umrissen auf einem grünlichen Himmel. Die zwischenliegenden niederen Berge, die Wälder und Felder übergoß ein grellgelbes Sonnenlicht. Ganz nahe, fast greifbar erhob sich im Südosten der finstere Pilatus. Meine meteorologischen Erfahrungen belehrten mich, daß keine Zeit mehr zu verlieren war, wenn ich mit den Freunden noch vor Ausbruch des Gewitters unter Dach und Fach kommen wollte. So gern ich das Ende der Geschichte meines neuen Bekannten gehört hätte, so durfte ich mich doch keinen Augenblick länger besinnen, seinem gutgemeinten Rathe zu folgen. Mit kurzem Abschiedsgruß stieg ich wieder in die Schlucht hinunter, woher ich gekommen war, indem ich mich von Felsstufe zu Felsstufe schwang und an den Gesträuchen hielt, die in den Felsspalten wurzelten. Ich traf meine Freunde sorglos suchend, wühlend und hämmernd. „Aufgepackt, ihr Maulwürfe in urweltlichem Meeresgrund, so fern ihr nicht den Beruf fühlt, mit nächstem euch vom Regenwasser ertränken und von diesen Mergellagern, die ohne Zweifel bald in eine „schöne Bewegung" gerathen werden, zudecken zu lassen, wo euch in spätern Zeiten ein glücklicher Kollege herausscharren und als äußerst interessante homines diluvii testes und Paradestücke in Hugis geologischem Kabinet aufstellen wird, um dort einer seligen Urständ entgegen zu harren!" Auf diese meine eindringliche Aufforderung antwortete der Mergelkönig mit einem ziemlich unverständlichen Grunzen, wühlte einen frischen Felsblock aus der Lehmschicht, in die er sich eingebohrt hatte, und begann, ohne fernere Notiz von mir und meinen Reden zu nehmen, denselben unentwegt mit dem Geologenhammer zu bearbeiten. Die andern waren jedoch weniger begierig, in der engen Bergschlucht von einem Gewitterregen überfallen zu werden. In aller Hast raffte jeder die erbeuteten Teufelsfinger, Ammonshörner, Seesterne und andere steingewordene Ungethüme zusammen und packte, was Platz fand, in den Waidsack des Helden von Vicenza, den Rest aber in die eigenen Taschen. Nachdem wir Freund G. nochmals zum Rückzug aufgefordert, brachen wir auf und folgten im Eilmarsch dem Laufe des Baches, während schon schwere Tropfen fielen, in den höheren Schluchten des Gebirgs der Sturm zu tosen begann und in den schwarzgrauen Wolkenschichten, die nun unsern Zenith erreicht hatten, der Donner bereits ganz tüchtig kanonirte.

Kaum hatten wir die Schlucht verlassen, so öffnete der Himmel seine Schleusen. Das nächste Dorf lag wenigstens eine halbe Stunde abseits. Da fiel mir das öde Haus auf dem Brombeerhügel ein. Es mußte

sich in unserer unmittelbaren Nähe befinden; dort konnten wir wenigstens nothdürftigen Schutz vor dem ärgsten Wind und Platzregen finden. Da stand es wirklich kaum hundert Schritte vor uns! Ein allgemeines Hurrah begrüßte es und im Sturmschritt erklimmten wir den Hügel, hinter uns her keuchend der Bürger von Rom, beladen wie ein Schiff der Wüste. Das Gebäude, das wir nach wenigen Minuten erreicht hatten, sah trostlos und unheimlich genug aus. Es war nach Landesbrauch aus Fachwerk gebaut; die unverglasten Fenster, die Thürlöcher schauten wie die hohlen Augen aus einem Todtenschädel. Von innerer Einrichtung war nichts vorhanden und die Mauersteine traten roh und unverpuzt zu Tage. Das Holz des Fachwerks und Dachstuhls war keineswegs neu, sondern bereits von der Zeit gebräunt, die Ziegel hatten, wie ich es bereits durch mein Fernrohr bemerkt, jene dunkle Färbung, welche sie erhalten, wenn sie lange den Einflüssen der Witterung ausgesezt waren, und einige davon zeigten sich schon mit Moos bewachsen. Zu den offenen Fensterlucken hinein war Brombeergesträuch gewachsen, hatte innen Wurzel gefaßt und wucherte üppig im öden Raume. Das erste, was ich beim Eintritt erblickte, war Gregori, der Gentianengräber, welcher gleich uns hier Obdach gesucht, aber auf einem kürzeren Weg zum verlassenen Bau gelangt war als wir.

Unser dringendstes Bedürfniß war nun, Schuhe und Kleider zu trocknen. Es wurden deßhalb Späne und Reiser zusammengelesen und bald loderte in Mitten der vier Mauern ein prasselndes Feuer. Wir wälzten etliche Steinblöcke um dasselbe, die als Sitze dienen sollten, lagerten uns in malerischen Stellungen und zündeten unsere Cigarren an. Die helle Flamme und das Gefühl unter Dach zu seyn, während draußen der Sturm tobte und der Regen in Strömen fiel, versezte uns in die behaglichste Stimmung, welche uns für den Augenblick nichts anderes vermissen ließ, als den Rest unseres Mundproviants, der in der Verwirrung des eiligen Rückzugs in der Schlucht zurückgelassen worden war, und worunter sich auch einige Flaschen edlen Veltliner Gewächses befanden.

„Jammerschade um den Wein!“ klagte der Professor und starrte wehmüthig in das Trinkgefäß von lakirtem Leder, das nutzlos und inhaltsleer in seinen Händen ruhte. Der Bürger von Rom antwortete mit einem pfiffigen Lächeln, griff nach dem Waidsack, den er sachte bei Seite gelegt hatte, und langte zu unser aller Erstaunen zwei ganze volle und wohlverschlossene Flaschen daraus hervor. Er habe dafür das große Ammonshorn des Herrn Forstinspektors zurückgelassen, erläuterte der praktische Soldat. Das Horn sey von Stein und ihm könne in der Schlucht oben jedenfalls nicht so leicht etwas passiren als solchen zerbrechlichen gläsernen Gefässen. Ueberdieß sey in lezterem Wein, in ersterem aber keiner. Erst machte der Forstmann Miene böse zu werden, wurde jedoch überstimmt, indem wir andern dem Einfall des Helden von Vicenza den vollsten Beifall zollten, und gab sich endlich zufrieden, als dieser versprach, die versteinerte Schnecke aus der Schlucht hervorzuholen, sobald das Gewitter nachgelassen haben werde. Unterdessen hatte sich bereits der angenehme Schall des Propfziehers hören lassen, und bald ging das schwarze Ledergefäß mit perlendem Veltliner im Kreise herum, in welchem sich, wie billig, auch der alte Genzianengräber befand.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate in Schleswig-Holstein.

(Fortsetzung.)

V.

Ausflug in das Sundewitt.

Am 7. Mai hatte die schleswig-holsteinische Armee unter Bonin's Führung die Erfolge bei Gudsöe erfochten, Fridericia darauf in weitem Halbkreise umschlossen und die regelmäßige Belagerung des sehr festen Platzes begonnen. An rasche Einnahme der sehr umfangreichen Festung war nicht zu denken, da dieselbe sich von Fühnen herüber stets mit frischen Mannschaften und neuen Lebensmitteln versorgen konnte. Nur eine plötzliche Ueberrumpelung hätte den wichtigen Platz in die Hände der Belagerer bringen können. Dazu aber gehörte ein ungleich stärkeres Belagerungsheer, als unter Bonin's Oberbefehl vor der Festung lag. Die Schleswig-Holsteiner vermißten gerade während jener Belagerung höchst schmerzlich eine, wenn auch nur kleine Flotille. Die wenigen Schiffe und Kanonenboote, die sie besaßen, lagen bei Kiel, Eckernförde und an den Küsten Holsteins, oder kreuzten zwischen den friesischen Inseln der Westsee, um diese vor einer abermaligen dänischen Occupation zu schützen. Jeder nur einigermaßen hellblickende Laie mußte einsehen, und sah es auch ein, daß ohne Seemacht nun und nimmer an eine Einnahme Fridericia's zu denken sey, und dennoch ließ die sogenannte deutsche Flotte kein Sterbenswort von sich hören, feuerte keinen Kanonenschuß auf dänische Schiffe ab und machte noch viel weniger Anstalt auszulaufen, um auf eine oder die andere Weise das Belagerungsheer von der Seeseite aus zu unterstützen. Die Macht des Reichsverwesers war freilich damals leider schon eine sehr precäre geworden, die Nationalversammlung ihrer Auflösung nahe. Dennoch hätte bei ernstem Willen noch immer etwas gethan werden können, namentlich von Seiten der Flotte, die, eine Schöpfung der Nation, unmittelbar vom Reichsverweser abhing, unter dessen Auspicien ja das Reich den Krieg gegen Dänemark

führte. Allein es geschah bekanntlich gar nichts, und ich kann nicht umhin auszusprechen, daß schon damals in Folge der seltsamen Kriegführung unter den besten Patrioten nach und nach die Meinung Geltung gewann, es werde ein zweifacher Krieg gegen Dänemark geführt, ein Reichskrieg von Seiten Deutschlands, der wenig oder nichts zu sagen habe, und ein speziell schleswig-holsteinischer, bei dem es heiliger Ernst sey. Beide Kriege seyen scharf zu scheiden, denn sie hätten eigentlich nichts miteinander gemein, was deutlich genug daraus zu ersehen, daß die schleswig-holsteinsche Armee, obwohl sie unter dem von der Krone Preußen geliehenen Reichsfeldherren Prittwitz stehe, stets ganz allein für sich operire und durchaus in keiner Weise weder direkt noch indirekt von Reichstruppen unterstützt werde.

Die Wahrheit dieser Behauptung anzuerkennen fiel patriotischen Herzen nicht allein schwer, sondern war ihnen völlig unmöglich. Schon die bloße Annahme, daß die Sachen sich so oder ähnlich verhalten könnten, kam einem vollständigen Landesverrathe, einer beispiellosen Felonie gleich. Ich selbst hatte immer zu denen gehört, welche die schon während des ersten Kriegsjahres von der Demokratie laut ausgesprochene Behauptung, daß man in Schleswig-Holstein nur ein verrätherisches Spiel treibe, lebhaft bestritten. Noch im Jahr 1849 glaubte ich bestimmt, diese so gern die Dinge auf die Spitze treibende Partei täusche sich entweder selbst oder bemühe sich das Volk zu täuschen, um verdeckt gehaltene Zwecke damit zu erreichen. Auffallen mußte es allerdings, daß von Thaten der Reichstruppen, die in unglaublich langsamen Märschen die Ostküste Jütlands besezten und den Feind nie und nirgends erreichen konnten, so gut wie gar nichts verlauten wollte. Die größeren Hafenorte und Flecken im Innern der Halbinsel wurden indessen nach und nach von diesem zahlreichen Truppencorps besezt, meistentheils ohne Schwertstreich, bis das Land etwa zur Hälfte in deutschen Händen war.

Wenig mehr erfuhr man von der im Sundewitt liegenden Brigade, deren Vorposten bis an das Norderthor Flensburgs reichten. Das Sundewitt war im ersten Kriegsjahre ein Haupttummelplatz hartnäckiger Kämpfe gewesen; auch beim Wiederbeginn des Krieges hatten die eisernen Loose in diesem gesegneten Lande viele Opfer gefordert, und wer nur einigermaßen mit den Verhältnissen und der Lage des Landes bekannt war, mußte sich sagen, daß, solle überhaupt das Schwert ein Gewicht in die Wagschaale der Entscheidung werfen, die Fluren des Sundewitt noch wiederholt Zeugen sehr heftiger Kämpfe zwischen Dänen und Deutschen werden müßten. Es geschah aber schon seit ein paar Wochen nichts in diesem Theile des schleswigischen Landes. Man schanzte auf den erstürmten Höhen von Düppel, man schleppte Kanonen hinauf, verwandelte die Sandhügel in eine Reihe unersteiglicher Bastionen, aber es fiel der Reichsarmee nicht ein, die noch immer am Alsensunde auf dem Festlande stehenden dänischen Truppen anzugreifen. Wurden dann und wann einige Kugeln gewechselt, so hatten sicherlich die Dänen einen Angriff versucht, der deutscherseits nothdürftig abgewiesen wurde, wozu nicht gerade ein sehr hoher Grad von Kriegskunst gehörte.

Bei dieser halben Waffenruhe konnte es nicht fehlen, daß häufig Militärs von den im Sundewitt liegenden Reichstruppen nach Flensburg kamen, oder Erkrankte auf einige Zeit daselbst der Wiedergenesung wegen sich aufhielten. Mit diesen trafen wir Bürgerliche oft zusammen, da sie im Lazareth nicht streng gehalten wurden. Ohne Ausnahme führten sie über die unbegreifliche und widerliche Kriegführung unverholen Klage, und ihre Lamentationen schlossen gewöhnlich mit den Worten: „Wer's nicht glauben will, der komme und sehe selbst!“

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der Trave, Mai.

Politische Stimmung.

Die Bewohner Deutschlands und die Kinder des Travegeländes sprechen zwar eine und dieselbe Sprache, dennoch aber lagen sie bisher einander ziemlich fern, weßhalb sie sich auch fremder und unbekannter blieben, als gut war. Die mehr und mehr vorschreitenden Eisenbahnarbeiten werden demnächst dieser Entfernung ein Ende machen, wodurch die Travebewohner nur gewinnen können. Vorläufig hat die Stadt Lübeck dem großen Vaterlande wenigstens den kleinen Finger gereicht, ich will nicht sagen zu rascherer, wohl aber zu billigerer Verbindung hinsichtlich des geistigen Austausches. Wir haben uns nämlich dem deutsch-österreichischen Postverein angeschlossen, soweit Briefe von der Thurn- und Taxisschen Post nach Deutschland und weiter befördert werden. Ob die städtische Postverwaltung ein Gleiches thun wird, müssen wir abwarten. Gar zu bald ist ein solcher Schritt



nicht zu erwarten, da mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden sind, manchem Altherkömmlichen dabei — mit Erlaubniß der Radikaldemokraten sey es gesagt — Rechnung getragen werden muß. Geht es aber auch nur langsam vorwärts, so wollen wir an chinesischen Stillstand Gewöhnte doch schon zufrieden seyn, wenn wir nur den guten Willen bemerken. — In politischer Beziehung dagegen schließen wir uns treu und fest dem Gesammtvaterlande an, d. h. wir beeifern uns nicht zurückzubleiben hinter andern Staaten im Rückschritt. Will man billig und gerecht seyn, so muß man zugeben, daß es eigentlich nicht wohl anders seyn kann. Durch die ungeheure Gährung der lezten Jahre ist der ganze politische Sauerteig nur verdorben worden. Es ist also gar kein Wunder, wenn einige ihn als unbrauchbar ganz wegschütten, andere sich um dessen Benuzung oder etwaige Erprobung gar nicht mehr bekümmern. Lezteres scheint man hier für das Beste, für das Bequemste zu halten. Beweis dafür ist die geringe Betheiligung der Staatsbürger an den Neuwahlen für die Bürgerschaft. Unser Freistaat ist zur Zeit noch im Besiz des allgemeinen Wahlrechts, was selbstverständlich eine bedeutende Anzahl Wahlberechtigter auch in einem kleinen Staatswesen ergibt. Vor zwei Jahren zeigte sich dieß deutlich. Damals belief sich die Zahl der ausgetheilten Wählerkarten auf 3002, während dießmal nur 1400 begehrt wurden. Darf man von diesem Ergebniß einen Schluß machen auf die Theilnahme des Volks an dem öffentlichen Leben, und man ist dazu selbst genöthigt, so möchte man fast an gänzliche politische Erschlaffung glauben. Die regierungseifrige Partei, so sieghaft in ganz Deutschland, erhält dadurch noch mehr Muth, ihren Plan konsequent durchzuführen. Zum Glück wird ein so kleiner Staat, wie Lübeck, an dieser Gleichgültigkeit der Menge nicht zu Grunde gehen, da von Haus aus nur geringe Bewegung in dem Getriebe unserer Staatsmaschine sich kundgegeben hat, dieselbe aber doch niemals in auffallende Stockung gerathen ist.

Gewissermaßen als städtisches Fest ward hier das fünfzigjährige Amtsjubiläum des Senator Dr. Curtius begangen, des ältesten unserer Senatoren. Nicht bloß der Senat und alle hiesigen Behörden beschickten den Jubilar durch Deputationen, auch aus der Ferne, besonders von den übrigen Hansestädten erhielt derselbe vielfache Beweise ehrender Auszeichnung, ebenso von den zahlreichen hier lebenden Consuln fremder Mächte. Daß seine eigene Familie möglichst viel beitrug zur Verherrlichung des Tages, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Uebrigens ist in den lezten Wochen nichts vorgekommen, was in weiteren Kreisen Interesse erregen könnte.

(Schluß folgt.)

Von der Limmat, Mai.

(Fortsezung.)

Kunst

Es ist schon vielfach darauf hingewiesen worden, daß das vorwiegend materielle und industrielle Streben unserer Zeit die vorzugsweise gefühlige Kunst der Musik begünstige, welche die Sinnlichkeit mehr anregt als die geistige Kunst der Poesie. Es ist eine alte Klage, daß die Oper unser Schauspiel, das Virtuosenthum das ächte Künstlerwesen beeinträchtige. Man könnte noch weiter gehen, indem man den alle wahre und tüchtige Kunstpflege nach und nach paralysirenden, den tiefern Schönheitssinn in dem lebenden Geschlechte mehr und mehr verflachenden Dilettantismus auf Rechnung der so allgemein werdenden Musikpflege, namentlich auf Rechnung des so allgemein betriebenen Klavierspiels sezen dürfte. Das Hoffmann'sche: „In jedem Haus ein Klimperkasten," gilt auch ganz von den gebildeten Kreisen von Zürich. Virtuosen, wie jüngst noch Stigelli, der jezt in London Triumphe feiert, waren hier stets glänzend aufgenommen. Vom Lißzt-Enthusiasmus so mancher sonst sehr besonnenen, vernünftigen Zürcherin könnte ich Ihnen die pikantesten Anekdoten erzählen. So bewahrt einer unserer radikalsten bluestockings das Andenken an den gefeierten „Spielmann dieser Zeiten," „dem alle zarten Seelen sind verwandt," nicht im Herzen, nein, in Spiritus, nicht in Gestalt einer Haarlocke, eines Handschuhs oder eines Autographs, nein, in Gestalt eines Stücks Schinken auf, das Franz Lißzt auf seinem Teller liegen lassen.

Im Winter, der vorzugsweise unsere musikalische und theatralische Saison bildet, findet im Saale der Casinogesellschaft wöchentlich ein Concert statt. Um diese Concerte hat sich im verflossenen Winter der geniale Richard Wagner, welcher gegenwärtig sich hier aufhält, sehr verdient gemacht. Es wurden unter seiner Leitung dem hiesigen Publikum, das freilich zum größten Theile, wie anderwärts auch, nur allzu sehr von jener korrupten, aber fashionablen Vorliebe für die süße Oberflächlichkeit der modernen Italiener angesteckt ist, die bedeutendsten Sonaten von Meister Beethoven in einer so kunstvollen Ausführung geboten, wie wir sie hier noch nicht erlebten. R. Wagner ist so recht geschaffen für die Leitung der Beethoven'schen Meisterwerke. Da verwandelt sich sein Taktirstock, den er mit eben so viel Grazie als Energie zu handhaben versteht, zum Zauberstabe, zum Mosesstecken, der das tiefste, innerste Geheimniß Beethoven'scher Tongedanken erschließt und auch aus einem verhältnißmäßig schwachen Orchester eine ungeahnte Kraft und Fülle der Töne hervorzulocken weiß. Jedenfalls ist auf diesem Felde seine revolutionäre Energie weit besser angewandt als bei Dresdener Aufständen oder auf dem Gebiete der Aesthetik, wo er sie etwa à la Maximilian Robespierre handhabt. Zeuge seines ästhetischen Radikalismus ist sein „Kunstwerk der Zukunft," dessen Pointe in einer Anwendung des Kommunismus auf die Kunst liegt. Außerhalb des Theaters räumt er weder der Architektur, noch der Plastik, noch der Musik, Orchestik oder Poesie irgend ein Recht zur Existenz ein. Er charakterisirt unsere moderne Kunst — und darin mag er vielfältig Recht haben — als die Kunst der Willkür, der Mode, des Luxus, und weist auf ein neues, gesundes Volksleben als die Basis der Kunst der Zukunft hin. R. Wagner ist in der bei einem modernen Musiker gewiß doppelt anerkennenswerthen und seltenen Vereinigung des gebildeten Theoretikers, des Kunstphilosophen und talentvollen producirenden Künstlers gewiß eine höchst bedeutsame Erscheinung; schade nur, daß er sich in seinen Theorien, wie es scheint, in immer starrere Einseitigkeit verrennt. So wird demnächst ein neues kunstphilosophisches Werk über das Verhältniß der Dichtkunst und Tonkunst von ihm erscheinen, das er bereits einem größern Kreise hiesiger Freunde und Bekannten in einer Reihe von Vorträgen im Manuscript mitgetheilt hat. Ihr Berichterstatter hatte selbst einmal das Glück, zu einem dieser Vorträge, oder vielmehr zu einer Vorlesung des Textes seiner neuesten Oper: „Siegfrieds Tod," nach dem Nibelungenliede, eingeladen zu seyn. Allein statt des verheißenen Operntextes, auf den das Auditorium im höchsten Grade gespannt war, trug Wagner unverzeihlicher Weise, wie er denn sein philosophisches Talent ungleich höher zu taxiren scheint, als sein musikalisches, ein Fragment aus jenem theoretischen Werke über das Verhältniß von Musik und Poesie vor. Wir müssen indessen, da sich Wagner in gar zu nebelhafte Deduktionen verlor, gestehen, nicht im Stande gewesen zu seyn ihm ganz zu folgen. Gewiß haben dieß auch nur wenige der Anwesenden vermocht. Wir hörten unter andern, daß er den fünffüßigen Jambus ein „fünffüßiges Ungeheuer" nannte, und die Weimaraner Schauspielerinnen lobte, welche sich einst in der Schule Goethe's vor jener rhythmischen Neuerung sträubten.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 145. Mittwoch, 18. Juni 1851.

— They tax our policy,
Count wisdom as no member of the war.
They call this bed-work, mappery, closet-war!
Shakespeare.

Vier Monate in Schleswig-Holstein.

(Fortsetzung.)

Diese nicht eben sehr ermuthigend klingenden Schilderungen reizten meine Neugier. Ich beschloß persönlich einen Blick auf das wenige Stunden entfernte Kriegstheater zu werfen, und machte mich eines Mittags dahin auf den Weg. So wechselnd die Witterung im Mai 1849 war und so arg oft auf der zwischen Nord- und Ostsee gelegenen schmalen schleswig-jütischen Halbinsel rauhe Winde tobten, hatte doch der Lenz seine ganze Blüthenpracht über das fruchtreiche, sanft romantische Land ausgeschüttet. Eine Fußtour durch die saftig grüne Dämmerung der endlosen Buchenhaine, welche Höhen und Thalniederungen an dem prächtigen Flensburger Meerbusen bedecken, gewährte hohen landschaftlichen Genuß. Unangenehm dabei konnte unter Umständen nur eine Begegnung mit dänisch Gesinnten werden, deren, wie mir versichert ward, gerade an den Küsten der Bucht ziemlich viele wohnen sollten. Dieß konnte mich jedoch nicht abhalten den Strandweg einzuschlagen, theils der herrlichen An- und Fernsichten, theils gerade der Bevölkerung wegen, die etwas näher kennen zu lernen meine Absicht war.

Bis zur sogenannten Kupfermühlenbucht war die gut erhaltene Landstraße, die einzige große nach dem Norden führende Straße, mein Wegweiser. In der unglücklichen Schlacht bei Bau ward diese Bucht den schleswig-holsteinschen Schlachtreihen vorzugsweise verderblich, indem die dänischen Kriegsschiffe von ihr aus ihre vernichtenden Geschosse in die anstürmenden, des Krieges noch unkundigen Freischaaren schleuderten. Die theilweise Vernichtung des Kieler Studentencorps, dessen zersprengte Trümmer mit geringen Ausnahmen dicht vor Flensburg in die Gefangenschaft der Dänen geriethen, ward besonders durch geschickte Benutzung dieser Bucht herbeigeführt.

Die Kupfermühle liegt in einem ungemein lieblichen Thal an rauschender Aue, hüben und drüben von grünen Buchenhainen umarmt, die jezt in der warmen Maisonne einen unvergleichlich schönen Aufenthalt darboten. Ueber steile Waldpfade, durch grünende Saaten, später durch wilde Heidestrecken, die weiter nördlich in wüste Moorflächen übergingen und das traurigste Geestland in der Ferne ahnen ließen, erreichte ich das ziemlich hoch gelegene Collund. In einer Schmiede, wo es lebhaft herging, erkundigte ich mich nach dem Wege, konnte aber keine verständliche Antwort erhalten, da mich die Leute eben so wenig zu verstehen schienen wie ich sie. Ich hatte bereits die Sprachgrenze überschritten und den Distrikt des Platt- oder Rabendänischen erreicht, das Deutschen wie Dänen gleich unverständlich ist. Ob die Leute dänisch oder deutsch gesinnt seyn mochten, ließ sich nicht ermitteln. Ich hörte keinerlei Meinungsäußerung, bemerkte kein äußerliches Zeichen, das mir darüber hätte Aufschluß geben können. Nur von großer Neugierde schien Alt und Jung geplagt zu werden, denn aus allen Häusern kamen Gaffer, um den fremden Wanderer so weit als möglich mit den Augen zu verfolgen.

Es überraschte mich, den ganzen Küstenstrich, dessen freie Höhen den Meerbusen beherrschten, ohne alle militärische Besetzung zu finden. Hart an der Straße in der Kupfermühlenbucht hatte ich die lezten sehr locker erbauten Strandbatterien gesehen, oder

richtiger den Ort, wo man nöthigenfalls zur Vertheidigung der Straße ein paar Donnerbüchsen hätte aufpflanzen können. Hier aber war nirgends eine Vorkehrung zur Abwehr feindlicher Angriffe getroffen, und, was ungleich mehr Wunder nehmen mußte, es lag da nicht einmal ein Piket Soldaten zur Ueberwachung der Küste. Von großem Nutzen hätten starke militärische Corps hier allerdings nicht seyn können, da die Verengerung des Meerbusens weiter seewärts viel bequemere Vertheidigungspunkte darbot; indeß gebot schon die Vorsicht strenge und sorgfältige Beaufsichtigung gerade dieser Küstenstrecke, da die Bevölkerung im Rufe der Dänenfreundlichkeit stand und dem schlauen Gegner hundert Wege sich öffneten, um mit Hülfe dieser zweideutigen Küstenbewohner zahlreiche Spione in das Innere des von nur deutsch redenden und verstehenden Reichstruppen besezten Landes zu werfen.

Erst um und in Mönkmühle stieß ich auf eine kleine Abtheilung sächsischer Schützen, doch hatten auch diese keine Posten ausgestellt. Sie lagen ruhig in ihren Quartieren und schienen sich nicht wenig zu langweilen. — Der Zufall brachte mich in diesem Orte mit einem vertriebenen Deutschen von der Insel Alsen zusammen. Er lebte hier bei Verwandten und hoffte von Tag zu Tag auf Umgestaltung der Verhältnisse, auf eine Schlacht und damit verbundene Einnahme der größtentheils von Deutschen bewohnten Inseln. Ueber die Kriegführung selbst sprach er sich nicht aus. Es schien ihn nicht zu überraschen, daß so wenig geschah, vielmehr erblickte er in diesem Zaudern nur einen klug berechneten Feldzugsplan und zweifelte gar nicht, daß nach vollständiger Armirung der beinahe fertigen Schanzen auf Düppel von ihren hohen Wällen herab nicht nur ein ernstlicher Angriff auf den befestigten Brückenkopf der Dänen am Alsensunde, sondern gleichzeitig auch ein zerstörendes Bombardement auf die dänischen Batterien jenseits des Sundes erfolgen werde.

In Begleitung dieses unterrichteten Mannes besuchte ich die Schanzen von Sandacker, deren ausgezeichnete Lage mir in Flensburg vielseitig beschrieben worden war. Und in der That konnte man kaum einen günstigeren Punkt an der Flensburger Bucht zur Beherrschung dieser wichtigen Seestraße auffinden. Ein Hügel, hart an der Bucht gelegen, springt bei Sandacker so weit in die See vor, daß dieselbe nach drei Seiten hin durch grobes Geschütz bestrichen werden kann. Diesen Hügel nun hatten die Schleswig-Holsteiner in ein sehr starkes Fort verwandelt, nach allen Regeln der Kriegskunst mit Pallisaden, Wällen, einem festen Blockhause und Oefen zur Bereitung glühender Kugeln versehen und, wenn ich nicht irre, mit zehn Stück Geschütz schwersten Kalibers besezt. Die Besatzung bestand aus achtzig bis neunzig Mann, größtentheils eingebornen Schleswig-Holsteinern, die mit aufopfernder Hingebung den Dienst versahen und jedes dänische Schiff, das sich den Eingang in die Bucht hätte erzwingen wollen, unfehlbar mit ihren sicher treffenden glühenden Kugeln in den Grund gebohrt haben würden.

Bis Sandacker trug die Physiognomie des Landes einen durchaus friedlichen Charakter, wenigstens an der Küste. Von hier an aber bemerkte man bei jedem Schritte weiter östlich, daß der Schauplatz des Krieges nicht mehr fern seyn konnte. Schon ließen sich durch das Fernrohr die sandigen Höhen von Düppel entdecken, die von tausend und aber tausend Arbeitern wie ein Ameisenhaufen wimmelten. Hinter den hohen grünen Hecken der Aecker, Gärten und Wiesen, in der Landessprache „Knicke" genannt, hörte ich oft deutsche Kommandoworte und sah kleine Abtheilungen von Reichstruppen exerciren.

Der Flecken Gravenstein, eine Besitzung des Herzogs von Augustenburg, mit einem prachtvoll gelegenen Schlosse, das damals in ein Magazin umgewandelt war und schon bedeutend gelitten hatte, wimmelte von deutschen Truppen. Jedes kleinste Haus war vollgepfropft, am ärgsten die einzigen beiden Gasthäuser, in deren einem ich mich für die Nacht einquartirte. Bei Gravenstein beginnt das eigentliche Sundewitt, jener von Buchenhainen, üppigen Saatfeldern, saftigen Wiesengeländen und sumpfigen Niederungen durchschnittene Landstrich, der im Norden vom Apenrader Meerbusen, im Osten vom Alsensunde, im Süden von den Gewässern der Flensburger Bucht bespült wird und durch die fruchtbare Halbinsel Sonderburg dem leztgenannten Meeresarme eine starke Biegung nach Südosten gibt. Im Sundewitt war thatsächlich Krieg, mithin die Besatzung des Landes durch deutsche Truppen sehr stark und für die Einwohner sehr empfindlich. Der Flecken Gravenstein und das große Kirchdorf Broacker, dessen Zwillingsthürme weit in Land und Meer hinein sichtbar sind, repräsentiren in diesem sehr gemischt bevölkerten Lande deutsche Gesinnung, deutsche Bildung und Intelligenz, alle übrigen Orte, großentheils nicht sehr umfangreiche Dörfer, und sehr viele vereinzelt stehende, ungemein große und reiche Höfe sind von Deutschen rein deutscher Abstammung und von eingewanderten Jüten oder deren Nachkommen bevölkert. Jene sprechen hochdeutsch und platt und können, wo nicht dänische Verwandtschaften die Mitglieder der Familien umgestimmt haben, im Allgemeinen für gute Deutsche gelten. Diese verstehen nur das Plattdänische und sind der Mehrzahl nach enragirte Dänen.

(Fortsetzung folgt.)

Der verlassene Bau.

(Fortsetzung.)

Draußen krachte der Donner Schlag auf Schlag und grelle blendende Blitze fuhren an den Fensterlöchern des öden Gemäuers vorbei, in welchem wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Dem Ungewitter zum Trotze war es uns um unser Feuer herum äußerst gemüthlich und der gerettete Veltliner versezte uns alle in die munterste Stimmung, mit Ausnahme Gregoris, des Gentianengräbers, der mit bedenklichen Blicken einen der Pfosten und Balken des Gebäudes nach dem andern musterte. „Ihr sucht gewiß das Stück Holz, an welchem der ehrliche Aloisi seinen bazigen Strick geknüpft hatte?“ fragte ich scherzend den Alten. „Mir scheint, Herr,“ erwiederte dieser, „dieweil unser Herrgott mit solchen feurigen Buchstaben auf die Wolken schreibt, thäte man besser mit gewissen Dingen keinen Spaß zu treiben.“ — „Was ist's?“ wollte der Professor hören. „Wißt Ihr etwas Näheres über diesen verlassenen Bau? Daran knüpft sich gewiß irgend eine interessante Legende.“ — „Nichts von Legende!“ widersprach der Wurzelgräber; „eine pure, wahre Geschichte und nicht von Heiligen, sondern wüst und schauerlich.“

Ich machte meine Freunde mit dem bekannt, was mir Gregori auf der Bergweide erzählt hatte. Dann bat ich den Alten, da wir uns so unvermuthet wieder getroffen, den Schluß seiner Geschichte zum Besten zu geben und zu berichten, was ferner mit den fluchbeladenen Balken, Brettern und Ziegeln vorgegangen sey, wie es gekommen, daß sie sich wieder zu einem Baue gefügt, und warum dieser Bau verlassen worden, bevor er vollendet war. „Wenn es so erschrecklich donnert und blizt, soll man den Teufel nicht an die Wand malen,“ entgegnete der Gentianengräber, „insbesondere wenn man in des Teufels eigenem Neste sizt.“ Es bedurfte unseres vereinten Bestürmens, eines zweiten Bechers Veltliner und des Umstandes, daß der Donner nun schon wieder etwas ferner rollte, um den Alten zu vermögen, in seiner Erzählung von dem öden Hause fortzufahren.

„Von Zeit zu Zeit kamen zwei wilde Gesellen in jenes Dorf, wo der Sturmwind den Bau über den Haufen geworfen hatte. Man hieß sie den Jägerduri und den Jägerrudi und sie nährten sich vom Jagd- und Holzfrevel. Eines Tages fragten die Gesellen nach dem Bauholz, welches hier so unnützerweise in Wind und Wetter verfaule und verwittere. Es sey nicht richtig damit, ein schwerer Fluch laste darauf, berichtete man sie. Aber sie spotteten dieses Bescheides. Sie glaubten, sagten sie, an keinen andern Teufel als an den im Gütterli* und mit dem wären sie zu wohl bekannt, als daß er ihnen etwas Leides thäte, und was derlei gottlose Reden mehr waren. Wenn man ihnen das Zeug billig ließe, so wollten sie es kaufen. Der Handel wurde geschlossen, die Theile des eingestürzten Hauses auf Wagen geladen und hieher nach dem Berg hinauf geführt. An diesem abgelegenen Ort wollten sich die Brüder eine Wohnung bauen, wo sie dann um so ungestörter ihr Gewerbe des Holzstehlens und Hasenschießens zu unerlaubter Zeit ausüben zu können glaubten. Bei der Aufrichtung, wo der Schnaps aus ihnen sprach, sollen sie gar lästerlich und vermessen geredet haben. Wenn der Aloisi mit dem Bendel um den Hals und im grauen Müllerrock ihnen etwa einmal um Mitternacht einen Besuch abstatten sollte, so wollten sie ihm dann ganz unverblümt sagen, daß er ein Esel gewesen sey, sich wie eine Speckseite an die Luft zu hängen. Mit dem Geld und Gut der Waisenkinder, das er in die Tasche gesteckt, hätte er sich lustige Tage machen sollen; wäre ihm aber das Leben durchaus verleidet gewesen, so hätte er sich ja im Gigertschiwasser ertränken können, was viel angenehmer sey. Sie wollten eine Flasche vom schärfsten Enzianergeist wetten, meinten die Brüder: hätten sie dem gehenkten Aloisi einmal auf solche Art tüchtig den Kopf gewaschen, so würde er gewiß nicht wieder kommen, sondern sich seines dummen Streiches schämen wie ein nasser Pudelhund und hübsch am Orte bleiben, wo man ihn verscharrt habe. Der und jener hielt ihnen vor, sie werden einst diese frevlen Worte bereuen und ihr Bau werde ihnen mehr Schaden als Glück bringen. Da lachten die Gesellen und sagten: es hätten einst hier oben Zwingherren gehaust und ein lustig Leben geführt in den alten Zeiten; solche Zwingherren, die dem Teufel nichts nachfrügen, wollten sie auch werden und sich da eine Burg bauen und regieren über Wild und Wald. Hier dürften ihnen dann weder Landjäger noch Bannwarth etwas anhaben. Der Teufel solle sie holen, wenn sie nicht bald vornehme Leute würden, vor denen man von weitem schon den Hut lüpfe.“

(Fortsetzung folgt.)

* „Der Teufel im Gütterli“: der Teufel in der Flasche; doppelsinnig.

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der Limmat, Mai.

(Schluß.)

Theater. — Die Universität.

Die verflossene Wintersaison bot überhaupt des Mannigfaltigen in Bällen, Concerten und im Theater gar Mancherlei. R. Wagner dirigirte anfänglich aus Gefälligkeit mehrere klassische Opern, um seinem Freunde und Schüler, v. Bülow, einem Verwandten des bekannten Novellisten, mit Rath und That an die Hand zu gehen. Einige Mißhelligkeiten zwischen einer darstellenden Künstlerin und Herrn v. Bülow veranlaßten seinen Abgang. — Unser Theater hat sich seit den Zeiten der Mad. Birch noch nicht wieder recht zu gedeihlicher Blüthe entwickeln können. Die Verhältniße in Zürich sind zu kleinlich, der Geschmack des Publikums ist wie allenthalben einseitig. Unsere soi-disant Aristokratie schien es eine Zeit lang sogar für guten Ton zu halten, das Theater gar nicht zu besuchen. Indessen konnte dieß auch bei den frühern Bühnenzuständen, die indessen in neuerer Zeit durch R. Wagners thätige Mitwirkung und die unverdrossenen Bemühungen des dermaligen Direktors W. Kramer, der nur nicht selbst spielen oder Züricher Mordnächte dichten soll, sich wieder etwas gehoben haben. Das Schauspiel blieb trotz aller angewandten Bemühungen leer. Desto fleißiger, oft bei überfülltem Hause, wurde die Oper besucht, die freilich noch nie in Zürich ein so gutes Ensemble aufzuweisen hatte.

Zum Schlusse dieses Briefes noch ein Wort über die Universität. Man hat von conservativer Seite dem jetzigen radikalen Erziehungsrathe vielfach den Vorwurf gemacht, daß er die Interessen der Universität vernachläßige. Dieser Vorwurf mag insofern gegründet seyn, daß viele der bedeutendsten Lehrstühle, z. B. der Bluntschli's, lange Zeit unbesezt gelassen wurden, um dann mit Neulingen, die sich indessen als loyale Demokraten bewährten, besezt zu werden. Großen und auch wohl verdienten Beifall finden die philologischen Vorträge des bekannten Gymnasialreformers Dr. Köchly von Dresden, der durch die Protektion des Bürgermeisters A. Escher hieher berufen wurde. Ein umgekehrter Romieu liest er in diesem Sommer die »ère des Césars,« d. h. ein Collegium über die römischen Kaiser, worin er die gerechte Nemesis, welche über die aristokratische Römerrepublik gekommen, darstellt. — Auch der bekannte Berliner Historiker A. Schmidt docirt jezt als Professor neueste Geschichte. — Zürich hat Aussicht, eidgenössische Hochschule zu werden. Dadurch würden sich die Verhältnisse unserer Universität allerdings sehr heben. Ihr jetziger Stand, ihre Frequenz ist nicht bedeutend. Ausländer studiren wenige hier, die Mehrzahl besteht aus Schweizern, vorzugsweise aus dem Kanton gebürtigen, welchen alle Disciplinen, welche über ihr Fach hinaus gehen, ziemlich fern zu liegen scheinen. Diese Schweizer Studenten kommen zudem meist blutjung und mit einer ziemlich lückenhaften Vorbildung zur Universität. Ein studentischer Geist, wie auf deutschen Universitäten, ist hier kaum zu finden. — Es schien uns immer höchst bedeutsam für den schweizerischen Geist, daß das Kantonalschulgebäude, worin vorzugsweise die realen Studien gepflegt werden, als ein stolzer Kulturpalast, licht und durchsichtig hoch oben an einer Anhöhe gelegen, auf die Stadt herniedersieht, während die Universität, scheu und altersmüde, in einen Winkel zurückgezogen, ihr Leben fristet. Unsere deutschen Professoren fühlen sich auch hier eben nicht besonders glücklich. Sie genießen nicht derselben angesehenen gesellschaftlichen Stellung wie in Deutschland, und sympathisiren wenig mit den Schweizern, die es ihnen nicht vergeben können, daß sie einst für das preußische Erbkaiserthum geschwärmt, Schwarz-Roth-Gold an den Hüten getragen und in die Gervinus-Bassermann'sche „deutsche Zeitung" geschrieben haben. So haben auch neuerdings wieder einige durch die allerdings etwas starke Taktlosigkeit, die sie aus patriotischer Gewissenhaftigkeit die Theilnahme an dem „Maifest" ablehnen ließ, den Unwillen des Zürcherischen Publikums erregt.

K. D.

Von der Trave, Mai.

(Schluß.)

Bauten und Handel. — Eine Hausaufsuchung. — Theater.

Die Frage hinsichtlich der Anerkennung einer freien Gemeinde Seitens des Staates scheint vorläufig zu ruhen, wenigstens hört man nicht mehr von dieser Angelegenheit sprechen. Die Eisenbahn ist noch nicht eröffnet und wird es auch vor dem Herbst auf keinen Fall. Bevor dieß aber nicht geschieht, läßt sich über Seyn und Nichtseyn hinsichtlich des lübischen Verkehrs gar nichts Bestimmtes sagen. Zu erwähnen wäre also nur, daß der große Durchstich an der Herrenfähre, welche der Trave ein anderes Bett anweist, Ende Mai dem Schiffsverkehr übergeben worden ist. Leider will die Schifffahrt in diesem Jahre noch immer nicht recht in Flor kommen. Die meisten Lübecker Schiffe liegen müßig im Hafen, und von den wenigen, die auf gut Glück ausliefen, hört man nicht, ob sie gute oder schlechte Geschäfte machen. Alles, was zur Schifffahrt gehört und vom Seeverkehr lebt, klagt und wünscht einen recht baldigen, und zwar einen entscheidenden Umschwung der Dinge in ganz Europa. Sollte die jetzige traurige Schwede noch lange dauern, und in Folge derselben die Vertrauenslosigkeit sich noch steigern, so wird es zu Ende des Jahres nirgends an Noth und Elend fehlen.

Dieser Tage machte eine Hausaufsuchung bei einem unbescholtenen hiesigen Bürger und Kaufmanne, die auf Requisition einer auswärtigen Regierung unternommen ward, viel Aufsehen, da derselben politische Motive zum Grunde lagen. Man suchte nach einem geflüchteten oder, was wahrscheinlicher ist, nach einem ausgewanderten Mecklenburger, Namens Meyer, der in den Jahren 1848 und 1849 sich an der allgemeinen Bewegung betheiligt haben mag und seitdem der Regierung ein Dorn im Auge gewesen zu seyn scheint. Deßhalb faßte der Genannte den Entschluß, nach Amerika auszuwandern. Bevor er denselben ausführte, besuchte er einen hiesigen nahen Verwandten und hielt sich ein paar Tage bei demselben auf. Wahrscheinlich glaubte man nun bei diesem Papiere des Ausgewanderten zu finden, da ja auch an vielen andern Orten ähnliche Nachsuchungen gehalten worden sind. Man soll jedoch nichts gefunden haben.

Ein großes Gaudium bereitet unserm Publikum gegenwärtig Guerra mit seiner Kunstreitergesellschaft. Sein Circus ist immer stark besucht und verdient es zu seyn, da die Leistungen sämmtlicher Mitglieder der Gesellschaft vorzüglich genannt werden müssen. Besondere Anziehungskraft, namentlich für Pferdeliebhaber, haben einige sehr schöne Thiere edelster Race, die bewunderungswürdig dressirt sind. In den nächsten Tagen gedenkt Guerra unserm Publikum das hier wohl noch nicht gesehene Schauspiel eines römischen Wettrennens zu geben. — Unser Sommertheater, das Mitte Mai eröffnet worden, hat bisher durch die allzukalte Frühjahrswitterung viel zu leiden gehabt und ist weniger besucht worden, als in frühern Jahren. Die Gesellschaft scheint einige ganz gute Mitglieder zu besitzen. Wird es also nur erst Sommer, wie es nunmehr doch den Anschein hat, so wird die Unternehmerin in den nächsten Monaten hoffentlich bessere Geschäfte machen, als dieß in den ersten vierzehn Tagen der Fall gewesen ist.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 146. Donnerstag, 19. Juni 1851.

Look, it comes! —
Angels and ministers of grace, defend us! —
Thou com'st in such a questionable shape!
Shakespeare.

Der verlassene Bau.

(Fortsetzung.)

„Kam aber anders als sie meinten. Als nach einer stürmischen Nacht, wo der Dürst * im Berge gejagt hatte, ein Geißhirte hier vorbei kam, fand er den Jägerrudi vor der Hausschwelle todt in seinem Blute liegen. Er war durch den Hals geschossen. Der Jägerdurs war verschwunden, und hat ihn seither kein Auge mehr erblickt. Einige wollten behaupten, er habe den Bruder im Rausch und Gähzorn erschossen und sey entflohen. Die meisten aber hatten einen andern Glauben: es werde wohl der gehenkte Aloisi die Hand im Spiele gehabt haben. Den Jägerdurs möge man ausschreiben so lange man wolle; der werde wohl schon an einen Ort gebracht worden seyn, wo kein Landjäger hinkomme, wenigstens nicht bei Lebzeiten."

Nicht minder aufmerksam als wir andern hatte der Bürger von Rom Gregoris Erzählung zugehört; insbesondere schien ihn der lezte Theil derselben anzuziehen. Als der Alte geendet hatte, stand jener auf, hielt die Linke an die Hosennath und hob die Rechte zum militärischen Gruß. „Erlaubt, meine Herren, daß ich drein rede. Vor etlichen Jahren kam ein Kerl zu unserem Regiment, der schaute so finster aus als wie der Tod von Ypern; es hatte ihn keiner jemals lachen gesehen, doch trank er viel Schnaps, aber stets allein, denn es mochte keiner mit ihm Kameradschaft halten. Es hieß er sey nicht sauber; wäre er daheim geblieben, man hätte ihn um einen Kopf kürzer gemacht. Unsere Werber nahmen es eben nicht so genau, wenn einer ein hübscher Bursche war. Zum leztenmal sah ich ihn, als wir bei Vicenza gegen die Oesterreicher standen; er lag röchelnd in einem Graben und hatte einen Schuß durch den Hals. Man hatte ihn beim Regiment nur den Jägersdurs geheißen."

„Die Nemesis!" rief bedeutungsvoll der Professor. Das Wort war kaum ausgesprochen, als ein Blitz grell und blendend niederfuhr, welchem ganz unmittelbar ein betäubender Donnerschlag folgte. In dem nämlichen Augenblick stürzte das Gemäuer aus einem der Fachwerke der fensterlosen Hinterwand polternd vor unsere Füße; eine dichte Staubwolke wirbelte aus dem Schutt empor. Unser aller Blicke wandten sich dahin. Da sahen wir durch den Staub und die entstandene Mauerlücke eine Gestalt, fahl und erdfarben, in grauem Rock und grauem Schlapphut. Die Gestalt hob drohend die Hand gegen uns auf. „Aloisi!" rief der Gentianengräber, — „der Gehenkte!" stöhnte der abgedankte Römer. In der Meinung, der Blitz habe eingeschlagen, waren wir von unsern Sitzen aufgesprungen. Jezt stieg die graue Gespenstergestalt durch die Lücke, die sich vor ihr geöffnet hatte, herein. Ihre funkelnden Augen schienen etwas zu suchen. Endlich hafteten ihre Blicke auf dem Kämpfer von Vicenza, sie schritt auf den Entsezten zu, dem sich die Haare auf dem Haupte sträubten. Neben ihm stand eine Flasche, die den Rest unseres Veltliners enthielt; das Gespenst ergriff sie, sezte sie an den Mund und trank mit langen gierigen Zügen. Sprachlos, regungslos waren wir in panischem Schrecken dagestanden; plözlich aber brachen der

* „Der Dürst": der wilde Jäger.

Professor, der Forstmann und ich unisono in ein schallendes Gelächter aus: — „der Mergelkönig!“

Als die Staubwolke der eingestürzten Mauer sich verzogen hatte, zeigte sich, daß das Gespenst wirklich Niemand anders war als unser Freund G., der dem Gewitter in der Schlucht oben Trotz geboten hatte und sich nun auf diese sonderbare Weise wieder bei uns einführte. Ohne von uns bemerkt worden zu seyn, hatte er sich ebenfalls beim verlassenen Bau eingefunden, war jedoch nicht eingetreten, sondern hatte sich an der Außenseite des Gebäudes mit einem eingemauerten Stein beschäftigt, in welchem eine seltene Versteinerung eingeschlossen war. Das Gemäuer hatte den Streichen seines Geologenhammers und der Erschütterung des Donnerschlags, welcher in nächster Nähe einen Baum getroffen, nicht zu widerstehen vermocht, sondern war, mürb wie es war, unversehens zu unsern Füßen gestürzt.

Bei näherer Betrachtung des Mergelkönigs, der, nachdem er die Neige unseres Veltliners ausgetrunken, seine Glieder am Feuer streckte, konnte man ohne Mühe zur Ueberzeugung gelangen, daß man ihn mit großem Unrecht für einen Geist gehalten hatte, da doch ein Uebermaß von irdischer Materie an ihm klebte. Die Füße bis über die Knöchel waren in eine dichte Kruste schwarzgrauen Liasmergels gehüllt, auf seinen Kleidern zeigten sich mächtige Ablagerungen von lehmartigen Mineralien und sein Gesicht war zu einer lebendigen Musterkarte sämmtlicher in Regenwasser zu einem Brei sich gestaltenden Erdarten des Jura geworden. Nichts desto weniger betrachteten ihn sowohl der alte Wurzelgräber als der Neubürger von Rom als ein unheimliches Wesen mit geheimem Grauen. Ohne jedoch davon Notiz zu nehmen, und von seinen vielen unorganischen Anhängseln keineswegs unangenehm berührt, begann jezt Freund G. den Inhalt der unergründlichen Taschen seines grauen Paletots ans Tageslicht zu fördern. Da kam bald das Kieferstück eines riesigen Ursauriers zum Vorschein, bald der Bruchtheil eines Schildkrötenschildes, dann wieder die armsdicke Kalkröhre eines Polypen, der vor so und so viel tausend Jahren seine Fangarme tulpenartig im Urmeere entfaltet hatte; ferner versteinerte Austernschaalen, als muthmaßliche Ueberreste eines dejeuner à la fourchette der Götter des Chaos; nicht minder gewaltige Zähne vom gräulichen Hai, des Meeres Hyäne, welcher jedoch schon seit Aeonen keine Zahnschmerzen mehr gespürt haben mochte; endlich zur großen Freude und Beruhigung des Forstmanns sogar das neunpfündige Ammonshorn, welches der Held von Vicenza über Bord geworfen hatte, um den wissenschaftlich weniger interessanten, aber praktisch nützlicheren Veltliner zu retten.

(Schluß folgt.)

Vier Monate in Schleswig-Holstein.

(Fortsetzung.)

War schon der sprachliche Verkehr mit diesem Mischlingsvolke weder leicht noch angenehm, so ward der Umgang mit demselben noch mehr erschwert, weil ja in dubio jeder für einen Spion gehalten werden mochte. Diese deutschdänische Volksmischung gab auch bei oberflächlichen Beobachtern, und leider gehörte zu diesen ein großer Theil der Reichstruppen, häufig Anlaß zu einer völlig irrigen Auffassung der Verhältnisse. Weil die Masse des niedern Volks nicht deutsch verstand und der aus dem Innern Deutschlands kommende Soldat den unverständlichen Jargon für dänisch hielt, wohl auch von dänisch Gesinnten in dieser irrigen Meinung geflissentlich bestärkt ward, konnte er sich durchaus nicht in diesen Krieg finden. Ich habe es wiederholt aussprechen hören, selbst von solchen, denen ich mehr Urtheilskraft zugetraut hätte, daß es einen widersinnigeren Krieg nie gegeben habe, die Leute im Lande seyen dänisch, sprechen dänisch, wollen von Deutschland und den Deutschen nichts wissen, und doch führe Deutschland Krieg, um sie, die ihm feindlich Gesinnten, deutsch zu machen. Es wäre unmöglich gewesen, jedem Einzelnen, der so räsonnirte, auseinanderzusetzen, wie die Sachen sich verhielten, wohl aber hätte etwas mehr zu richtiger Auffassung der Verhältnisse geschehen müssen, damit der aus weiter Ferne kommende deutsche Soldat sich leichter hätte orientiren können. Wer im Felde liegt, zu jeder Stunde eines feindlichen Ueberfalls gewärtig, hat weder Zeit noch Trieb, Geschichte zu studiren. Er hält sich an das Nächste, das Greifbare, und findet er, daß dieses mehr feindliche als freundschaftliche Beimischung hat, so ist sein Urtheil bald fertig.

Gravenstein liegt am Eckensund, wie die schmale Meerenge genannt wird, welche das Nübelmoor mit dem breiten Flensburger Busen verbindet. In Tagen des Friedens kann man sich keinen lieblicheren Aufenthaltsort denken, als diesen mitten in Wald- und Wiesengrün weich gebetteten Flecken, wo der Schlag zahlloser Nachtigallen in den schimmernden Buchenhainen während des Lenzes nie verstummt, die dunkelblaue Meerfluth sanft murmelnd die grünen Gestade küßt und der Himmel, wenn auch nicht in südlicher Klarheit, doch fast immer mild und gnädig auf das wunderbar gesegnete Land herabblickt.

Im Mai 1849 bot Gravenstein freilich weder einen friedlichen noch einen angenehmen Aufenthalt dar. Das militärische Getümmel hörte Tag und Nacht nicht auf, so wenig Erhebliches auch vorging. Der Soldat mußte immer auf der Lauer liegen, hatte wenig Ruhe und langweilte sich dennoch, weil es ganz

den Anschein gewann, als wisse Niemand recht, was geschehen solle. Ohne das Hin- und Herschleppen der vielen schweren eisernen Kanonen, die zahlreichen Munitionstransporte, das Ab- und Zuführen langer Reihen von Bagage- und Fouragewagen, die nach allen Seiten hin fliegenden Ordonnanzen würde man eher in der Nähe eines großen Manövers zu leben geglaubt haben, als anderthalb Stunden von den Vorposten des Feindes.

Es lagen damals Dessauer, Köthener rc. in Gravenstein, Hanneveraner und Oldenburger, wenn ich nicht irre, waren mehr nordöstlich vorgeschoben und hatten die Bayern und Sachsen auf Düppel abgelöst. Auch ein Corps braunschweigischer Husaren, lauter bildschöne Leute in malerischer Tracht, deßgleichen schwarze braunschweigische Jäger, flotte Bursche, die immer lustig waren, hielten die nächsten Punkte um die wichtige Position von Düppel, Rübel, Ortzbüll rc. besezt. Im Ganzen mochte die zwischen der Flensburger und Apenrader Bucht aufgestellte Brigade, deren äußerste Vorposten an den Alsensund vorgeschoben waren, 12,000 bis 14,000 Mann betragen. Oberstkommandirender dieser Reichstruppenabtheilung war der Herzog von Nassau, der indessen wenig oder nichts von sich hören ließ, was auch nicht wohl thunlich war, da es niemals zu einem resoluten Angriff kam. Plänkeleien und kleine Vorpostengefechte, zu denen einige Kanonenschüsse den Baß brummten, und wobei hin und wieder eine Scheuer oder ein paar Fischerhütten in Brand geriethen, waren die einzigen Großthaten dieser Truppenabtheilung zwischen dem 13. April, wo die Schanzen erstürmt wurden, und der verhängnißvollen Nacht vom 6. Juli vor Fridericia.

Ungeachtet des sehr karg zugemessenen Raumes gelang es mir doch in dem größeren Gasthause Gravensteins für eine Nacht Quartier zu erhalten. Ein paar hölzerne Schemel und Bänke wurden zusammengerückt und darauf ein bescheidenes Lager bereitet, das immer noch besser war als ich erwartet hatte. An Unterhaltung, selbst an belehrender, fehlte es in den Abendstunden auch nicht, da sich in Gravenstein eine ganze Kolonie vertriebener Deutscher von der Insel Alsen zeitweilig niedergelassen hatte, die alle sehnlichst auf ein Resultat des wiederbegonnenen Krieges warteten. Solchen Unglücklichen begegnete man in Nordschleswig beinahe aller Orten, und ward man durch wiederholten Umgang vertrauter mit ihnen, so konnte man eben so tiefe wie betrübende Blicke in den Abgrund des politischen und socialen Unglücks werfen, das theils schon über das Land hereingebrochen war, theils unaufhaltsam hereinbrechen mußte, falls dänische Waffen oder dänische Schlauheit den Sieg davon tragen sollten. Die Welt hat seitdem erfahren, daß es dem armen Lande leider zehnmal schlimmer ergangen ist, als damals selbst der Zaghafteste ahnte.

Jene Vertriebenen, die ich in Gravenstein traf, waren größtentheils schon bejahrte, einige derselben fast greise Männer, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie zu unüberlegten Schritten sich gewiß nicht hinreißen ließen. Dennoch hatten sie die Dänen beim Beginn des Krieges nicht auf ihrem Heimwesen geduldet, weil sie als eifrige Deutsche anrüchig waren und die Dänen in ihrer konsequenten Weise alle ohne Ausnahme entfernten, denen sie auch nur entfernt antidänische Schritte zutrauen durften. Es ist unstreitig Methode in solchem Verfahren, und die Erfolge der dänischen Politik, der man weder Ungerechtigkeit noch Unbarmherzigkeit absprechen kann, haben gelehrt, daß ihre Berechnung eine vollkommen richtige, und wenn man nur den national dänischen Standpunkt festhält, eine von diesem aus gebotene war. Je unbarmherziger und konsequenter die Dänen von Anfang an in dieser Beziehung verfahren waren, desto unbegreiflicher, ja geradezu lächerlich mußte es deutschen Patrioten vorkommen, daß deutscher- und schleswig-holsteinischerseits nicht Repressalien mit gleicher Strenge geübt wurden.

Daran dachte jedoch Niemand. Je rücksichtsloser und gehässiger die Dänen alle Deutschen behandelten, desto rücksichtsvoller, und ich möchte beinahe sagen freundschaftlicher betrugen die Deutschen sich gegen die unter ihnen lebenden Dänen und dänisch Gesinnten. Es sollte dieß ein Beweis seyn, daß man nicht gegen Personen, nicht gegen die dänische Nation Krieg führe, sondern bloß dänische Anmaßungen und Uebergriffe mit Waffengewalt zurückweise, da ein anderes Mittel nicht mehr übrig bleibe. Ich werde später noch auf diese während des ganzen Krieges streng festgehaltene Maxime und ihre unseligen Folgen zurückkommen. Sie konnte nur Unheil stiften und mußte den armen Leuten, die von Haus, Hof und Familie vertrieben waren, die Schwere der Verbannung doppelt fühlbar machen, da sich voraussehen ließ, daß bei so humaner Begegnung der Däne seine Forderungen niemals herabstimmen, wohl aber stets höher schrauben würde. Leider kannten die einflußreichsten Persönlichkeiten entweder den Nationalcharakter des dänischen Volkes zu wenig, oder sie wollten in zu weit getriebener Großmuth ihn nicht kennen, um durch konsequent geübte Milde und Humanität die Härte und den Haß des Gegners zu brechen: eine Politik, die allerdings in der Weichheit des germanischen Herzens begründet seyn mag, leider aber ihres Zweckes in schwerer, eiserner Zeit gänzlich und immer verfehlen wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Half-crown-day.

Jeder Freitag ist jezt für die mittelmäßige Welt, die weder den aristokratischen Sonnabend, der fünf Schillinge kostet, mitmachen kann, noch die andern Wochentage, die jeden Nobody für einen Schilling einlassen, mitmachen will, zum Besuch des Glaspalastes anberaumt. Ich gehörte heute unter die Zahl dieser Besucher, aber ich war auch an den vorhergehenden Tagen dort, und hatte mir die Gesellschaft zu einem Schillinge nicht weniger genau betrachtet, wie all die fünf Schillingsleute, denen sich auch die Season-ticket-Besizer zugesellten. Es ist in allen diesen Abtheilungen und Vorberechnungen eine arge Confusion eingetreten. Leute von Rang begaben sich gleich zu Anfang der vorigen Woche an den ersten Schillingstagen in den Glaspalast, um zu sehen, ob der Andrang denn wirklich so gar groß und welcher Art die Leute seyen, die sich eingestellt. Da entdeckten sie denn gar kein Gedränge, fanden das Gebäude sogar ziemlich leer, und von einer anständigen Mittelklasse besucht, von Arbeitern keine Spur. Das Wegbleiben der Klasse, die gerade bei einer solchen Ausstellung lernen sollte, war nun gar sehr gegen den Plan. Man hatte auch nicht im entferntesten überlegt, daß der Arbeiter, indem er seinen Schilling entrichtet, noch den Werth seines versäumten Tagewerkes beifügt, und somit mehr bezahlt als der Reiche; nur an einem Feiertage konnte sich demnach jener den Genuß gestatten, und Feiertage sind in England keine Feiertage, indem der liebe Gott von vorne herein Beschlag darauf gelegt hat. Man wird also noch lange warten müssen, bis der Handwerker im Glaspalaste erscheint. Manche „genteele" Leute hielten es Anfangs für unmöglich ihr Angesicht unter dem Schillingsplebs sehen zu lassen, und da ihnen der Sonnabend für immer zu kostbar war, so fixirten sie sich mit Resignation auf den Freitag, »at half a crown.« In der vorigen Woche bot dieser Tag daher eine ganz eigenthümliche Besuchermasse. Seitdem ist es aber bekannt geworden, daß die Season-ticket-Leute an jedem Tage, der ihnen beliebt, erscheinen, und demzufolge findet »shabby gentility« ferner keinen Anstoß, sich unter einer so respektablen Aegide einzuführen. Wunderbar hatte sich daher heute die Gesellschaft umgestaltet. Am lezten Freitage kein bekanntes Gesicht, und heute so manches, das einen guten Namen führt. Ich sezte mich neben die Amazone von Kiß und ergözte mich an dem herrlichen Kunstwerke, während ich mit halbem Auge die Gruppen übersah, die sich unaufhörlich vor demselben bilden und manches sonderbare Urtheil laut werden lassen. Immer bleibt aber große Bewunderung des Meisterwerks vorherrschend, selbst wenn der Beschauende über die Bedeutung des Wortes Amazone einige Verlegenheit äußert und nicht begreifen kann, wie ein solches Thier so am Pferde hinaufzuspringen vermochte. — Ich saß lange an diesem stark besuchten Fleck und schaute sinnend und träumend umher. Es liegt ein eigener Zauber in diesem Gebäude, der meine Seele stets auf's angenehmste befängt. Was die kindliche Phantasie sich aus den arabischen Mährchen, aus all den Wunderwerken der Tausend und einen Nacht aufgebaut; steht hier verwirklicht da, und nur die Genien fehlen, damit man sich ganz in diese erträumten Welten versezt finde. Die große Orgel unsern fing jezt in langen gehaltenen Tönen ein Lied an; die Brunnen plätscherten, die Dielen waren zur Erfrischung der Luft angefeuchtet, Frauen, in den schreiendsten Farben gekleidet, schwirrten wie bunte Schmetterlinge umher. Das Leben glich hier einem Festmarkte, einem Fastnachtsballe, den die ernste Betriebsamkeit in's Leben gerufen, um dann selbst mit zu hüpfen. Jeder sah zerstreut umher, ohne etwas Bestimmtes zu sehen. Die besten Bekannten gingen dicht an einander vorbei, ohne sich zu erkennen. Dort schritt Monckton Milnes, der Dichter, mit einer Dame am Arme, dem Zollvereine zu. Er mußte sich getäuscht finden; die deutsche Oekonomie spendet dort kein Eau de Cologne mehr, obgleich das steinerne Becken, das in den ersten Tagen alles Gewässer einsaugen sollte, mit einem gläsernen Bassin ausgefüttert ist. Blumen stehen darum gereiht; sie gleichen den Mooseinfassungen verfallener, trockener Fontänen, in denen eines Tritons aufgesperrter Mund nach einem Tropfen Wasser lechzt. Der Baurath Runge, der stets geschäftige, der überall sichtbare, war heute nicht zu entdecken; sonst hätte er über Colonia Agrippina zu Gerichte sizen müssen. Nach Württembergs ausgestopfter Thierwelt sehe ich die ausgezeichnete Jugendschriftstellerin, Miß Emily Taylor, sich drängen, aber vergebliches Bemühen! Es sind der Schaulustigen dort zu viele, als daß eine einzelne Dame Zutritt finden könnte. Dort erscheinen auch die Misses Herries, die Töchter des Parlamentsgliedes, das einen weit schallenden Namen führt. Sie schauen die Amazone an, dann die silberne Vase am Eingang des Zollvereins, und werfen nun einen Blick auf Württembergs Thiere aus unerreichbarer Ferne. Wie unveränderlich getreu das Publikum seiner gleich Anfangs bewiesenen Vorliebe für diese kleinen rauhen Waldbewohner bewahrt! Und doch sagt man, das Volk sey veränderlich. Das ist es gewiß nie, wo es seinem Instinkte folgt, der stets richtig leitet; nur bei eingelernten Aufgaben ist es wankelmüthig.

Jezt höre ich einen Flügel. Ich nahe mich demselben, so weit ich kann; ein Künstler hat vor demselben Platz genommen und ergözt das Ohr mit herrlichen Phantasien. Ich kaure mich am Piedestal einer Statue, wo schon mehrere Damen Platz genommen, nieder und genieße des eigenthümlichen Eindrucks, den die Musik an diesem Orte macht. Jeder Ton scheint unter den Fingern des Spielers doppelt zu vibriren und im weiten Raume zitternd zu verhallen. Die Zeit steht still, während ich, tief in mich versenkt, zuhorche. Da wird es plötzlich laut und lebendig um mich. Die Gruppen, die bis jezt, wie in den Boden gewurzelt, dagestanden, fließen auseinander, und Stimmen fragen durch einander: »What is it?« Auch ich bin rasch auf meinen Füßen und dränge mich vor, um die Erklärung des Drängens zu finden. Alle Hüte sind abgezogen, alle Blicke auf Einen Punkt gerichtet. Die Herzogin von Orleans ist vorbeigegangen, heißt es.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 147. Freitag, 20. Juni 1851.

— The great world — which, being interpreted,
Meaneth the west or worst end of a city,
And about twice two thousand people bred,
By no means to be very wise or witty,
But to sit up while others lie in bed,
And look down on the universe with pity.

Byron.

Das gute Haus in England.

I.

Man hört auf dem Continent häufig die Bemerkung hingeworfen, daß man dort so gar nicht über das Leben und Treiben der englischen Aristokratie unterrichtet sey. Und kein Wunder; denn wer sollte hier den Schleier lüften? Der Fremde, der einen weitklingenden Namen trägt, wird zu einer Gesellschaft eingeladen, wo ihm eine Menge ihm fremder Persönlichkeiten entgegen treten, von denen er weiter nichts berichten kann, als ungefähr das, was der Zuschauer im Theater von den spielenden Personen sagen mag: daß sie ihre Rolle gut oder schlecht gespielt haben. So ungefähr könnten die Mittheilungen eines Herrn von Radowitz lauten. Andere Bewohner des Continents aber, die Schicksal oder Beruf an den englischen Boden fesselt und zwingt den harten Gänsekiel spazieren zu führen, sehen wohl das äußere Leben der großen Hauptstadt, und was sich auf Straßen und Märkten zuträgt; was aber hinter den heiligen Mauern dieser fest verschlossenen Wohnungen lacht und weint, und was dort an Erdenglück und Erdenschmerz gehegt und getragen wird, das bleiben ihnen eleusinische Geheimnisse. Aber das Geheimniß reizt, der Schleier zieht an und die verwegene Hand, die ihn lüften soll, wird mit Recht herbeigewünscht. Wollen wir es wagen, coûte qui coûte den Frevel zu begehen?

Wie bunt, wie lustig jezt das Leben ist! Fest reiht sich an Fest, und jeder beeilt sich von dem vielen, das es zu schauen gibt, wenigstens einiges im Laufe dieser kurzen Monde gesehen zu haben, in denen der reiche Müßige ein wahrhaft thätiges Leben zu führen verdammt ist. Keine Ruh' bei Tag und Nacht! Und welche Arbeit nun gar, um selber ein Fest zu geben! Wer den Fluch dieser Arbeit kennte, würde kein neidisches Auge auf diese hellen Räume, diese glänzende Versammlung werfen, die sich an diesem oder jenem Orte eingefunden hat. Wie viele Wochen der Sorge und Mühen haben dieses Ergebniß zu Stande gebracht!

Ein Concert soll gegeben werden und ein Ball; um zwei solche Feste auszurichten in einem Jahre, muß man schon vermögend seyn. Viele Wochen vorher findet man die Mutter mit ihren erwachsenen Töchtern in den Morgenstunden beschäftigt, eine Liste aller ihrer Bekannten zu entwerfen, die dann wieder in zwei Categorien getheilt werden, so daß alle hübschen jungen Mädchen zum Balle eingeladen sind, und alle alten und nicht hübschen Weiber auf den Concerttag kommen. Ist man mit dieser Arbeit im Reinen, so beginnt das Anfertigen der Einladungen, wozu man gedruckte Briefe oder Karten kauft, die nur mit Namen und Tag ausgefüllt werden.

Man hat sich früh an die Arbeit gemacht. Es ist eilf Uhr, das Frühstück ist eben beendet. Die drei Damen sind sehr elegant gekleidet, und doch auch wieder sehr einfach. Die Mutter, eine noch sehr schöne Frau von einigen vierzig Jahren, trägt eine zierliche Negligéhaube aus Blonden mit Rosen, und ein ächtes schwarzes Sammtkleid; die Töchter sind schon in Sommeranzügen, sie tragen helle Mousselinkleider, die voll und faltig mit langen hängenden Aermeln und einer hohen offenen Taille gemacht sind; schöne Stickereien bedecken das Mieder und die weiten Unterärmel. Ein goldenes Armband ziert jeden Arm, ein kostbarer Ring den Mittelfinger der schönen schmalen Hand. Die Blumen des Gewächshauses verbreiten



ihren Duft; die Vorhänge, wie immer, halb vorgezogen, bringen eine Art matter Beleuchtung hervor, die dem Auge wohl thut. Jezt tritt die Oberköchin ein und erhält ihre Befehle. Welch stattliche Dame das ist, und wie sauber gekleidet! Nach ihr erscheint die Wärterin mit dem kleinsten Kinde, das noch getragen wird. Der kleine Knabe muß jeden Morgen zwei Stunden im Parke wandeln, er hat daher, wie alle anständigen kleinen Wesen des Landes, zwei Wärterinnen, die ihn abwechselnd tragen und wovon die eine jung, frisch und unerfahren ist, die andere aber ihre Jahre zählt und die während dieser Jahre bewiesene Respektabilität jezt durch großen Lohn anerkannt sieht. Eine junge Person mit einem Kinde allein könnte allerlei Bekanntschaften anknüpfen, ihre Bürde auch allenfalls, wenn sie ihr zu schwer würde, ein wenig auf das Gras legen, und eine alte Wärterin allein hätte nicht Kräfte genug, das Kind jeden Morgen und jeden Nachmittag hinauszutragen.

Nachdem der kleine Sohn und Erbe in seinem langen weißen, schön gestickten Caschemirkleide und seinem Hütchen mit der großen Kokarde abgezogen ist, laufen zwei kleine Mädchen von acht und zehn Jahren in das Zimmer und fragen, ob sie heute auf ihrem Wege in einen Laden treten dürfen, um sich neue Pinsel zu kaufen? Die Bitte wird abgeschlagen. Die junge Schweizerin, die sie erzieht, hat einmal den strengen Befehl erhalten, niemals auf ihren Promenaden irgend einen Laden zu betreten, und diese Regel darf keine Ausnahmen leiden, damit sie nicht selbst zu einer solchen werde. Mit niedergeschlagenem Gesichte suchen die kleinen Dämchen demnach ihre Reife und ziehen mit diesen in den Park hinaus, ohne die Lust, dieselben laufen zu lassen, so schnell auftreiben zu können.

Um ein Uhr sind alle Kinder wieder nach Hause zurückgekehrt und haben ihre Mittagskleidung angelegt. Die Haare sind neu gelockt, die Gesichter strahlen in rosiger Frische und die Händchen sind höchst sauber geputzt. Es wird dem englischen Kinde frühzeitig als große Gemeinheit vorgestellt, keine reine Hände zu haben und die Nägel in irgend einer Art zu verunstalten oder berändert zu tragen. Im Eßzimmer steht die kleine Bande bereit, wenn Mutter und erwachsene Schwestern eintreten, um von diesem Mahle, das ihr zweites Frühstück ausmacht, etwas mitzugenießen. Es wird ein Tischgebet gesprochen und sofort beginnt die Arbeit des Essens, die mit ruhigem Anstande vorgenommen wird. Die Erwachsenen entfernen sich bald, um Toilette zum Ausfahren zu machen, und jezt präsidirt die Schweizerin dem Mahle.

Der Wagen fährt bald darauf vor. Mutter und Töchter erscheinen in hellen seidenen Gewändern und Spitzenhüten, steigen ein und fahren in der Stadt umher, um Karten abzugeben. Später begeben sie sich in den Park. Die jüngern Kinder sind indessen auf ihrer zweiten Promenade begriffen und nehmen, von dieser zurückkehrend, ihren Thee ein, mit dem sie eben fertig sind, als die Mutter zurückkehrt, um ihnen eine gute Nacht zu wünschen. Sie begibt sich jezt an ihre dritte Toilette und kehrt um halb acht Uhr nebst ihren Töchtern in den Salon zurück, alle drei in ausgeschnittenen Kleidern mit kurzen Aermeln. Der Herr des Hauses findet sich hier zu ihnen. Er ist in seiner Abendtoilette, in kleinen Glanzstiefelchen, reiner Wäsche und einem Frack. Auch ein Sohn hat sich eingefunden, der noch in Eaton auf der Schule ist und hier den jungen Cavalier spielt.

Der Haushofmeister kündigt an, daß das Mahl aufgetragen sey, und die Familie schreitet paarweise in das Speisezimmer hinab, wo eine einladende Tafel winkt, auf der das Silber blizt. Niemand puzt das so gut als ein Engländer, das muß man zugestehen.

Man spricht von Tagesbegebenheiten, Politik und Planen für morgen. Eine Stunde fliegt schnell dahin. Das Dessert wird aufgetragen, die blauen Tassen mit lauem Wasser werden vor jeden hingestellt, um erst die Fingerspitzen hineinzutauchen, dann den Mund zu reinigen und ein zierliches Serviettchen liegt zum Abtrocknen bereit. Die Damen trinken ein Glas Portwein und essen etwas Obst mit Biscuit. Die Unterhaltung wird jezt, nachdem sich die Diener zurückgezogen haben, zusammenhängender, jeder gibt frei was er mitzutheilen hat. Der Vater spricht von Wettrennen, der Sohn von Pferden und die Mutter von den Festen, die sie geben will.

(Schluß folgt.)

Der verlassene Bau.

(Schluß.)

Der gewaltige Donnerschlag, der die Erscheinung des Mergelkönigs begleitet hatte, war das lezte Abschiedswort des vorüberziehenden Gewitters gewesen. In der Physiognomie des Himmels war unterdessen wieder eine vollständige Veränderung vorgegangen. Ueber den Bielersee hinaus im Westen schimmerte jezt die Abendsonne durch dünne Wolkenschleier, die wie aus Goldfäden gewoben glitzerten. Ueber die Alpen im Süden war ein dichter dunkelgrauer Regenvorhang gezogen, von welchem ein doppelter Regenbogen in den lebendigsten Farben sich abhob. Im Osten blizte es noch aus den ferner und ferner ziehenden dintenschwarzen Wolkengeschwadern, und leiser und leiser tönte aus der Ferne das unwillige Murren des Donners. Wir warteten nun noch in unserem Zufluchtsort das völlige Aufhören des Regens ab und ließen unterdessen das Feuer lustig lodern, weniger aus

Bedürfniß, da wir alle, mit Ausnahme des Mergelkönigs, uns längst wieder gründlich getrocknet hatten, als um durch die flackernde Flamme das unheimliche Gemäuer freundlicher zu erleuchten.

Unterdessen ging die Sonne unter, Dämmerung trat ein und der Mond, der im ersten Viertel stand, blickte zuweilen durch das zerrissene Gewölk. Der Gentianengräber griff nach seiner Hacke. Er helfe nach Hause gehen, sagte er. Uebernachten möge er nicht in dem fluchbeladenen Gebäude; — wollte ihm einer den schönsten Sennberg versprechen, er bliebe keine Stunde länger hier. Auch der Römer drängte zum Aufbruch. Wir packten also unsere geologischen Schätze noch einmal zusammen, ließen die beiden leeren Flaschen als Gedenkzeichen im öden Hause zurück und brachen auf, thalwärts schreitend, während Gregori, der Gentianengräber, bergwärts zog, um sein nomadisches Nachtlager in irgend einer Sennhütte auf duftendem Bergheu aufzuschlagen.

Wir waren schon etliche hundert Schritte weit gegangen, als der Forstmann mit dem Ausruf: „Mein Ammonshorn!" plötzlich stehen blieb. Der Kämpfer von Vicenza mußte seinen Waidsack durchsuchen lassen. Das verwünschte Ammonshorn war zum zweitenmal liegen geblieben. Augenblicklich constituirten wir uns als Kriegsgericht und verurtheilten den päpstlichen Krieger, zur Strafe für seine Nachlässigkeit, das geologische Kabinetsstück des Forstmanns stehenden Fußes dort zu holen, wo er es hatte liegen lassen, nämlich im öden Haus neben dem erloschenen Feuer. Blaß, fast zitternd, schaute der Verurtheilte hinter sich. Dort oben stand der Bau, der ähnlich dem fluchbeladenen Ahasver nirgends eine bleibende Stätte finden konnte, doppelt unheimlich im blassen Schein des Mondes, der bläuliche zitternde Lichter und grellschwarze Schlagschatten auf seine Mauern warf. „Nur jezt nicht!" rief er in seiner Seelenangst. „Morgen, bei Tage, wenn die Sonne scheint, nur jezt jagt mich nicht in jenes Gemäuer zurück, wo der alte graue Sünder am Stricke baumelt und nickt und der Jägerrudi mit durchschossenem Halse röchelnd vor der Thürschwelle liegt!" — „Du fürchtest dich, Bürger der ewigen Stadt?" apostrophirte ihn der Professor. „Gedenke deiner Heldenthaten bei Vicenza!" — „Führt mich meinetwegen auf freiem Feld gegen eine österreichische Kartätschenbatterie. Schickt mich nur nicht nach dem öden Haus zurück, sonst desertire ich!" so erwiederte der Römer entschlossen. Hinter dem unheimlichen Gemäuer stiegen aus dem regengesättigten Walde weiße Nebel auf von sonderbarer gespensterhafter Gestalt. Ein unwiderstehliches Grausen durchrieselte uns alle. Schweigend wandten wir uns um, schweigend warf der Soldat den Waidsack wieder über die Schulter, und schweigend eilten wir mit verdoppelten Schritten, dem rauhen Fußpfad folgend, thalwärts den Wohnplätzen lebendiger Menschen zu.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Pfalz, Juni.

Der große politische Prozeß.

So wäre denn auch der zweite, oder mit Einrechnung der Specialgerichtsverhandlungen der dritte Akt unseres großen politischen Prozesses vorüber. Die erfolgten Verurtheilungen und Freisprechungen sind aus den öffentlichen Blättern bekannt. Hier also nichts davon. Wir lassen nur den Blick über die bis jezt abgeurtheilte Reihe der Angeklagten hingleiten. — Wir sehen jüngere Männer neben solchen gereifteren Alters. Bisweilen ist es zweifelhaft, welche von beiden die heißblütigeren waren; weit weniger steht zu bezweifeln, daß von ächter Begeisterung für die Erhebung nur sehr wenige vereinzelte Spuren zu bemerken sind. Schmidt und Zinn ausgenommen, möchte man sie allen absprechen, wenn auch einige andere bei sich aus Mangel an wahrer Selbstkenntniß dagegen protestiren dürften. Vor den Schranken des Gerichts that sich äußerst wenig davon kund, und Zinn war der einzige, der seine im engeren Sinne demokratische Gesinnung offen bekannte. Andere wollten bloß für die Reichsverfassung gewirkt haben, wieder andere zu ihren Handlungen gezwungen worden seyn, noch andere dem Drang der Umstände nachgegeben und ihre Funktionen nur übernommen haben, um größeres Unheil, namentlich das Hereinbrechen völliger Anarchie, zu verhüten. Die Staatsbehörde hat ihnen gewissermaßen vorgeworfen, dieses System der Vertheidigung involvire eine bedeutende Schwäche, ja Feigheit. Es scheint fast so, und doch ist es wieder anders. Diese Beschuldigten waren in der That keine oder doch sehr geringe Revolutionäre, die schuldigsten darunter waren sich selbst mehr als unklar, andere bloß hineingerissen, andere wirklich nur in Aktivität, um größeres Unheil zu verhüten. Wie viel Antheil nebenbei die Eitelkeit hatte, das will ich nicht bestimmen, aber

daß sie nicht zu den schwächsten Motiven der Betheiligung gehörte, dafür wären eclatante Beispiele anzuführen. Bei allem dem, bei der größten Geneigtheit zu entschuldigen, erregt es doch ein höchst widerliches Gefühl, wenn man sieht, wie sonst schlichte Bürger, an denen man höchstens vorlaute Zungen gewöhnt war, und zu denen man sich eines Schlimmeren nicht versah, auch die kleinen Tyrannen und Terroristen spielen können, wenn sie einmal ein Minimum von Gewalt in die Hände bekommen. Gar seltsam nimmt es sich dabei aus, wenn sie das kaum für etwas Strafbares ansehen, als ob andere Menschen nur dazu da wären, sich von ihnen bedrohen und einschüchtern zu lassen. Der wirklichen und rechtmäßigen Gewalt würden sie dergleichen schwerlich verzeihen, während sie selbst kaum einer Indemnitätsbill zu bedürfen wähnen. — Einzelne der Beklagten haben wir gesehen, die ihr Treiben im Jahr 1849 für thöricht und mehr als das zu erkennen, es sogar ernstlich zu bereuen schienen, so daß der Präsident nach dem Urtheile die feste Zuversicht aussprach, sie würden sich künftig von Dingen fern halten, die weder in das Bereich ihrer Pflicht noch in das ihrer Erkenntniß gehören. Ich für meinen Theil habe gegründete Zweifel gegen die Aufrichtigkeit der Reue bei einzelnen. Hat doch einer der freigesprochenen Schulmeister die Verkehrtheit seines Treibens sehr demüthig anerkannt und sich alsbald nach seiner Freilassung mit einem frechen demokratischen Winkelblättchen eingelassen und den zahmen Schlag wieder in den früheren wilden übergehen lassen.

Wenn ich in meinem früheren Schreiben über die Verhandlungen vor dem Specialgerichte der oft so auffallenden Zeugenaussagen gedachte, so habe ich jezt weniger Grund den Ausruf: „Welche Zeugen!“ zu wiederholen. So recht offenbare Umgehungen und Verdrehungen der Wahrheit sind denn doch nicht vorgekommen, und das häufige Nichterinnern findet großentheils in der Länge der Zeit seine Entschuldigung. Dagegen tritt uns die unbeschreiblich häßliche Erscheinung entgegen, daß die Demokratie kein Mittel unversucht ließ, um auf Zeugen, Geschworene, Richter und Staatsanwälte einzuwirken. Anonyme Briefe mit den empörendsten Bedrohungen sind von Frankreich herübergekommen. Von dem Gefängnisse selbst aus hat man kommende Zeugen zu instruiren gesucht, was freilich weniger den Beklagten als den Vermittlern zu verargen ist. Zeugen, welche die ganze Wahrheit sagten, sind, wo nur möglich, der öffentlichen Verachtung empfohlen und von gewisser Seite systematisch verfolgt worden. Selbst Geschworene hat man es sogar an öffentlichen Orten fühlen lassen, daß man andere Sprüche von ihnen gewünscht und erwartet habe, ja man ging so weit, einzelne derselben als die zu bezeichnen, welche dieser oder jenes Urtheil verschuldet hätten. Am plumpsten und rohsten hat sich dieser unsaubere Geist am Abend des 25. Mai zu Neustadt ausgelassen. Der Pöbel von Neustadt, von jeher etwas demonstrationssüchtig, wartete am Bahnhofe, um die Beklagten Meergott und Mattil zu empfangen, deren Freisprechung er um so sicherer voraussezte, als ja sogar ein Zöller von Waldmohr freigesprochen worden war. Die beiden kamen jedoch nicht, da sie zu je zwei Jahren Gefängnißstrafe verurtheilt waren. Was that Se. Majestät der Pöbel? er insultirte die zurückkehrenden Zeugen, warf einigen derselben die Fenster ein und ließ ihnen darauf noch einige Drohbriefe der angedeuteten Sorte zukommen. So sucht man Zeugen und Geschworene einzuschüchtern in einem Lande, das so stolz ist auf seine Gesetze und auf den gesetzlichen Sinn seiner Bewohner. Freilich gehen dergleichen Demonstrationen von Einzelnen aus, aber diese sind systematisch bearbeitete Werkzeuge, und die Werkstätte, das dürfte sich nächstens herausstellen, ist groß, ihr Hauptherd in Mainz. Dahin deuten die Untersuchungen. Wahrlich, man könnte nicht gründlicher und systematischer zu Werke gehen, wenn man das schöne Institut der Schwurgerichte ruiniren wollte, als es diese Menschen in ihrem Wahne thun.

London, Juni.

(Schluß.)

Helene von Orleans in der Ausstellung.

Diese Worte werfen einen elektrischen Funken in meine Seele, und im ersten Impuls gleite ich durch die Menge und stehe der Herzogin bald fast zur Seite. Ja, das war Helene von Orleans; keine Möglichkeit sie zu verkennen. In hoher Würde stand sie da, die Züge geistreich belebt, um den Mund das freundlich gewinnende Lächeln. Sie war schwarz gekleidet, aber nicht in tiefe Trauer. Ueber einem Kleid von reichem Damast trug sie eine seidene Mantille mit Spitzen besezt und einen lavendelfarbenen Hut mit kleinen schwarzen Federn. In der Hand hielt sie ein Bouquet von kleinen feinen Heideblümchen. Neben ihr stand ein kleiner Herr mit einem Schnurrbarte, der ihr im Weitergehen den Arm bot. Franzosen ohne Zahl drängten sich auf ihrem Weg und wollten ihre Hand küssen. Sie hatte für jeden ein freundliches Wort, das den rechten Fleck traf. Hinter ihr, am Arme eines ältlichen Herrn hängend, gingen der Graf von Paris und der Herzog von Chartres. Beide sind blond und der Mutter ähnlich, beide haben auch den freundlichen unschuldigen Ausdruck ihres Gesichtes. Der Graf von Paris hat einen höchst eigenthümlichen Blick in seinen sehr hellblauen Augen, der entweder von viel Geist, oder von zarter Gesundheit zeugt. Beide Knaben blickten unbefangen umher und unterhielten sich vortrefflich. Sie waren sehr einfach gekleidet. — John Bull, einmal mit der Anwesenheit des hohen Gastes bekannt, drängte sich nun sehr roh herbei, und wäre die Polizei nicht so aufmerksam gewesen, so hätte sie sich wie eine Gefangene eingehegt gesehen. So aber hielten die Diener des Gesetzes gute Ordnung, und so wie sie in ein Departement eintrat, wurden sogleich die Ausgänge besezt, so daß sie ohne Gefahr erdrückt zu werden ihre Runde machen konnte. Als sie nach Rußland kam, lief sogleich einer der Arbeiter fort, um den Commissär herbeizuholen, der denn sehr artig das Geschäft übernahm, sie mit den von seinem Lande ausgestellten Gütern bekannt zu machen, wofür ihm ihr freundlicher Dank wurde. Im Zollverein war leider keine Autorität zugegen. Wir sind so vielseitig, daß wir nicht immer auf Einem Posten stehen können, und dabei sind wir schwach besezt. Dr. Seiffarth war ohne Zweifel mit einer zweiten Ausgabe seines Cataloges beschäftigt, wozu man ihm allerdings in jedem Sinne Glück wünschen kann. Auch Norddeutschland stattete Helene einen Besuch ab, wobei ihr Auge ohne Zweifel das kleine Eckchen ausspähte, in welchem ihr Geburtsland bescheiden seine Güter ausgestellt. Wie still und friedlich floß ihr Leben dahin, ehe sie die Grenze desselben überschritt! Noch sehe ich das anspruchslose rothe Steinhäuschen, das sie in Ludwigslust bewohnte, sehe sie in Doberan in ihrem einfach weißen Kleid auf dem Camp spazieren oder ihre Mutter früh Morgens an das Bad begleiten. Niemand ahnte das Geschick des kränklichen, bleichen Mädchens. Als sie mit der Besichtigung fertig war, begab sie sich zum Haupteingang, und ihr einfacher Wagen fuhr vor. Die Knaben hatten ihre Ueberziehröcke verlangt und wollten die Zeit bis zur Abfahrt des Eisenbahnzuges zu einem Spaziergange benutzen. »Nous avons encore trois quart d'heure,« sagte der Graf von Paris und hing sich rasch an den Arm des ältlichen Herrn, um keine Minute von dieser Frist einzubüßen. Die Herzogin grüßte noch einmal auf's freundlichste und ihre prunklose Equipage rollte davon, vielleicht um sie in eine Wohnung zu führen, die der entsprechend ist, welche ihre Wiege gesehen. So wechseln die Geschicke der Menschen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 148. Sonnabend, 21. Juni 1851.

The Goth, the Christian, Time, War, Flood and Fire
Have dealt upon the seven-hill'd city's pride;
She saw her glories star by star expire. —
Chaos of ruins! who shall trace the void,
O'er the dim fragments cast a lunar light,
And say, "here was, or is," where all is doubly night!

Byron.

Das ewige Rom.

(s. Nr. 137—139.)

II.

Das Capitol.

Il Campidoglio nennen es die Römer, die den Mund nie voll genug nehmen können, wenn von der alten Glorie ihrer Stadt die Rede ist. Vom entlegensten Ende des Corso aus gelangt man durch mehrere Winkelgassen auf einen kleinen Platz, von welchem zwei Wege bergan führen: links eine breite, steile, thurmhohe Treppe, rechts in sanfterer Steigung eine schiefe Ebene, mit Backsteinen gepflastert und mit schwerem steinernem Geländer eingefaßt. Dieser zweite Aufgang, von Michel Angelo für den Empfang Karls V. gebaut, mündet auf dem Capitoliumsplatze ein, einer kleinen Ebene zwischen den beiden Gipfeln des Hügels, deren einer die Burg, der andere den Tempel des capitolinischen Jupiter trug. Auf drei Seiten ist der Capitoliumsplatz durch das sogenannte Senatshaus, den Palast der Conservatoren und das Museum eingefaßt, auf der vierten Seite hin öffnet er sich nach der Stadt. Die beiden letztgenannten Gebäude, ebenmäßig im einfachen edlen Styl des sechzehnten Jahrhunderts ausgeführt, liegen zur Rechten und zur Linken, das Senatshaus füllt mit seiner ansehnlichen Masse den Hintergrund. In der Mitte des Platzes steht die eherne Reiterstatue des Marcus Aurelius, die sich unbegreiflicherweise durch alle Barbarenstürme und alle Verheerungen des Mittelalters hindurch gerettet hat, ohne andere Einbuße als die des Goldschmucks, mit welchem sie von dem Scheitel des Mannes bis zum Hufe des Rosses überkleidet war, und der von habsüchtigen Händen bis auf geringe Spuren heruntergeschabt worden ist, ein Verlust, welcher sich übrigens leicht verschmerzen läßt, denn das Gold ist dem künstlerischen Eindruck noch viel nachtheiliger als die natürliche Farbe des blanken Erzes.

Das Senatshaus ist natürlicherweise, eben so wie die beiden andern Gebäude, ein moderner Palast, aber es ruht auf den Untermauern der altrömischen Schatzkammer, deren mächtige Blöcke an seiner dem Forum zugekehrten Rückseite mehrere Stockwerke hoch zu Tage liegen. Dieses Gemäuer, riesenhaft und felsenfest, ist der einzige nennenswerthe Rest der zahlreichen und großen Werke der alten Architektur, mit denen das Capitol bedeckt war. Sogar die Burg und der Jupiterstempel sind so vollständig verschwunden, daß aller Maulwurfsfleiß der Archäologen nicht einmal die Stellen hat ausfindig machen können, auf denen der eine und die andere stand. Dicke Bände sind geschrieben worden, um zu beweisen, daß die Burg den östlichen Gipfel des Capitoliums inne hatte, nicht minder dicke Bände sind mit der Beweisführung angefüllt, daß sie auf dem westlichen Gipfel stand; die Gelehrsamkeit Deutschlands ist gegen die Gelehrsamkeit Italiens in's Feld geführt worden, um diesen harten Streit auszufechten, und allem Anscheine nach werden noch viele akademische Geschlechter kommen, ihren Schweiß vergießen und vergehen, ehe die große, die inhaltschwere, die verhängnißvolle Frage entschieden ist. Wohl dem, der ohne Pharisäergewissen beten kann: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie diese da, die Philologen und die Antiquare und der lateinischen Mückensänger ganze Zunft!

Der verständige Leser begreift ohne meine Beihülfe, daß mit diesen Worten nichts gesagt ist, was die Achtung verletzen könnte, welche einem wohlverstandenen Studium des Alterthums gebührt. So groß meine Geringschätzung der gelehrten Kleinigkeitskrämer ist, welche die Aufgabe ihres Lebens in einem philologischen oder antiquarischen Kinderspiel sehen, das mit possenhaftem Ernst betrieben wird, eben so dankbar bin ich für die Mühen und Leistungen der Männer, die mit Einsicht und Geschmack dem Berufe obliegen, das reiche Leben der Vorzeit auszubeuten zur Belehrung und zum Genusse des gegenwärtigen Geschlechts. Den Schulmonarchen und Classicitätspedanten aber, welche jahraus jahrein über bestaubten Folianten und Manuscripten brüten und nichts anderes als Wurmfraß aus denselben zum Vorschein bringen, diesen Leuten sage ich, daß ihre Rolle ausgespielt ist, und daß ihnen spätestens morgen die ganze Welt mit denselben Gefühlen den Rücken kehren wird wie ich.

Das capitolinische Museum ist städtisches Eigenthum, und obgleich bei weitem nicht so reich wie die päpstlichen Sammlungen des Vatican, dennoch eines der werthvollsten Antikenkabinette der Welt. Wenn man in Gedanken die Galerien des Capitols an die des Vatican anreiht, wenn man die unermeßlichen Säle des Louvre, des bourbonischen Museums in Neapel und des Palastes degli Uffizi in Florenz hinzufügt, wenn man die Antikenkabinette in Dresden, Berlin, München und London dazu zählt, und endlich so manche reiche Privatsammlung in Italien und England mit in Rechnung bringt, so muß man erstaunen über die Summe der Kunstschätze des Alterthums, welche sich durch alle Ungunst der Zeiten, durch Krieg und Brand, Habsucht und Zerstörungswuth so vieler Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag herüber geerbt haben. Freilich war der Kunstreichthum der alten Welt unermeßlich, wie denn die Römer zum Beispiel bei der Eroberung einer unbedeutenden etrurischen Stadt nicht weniger als zweitausend Erzstatuen vorfanden; freilich mochte man von Athen sagen, daß das Volk der Bildsäulen dort eben so zahlreich sey wie das Volk der Menschen von Fleisch und Blut. Wären dieser Kunstwerke aber auch zehnmal mehr gewesen, hätte auf jedem Pflastersteine der Städte Italiens und Griechenlands eine Statue und auf jedem Dachziegel eine Büste gestanden, wir würden alle diese Herrlichkeiten wahrscheinlich nur von Hörensagen kennen, wenn die Erde nicht einen Theil derselben in ihren schützenden Schooß aufgenommen und lange Jahrhunderte hindurch bis auf bessere Zeiten geborgen hätte. Aus den durch vulkanische Ausbrüche verschütteten Städten Unteritaliens und aus Trümmern eingestürzter Tempel und Paläste rühren mit wenigen Ausnahmen alle die Werke des antiken Meißels her, welche wir besitzen, von den Erzarbeiten gar nicht zu reden, welche durch den Werth ihres Materials die Gewinnsucht so stark herausforderten, daß sie dem Untergange nur durch ein Wunder entgehen konnten, wenn sie barbarischen Blicken und barbarischen Händen erreichbar waren. In den genannten Museen allen ist kaum ein einziges bedeutendes Stück, von dem sich nicht angeben ließe, wann und wo es gefunden worden ist, kaum ein einziges, welches nicht die Spuren des gewaltsamen Sturzes an sich trüge, und wenn es einige Kunstwerke gibt, von denen man mit Gewißheit sagen kann, daß sie sich ohne unterirdischen Schutz erhalten haben, so sind es fast ohne Ausnahme nur die wenigen, deren Herkunft sich auf Constantinopel zurückführen läßt.

Die ausgezeichnetsten Stücke des capitolinischen Museums sind in dem Saale vereinigt, der von dem sterbenden Fechter benannt wird, welcher den Ehrenplatz in der Mitte des Zimmers einnimmt: ein Barbar, vielleicht ein abgerichteter Gladiator, mit klaffender Todeswunde, in dem Augenblicke dargestellt, welcher dem lezten Athemzuge vorhergeht, ein Bild des Sterbens von ergreifender Wahrheit, und dennoch weder das Auge beleidigend noch das Gefühl.

(Fortsetzung folgt.)

Das gute Haus in England.

(Schluß.)

Man bricht endlich auf und begibt sich in den Salon, wo die Häupter der Familie, in die Ecke eines behaglichen Lehnstuhls versunken, schnell in sanften Schlummer gewiegt sind, die jüngeren Glieder aber sich mit der Lektüre des Punch und der Vanity Fair unterhalten, bis mit dem Thee die Scene wieder wechselt. Während dieser Zeit spielt zu ebener Erde die Schweizerin auf dem Clavier. „Weiß der Himmel," fährt Mama aus ihren Träumen auf, „das unglückliche Piano ist auch den ganzen Tag nicht still! Mir däucht, Mademoiselle sollte nachgerade genug daran haben!" — Die Jugend ist immer großmüthig; der junge Sohn, dessen Jahre sonst eben nicht mit der Weisheit Salomos gesegnet sind, fühlt die Ungerechtigkeit dieser Bemerkung: »I should like to know, Mama, when she is to play, if she is not to play now?« fragt er spöttisch. — „Wenn wir aus sind, oder gar nicht," lautet die Antwort. — „Wenn du aus bist, hat sie genug mit den Kindern zu thun; und nachdem sie sich den ganzen Tag mit denselben geplagt hat, is this but a small amusement, um die paar freien Stunden, die ihr bleiben, auszufüllen. I should not like to be her!« — »We all must submit to circumstances!« sagt Mama. „Wozu ist

sie denn sonst in der Welt, als ihre Pflicht zu thun?" Der Junge lacht. „Eine prächtige Philosophie!" versezt er. „In der Welt zu seyn, um sich zu langweilen! Ich möchte wohl wissen, wozu ich eigentlich auf der Welt bin."

In der Küche geht es unterdessen sehr munter zu. Man spricht laut, scherzt und lacht. Die Abendtafel hat die ganze Dienerschaft versammelt. Es ist dieß die einzige Mahlzeit, bei welcher die Demokratie herrscht. Ohne Ansehen des Standes und Ranges sitzen hier der erste Diener und der zweite, das erste Stubenmädchen und das zweite, die Zofe und die Küchenmagd um denselben Tisch und genießen dieselben Speisen. Um neun Uhr jeden Abend erschallt die Glocke der Egalität. Käse und Brod, kaltes Fleisch und Bier sind die gewöhnlichen Gerichte, denen tapfer zugesprochen wird. Die Toilette der Gesellschaft ist gewählt. Der erste Diener ist in schwarzem Frack und weißer Cravatte, die andern sind in Livrée; die weiblichen Subjekte tragen seidene Kleider, gestickte Kragen und Blondenhauben; denn in Haaren zu gehen ist nicht erlaubt. Die Unterhaltung besteht gewöhnlich im Berichten dessen, was sie den Herrschaften abgelauscht haben. Alle haben dabei ihr Theil vorzubringen und ihre Randglossen zu machen. Daneben kommen denn auch kleine Persönlichkeiten vor, gegenseitige Neckereien oder Anfeindungen. Das Decorum wird aber dabei streng beobachtet. Der erste Diener wird immer nur Master so und so genannt; die erste Köchin ist eine Mistreß und die Kammerjungfer Miß, so lange sie jung ist; kommt sie zu Jahren, so wird sie auch Mistreß. Es ist überhaupt Sitte, den Titel Frau einem jeden Frauenzimmer beizulegen, das über die Jahre hinaus ist, wo sie sich verheirathen könnte.

Um zehn erschallt die Klingel; der Thee soll weggenommen werden. Dieß ist für die Diener das Zeichen zum Aufbruch. Die Zofen gehen nun in die obern Regionen hinauf, um dort ihre verschiedenen Funktionen zu verrichten. Die Stubenmädchen begeben sich in die Schlafzimmer, rüsten die Betten und stellen auf die Marmorplatte des Waschtisches einen Topf mit kochendem Wasser, den sie mit einem gefalteten Handtuch bedecken, um die Hitze zu bewahren. Dieß ist unbedingte Hausordnung in jeder anständigen Familie. Die Zofe ordnet für ihre Damen, was zu deren Toilette nothwendig ist, weiter aber rührt ihre zarte Hand nichts an. Die Diener besorgen das Ankleidezimmer des Herrn, das stets ein besonderes ist und mancherlei Comfort enthält.

Eine Stunde mag mit diesen Geschäften hingehen. Jezt klingelt es wieder; nun nimmt der Diener die kleinen silbernen Nachtleuchter, auf deren jedem ein kurzes Wachslicht steckt, so wie ein Auslöscher (Lichtscheeren kennt man hier nicht), und erscheint mit diesen im Salon. Die Dame des Hauses ergreift einen derselben und schreitet damit zur Thüre hinaus; die Töchter thun ein gleiches. Vater und Sohn zögern noch ein paar Minuten; dann schleichen auch sie davon und der schwarze Diener erscheint wieder, um die Lampe auszulöschen und sich nach der heutigen Zeitung umzusehen. Er ist ein Mann, der die Politik liebt und daneben gerne von den Festen liest, zu denen sein Herr eingeladen ist; denn nichts schwellt ihm die Brust so hoch, als die gedruckte Ueberzeugung, daß er einem angesehenen Manne dient.

Der Tag des Concertes ist endlich angebrochen. Die zehnte Stunde hat geschlagen. Ein Teppich liegt bereit, um bis an den Tritt des Wagens hingerollt zu werden, damit die aussteigenden Schönen die Füße nicht beschmutzen, und eben rollt die erste Equipage heran. Auf dem Flur wimmelt es von Dienern, die Treppe ist wie ein Lichtmeer, und im Salon sieht es aus wie in einem Gewächshaus. Mutter und Töchter stehen bereit die Gäste zu empfangen. Die dicht gereihten Stühle deuten die Bestimmung des Abends an und jeder sieht sich nach einem Platze um. Jezt finden sich auch die Sänger und Sängerinnen ein. Die Dame des Hauses empfängt dieselben artig und führt sie an's Piano, das im kleineren Salon in die Mitte des Zimmers gerückt ist. An glänzenden Toiletten fehlt es nicht. Französische Blumen wetteifern in ihren ausgesuchtesten Farben und Formen mit den ächten Kindern der Natur ringsum. Seide, Sammt und durchsichtige Gaze rauschen nacheinander durch den Eingang. Furchtsame Töchter kriechen bescheiden hinter ihren stattlichen Mütter und sehen mit Bangen dem Momente entgegen, wo sie vorgestellt werden sollen. Viele stattliche Herrn sitzen und stehen umher. Erfrischungen gibt es hier nicht; im Zimmer zu ebener Erde erhält jeder Ankommende, was er der Art wünscht oder bedarf.

Marras beginnt, alles ist Ohr. Gesangstück folgt auf Gesangstück; keine Pause darf eintreten. Und schon fährt der erste Wagen vor. Die zwei Stunden sind wie im Fluge dahingeschwunden. Nicht lange, so ist der glänzende Salon wieder leer und die ermüdete Dame des Hauses sezt sich und fordert ein Glas Sodawasser, um ihre aufgeregten Lebensgeister zu beruhigen. „Gottlob, das ist vorüber!" seufzt sie. So viele hundert Pfund sind auf das Vergnügen eines Abends gewendet worden, und wozu? Um Handel und Gewerbe zu fördern, erwiedert der gute Geist des neunzehnten Jahrhunderts.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Fremdenzug. — Verschönerung der Stadt.

Es scheint als ob der große Zudrang aus allen Himmelsgegenden nach dem Weltbazar jenseits des Canals auch für Paris einige Brosamen abwerfen sollte; denn seitdem das Stück drüben zu spielen begonnen, fängt auch Paris an sich ganz ungewöhnlich mit Fremden zu füllen, und das Palais royal, die Boulevards, der Tuileriengarten, der Vendomeplatz, alle Stadttheile, die von den Caravanen der Provinz und des Auslands vorzugsweise beehrt werden, durchzieht in diesem Augenblick ein ungleicher, aber unausgesezter Strom von Beschauern und Beschauerinnen, in deren Anzuge, deren Gange, deren ganzem Wesen es unverkennbar zu lesen ist, daß sie in Lutetia nicht alle Tage zubringen, und deren Neugierde sich von der dem Pariser eigenthümlichen Gaffsucht wesentlich unterscheidet. Der Pariser schlendert oder eilt, die Cigarre im Mund oder ein Liedchen pfeifend, mit vorwärts geworfenem Kopf oder mit der Nase in den Wolken, mit irgend einem Nebenmenschen plaudernd, ohne sich rechts oder links viel umzusehen, seines Wegs entlang; da fällt ihm plözlich von ungefähr etwas auf, er hält an, betrachtet sich das Ding, wenn es noch so geringfügig ist, und sezt seine Reise weiter fort. Die Provinz dagegen, so wie das europäische Festland, streift gewöhnlich gruppenweise durch die Straßen, Gärten, Galerien, über die Pläze, Brücken, Boulevards, hält alle drei Schritte an, mustert alles was nur irgend Anspruch auf Merkwürdigkeit zu machen berechtigt ist. Albion schießt, gewöhnlich aus einem Gentleman und zwei Frauenzimmern, welche die Flügel bilden, bestehend, unaufhaltsam dahin, bricht zuweilen, um den Weg verlegen, seinen Sturmlauf mit einemmal ab, sieht sich rasch um, fragt in gebrochenem Französisch nach der „Riou Richeliou" oder dem „Pallais roynl" und verfolgt, wenn es leidliche Auskunft erhalten, seine Rennbahn mit der gewohnten Energie. Hie und da macht es auch bei einem Eßwaarenmagazin, einer Kleiderhandlung, einem Bilderladen oder einer Flitterbude Halt und stiert die Pariser Wunderwerke mit einem veny fine indeed und ähnlichen Aeußerungen eines einsylbigen Enthusiasmus an. — Paris ist übrigens seit dem Anfang der Juliregierung, besonders in den acht lezten Jahren, für die Fremden ein immer bequemerer Aufenthalt geworden und wird es mit jedem Tage mehr. Gerade die von den Fremden am meisten besuchten Stadttheile waren am verworrensten gebaut, und ein scharfer Ortssinn war dem neu Angekommenen nöthig, um sich in dem Straßenlabyrinthe zwischen der Rue Montmartre, den Tuilerien und der Seine nicht zu verirren. — Nach und nach hat dieses Chaos sich gelüftet und gelichtet, allenthalben brach die Civilisation sich neue Bahnen, wo der Häuserwirrwar zu hinderlich und verderblich war, griff sie, gleich einem verständigen Wundarzt, heilsam zerstörend ein, wo das Bedürfniß einer Verbindungslinie fühlbar wurde, schuf sie dieselbe, und jedes Gebäude, das im Weg stand, mußte fallen. Wo endlich ein Denkmal, wie die Kirche St. Sulpice, durch die Nachbarschaft vom Zufall aneinandergeballter Häuser versteckt und entstellt, ein Plaz, wie der Carrousselplaz, durch die Gegenwart unästhetischer Barraken entstellt war, wurde und wird noch beständig aufgeräumt. So verschwand ein scheußliches Exemplar dieser Antiquitäten auf dem Carrousselplaz, das schon seit Jahren ein Spott und ein Aergerniß der Pariser Bevölkerung war. Es stand, der Form nach eine Art Thurm, ganz frei und allein auf dem Plaz, und Maueranschläge bedeckten es zu jeder Zeit um und um. Es hieß der Eigenthümer lasse sich die Erlaubniß dazu theuer bezahlen und wolle deßhalb sein alterthümliches Besizthum gar nicht, oder doch nur um einen unvernünftigen Kaufpreis hergeben. Auf der andern Seite wurde Louis Philipp mit allerlei Satire und Verunglimpfung in jedem Ton verfolgt, weil er diese unanständigen vier Mauern nicht an sich brachte und niederreißen ließ. Sie wurden ihm als ein Monument seines Geizes beständig vorgehalten und überhaupt der Zustand des lange Zeit sehr verwahrlosten Carrousselplazes als ein Mittel der Opposition gebraucht. Doch war schon gegen das Ende seiner Regierung angefangen worden, den, wenn es regnete, einem Sumpf vergleichbaren Plaz etwas gangbarer zu machen, und seitdem ist so wie es nur einigermaßen möglich wurde, sich mit etwas anderm, als politischen Tollheiten abzugeben, sey es zur Beschäftigung der müßigen Arbeiter, sey es aus Wetteifer mit der Monarchie, sehr viel für die Verschönerung desselben geschehen. Gegen die sogenannte Carrousselbrücke zu, die man früher nur gegen die Erlegung eines Sous als Fußgänger, gegen die Entrichtung einer höhern Summe mit Wagen und Pferd überschreiten konnte, und die jezt freigegeben ist, wurden drei Durchgänge, wo sonst nur einer war, geöffnet; einer für die Wagen und Reiter, die von der Brücke kommen, ein zweiter für die Wagen und Reiter, die der Brücke sich zuwenden, und ein dritter für das Fußvolk. Auf der andern Seite, gegen das Palais royal zu, wurde ein dichter Häuserklumpen, der dem stolzen Louvre gegenüber wie eine Verhöhnung des Schönen durch die Nachbarschaft des Häßlichen sich ausnahm, und lange Zeit eine Herberge von allerlei schlechtem Gesindel war, an zwei bis drei Stellen aufgerissen, und wo einst eine unförmliche, unreinliche Masse den Blick beleidigte, wird es jezt hell, wird es luftig, und es scheint, daß nach und nach das ganze Dorf zwischen dem Plaze des Palais royal und dem Carrousselplaz verschwinden wird und die Tuilerien mit dem Louvre verbunden oder die beiden Pläze in Einen vereinigt werden sollen. — Paris richtet sich ohne Rücksicht auf die Drohungen der nächsten Zukunft mehr und mehr auf die Rolle der Hauptstadt des müßigen, epicuräischen Europa ein. Im Laufe dieses Sommers erwartet man als Rückschlag der Londoner Ausstellung, die, wie gesagt, jezt schon, Dank dem Durchzuge der Caravanen, die dahin gehen, Paris einen größern Zusammenfluß von Fremden als in den vorhergehenden Jahren verschafft, eine außerordentliche Menge von Besuchen. Der bisherige Andrang erklärt sich sehr natürlich auch durch die nun allenthalben hinlaufenden Eisenbahnen, die, wie sich von selbst versteht, mit Eintritt der schönen Jahreszeit zu Ausflügen nach den merkwürdigsten Punkte der erweiterten Nachbarschaft stärker als während der Wintermonate benüzt werden; aber es thut einem ächten Franzosen so wohl, die Anwesenheit einiger Russen oder Skandinavier aus der Bewunderung herzuleiten, die ihnen der Anblick der Muster des französischen Kunstfleißes zu London eingeflößt habe. Das Volk, das so schöne Sachen macht, das müssen wir, sollen sie gesagt haben, in seinem eigenen Hause besuchen, und das hörten wir in einem Momente erzählen, als die Franzosen mit der Ausstellung ihrer Erzeugnisse noch bei den ersten Anfängen standen.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 149. Montag, 23. Juni 1851.

Mad world! mad kings! mad composition!
Shakespeare.

Vier Monate in Schleswig-Holstein.

(s. Nr. 143—146.)

VI.

Die Düppeler Schanzen.

Nach einer unruhig verlebten Nacht brach ich früh mit der Sonne auf, um die berühmten Höhen von Düppel und die rund um dieselben liegenden Kampforte zu besuchen. Ich hatte wiederholt in Flensburg gehört, daß jeder Civilist unbehindert zugelassen werde und sich mit Bequemlichkeit die ganze Position betrachten könne, welche hier von Reichstruppen, dort von Dänen behauptet werde.

Der Morgen war neblig und ziemlich kühl, dennoch schlugen die Nachtigallen in den prachtvollen Buchenhainen, durch welche der Weg nach Rübel führt, wie ich diese Virtuosen unter den Singvögeln nie im Leben hatte schlagen hören. Trotz der noch frühen Tageszeit belebte sich die Landstraße bald. Die Nähe des Kriegsschauplatzes kündigte sich durch das militärische Leben, die zahlreichen Bivouaks hinter Höfen und Knicken und die vielen mir entgegen kommenden Ordonnanzen an. Bei einigen erkundigte ich mich, ob ein Bürgerlicher in den Schanzen auf Düppel, an deren Befestigung noch immer tausend Hände arbeiteten, Zutritt erhalte. Die Antwort lautete stets befriedigend. Nie, hieß es, fehle es an Besuch dort oben; die einfachste Meldung beim Kommandanten der Vorposten genüge.

Das Herzogthum Schleswig ist in Deutschland so wenig gekannt, daß unser Volk gar nicht weiß, welch einen reichen Edelstein es so unbewacht da oben im Norden hat liegen lassen. Diese völlige Unkenntniß des Landes und die irrige Annahme, es sey von Dänen bewohnt, hat wohl mit beigetragen zu der Apathie, die sich in einem großen Theile des deutschen Volkes selbst während des Kampfes kund gab. Daß Schleswig seit mehr als vier Jahrhunderten untrennbar verbunden sey mit dem Schwesterlande Holstein, daß die Interessen beider Länder immer zusammen gegangen, daß mit einer Trennung Schleswigs von Holstein nicht nur lezterem eine tödtliche Wunde beigebracht werde, sondern das große deutsche Vaterland eines der wichtigsten, unentbehrlichsten Glieder seines Körpers dadurch verliere, das ahnten nur wenige und wußten höchst wahrscheinlich gerade diejenigen nicht, auf deren Ausspruch es vorzugsweise ankam. Deutschland und sein vielgliedriges Volk hatte sich eben nie um das schöne, fruchtbare, von zwei Meeren bespülte Land im Norden gekümmert, weniger noch um die Menschen, die es bewohnten. Wie unzählig viele gab es, die ganz Nordschleswig für ein Land aus sandiger Wüste, Moor und Sumpf bestehend hielten, und doch blühte und grünte dieses fabelhafte Land, wie kaum ein anderes in Deutschland. Fette Weiden, unermeßlich reiche Saatfelder, Buchenwaldungen von unbeschreiblicher Pracht bedecken weithin das Land, das mit wohlhabenden Dörfern, mit großen, überaus sauber gehaltenen und geschmackvoll gebauten Edel- und Bauerhöfen dicht besäet ist.

Zu den fruchtbarsten Landstrichen Schleswigs zählt nächst Angeln auch das Sundewitt. Ungeachtet des schon über Jahr und Tag anhaltenden Krieges, der vielen Treffen, die gerade im Sundewitt vorgefallen waren, troß der außerordentlich starken Einquartirung (es lagen auf größeren Höfen immer siebzig, achtzig, bis hundert Mann) merkte man doch

weder Mengel noch selbst eine Preiserhöhung der Lebensmittel. Die eigentlichen Erzeugnisse des Landes, wie Butter, Milch, Käse rc. waren sogar unglaublich billig, gewiß der beste Beweis von der reichen Fruchtbarkeit des Landes.

Die sandige Erhebung des Sundewitt hinter Düppel ist so unbedeutend, daß ein an Bergformen gewöhntes Auge diese leise Anschwellung der Erdscholle kaum für eine Höhe gelten lassen will. Dennoch bildet das Land unbedingt eine von Süd nach Nord schräg fortlaufende Erhebung, die als strategischer Punkt von unberechenbarer Wichtigkeit ist. Wäre der Krieg mit Dänemark von Seiten Deutschlands mit derselben Energie geführt worden, mit welcher Oesterreich z. B. gegen die Italiener und Ungarn, Preußen gegen das aufständische Sachsen, Baden und die Pfalz seine Heere sendeten, so hätte die Erstürmung der Düppeler Höhen und deren kunstgerechte Armirung binnen wenigen Wochen zu einem der Sache Schleswig-Holsteins unbedingt günstigen Resultate führen müssen. Freilich durfte man sich dann nicht allein mit bloßem Schanzen begnügen, sondern man mußte angriffsweise gegen das dänische Heer verfahren und dabei weder menschliche Wohnungen noch Menschenleben schonen. Wer den Krieg will, muß auch die Mittel zum Krieg wollen. Dadurch allein erringt man Siege, erzwingt sich die Achtung des Gegners und nöthigt ihn zu ehrenvollen Friedensbedingungen. Es wird dereinst eine Zeit kommen, wo die Geschichte über die in Schleswig-Holstein beliebte Kriegführung zu Gericht sitzen und schonungslos ihr Urtheil über die Leiter dieser eben so lächerlichen als himmelschreienden Kriegführung fällen wird. Dann erst wird das deutsche Volk mit Entsetzen erfahren, wie gewissenlos es getäuscht, wie systematisch es an seiner Ehre gekränkt worden ist.

Ich war überrascht, so wenige Spuren eines blutigen Kampfes in unmittelbarer Nähe der Schanzen zu bemerken. Nur hin und wieder war ein hoher Knick um die Koppeln niedergeworfen, die große, nach Sonderburg auf Alsen führende Straße an einigen Stellen durchgraben und rechts und links die Felder zerstampft. Hie und da verschwanden diese Merkmale des Kampfes bereits wieder, da der Landmann mitten zwischen den Strohhütten der Soldaten emsig mit Pflug und Egge beschäftigt war, um seine niedergetretenen Felder so gut wie möglich zu bestellen.

Unangefochten, immer querfeldein, gerade auf die sehr stark besetzten Schanzen zuschreitend, gelangte ich bis hart an die äußerste Vorpostenkette. Ich folgte dabei dem Wagen einer Marketenderin, der zwischen den müßig in Truppen herumstehenden Soldaten durchfuhr, mit grünen Buchenzweigen und einer schon von weitem leicht erkennbaren schwarz-roth-goldenen Fahne geschmückt. Solcher mit allerhand Trink- und Eßwaaren angefüllten Wagen gab es ziemlich viele und alle fanden, wie es mir schien, guten Absatz. Einige derselben hatten die Reichstruppen selbst mitgebracht, um ein gemüthlicheres Leben im Felde führen zu können. Namentlich schienen die Braunschweiger große Vorliebe für einen gewissen Comfort auch im unbequemen Bivouakleben zu haben, denn ihre Marketenderinnen waren bildhübsche junge, kräftige Mädchen in zierlichen schwarzen Sammtspencern, deren Auftreten der schwarze Freischärlerhut mit dem deutschen Federbusch etwas Keckes und Malerisches gab. Diese hübschen Feldkellnerinnen führten eine verhältnißmäßig ganz gute Küche und waren in ihrem schwesterlich zuthulichen Betragen wahre Töchter des Regiments.

(Schluß folgt.)

Das Capitol.

(Fortsetzung.)

Unter tausenden von antiken Bildwerken habe ich überhaupt nur zwei gesehen, welche in das Gebiet des Gräßlichen einschlugen, dem die moderne religiöse Kunst ihre drastischsten Motive entlehnen zu dürfen glaubt. Beide hatten die Exekution des Marsyas zum Gegenstand. Wie der sogenannte Künstler, welcher sich selber zum Henkersknechte an dem unschuldigen Marmor gemacht, wie er sein Amt geführt, ob gut oder schlecht, das habe ich mir nicht die Mühe gegeben zu untersuchen; wenn er aber mit seinem Marsyas jemals einen öffentlichen Platz gefunden in dem Zeitalter des gebildeten Geschmacks, dann hat er dort sicherlich keine andere Rolle gespielt als die des betrunkenen Heloten vor der spartanischen Jugend.

Der Fechter liegt halb sitzend am Boden, das linke Bein eingezogen, auf den rechten Arm gestützt, ein wenig vorn übergebeugt, und er läßt gesenkten Hauptes das Blut aus der Brustwunde fließen. Das struppige, tief in den Nacken gewachsene Haar und die zum Halsband gedrehte Schnur kündigen den Barbaren an, aber mit griechischem Anstand stirbt dieser Barbar. Das Bewußtseyn ist im Schwinden, Todesdämmerung umfängt den starren Blick, in einer Sekunde wird die Spannkraft der Muskeln erschöpft seyn, der stützende Arm knickt zusammen, langsam sinkt der Körper zu Boden und mit dem lezten Blutstropfen rinnt das Leben dahin. Der Moment, welcher dem lezten vorangeht, dem Augenblick, wo die Kraft des Willens und der Muskeln, wo Gedanke und Empfindung versagen wird, dieser Moment ist von dem Künstler mit der Sicherheit eines Griffs gefaßt worden, welcher die Seele des Beschauers gewaltig packt und schüttelt und festhält. Dieser Marmor ist eine Offenbarung der Natur durch die Kunst, die ihre Beglau-

bigung in sich selber trägt, die keines andern Zeugnisses für ihre Wahrheit bedarf als die Augen, welche sie schauen, das Gemüth, welches sie empfindet. Wahrscheinlich hat keiner von uns, die wir heute leben, jemals einen nackten Kämpfer verbluten sehen, und dennoch wird ein jeder, der vor den capitolinischen Fechter hintritt, sich sagen: so und nicht anders stirbt ein Sohn der Waffen, der den Tod verachtet und sich selber ehrt.

Im höchsten Grade ausdruckslos und nichtssagend finde ich dagegen die vielgepriesene Statue des Antinous, welche man im capitolinischen Museum in die Reihe der Meisterwerke der antiken Kunst aufgenommen hat. Anatomen und Leute, welche die menschliche Schönheit nach Grundsätzen und mathematischen Regeln construiren, mögen diese Bildsäule bewundern so viel es ihnen beliebt; ein Naturalist meines Schlages, der das Wesen der Kunst in dem Leben, in der Seele, in der Handlung sucht, welche sie in ihre Werke zu legen weiß, ist vielmehr geneigt jenen wissenschaftlichen Enthusiasmus zu verspotten, als sich davon anstecken zu lassen. Es wäre übrigens auch zum verzweifeln an der Kunst, wenn irgend ein Meißel die Fähigkeit besäße durch technische Kniffe und advokatorische Gaunerei aus der Figur eines solchen Buben ein Bild zu machen, das im Stande wäre, dichterische Empfindungen oder wohl gar künstlerische Begeisterung hervorzurufen.

Will man ein ächtes Bild der anmuthigen männlichen Jugend sehen, so wende man sich zu der Statue des Faun, die dem Praxiteles zugeschrieben wird. Welche Grazie in der nachlässig anlehnenden Haltung, welche reizende Schalkhaftigkeit in dem Gesichte, dessen weiche Züge mit den strengen Formen der griechischen Schönheit nichts gemein haben, und eben deßhalb so vertraulich ansprechen! Die Miene des Faun hat einen viel beredteren Ausdruck, als die alten Künstler gewöhnlich in das Gesicht ihrer Figuren legen, und seine ganze Erscheinung ist so gewinnend, daß man sich gerne überreden läßt, es sey mehr als bloße Vermuthung, wenn der Statue einer der größten Namen Griechenlands beigesellt wird.

Ein nicht minder hochgehaltenes Stück ist das Mädchen mit der Taube. Das Kind hat den Vogel in einen Zipfel des Kleidchens gehüllt und drückt ihn schützend an die Brust, während es über die Schulter scheu nach der Schlange blickt, die sich der Taube bemächtigen will. Die Kleine fürchtet sich wohl ein wenig in eigenem Namen vor dem garstigen Thiere, das sich neben ihr emporbäumt, eigentliche Angst aber hat sie nur für ihren gefiederten Liebling, den sie indessen — man darf darüber unbesorgt seyn — unzweifelhaft retten wird. Das Bild ist eine Idylle, so zart und lieblich wie je ein Dichter eine erfunden hat.

Aehnliche genreartige Compositionen kommen übrigens in den Antikensammlungen nicht gar selten vor. So finde ich in dem capitolinischen Museum das Original der Gruppe des Knaben mit der Gans, deren Nachbildung von den berühmtesten Händen in mehreren Gemäldegalerien zu sehen ist, eine Auszeichnung, die wohl nur wenigen andern Werken der Plastik von den Meistern der Malerei zu Theil geworden ist. Die Erfindung dieser Gruppe ist sehr einfach. Der Bube hat die Gans, die beinahe eben so groß ist wie er selber, um den Hals gepackt und drückt sie mit aller Anstrengung seiner kleinen Kräfte, mit dem äußersten kindischen Eifer, daß dem armen Thier der Athem vergeht. — Ein anderer Knabe hat, damit sich die andern fürchten sollen, eine schreckliche Theatermaske vorgenommen, unter welcher er, froh des gelungenen Spiels, schelmisch lächelnd hervorblickt. Eine zweite, weniger graziöse Ausführung des nämlichen Gedankens findet man in der Villa Albani. Hier steckt der ganze Oberkörper des Kindes in der Maske, aus deren Munde es mit dem Aermchen herauslangt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Das Standbild Friedrichs II.

Das Fest ist vorüber, aber das eherne Siegel, welches es aufgedrückt hat, ist geblieben. Nachdem man mit den Stimmungen gekämpft, hat man jezt erst Zeit das Werk für sich, als Kunstwerk, zu betrachten. Selten ist das Urtheil so übereinstimmend: es ist ein großartiges, vollendetes, ein Meisterwerk der neuern Skulptur, das mit den besten, die aus dem Alterthum uns erhalten sind, wetteifern kann. Und doch bleibt es eine Kunstschöpfung, die man nicht ganz abgesondert für sich, sondern nur in ihrer historischen Verbindung betrachten darf. Ob ein Thorwaldsen, oder welcher fremde Künstler ihm ebenbürtig genannt werden kann, auf Bestellung einen solchen Friedrich schaffen konnte? Es gehörte Rauchs vaterländische preußische Begeisterung dazu, um gerade diese Composition in's Leben zu



rufen; zum Werke selbst gehört die Geschichte der Kämpfe, die es gekostet, um Friedrich ein Denkmal endlich zu errichten, und gerade dieses. Auf welchen Widerspruch stießen nicht alle Entwürfe! Drohte nicht die Gefahr den großen Friedrich seinem Volke entrückt und als kleines Püppchen oben auf eine Trajanssäule gelöthet und geschmiedet zu sehen? Noch jezt ist etwas von dieser Idee übrig geblieben. Friedrich steht auf seinem Piedestal zu hoch für's Auge, für die innere und äußere Anschauung. Das Volk fühlt richtig, es will seinen alten Friz sich näher gerückt. Das ging nun nicht, weil er wohl die Hauptsache, aber nicht das Ganze ist, weil in den Hautreliefs des Piedestals das Werk seinen künstlerischen und seinen ideellen Kranz erhalten hat. Die Bildsäule heißt nicht: der alte Friz — so steht er anderwärts — sondern der große Friedrich in Mitten seines Volks und Heers, seiner Zeit.

Friedrich oben auf seinem hohen Pferde ist der Mythus. Daran konnte der Künstler nicht viel ändern, er durfte nur das in der Vorstellung noch Lebende, das auf tausend Bildern Dargestellte reproduciren. Wenn ein alter Husar unter den Veteranen gesagt haben soll: „Das da ist nicht unser Friedrich; so sah der nicht aus!“ so hat das wohl nicht viel zu bedeuten. Der Friedrich, den der alte Krieger in seiner Jugend sah, war ein gekrümmter alter Mann. Der alte Friz ist ein schönes Volksbild; so durfte ihn aber der Künstler in der Ehrensäule, die seinem ganzen siegreichen Leben gewidmet war, nicht darstellen. Der alte Friz trug auch keinen Mantel, den der Künstler brauchte, und das mag einem alten Soldaten der Zeit besonders fremd vorkommen; im Ganzen aber wird das allerfremdeste ihm seyn: sein König im Bronzeglanz. Ja, wäre es eine Wachsfigur mit geschminkten Wangen, Glasaugen, in einem wirklichen blauen Tuchrock und wirklichen hohen Stiefeln, da würde er rufen: das ist mein König! Darauf kommt es nicht an. Störender für die Anschauung ist das große, hochbeinige Pferd; aber der Künstler wollte sich von der geschichtlichen Wahrheit nicht entfernen. Auch hätte, dem oben Gesagten unbeschadet, das Piedestal etwas niedriger gehalten und der König dadurch um einige Fuß uns näher gerückt werden können.

Was thut es? Von Morgen bis Abend sehen Sie doch das Denkmal von einem Kreise Neugieriger umringt. Sie studiren ihren Friedrich, und preußische Geschichte — die der Vergangenheit! Das ist mir erst recht das eigentliche Volksfest. Man hört wunderliche Aeußerungen, unbegreifliche Unwissenheit und naive Fragen. Sie überraschen uns nicht. Aus welchem Traume von der Intelligenz der untern Volksklassen sind wir seit 1848 erwacht! Wer, mit welchen Mitteln, konnte sich ihrer bemeistern, und welchen Führern von den Häuptern der Straßendemokratie bis zu denen des Treubundes folgten sie, Schafe den Böcken! Und wie prustet und knistert diese Negation alles Selbstbewußtseyns aus so vielen Verdikten der Geschwornen heraus! Erwacht aus unserem Stolz fühlen wir, durch welche Schulen unser Volk auf's Neue hindurch muß. Die Anschauung des Friedrichsbildes wird aber wohlthätig wirken.

Der alte König mitten in seinem Volk und Heer, das ist der Gedanke, welcher dieses Denkmal über alle mir bekannten Königs- und Heldenbilder erhebt. Was sind alle Basreliefs auf den Trajanssäulen, die in matter Säulenschrift die Thaten und Begebenheiten einer Regierung andeuten, gegen diese urfrisch und kräftig aus dem Piedestal herausspringenden Krieger und Männergestalten! Es lebt alles, alles Wahrheit, Porträttreue in den Gesichtszügen, der Kleidung, Armatur. Und welche geschickte Anordnung! An den vier Ecken die vier großen Generale, Ferdinand von Braunschweig, Prinz Heinrich, ein wahrhaft charakteristisches Bild, der alte Ziethen und Seydlitz. Die leztere Gestalt ist namentlich voll chevaleresken Adels. Er könnte der Feldherr einer Neuzeit seyn. Dazwischen die andern Generale, Prinzen, Obristen, die sich durch kühne Thaten einen Namen gemacht, zwischen dem Hautrelief und Basrelief perspektivisch schwebend, aber so geordnet, daß jede Seite, eingeschlossen durch die zwei aus dem Dunkel herausspringenden Reiterstatuen, ein vollständiges Bild gibt. Es ist fast zu bedauern, daß die beiden großen Helden aus Friedrichs erster Glorienzeit, der alte Dessauer und Graf Schwerin (mit der Fahne in der Hand) nur wie Erscheinungen aus der Vergangenheit im Hintergrunde vorüberreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Die französische Patriotin und die Caschemirs.

Die Damen wetteifern in diesen Aeußerungen eines patriotischen Stolzes mit den Männern, sie schwelgen in dem Gedanken des Ruhmes, welchen die Londoner Weltausstellung dem französischen Namen bringen werde, und ich kenne Eine, welche die nach meinem Gefühle sehr richtige Bemerkung vorbrachte, die Franzosen würden mit den Kostbarkeiten ihrer Industrie bei den übrigen Völkern größere Ehre einlegen, als mit allen Revolutionen, die sie seit sechzig Jahren gemacht, und den Schlachten, die sie geschlagen. In allem was zum Schmucke dient und durch Grazie glänzt, in allem, namentlich was die Abrundung der weiblichen Gestalt vollendet und die Herrlichkeit der Hauswirthin erhöht, nimmt sie für die Franzosen den ersten Rang in Anspruch. So meint sie Frankreich übertreffe jezt Sachsen durch die Schönheit des Tafelzeugs, die Brüsseler Spizen würden eben so fein in französisch Flandern als in Belgien gemacht, und was man point d'Angleterre heißt, würde in der größten Vollkommenheit von französischen Arbeiterinnen geliefert. Sie hat zur Bekräftigung dieser patriotischen Säze eine Menge von Anekdoten bei der Hand und weiß z. B. aus sehr guter Quelle, daß die Ausstattung der Königin Victoria und ihr Kleid bei der Krönung von französischen Künstlerinnen unter englischer Firma ausgeführt worden sey, wodurch zwar England das Lob erhalten, aber Frankreich das Verdienst gehabt habe. Nur in Einem Fache verweist sie ihre Landsleute auf den zweiten Plaz, nämlich in den Caschemirs. Wie weit meine Patriotin in ihren andern Urtheilen sich frommen Täuschungen hingegeben habe oder nicht, lasse ich dahin gestellt seyn, in ihrer vergleichenden Kritik der französischen und indischen Caschemirs ist sie unstreitig der Wahrheit treu geblieben. So weit es auch Herr Biétry mit dem größten Kostenaufwand, einer wahrhaft künstlerischen Liebe zu dem Unternehmen und einer eben so geistvollen als sorgfältigen Vereinigung aller zu dem Erfolge nothwendigen Elemente in Nachahmung der hindostanischen Shawls gebracht hat, so sicher es ist, daß selbst geübte Augen seine ersten Meisterwerke mit ächten Hindous zu verwechseln in Gefahr sind, so haben doch, scheint es, diese, sowohl was die Zartheit und Geschmeidigkeit (légèreté) des Stoffes, als was den hervortretenden Glanz (relief), nicht die Erfindung der Muster angeht, ein unbestreitbares Uebergewicht, und allen pomphaften Anzeigen, welche das Gegentheil versicherten, zum Troz würde eine Dame, die für eine wahre Pariserin zu gelten die Absicht hat, und ihre Gewohnheiten wie ihre Ansichten nach den Erfordernissen dieses Ehrgeizes einrichtet, über und über erröthen, wenn man von ihr denken könnte, sie bilde sich ein, Herr Biétry verfertige den ächten gleichkommende Caschemirs. Man mag eine noch so warme Patriotin seyn, man macht auch auf den Titel einer Kennerin Anspruch, und das ist wichtiger.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 150. Dienstag, 24. Juni 1851.

C'est là que se révèle à l'ame une connaissance de l'antiquité, qui ne peut jamais s'acquérir ailleurs. C'est en vain que l'on se fie à la lecture de l'histoire pour comprendre l'esprit des peuples.

Madame de Staël.

Das Capitol.

(Fortsetzung.)

Ich könnte noch eine Menge verwandter Darstellungen anführen, aus dem Vatikan einen Baum mit einem Vogelnest voll kleiner Kinder, aus der Sammlung der pompejanischen Bilder eine Alte, welche Liebesgötter in einem Hühnerkorbe feil hält; es genügt mir indessen, mit dem Gesagten auf die bezeichnete Richtung hingewiesen zu haben. Wie mir scheint, eröffnet sich dort der Blick auf eine Seite des antiken Lebens, welche man aus der alten Literatur nur schwer und unvollkommen kennen lernt, so schwer und so unvollkommen, daß die wenigsten der classisch gebildeten Leute das Vorhandenseyn derselben auch nur ahnen.

Das Naive — nicht im Schiller'schen, sondern im landläufigen Sinne des Worts — das Kindliche, der häusliche Scherz, der trauliche Humor, das alles sind Dinge, welche — so dünkt es mich wenigstens — in unsern gewöhnlichen Vorstellungen vom Charakter und Inhalt des antiken Lebens fast gänzlich aus dem Spiele bleiben. Wir kennen den bürgerlichen Ernst des Alterthums, seine patriotische Begeisterung, seinen Schlachtenmuth, den dichterischen Schwung seines Götterglaubens, seine wilden Leidenschaften, seine zügellosen Sitten, seine Ueberfeinerung, seine schaudererregende Entartung, seinen tragischen Selbstmord; mit einem Wort, wir finden in den alten Schriftstellern tausendfach, was aufregt, imponirt, entflammt und empört; aber wir suchen darin vergebens was rührt, was uns anheimelt, die Spuren eines stillen, friedlichen Glücks. Sicherlich, die Alten waren, und zu ihrem Glück, viel weniger „Gemüthsmenschen" als wir, und zumal wir Deutsche es sind, aber so ganz kalt und kahl, wie er sich in ihren Geschichtschreibern, Philosophen und sogar Dichtern abspiegelt, kann doch der Winkel ihrer Seele unmöglich gewesen seyn, in welchem unsere Vergißmeinnicht und unsere Gänseblümchen blühen.

Und es war auch nicht so. Wenn ich nächst den andern Schriftstellern die Dichter genannt habe, so ist es vorbehaltlich der Ausnahmen geschehen. Hat doch sogar das nüchterne Soldatenvolk der Römer wenigstens *einen* wahrhaft sentimentalen Dichter hervorgebracht, sentimental in der modernsten Bedeutung des Ausdrucks. Ich meine Tibull. Zarte Empfindung, Wehmuth, süße Schwärmerei — Tibull hat alles, was den elegischen Dichter nach dem Maßstabe der Neuzeit macht, und damit er die interessante Rolle vollends ausfülle, die ihm die Natur angewiesen, so gab ihm das Schicksal den ächten Dichtertod, den Tod im fünfundzwanzigsten Jahre.

Obgleich aber Tibull früher starb als Augustus, also vor dem Jahre 14, in welchem die Römer bekanntlich aufhörten ein unserer Gymnasien würdiges Latein zu schreiben, so scheint die Reinheit seiner Sprache den Großinquisitoren der Grammatik doch einigermaßen verdächtig zu seyn, und wahrscheinlich ist es jedenfalls, daß er sich weder der Huld und Gnade des Kaisers, noch der Gönnerschaft des Mäcenas zu erfreuen hatte, daß ihm also die beiden wichtigsten Merkmale des dichterischen Verdienstes fehlen. Daher mag es denn kommen, daß seine Elegien den meisten von uns nur dem Namen nach bekannt sind, und daß derjenige Zug des Geistes, welcher in ihnen vorzugsweise hervortritt, und den kein anderer der römischen Dichter mit ihm theilt, höchstens von oberflächlichen

Dilettanten beachtet wird, die keinen Sitz und keine Stimme haben in der gelehrten Welt. Der mattherzige Verskünstler Virgil und der wort- und citatenreiche Rhetor Horaz, das sind die Männer nach dem Sinne der Schule, deren Autorität sich das öffentliche Urtheil in gläubiger Demuth und mit schweigendem Gehorsam unterwirft. Muß ich doch von mir selber bekennen, daß ich den Horaz verschiedenemal durchgelesen, ehe ich merkte, daß ich es mit einem Dialektiker zu thun habe und mit keinem Poeten.

Doch es ist Zeit umzukehren auf einem Wege, der mich gar zu tief in das Unwesen des philologischen Unterrichts führen würde, welchem unsere Kindheit und ein guter Theil unserer Jugend geopfert wird. Also zum Capitol zurück. — Einen sehr beachtenswerthen Theil des Museums bildet die Sammlung der Kaiserbüsten, welche, einzig in ihrer Art, eine beinahe vollständige Reihe von Bildnissen der Imperatoren und ihrer nächsten Angehörigen enthält. Erst in den spätern Zeiten des Reichs, wo man die Kaiser zuweilen Dutzendweise zählt, wird diese Reihe durch Lücken unterbrochen, die man um so leichter verschmerzt, als die Geschichte von denen, welche dieselben ausfüllen sollten, wenig anderes zu sagen weiß als den Namen.

Unter den Gründern des römischen Cäsarenthums ist unstreitig Tiberius derjenige, dessen Bildniß die meiste Physiognomie hat, den Ausdruck der fertigsten Persönlichkeit zur Schau trägt. Aus dem Gesichte Cäsars läßt sich der große und vielseitige Geist des Mannes nur schwer herauslesen, und das Gesicht des Augustus sagt vollends gar nichts. In der Miene des Tiberius dagegen ist jeder Zug ein Redner. Ein seltenes Maß von Verstand und Willenskraft offenbart sich in der breiten Stirn und in dem feinen festgeschlossenen Munde, die ganze Form des Kopfs zeugt von ungewöhnlichen Anlagen, das ganze Gesicht ist der Spiegel eines reichen und gebildeten Geistes, der feste eiserne Blick aber sagt: hier lauert ein Tiger. — Nero stellt sich dar als eine begabte Natur, deren Ausartung noch nicht zurückgewirkt hat auf den ursprünglichen Ausdruck seines einnehmenden Gesichts. Es ist sogar etwas Spießbürgerliches darin, vielleicht als Wirkung des langen steifen Backenbarts, welchen Nero auf gut englisch bei glattem Kinn und glatter Oberlippe trägt, eine Eigenthümlichkeit, die ich bei keinem andern antiken Kopfe bemerkt habe.

Ein höchst anziehendes Bild ist das der ältern Agrippina, lebensgroß und in ganzer Figur. Sie sitzt zurückgelehnt in einem Sessel, vornehm nachlässig, mit Grazie und Würde zugleich. Die Haltung des Körpers, die Stellung des gestützten Arms, die Lage der gekreuzten Füße, das edle, stolze, gebieterische Profil, das alles sagt deutlicher, als jede Inschrift könnte: es ist ein Weib mit Herrscherblut in den Adern. Tiberius mochte wohl Recht haben, als er ihre trotzige Opposition mit den bittersüßen Worten zur Ruhe verwies: Injuriam tibi fieri putas, filiola mea, quia non regnas?

(Fortsetzung folgt.)

Vier Monate in Schleswig-Holstein.

(Schluß.)

Schon hatte ich mehrere Haufen müßig beisammenstehender Soldaten passirt, als mir endlich eine auf- und abschreitende Schildwache bedeutete, daß ein weiteres Vordringen nicht gestattet sey. Auf meine Aeußerung, die Schanzen besuchen zu wollen, falls ich Erlaubniß dazu erhielte, rief der Wachtposten einen Hauptmann heran und theilte demselben meinen Wunsch mit. Dieser meinte jedoch, daß er selbst nicht darüber zu entscheiden habe; Erlaubniß zu Besichtigung der Schanzen könne nur der Kommandant derselben geben. Zu diesem erbot er sich mich geleiten zu lassen. Mir konnte nichts angenehmer seyn. Bereitwillig folgte ich dem voranschreitenden Unteroffizier, der mich wieder einem andern übergab, bis ich denn zuletzt hart an den Umwallungen und dicht vor den auf den Alsensund und nach Sonderburg hinüber drohenden Kanonen die Person des Kommandanten traf. Ich weiß nicht, wie der Mann hieß, fand mich aber etwas unangenehm überrascht, als ich dem streng blickenden, schon etwas ältlichen Herrn als ein Mann vorgestellt wurde, welcher die Vorpostenlinie überschritten habe. Mein Protest gegen diese Behauptung fand bei dem sonst ungemein humanen Mann keine Berücksichtigung. Er entgegnete sehr bestimmt, daß durchaus kein Civilist mehr in den Schanzen zugelassen werde, indem erst vor ein paar Tagen zwei dänische Spione sich auf gleiche Weise eingeschlichen hätten. Die Aussagen der herbeigerufenen Vorposten bestätigten indeß meine Erzählung, und wie mir der Zutritt in die Schanzen durch die Wachen selbst geebnet worden sey, worauf ich denn die Weisung erhielt, daß ich mich auf demselben Wege wieder entfernen und mithin eine nähere Besichtigung der umfangreichen Befestigungen unterlassen müsse. Dagegen war nicht zu remonstriren. Indeß gab mir die zweimalige Wanderung durch einen Theil der Arbeiten und der kurze Aufenthalt in der Nähe des Kommandanten doch einen oberflächlichen Begriff von der Wichtigkeit dieser Höhen. Interessanter noch war es mir, daß ich auf den Alsensund, auf den Brückenkopf mit der dänischen Vorpostenlinie, auf die jenseits des Sundes gelegenen Strandbatterien und das reizende grüne Eiland Alsen, diesen Smaragd im Silberreif der Ostsee, neugierige Blicke werfen konnte.

Das Schlachtfeld vom 13. April lag in voller Ausdehnung unter mir, und hier, wo mit gewaltiger Kraftanstrengung wiederholte Angriffe auf den Brückenkopf der Dänen gemacht worden waren und namentlich die dem Kartätschen- und Granatfeuer der Kanonenboote im Sunde sehr ausgesezten sächsischen Truppen die meisten Todten und Verwundeten verloren, hier merkte man an Feldern, Wiesen und Knicken, daß der grimmige Gott des Krieges seit Monatsfrist ausschließlich das Scepter führte.

Zugleich erhielt auch ein nichtmilitärisches Auge einen Begriff von der strategischen Wichtigkeit der Düppeler Höhen. Obwohl sich dieselben unbedeutend über den Spiegel der Ostsee erheben, sind sie doch höher als die gegenüber liegenden Ufer der Insel Alsen, beherrschen den schmalen Sund vollkommen und können zu jeder Stunde durch wohlgezielte Bombenschüsse die reizend gelegene alterthümliche Stadt Sonderburg in einen Aschenhaufen verwandeln. Es kann wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, daß während des Feldzuges von 1849 die im Sundewitt liegende Truppenmacht mehr denn einmal Gelegenheit gehabt hätte, einen glücklichen und entscheidenden Angriff auf den Brückenkopf zu machen, wäre dieß, was ich zu bezweifeln mir erlaube, überhaupt beabsichtigt worden. Ein solcher vielleicht einen ganzen Tag lang dauernder Kampf würde allerdings ein paar tausend deutsche Krieger kampfunfähig gemacht und mehreren hunderten das Leben gekostet haben. Allein ich frage: wozu führt man Krieg, wenn man ihn nicht so führen will, daß man Siege erringt? Die Dänen fragten sehr wenig nach der Zahl der Menschenleben, wenn sie nur einige Aussicht hatten, durch einen Handstreich einen bedeutenden Vortheil zu erringen. Der nächtliche Ueberfall bei Fridericia ist für diese Behauptung der beste und unwiderleglichste Beweis. Hätte Deutschland, hätte der Oberstkommandirende der im Felde gegen Dänemark liegenden Reichstruppen mit ausreichender Heeresmacht die kampflustigen Deutschen im Sturme gegen den Brückenkopf am Alsensunde geführt, während die Bombenkessel und Kanonen schwersten Kalibers von den Schanzen bei Düppel die Schiffbrücke der Dänen, die Strandbatterien und Kanonenboote zerstörten und Sonderburg in Brand schossen, so fiel die Insel Alsen, dieser Schlüssel Schleswigs, in die Hände der Reichstruppen. Mit der Eroberung Alsens aber gewann der Krieg eine ganz andere Gestalt, Dänemark war mit einem Schlage von der Ostküste Schleswigs vertrieben und mußte eine andere Sprache anstimmen.

Man wollte es nicht dahin bringen, weil Rußland damit nicht einverstanden war. Das liegt jezt klar am Tage. Der ganze Krieg, sofern Reichstruppen daran Theil nahmen, sollte ein Scheinkrieg bleiben, bis anderwärts, namentlich in Ungarn, die Revolution durch russische Hülfe niedergeworfen seyn würde. Aufgeben konnte man den Krieg gegen Dänemark nicht, so lange noch ein Reichsverweser fungirte, der ihn ja zu führen beschlossen hatte. Auch mußte der Stimmung des deutschen Volkes noch Rechnung getragen werden, denn diese Stimmung war schwierig und nicht wenig gefahrdrohend. Ohne Krieg also ging es im Frühjahr 1849 nicht ab. So führte man ihn denn, nur hütete man sich wohl, durch entscheidende Kämpfe den Dänen beträchtlichen Schaden zuzufügen und ein fait accompli herbeizuführen, das anzuerkennen am Ende selbst das gefürchtete Rußland nicht umhin gekonnt hätte. Ob gegenwärtig nicht gerade diejenige deutsche Macht, durch deren thatsächliche Unterstützung der Kampf gegen Dänemark zu einem allgemeinen Reichskriege sich gestaltete, es sehr schmerzlich bereuen mag, ein solches fait accompli nicht erzielt zu haben, werden die Männer am besten wissen, welche die Geheimnisse des politischen Lebens jenes Staates genau kennen. Das deutsche Volk, noch mehr das getäuschte Schleswig-Holstein, trauert noch heut über jene Kriegführung und gelobt sich an jedem Morgen, an jedem Abend mit neuem heiligen Eidschwur, nie wieder bloßen Versprechungen das geringste Vertrauen zu schenken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsezung.)

Musik.

Indessen kommt es leider nicht selten vor, daß Pariser Damen, die sich vortrefflich auf Shawls verstehen, sich von Ehemännern und Anbetern hinter das Licht führen lassen und ein Produkt Biétrys für ein ächt orientalisches Fabrikat hinnehmen. Eine Ueberlieferung aus der französischen Kaiserzeit zeigt uns aber, daß größere Genies als kokette Bürgerinnen der Pariser feinen Welt sich in ähnlicher Weise foppen lassen. Napoleon, der die französische Literatur schäzte und behauptete, er würde Corneille zu seinem ersten Minister gemacht haben, eine Redensart, die noch heutzutage von den Franzosen, wenn sie auch in ihrem Corneille noch so schlecht bewandert sind, für genuinen

Weihrauch hingenommen sind, Napoleon hielt nicht viel auf französische Musik und dekretirte, Italiener verstånden allein etwas von der Oper. Wenn er einmal: es ist so und so, gesagt hatte, so war es bekanntlich schwer ein: es ist nicht so durchzusetzen; offen und geradewegs ließ sich dem Sieger von Austerlitz auf dem Gebiete der Diskussion noch weniger als auf dem Schlachtfelde etwas abgewinnen, und wer dennoch seiner Meinung Recht verschaffen wollte, mußte zu Stratagemen seine Zuflucht nehmen. Die patriotischen Vertheidiger der französischen Musik bequemten sich zu diesem Mittel. Sie ließen ein recht fades, mittelmäßiges, alltägliches, italienisches Operbuch von einem Fabrikanten dieser Art Machwerk anfertigen und von Mehul eine gehaltvolle Musik in italienischem Style dazu schreiben. Das Werk wurde einem jungen italienischen Tonsetzer zugeschrieben und bei einer Festlichkeit, welche die Anwesenheit des Kaisers im Opernsaal erheischte, gegeben. Der Kaiser durchlief das Textbuch, fand es abscheulich und donnerte dagegen, die Musik aber erklärte er ganz nach seinem Geschmack und meinte, nur die Italiener seyen so etwas zu liefern fähig. Er wurde jedoch auf eine geschickte Weise bald aus seinem Irrthum gezogen und erkannte denselben auch mit fürstlicher Herablassung und durch dem französischen Tondichter verliehene Ehrenbezeugungen gnädig an. Der Maestro des Fradiavolo und der Stummen von Portici hätte in seiner schönen und glorreichen Zeit, in seinem melodischen Frühling, in seinem glänzenden Sommer und bis in sein fruchtbares Spätjahr hinein, gleichfalls zu solch einem liebenswürdigen Truggewebe mit Recht und Glück seine Dienste anbieten können; doch ziemlich lange schon ist seine Kraft im fortwährenden Abnehmen begriffen und sein neuestes Erzeugniß, obgleich einzelnen Weisen eine Frische und Zierlichkeit, die an Aubers beste Tage erinnern, eigen und die Orchestermusik mit der diesem Meister geläufigen Feinheit behandelt ist, erlaubt doch eben so wenig als seine sechs bis acht unmittelbaren Vorgänger die Vermuthung, daß Auber von der wahren Quelle der Verjüngung getrunken habe. — Was, abgesehen von der äußern Ausstattung, dem „Orangenkorbe“ etwas Hoffnung gibt sich einige Zeit auf der Bühne zu halten, ist die Virtuosität, die Signora Alboni in der Hauptrolle an den Tag legt. Signora Alboni ist keine eigentlich dramatische Sängerin, die Macht des Gemüths ist nicht das hervorragende Verdienst ihres Gesangs, sie ist nicht geschaffen, um Thränen zu erpressen und die Fibern der Empfindung aufzuregen, und schon die übermäßige Stattlichkeit ihrer Erscheinung verbietet uns die Frage, ob sie mit Grazie begabt sey oder nicht; aber ihre bewältigende und markige, wenn nicht seelenvolle, doch klangvolle Stimme hat ihr zahlreiche Bewunderer erobert und sie in die Mode gebracht, ein Vortheil, der das verdiente Lob mindestens um das Dreifache erhöht.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Das Standbild Friedrichs II.

Der Künstler fand auf der einen Seite, nach den Linden zu, zwischen Ziethen und Seydlitz, noch Raum für die Männer des Friedens und der Künste. Sinnend steht Friedrichs Staatsmann, Graf Finkenstein, vor ihm sizt Graf Carmer, der das allgemeine Landrecht entwirft, daneben Graun, in edler genialer Haltung Lessing, und fast herausspringend aus dem Bilde, im schlichten Bürgerrock, den dreieckigen Hut in der Hand, der Philosoph Kant. Freilich stand Kant als Mensch und Denker in geringer Berührung mit dem großen Könige, der in seinen Gedanken einen andern Weg ging, aber durfte das leuchtende Gestirn aus Friedrichs Zeit fehlen? Ehre dem Meister, der diese Seite seiner großen Aufgabe so aufzufassen wußte! Zufrieden werden nicht alle damit seyn, am wenigsten die, welche Friedrichs Erinnerung nur verdrossen feierten, die, welche Friedrichs Zeit, ja unsere ganze Vorzeit anklagen, und heut zum Regiment gelangt Preußen umkehren und zur Buße verführen möchten. Aber es hilft ihnen nichts, sie müssen nun das Bild sehen, und das Bild wird wirken, wenn nicht jezt, einst gewiß.

In der Deckerschen Hofbuchdruckerei ist ein Heft mit getreuer Abbildung und kurzer Beschreibung des Denkmals, woran sich historische Notizen knüpfen, erschienen. Zum billigen Preise von 5 Silbergroschen hat es wohl Anwartschaft in jedes Besitz zu seyn, der das Standbild nicht gesehen, und wer es gesehen, findet daran noch immer einen trefflichen Führer, um das genau zu betrachten, was der Bronzeglanz nicht sehen läßt. Wie lange wird überhaupt derselbe dauern? Das dunkle Bronzegrün, welches das Bild in einigen Jahren nach dem natürlichen chemischen Prozesse bedecken muß, wird das Denkmal nicht verschönern; den Kindeskindern unserer Enkelkinder ist es aufgespart, Friedrich in dem hellgrünen Edelrost des Alterthums glänzen zu sehen. Wird der große König dann noch auf einen preußischen Staat herabblicken? fragen sich viele.

Die Anschauung des Witzblattes Kladderadatsch war dießmal charakteristischer und tiefer, als er gewöhnlich zu geben pflegt. Er fragt, wie die Parteien sich Friedrichs Ehre denken? und antwortet mit vier Bildern. Wie denkt sich ihn der Altpreuße? Mit gezogenem Degen, hoch zu Roß, jagt er die Oesterreicher. Wie die Lichtfreunde? Er hält eine Schrift in der Hand: „In meinem Reiche soll jeder nach seiner Façon selig werden können.“ Wie die Gothaer? Mit einer langen Feder schreibt er auf seinem Pferdekopf, der ihm als Pult dient, die Worte: „Ich bin nur der erste Diener meines Staates.“ Und wie der Demokrat? Der Heros mit dem Lorbeerkranz ist im Einschlafen. Aus seinem Munde gehen die Worte hervor: „Ich bin müde über ein Volk von Sklaven zu herrschen.“

Im selben Blatte lesen Sie eine parlamentarische Verhandlung der Gewerke über ihre Betheiligung am Enthüllungsfeste. Sie ist leider nur der Abdruck einer wirklich stattgehabten. Stimmen sind da vernommen worden, die man für unmöglich hielt. Ehrbare Berliner Gürtler, Gelbgießer und Klempnermeister sprechen die Meinung aus, daß ihnen eigentlich, als Berliner Bürgern, der Auftrag zugekommen sey, dieses Standbild zu fertigen, da Rauch doch kein geborner Preuße wäre, wenn auch sonst ein ehrenwerther Mann und lange hier domicilirt. Freunde des Meisters versichern, diesen nie heiterer gesehen zu haben, als bei einem kleinen Familienrathsfeste, wo diese Ansprache ihm mitgetheilt wurde. Es sey die Krone seiner Ehre, wenn jeder Handwerker versichere: das hätte ich auch machen können. Den Studien zu diesem Werke muß ein ganzes Studium unserer Geschichte zum Grunde gelegen haben. Rauchs jezt verblichener Freund, Friedrich Tieck, ein Mann von umfassender ästhetischer und historischer Bildung, stand dem genialeren Schöpfer und Freund im Leben immer rathend zur Seite. Man darf annehmen, daß ein Theil seines Wissens auch in dieses Werk überging. Er mußte wenige Tage vor der Enthüllung sterben, und was mehr für seinen Ruhm zu bedauern, die beiden Gruppen von ihm selbst, Löwe und Leoparde, für die Freitreppe des königlichen Theaters bestimmt, mußten gerade an dem Tage der Aufstellung des Friedrichs-Denkmals ebenfalls aufgestellt werden. Wenn auch Niemand ein Vergleich einfällt, und man gern zugibt, daß Tieck hier nur eine Ornamentur nach stereotypen Mustern aus der Antike beabsichtigt, so wirkt doch die dürftige Zahmheit der Thiere und ihrer musicirenden Reiter ungünstig, und gibt keinen Begriff von der schönen Bildungskraft, welche andern früheren Schöpfungen des Bildhauers innewohnt.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 151. Mittwoch, 25. Juni 1851.

> You are stange ones! — When you speak best unto the purpose, it is not worth the wagging of your beards.
>
> Shakespeare.

Aus Newyork.

Das Staatsgeheimniß.

„Es wetterleuchtet stark im Süden, Herr," bemerkte ein Freund, welcher mich zu der neuen kolossalen Presse des Herrn Hoe begleitete, mit geheimnißvoller Miene, „und wenn nicht alle Zeichen trügen, sammelt sich da drunten ein furchtbares Gewitter." Da ich erst den Tag vorher auf einem Ausfluge von einem Mammoth tempest, wie man sich hier auszudrücken pflegt, überrascht und auf das Unfreundlichste behandelt worden war, wendete ich mich rasch, um das Stückchen Südhimmel, welches über der engen Straße sichtbar war, in das Auge zu fassen. Der Himmel war so klar, die Luft so rein, der Wind so frisch und erquickend, wie am ersten Schöpfungstage. Ich blickte meinen Freund erstaunt an. — „Seyd wunderliche Leute, ihr Deutsche," sagte er; „geht träumerisch durch die Welt und seht das Unwetter nicht, bis es über euern Köpfen prasselt. Ich wiederhole es Ihnen, Freund, es ist da drunten nicht geheuer und alles deutet auf den Ausbruch eines furchtbaren Sturmes. Doch genug davon für diesen Augenblick; wir sind an Ort und Stelle, und wenn irgend etwas Bestimmtes über den Stand der Dinge zu erfahren ist, werden wir in diesem Hause Auskunft oder doch bedeutsame Winke erhalten."

Das Aeußere des Hauses, dessen Schwelle wir zu betreten im Begriffe waren, hatte durchaus nichts Ungewöhnliches. Der Amerikaner ist einfach, schlicht, prunklos in seinem Denken, Reden und Handeln; die Prunksucht ist etwas, das gewöhnlich erst seinen Kindern oder Kindeskindern, ohne daß er es will, als eine Art »impertinency« anheim fällt. Obgleich es kaum Mittag, für die vornehme Welt also noch ziemlich früh war, sahen wir doch, daß bereits eine ziemliche Anzahl eleganter Herrn und Damen, Weiße, Kupferfarbene und Schwarze, sich auf der mit einem Bronzegitter umgebenen Galerie im obern Stock des Hauses eingefunden hatten, um dieses neue Wunder der amerikanischen Industrie in Augenschein zu nehmen. Die Förmlichkeiten der Einführung waren schnell abgethan, denn die Maschine sollte eben in Bewegung gesezt werden. Wir stiegen auf einer bequemen Treppe zur Galerie oder Terrasse empor, wo wir die vierzig Fuß lange und zwanzig Fuß hohe Monstermaschine überschauen konnten.

Während man in den untern Räumen noch mancherlei zu beschaffen hatte, besprach die Gesellschaft auf der Galerie die großartige Erfindung des Herrn Hoe, deren praktischen Werth, welchen, nebenher bemerkt, mehrere stark näselnde Yankees sehr in Zweifel zogen, und freute sich des neuen Sieges, den Amerika durch dieses Riesenwerk über England davon getragen. Natürlich blieb die Politik bei diesem leichten Zungenspiele nicht ausgeschlossen und die Mittheilung des eben eintretenden Hauptredakteurs des Newyork Sun: „die Regierung von Washington habe geheime Befehle in den Hafen von Newyork geschickt, deren Inhalt man leicht errathen könne," wirkte wie ein Blitzschlag aus heiterer Luft. „Geheime Befehle!" hallte es in dem gewölbten Raume nach und starres Erstaunen sprach sich in den Zügen einiger vorher sehr heitern und gesprächigen Priester oder Verehrer des Merkur aus, die im Geiste schon Hafenblokaden und Kaperbriefe und Flibustiers jeder Art heranziehen sahen. „Geheime Befehle!" diese Worte haben für den



Amerikaner entweder gar keinen Sinn, da er sich dem frommen Glauben hingibt, zu Washington könne gar nichts vorgehen, was nicht das ganze Land wisse, oder er nimmt sie als gleichbedeutend mit Maßregeln der Inquisition, mit lettres de cachet oder türkischen Botschaften, welchen die seidene Schnur beigegeben ist.

Diese und ähnliche Gedankenfäden wurden jedoch rasch abgeschnitten, denn der »foreman« und die drei »assistant foremen« traten an ihre Plätze und die Maschine begann sich in Thätigkeit zu setzen. Wenn der bloße Anblick dieses riesenmäßigen Ungeheuers mit Erstaunen und Bewunderung erfüllte, so beschlich alle Anwesende eine Art Schrecken, ein geheimnißvoller Schauer, als diese Massen, diese Glieder, diese Gelenke und Gewinde sich zu regen und zu bewegen anfingen. Sie glauben etwas wie einen Blitz, wie einen Silberblick an den acht Cylindern drunten hin und her, aus und ein fliegen zu sehen: es sind die unbedruckten und aus dem Druck hervorgehenden Bogen, welche eine unsichtbare Hand zu dem unsichtbaren Drucker hinfliegen läßt und sie ihm wieder abnimmt, um sie mit der Geschwindigkeit des Gedankens so genau und sorgfältig aufeinander zu legen, wie die zierliche und gewandte Hand einer Comptoiristin eine Anzahl Atlasmuster ordnet und aufschichtet. Die für uns in der Höhe unsichtbaren Hände, welche diese Zauberarbeit zu verrichten haben, werden hier „Flyers" genannt und haben mit den sogenannten Flügeln an den Spindeln der Spinnmaschinen eine entfernte Aehnlichkeit.

So lange die Maschine in Thätigkeit ist, würde man vergeblich nach einer Erklärung fragen oder sich etwas von allem, was man unter und neben sich vorgehen sieht, deutlich zu machen suchen, denn das Summen und Sausen, das Schnarren und Poltern der Räder, das Zischen und Ticken der Federn, das Schlagen der Metallarme, das Zucken, das hastige Hin- und Herfliegen, das wie in Fieberhitze sich jagende Getriebe von hundert andern Theilen und Theilchen der Maschine — alles das bringt einen wahren Höllenlärm hervor; das Ohr ist betäubt, das Auge weiß nicht, wohin es sich wenden soll, und man fühlt den Kopf von demselben Schwindel ergriffen, welcher das Herenwerk unten fortgerissen zu haben scheint. Ich faßte den Arm meines Freundes, um mich zu überzeugen, daß ich mich an etwas Solidem zu halten vermöchte, wenn Galerie und Haus sich in diesen Veitstanz mischen sollten. Mein Newyorker deutete auf eine Art Rechentafel unmittelbar vor der Maschine; es war mir jedoch unmöglich das Auge darauf festzuhalten, denn auch die darauf befindlichen Ziffern schienen wie toll zu hüpfen und zu springen oder Verstecken mit einander zu spielen. Wie ich nachher erfuhr, gibt diese Tafel durch eine eben so einfache als sinnreiche Vorrichtung in jedem Momente die Zahl der abgedruckten Bogen an. Ich athmete freier, leichter, als dieser wilde Herenspuck, nachdem er eine volle Viertelstunde gewährt hatte, wie auf den Wink einer mächtigen Hand, plötzlich ruhte und schwieg. Wie ich von der Galerie niederschaute, kam es mir vor, als sey ein eben noch unbändiges Roß durch einen einzigen Druck des Zügels regungslos geworden, oder als zöge irgend ein Thier aus der Mythenwelt vor einem nahenden Feinde seine Arme und Füße, seine Klauen und Krallen in sich selbst zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das Capitol.

(Fortsetzung.)

Kaiser Vespasian ist das leibhaftige Ebenbild unseres Freundes Punch aus London: dasselbe erstarrte Lächeln, dasselbe spitze Kinn, welches der Nase auf halbem Wege zum Kusse entgegen kommt, mit einem Worte, das nämliche hölzerne Nußknackergesicht, welches uns von jeder Seite des Londoner Spottblatts angrinst. Das ist weder der Feldherr, welcher die Legionen des Vitellius zertrümmert, noch der Kaiser, welcher aufrecht stirbt, es ist der alte Spaßvogel, welcher gern Witze macht und dem die schlechten geläufiger sind als die guten, von der Reinlichkeit derselben gar nicht zu reden. Und Titus, die Wonne des Menschengeschlechts, der romantische Liebhaber der Königin von Morgenland, er ist der ächte Sohn seines Vaters, mit jedem Jahr wird sein Aussehen punschmäßiger, und stirbt er nicht gerade noch zur rechten Zeit, so haben wir an ihm Nußknacker den Zweiten. Bei Amor und Venus, ich bin gewiß, daß die verlassene Königin ihn leichter verschmerzt hat als Dido den ungetreuen Aeneas!

Auf keines der Kaiserbilder war ich so neugierig wie auf Julians des Abtrünnigen, und keines hat meine Erwartungen so schmählich betrogen. Das capitolinische Museum besitzt drei Büsten dieses Kaisers, alle drei einander durchaus ähnlich, alle drei Erzeugnisse einer bereits tief gesunkenen Kunst. Die talentvolle Behandlung würde ich indessen gern entbehren, wenn nur die Beschaffenheit des Gegenstands nicht alle meine bisherigen Vorstellungen Lügen strafte. Das wäre also jener geniale kaiserliche Renegat, der lezte Ritter des alten Glaubens, den er selbst nicht theilt, der berechnendste, der gemäßigtste, und also der gefährlichste der gekrönten Feinde der neuen Lehre und deren erstes großes Opfer! Ein platter Schädel mit niedriger Stirn, ein viereckiges ausdrucksloses Gesicht mit einer Stumpfnase, und um das Bild der Gemeinheit vollständig zu machen, eine gewichste Bartlocke unter dem Kinn, wie sie die Barbiergesellen jener

Zeit getragen haben mögen — stehe da das Porträt des Kaisers Julianus. Stände nicht sein Name in antiken Schriftzügen unter der Büste zu lesen, ich würde es für eine boshafte Erfindung rechtgläubiger Rachsucht halten. — Indessen jene Unterschrift beseitigt keineswegs alle meine Zweifel, oder vielmehr der stärkste Zweifel ist durch eine spätere Entdeckung nachträglich in mir aufgeweckt worden. Im bourbonischen Museum zu Neapel fand ich nämlich eine Büste, welche Zug für Zug, und bis auf die pöbelhafte Bartlocke herunter, der des Julian nicht etwa ähnlich ist, sondern mit ihr vollkommen übereinstimmt, nur daß sie nicht bloß einer ächten Künstlerhand, sondern ohne Zweifel auch einer ganz andern Kunstperiode angehört, und diese neapolitanische Büste trägt den Namen Perianders von Korinth. Wenn man nicht das Obwalten des wunderbarsten Naturspiels annehmen will, eines Naturspiels, welches sich unter Tausenden von Millionen Menschen schwerlich in jedem Jahrtausend wiederholt, so sind der Periander in Neapel und der Julian in Rom eine und dieselbe Person. Wie aber diese nämliche Person zu jenen beiden, so weit auseinander liegenden Namen kommt, und welcher von diesen beiden Namen der richtige sey, das ist eine Frage, deren Untersuchung ich den Leuten von Beruf überlassen muß.

Aus dem Saal der Kaiserbildnisse tritt man in den sogenannten Saal der berühmten Männer, der eine ebenfalls sehr zahlreiche und merkwürdige Sammlung von Büsten griechischer und römischer Feldherrn, Philosophen, Dichter und Staatsmänner enthält. Welche Ausbeute für den Kenner des Alterthums, der den Werth der äußern Persönlichkeit zu würdigen weiß! Ihr Verächter und Verläumder einer Lehre, die ihr nicht versteht, schaut ihn an, den Kopf des Meisters, und gesteht, wenn ihr nicht an euch selber zum Lügner werden wollt, daß ihr nie ein sprechenderes Bild des geistigen Adels gesehen: dieser Mann heißt Epikur. Auch der Kopf seines Schülers Metrodor ist von hoher Schönheit, wiewohl der Gedanke darin die Materie, deren edelste Form er selber ist, weniger bewältigt und beherrscht. Ihr armen Schächer aber, die ihr euch schmunzelnd und ohne Einsprache Epikuräer nennen laßt, wenn ihr an überladener Tafel euers Schmeerbauchs pflegt, blickt in das mild ernste, von der Idee durchleuchtete Antlitz des Mannes, dessen Namen ihr entehrt, damit ihr zum erstenmal in eurem Leben euch schämen lernt!

Unter den Dichtern überstrahlt Aeschylus seine ganze Umgebung, ein wahres Prachtexemplar der menschlichen Gattung, welches einen Meißel gefunden, der seiner würdig ist. Von ganz roher Behandlung dagegen und dennoch mächtig anziehend ist die Büste Scipios, des Afrikaners — ein Mann der rücksichtslosen That, voll des sichern Bewußtseyns seines Waltens und seiner Kraft, mit dem Kommandowort auf den Lippen, hart wie Eisen — ein ächter Aristokrat. Als er Angesichts des versammelten Volks das Kassenbuch zerriß, da freilich war er von Rechtswegen dem Beile des Liktors verfallen durch seine freche Empörung gegen den Souverän, in den Rechnungen aber, dafür verbürge ich mich, war weder Fehl noch Mangel.

Ich kann das capitolinische Museum nicht verlassen, ohne eines Sarkophags zu gedenken, welcher wenig beachtet in einem abgelegenen Zimmer des Erdgeschosses steht. Dieser Marmorsarg fällt beim ersten Blick dadurch auf, daß zwei lebensgroße Figuren, vermuthlich die eines Ehepaars, halb sitzend, halb liegend auf dem Deckel desselben angebracht sind, eine Zugabe, welche zwar sehr häufig bei den etrurischen Aschenurnen vorkommt, die aber bei eigentlichen Sarkophagen nicht üblich gewesen zu seyn scheint und von der mir wenigstens aus den vorchristlichen Zeiten kaum ein zweites Beispiel vorgekommen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Preußens Ehrenspiegel. — Taschendiebe.

Um die Friedrichssäule ganz zu würdigen, und welche Fortschritte in sinniger und lebensgetreuer Auffassung die Kunst gemacht, muß man die frühern Skulpturarbeiten auf unsern Plätzen betrachten. Man braucht nicht bis auf die des Wilhelmsplatzes zurückzugehen (wo Schadows alter Dessauer noch immer einen Ehrenplatz beansprucht), sondern auf die an sich trefflichen Statuen Blüchers, Bülows und Scharnhorsts, und man glaubt die Stadien der Raphael'schen Kunstbildung zu erkennen.

Unter den vielfachen Schriften, die das Fest hervorrief, mache ich Sie auf die Sammlung preußisch vaterländischer Gedichte aufmerksam, die Prof. Dr. A. Müller und Dr. Kletke unter dem Namen „Preußens Ehrenspiegel“ herausgegeben. Wie

die früher von Kletke herausgegebene deutsche Geschichte ist auch diese aus Gedichten und Volksliedern von bekannten und ungenannten Dichtern geschickt componirt und mit einleitenden geschichtlichen Anmerkungen begleitet. Dem Werke einen Vorwurf daraus zu machen, daß es speciell die Dichtungen zu Preußens Ehre und Ruhm aufnahm, ist jezt wohl etwas zu spät. Man darf froh seyn, wenn ein preußischer Anker noch darauf eifersüchtig ist, und wohl ihm, wenn es ihm gelingt, im allgemeinen Schiffbruch noch ein tüchtiges Stück zu retten. Zudem ist es ja zu dem speciellen Zweck, an Friedrichs Denkmal niedergelegt zu werden, bestimmt. Allgemein deutsche Anklänge, so viel die Gelegenheit sie bot, finden sich ebenfalls, und die Aufnahme der Lehniner Prophezeihung deutet wenigstens auf keinen engherzig partikularistischen Standpunkt. Die Volkslieder bleiben aber immer das frischeste Dokument eines geschichtlichen Daseyns, und wie reich ist daran diese Sammlung!

Die Taschendiebe, welche seit einiger Zeit hier eine Rolle zu spielen anfangen, wurden, wie einige Zeitungen meldeten, einer besondern Beachtung am Friedrichstage für werth gefunden. Man griff alle der Polizei bekannten in der Nacht vorher auf und gewährte ihnen während des Tages freie Wohnung. Und doch ward am Tage, und besonders am Abend, während der Illumination, unverhältnißmäßig viel gestohlen. Die polizeilichen Berechnungen trügen zuweilen. Vermuthlich nur um deßwillen, weil sie jezt schon als Elegants in Glacéhandschuhen auftreten, ist man auf den Gedanken gekommen, daß Pariser Diebe zu diesem Tage auf Beute hier gewesen seyen. Es wird indeß mit sehr ernster Miene behauptet, daß viele unserer Matadore wirklich zur Industrieausstellung nach London gegangen seyen, und als Faktum gibt man an, daß Berlin zu den Geburtstagsfeierlichkeiten in Hannover ein Contingent von Gaunern gestellt, welche mit einem in Zahlen angegebenen ansehnlichen Gewinnste von dort zurückgekehrt seyen. Welche Ironie auf das Paßreglement und die polizeiliche Prophylaxis, wenn die vielen Tausende von Argusaugen nicht dem Andrang und Einschleichen dieser Gauner zu steuern wissen! Die einmal Eingefangenen werden dafür desto leichter und schneller von den Geschworenen dahin befördert, wo die Gesellschaft vor ihnen Ruhe hat. Wegen eines vierten Diebstahls wird nach dem neuen (aber nicht neuesten) Gesetz auf lebenslängliche Einsperrung erkannt. So erleben wir das Beispiel, daß wegen eines aus der Tasche gezogenen Schnupftuchs ein zwanzigjähriger Mensch auf Lebenszeit ins Zuchthaus geschickt wird. Das neue Strafgesetz, welches mit dem 1. Juli ins Leben tritt, mildert indessen diese Strafbestimmung auf zwanzig Jahre.

(Schluß folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Musik. — Die erste Communion.

Die Grazie, welche der Italienerin abgeht, die deutsche Sontag besizt sie im höchsten Grad und vielleicht hatte noch keine Sängerin in Paris eines so ungemischten, unwidersprochenen Beifalls sich zu erfreuen. Schule und Anlage, Zauber des Organs und Anmuth der Erscheinung, Feuer und Maß, alles gesteht man ihr zu; ergraute Kenner, welche die ersten Meisterinnen des Gesangs seit dreißig Jahren gehört haben, räumen einer Malibran glühendere Leidenschaft, einer Pasta mehr tragische Erhabenheit, und mehr Gewalt und Bravour der gefeierten Fodor ein; aber eine so harmonische Vereinigung der seltensten, glücklichsten Eigenschaften habe keine von diesen Heroinnen allen besessen wie die Sontag. Auch als Königin der Concerte feierte sie die schönsten Triumphe, verdiente sich durch ihre Betheiligung an mildthätigen Musikfesten die edelsten Kränze und wird in der guten Gesellschaft nicht nur wegen ihrer Haltung und ihrer hohen Sittenreinheit, sondern auch, was in Paris gewiß nichts Kleines ist, wegen ihrer klassischen, tadellosen Toilette, in der sie den gewiegtesten Pariserinnen zum Muster dienen könne, laut gepriesen.

Einen Catalog der Concerte und ein Verzeichniß der Virtuosen, die jeden Frühling wie die Gänseblümchen hervorschießen und fast alle nach kurzer Blüthe wieder verschwinden, aufzusetzen, scheint mir ein sehr unnützes Beginnen. Ueber Musik läßt sich nur technisch reden, oder leere Rhetorik zum Besten geben; zu beschreiben ist sie nicht. Von dem Eindrucke, den einzelne Vorträge machen, kann man allenfalls eben so gut durch geschickt ausgewählte und zusammengefügte Worte dem Leser eine Ahnung, wie etwa von der Stimmung, die eine erhebende Lichtgestaltung in unserem Innern erweckt, beibringen, aber eine ganze Reihe von musikalischen Genüssen eignet sich weder zu einer Zergliederung, noch zu einer Geschichte. Am besten geht die Sache, wenn die Musik als Bestandtheil einer Feier auftritt, die durch das Ineinandergreifen mannigfaltiger Elemente auf Herz, Geist und Sinne wirkt. So ist es ohne Zweifel leichter, ohne Beihülfe technischer Auseinandersetzungen die Orgeleffekte bei den lieblichen Pariser Maienstunden als die oft ermüdende Hexerei eines fingerfertigen Pianisten literarisch darzustellen. Die immer romantische Abendstunde, das mystische Halbdunkel in den sparsam erleuchteten, mit den freundlichsten Geschenken der Jahreszeit geschmückten Kirchen, die vielen jungen, zum Theil verschleierten, nur undeutlich erkennbaren, hie und da vielleicht aus nicht ganz religiösen Beweggründen zur heiligen Stätte gekommenen Frauen, die hier mehr, dort weniger geistlichen Melodien, alles das eignet sich zu einem charakteristischen, und wenn der Maler sich durch den Ernst des Gegenstandes nicht abhalten läßt, pikanten Bilde. Sehr einladend zu hübschen Schilderungen mögen auch die ersten Communionen der kleinen Pariserinnen seyn, die gleichfalls meist im Monat Mai, acht Tage vor Himmelfahrt stattfinden und immer wahre Feiertage für einen Theil der Pariser Bevölkerung sind. Ein lebhaftes Wagengedränge ist an den Eingängen der vorzüglichsten Kirchen sichtbar, und reich geputzte Damen stellen sich in Menge ein. Diese Damen in Shawl und Sammtkleid sind nicht lauter Gräfinnen und Baronessen, oder Gemahlinnen reicher Kauze aus dem Lande der Bankiers und der Kaufherrn; diese beleibte, längst reife, reich gekleidete Schönheit, die mit prächtigem Geschirre und glänzender Dienerschaft, ihr Töchterlein an der Seite, auf weichem Polster dort so stolz dahin fährt, sie gehört weder dem Faubourg St. Germain, noch dem Faubourg St. Honoré, noch auch der geldaristokratischen Chaussée d'Antin an; nein, es ist eine gemeine Kaldaunenmezgerin, die an gewöhnlichen Tagen in grobem Anzug mit zurückgestreiften Aermeln, und die Hände in dem blutigen Mischmasch, das Scepter ihrer Boutike führt, aber gern eine solche Gelegenheit wahrnimmt, um der Welt zu zeigen, daß sie mit ihrem verachteten Handwerke eine Millionärin geworden ist, und wenigstens durch ihre Toilette und ihr Haus die Gleichberechtigung der Stände vindiciren kann. — Eine liebenswürdigere Gleichheit wird durch die Erscheinung der Mädchen selbst verwirklicht, die alle in dem weißen Schleier und dem weißen Kleide, fast alle sittsam und gesammelt der heiligen Handlung zuwandeln und beiwohnen, und eben so anständig, eben so eingezogen sie verlassen:

Alle neigen sie knieend das Haupt in züchtigem Schleier;
Ach wie kommen sie so alle bezaubernd mir vor!
Wohl ist die Demuth auch der christlichen Grazien eine,
Und von dem holden Chor ist sie die schönste vielleicht.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 152. Donnerstag, 26. Juni 1851.

— Where's the steep
Tarpeian? fittest goal of treason's race,
The promontory whence the traitor's leap
Cured all ambition. — In you field below
A thousand years of silenced passions sleep —
The Forum, where the immortal accents glow.

Byron.

Das Capitol.

(Fortsetzung.)

Das Interesse, welches mich veranlaßt diesen Sarkophag zu erwähnen, gilt indessen den Reliefs, mit denen seine vier Seiten geschmückt sind, und unter denen vorzugsweise das der Vorderseite die lebhafteste Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Dieses Relief gibt eine Darstellung der Entdeckung des Achilles durch die List des Odysseus, und was man auch von dem Style und der Technik desselben sagen möge, es ist ein Meisterwerk der Gruppirung und der Charakteristik. Die zwölf Figuren, welche es enthält, sind, obgleich über eine sehr lange Fläche vertheilt, sämmtlich in die innigste Verbindung mit der Haupthandlung und mit deren Mittelpunkte gebracht. Den Mittelpunkt bildet Achill. Er hat das Weibergewand abgeworfen und schwingt freudig das Schwert. Neben ihm zwei der Töchter des Lykomedes; die eine legt ihm die Hände auf die Schultern und sieht ihm mit lächelnder Ueberraschung in's Gesicht, um sich ihrer Enttäuschung zu vergewissern; die andere, vermuthlich das naseweise Nestküchlein des Hauses, hat sich in halbkomischem Schrecken von der in einen kampflustigen Jüngling verwandelten Gespielin abgewendet; es drängt sie aber zurückzuschauen, und indem sie die Hände zusammenschlägt, scheint sie zu sagen: das ist mir eine schöne Geschichte! Gesichtsausdruck, Haltung, Gebärdenspiel dieser beiden Mädchen sind unübertrefflich. Sicherlich, sie wußten von nichts. Ob aber Deidameia unter ihnen ist, kann ich freilich nicht sagen. Der alte Lykomedes im Nebengrunde schaut etwas griesgrämig drein, während Ulysses seines Behagens über den gelungenen Streich kein Hehl hat, das indessen vielleicht etwas edler ausgedrückt seyn könnte. Die Nebenfiguren, Mannen des Lykomedes und Begleiter des Königs von Ithaka, Rosse am Zügel haltend, sind größtentheils äußerst glücklich erfunden. Die Ueberraschung, das Erstaunen, die Neugier sind in den Marmor gehauen, wie kaum ein Maler sie auf der Leinwand ausdrücken könnte. Die Darstellungen auf den beiden Schmalseiten und auf der Rückseite des Sarkophags, gleichfalls der Geschichte des Achill angehörig, stehen hinter diesem ersten Relief weit zurück. Nur der Abschied des Helden von der Deidameia spricht an durch Anmuth und Naivetät, wiewohl sich Achilles selbst ein wenig gar zu gleichgültig dabei verhält.

Vom Capitol nach dem tarpejischen Felsen ist bekanntlich nur Ein Schritt, und zwar nicht minder in der buchstäblichen als in der figürlichen Bedeutung des Worts. Man kann indessen diesen Schritt nicht machen, ohne Spießruthen zu laufen durch ein Heer von Wegelagerern. Das Capitol, der Stolz des alten Rom, ist nämlich heutzutage ein Hauptsitz der römischen Bettelhaftigkeit, welche hier durch Schaaren schmutziger und zudringlicher Kinder Schoß und Zoll erheben läßt von jeglichem Fremden. Wie der französische Räuber sein Geschäft mit der unveränderlichen Formel beginnt: la bourse ou la vie! so eröffnen die kleinen Vagabunden das Kapitel ihrer Feindseligkeiten mit der stehenden Frage: „Wollen sie den tarpejischen Felsen sehen?“ Kaum hast du dir merken lassen, daß du wirklich mit einer solchen Absicht umgehst, so melden sich zwanzig Stimmen, deren jede eine Belohnung für einen angeblich geleisteten Dienst in Anspruch nimmt: ich habe Ihnen die Thür gezeigt — ich habe

zuerst gefragt, ob Sie den tarpejischen Felsen sehen wollen — ich habe dem Pförtner geschellt — ich habe dem andern gesagt, daß er schellen solle; kurz das Thema: „gib mir einen Bajocco," wird in unerhörten Variationen bis in's Fabelhafte ausgesponnen.

Der tarpejische Felsen, muß man wissen, liegt unter Verschluß und wird für Geld gezeigt, wie das in Rom und Italien überhaupt so ziemlich mit allen Dingen der Fall ist, an denen ein historischer Name oder ein historisches Vorurtheil haftet. Den Schlüssel zu diesem Heiligthum führt der Pförtner — der preußischen Gesandtschaft. Unter seiner Führung traten wir in einen kleinen, ziemlich nachlässig gehaltenen Garten, welcher, auf dem Rande des capitolinischen Hügels gelegen, einen Blick auf das zu Tage tretende Gestein desselben gestattet. Diese Wand also, welche über die Dächer der an den Fuß des Hügels sich anlehnenden Häuser dreißig oder vierzig Fuß hoch emporsteigt, diese Wand also ist der berühmte tarpejische Felsen! Es ist wenigstens unmöglich, das Gegentheil zu beweisen. Staunen wir, bewundern wir, und gehen wir unsers Weges.

Wie nur die preußische Diplomatie auf den Einfall gerathen konnte, sich auf der Richtstatt der Staatsverbrecher anzusiedeln, derer, welche der Volksfreiheit nachstellten, welche Hochverrath spannen gegen die Republik, derer, welche dem furchtbaren Verdachte königischer Gesinnungen oder gar königischer Gelüste verfallen waren? Der Antiquar Dr. Bunsen hat da Sr. Excellenz dem Gesandten einen argen Possen gespielt.

Das Haus der preußischen Gesandtschaft ist ein ziemlich großes, aber unansehnliches, kasernenartiges Gebäude, in welchem die Diplomatie mit der Frömmigkeit und der Gelehrsamkeit einträchtiglich beisammen wohnt. Die beiden leztern treten in der Gestalt einer Bibelgesellschaft und eines archäologischen Institutes auf, von denen wir unsererseits den frommen Wunsch hegen, daß ihre Wirksamkeit eine ersprießlichere seyn möge als die ihrer Hausgenossin, der preußischen Diplomatie.

Zwei wohl geführte und eine freie Aussicht gewährende Wege führen von dem Capitol nach dem Forum hinab, dem Kirchhofe der römischen Pracht und Herrlichkeit, auf welchem noch hundert verstümmelte Denksteine von einer Größe reden, welche die Welt nur Einmal gesehen hat, und die sie zum Heile der Menschheit hoffentlich nicht zum zweitenmal sehen wird. Wer sich wie ich unter dem Forum einen Platz gedacht hat, durch seine Ausdehnung dem räumlichen Umfange Roms und seiner Volkszahl entsprechend, durch regelmäßige architektonische Linien begrenzt, und wenn nicht von streng symmetrischen, so doch von schönen Verhältnissen, der wird sich an Ort und Stelle gleich mir sonderbar enttäuscht finden. Was das Forum ursprünglich gewesen, zu der Zeit wo es die Bühne der Volksversammlungen, der eigentliche Herd des republikanischen Staatslebens war, das muß ich dahin gestellt seyn lassen; in seiner spätern Gestalt, derjenigen, welche durch die heutigen Trümmer umschrieben wird, war das Forum nicht sowohl ein Platz als ein Stadtviertel, reich und prachtvoll, aber eng und überfüllt. Basiliken, Tempel, Triumphbogen sind dergestalt vor und in einander hinein geschoben, daß fast nirgends ein genügender Raum geblieben seyn kann zu freier An- und Uebersicht. Das Capitol selbst war durch die unmittelbar davor liegenden mächtigen Bauwerke so weit maskirt, daß der beste Theil des Eindrucks seiner das Forum überragenden Masse verloren gehen mußte. Von Ebenmaß ist nicht die Rede. Die Triumphbogen des Septimius Severus und des Titus an den beiden Endpunkten des Forum liegen nicht nur auf ganz verschiedenen Linien, sondern auch in ganz verschiedener Höhe, so daß man von dem ersten, obgleich er zwanzig bis dreißig Fuß tief im Schutt liegt, immer noch beträchtlich bergan steigen muß, um nach dem zweiten zu gelangen.

(Schluß folgt.)

Aus Newyork.

(Fortsetzung.)

Der erste „Foreman," ein sehr artiger und gewandter junger Mann, lud nun die Gesellschaft ein zu ihm herab zu kommen, und begann dann seine Erklärungen, welche er uns dadurch möglichst anschaulich zu machen bemüht war, daß er die Maschine noch zweimal auf kurze Zeit in Bewegung sezte. Eine ausführliche Beschreibung dieser Erfindung würde hier nicht an ihrer Stelle seyn; ich beschränke mich daher auf einige Andeutungen. Während der Viertelstunde, in welcher wir die Maschine in Thätigkeit sahen, lieferte sie fünftausend gedruckte Exemplare der Tagesnummer des „Newyork Sun" und der „Foreman" bemerkte, daß sie im Durchschnitt Stunde für Stunde 20,000 Bogen drucke. Dabei sind, die vier „Foremen" eingerechnet, nicht mehr als vierzehn Männer und zwei Knaben beschäftigt. „Die Arbeit," schloß der Erklärer nicht ohne einige Selbstgefälligkeit, „welche unsere Maschine mit Hülfe dieser wenigen Leute in einer Stunde zu Stande bringt, würde nach dem alten Verfahren nicht weniger als sechstausend Menschen beschäftigen, wenn man in derselben Zeit das gleiche Ergebniß erzielt sehen wollte."

Fünf Minuten später hatte sich unsere bunte Gesellschaft nach allen Richtungen der Windrose zerstreut und ich kehrte, noch von den summenden Rädern und

wirbelnden Cylindern umschwirrt, in meine Wohnung zurück, während mein Freund in die Stadt eilte, um sich von dem Treiben der Southerners, wie man die Bewohner der südlichen Staaten von Nordamerika hier zu nennen pflegt, sichere Nachrichten, so wie über die „geheimen Befehle" zuverlässige Auskunft zu verschaffen.

Vor Astor-House hatten sich zahlreiche Gruppen Neugieriger gesammelt, welche den Präsidentschaftscandidaten Webster, der dort wohnte, zu sehen wünschten. Der wahrscheinlich glückliche Nebenbuhler Sewards und des großen Clay wollte jedoch entweder nicht „verschwenderisch mit seiner Erscheinung" seyn oder ruhte noch, in seine Kissen gehüllt, von der langen Rede aus, welche er in der vergangenen Nacht bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Gastmahle gehalten hatte, so daß diesen Straßenpolitikern Zeit und Muße genug blieb, sich in den mannigfachsten Gesprächen zu ergehen. Obgleich dem Yankee zu Haus nichts recht ist, hält er sein Amerika doch für die beste Welt, und während er auf die „alten Länder" mit stolzer Verachtung herab blickt, lauscht er ängstlich auf jedes Wort, welches die „transatlantischen Perrücken" über „Uncle Sam" oder seine werthe Familie laut werden lassen, und nimmt jeden Tadel mit der Empfindlichkeit eines verzogenen Kindes auf. So hörte ich hier in einer Gruppe mit wegwerfendem Hohne von dem Londoner Glaspalast sprechen, den man früher als einen herrlichen Tempel gepriesen und vorzugsweise dazu ersehen hatte, daß in ihm ganz Europa der amerikanischen Industrie Gold, Weihrauch und Myrrhen opfere. Die sehr unbedeutende Rolle, welche Amerika in dem Krystallhause spielt, schuf den herrlichen Tempel plötzlich in einen Allerweltsguckkasten um, und ich hörte in mehreren Gruppen den schlechten Geschmack, die Schwerfälligkeit, die Eifersucht der alten Welt auf die Riesenfortschritte der neuen, und die feile Parteilichkeit der englischen Zeitungen in den bittersten Ausdrücken schildern. In einem bunten Knäuel von Vollblütwebsterianern, unter denen ich einige Bekannte fand, wurden die „geheimen Befehle" lebhaft besprochen. Man gab eine eben durch den Telegraphen von Washington gekommene und schnell durch den Druck verbreitete Nachricht herum, in welcher die oben erwähnte Aussage des Redakteurs des Sun von geheimen Befehlen, die in den Hafen von Newyork abgegangen, ihre Bestätigung fand.

„Es ist die höchste Zeit, der Regierung einen andern Kopf aufzusetzen," näselte ein langer, spindeldürrer Yankee; „Webster wird der Mann nicht seyn, der geheime Befehle ergehen läßt; in einem freien Lande darf es keine geheimen Befehle geben." — „Warten wir," rief ein anderer Politiker, „bis wir wissen, ob geheime Befehle erlassen wurden und was sie besagen, und handeln wir dann als freie Männer und als Bürger eines freien Landes." — „Es ist nicht alles richtig, meine Herrn," fiel ein stämmiger Schiffsmäkler ein; „das Schatzkammeramt hat in diesem Augenblicke auf das strengste die Beachtung des Gesetzes eingeschärft, demzufolge alle Schiffe, die amerikanischen wie die fremden, wenn sie den Küsten der Vereinigten Staaten auf vier Stunden nahe kommen, unsern Zollbeamten ein vollständiges Verzeichniß ihrer Fracht vorzulegen und jede darauf bezügliche Auskunft zu geben haben." — Diese Mittheilung machte auf die Zuhörer einen um so mächtigeren Eindruck, als man sie sogleich mit den geheimen Befehlen an den Hafen von Newyork in Verbindung brachte. Ich glaubte jeden Augenblick den Ruf: »Hannibal ante portas!« zu vernehmen und das warwhoop durch die Straßen von Newyork brüllen zu hören; statt dessen aber ging die Gruppe still und nachdenkend auseinander, und da man hörte, Herr Webster sey schon in der Frühe zu einem Freund auf das Land gefahren, zerstreute sich die Menge allgemach und es ward so ruhig vor Astor-House wie in einer Quietistenkapelle.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Schluß.)

Theater.

Unter den ersten Communionen dieses Jahres hat die der beliebten und geachteten Schauspielerin Monsigny, geborenen Rose Chéry, bedeutendes Aufsehen erregt. Rose Chéry, Tochter einer Schauspielerin, wuchs etwas vernachlässigt auf, bekam namentlich wenig religiösen Unterricht, und nur ihrer guten Natur hat sie es zu verdanken, daß sie von den in ihrer Sphäre so häufigen Fehltritten frei blieb. Als sie sich vor einigen Jahren

mit dem Direktor des Gymnase verheirathete, glaubte sie zu der heiligen Handlung, die sie in diesem Jahre begangen hat, sich noch nicht Christin genug und erhielt von dem damaligen Erzbischof die Erlaubniß zur kirchlichen Trauung ohne vorhergegangene Communion. Heuer hielt sie sich endlich für hinlänglich vorbereitet, und die besonders in den legitimistischen Kreisen sehr zahlreichen Freunde des Altars und der Bühne wurden von dieser Begebenheit in hohem Grade erfreut und erbaut. — Auch die Primadonna der spanischen Tänzergesellschaft wurde von den Liebhabern des Heiligen und Profanen mit Vergnügen bei einem der lezten Kanzelvorträge des Pater Ventura bemerkt, dessen italienische Aussprache und Grammatik selbst vor einem heiklichen Pariser Auditorium durch die reiche Gelehrsamkeit, den fruchtbaren Geist und die feurige Suada des Mannes überwogen werden. Die spanische Tänzergesellschaft, deren Primadonna, wie gesagt, als eine seiner aufmerksamsten Zuhörerinnen beobachtet wurde, gleicht ein wenig der ungefeilten und ungeübten, aber nervigen und lebhaften Beredtsamkeit des italienischen Theatiners; ihre Pantomime ist sprechend und hinreißend, der Tanz voll Ungestüm, Hingabe und Gefühlserguß, aber die Grammatik wird vernachlässigt und die Fragen nach dem Was und Wie bleiben unbefriedigt. — Weder der Regel und dem Verstande genügend, noch durch geniale Anlage und Arbeit ausgezeichnet ist der Molière von Madame Sand. Wie sie einmal ist, war es ihr nicht möglich einen Molière zu machen. Sie hätte an ihre Lämmer und Hirtinnen, die freilich etwas verbraucht sind, oder doch an ihre Träumer und Schwärmerinnen sich halten sollen. Madame de Girardin, die weder Tiefe noch Flug besizt, aber auch weder tief gehen noch fliegen will, die nur eine Modistin ist, aber auch keine Prophetin seyn will, und sich nicht mehr herausnimmt, als was sie vermag, hat uns jüngst ein allerliebstes kleines Lustspiel in Versen im Théâtre français gegeben, wo dieser Tage Leon Gozlan, der blendende Improvisator im Unterhaltungszimmer, der blinkende Feuilletonist, der geistvolle, gern gelesene Erzähler und doch oft so langweilige Dramaturg, weil er seinen Wiz und seine Paradoxen nicht zu Hause lassen kann, über ein ziemlich schlüpfriges Thema einen mit nicht viel Beifall aufgenommenen Akt in Prosa aufführen ließ; aber weder diese Prosa noch jene Verse dürften die Kasse über den Urlaub der Mlle. Rachel zu trösten im Stande seyn.

Berlin, Juni.

(Schluß.)

Theater.

Unerbittlicher, d. h. strenger in der Nachforschung, ist dagegen unsere Polizei gegen ein anderes Verbrechen, gegen welches man, je nach den Zeitumständen, rigoros auftritt oder die Augen zudrückt. Der der Gesundheit und der tiefern Sittlichkeit verderbliche Zustand in den lezten Jahren, wo die privilegirten Häuser geschlossen waren, hat ihre Wiederzulassung gebieterisch gefordert. Die moralischen und religiösen Bedenken mußten dagegen weichen. Um so aufmerksamer ist man aber jezt auf die geheimen Verführungsanstalten, und es sind in lezter Zeit eine bedeutende Zahl derselben, und zum Theil sehr fashionable, entdeckt und aufgehoben worden, wobei es an tragischen und tragikomischen Scenen nicht gefehlt hat. Zu den leztern rechne ich den Umstand, daß man sich eine ganze Reihe bekannter und vornehmer Personen ins Ohr zischelt, die hier betroffen worden. Tragisch endete beinahe vor mehreren Wochen die Entdeckung eines dieser Häuser, indem ein junges schönes Mädchen aus Angst und Entsetzen zum Fenster hinaus sprang. Nur mit Mühe ward sie am Kleide festgehalten und gerettet. Das Gerichtsverfahren, freilich hier bei verschlossenen Thüren, muß diese Scenen wiederholen, was zu den religiösen Sittengesetzen, mit denen man den Staat umschaffen will, einen seltsamen Contrast bietet. — Das königsstädtische Theater ward am 13. d. M. aus ähnlichem Grunde unerwartet plötzlich geschlossen. Es hatte bekanntlich sein Lebensende auf den 1. Juli anberaumt. Die bekannte Impressatrice, Mad. Weiß aus Wien, die schon einmal mit ihrem Kinderballet hier der Sittenpolizei weichen mußte, war mutatis mutandis, indem man den Kindern einen andern Namen gab, zu einer Reihe Gastvorstellungen hier angelangt. Die sittenpolizeiliche Recherche fand indeß, daß die Kinder noch Kinder wären; man will sie verhungert, verkümmert, und ich glaube sogar gestohlen gefunden haben, denn es waren englische und französische Kinder darunter, ohne elterliche Erlaubnißscheine, ohne vormundschaftliche Atteste, und ohne das Vermögen, über sich selbst Rechenschaft zu geben. Einstweilen hat man die Darstellung ihrer Ballete untersagt, ob man aber den Kindern Vormünder geben, oder gar einen Proceß gegen die Dame anfangen wird, steht dahin.

Der neue Intendant der königlichen Theater, Herr v. Hülsen, ist in einen verdrießlichen Streit mit einem Theil der Presse gerathen. Herr v. Hülsen hat gefehlt, als er die Ertheilung von Freibillets an die Bedingung knüpfte, daß die Empfänger weder ihr Mißfallen noch ihren Beifall bei den Vorstellungen äußern, und daß sie zu diesem Behuf überwacht werden sollten. So sind unsere Vertreter der Kritik noch nicht depravirt, daß sie sich dieß gefallen lassen dürfen, und am wenigsten wenn es ihnen öffentlich, durch ein Dekret gesagt wird. Auch hat Herr v. Hülsen das eben so schlimme Versehen begangen, daß er die Zeitungen nach ihren politischen Meinungen in jenem Dekret klassificirte, und zwar noch der constitutionellen, aber nicht mehr der National- und Urwählerzeitung Freibillets zubilligte. Was hat die Kunstkritik mit der politischen Meinung zu thun? und wenn, so muß man es übersehen. Jene beiden Zeitungen, deren politische Richtung nicht die meinige ist, auch nicht die Art, worin besonders die eine gegen ihre Gegner ficht, sind doch im Ganzen gut redigirt, und sie haben urtheilsfähige Kritiker für Kunstgegenstände. Es war doppelt unrecht diese auszuschließen, während das Billet andern, sehr unbedeutenden theatralischen Blättern officiell gewährt wurde. Daß die Mehrzahl der unabhängigen Blätter in Folge dessen ihre Freibillete der Intendantur zurückgesandt hat, ist ein natürlicher Schritt. Nichts desto weniger thut uns dieser Zwiespalt leid, da Herr v. Hülsen in guter Absicht und gutem Glauben gehandelt zu haben scheint. Er wollte dem Unwesen der Claque steuern. Wer stimmt ihm nicht zu? aber mit jugendlicher Entrüstung griff er zu rasch ein, und stach vielleicht in ein Wespennest. Er will einen Stall reinigen, und nicht allein von dem genannten Uebel, er will das Gute, und seine Worte athmen eine jugendliche Begeisterung. Wir können um deßwillen schon auf seine Seite treten, denn es ist eine Seltenheit, wenn in unserer bleiernen Zeit Jemand noch den Muth hat gegen den Schlendrian das Gute durchsetzen zu wollen. Möchte daher dieser erste unangenehme Streit ihm den Willen nicht abstumpfen, denn ihm stehen, wenn er an den innern Mechanismus des Theaters geht, ganz andere Kämpfe bevor, und selbst ein Herkules genügt da nicht, wo nur die schöpferische Kraft, das eigene naturwüchsige Wachsthum das Unkraut niederhalten kann.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 153. Freitag, 27. Juni 1851.

— Rumour is a pipe
Blown by surmises, jealousies, conjectures,
And of so easy and so plain a stop,
That the blunt monster with uncounted heads,
The still-discordant wavering multitude,
Can play upon it.

Shakespeare.

Aus Newyork.

(Schluß.)

Die Gerüchte drängten sich während des Nachmittags. Es hieß, die „geheimen Befehle" seyen in der That erlassen worden. Die geeigneten Behörden sollten den Auftrag erhalten haben, Schiffe zu miethen und zu bemannen. Der eine sprach von einer Flotte, der andere von einem kleinen Geschwader; bald war nur ein Dampfer ausgerüstet worden, bald hatte man zwei der größten Dampfschiffe und eine Anzahl Segelschiffe gemiethet; die Zahl der zum Dienste berufenen Matrosen und der aus den Forts des Hafens eingeschifften Soldaten wurde in gleicher Weise gesteigert oder vermindert; nach einem Durchschnittsüberschlag hatte man vierhundert Matrosen und achthundert Soldaten an Bord genommen. Diese Mittheilungen erregten natürlich überall das lebhafteste Interesse; alle Welt hatte die Worte »naval movements« und »military preparations« im Munde, von den Cigarren und Primchen nicht zu sprechen, welche um so zahlreicher bemerklich wurden, je näher man dem Hafengebiete kam. Hier war die Aufregung am sichtbarsten, die Neugierde am regsten, das Fragen nach dem Stand der Dinge am lebhaftesten und das Besprechen der Ursachen und Folgen einer noch immer nicht festgestellten Thatsache am lautesten und leidenschaftlichsten.

„Die Geheimnisse der Regierung könnten nirgends schlechter aufgehoben seyn als in unsern großen Häfen," sagte mir ein Bekannter, der in aller Eile von Bloomingdale herabgekommen war, um Nachrichten einzuziehen; „denn da sind stets zehntausend mehr oder weniger interessirte Augen wach. Kein Wunder daher, wenn wir am Hudson schon diesen Morgen auf das Bestimmteste wußten, daß die Regierung eine kleine Anzahl stark bemannter und auf drei Monate verproviantirter Schiffe auslaufen ließ; daß diese bei Tibee Island, an der Mündung des Savannah, auf Verstärkung von anderer Seite zu warten haben; daß die Kapitäne versiegelte Befehle erhielten und sich auf keinem Punkte weiter als fünfhundert Meilen von der Küste entfernen dürfen." — „Mit den geheimen Befehlen," bemerkte ich, „hätte es also seine Richtigkeit. Uncle Sam will auch beweisen, daß er nicht umsonst Staatskunst an den europäischen Höfen studirt hat. Das Wesentlichste bei der Sache ist jedoch, zu erfahren, was man mit dieser geheimnißvollen Expedition beabsichtigt." — „Allerdings, Herr. Kommen Sie mit mir; ich sehe dort die Brüder George und Edmond Livingston, die gewöhnlich gut unterrichtet sind, wie die Mehrzahl der Bewohner des Nordendes unserer Hauptstadt, wo die reichen Kaufherrn sich jetzt ihre Paläste bauen lassen, während sich früher alles, was Geld hatte, in den Stadttheil an der Batterie zusammendrängte."

Der jüngere Livingston war erst vor wenigen Tagen im Süden gewesen und entwarf ein sehr lebendiges Gemälde von der in jenen Staaten herrschenden Aufregung. „An der Küste von Georgia, Texas und Florida," sagte er, „schwärmt es von Abenteurern aller Art, und die malerischen Lagerstätten dieser jungen Tollköpfe tönen von wildem Kriegsgeschrei wider. Sehnsüchtig blicken sie über den blauen Golf, und niemand zweifelt, daß sie in einer schönen Nacht Schiffe bereit finden, um auf Cuba zu landen." — „Die Regierung wacht; unsere Schiffe kreuzen vielleicht

jezt schon im Golf," rief ein alter Schiffsmäkler. — „Die Herren zu Washington haben an andere Dinge zu denken; man wird es den Spaniern überlassen, ihre Kolonie zu schützen. Was würde unser Kreuzen im Golfe helfen? Von Cape Sable bis Cape Florida sind tausend kleine Buchten, Einschnitte, Inselchen, Kanäle und Durchfahrten, welche nur den Fischern und Stranddieben bekannt sind. In zehn Stunden haben diese heißblütigen Halbafrikaner, denn es fehlt unter den erwähnten Flibustiern nicht an Spaniern, Texanern, Mexikanern und wildem Grenzgesindel, die Nordküste von Cuba erreicht. Lassen Sie zwanzig Schiffe im Golfe kreuzen, die Waghälse schleichen sich durch. Nein, meine Herrn, wenn unsere Regierung Schiffe in den Süden schickt, geschieht es, um die stets kühner werdenden Gelüste der Secessionisten Südcarolinas im Zaume zu halten."

„Secessionisten?" fiel George Livingston ein. „Pah, eine Handoll Schreier, mit denen man schnell fertig werden wird! Der bessere Theil von Südcarolina will nichts von einer Trennung der Union wissen. Viel wahrscheinlicher ist es, daß unsere Schiffe in der Lavacabai Anker werfen, um Texas zu schützen, wenn die Mexikaner es uns verübeln sollten, daß wir dem Friedensschlusse von Guadalupe Hidalgo so schlecht nachkommen." — „Werden sich hüten, die Mexikaner!" rief ein alter Herr; „wollen unsere Wildfänge schwerlich wieder bei sich sehen. Nein, die Flotte dürfte eher bestimmt seyn, den mächtigen Kaiser von Hayti, Faustin den Ersten, alias Soulouque, wegen der Mißhandlungen zu züchtigen, welche unsere Bürger von seinem schwarzen Banditenvolke erfahren haben." — „Abgethane Dinge!" bemerkte mein Mann von Bloomingdale; „Soulouque hat sich allen unsern Ansprüchen auf Genugthuung gefügt, und als er hörte, daß wir zufrieden gestellt seyen, in der Freude seines Herzens ein halbes hundert Mulatten todt schießen lassen."

Nachdem man noch ein halbes Dutzend „Möglichkeiten" und „Wahrscheinlichkeiten" in Betreff dieses schwebenden Staatsgeheimnisses besprochen hatte; nachdem durch einige hinzugetretene Bekannte aus der Flotille ein Geschwader und aus dem Geschwader eine Flotte erwachsen und die aus einem solchen unbedachten Schritte für den Handelsstand und die Staatsfinanzen hervorgehenden Gefahren möglichst gesteigert worden waren, gesellte sich einer der Redakteure des Herald zu uns und berichtete, die Regierung lasse so eben in dem Herald veröffentlichen, „alle Gerüchte in Betreff geheimer Befehle an die Hafenbediensteten zu Newyork seyen ungegründet." Die Mienen einiger Herrn, welche großen Verkehr mit dem Hafen hatten, wurden so heiter wie der blaue über uns lachende Himmel; andere, die sich einen ergiebigen Stoff zu politischen Lucubrationen entgehen sahen, gingen mit langen Gesichtern davon; mein Bekannter kehrte nach Bloomingdale zurück, um dort die beunruhigten Gemüther zu trösten, und ich schlenderte nach Haus, um Ihnen zu erzählen, wie es gekommen ist, daß auf einen für Newyork so aufregenden Tag der friedlichste Abend mit fast idyllischem Mondschein und Sternenglanz folgte, und daß statt der Kriegstrompete, der Trommel und dem warwhoop die lieblichen Harmonien einer Thüringer Musikbande auf den Schwingen des lauen Abendwindes von dem belebten Broadway zu mir herüber tönten.

Das Capitol.

(Schluß.)

Mit dem Schutt und Kehricht von Jahrhunderten ist bekanntlich der größte Theil des Forums hoch bedeckt, wenn man die Ausdehnung desselben aber auch nur nach den Bauresten bestimmt, welche über jene Ablagerungen der Zeit hervorragen, so findet man einen freien Raum, der bei nicht sehr beträchtlicher Länge auffallend schmal ist. Bei der stellenweise vorgenommenen Wegräumung des Schutts zeigt es sich aber an den zu Tage geförderten Grundmauern, daß ein ansehnlicher Theil der scheinbar freien Fläche gleichfalls mit Gebäuden bedeckt war. Wohin dieser Spaten bisher gesezt wurde, da stieß man auf Gemäuer, und wenn die Ausgrabung jemals vollendet werden sollte, wozu freilich bis jezt wenig Aussicht vorhanden ist, so wird man vielleicht finden, daß von dem ungeheuern Marktplatz, den wir uns unter dem Forum vorzustellen pflegen, wenig anderes übrig bleibt als eine Straße von mäßiger Breite, die sich unter dem bekannten Namen der via sacra — Horaz pflegte ja auf ihr spazieren zu gehen — bald in schräger, bald in gewundener Richtung durch ein Quartier von Tempeln, Palästen und andern Prachtgebäuden hindurch zog.

Zur Rechten des Forums erhebt sich der palatinische Hügel, einst der eigentliche Brennpunkt des römischen Glanzes, die Schatzkammer der Höhle, in welcher die Beute von hundert Völkern, mit dem Blute soldatischer Räuber erkauft, von so manchem Bösewicht und so mancher Bestie verpraßt wurde, den oder die sie den Kaiser nannten. Von dem goldenen Hause Neros und von allen den Marmorpalästen, mit denen dessen Nachfolger den palatinischen Hügel belastet hatten, ist heutzutage nichts übrig als ein wüster Haufen hochragender, aber formloser Trümmer, deren einstmalige Gestalt auch nur zu vermuthen weder der keckften Phantasie noch dem gelehrtesten Fleiße gegeben ist. Die üppigen Lustreviere, welche die kaiserlichen Schlösser umgaben, haben sich in

Krautgärten und alltägliche Weinberge verwandelt, die ganze weite Stätte erscheint wüst und leer, und hätte sich droben nicht ein romantischer Angelsachse in einsamer Villa angesiedelt, der palatinische Hügel wäre ausgestorben bis auf den lezten Mann.

Jene Ruinen und jene verödeten Gärten haben indessen, abgesehen von den Erinnerungen, die daran haften, für unsere Tage eine gewisse Bedeutung dadurch gehabt, daß sie den Schatzgräbern, denen wir unsere Museen verdanken, eine überaus reiche Ausbeute gegeben. Von den Prachtstücken des Vatikan, des Capitols und des bourbonischen Palastes sind sehr viele aus den Trümmern und dem Schutt hervorgegangen, mit denen der Barbarensturm den palatinischen Hügel bedeckt hatte, und allem Anschein nach ist diese Fundgrube noch immer nicht erschöpft. In dem entvölkerten, verarmten, verwilderten Rom, wer mochte sich um die Meisterwerke der alten Kunst kümmern, nachdem sie einmal von ihren Fußgestellen gestürzt waren! War doch das tiefere Verständniß derselben längst dahin gewesen, und mußte doch auch der äußere Sinn für die künstlerische Schönheit in der bittern Noth des Lebens unrettbar verloren gehen. Da lagen sie entweder unter Mauersteinen und Dachziegeln, oder von Moos überzogen und von Unkraut überwuchert, wie die rohen Sandsteinbilder, die wir wohl in einem feuchten dunkeln Winkel eines verödeten Klosterhofs, oder in dem verwachsenen Garten eines alten Schlosses liegen sehen, über das der Krieg oder die Revolution hinweggegangen ist. Wer damals einen Kunstladen in Rom gehabt hätte und weitsichtig genug gewesen wäre, um auf ein Jahrtausend hinaus zu spekuliren! Aber die heute so zahlreiche Zunft der römischen Antiquitätenhändler muß wohl nicht bis in jene Tage hinaufreichen, sonst würden die Vorräthe einer wohlfeilen Ernte vielleicht noch vorhalten, und die ehrsamen Handelsleute wären nicht genöthigt, in Ermanglung ächter Waare nachgemachtes Fabrikat auf das Lager zu legen.

Mögen unsere Zeitgenossen aus diesem Beispiel der versäumten Gelegenheit lernen. Auch heutzutage gibt es eine Menge spottwohlfeiler Dinge, die man in fünfhundert oder tausend Jahren mit Gold oder mit Banknoten aufwiegen wird, die bis dahin hoffentlich pfund- und centnerweise in den Handel kommen werden. Was läßt sich zum Beispiel Werthloseres denken, als so manche unserer verbreitetsten Zeitungen? Um jeden Zweifel und Widerspruch auszuschließen, nenne ich das Frankfurter Journal. Nun denn, ein Jahrgang dieses Blatts, den man dem gemeinen Schicksal des schmutzigen Papiers zu entziehen wüßte, ein solcher Band würde im Jahr 2850 ein wahrer Schatz seyn für seinen Besitzer. Die Annahme meines Vorschlags ist ein untrügliches Mittel seiner Nachkommenschaft ein Majorat zu sichern, gegen welches keine revolutionäre Gesetzgebung etwas vermag, obgleich es nur auf einem Ballen Löschpapier ruht. Auf das Erfindungspatent verzichte ich, da mir das Bewußtseyn der Anerkennung einer dankbaren Nachwelt genügt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

Pfingsten. — Die böhmische Eisenbahn.

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen,“ nur leider nicht ganz so lieblich, als man nach dem schönen, nächstvorangegangenen Freitag erwartet hatte. Schon am heiligen Abend schlug das Wetter um; der erste Feiertag verging nicht ohne wiederholte Strichregen, der zweite brachte zum Regen noch Sturm, der dritte, den zwar die Kirche nicht mehr, allgemein aber das Volk noch als Festtag feiert, begann gleich am Morgen mit einem Gusse, der einem Wolkenbruch nahe kam. Dieß alles scheint jedoch unsere zahlreichen Gäste, wie unser eigenes schaarenweise ausgeflogenes Publikum in der gewohnten Reiselust dieser Tage wenig gestört zu haben. Denn Pfingsten, das einzige mehrtägige Hauptfest, dem wenigstens der Kalender die günstige Jahreszeit zuweist, ist und bleibt nun einmal für unsere kleinen Leute die nicht mit Ferien beglückten Krämer, Handwerker und niedern Beamten, der beste Theil des ganzen Jahres. Alle bescheidenen Reiseplane, Lustfahrten und Wanderungen werden auf diese geweiheten Mai- oder Junitage verschoben und zusammengedrängt. Was nur irgend Namen hat von nahen und fernen Orten der Umgegend, wimmelt an diesen Tagen früh und spät von städtischer Bevölkerung. Und besonders wird die „sächsische Schweiz,“ jezt zumal durch Eisenbahn und Dampfschiffe näher gerückt, alle drei Pfingsttage von einer wahren Völkerwanderung überfluthet. Wehe dem fernher kommenden Reisenden, den Zufall oder Unbedacht gerade zu dieser Zeit in jenes vielbesuchte Meißner Hochland führt! Aller Naturgenuß der Bastei, des Kuhstalls, Winterbergs u. a. O., seit Jahren ohnehin durch städtische Gasthauswirthschaft verkümmert, muß ihm zu Pfingsten vollends im unerträglichsten Jahrmarktsgewühl ersticken. Auch dießmal ist der Zudrang wahrhaft entsetzlich gewesen. In Schandau haben viele der Wanderer auf Stühlen und Dielen schlafen, zu Mittag und Abend auf dem Marktplatz speisen müssen. Ein Dampfwagenzug, der auf der böhmischen Bahn am zweiten Feiertag schon gegen sechs Uhr Abends heim kam, zählte bereits achtzehn volle Wagen. Welche Unmassen mögen nicht erst die

später eingegangenen Züge und Schiffe gebracht haben! Auf der Leipziger und Berliner Bahn war die Zufuhr natürlich nicht minder stark, besonders da der Wollmarkt, der dießmal hier in die Pfingstwoche fiel und schon die Feiertage über mit Buden und Gerüsten die Stadt verunzierte, auch eine Menge Geschäftsreisende mit hergeführt hatte. So waren denn am Vorabend und am Sonntag des Festes die Wagen der Extrafahrt auf jenen Bahnen zu Zwanzigen und Dreißigen gezählt worden. Ein junger Gelehrter von Berlin, den der wohlfeile Fahrpreis mit hieher gelockt hatte, konnte gar nicht beschreiben, welche Drangsale er unterwegs gehabt; er versicherte, an das Gewühl und Gewirr auf den Stationsbahnhöfen Zeitlebens denken zu wollen, und verschwor es je wieder von einer solchen Extrafahrt Gebrauch zu machen. Man hatte kaum mit heiler Haut zu einer Erfrischung und mit bestem Willen oft nicht zum Bezahlen gelangen können.

Außer der Festzeit aber erscheint auf dem neuen böhmischen Bahnhof der Verkehr lange nicht so bedeutend, als man wohl früher erwartet hatte. Ich bin zu verschiedenen Tageszeiten draußen gewesen, und habe die ab- und zugehenden Züge nicht stärker oder selbst schwächer als vormals gefunden, da die Bahn noch nicht über die Grenze ging. Die Anstalten sind gleichwohl, auch schon in dem geräumigen Interimsgebäude, vortrefflich. Das Restaurationslokal, obgleich zur Zeit noch lange nicht so stattlich als auf dem schlesischen Bahnhof, wird von Einheimischen und Fremden stark besucht. Für den Gaumen der österreichischen Ankömmlinge ist auf's beste gesorgt; selbst Italienerläden sind dazu ausgebeutet, und bis zur Coccosnuß alle Arten von Magenstärkungen und Leckereien ausgestellt. Auch auf Erleichterung der Zollbeschwerde, welche die Badereisenden auf der Grenze immer noch plagt und mit der sonstigen raschen Beförderung stark contrastirt, ist sächsischer Seits sehr rücksichtsvoll Bedacht genommen. Eine Bekanntmachung über diesen Punkt, die den Reisenden unter gewissen Bedingungen eine Vergünstigung anbietet, ist in deutschem, englischem, russischem, ungarischem, italienischem, französischem und sogar neugriechischem Texte angeschlagen, so daß nun jeder, der einmal durch die Gelehrtenschule gelaufen ist, seine klassischen Erinnerungsreste selbst bei der Eisenbahn an einem κατὰ τὸν νόμον κ. τ. λ. erproben kann. Aber die neuen Hellenen, für welche diese Druckspalte bestimmt ist, werden wohl bis zur Michaelismesse auf sich warten lassen. Man sieht auch sonst wenig fremde Gesichter oder Trachten, am häufigsten noch die österreichischen, beim Civil eben so verbreiteten Militärmützen. Auf stärkern Gütertransport rechnet man erst mit Eröffnung der neuen Elbbrücke, deren großartige, auch die Friedrichstädter Brücke überspannende Fortsetzung längs des Weiseritzbaches jezt schon sehr weit gediehen ist, so wie über dem Stromspiegel selbst bereits das Brückengeländer sichtbar wird. Anregungen zur Benutzung des neuen Verkehrsweges, zur geselligeren Verbindung zwischen unserer und der nachbarlichen Hauptstadt scheinen mehr von dort als von hier ausgehen zu wollen. Von den Prager „Scharfschützen" wurden neulich die hiesigen zu einem unter fürstlicher und gräflicher „Protektion" dort zu veranstaltenden Scheibenschießen in gedruckter Bekanntmachung eingeladen; aber vom Erfolg hat man nicht sprechen hören.

(Fortsetzung folgt.)

Mannheim, Juni.

Rheinlust. — Messe.

Vom ersten Juni datirt in diesem Jahre die neue Zeit; der Wonnemond hat seinen Namen in keiner Weise verdient; alle Schauer waren nicht Wonne-, sondern Frost- und Regenschauer. Wie ist jezt die elegante Welt so froh, daß sie einmal wieder draußen in der Rheinlust sitzen, das Auge am Spiegel des vollen Stromes, das Ohr an den rauschenden Wogen einer wohlbesezten Regimentsmusik laben kann! Es ist vorderhand freilich nur unsere badische Dragonermusik, die des österreichischen Regiments Benedek erwarten wir noch von Karlsruhe, und das um so sehnsüchtiger, als von dort, von Heidelberg und Baden ihr Lob so laut zum Rhein herüberklingt. Uns Badenern spielen die beiden deutschen Großmächte abwechselnd etwas vor. Immerhin lauten aber so heuer die österreichischen, wie vor Jahr und Tag die preußischen Regimentsmusiken unendlich besser, als vor zwei Jahren die schrillen und rauhen Gesänge der Freischärlerkehlen, die aus aller Herren Länder sich hier zusammen gefunden hatten und ihr wenig harmonisches Vokalconcert mit Trommelwirbel und Kanonenschlägen begleiten ließen. Auch sind die Lampen, die sich am Abend im grünen Rheine spiegeln, um ein Erkleckliches lieblicher anzuschauen, als der Brand von Ludwigshafen mit seinem blutigen Widerscheine in der Fluth. Wir lieben das Großartige in dieser Gattung durchaus nicht mehr, und wer Oel in die Wogen schüttet, ist uns erwünschter als der, der es ins Feuer gießen möchte. Dieser Sinn ist nicht nur hier in Mannheim, sondern im ganzen badischen Lande nachgerade durchgedrungen und schon viel zur Heilung der tiefen Wunden mitgewirkt, die uns das tolle Jahr geschlagen. Nichts desto weniger regen viele Gesichter, die durch die Eingänge und die Staketen der Rheinlust schauen, noch manchen schmerzlichen Gedanken auf. Es sind nicht die wild- und widerhaarigen Alfresko-gesichter revolutionärer Bummler, vielmehr einfache Landmannsphysiognomien, auf denen man hier in Folge täglicher Uebung das Gepräge des Auswanderers erkennt. Doch darüber hinweg, da solche Bilder nur das Auge trüben! Wenden wir lieber den Blick zu Floras freundlichen Kindern, deren Anblick keine Seele betrübt. Unser bescheidener botanischer Garten war täglich das Ziel sehr vieler Blumenkenner und Liebhaber. Wenn wir auch keinen Biebericher Wintergarten aufweisen können, so wird doch nie versäumt, dem Publikum das liebliche Schauspiel einer Blumenausstellung zu bereiten. Bestaunenswerthe Neuigkeiten findet es hier nicht, und an eine Victoria regia, diese neue riesenhafte Wunderblume, ist noch lange nicht zu denken, aber was eben die Jahreszeit bietet und die sorgsame Pflege gezogen und veredelt hat, findet sich in schönen Exemplaren jedesmal ziemlich reichlich zusammen, gewährt Fremden wie Einheimischen angenehmen Genuß und regt Liebe und Eifer zu sorgsamer Blumenkultur neu an.

Unter den Planken mit ihren verblühenden Roßkastanien tritt die vergangene Maimesse mir vor das Gedächtniß. Sie dürfte jezt füglich den Namen annehmen, den der erste Dienstag ihres Monats trägt, denn Maimarkt wäre eine füglichere Bezeichnung. Während es im vorigen Jahre den Anschein hatte, als wolle sie sich wieder heben, scheint es in diesem, als werde sie nach und nach alle Bedeutung verlieren. Die unsichern politischen Constellationen lasten überhaupt wie ein Alp auf Gewerben und Geschäften. Während man in London einen fabelhaften Weltmarkt hält, steht unsere reichlich versehene Industriehalle einsam und selten zieht ein Käufer die Glocke an der Pforte. Man hat zu dem beliebten Mittel einer Lotterie seine Zuflucht genommen, um wenigstens einen Theil der aufgestapelten Möbeln an den Mann zu bringen, und die Wohlfeilheit der Loose, deren jedes nur einen halben Gulden kostete, hat ihre Wirkung keineswegs verfehlt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 154. Sonnabend, 28. Juni 1851.

— Die Küste Frankreichs, bunt begränzet,
Sie, die von Oele triefet, und im Laube
Der Rebgewinde würzt die Moschustraube,
Vom wolkenlosen Himmel stets beglänzet.

Zedlitz.

Aus der Provence.

I.

Es ist ein warmes, lichtes Land, diese Provence. Meist wirft die Sonne vom wolkenlosen, tiefblauen Himmel ihre brennenden Strahlen auf den gelbweißen kalkigen Boden und kocht den Wein in den großen blauen Trauben und läßt die Olive zu seltener Vollkommenheit reifen. Das Land ist aber im Allgemeinen keineswegs schön, und nur über einzelne Landschaften hat die Natur das ganze Füllhorn ihrer köstlichsten Gaben ausgeschüttet. Nur zu oft ist alles kahl und öde, so weit der Blick reicht; ein fast zu heißer Zug geht durch die ganze Färbung des Landes; die nicht hohen, aber scharf gezackten Berge haben ein gelblich braunes Kolorit, hellgelb sind alle Wege, die ein furchtbarer Staub bedeckt, ein mattes Graugelbgrün zeigt das Laub und Gezweige des Olivenbaums mit seinem niedern knorrichten Wuchs, und die mit Blättern nur spärlich bewachsenen Rebstöcke erscheinen in gleichem Gewande; kurz das Auge sieht nichts als Gelb und Grau in allen möglichen Schattirungen, und vergebens sehnt es sich nach dem frischen, gesättigten Grün unserer deutschen Buchenwälder.

Dagegen ist es in den Thälern der schnell strömenden Bergwasser oft wunderbar schön. Da blüht und grünt und treibt es mit ächt südlicher Ueppigkeit, daß der Blick vor all dem Reichthum, der sich ihm bietet, kaum weiß wohin er sich zuerst wenden soll. Der Orangenbaum, zugleich mit hellschimmernden Blüthen und goldenen Früchten im dunkeln Laub bedeckt, duftet süßen Wohlgeruch, so daß fast die Sinne betäubt werden; hochstämmige Myrthen treiben zahllose Blüthen, Rosenknospen von erstaunlicher Größe und purpurner Glut verschlingen beinahe das lichte Grün der Blätter.

Und schöner noch als an den Flüssen ist es oft in einzelnen Thälern, die sich gegen die See öffnen. Ausgebreitet vor dem Blicke liegt der tiefblaue Spiegel des majestätischen Mittelmeers, in dem die Sonne einen langen breiten Streif von goldenem Gefunkel zieht, ringsum eine reiche, duftende Vegetation, eingesäumt von malerisch geformten Felsen. Erst in solchen Thälern lernt man den vollen Zauber des Südens fassen, hier begreift man, daß man die Provence ein schönes, gottbegnadigtes Land nennen kann, daß hier die Troubadours zu ihren Gesängen begeistert wurden. Wie leicht vergißt man da all die kleinen Unannehmlichkeiten, die das Reisen hier zu Lande hat, und die einen in Augenblicken des Mißmuths den Entschluß bereuen ließen, hieher den Wanderstab gesezt zu haben! Frisch und froh athmet die Brust die balsamische Luft ein, neues Wohlbehagen durchströmt alle Glieder und dankbar preisen wir die Gunst des Geschickes, die uns so köstliche Stunden gewährt. Und hat man dann gar die Hitze des Körpers in den salzigen Fluthen gekühlt, ist neu gestärkt den schäumenden Wellen entstiegen, um sofort in üppiger Ruhe auf dem üppigen, saftgrünen Grase, unter einem blühenden Orangenbaum zu liegen und in halbwachem Zustand träumend die unendliche Wonne des dolce far niente zu genießen, vor einem das schneeweiße Weizenbrod und die harte braune Salamiwurst und die grünen, saftigen, salzigen Oliven, die den Durst so angenehm reizen und den feurigen dunkelrothen provencalischen Wein so trefflich munden lassen — das sind wahrhaft sybaritische Genüsse. „Hier laßt uns Hütten

bauen!" ruft man innerlich und denkt mit Schauder an unsere langen nordischen Winterabende, und unsere Theegesellschaften mit ihrem öden Phrasenthum, und die ganze Erbärmlichkeit unseres geschraubten geselligen Lebens, und wünscht immer und immer hier zu leben.

Aber solche Stunden sind leider nur seltene Silberblicke, und man muß sie oft theuer genug erkaufen. Es ist im Allgemeinen kein angenehmer Menschenschlag, der die Provence bewohnt, und vollends die Klassen, mit denen der Reisende nur zu viel in Berührung kommt, zeichnen sich durch einen Ueberfluß widerlicher Eigenschaften aus. Geldgierig, habsüchtig und dabei faul, schmutzig und grob, und von einer leidenschaftlichen Heftigkeit, die sehr unangenehm berührt, so ist die große Mehrzahl der Provencalen. Der Bettler in Italien ist oft von einer Zudringlichkeit, die einen fast zur Verzweiflung bringen kann, der italienische Kutscher, Kellner, Lastträger wird immer und immer noch um eine »buona mano« betteln, wenn man ihm noch so viel gegeben hat; aber alles dieß geschieht mit einer so naiven Höflichkeit, einer so freundlichen Gutmüthigkeit, daß man am Ende doch nicht ernstlich böse werden und den braunen Schelmen zürnen kann. In der Provence aber ist das Volk grob, zänkisch; sie betrachten es so ziemlich als ihr Recht, daß der Fremde sich von ihnen plündern lasse, und von Dankbarkeit ist keine Rede, man mag ihnen geben was man will.

Welch unverschämtes Gesindel sind z. B. die Lastträger in Avignon, die sich mit einer Gier, wie die Raubvögel auf die Beute, auf das Gepäck der Reisenden stürzen, sobald das Dampfboot den Kai berührt hat! Ein langjähriges, vielbewegtes Reiseleben in Nord und Süd, Ost und West hat mich gegen Auftritte der Art längst abgehärtet, aber in der Provence, und zumal in Avignon, haben sich meine Erfahrungen hierin noch ungemein bereichern müssen. Und wenn einem nun vollends gutmüthige Galanterie die Bürde auflabet, die Schachteln und Kasten und Beutel und Futterale, und Gott weiß was noch alles, einer noch nie gereisten Dame mit zu bewachen! Eine ärgere Geduldsprobe als diese kann es auf der Welt nicht geben, und wer in ähnlichem Falle eine Landung in Avignon übersteht, ohne alle Fluchworte auszustoßen, die ihm irgendwie im Gedächtniß hängen geblieben, der kann sich getrost ein Zeugniß als ein äußerst sanfter Mann ausstellen lassen. Ich kann nicht leugnen, ich habe laut und innerlich in meinem Leben schon manchen herzhaften Fluch ausgestoßen, beim Exerciren dummer Rekruten, oder beim Reiten stöttischer Remontepferde, aber aus so recht innerem Drange wie hier in der Provence habe ich noch niemals gewettert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Löschung des Brandes in der Kohlenmine von Clackmannan.

London, Juni.

Vor einigen Tagen berichtete uns die englische Presse von einem großartigen, mit dem ausgedehntesten Erfolge gekrönten Versuche, dessen nähere Beschreibung wir seiner Bedeutsamkeit wegen unsern Lesern nicht vorenthalten. Ohne uns bei einer überflüssigen Einleitung aufzuhalten, wollen wir die Thatsachen geben, wie wir sie aus den verschiedenen Blättern zusammengestellt haben.

In der Kohlenmine des Earl von Mansfield (bei Shawpark, in der Nähe von Alloa in Schottland), einem der größten und reichhaltigsten Werke in den vereinigten Königreichen, brach vor etwa dreißig Jahren Feuer aus, und zwar, wie man gewöhnlich annimmt, durch die Unvorsichtigkeit einiger Männer, die in einer der Gruben heimlich Whisky brannten. Obgleich der Brand kurz nach seinem Entstehen bemerkt wurde, erwiesen sich doch alle Löschversuche vollkommen erfolglos, und außer Stande das Element zu bändigen, mußte man sich darauf beschränken ihm eine Grenze zu setzen. Es hatte übrigens in der kurzen Zeit schon eine Fläche von sechsundzwanzig Ackern ergriffen.

Der Eigenthümer beschloß die brennende Strecke mit einer feuerfesten Mauer zu umgeben, und dieser Plan wurde in's Werk gesezt. Der Bau, während dessen man mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, kostete nicht weniger als 16,000 Pfund Sterling und erforderte eine Zeit von vollen fünf Jahren. Das Haupthinderniß lag im fortwährenden Weiterschreiten der Flamme, welche die Arbeiter oft nöthigte vom ursprünglichen Plane abzuweichen und den Bau in größerer Entfernung vom Feuer wieder zu beginnen. Troz aller Vorsichtsmaßregeln gingen bei diesem Werke zwölf Menschenleben verloren. Vor neunzehn Jahren ungefähr wurde die Mauer vollendet. Sie zog sich von der obern Schichte der Kohlenmine, in der Nähe des Punktes, wo der Brand ausgebrochen war, in einem Halbkreise nach dem untern Lager, und von da wieder auf der andern Seite nach der obern Schichte.

So sorgfältig das Werk ausgeführt war, so nahm es doch auch nach seiner Vollendung eine stete Aufmerksamkeit in Anspruch. Es mußte um jeden Preis verhindert werden, daß das Feuer die ihm gezogene Grenze überschreiten konnte. Die Erhaltung der Mauer und die stete Beaufsichtigung des Brandes kostete den Eigenthümer wenigstens zweihundert Pfund jährlich.

Der Earl von Mansfield wandte sich zu verschiedenen malen an Sachverständige, aber alle stimmten darin überein, die Löschung des Feuers für unmöglich zu erklären. Man sollte glauben, wenn das Element in seinem eigenen Herde eingeschlossen und des Zutritts der frischen Luft beraubt würde, müßte es von selber erlöschen, und dieß ist auch richtig. Aber die Schwierigkeit lag gerade darin, den Zutritt der Luft völlig zu verhindern. Die brennende Grube war nirgends tiefer als zwanzig Faden und zog sich an einigen Orten bis dicht unter die Erdoberfläche hin, so daß sie von oben sowohl als auch durch die Risse der Mauer genug Luft zur Nahrung des Feuers erhielt. Von Zeit zu Zeit erfolgten Erdstürze, durch welche der Brand bloßgelegt und dem Rauch und Dampf ein Abzug verschafft wurde. Das leztemal ereignete sich dieß vor etwa fünf Monaten. Jedesmal nach einem solchen Sturze konnte man beobachten, wie die Flamme größere Lebhaftigkeit gewann.

In der Mine befanden sich einundzwanzig alte Schachte, die größtentheils verschüttet waren. Einige derselben hatte man während des Baus der Mauer geöffnet, um den Arbeitern frische Luft zuzuführen. In schräger Richtung von der obern Schichte lief ein Gang, der auf ungefähr sechzig Yards frei, von da an aber durch den Einsturz der Decke verstopft war, jedoch nicht so, daß der freie Durchzug der Luft gehemmt gewesen wäre. Dieser Gang diente bei den folgenden Operationen zum Einpumpen der Gase, welche durch einen Schacht am entgegengesezten Ende der Mine wieder hinausgetrieben wurden.

Der Earl von Mansfield hatte den entzündeten und eingedämmten Theil seines Kohlenlagers schon gänzlich verloren gegeben, als sich ihm plözlich die unerwartete Aussicht auf Rettung desselben eröffnete. Im Sommer des Jahres 1848 beschäftigte sich ein Comité des Hauses der Lords mit einer Untersuchung der Maßregeln zur Verhütung von Unglücksfällen in den Kohlenbergwerken. Bei den Verhandlungen, die über diesen Gegenstand gepflogen wurden, kam unter andern der Versuch Gurneys zur Sprache, die Astley-Kohlenmine in Lancashire mittelst Schwadens (choke-damp) zu löschen, ein Versuch, der mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt worden. Ein Bericht über dieses Experiment erschien den 30. April 1849 in den Times und einige Tage später, von erläuternden Abbildungen begleitet, in den Illustrated London News.

Sobald Lord Mansfield Kenntniß hievon erhielt, sezte er sich mit Gurney in Verbindung. — Goldsworth Gurney von Bude ist ein reicher Grundbesitzer in Cornwall. Er widmete sich von frühester Jugend an wissenschaftlichen Studien und machte sich durch einige wichtige Entdeckungen im Gebiete der Mechanik bekannt.

Gurney begab sich der Einladung Mansfields zufolge nach der Kohlenmine und besichtigte sie in Gesellschaft Mathers, des Ehrensekretärs der South Shields Kommission, Darlingtons, Eigenthümers der Astleygrube, und Jamiesons, Sheriffklerks von Clackmannan. Nach der Untersuchung stattete Gurney dem Earl einen Bericht ab, und erklärte die Löschung des Brandes, troz seiner großen Ausdehnung, für möglich. Der Plan, welchen er vorschlug und der angenommen wurde, ging darauf hinaus, die ganz von der Mauer eingeschlossene Fläche mit nicht brennbarem Gas (Schwaden) zu füllen, wodurch das Feuer unterdrückt werden müßte.

Wir sind gewohnt, uns das Große durch das Kleine zu versinnlichen. Nehmen wir also zur Erläuterung des vorgenommenen Prozesses ein populäres, nahe liegendes Beispiel.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mannheim, Juni.

(Schluß)

Das Denkmal für Christian Prinz.

Noch muß ich eines kurzen Ausfluges erwähnen, den ich am 25. Mai an die hessische Grenze gemacht habe. Sie erinnern sich wohl der ersten blutigen That, die den badischen Aufstand im Jahre 1849 bezeichnete. Sie ward am 24. Mai jenes Jahres beim hessischen Grenzdorfe Oberlaudenbach, bei Gelegenheit der bewaffneten Volksversammlung begangen, die den Zweck hatte, das Feuer in Hessen zur hellen Lohe anzufachen. Das Opfer war der erste Beamte des Bezirks Heppenheim, Christian Prinz, der mit drei Compagnien des dritten hessischen Infanterieregiments auf der Grenze erschienen war, um Ordnung und Frieden zu wahren, und dem ein halbes Hundert von Schuß- und Hiebwunden dafür zu Theil wurde. Dem in Ausübung seiner Pflicht Gefallenen haben Freunde ein einfaches, aber

hübsches Denkmal aus Granit errichtet, das eben am 25. Mai feierlich enthüllt wurde. Welch andere Versammlung hatte sich dießmal bei Oberlaudenbach zusammengefunden! Von hessischer wie von badischer Seite waren zahlreiche Besucher aus allen Ständen eingetroffen, unter andern der Präsident des hessischen Ministeriums, Freiherr von Dalwigk, mehrere Mitglieder beider Kammern, eine Militärdeputation von Worms und der Prälat Dr. Zimmermann. Nach dem Vortrage eines Liedes durch den Gesangverein des Städtchens Heppenheim hielt der Prälat eine eindringende, dem Zwecke der Feier höchst angemessene Rede, nach welcher das Denkmal enthüllt wurde. Es trägt die Inschrift: „Dem Andenken des hier am 24. Mai 1849 als Opfer seiner Berufstreue gefallenen Christian Prinz, großherzoglich hessischen Provinzialcommissärs, gewidmet von seinen Freunden und Verehrern aus dem Regierungsbezirke Heppenheim.

Im Leben treu, ward ihm der Lohn,
Auch sterbend noch dem Vaterland zu nützen."

Mädchen streuten Blumen um das Denkmal her und bekränzten dessen Umfassung, ein Verwandter des Gefallenen sprach den Dank der Familie aus und der Präsident der ersten Kammer, Oberappellationsgerichtsrath Hesse, den des Vaterlandes gegen das Militär, das in jener schwierigen Zeit den Fluthen der Anarchie einen festen Damm entgegengesezt. Nach der Uebergabe des Monumentes an die Gemeinde zerstreute sich die Menge. Wir gingen mit vielen nach Heppenheim, wo der neue, vielbesuchte Gasthof uns aufnahm und bald der Saal von Toasten widerhallte, die wie die ganze Feier nichts von dem unheimlichen Geiste spüren ließen, der vor zwei Jahren um dieselbe Zeit in dieser Gegend umging. Erst als die Bahnhofglocke zum lezten Zuge läutete, brachen wir auf, und wie der Tag sich durchweg schön gehalten, so leuchtete uns der schönste Abendhimmel zur raschen Heimfahrt.

Dresden, Juni.

(Fortsetzung.)

Großstädtische Regungen.

Wie unser Dresden jezt Prags Größe von 1820 durch Umfang, Häuser- und Einwohnerzahl erreicht hat, wurde Ihnen neulich berichtet. Auch mit großstädtischem Prunk und Schwung scheint man allmählig nachzukommen. Ein keimender Ansatz zu dieser Großstädterei, wie sie die europäischen Metropolen zum Vorbild geben, hat sich neuerdings besonders auf der Ostseite des Neumarktes, dem Vereinigungspunkt der meisten Fremden, bemerklich gemacht. Schon nicht weit davon, unter den ersten Häusern der Pirnaischen Gasse, bietet das äußerlich unscheinbare neue British hotel seinen meist englischen Gästen im Innern einen Comfort und Luxus, der wenigstens dem bescheiden gewöhnten Einheimischen imponirt. Die Ecke der Straße und des Marktes bildet dann mit ihrer neuen, jezt stehenden Königsstatue * die glänzend ausgestattete Salomonisapotheke, deren reicher Besitzer, Dr. Struve, Sohn und Erbe des berühmten Nachbildners der Mineralwasser, sein beneidetes Einkommen von Trinkanstalt und Arzneiverkauf an Haus und Garten stets so geschmackvoll wie gemeinnützig zu verwenden weiß. Die Fenster des Erdgeschosses zieren bezügliche Statuetten, und neben dem Apothekengewölbe prangt, zur „Arzneiausgabe" bestimmt, hinter den blinkenden Spiegelscheiben noch ein äußerst kostbar und zierlich ausgestattetes Wartezimmer, wo außer Aerzten und Patienten, die das Gemach als Stelldichein benutzen dürfen, auch manche Zofe auf den Sammtstühlen ausruhen und in der gold- und glasbedeckten Hinterwand sich bespiegeln kann. Dicht an dieses Apothekerhaus grenzt die große, mehr als hundertfenstrige, weit in die nächste Straße hereinreichende Kaserne des „Hotel de Saxe," das sich mit den an der Wand des zweiten Stockes aufgesezten, ellenhohen Buchstaben seiner Firma beim ersten Einblick in den Markt dem Fremden ankündigt. In der ersten Etage dieses Gasthauses wird nur auf Silber servirt und die Portion Kaffee zu $^2/_3$ Thlr. berechnet. Zur Seite des Hotels mündet die stattlich breite, selten, aber dann meist von Carossen und Livréen belebte Moritzstraße, Hauptwohnsitz des Adels und der höhern Beamtenwelt. Die Ecke gegenüber bildet der mit dem Nachbar wetteifernde Gasthof „Stadt Rom," rechts davon klafft ein in seiner Art auch großstädtisches, finsteres und betriebsames Winkelgäßchen; aber an der nächsten Straßenöffnung seitwärts prunkt wieder das neuaufgebaute, mit Balkonen und Caryatiden wunderlich gezierte, hinter maßlosen Spiegelfenstern bunt aufgepuzte Etablissement eines jüdischen Schnitthändlers, und der lezte Abschluß endlich zu dem Klein-Pariser oder Londoner Ensemble ist von einer Seite gekommen, woher man es am wenigsten erwartet hatte. Magazine von Möbeln und Kleidern, in meinen Kinderjahren auch noch unerhört, waren schon längst eingeführt und neuerlich gleich den Buchhandlungen, deren wir nun etwa ein Dutzend zählen, immer mehr vervielfältigt worden. Aber von einem so großartigen Gewerbsbetrieb, wie er sich jezt in der bezeichneten Stadtgegend aufthat, hatte man noch keine Ahnung gehabt. Man bewunderte zwar schon seit mehreren Wochen, in einigen Gesellschaftslokalen unter dem Haufen der Zeitblätter unentgeltlich ausgelegt, eine prachtvoll cartonirte und kostbare, in größtem Format neu herauskommende Modezeitung mit schönstens abgebildeten Männer- und Knabentrachten, Staatswagen, Hausgeräthen und dergleichen. Doch erst eines Abends kurz vor den Feiertagen offenbarte sich's, von wem die großartige Schaustellung ausging. Was unter den Völkern die Franzosen, das scheinen unter den Handwerkerklassen die Schneider. Auch sie müssen in allen überschwenglichen Auslassungen zunehmenden Selbstgefühls immer den Vortanz haben. Einer derselben erregte hier nicht geringes Aufsehen und versammelte dichte Zuschauergruppen, als er bei Einbruch der Nacht zwei in den sächsischen Farben, in grüner Schrift auf weißem Grunde, hellglänzende, alles bisherige Längenmaß überschreitende Schilder in die erste und zweite Etage des breiten Hauses zunächst jener „Stadt Rom" hinaufheben ließ. Tags darauf las man drei, in fußlangen Buchstaben prangende Aufschriften, oben: „Lehranstalt der deutschen Bekleidungs-Akademie." — „Redaktions- und Verlags-Büreau der europäischen Modenzeitung," unten: „Gustav Adolph Müller, Marchand Tailleur." — Natürlich, daß alsbald in allen Gesellschaftskreisen und Tageblättern der Volkswitz über den neuen Professor und weltgeschichtlich benannten Helden der edeln Schneiderkunst herfiel. Im „Anzeiger" wollten die Spöttereien noch bis zur Mitte des Monats kein Ende nehmen. Auf dieselben antwortete der Befehdete mit ausführlichster Nachweisung, wie die Schneiderei, da sie nicht bloß Kunst sey, sondern auch wissenschaftliche Begründung fordere, sehr wohl eine Akademie und diese wieder eine Lehranstalt haben könne. Vom Gehalt der Sache erfährt man freilich nichts Sicheres. Aber der Unternehmer selbst soll in seinem Fache tüchtig seyn und gute Arbeit liefern. Jedenfalls kann es den hiesigen, im Schlendrian befangenen, von Fremden und Einheimischen oft beklagten Handwerkern nichts schaden, wenn auch von einem Halbnarren, einmal einen Anstoß für Neues und Besseres zu bekommen.

(Schluß folgt.)

* Die früher thronende hatte ein Schuß in der Maiwoche d. J. 1849 enthauptet, s. Nr. 191, 1849, dieser Blätter.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 155. Montag, 30. Juni 1851.

Utile propositum, saevas extinguere flammas.
— — Flammas grandior aura necat.
Ovid.

Die Löschung des Brandes in der Kohlenmine von Clackmannan.

(Schluß.)

Jedermann kennt den Lichtauslöscher, aber nur die Wenigsten wissen, warum derselbe das Licht auslöscht. Der Grund ist einfach folgender. Der Löscher enthält nur eine geringe Quantität atmosphärischer Luft, die bekanntlich etwa zu einem Fünftel aus Sauerstoff und zu vier Fünfteln aus Stickstoff besteht. Ist nun der Sauerstoff von der Flamme verzehrt, so bleibt nur der Stickstoff übrig, der sich mit der durch die Verbrennung erzeugten Kohle zu Kohlensäure verbindet und die Flamme erstickt. Es leuchtet ein, daß das Feuer in der Mine erlöschen mußte, sobald es demselben Prozesse unterworfen wurde. Die Schwierigkeit lag, wie wir schon früher bemerkt, nur darin, den Zutritt fremder Elemente zu verhindern.

Gegen den 20. März dieses Jahrs waren die Vorbereitungen beendigt und die Operation konnte begonnen werden. Der Apparat, den Gurney anwandte, war überaus einfach. Er bestand aus einem Dampfkessel und einem Ofen, der ganz in der Nähe der Grubenöffnung angebracht war. Der Ofen wurde mit Holzkohlen geheizt, die beständig rothglühend erhalten wurden. Von der Vertiefung, in welcher das Brennmaterial aufgehäuft war, führte ein Zugloch, durch welches die Gase geleitet werden sollten, in die Grube hinein. Am Ende dieses Zuglochs befand sich ein eiserner Cylinder von etwa zwei Fuß Länge und zwölf Zoll im Durchmesser. Der Dampfkessel lief in eine sechzig Fuß lange und 1½ Zoll dicke Röhre aus, die sich ungefähr zwei Fuß von der Grubenmündung in das Zugloch einsenkte.

Als die Maschinerie in Bewegung gesetzt werden konnte, bestiegen Mather und Jamieson in Begleitung einiger Bergleute den Schacht. Es gelang ihnen zwei Eisenthore, die in die brennende Mine führten, aufzubrechen und einen Theil der Mauer einzuschlagen. Die Passage wurde aber bald gefährlich und sie mußten umkehren. Ihr Zweck war übrigens erreicht und den Gasen der Weg zu der Brandstätte geöffnet. Die Mündung der Grube wurde nun mit Eisenplatten und Lehm luftdicht verschlossen und der Dampf aus dem Kessel losgelassen. Der Dampf stürzte durch die Röhre nach dem Zugloche der Grubenmündung zu und bildete so einen luftleeren Raum, den die atmosphärische Luft wieder auszufüllen strebte. Die Luft mußte aber, indem sie sich nach dem Zugloche drängte, die brennenden Kohlen passiren und wurde so ihres Sauerstoffs beraubt, so daß nur der Stickstoff, d. h. ein die Flamme erstickendes Gas zurückblieb.

Der Apparat arbeitete auf die befriedigendste Weise, und binnen zwanzig Stunden waren 8,200,000 Cubikfuß Gas eingetrieben, wodurch die Mine, welche 10,335,600 Quadratfuß Inhalt hat, beinahe gefüllt wurde. — Da aber die Decken der Grubengänge an manchen Orten gerissen waren und das Gas viele Ausgänge fand, so wurde es für nöthig gefunden, die Operationen noch eine Zeit lang fortzusetzen. Das Gas wurde demgemäß etwa drei Wochen lang, freilich mit zeitweiligen Unterbrechungen, eingeblasen, bis man nicht mehr bezweifeln konnte, daß die Mine durchweg mit demselben angefüllt und das Feuer erloschen sey.

Es drängte sich nun eine andere Schwierigkeit auf. Der Herd des Brandes war so ausgedehnt und

die Hitze in demselben so groß, daß es fast unmöglich schien, die Temperatur auf einen Wärmegrad herabzudrücken, bei welchem eine Wiederentzündung unmöglich war. Gurney hatte sich überzeugt, daß sich die Kohlen nur bei einer Hitze von mehr als 500 Grad entzünden. Der Dampf, welcher zugleich mit dem Gase in die Grube geleitet wurde, hatte nur 212 Grad Wärme und brachte also vergleichungsweise Kühlung. Aber es handelte sich darum, den langwierigen Prozeß abzukürzen. Das Mittel wurde gefunden. Edward Cailey (ein Sohn des bekannten Parlamentsmitglieds), der sich für die Operationen interessirte und bei denselben zugegen war, schlug vor, dem Dampfe einen Spritzregen von kaltem Wasser beizufügen. Dieß wurde in's Werk gesezt und das Wasser durch den Dampf mit solcher Gewalt in den Schacht hineingetrieben, daß es sich, nach dem Ausdrucke Caileys, in „Nebel" verwandelte.

Zehn Tage lang fuhr man unablässig mit dem Einpumpen fort. Nach Verlauf dieser Zeit war die Hitze im Schacht, wie sich aus den angestellten Beobachtungen ergab, so gesunken, daß keine Befürchtung einer Wiederentzündung mehr aufkommen konnte. Um das Gas aus der Mine herauszutreiben, leitete man nun atmosphärische Luft in die Grube, und zwar durch denselben Prozeß wie früher den Stickstoff. Diese Arbeit war bald beendigt, und etwas länger als einen Monat nach Beginn der Operation konnte die Grube aufgedeckt und bestiegen werden. Die Erdfälle machten es aber unmöglich zu der Brandstätte zu dringen, und es mußten Bohrungen vorgenommen und ein neuer Schacht niedergetrieben werden. Die Untersuchungen erhoben es zur Gewißheit, daß die Flamme gelöscht war. Das Eigenthum, welches in diesem Falle gerettet wurde, hat einen Werth von 200,000 Pfund Sterling.

Gurney hat übrigens schon wieder ein neues Feld für seine antivulkanische Thätigkeit gefunden. Vor zwei Jahren brach in der Kohlenmine von Dalquarren, Ayrshire, ein Brand aus, der in Kurzem zwölf Acker ergriff und den Eigenthümer um ein jährliches Einkommen von 1200 Pfund Sterling brachte. Gurney befindet sich in diesem Augenblicke in Dalquarren, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ihm auch hier die Besiegung des Elements gelingen wird.

Aus der Provence.

(Fortsetzung.)

Was das Volk und somit das Reisen im Lande auch nicht angenehmer macht, ist der Schmutz, der überall herrscht. In den eleganten, vornehmen Hotels von Avignon, Marseille, Toulon und andern großen Städten merkt man freilich nichts davon, obgleich auch hier hinter dem äußern glänzenden Schein manch Zweideutiges verborgen ist und die schweren seidenen Decken der Betten nicht immer frische Leintücher verbergen. Desto mehr lernt man dieses Uebel kennen, wenn man in's Innere des Landes dringt. Das Dienstmädchen eines kleinen Wirthshauses am Meere, in dem ich fast eine Woche wohnte, war wunderbar schön; ihre dunkeln Augen glänzten wie Sterne, ihr langes weiches Haar war blauschwarz wie das Gefieder des Raben; aber so lange ich sie sah, wusch und kämmte sie sich niemals; der Staub und Schmutz des gestrigen Tages einte sich auf ihren braunen Wangen friedlich mit dem des vorgestrigen, und so ging es die ganze Woche durch. Als unerhörten Luxus schien sie es anzusehen, daß ich alle Tage wiederholt frisches Waschwasser verlangte, und als ich sie fragte, ob sie sich denn nie wasche, meinte sie lachend, und wies dabei die prächtigen weißen Zähne zwischen den purpurnen Lippen, Sonntags, bevor sie in die Messe gehe, thue sie das, in der Woche sey es unnöthig. — Man vermeide es sorgfältig, eine provençalische Küche zu betreten. Wenn solches schon in unserem säuberlichen Deutschland oft nicht gerade den Appetit fördert, so kann es denselben in der Provence geradezu ersticken. Was man doch nicht ändern kann, von dem weiß und sieht man am besten gar nichts; die Wahrheit dieser alten Regel, die man als Reisender und Soldat im Felde so oft erprobt, bewährt sich nirgends mehr als in der gesegneten Provence.

Im Allgemeinen ist der Volksschlag nicht sonderlich schön. Die Männer sind meist klein, hager, mit scharfen, sonnverbrannten Gesichtern, straffem schwarzem Haar. Man kann die eigentlichen Provencalen fast immer auf den ersten Blick von den eigentlichen Franzosen unterscheiden. Stets sind sie in Bewegung, und ruht der Körper, so muß doch der Mund sich rühren, und schweigt auch dieser, so rollt das dunkle Auge im braunen Gesicht. Zank und Streit sind unter diesen heftigen Naturen etwas Alltägliches, und man sieht im Hafen zu Marseille in einer Stunde mehr gegen einander erbitterte Menschenpaare als in Hamburg in einer ganzen Woche. Es bleibt dabei nicht immer bei Worten, das lange spitze Messer, das jeder provençalische Bauer und Arbeiter stets bei sich in einer eigenen Oeffnung der weiten Hosen führt, wird nur zu oft gezückt. Gibt es nur leichte Verwundungen, so einen kleinen Stich, der ein wenig vom heißen Blut abzapft, so macht man nichts daraus, es erfolgt keine Anzeige und die Obrigkeit hat auch mehr zu thun, als sich um diese zahllosen Raufereien zu kümmern. Trifft aber der Stoß zufällig oder absichtlich einen edleren Theil und der Getroffene stirbt, dann freilich müssen die Assisen ihr Urtheil sprechen;

die Beisitzer derselben sollen aber immer viel Rücksicht auf das hitzige Blut ihrer Landsleute nehmen und Fälle der Art nicht so hart bestrafen, wie es im übrigen Frankreich unzweifelhaft geschehen würde. Indessen sitzen doch sehr viele Provençalen im Bagno von Toulon und in der Statistik der Verbrechen ist die Provence unter den französischen Provinzen mit keiner niedern Ziffer angeschrieben.

Einen wüthenden Kampf der Art sah ich zufällig an einem Sonntag Abend in einer Hafengasse von Marseille, vor einem sehr übel berufenen Hause, in dem derselbe sich entsponnen hatte. Die Matrosen eines französischen Schiffes aus Havre, die größtentheils Bretagner schienen, waren mit Marseiller Hafenarbeitern in Streit gerathen. Hin und her wogte die wilde Masse, bald drängten die Matrosen die Marseiller wieder in's Haus zurück, bald wurden jene wieder aus demselben geworfen. Wilde Flüche erschollen von zitternden Lippen und das »trente de diou« — ein gewöhnlicher provençalischer Fluch — der Marseiller mischte sich mit dem »sacristie« und va-t-en promener, Ponentuis (Oelfresser)! der Nordfranzosen. Dazwischen blitzten Messer im Schein des Laternenlichtes vor dem Hause und mancher Klagelaut verrieth, daß sie bisweilen ihr Ziel getroffen. Durch wilde Wuth zeichnete sich besonders ein Weib, die Frau oder Geliebte eines der Hafenarbeiter, aus, und nie ist mir der Vers: „da werden Weiber zu Hyänen," wahrer erschienen als beim Anblick derselben. Ihre schmutzige Haube hing zerrissen im Nacken und das lange schwarze Haar flatterte wild um das gelbe hagere Gesicht, die Augen glühten wie Kohlen, krampfhafte Wuth verzerrte die ohnehin nicht schönen Züge zur scheußlichen Fratze. Das schmutzige Kleid flog in Fetzen zerrissen umher und die nackten Füße schlürften in großen alten Pantoffeln; dabei brüllte sie fortwährend ein Gemisch der wildesten Fluchworte und gemeinsten Schimpfnamen hervor, schlug jetzt mit einem alten Besen auf ihren Mann los, weil er am Streite Theil genommen, und stürzte sich dann wieder mit Tigerwuth auf die Matrosen. Die Erbitterung der Kämpfenden war so groß, daß die herbeigeholte Hafenwache die größte Mühe hatte dieselben zu trennen, und endlich mit dem Kolben dazwischen stoßen mußte, um den wilden Haufen nur etwas zu entwirren. Einige der Marseiller waren so wüthend, daß sie sich selbst gegen die Soldaten und Gendarmen kehrten, so daß diese ihnen endlich die Hände auf den Rücken binden mußten, um sie in den Arrest transportiren zu können. Die Zunge des Weibes zu bändigen, gelang selbst der Wache nicht, und noch lange hörte ich ihr Gekeife aus der Patrouille heraustönen, die sie mit abführte.

(Schluß des ersten Briefs.)

Ein Gott auf Erden.

Des Herzens Sehnen war erreicht,
Du lagst in meinen Arm geschlossen,
Und Liebe, der kein Lieben gleicht,
Hab' ich an deiner Brust genossen.
„Wir sind allein auf dieser Welt!"
Rief meine Seele, froh vermessen,
„Denn Erd' und Himmel kann vergessen
Der Mann, der dich im Arme hält.

„Wie leis', wie stille ist's umher!
Und keine Seele kann uns lauschen,
Ich höre wie ein süßes Meer
Die Säume deines Kleides rauschen.
Im weiten Garten ich und du!
Und vor den armen Menschen allen,
Die ungeliebt vorüberwallen,
Schließt er die sichern Thore zu.

„O traute, sel'ge Blätternacht
Mit deinen dämmerlichen Hallen!
Hier darf der Liebe ganze Macht
Aus voller Seele überwallen.
Wie bist du, liebes Angesicht,
Von Küssen, die ich hier genossen,
So abendröthlich übergossen
Mit holdem, träumerischem Licht!

„Sieh, wie ihr hohes Wipfelpaar
Mit freudig einverstandnem Schweigen
Zwei Bäume dort so voll, so klar
Im Winde hin und wieder neigen:
So willig neigt sich unsre Brust
In der Umarmung sel'gem Schwanken
Der Liebe einzigem Gedanken,
Der Liebe ungeheurer Lust.

„Wie glüht der Rosen volle Last,
So tief am Strauch herabgesunken,
Als hätten sie vor Wonne fast
Ihr jubelnd Haupt zu schwer getrunken!
Heil dir, du Blumenkönigin!
Auch dir muß überschwenglich Leben
Die weichgeschaffne Brust durchbeben,
Wo ich so froh, so selig bin.

„Wie tief zu deines Herzens Glut
Halt' ich, o Kind, mein Haupt gebogen,
Als hätt' ich seine heiße Flut
Berauscht in mich hinabgesogen!
Ja, wo des Lebens höchste Lust
Ein Gott erfahren will auf Erden,
Ein Mann der Liebe muß er werden,
Du Erdenkind, an deiner Brust!"

J. G. Fischer.

An die Leser und Mitarbeiter.

Das Morgenblatt hat die Hälfte seines fünfundvierzigsten Jahrgangs zurückgelegt. Es ist so ziemlich das älteste der nicht politischen und nicht bloß kritischen Journale, deren Form unserer Literatur eigenthümlich ist, und deren ungeheure Entfaltung im Laufe dieses Jahrhunderts das ganze Wesen unserer eines herrschenden Mittelpunkts entbehrenden Bildung so bezeichnend ausspricht. Das Morgenblatt hat ähnliche Blätter zu Dutzenden neben sich entstehen und mehr oder minder schnell wieder vergehen, oder in mannigfaltigen Umwandlungen und Verkleidungen ihren Weg suchen sehen. Es ist, oft in sehr schwerer Zeit, aufrecht geblieben; es hat sich durch alle Wechsel des äußern Lebens und des literarischen Geistes und Geschmacks das Vertrauen und die Theilnahme eines festen Kreises von Lesern und Mitarbeitern erhalten, obgleich und vielleicht weil es vom Gedanken, der es gestiftet, niemals abgewichen ist und Form und Gewand nie nach Laune oder nach dem Gebot literarischer Mode, sondern immer nur dann abgeändert hat, wenn der Wechsel den Lesern wirkliche Vortheile verschaffte. Unsere besten Schriftsteller haben seit bald einem halben Jahrhundert ihre Erstlinge in diesen Blättern niedergelegt; sehr viele Dichter, Erzähler, Reisebeschreiber, Kunstrichter, populäre Bearbeiter wissenschaftlicher Stoffe sind viele Jahre und bis zu ihrem Tod der Redaktion treue Gehülfen geblieben. Von Jean Paul, der vor fünfundvierzig Jahren auf dem First des neuen Baus den Zimmerspruch gehalten, bis auf diesen Tag hat eine lange Reihe deutscher literarischer Persönlichkeiten ihre Physiognomien auf diesen Blättern abgezeichnet; viele der Besten haben als Leser und Mitarbeiter in Anerkennung der alten Vorzüge der Zeitschrift die etwaigen Mängel und Schwächen der Leitung nachsichtig behandelt und die hergebrachte Form lieb gewonnen.

Ueberzeugt, daß das Bessere sehr oft der Feind des Guten ist, sind wir vielfach der Versuchung aus dem Weg gegangen, unsere Blätter nach einem augenblicklich herrschenden Geschmack umzugestalten. Indessen hat sich Ein Punkt in der äußern Erscheinung längst an sich als ein Mißstand herausgestellt, und jezt, da wir vielfältig die Versicherung erhalten haben, daß die Abstellung desselben vielen Lesern und Mitarbeitern erwünscht wäre, stehen wir nicht an eine Abänderung vorzunehmen, die allerdings als eine sehr zweckmäßige erscheint. — Unsere Zeitschrift war, gleich so vielen ähnlich eingerichteten, eigentlich bestimmt ein Tageblatt, tägliche Lektüre zu seyn. Dieß ist aber zur Fiktion geworden, seit dieselbe anfing durch die sich immer mehr entwickelnden Lesecirkel ihre hauptsächliche Verbreitung zu finden. Längst gelangen unsere Blätter in die Hände fast aller Leser nur in Wochen- oder Monatslieferungen. Unter diesen Umständen ist das tägliche Erscheinen und in Folge davon das beständige, nothwendig nicht immer glückliche Abbrechen der Artikel eine Form, die sich durch nichts mehr rechtfertigt, und die dem Publikum und uns selbst nur durch die Gewöhnung erträglich geworden ist. Bei wöchentlicher Lieferung des Stoffs, welche gestattet die meisten Artikel ungetrennt zu geben und die größeren in natürliche Abschnitte zu spalten, hat der Leser offenbare Vortheile, welchen gegenüber auch nicht Ein Vorzug der bisherigen Einrichtung zu nennen wäre.

Wir haben uns daher entschlossen mit dem zweiten Semester dieses Jahrs unsere Blätter in Wochenlieferungen erscheinen zu lassen, und statt an jedem der sechs Wochentage einen halben Bogen, am Schlusse der Woche drei Bogen mit fortlaufendem Texte zu geben. Wir sind dabei der Anerkennung der meisten Leser gewiß, und auch unsere ältesten Freunde, die das täglich wiederholte „Fortsetzung folgt“ nicht stört, werden sich mit der neuen Form schnell befreunden und dieselbe angenehmer finden.

Bei diesem Abschnitt im Lebenslauf unserer Blätter erlauben wir uns unsere älteren literarischen Freunde und das jüngere Geschlecht zu recht fleißiger Theilnahme einzuladen. Wie sich auch die Geschicke unseres Vaterlandes wenden mögen, der Deutsche wird an seiner Literatur ein Werkzeug besitzen, und im schlimmsten Falle einen Trost.

Die Redaktion.

Beilage: Monatsregister Juni.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.



